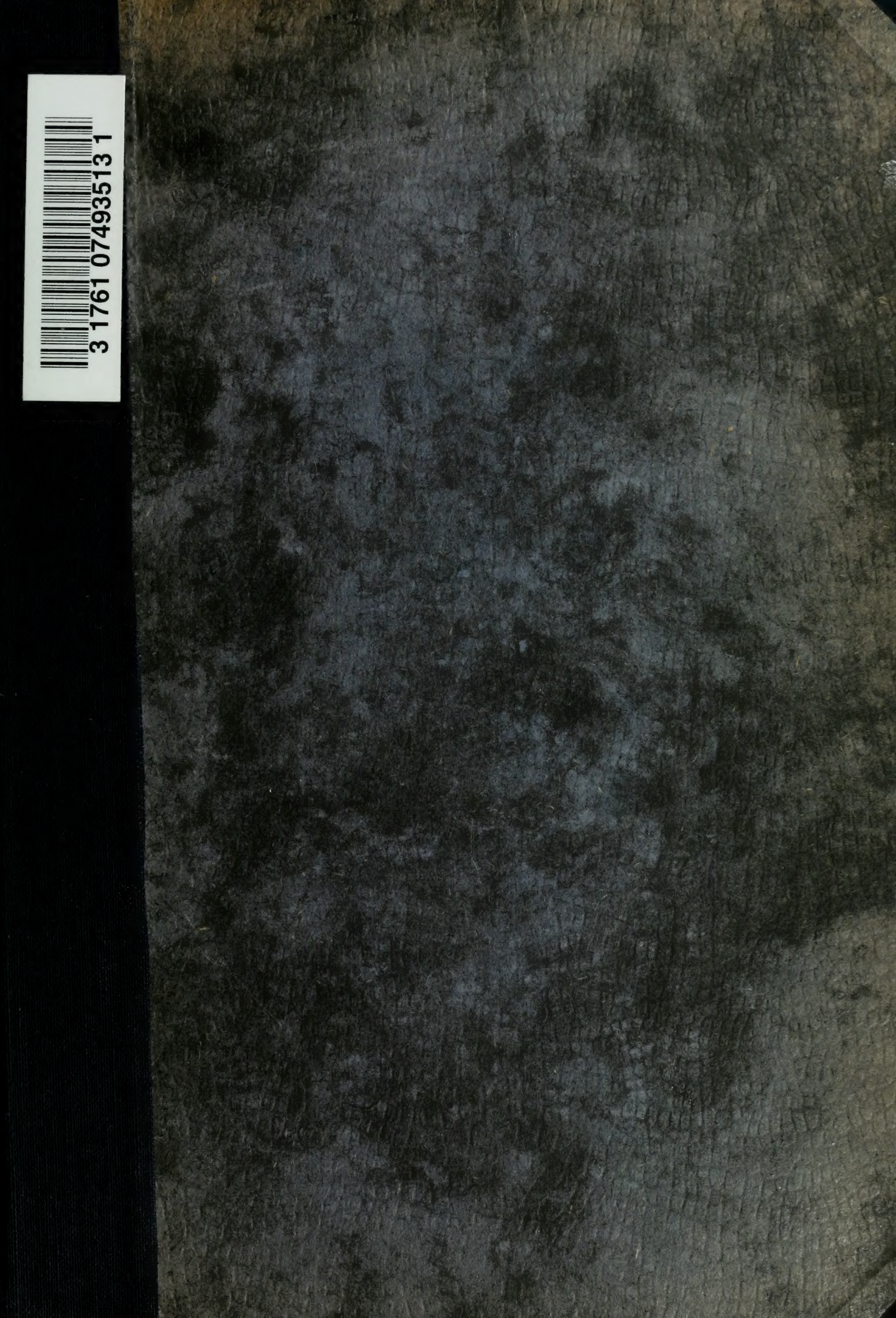


Frobenius

Geographische Kulturkunde.

Geographische
Kulturkunde.

Eine Darstellung der Beziehungen zwischen der Erde und der Kultur nach älteren und neueren Reiseberichten zur Belebung des geographischen Unterrichts.

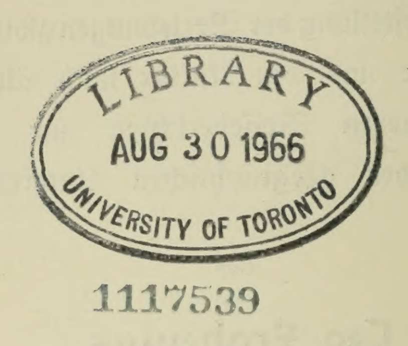
Von

Leo Frobenius.

Mit 18 Tafeln und 43 Kartenskizzen im Text.



Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1904.



Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Der Geist dieses Buches.

Ein Buch ist nicht nur ein, mehr oder weniger Bogen, mehr oder weniger holzfreien Papieres umfassendes, körperliches Gebilde, sondern ein Buch ist ein sehr wohlbelebtes Wesen. Ein Buch soll einen Geist haben, und wie es nicht zwei Menschen gibt, die im Geiste einander gleich sind, so sollten auch Bücher solcher Art eigentlich nicht zu finden sein. Sollten! — es ist leider nicht ganz so, und es ließe sich über den mehr oder weniger ausgesprochenen Charakter der Büchergeister genau soviel sagen, wie über die Eigenschaften der Menschen, aus deren Kopf sie entspringen. Das ist es nämlich: Ein Buch soll nicht aus der Maschine kommen, sondern aus dem Kopfe, aus einem Menschenkopfe, der der Welt in solchem Buchwesen irgend etwas Neues zu geben vermag. Und da es das Bestreben der meisten Menschen ist, von vornherein gleich etwas vom Geiste ihres Werkes unter dem Titel „Vorwort" zu sagen, so soll das auch hier geschehen.

Es ist selbstverständlich eine ganz bestimmte Absicht, die den Urheber vorliegenden, wenigstens dem Umfange nach nicht ganz mageren Büchleins veranlaßt, in diesem Augenblicke nicht ein „Vorwort" zu schreiben, sondern einen kleinen Vortrag zu halten über das Thema: „Der Geist dieses Buches." Wenn nämlich ein oberflächlicher Beobachter die nachfolgenden Seiten durchblättert, dann findet er in langer Reihe: „Nach Wilson", „nach dem Prinzen Wied", „nach Peter Kolb", „nach Radloff", „nach Franklin" usw. usw. So ist es denn nicht ausgeschlossen, daß ein derartiger oberflächlicher Beobachter die Achseln zuckt, das Buch beiseite legt und den Geist dieses Werkes mit den kurzen Worten aburteilt: „abgeschrieben". — Ja, abgeschrieben — ist das wohl richtig? Wenn ich von einem Buche sage, es ist abgeschrieben, dann heißt das so viel wie „geistlos", und eben weil heutzutage sehr schnell ein Urteil gebildet und auch mit uns Ernsteren zuweilen etwas voreilig verfahren wird, will ich etwas vom Geiste dieses Werkes berichten.

Das Buch wird nur eigentlich der beurteilen können, der, in welchem Berufe es auch sei, einmal auf dem Platze eines Kapellmeisters gestanden hat, der daheim in aller Muße das Werk irgend eines großen Meisters studierte und nun mit Hilfe eines Orchesters das Wesen

dieses großen musikalischen Werkes der Zuhörerschaft vor Ohren und Seele führen will. Da heißt es denn im rechten Momente die Geigen herauswinken, dem lieben Kontrabaß ein Piano aufdrücken, den Flöten einige Triller entlocken, bald das Anschwellen, bald das Niedersinken kommandieren. — Auf solchem Platze habe ich mich im Laufe der langen Zeit, in der dies Buch heranwuchs, manchesmal gedacht. Wie oft habe ich dann die Geister der verschiedenen Reisenden bald in die Schranken zurückgewiesen, bald andere heraufbeschworen und summa summarum geprobt und geprobt, bis ich das Gefühl hatte, daß ich in meinem Konzerte jetzt den Zuhörern den Geist des großen Schöpfungswerkes vor Ohren und Seele zaubern könne. Und es ist ein großes, großes Werk, das mein Orchester hier spielen soll, es ist das Werk von der Schöpfung der menschlichen Kultur. Was eine unbeschreiblich tiefe Geschichte und eine nicht zu ahnend großartige Naturgewalt in ihren hundert und aberhundert verschiedenen Gestalten in dem wunderlichen Wesen der menschlichen Kultur geformt hat, das soll hier gezeigt werden, das ist der Inhalt des Werkes, von dem ich hier spreche. Und wie hundert und aberhunderte großer Kapellmeister sich bemühten, den Geist eines alten Oratoriums oder einer Messe zu erfassen und wie solches Oratorium und solche Messe immer und immer wieder vorgeführt, immer und immer wieder verschieden interpretiert und aufgefaßt wird, so ist es auch mit dem großen Schöpfungswerke, von dem ich spreche, dem Schöpfungswerk, das Mutter Erde in der menschlichen Kultur zeitigte. Den einen oder andern Satz dieses Werkes versteht jeder ohne weiteres: Da ist das weite Meer mit seinen gleichförmigen Windströmungen, das die Schiffe der Menschen hinüberführte und die Menschen erzittern machte vor der Großartigkeit der Natur. — Da ist das steil aufsteigende Gebirge, daß den Menschen wie eine Schranke neben dem grünenden Tale aufgebaut ist, in welchen er seinen Weizen baut. — Da sind die Ebenen der Nomaden. — Da sind die Urwälder der Jäger! Das sind Sätze, die jeder ohne weiteres versteht. Um aber dies ganze Werk zu erfassen, um es wiedergeben zu können, wie das alles in seinen einzelnen Zusammenhängen ineinander übergeht, übergegangen ist und immer wieder aufeinander einwirken wird, — um es wiedermalen zu können, wie diese gewaltige Kulturmasse sich aufgebaut hat aus den verschiedensten Materien und aus den verschiedensten Einflüssen, in buntestem Wechsel und nirgends, nirgends gesetzlos, — dazu gehört eigentlich ein größerer Meister als ich es bin. Ich weiß es, und wenn ich es dennoch wage, das vorliegende Buch der Welt zu übergeben, so geschieht es, weil ich glaube, daß es Zeit wird, der Welt einmal wieder das große Oratorium der Schöpfung der Kultur in diesem Sinne, in unserem Sinne, im Sinne unserer Zeit und Kultur vor Ohren zu führen.

Nun versteht vielleicht der Leser schon eher, weshalb es da heißt: „Nach Mollien“, nach „Wallace“, „nach Heckewelder“ usw. Diese Herren stellen in meinem Orchester die einzelnen Instrumente dar, und bitte ich den Leser, ja nicht zu glauben, daß jeder etwa hätte nach seiner eigenen Flöte tanzen können. Es hat sich vielmehr ein jeder es gefallen lassen müssen, so viel oder so wenig im Takt und in der Betonung sich zu mäßigen, als es mir, dem Kapellmeister, richtig dünkte. Und ich habe sehr gute und sehr schlechte Spieler in meiner Kapelle, und während ich es nicht wagen würde, meine ersten Violinisten wie einen Schweinfurth oder einen Wolf zu beeinflussen, mußten es viele sich gefallen lassen, daß ihnen die Nägel gar arg beschnitten wurden, ärger noch wie im Märchen dem Bären, so daß sein Aussehen resp. sein Klang sich oft gar arg verändert hat.

Es wäre leichter gewesen, wenn ich alle meine Instrumente selber gespielt hätte. Es wäre viel leichter gewesen und auch sehr viel — langweiliger für den Zuhörer. Denn das ist die wunderbare Geschichte vom Selbsterleben. Ich kann mich sehr wohl da hineinversetzen, wie so einem nomadischen Reiter in den weiten Steppen Asiens etwa zumute ist. Aber beschreiben? — Nein, um alles will ich das nicht behaupten. Da fehlt die Lebenskraft.

Kommt also, um den Schluß zu ziehen, alles darauf an, ob ich mir die rechten Kantonisten zusammengezogen. Das Buch soll frisch werden, sein Geist soll ein lebendiger sein, kraftvoll sollen seine Melodien klingen, — das war der Leitgedanke, der mich bei der Auswahl bestimmte. Daß es sich darum handelt, stets Bilder herauszufinden, die die Tätigkeit des menschlichen Geistes in seiner Abhängigkeit von irgendeinem ganz bestimmten geographischen Faktor zeigen, das verstand sich ja von selbst. Daß die ganze Kunst dieses Buches darin beruht, es abzulauschen, wo aus der Unmasse der Literatur einmal die frische Naturstimme durch die Kulturäußerungen uns entgegenklingt, und wo der frische Erdgeruch uns durch den Geist der Kultur entgegenströmt, das wird jeder Leser wissen, der dies Buch bis zu Ende durchliest. Und er wird dann auch ganz genau wissen, daß dies nicht immer so gelungen ist, wie es wohl zu wünschen wäre. — Aber ich bin nur ein Mensch, und ich habe das Wagstück der Interpretation aus unserm Geiste und in dieser Form als erster unternommen — gebührt mir da nicht eine gewisse Nachsicht?

Und wer nun etwas mehr hören will, als das Spielen der natürlichen Geigen und das Zusammenrauschen der Instrumente, der wende sich an die ersten Abschnitte, die jedes Kapitel einleiten. Auch ihnen soll hier noch ein Wort gewidmet werden.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei unserm Konzertvortrag. So man zur Aufführung eines großen Tonwerkes wandert, wird

einem wohl an der Tür des Saales ein Programmheft in die Hand gedrückt, in welchem die Motive der einzelnen Teile in Noten eingetragen sind, und der musikverständige Zuhörer beugt sich nun während des Spieles gar oftmals über diese Blätter und verfolgt an der Hand der Motivschrift den Gang der musikalischen Entwickelung. — Solche Motivblätter für Musikkundige sind meine Einleitungskapitel. Der Lehrer und vielleicht dann und wann auch der Fachgenosse, sowie jeder, der in die große Materie tiefer einzudringen bemüht ist, wird in diesen Leitsätzen mancherlei Unterstützung finden. Sie sind nicht immer leicht zu lesen. Sie mögen dann und wann sogar einmal etwas ermüdend wirken, und wenn gar oftmals vom Regen die Rede ist, so ist es nicht ausgeschlossen, daß dem Leser dies dann ein wenig wässerig vorkommen könnte. Aber in dem Punkt kann ich nun mit bestem Gewissen widersprechen. Es sind doch wohl mehr als Köpfe und Striche in diesen Abschnitten gefaßt, und wer so weit sachverständig ist, daß er beim Notenlesen Klänge vernimmt, der wird auch zumeist verstehen, inwieweit diese Leitkapitel das Hauptthema der ihnen nachfolgenden Bilder angeben. — Wenn auch hier nicht alles so gelungen ist, wie es sollte, so kann ich nur der Hoffnung Ausdruck geben, daß meine Arbeit dazu anregt, andere zur Fassung besserer Themata zu veranlassen.

Mit dem Buche will ich sehr viel. Der Geist, der dasselbe belebt, soll nicht nur in einem kleinen Raume einer eng gemessenen Zuhörerschaft predigen. Der Geist will zum Volke reden und will es versuchen, dem Volke klar zu machen, was die Kultur unserer Zeit im Rahmen der großen Entwickelung bedeute. Im Rückwärtsschauen sollen wir nach vorn sehen lernen. Und da sollen wir erkennen lernen, daß eine mächtige und gewaltige Zeit uns hinausdrängt aus dem engen Rahmen unserer Heimat und unseres Heimatwissens. Und in diesem Sinne ist vorliegendes Buch wie eine Bibliothek.

Denn wenn wir hier blättern und unser Auge bleibt haften an der einen oder anderen Szene des großen Schauspiels vom Werden des Menschen und seiner Kultur, dann brauchen wir ja immer nur das Werk aufzusuchen, das am Anfange des Abschnittes zitiert ist, und dann finden wir jedesmal die entsprechende Ergänzung zu diesem einzelnen Bilde in einem eigenen, abgeschlossenen Reisewerke. Dies Verfahren wird ja manchen auf weitere Bahnen lenken können, und ich glaube dadurch die Anregung zu bieten, die Bücher, die hier zitiert sind, selbst aufzuschlagen.

Und wie im Inhalte, so wurde auch bei der Auswahl des Bilderwerkes verfahren, so daß der gleiche Geist auch aus den Tafeln spricht, die beigefügt wurden. Da haben wir eng gefaßt einmal die Ackergeräte, die an das Werden der Bodenwirtschaft gemahnen. Ein Stück

erinnert hier immer an eine Welt von Erscheinungen. Ein Gegenstand symbolisiert eine großartige Wirtschaftsform und repräsentiert etwa gleich einem Leitfossil den Grundgedanken einer jener vielen Kulturformen, die die Menschheit übereinanderschichtete oder auseinander emporwachsen ließ, bis sie auf der Bergkuppe des heutigen Daseins angelangt war. Oder aber wir sehen z. B. ein Bild wie die Trachten der amerikanischen Völker. Da drängten sich gar viele Erkenntnisse auf einmal auf. Im Norden der Reichtum an Tracht, während im Süden unter gleichen Breiten außerordentliche Armut herrscht. Das ist das Anschwellen des Kulturreichtums nach Asien zu; oder der trachtenreiche Mexikaner, der Mensch einer höheren Gesittung gegenüber dem armen Südamerikaner. Ganze Kapitel könnte man zu den wenigen Abbildungen der Häuserformen schreiben. In Afrika die zwei Typen, einerseits des vollkommen festsässigen Gartenbauern älterer Zeit, der städteartige Gebilde schafft, und auf der andern Seite die leichtbewegliche Hütte des hackbauenden Viehzüchters am Nil, die, wie der Boden viel gewechselt wird, auch ein Zeugnis von der Beweglichkeit dieser Kulturform ablegt. Wir haben in Amerika das jämmerliche Hüttengerüst des Südindianers, die warme und behagliche Behausung des in winterlichen Gegenden Wohnenden und den Prachtbau des mexikanischen Tempelerbauers. Allen diesen Festlandvölkern gegenüber aber die Pfahlbauten etwa Neuguineas — der alten Wassermenschen. Nehmen wir die Bewegungsformen der Kultur, dann haben wir zu unterscheiden zwischen Typen der Bewegung auf dem Wasser, die in Ozeanien darzustellen sind, und zwischen Bewegungsorganen zu Lande, deren Mannigfaltigkeit in Asien in Erstaunen setzt. Und wenn der Mensch die Tiere gezüchtet hat, die Herden, dann stellt sich der Nomadismus ein, der wunderliche Formen im südlichen Afrika annimmt, der die Reitervölker schafft, — die von Asien aus weit über Afrika hin herrschen — und die rohen Mongolen bald als solche erhält, bald aber auch zu höherer Gesittung führt, so daß wir einen Lamatempel unter ihnen finden oder daß wir ihn umschlungen und bekränzt mit dem Ehrenlaub der Kultur als Großmogul in Nordindien wieder antreffen. Es ist der bunte Wechsel der Kulturen, die heute nebeneinander weiterlebend uns verraten, wie sie einst nacheinander wurden. Schwierig ist es oft, dies zu erkennen, und wenn unser forschendes Auge z. B. die Südsee durchstreift, und wir

---

Anmerkung: Auch der Umschlag dieses Werkes sollte mehr als Schnörkelwerk tragen. Drei Teile hat dieser Karton, die den wichtigsten drei Kulturformen entsprechen. Auf dem Vorderblatt die Zeichnung der neuholländischen Jäger, auf dem Rücken ein Schnitzwerk der innerafrikanischen Gartenbauern. Das Hinterblatt ziert aber eine tanzende Gesellschaft von Hausgeräten; das ist eine japanische Zeichnung, ein Ausfluß des Humores. — Und der Humor ist die schönste Alltagsblüte der höchsten Kultur.

auf einem Bilde einige Darstellungen aus dem primitiven Jägerleben Neuhollands, auf einem nächsten die höchst wunderlichen Pfahlbauten Melanesiens und auf einem dritten die Gestalt eines überaus kunstvoll ziselierten resp. tätowierten Polynesiers sehen, dann wissen wir zunächst nicht, solch ein Durcheinander zu verstehen, bis wir es gelernt haben, aus dem Nebeneinander ein Nacheinander zu entziffern.

Und zur Entzifferung dieser in den einzelnen schlichten Kulturausdrücken charakterisierten Dokumente soll der Geist dieses Buches beitragen. Er will eben das, was der große Ratzel in seiner Art auch zu schildern versuchte, verständlich machen, nämlich das Aufwachsen des Menschen und seines Wesens auf der Erde, seine Abhängigkeit von der Erde. Er will uns zeigen, daß in dieser Erde die Gesetze schlummern, die den Menschen zu dem machten, was er ist, und er will uns in den Stunden, wenn wir an der Rekonstruktion der alten Kulturkunde vielleicht verzweifeln wollen, daran erinnern, daß die Formen vielleicht starben, daß die Gesetze aber weiterleben und weiterwirken. Ist es unbescheiden, wenn ich diesen Zweig der Geographie als ihren höchsten und wichtigsten bezeichne? Und ist es Anmaßung, wenn wir darum bitten, bei der Belehrung der Menschenkinder, der größeren wie der kleineren, auf das Denken in diesem Sinne mehr und mehr hinzuwirken?

Das war es, was ich im Geiste dieses Buches sagen wollte.

Berlin, November 1903.

Leo Frobenius.

Inhalt.

Afrika
und die Afrikaner

1. Die Afrikaner und ihr Land.

Fassen wir Asien als das Heimatland aller Kultur auf, so liegt, mit Ausnahme Europas, kein Erdteil dem Ausstrahlungsmittelpunkt näher als Afrika. Geographisch gefaßt, dürfte Afrika vielleicht sogar den Namen einer Halbinsel Asiens verdienen, denn es ist nicht nur heute noch an seiner Nordostecke mit diesem gewaltigsten Festlande der Erde verwachsen, sondern es liegt mit seiner ganzen nordöstlichen Küste diesem auch so nahe, daß die Annahme einstigen noch engeren Zusammenhanges sich von selbst aufdrängt. Um so befremdender ist es, daß Afrika auf den ersten Blick so außerordentlich vereinsamt erscheint. Nur Ägypten mit seiner historisch erwiesenen engen Beziehung zu Westasien hat einmal unleugbar den Stempel nächster Verwandtschaft getragen.

Und doch: Alles in allem genommen, wie fremd erscheint uns heute, wo wir das gesamte Kulturleben Afrikas zu überschauen vermögen, die altägyptische Kultur auf afrikanischem Boden! Es war eine Kolonie im wahrsten Sinne des Wortes und es ist eine Kolonie von geringer Einflußkraft geblieben. Wenn anderweitig die Heimatkinder asiatischer höherer Kultur, sei es in Europa, sei es in Ozeanien oder sei es auch in Amerika siegreich vordrangen und das Sprossen und Keimen eines höheren Wissens und einer tieferen Erkenntnis weiter trugen, von kleinem Kolonialgebiet aus weite Flächen überziehend, in Europa sogar einen ganzen Erdteil überwuchernd, — den Erdteil sogar zur Samenquelle einer späterhin die ganze Erde überziehenden höheren und kräftigeren Art umwandelnd, — gerade dann erscheint uns Afrika um so weltentlegener, gerade dann erscheint es uns um so auffallender, daß die ägyptische Kultur den Afrikanern im allgemeinen so außerordentlich fremd geblieben ist.

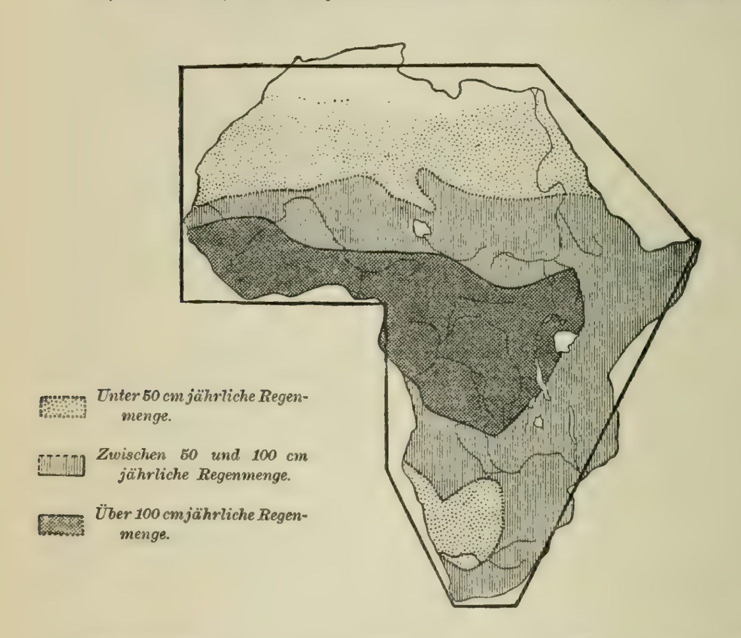
Der Grund dieser Erscheinung ist der Mangel an Gliederung und die Massenhaftigkeit, die Gleichförmigkeit des afrikanischen Kontinentes. Asien selbst ist gegliedert durch mächtige Halbinseln, gewaltige Tiefländer und bis in die Wolken ragende Gebirgsmassen. Asien ragt von den Tropen bis in die Eiszone. Aber diese eine enorme Masse zerfällt in scharf begrenzte Hochländer und Tiefländer. So konnte denn die Kultur, die in den Tiefländern üppig emporwuchs, neu gestärkt werden durch die rohe, von den Gebirgssteppen herabströmende Volkskraft. So zerfällt Asien in viele Kulturzonen.

Und Amerika mit seiner wunderlichen Zweiteilung, mit seiner langgestreckten Gestalt, bot auch eine den geographischen Zonen entsprechende Einteilung dar.

Afrika dagegen kann, wenn wir uns als Ziel setzen, verschiedene Kulturzonen ausfindig zu machen, eigentlich nur in drei Teile zergliedert werden.

Afrika hat ein einziges größeres Tiefland: Das Kongobecken. Im Norden erstreckt sich eine von West nach Ost verlaufende Hochebene, der sogenannte Sudan, und im Osten schließt sich mit seiner Nordkante ein von Nord nach Süd verlaufendes Hochplateau an.

Ehe wir auf die einzelnen, dieser Gliederung entsprechenden kul-



turgeschichtlich bedeutsamen Eigenarten eingehen, möchte ich auf die wesentlichsten Vorbedingungen derselben hinweisen. Nachfolgend gebe ich 2 Skizzen des afrikanischen Kontinentes, über welche unsere schematische Darstellungsform mit kräftigen Linien gezeichnet ist und zwar eine, in welche die Regenzonen eingetragen sind, und eine zweite, welche die Gliederung zeigt, die wir unserer Betrachtung zugrunde legen werden.

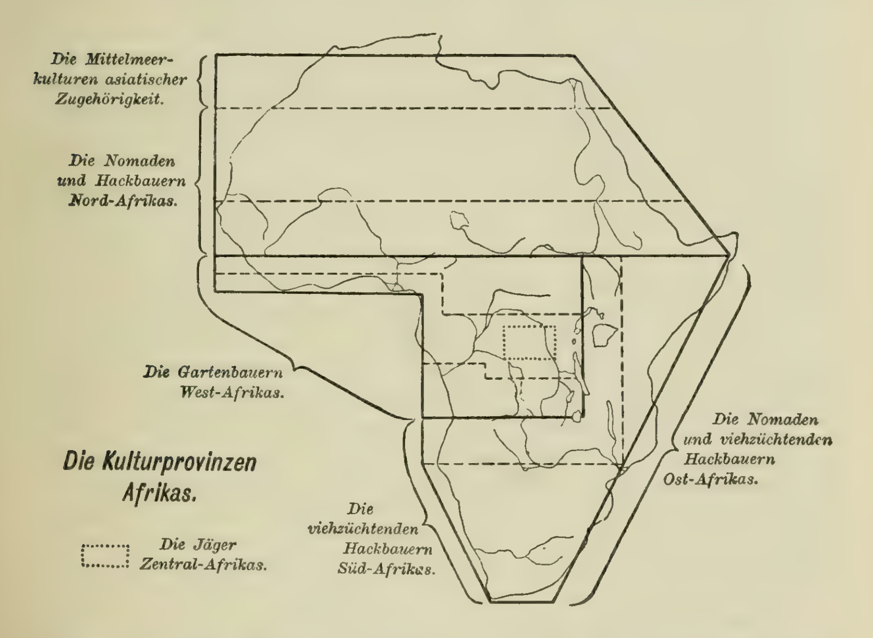
Es wird vielleicht den Leser in Erstaunen setzen, wenn ich im Gegensatz zu den sonst üblichen kulturgeographischen Betrachtungen von einer Darstellung der jährlichen Regenmenge ausgehe. Er wird aber nicht nur hier, sondern auch dann, wenn wir Asiens und Amerikas Kulturformen besprechen, sehen, daß alle älteren Kulturformen, d. h. ihre Grundlagen, ihre Entwicklung und ihre Ausbreitungsfähig-

keit tatsächlich von der Masse der befruchtenden Feuchtigkeit, die die Natur dem Lande gönnt, abhängig ist.

Wie charakteristisch entrollt sich nun das Bild Afrikas!

Im Westen haben wir eine gewaltige Fläche, auf die sich jährlich über 100 cm Regen ergießen. Es ist ungefähr das Land, in welchem auch jährlich zwei Regenzeiten, eine solche im Herbst und eine solche im Frühsommer, eintreten. Das ist das Land mit den mächtigen Urwäldern, mit der üppigen Tropennatur, die eine unendliche Fülle von Blüten- und Rankenwerk zeitigt.

Diese pflanzliche Tropennatur ist es, welche bestimmten Tieren genügende Nahrung bietet. Deshalb wohnen genau in demselben Ge-



biete und nicht darüber hinaus auch z. B. die menschenähnlichen Affen: der Schimpanse, der Gorilla. Und da hier der Regen häufig niedersinkt, da hier der feuchte Wald der Niederung am weiten Ausschreiten hindert, fehlen hier die bekannten Bewohner der afrikanischen Hochsteppe: der Strauß, viele Antilopenarten, das Zebra usw.

Im Norden und Osten der regenreichen Niederung erstrecken sich die beiden langausgedehnten Hochländer mit etwa 50—100 cm jährlicher Regenmasse. Die Pflanzen und Tiere des Tieflandes verschwinden, die Existenzfähigkeit fängt hier für andere Tiere an. Hier oben hält es dagegen das Rind und das Schaf aus, hier oben gedeihen Getreidearten, vor allem die verschiedenen alten Hirsevarianten, während die dem Westen angehörige Ölpalme, die Kokospalme, die Banane usw. fast oder ganz fehlen.

Im Durchschnitt ist Afrika der höchstgelegene Erdteil. Dabei muß man bedenken, daß doch Asien, Amerika und Europa riesige Gebirge aufweisen, die das Durchschnittsmaß der Fläche bedeutend in die Höhe treiben. Von Gebirgen besitzt aber Afrika immer nur begrenzte Ketten und einzelne Riesen, die in merkwürdiger Einsamkeit schroff aus der flachen Landschaft emporragen. Die Vorgebirge fehlen fast überall. Daran kann man erkennen, wie hoch im Durchschnitt die afrikanischen Hochländer gelegen sein müssen, um dem Erdteil den Vorrang, am höchsten unter seinen Rivalen zu liegen, zu verleihen. — Ausschlaggebend für diese durchschnittliche Höhenlage sind die beiden langgestreckten Hochebenen mit einer jährlichen Regenmenge von 50—100 cm: der Sudan und Ostafrika.

Zum dritten endlich haben wir in Afrika zwei Regionen mit unter 50 cm jährlicher Regenmenge: die riesige Sahara im Norden, die kleinere Kalahari mit den angrenzenden Steppengebieten im Südwesten. Nicht ohne Bedeutung ist es dabei, daß die Sahara im Osten eine nur durch eine schwache Trennungslinie abgelöste Fortsetzung in dem ebenso wasserarmen Arabien hat.

Diese regenarme Nordzone ist es, welche Afrika seine Abgeschiedenheit, seine Einsamkeit so lange, lange Jahrtausende bewahrt hat. Denn wohl hat es immer und zu allen Zeiten tapfere Nomadenvölker, waghalsige Kaufleute und auch wohl kriegerische Heere gegeben, welche den kulturarmen Wüstensaum durchzogen haben, aber nur tropfenweise glitt die Kultur so in den Sudan und in das derart entlegene eigentliche Afrika hinüber. Ich werde im 4. Kapitel zu zeigen haben, daß die Wüste absolut nicht so unbewohnbar und fürchterlich unfruchtbar ist, als man früher hat hinstellen wollen und wie man heute noch in einigen Lehrbüchern finden kann. Die Wüste beherbergt vielmehr eine verhältnismäßig kräftige Viehzucht und eine, wenn auch kulturarme, so doch um so zähere und durch Strapazen abgehärtetere Bevölkerung, welche auf die Geschicke der angrenzenden begünstigteren Länder gar mächtig eingewirkt hat.

Also wenn die Sahara und der nördliche Wüstengürtel auch stets trennend und vereinsamend im Verhältnis zum Meere, — das wir kulturgeschichtlich sehr selten als Trennungselement, sondern viel öfter als Verbindungsstraße zu betrachten haben, — gewirkt haben, so dürfen wir doch auf der andern Seite seine kulturfeindliche Abschließungsmacht nicht unterschätzen. In der Tat haben denn auch stets die Länder nördlich dieses Gürtels im wesentlichen den Charakter der Mittelmeerbeziehungen und der Fremdartigkeit auf afrikanischem Boden nie abzuleugnen vermocht. Ich erinnere hier an das alte Ägypten, an das alte Karthago, an das heutige Marokko, Algier usw., die alle westasiatischen und nicht afrikanischen Typus tragen. Aus diesem Grunde werden wir sie hier auch nicht besprechen, sondern werden sie erst dann in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, wenn wir die Entwicklungsgeschichte asiatischen neuen und alten Kulturlebens erörtern. (Siehe den Teil „Asien“.)

Die Sahara und der nördliche Wüstengürtel sind für uns das Haarsieb, durch welches die asiatische Kultur langsam hindurchsickert. Ganz anders das südwestliche Kalaharigebiet. Die Wanderstraße der Kultur tritt für Afrika natürlich im Nordosten ein und zieht sich nach dem Westen und Südwesten hin. Die Kalahari liegt im äußersten Südwesten dieser Straße. Dadurch ist die Kultur ihrer Bewohner bedingt: Dies Gebiet ist ein Land der Zurückgedrängten.

Die derart geschilderte Höhen- und Tiefenlage deutet die konzentrische Schichtung afrikanischer Kultur schon an. Das Zentrum liegt im Westen, im Kongogebiet, an der Westküste. Dahin dringt der ganze Strom von den Höhen herab vor. Deshalb enthält der Westen auch die älteren Kulturschichten, diejenigen, welche der höheren heutigen asiatischen Kultur fremd sind, während der nächste Kreis, dargestellt durch die Hochländer des Nordens und Ostens, schon in allen Punkten einen, wenn auch oftmals und im allgemeinen nur schwachen Wiederklang heutiger asiatischer Kulturerrungenschaften aufzuweisen vermag. Solche Errungenschaften sind der Zerealienbau, der Anbau von Getreidearten, die Rindviehzucht. Eine derartige Eigenschaft ist auch das Männererbrecht (der Sohn erbt vom Vater usw.), während im Westen der Neffe vom Onkel erbt.

Daß diese und noch andere Merkmale der Kultur neueren asiatischen Ursprungs sind, geht aus dem Anwachsen und der häufigeren Erscheinung nach Asien zu hervor.

Immerhin darf man nie vergessen, daß eine trennende Kluft zwischen dem Westen und Norden, und zwischen dem Westen und Osten nicht besteht. Nach allen Seiten hin eröffnet der Westen Tore, zumal das Hochland mächtige Zungen in das westliche Tiefland vorstreckt. Aber die natürliche geographische Eigentümlichkeit des Westens bedingt doch ein Absterben vieler Eigenarten, die vom Hochlande stammen und vom Hochlande kommen, — just so, wie ja auch Tiere und Pflanzen an bestimmte Klimata gebunden sind. Das leichte ineinander Übergehen vom Osten und Norden zum Westen, vom Hochland in die Wüstengegenden und von den Wüstengegenden in die fruchtbareren Hochländer hat aber jenen verallgemeinernden Einfluß ausgeübt, der der afrikanischen Kultur und den afrikanischen Völkern das Gepräge der Einheitlichkeit und einer Einförmigkeit verliehen hat, dessen oberflächliche Überzeugungskraft nur die besten Kenner und eifrigsten Forscher nicht darüber zu täuschen vermag, daß Afrika auch heute noch die Reste älterer Kulturschichtungen nicht nur trägt, sondern, wie wir im folgenden zeigen werden, auch noch erkennen läßt.

Ich unterscheide drei Kulturschichtungen in Afrika: 1. das primitive Jägertum, 2. das ältere Gartenbauerntum und 3. das jüngere Hackbauerntum. Ich will die drei Typen mit wenigen Worten skizzieren.

Die primitiven Jäger sind die Träger der ältesten Kulturform, die wir heute auf der Erde noch erkennen können. Es sind unstete

Menschen, die niemals fest ansässig werden. Sie wandern tagaus und tagein, folgen den Spuren des Wildes, dessen Eigenarten sie mit unglaublichem Scharfsinn auszunutzen verstehen, und das ihnen den wichtigsten Lebensunterhalt bietet. Nirgends liefert den unbeeinflußten Trägern dieser Kulturform eine zielbewußte, regelmäßige Anpflanzung oder Zucht der Tiere und Pflanzen die Nahrung. Sie säen nicht und sie ernten nicht, sie halten auch kein Vieh, es sei denn, daß ihnen ein Hund folgt. Von dem kann man aber sagen, er habe sich ihnen aufgedrängt und er lebe von den Brosamen, die gelegentlich von des Herrn Tische fallen. — Dieser Eigenart der Lebensweise entspricht die Charakteranlage. Die Leute sind heimtückisch, gewalttätig, rachsüchtig, im Moment leidenschaftlich erregt und unbewußt der Folgen, die einer plötzlichen Handlungsweise folgen müssen. Sie sind unglaublich ausdauernd; dies aber sowohl hinsichtlich des Mangels wie des Überflusses, und der Jäger dieser Kulturform kann ebensowohl viel länger fasten als wir, wie er auch sehr viel mehr, — man verzeihe den Ausdruck! — zu fressen vermag. Ein Hammel verschwindet ohne Schwierigkeit an einem Tage hinter den Zähnen eines derartigen Wildlings.

Außerordentlich mangelhaft ist das Kulturgerät dieses Jägers. Er versteht keinerlei Materialumbildung auf anderem als formalem Wege. Er versteht nicht den Ton zu Töpfen zu brennen und er versteht nicht Eisen zu schmelzen oder zu schmieden. Das Weben ist ihm natürlich unbekannt. Seine Hütte besteht aus ein paar zusammengebundenen Zweigen, seine Kleidung ist entweder ein Schmuckring oder ein um die Schultern gehängtes Tierfell gegen die Nässe und Kälte. — Irgend welche staatliche Organisation ist ihm fremd und seine religiösen Gefühle erstrecken sich lediglich auf die Scheu.

Die Träger dieser Kulturform sind in Afrika die sogenannten Zwergvölker, die sich nur in den Gebieten der Zurückgedrängtheit, also im Zentrum des Kongogebietes und am Ende der östlichen Wanderbahn im südwestlichen Steppen- und Wüstenlande finden. Näheres suche man in den beiden Bildern „die Zwergvölker Innerafrikas“ und „die Zwergvölker Südafrikas“.

Die älteren Gartenbauern werden wir des Näheren im nächsten Kapitel in mehreren Bildern vorgeführt finden. Sie sind fest ansässig, zeichnen sich durch hochentwickelte, religiöse Instinkte und eine verhältnismäßig klar entwickelte Gemeindeverfassung aus. Die Arbeit leistet bei ihnen zumeist die Frau, während der Mann mehr oder weniger dem Gemeindewohle, einem behaglich sich ergehenden Kunsttriebe und der Jagd lebt. Seine Hütte ist rechteckig gestaltet und mit allerhand Hausrat angefüllt.

Der dritte Typus der jüngeren Hackbauern ist weit weniger an die Scholle gefesselt. Er verfügt schon über den Viehbesitz, dem stets eine treibende Kraft innewohnt. Während eine Spielart dieses Typus unter Aufgabe des Feldbaues ein wucherhaft entwickeltes Nomadentum geschaffen hat, verkümmert er auf der andern Seite leicht zum

Viehsport. Als ursprünglich müssen wir uns den Körnerfeldbau und die Viehzucht in enger Zusammengehörigkeit denken. Überwiegt die letztere, dann bekommt die Viehzucht leicht die Gestalt des Nomadentumes, wie wir sie in Asien so häufig finden, während sie Afrika nur bei den Völkern der Wüstengürtel gezeitigt hat. Ein derartiges Verschwinden des Hackbaues ist eben stets die Folge von mangelhaftem und unfruchtbarem Boden, einem Boden, der nur Wiesen zu tragen vermag. Um so häufiger ist in Afrika der Typus des Viehsportes. Völker, die ihn betreiben, leben eigentlich lediglich vom Hackbau und betreiben die Viehzucht nur als eine, wenn auch zuweilen zu ungeheuerer Bedeutung gewachsene Spielerei. Das Vieh wird dann gar nicht mehr als Nahrungsmittel verwertet, es ist dann eben nur Besitz, ein Besitz, an dem allerdings der Neger mit allen Fasern seines Lebens hängt. Natürlich bildet sich dieser wunderliche Zustand nur in reichen Ackerbaugefilden aus, in denen die Hackbauarbeit der Frau große Ergebnisse erzielt.

Der normale Typus des viehzüchtenden Hackbauers ist im gesamten Nord- und Ostafrika vorherrschend. (Siehe Kapitel 3.)

Sehr interessant gestalten sich nun die Bildungen an den Grenzen der beiden Gebiete, also dort, wo die Wüste mit dem einfachen Nomadentum an das Hochland des viehzüchtenden Hackbauers grenzt und dort, wo das Hochland des viehzüchtenden Hackbauers direkt neben dem Tieflande des Gartenbauers liegt oder in dasselbe übergeht.

Die wilde, ungezügelte Kraft und Beweglichkeit des Nomaden führt im ersteren Falle ohne weiteres zur Herrschaft über den immerhin schwerfälligeren Hackbauer, und im zweiten Falle gelangt der in das Tiefland ziehende Hackbauer ohne weiteres zur Herrschaft über den Gartenbauer. Im ersteren Falle wie im zweiten ist das Ergebnis die Gründung von größeren Königreichen, die im ersteren Falle allerdings einen längeren Bestand haben wie im zweiten. Beispiele des ersten Typus finden wir im 4. Kapitel, Beispiele des zweiten jedoch in demjenigen über die West- und Zentralafrikaner. Es stellen sich auf diese Weise ganze Gürtel neuer Kulturvarianten ein, welche wohl geeignet sind, das Bild des Kulturzusammenhanges und der Kulturbeziehungen für den Laien unklarer zu gestalten, die aber auf der andern Seite dem Kenner vieles offenbaren, was er sonst schwer durchschauen könnte.

Jedenfalls sehen wir gerade an der afrikanischen Kultur, die durch ihre konzentrische Schichtung ausgezeichnet ist, die Bedingungen, denen die Gestaltung der Erdoberfläche die Entwicklung der menschlichen Kultur unterwirft, ausgeprägt.

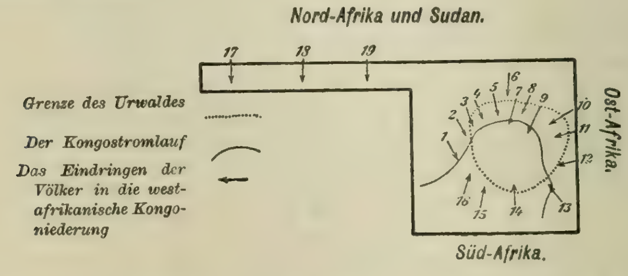
---

2. Die festsässigen Gartenbauern Westafrikas.

Wir haben im vorigen Kapitel die Gestalt des durch eine mächtige Niederung und starke Niederschläge ausgezeichneten Westafrika kennen gelernt. Schematisch dargestellt repräsentiert es ein mächtiges Quadrat, dessen nordwestliche Ecke nach Westen weithin ausläuft. Das Quadrat umschließt das Kongobecken, der Ausläufer repräsentiert die Nordguineaküste. Es ist selbstverständlich, daß unsere eckige und gradlinige Darstellung der Natur nicht entspricht; sie soll, wie alle diese kleinen Skizzenkarten der Vorstellung nur stützend zur Seite stehen.

Wir müssen den Zusammenhang dieser Gestalt der westafrikanischen Zone mit dem ganzen Kontinent im Auge behalten, wenn wir die Kulturverschiebungen verstehen wollen. Afrika repräsentiert ja nach der alten Angabe eine im Osten hochgelegene und nach Westen abfallende Tafel. Die westliche Niederung entspricht der Senkung der alten Vorstellung. So kommt es denn, daß nach Westen hin, auf das eigentliche Kongogebiet zu, sich ständig die Wanderzüge der Völker und Kultur erstreckt haben.

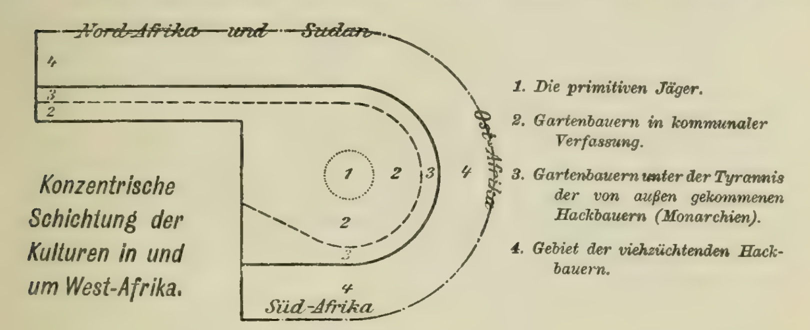
Nichts ist bezeichnender für diese Vorgänge als eine schematische Darstellung der uns bekannt gewordenen auf das innere Kongobecken zielenden Wanderungen. Ich lasse hier eine schematische Skizze folgen. Im weiten, nach Süden offenen Bogen ergießt sich der Kongo ins Meer. Mit dem größten Teile seines Laufes durchzieht er den hier in einer Punktlinie umrandeten Kreis des Urwaldes, der das eigentliche Herz Afrikas, das Zentrum der konzentrischen Kulturschichtungen darstellt.



und zwar: *1. der Bateke,* *2. der Basangha,* *3. der Babangi,* *4. der Bangala,* *5. der Bangombe,* *6. der Buaka,* *7. der Marundja,* *8. der Sande,* *9. der Ababua,* *10. der Bakumu,* *11. der Waregga,* *12. der Bassonge,* *13. der Baluba,* *14. der Kalunda,* *15. der Kioko,* *16. der Bajakka,* *17. 18. 19. der Sudanstämme.*

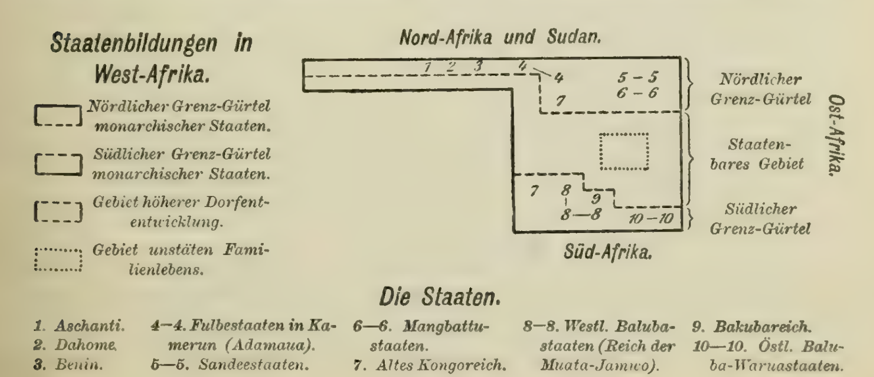
Wir könnten gleiche Wanderlinien in größerer Zahl auch in den westlichen Ausläufer bringen; ich habe aber nur drei Pfeile hineingezeichnet, die mir das Charakteristische zur Genüge anzudeuten scheinen.

Hieraus spricht schon der Grundzug aller westafrikanischen Kulturgestaltung. Immerhin will ich mit einer weiteren Skizze das Verständnis und Gedächtnis zu unterstützen suchen. Die vier Zonen, die nachstehend abgebildet sind, repräsentieren eine weitere Aus-



arbeitung des gleichen Grundgedankens. Nr. 1 ist die innerste Urwaldzone, bewohnt von den primitivsten Jägervölkern. Hieran schließt sich als Nr. 2 die Region der in kommunaler Verfassung lebenden Gartenbauern. Weiterhin nach außen kommt die Region der Gartenbauern, die unter dem Einflusse der von den Höhen herabgestiegenen Hackbauern Nord-, Ost- und Südafrikas leben. Diese Hackbauern haben hier Staaten gegründet, nicht einmal, nicht heute nur, sondern schon oftmals und immer wieder. — Endlich betreten wir in der vierten Region das Außengebiet der viehzüchtenden Hackbauern.

Kehren wir nun zu der auf Seite 3 dargestellten schematischen Figur Westafrikas zurück und vergegenwärtigen wir uns an dem hier ausgeschnittenen Bilde die Lagerung und Verbreitung der dem Hackbauerntum entstammenden Reiche der westafrikanischen Zone!



Wir sehen hier zwei Gürtel von Staatenbildungen, die in gewissem Sinne den Übergang nach Nord- und Südafrika darstellen. Die konzentrische Schichtung der Kultur würde noch deutlicher werden, wenn ein solcher Gürtel auch im Osten bestände. In gewissem Sinne ist dies auch der Fall, denn die großen Reiche Uganda, Unyoro, Ruanda, Urundi usw. (vergl. Kapitel 3) schließen ungefähr den Halbkreis des Gürtels der Königreiche, der das eigentliche Westafrika umschließt. Wenn wir sie nicht zu denen der Westafrikaner rechnen, so ist das damit zu erklären, daß die Herrscherstämme dieser Reiche die Viehzucht beibehalten haben und als Viehzüchter, als echte Nomaden über Hackbauern und Gartenbauern herrschen, während die Hackbauern und Viehzüchter, die die Reiche im Norden und Süden Westafrikas gegründet haben, die Viehzucht vollständig und den Hackbau teilweise aufgegeben haben. Der sogenannte ostafrikanische Graben, ein tiefer Einschnitt, der durch die langgestreckten Seen Albert, Albert Edward, Kiwu, Tanganjika und Niassa charakterisiert wird, trennt eben auf dieser Seite das Hochland Afrikas scharf vom Westen, während im Norden und Süden das Plateau sich ohne merklichen Übergang in die westliche Niederung hinabsenkt.

Das Schicksal der Königreiche auf dem Nord- und Südgürtel Westafrikas ist außerordentlich bezeichnend. Kräftige Hackbauern fallen in das gelobte Land der fruchtbaren Niederung ein, gründen ein Reich, das teilweise den Kulturgesetzen ihrer Herkunft entspricht, teilweise aber auch die Eigenarten der altansässigen Bevölkerung, die an Kopfzahl weit überwiegt, berücksichtigt und schafft so eine Mischung der Kultureigentümlichkeiten beider Religionen. Die staatenbildende Eigenart ihrer Herkunft ist in dem kräftigen Wanderdrange des Hochlandes begründet. Die Leute sind eine verhältnismäßig strenge Arbeit, ein weites Herumziehen, ein Kämpfen um den Viehbesitz und beständige Wachsamkeit gewöhnt.

Dagegen beruht die Eigenart des westlichen Gartenbauers in einem behaglichen Müßiggange. Da seine Frau den Garten vollständig besorgt, kann der Mann sorgenlos der Jagd und Fischerei, der Schnitzerei und dem Weben leben, er kann vor allen Dingen ohne ein Zurückgehen seines familiären Wirtschaftslebens befürchten zu müssen, an all' den unendlich häufigen Beratungen, Palavern, Rechtsstreitigkeiten und Trinkgelagen teilnehmen. Diese Tätigkeit des Gartenbauers verweichlicht. Diese Verweichlichung ist es, der alsbald auch der vom Hochland herabgezogene, Reiche gründende Hackbauer verfällt, die ihm die Kraft des Regimentes raubt, die sein Reich gar eilig dem Zusammenbruche oder dem Verfaulen entgegenführt.

Wir vergegenwärtigen uns nunmehr die wichtigsten Eigentümlichkeiten der Bewohner unseres Gebietes.

Im Urwald wohnen dem Zentrum zu in größeren Mengen, dem Rande zu immer zerstreuter die primitiven Jägervölker, die Zwerge. Welche Rolle sie in den Erzählungen der umwohnenden Völker spielen, habe ich in dem ersten der folgenden Bilder zu schildern versucht.

Die wichtigsten Landwirtschaftsgeräte der Afrikaner.

I. Gruppe: Entwicklungsreihe des ***Grabstockes.***

1. *Grabstock; nördliches Kongogebiet. (Ssangabecken.)*
2. *„ ; mit Stein beschwert; (Buschmänner). Südafrika.*
3. *„ ; zentrales Kongobecken. (Lukenje); Zeichen der vornehmsten Häuptlingsfrau.*
4. *Grabmesser, aus dem Grabstock bei Einführung des Eisens entstanden. Zentrales Kongobecken. (Anscheinend bei allen Kongostämmen, außer den Zwergvölkern heimisch.)*
5. *Grabmesser als Häuptlingszeichen; Südliches Kongobecken. (Bakuba.)*
6. *Spaten; Sudan. (Haussa.)*

II. Gruppe: Entwicklungsreihe der ***Hacke.***

A.-Familie. Aus dem Steinbeil mit Knieholz hervorgegangen; ursprünglich nicht als Ackergerät verwendet; ursprünglich eine Steinklinge von der Form der Figur 12, die bei der Einführung des Eisens in neuer Form umgebildet ward.

7. *Hackenartiges Gerät; Südliches Kongogebiet; (Lomami). Nicht als Hacke verwendet; die Klinge ist mit Stuhlrohr aufgebunden.*
8. *Hacke; Sudan (aus Sarua); Klinge ist nicht mehr aufgebunden, sondern eingelassen.*

B.-Familie. Aus dem Steinhammer hervorgegangen; heute ein Keulenholz, in dessen dickes Ende die Klinge eingelassen ist, die zu diesem Zweck hinten mit einem Dorn versehen wurde oder hinten spitz zuläuft wie Fig. 12.

9. *Hacke mit Holzblatt; Ostafrika (Wanyaturu).*
10. *Hacke mit Eisenblatt oder -klinge; Ostafrika (Nyassasee).*
11. *Hacke als Häuptlingszeichen; Südliches Kongobecken (Bassonge). Von den eingefallenen und herrschenden Hochlandhackbauern eingeführt und deshalb Herrscherzeichen.*
12. *Altere Hackenklinge; aus dem Steinbeil hervorgegangen; Nördliches Kongobecken (Ngombe).*
13. *Jüngere Hackenklinge; mit ausgebildetem Dornfortsatz; Ostafrika (Uniamwesi).*

C.-Familie. Eigentliche jüngere Eisenhacke mit einem Blatt, das das Knieholz oder den Schaft mit Eisenlappen umfaßt, die daher den Namen Schaftlappen haben. Diese Hacke ist von Norden und von Südosten in das Inland eingewandert.

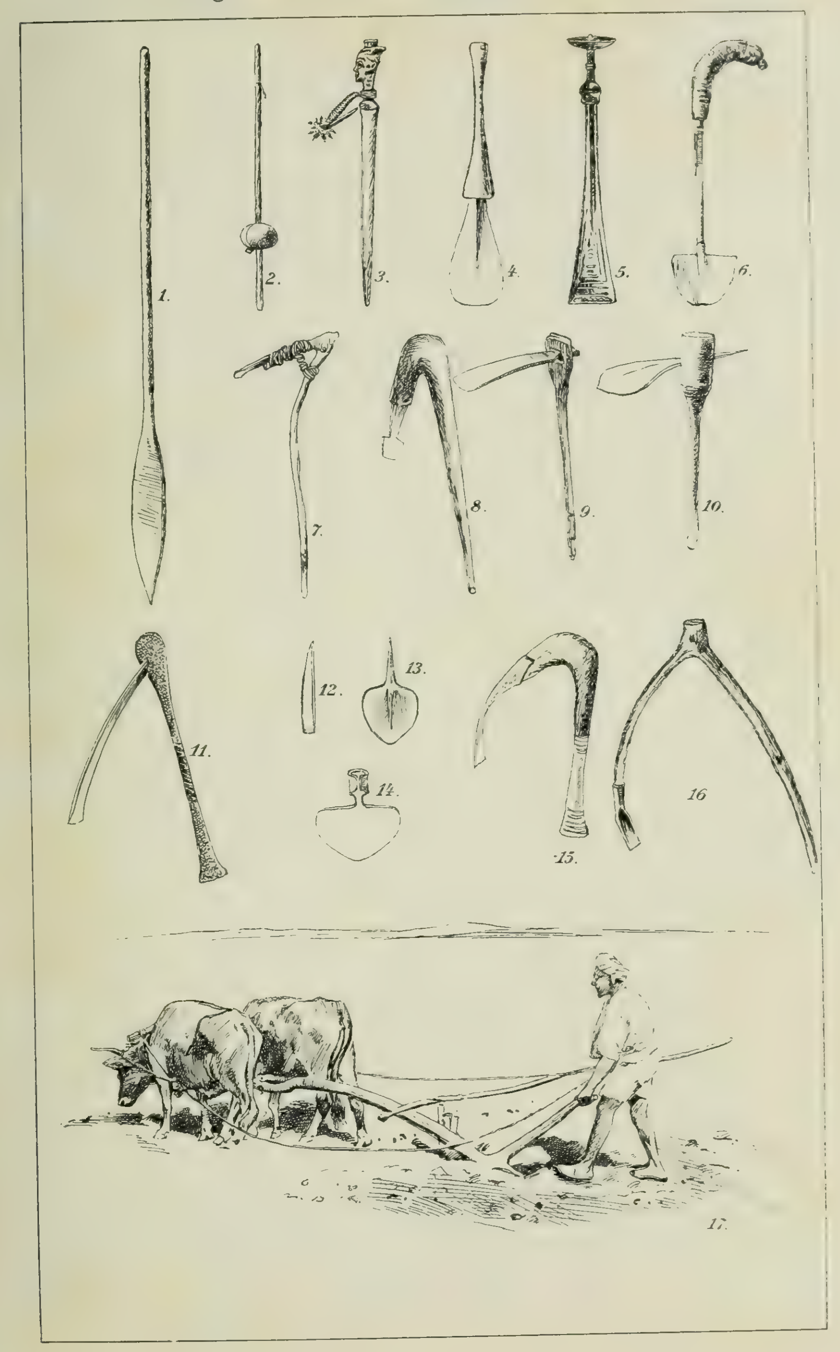
14. *Schaftlappen-Eisenklinge; Nil (Schilluck).*
15. *Hacke mit Schaftlappenklinge; Sudan (Baghirmi).*
16. *Hacke mit Schaftlappenklinge; Südafrika (Herero).*

III. Gruppe: Entwicklungsreihe des ***Pfluges.*** *(Nur in Nordafrika.)*

17. *Pflügender Marrokkaner.*

(Fig. 1, 3, 4, 5, 7, 10, 12—15 nach Stücken in Privatsammlungen; 2 nach Schurtz; 6 und 8 nach Passarge; 9 nach Baumann; 11 nach Wißmann; 16 nach Ratzel; 17 nach Photographie von Rud. Zabel).

Die wichtigsten Landwirtschaftsgeräte der Afrikaner.



In Wahrheit sind die Jägervölker Afrikas den umwohnenden Stämmen stets fremd geblieben. Sie stellen höchstens die Jägertrabanten der Fürsten in den Staatengürteln des Nordens und Südens dar. Eine Mischung mit ihnen tritt selten ein. Ein Neger wird niemals seine Tochter einem Zwerge überlassen. Der Grund dieses Fremdbleibens ist in den kulturfeindlichen Eigenschaften des Jägertums zu suchen. Da der Güteraustausch und Handel den Anfang aller Verkehrsformen der Völker untereinander darstellen, blieb die Anziehungskraft der beiden verschiedenen Rassen eine sehr geringe. Von dem, was die Zwerge hervorbringen, hatte anfangs nur die Jagdbeute einen Wert für den Neger. Daher das Jägertrabantentum. Später, als der Wert dieses Materials infolge arabischer und europäischer Annäherung zu steigen begann, lieferten die Zwerge auch wohl Elfenbein. Das war aber auch alles. Als Tausch hierfür boten die Neger Erzeugnisse der Waffenkunst: Eiserne Pfeilspitzen, eiserne Speerspitzen, Messer, dann und wann auch einmal Schilde, aber das war schon selten. Einen besonders starken Verkehr vermochten diese kümmerlichen Tauschgeschäfte nicht herbeizuführen.

Im Gegensatz zum kulturarmen und unsteten Jäger verfügt der Gartenbauer über einen außerordentlich reichen und innerlich gefestigten Kulturbesitz, der durch die wunderliche Arbeitsteilung noch ganz besonders gefördert wird. Alle regelmäßige Tätigkeit liegt nämlich in den Händen der Weiber. Wenn der Mann den Urwald vom schweren Gehölz befreit hat, fällt seinen Frauen schon die Auflockerung des Bodens, die ursprünglich mit einem vorn breiten, spatenförmigen Messer erreicht wurde, zu. Das Spatenmesser ist inzwischen selten geworden, an seine Stelle trat die von den Hochländern eingeführte Hacke. (Siehe Abbildungen auf beifolgender Tafel.) Der Auflockerung des Bodens folgt das Pflanzen von Knollen, Wurzeln und Zwiebeln. Samenfrüchte kamen ursprünglich kaum vor, wurden aber schon seit längerer Zeit von den Hochländern und von der Küste her eingeführt. Das Ernten der Garten- und Plantagenfrüchte, das Ausgraben der Wurzeln, das Speisezubereiten, Mahlen, Reiben, Kochen, Backen ist alles Sache der Frauen. Beteiligt sich der Mann am direkten Nahrungserwerb, so geschieht dies nur, indem er fischen und jagen geht. Die Erzeugnisse dieser Tätigkeit bereitet er dann auch selbst zu, wie der Mann denn ja auch die berauschenden Getränke, vor allen Dingen den Palmwein, herstellt. Nimmt man nun hierzu, daß die Frau der Kinderpflege, der Instandhaltung des Hauses, der Töpferei usw. obliegt, so hat man ein ungefähres Bild, wie weit bei den Gartenbauern die Weiber überbürdet und die Männer entlastet sind.

Mit gewissem Vorwurfe wird jeder die Frage aufwerfen, was denn eigentlich der Herr der Schöpfung während der 12 Tagesstunden schaffe. Die häufige Erklärung, daß er faulenze, entspricht absolut nicht der Wahrheit. Eine solche Annahme würde auch naturwidrig sein. Denn wo Muskeln vorhanden sind, da verlangen sie auch eine

Betätigung, und jedes Gehirn verlangt seine Denkarbeit. Und der westafrikanische Gartenbauer verfügt über beides in bester und gesundester Ausbildung. Die Muskeln übt er, wie gesagt, teilweise auf der Jagd und beim Fischfang, — wir werden nachher sehen, daß bei einigen Völkern, zumal denen, die am breiten schiffbaren Kongo wohnen, sogar starke Muskeln und große Kraft vom Wasserleben beansprucht werden, — teilweise aber in industrieller und kunstgewerblicher Beschäftigung. Es ist ein Lehrsatz, den man nicht eindringlich genug predigen kann: daß nämlich, je mehr die Frauen durch die Nahrungsarbeiten belastet werden, das von den Männern betriebene Kunstgewerbe bei den Naturvölkern sich um so glücklicher entwickelt. Der Hackbauer, der sich noch der Viehwartung, kriegerischen Raubzügen usw. widmen muß, erzielt nirgends eine derartige Blüte des Kunstgewerbes wie der vollkommen entlastete Gartenbauer.

Werfen wir einen Blick in ein ethnologisches Museum, so erkennen wir das überall. Die Schnitzerei, die ja unter den Naturvölkern überall in den Händen der Männer liegt, zeitigt bei den Westafrikanern entzückend ornamentierte Geräte; da ist kein Löffel, kein Kamm, kein Gefäß, kein Griff ohne eine zierliche Ornamentierung, während alles Schnitzwerk der Ost- und Nordafrikaner einen stumpfsinnigen und gleichförmigen Typus darstellt.

Ebenso fruchtbar wie die Muskeltätigkeit der der Zwangsarbeit enthobenen Gartenbauern ist die Beschäftigung des Gehirns. Dieselbe erstreckt sich auf zwei Gebiete, das Gemeindeleben und das Religionsleben.

Das Gemeindeleben konzentriert sich um den Weintopf und um die Rechtsstreitigkeit. Eine unglaubliche Beredsamkeit entströmt dem Munde des bestohlenen Anklägers oder des Angeklagten, des Fürsprechers und aller Gemeindehäupter, die zur Sache zu sprechen haben. Denn die Staatsform ist eine absolut kommunale. Jedes Dorf lebt eigentlich für sich. Die älteren Männer haben infolge ihrer Erfahrungen und ihres Wissens einen größeren Einfluß; größere Rechte als die jüngeren Altersklassen besitzen sie nicht. Vor dem Forum aller Männer der Gemeinde wird jede Familiensache, jeder Streitfall erledigt.

Noch eigenartiger als das kommunale ist aber das religiöse Leben. Eine unsinnige Wortklauberei hat behaupten wollen, die Neger hätten keine eigentliche Religion, weil ihnen ein Gottesbewußtsein und eine Gottesvorstellung fehlt. Und doch gibt es kaum irgendwo ein lebendigeres und feiner entwickeltes religiöses Gefühl als unter den Gartenbauern, — zumal denen Westafrikas. Wir dürfen uns da nicht allein an den sogenannten Fetischismus des verrotteten westafrikanischen Negertums halten, der seit Jahrhunderten durch fremde, unverstandene Gedanken genährt und bis zur übermäßigen Wucherung emporgetrieben worden ist. Wir müssen uns vielmehr an den alten, ursprünglichen Gartenbauer des Inneren wenden und bei ihm Nachforschungen anstellen.

Und da gewinnen wir reiche Ergebnisse. Allerdings fehlt eine ausgebildete Gottesvorstellung. Aber ebensogut fehlt auch die Vielgötterei, die Anbetung der Naturkräfte usw. Hier konzentriert sich alles um den Verstorbenen; hier ist eine Heimstätte des Manismus. Diese Religionsform, welche früher auch als Ahnenverehrung bezeichnet wurde, kann mit vollkommenem Recht unsere Achtung verlangen. Die Toten werden von den Gartenbauern Westafrikas mehr geehrt als teilweise auch bei uns. Wir stehen in diesem Punkte jedenfalls nicht über den Negern Westafrikas, von denen wir gar oft hören, daß sie am Grabe ihrer Toten beten, daß sie sich demütig vor der Allgewalt des Todes beugen. Stirbt die Mutter oder der Vater eines Negers, ist der Leichnam mit aller Fürsorge in die Erde bestattet, dann schnitzt ein guter Sohn ein kleines Holzbildnis, das in seiner Hütte einen Ehrenplatz erhält. Dem Bildnisse opfert er Speise und Trank; nicht nur in Zeiten des Überflusses erhält der Verstorbene seinen Anteil, sondern es ist beobachtet worden, daß auch in Zeiten des Mangels erst der Verstorbene bedacht wird und dann erst der Neger an sich denkt, — daß in solchen Zeiten der Tote seine Atzung erhält, während der Lebende hungert.

Wir verstehen die Religiosität dieser Völker. Wer immer am selben Ort lebt, wird unwillkürlich an die erinnert, die denselben Fleck Erde bewohnten; das Grab erinnert hier überall an die Vergangenheit. Was sich anderweitig als Geschichte, als Sage aus der Vergangenheit erhalten hat, das konzentriert sich hier alles um den Totendienst. Das unterscheidet auch den Gartenbauer vom Hackbauern. Der Hackbauer zieht weiter, wenn sein Vieh die Wiesen abgeweidet hat, wenn der Boden nach mehrjähriger Ausnutzung die Hirse nicht mehr zu tragen vermag. So ist denn im Hackbauerntum nicht die fromme Verehrung altehrwürdiger Familienheimatstätten geboten. Scheu flieht der Hackbauer von der Stätte, an der ein Geliebter verschied und bestattet ist, während der Gartenbauer um so sicherer am gleichen Orte wohnen bleibt, der für ihn den Mittelpunkt seines Werdens, die Stätte seiner Vergangenheit und der Vergangenheit seiner Familie repräsentiert.

Etwas anders entwickelt sich die Tätigkeit des Mannes dort, wo breite Ströme zu fröhlicher Kahnfahrt und ergebnisvoller Fischerei einladen. Das Dorf in der Lichtung des Urwaldes liegt verhältnismäßig abgeschieden. Das Dorf am Stromufer ist dagegen an einer weiten Straße gelegen, die unwillkürlich einen regeren Verkehr herbeiführt. Da ergibt es sich denn ganz von selbst, daß ein Handel aufblüht, der dem eigentlichen Urwaldbewohner fremd bleibt. Auf weite Strecken sehen wir denn auch die Kongostromsassen ihre Fahrten ausdehnen. Es sind natürlich nicht immer friedliche Unternehmungen, zu denen sie ausziehen. Wie überall geht auch hier einem geregelten Überwasserhandel ein rohes und gewalttätiges Piratentum voraus. Die kräftige Bootsmannschaft überfällt im Vorüberfahren ein von den Männern verlassenes Dorf, führt Weiber und

allerhand Habseligkeiten fort. Reichtum entfaltet sich in den Hütten der starken Räuber; die Armut zieht in den Dörfern der Schwächeren ein.

Und der Reichtum hat unter den gewalttätigen Völkern Westafrikas nicht nur Blüten des Kunstgewerbes gezeitigt. — Ein Pferd, dessen Muskeln nach langer Zeit des Stillstehens im Stalle geschont sind, wird geneigt sein, beim ersten Ausreiten durchzugehen. Just so der Neger. Nachdem er lange im Frieden gelebt hat, bricht bei einem etwaigen Kriege seine Brutalität und Grausamkeit mit doppeltem Feuer aus. Es genügt ihm nicht, seinen Speer mit dem Blute des niedergeworfenen Feindes zu röten; seine Grausamkeit erfordert schlimmere Sättigung. So verstehen wir den Kannibalismus. Die Menschenfleischnahrung ist bei diesen Völkern im allgemeinen keine regelmäßige, wie oftmals behauptet worden ist. Das Verzehren von Menschenfleisch treffen wir in den meisten Fällen in Verbindung mit der ungewohnten, seltenen Kriegsführung nach längerer Zurückhaltung der kriegerischen Instinkte. Es ist das kein schönes Blatt in der Beschreibung der Völker Westafrikas; es gehört aber just ebensogut in das Bilderalbum wie die Schilderung glücklicherer und ansprechenderer Eigenschaften.

Dieser allgemeinen Darstellung mögen nun einzelne, das Gesamtwesen illustrierende Charakterbilder folgen. Die Reihenfolge entspricht unserer Darstellung. Ich gehe von dem Zentrum aus, von den ältesten Urwaldvölkern, den Zwergen. Hieran schließt sich die Schilderung des Tageslebens der eigentlichen Kongovölker an. Nach Norden zu gelangen wir in das Reich Munsas, das in dem nördlichen Staatengürtel gelegen ist, während das Reich des Lukengo dem südlichen Kreise angehört.

Diese vier Bilder werden in bezeichnender Weise das Bild des Völkerlebens im inneren Westafrika anschaulich machen. Wir bewundern in der Schilderung Wards die Anhänglichkeit der Kongomänner an ihre Frauen um so mehr, je krasser uns die Grausamkeit derselben Menschen vorgeführt wird. Ein urkräftiger Menschenschlag, urwüchsig und rauh, ist um so mehr seiner Gutherzigkeit wegen zu loben.

Und wie großartig wirkt der Kupferprunk des Schatzes eines Königs Munsa, der zu stolz ist, fremdländischen Firlefanz gegenüber den schönen Erzeugnissen seines Landes zu bevorzugen. Welch begeisterte Schilderung entwirft Wolf von der Industrie und dem Kunstgewerbe der Bakuba! Hier haben wir die Schöpfungskraft des westafrikanischen Gartenbauern, verbunden mit der staatenbildenden Energie des von den Höhen herabgestiegenen Hackbauern.

Die drei folgenden Bilder führen uns an der Küste entlang auf jene Zunge, die sich von der Nordwestecke aus an der Nordguineaküste entlang nach Westen erstreckt. Dem Bilde, das von dem Staatsleben der Kru gemalt worden ist, mögen noch einige bezeichnende Linienführungen folgen.

Die Kru sind bekanntlich seit Jahrzehnten die Kulis Westafrikas. Sie begleiten die Schiffe der Europäer von einer Station zur andern, rollen die schweren Fässer, tragen gewaltige Kübel und geben in jeder Hinsicht Beweise geschickten Arbeitertums. Der Lohn, den sie empfangen, ist nicht hoch. Sehr merkwürdig aber ist es, daß sie nicht etwa allein die Erträgnisse ihrer Tätigkeit, die wahrlich schwer genug ist, genießen.

Erreicht der Kru nach langjähriger Abwesenheit mit einer größeren Habe seine Heimat, dann wird ihm von allen Seiten der herzlichste und geräuschvollste Empfang zuteil; es werden Flinten abgeschossen, Tänze veranstaltet und der Ankömmling wird von dem ihm zu Ehren erhobenen Lärm fast betäubt. Hierauf wird je nach dem Wert der Dinge, die er heimgebracht hat, ein Schaf, eine Ziege oder ein Ochse geschlachtet und ein großer Familienschmaus bereitet. Den Ankömmling selber führt man mehrere Tage durch die Straßen und läßt es ihn noch auf verschiedene andere Weise fühlen, daß er im Begriffe ist, eine bedeutende Persönlichkeit zu werden.

Das dicke Ende kommt nach.

Nach einigen Tagen wird nämlich ein großer Familienrat veranstaltet, an welchem der Vater des Heimgekehrten, die Brüder, Oheime und Vettern teilnehmen, und in welchem über die Teilung der Beute oder über deren anderweitige Verwendung zum Besten der Familie beratschlagt wird. Da hebt ja nun denn allerdings meist ein lärmendes Streiten an, und häufig entscheidet erst eine gründliche Schlägerei die verwickelte Sache. Wenn der Heimgekehrte von all' seinem Reichtum einige schöne Kleider und eine blaue Mütze für sich selbst, ein baumwollenes Tuch für seine Mutter oder seine Lieblingsschwester gesichert hat, so kann er noch glücklich sein, dann sind auch alle seine Wünsche befriedigt.

Alles übrige wird mit Ausnahme einiger Gegenstände, welche einzelne Personen sich aneignen, eine Art gemeinsamen Eigentumes, über welches ohne Einwilligung der Familienhäupter zu irgend einem besonderen oder einzelnen Zwecke nicht verfügt werden kann. Der junge Mann erhält nun zu seinen erworbenen Schätzen noch ein Weib, welches von der Familie augenblicklich besorgt wird, wenn dies noch nicht geschehen sein sollte. Damit fühlt er, daß er den ersten Schritt zu einer angesehenen Stellung unter seinen Landsleuten getan hat.

Nach einigen Monaten rüstet er sich zu neuer Reise, durchläuft ähnliche Abenteuer, verliert vielleicht sein Eigentum, gewinnt aber vielleicht auch neue Schätze. Kehrt er mit diesen heim, dann wiederholen sich die Szenen der Teilung von neuem. Ein weiteres Weib wird seinem Besitzstande von der Familie zuerteilt. Dies Leben kann er etwa bis zu seinem 45. oder 50. Jahre fortsetzen, dann läßt er sich aber dauernd in seiner Heimat und bei seinen feldbauenden Frauen nieder und wird von da an als einer der Auserwählten seines Dorfes und seiner Familie betrachtet.

Das ist so recht bezeichnend für das, was ich kommunale Familien- und Staatseinrichtungen der Gartenbauern nenne. Gerade in Westafrika sind sie sehr entwickelt. Hier blühen jene Bünde, die heute oftmals den Zweck haben, das Gemeinwohl zu schützen und die Gemeinde frei von jedem Einzelherrscher zu halten. (Hierüber siehe „Ozeanien“ Kapitel 2.)

Die Zwergvölker Innerafrikas.

Die Phantasie des Reisenden wird mindestens in gleicher Weise angeregt wie diejenige des Jägers, so daß man auch mit aller Berechtigung vom Reisenden-Latein reden könnte. Weniger das, was man selbst sieht, als dasjenige, was einem erzählt wird, bietet hier den Boden eines reich überwucherten Phantasieparkes, so daß also der Unterschied zwischen Jäger und Reisenden dahin begrenzt werden könnte: der Jäger lügt mehr selbst und der Reisende sorgt gründlicher für die Verbreitung der Lügen.

Unter alledem, was wir als Wunderbares von den Reisenden aller Zeiten aus den verschiedensten Ländern hören, spielen die merkwürdigen Völker eine größere Rolle als die absonderlichen Tiere. Ich erinnere nur an die überall verbreitete Amazonensage, die ja allerdings einen kulturgeschichtlichen älteren Zusammenhang wohl bietet, die aber in ihrer verschiedenen Ausgestaltung bei den verschiedenen Völkern sehr viel Selbständigkeit hat. Des weiteren hören wir auch zuweilen von Riesen. Doch das ist selten. Extreme Erscheinungen, als da sind: Menschen, die so große Ohren haben, daß sie sich nachts hineinwickeln können, Menschen mit so langen Bärten, daß dieselben als Gewand dienen und um den Körper geschlungen werden können, Menschen mit riesigen Füßen und ähnliche mehr treten dagegen, zumal bei den afrikanischen eingeborenen Reisenden und Erzählern, häufiger auf. Eine merkwürdige Übereinstimmung herrscht vor allen Dingen aber in den Berichten über die innerafrikanischen „Zwerge“.

Das Lagerfeuer und die abendliche Plauderstunde sind Ort und Zeit, in deren Rahmen wir derartige Erzählungen heute noch im Begriffe des Entstehens beobachten können. In allen Hauptstädten kolonisierender Völker gibt es ja Stammtische, an denen sich die Reisenden versammeln, an denen über alle Maßen viel renommiert wird und die als Brutstätte der Phantasie und sehr vieler sonderbarer Erzählungen gelten dürfen. Ich habe diese Stammtische immer gern aufgesucht und habe da so vieles und so Wunderbares gehört, daß mich kein Jäger mehr in Erstaunen setzen kann. Der Gelehrte, der diese Heimstätten der Plauderkunst aufsucht, um dort Materiale und Kenntnisse zu sammeln, muß naturgemäß sehr vorsichtig sein. Es ist nicht immer leicht, Gebilde der Wahrheit und Gebilde der Phantasie zu unterscheiden. Wer das aber erst gelernt hat, bringt

von solchen Plauderabenden doch meist reiche und wertvolle Ergebnisse heim. Ich habe solche Stammtische vor den Toren von Brüssel und Antwerpen und in Berlin aufgesucht, und es ist mir da auch sehr vieles Wunderbare, aber auch ebensoviel Zutreffendes von den Zwergen erzählt worden.

Ich möchte behaupten, daß es derartige Stammtische sowohl im Altertum als auch bei vielen anderen noch lebenden Völkern gegeben hat und noch gibt. Der die Rede würzende Stoff mag verschieden sein, hier Bier, dort Wein, wieder andern Ortes vielleicht Kaffee. Der Stoff aber bleibt derselbe und die alten griechischen Reisenden wissen uns gerade so gut wie die modernen Forscher von den Zwergen zu erzählen. Wer sein Latein und Griechisch gründlich genossen hat, kennt ja die Sage: „Die Kraniche ziehen bis an die Seen oberhalb Ägyptens, woselbst der Nil entspringt: Dort herum wohnen die Pygmäen, und zwar ist das keine Fabel, sondern die reine Wahrheit; Menschen und Pferde sind, wie die Erzählung lautet, von kleinerer Art und wohnen in Höhlen." Was Aristoteles hier sagt, wissen wir schon aus der Ilias: „Mit vogelartigem Geschrei, gleich dem Geschrei der Kraniche, die fliehend vor Winterkälte und Regen unter Krächzen und Schreien den ozeanischen Strömen zueilen, um den Pygmäen Tod und Verderben zu bringen, so stürzen die Troer in den Kampf"... In solchen Berichten mischt sich Wahrheit und Übertreibung. Pygmäen heißt zu deutsch Faustmännchen. Von Fausthöhe ist natürlich nicht die Rede; die kleinen Pferde müssen, wie die Behauptung derartiger Kleinheit der Menschen, in das Reich der Fabel verwiesen werden, und der berühmte Kampf zwischen Kranichen und Menschen ist ebenfalls unwahr. Es hat aber sicher unter den Besuchern der Stammtische im alten Griechenland und Ägypten auch schon Skeptiker gegeben und Leute, die es verstanden, Übertreibung von der Wahrheit zu lösen und den tatsächlichen Kern aufzufinden. Zu solchen Skeptikern gehört der alte Herodot, der sehr treffend die Pygmäen nicht als fausthoch schildert, sondern als „nicht einmal von mittlerer Größe".

Ich überfliege die Zeiten und trete zu den Stammtischen der Nubier Ägyptens und der Araber Ostafrikas. Als Schweinfurth im Jahre 1868 den Nil hinauffuhr, berichteten ihm in Plauderstündchen die nubischen Kaufleute, die schon mehrfach das Reich des Königs Munsa (siehe Seite 35) aufgesucht hatten: In einem südlich vom Gebiete der Sande gelegenen Lande hätte man Männchen angetroffen, die nie über 3 Fuß Höhe erreichten, bis an die Knie mit einem langen weißen Bart versehen seien und mit guten Lanzen bewaffnet, gewandt den Elefanten unter den Leib zu schlüpfen wüßten, um sie auf diese Art leicht zu erlegen. Sie verkauften, so hieß es weiter, den Händlern viel Elfenbein und würden mit einem Namen benannt, der eigentlich „Leute mit spannenlangem Bart" bedeutet.

Und dann folge ich dem verwegenen Stanley durch Ostafrika zum Lualaba-Kongo, wo ihm ein Araber von einer Reise erzählt,

die seine Landsleute einst in die westlichen Urwaldgefilde über den Lomami hinweg in das innerste Herz von Afrika unternommen hätten. Dieser Bericht ist außerordentlich bezeichnend und seine Zurückführung auf das Tatsächliche scheint mir wertvoll genug, um ihn hier folgen zu lassen. Der Araber erzählte:

Ein Häuptling am Lomami erzählte uns von dem Lande der kleinen Leute, wo es Elfenbein in solchen Überflüssen gibt, daß wir einen Zahn für eine einzige Kaurimuschel erhalten könnten. Ihr wißt, Meister, daß wenn wir Araber hören, es gäbe irgendwo Elfenbein in Masse, daß dann für uns kein Halten mehr ist. So brachen wir denn schleunig auf und gelangten in das Land der Wakuna. Unter den Wakuna, welche selbst große starke Menschen sind, sahen wir ungefähr 6—7 von den Zwergen, die sonderbarsten Geschöpfe, welche auf der Erde leben. Kaum einen Meter groß, mit langen Bärten und dicken Köpfen.

Die Zwerge taten eine Menge Fragen: Woher wir kämen, wohin wir gehen wollten, wonach wir Verlangen trügen. Es schienen uns muntere kleine Teufel zu sein, obwohl wir bei ihrem Anblick lachen mußten. Sie erzählten uns, daß es in ihrem Lande so viel Elfenbein gäbe, daß unsere Leute zum Heimschaffen nicht genügen würden. Sie wollten aber wissen, wozu wir es brauchten, ob wir es äßen? „Nein." „Wozu denn sonst?" „Wir verkaufen es an andere, welche Zaubermittel daraus machen." „Was wollt ihr uns geben, wenn wir euch das Elfenbein zeigen?" „Wir wollen euch Kaurimuscheln und Glasperlen geben." „Gut, so kommt mit uns!"

Wir reisten 6 Tage und kamen dann an das Grenzdorf ihres Landes. Sie wollten uns nicht weiter eindringen lassen, bevor sie nicht ihren König aufgesucht und seine Zustimmung erlangt hätten. Mittlerweile möchten wir, so sagten sie uns, ringsherum Handel treiben. Das taten wir auch und kauften binnen 2 Tagen mehr Elfenbein ein, als uns die andern Länder in 2 Wochen hätten liefern können.

Am dritten Tage kamen die Zwerge zurück und sagten uns, wir könnten in das Dorf des Königs reisen. Dies war eine einzige lange Straße, mit Häusern, welche sich zu beiden Seiten lang ausstreckten. Sie überließen uns einen Teil dieses Dorfes zu unserer Wohnung. Der König war freundlich, wenigstens erschien er so am ersten Tage; am nächsten Tage aber war er nicht so freundlich, verkaufte uns aber Elfenbein in Menge. Daran war überhaupt kein Mangel. Die Zwerge kamen von allen Seiten herbei. Es ist ein stark bevölkertes Land. Und sie brachten Elfenbein, bis wir ungefähr 400 große und kleine Zähne zusammen hatten, so viel, als wir nur tragen konnten. Wir hatten sie für Kupfer, Glasperlen und Kaurimuscheln gekauft. Kleider wollten sie nicht, denn die Zwerge gingen alle nackt, der König sowohl wie das ganze Volk.

Sie sagten uns, daß 11 Tagereisen nach Südwesten ein anderes Land liege, in welchem sogar noch mehr Elfenbein vorhanden sei, als in dem ihrigen und 4 Tagereisen über jenes Land hinaus sei

ein großer See, auf dem sich Schiffe befänden. Der See stoße an das Land eines Königs, den sie Ngombe nannten.

Wir litten die ersten 10 Tage hindurch keinen Hunger. Bananen gab es so lang wie mein Arm und Pisangfrüchte, die ebenso groß wie die Zwerge waren. Ein einziger Pisang sättigte einen Menschen für einen Tag.

Da wir uns so viel Elfenbein verschafft hatten, als wir nur tragen konnten, so beschlossen wir, sogleich den Rückzug anzutreten. Wir machten den König mit unserm Beschluß, abzureisen, bekannt. Zu unserm Erstaunen sagte er — er war nicht länger als mein Bein —, daß uns die Erlaubnis zur Abreise nicht gegeben werden würde. „Warum nicht?" — fragten wir. „Weil dieses Land mir gehört und ihr nicht eher weggehen sollt, als bis ich es sage." „Aber unsere Geschäfte sind beendet und wir haben genug eingehandelt; wir wünschen nicht mehr zu kaufen." „Ihr müßt alles Elfenbein kaufen, was ich herbeigeschafft habe; ich brauche mehr Kaurimuscheln" — und dabei knirschte er mit den Zähnen und sah genau so aus wie ein wilder Affe.

Mtagamojo, unser kühner Führer, lachte jenen aus, denn er war sehr possierlich; er sagte dem König, daß wir doch würden wegreisen müssen, weil wir viele Freunde hätten, die auf uns warteten. Dieser aber entgegnete: „Ihr dürft nicht aus meinem Lande fort."

Wir hielten wieder ein Schauri (eine Beratung) und in demselben wurden alle darüber einig, daß wir bei längerem Aufenthalte nur Ungemach erleiden und unser Elfenbein verlieren würden, daß es darum besser wäre, das Land in 2 Tagen zu verlassen. Wir brauchten aber nicht erst 2 Tage auf das Ungemach zu warten! Es kam schon vor der Beendigung unseres Schauris. Wir hörten plötzlich ein Weib laut schreien, wir stürzten hinaus und sahen einige unserer Leute auf uns zulaufen, unter ihnen ein Weib, in deren Brust ein von den Zwergen abgeschossener Pfeil steckte.

„Was ist das, was ist das?" fragten wir, und die Leute schrieen: „Die Zwerge haben auf dieses Weib geschossen, während sie Wasser schöpfte; sie rücken soeben in ungeheuerer Zahl aus allen Dörfern gegen uns heran. Der Krieg ist da, macht euch fertig!"

Es war für uns auch die allerhöchste Zeit; kaum hatten wir unsere Gürtel umgelegt und unsere Flinten ergriffen, als auch die Elenden schon auf unseren Dächern waren und ganze Wolken von Rohrpfeilen auf uns abschossen. Sie erhoben ein kreischendes und gellendes Geschrei — gerade wie Affen. Viele unserer Leute fielen von den giftigen Pfeilschüssen sogleich getötet nieder, ehe wir uns noch gesammelt hatten und auf sie schießen konnten. Der tapfere Mtagamojo war überall und schwang mit beiden Händen sein großes Schwert; er spaltete die Zwerge mitten durch, wie man eine Banane zerschneidet. Die Pfeile drangen an vielen Stellen durch sein Hemd.

Die Zwerge schossen von den Gipfeln der Bäume herab; sie krochen durch das hohe Gras bis dicht an uns heran und schossen

uns ihre Pfeile ins Gesicht. Als Mtagamojo sah, daß die Situation kritisch wurde, schrie er laut: „Boma! Boma! Boma!“ (Palisaden). Und einige 100 von uns hackten sogleich Palisadenbäume um, hoben die Türen aus den Angeln und rissen Häuser nieder; so bildeten wir eine Boma an jedem Ende der Straße. Darauf waren wir etwas besser daran, denn das Schießen erfolgte nun nicht mehr so hastig und aufs Geratewohl. Wir feuerten mit mehr Überlegung und Bedachtsamkeit und schlugen sie nach mehreren Stunden in die Flucht.

Glaubt ihr, daß sie uns daraufhin in Frieden ließen? O nein! eine neue Schar kam heran und setzte den Kampf fort. Es waren so kleine Geschöpfe, daß wir sie nicht gut sehen konnten; wären es so große Männer gewesen wie wir, so würden wir Hunderte von ihnen niedergeschossen haben. Wir konnten auch nicht ununterbrochen kämpfen, denn einige von uns mußten schlafen. So teilte uns denn Mtagamojo in zwei Abteilungen, von denen die eine immer schlief und die andere die Boma besetzt hielt. Die ganze Nacht hörten wir die Rohrpfeile vorbeisausen oder auf den Dächern und Palisaden klappern, auch ließ uns ihr gellendes Geschrei nicht zur Ruhe kommen. Ein paarmal versuchten sie die Boma zu erstürmen, wir hatten aber an jedem Ende 20 Musketen.

Das Gefecht dauerte die ganze Nacht hindurch, auch den nächsten Tag und die darauf folgende Nacht. Wir konnten kein Wasser bekommen, bis Mtagamojo 100 Mann, 50 mit Flinten und 50 mit großen Wassertöpfen aufforderte, ihm zu folgen. Mtagamojo glich einem Löwen; er hielt einen Schild vor sich empor und nachdem er ringsum geblickt, rannte er geradeswegs in den nächsten Haufen hinein und ergriff zwei von den Zwergen. Wir, die wir ihm folgten, packten auch noch mehrere, denn sie wollten nicht weglaufen, bis sie gesehen, was wir vorhätten. Darauf aber ließen sie uns den Weg zum Wasser frei. Wir füllten unsere Töpfe und trugen die kleinen Schaitans (Teufel) in die Boma; da merkten wir erst, daß wir den König gefangen genommen hatten.

Wir waren alle der Meinung, daß wir diesen töten müßten. Aber Mtagamojo wollte seine Zustimmung nicht geben. „Tötet die andern“ — sagte er und augenblicklich schnitten wir ihnen allen die Köpfe ab und schleuderten sie aus der Boma heraus. Aber der König wurde nicht angerührt.

Darauf stellten die Zwerge die Feindseligkeiten ein; sie kamen an uns heran und riefen: „Sennene! Sennene!“ (Friede! Friede!) Wir schlossen Frieden mit ihnen, und sie sagten uns zu, daß wir unbelästigt abziehen könnten, wenn wir ihnen ihren König frei gäben. Nach einer langen Beratung lieferten wir ihn aus. Aber nun entbrannte der Krieg schlimmer denn je. Tausende kamen gegen uns heran, und jeder von uns ließ es sich angelegen sein, möglichst viele von ihnen totzuschießen. Wir kämpften jenen ganzen Tag und auch noch die Nacht, sahen aber dann, daß unser Pulvervorrat zu Ende ging. Wir hatten nur noch zwei Fäßchen übrig.

So ließen denn unsere Führer uns alle zusammentreten und erklärten, daß die einzige Rettung in einem nochmaligen Ausfall aus der Boma und darin läge, daß wir sie fingen und mit unsern Schwertern ebenso töteten, wie Mtagamojo es vorgemacht hatte.

Nachdem wir alle Vorbereitungen getroffen hatten, stürmten wir hinaus und jeder lief, den Kopf niederbeugend, direkt auf sie los. Das war ein Wettrennen! Als sie uns mit unsern breiten, langen, wie Glas glänzenden Schwertern herauskommen sahen, liefen sie davon; aber wie Wölfe verfolgten wir sie ein paar Stunden weit. Wir töteten viele, sehr viele, denn sie konnten nicht so schnell wie wir laufen.

Darauf kehrten wir in die Boma zurück, packten schnell unsere Sachen, namentlich auch die Hälfte des Elfenbeins zusammen und brachen sogleich nach dem Walde auf. Wir zogen bis in die Nacht hinein weiter und legten uns dann todmüde zum Schlafen nieder. Meister, mitten in der Nacht fielen sie schon wieder über uns her! Nach jeder Richtung hin hörten wir Pfeile schwirren; in jeder Minute fiel einer von uns nieder. Unser Pulver war bald verschossen. Endlich liefen wir davon, nachdem wir alles, mit Ausnahme unserer Flinten und Schwerter, weggeworfen hatten. Dann und wann konnten wir Mtagamojos Horn hören und folgten demselben. Aber fast alle waren durch den Hunger und Wassermangel so geschwächt, daß ihnen auf der Flucht die Herzen brachen und daß sie starben. Andere, die sich einen Augenblick zum Ausruhen niederlegten, fanden, wenn es zu spät war, sich von den kleinen Teufeln umringt und wurden getötet. Meister, von jener großen Menge Menschen, welche Njangwe (Araberstation am Kongo) damals verließen, von Arabern, Küstenleuten und Trägern kehrten nur 30 in ihre Heimat zurück und ich bin einer derselben! —

Das ist so der bezeichnende, echte Bericht des reisenden Kaufmanns, ein Bericht, der in charakteristischer Weise Wahrheit und Übertreibungen enthält. Die Reise muß gemacht worden sein, denn viele Einzelheiten lassen uns erkennen, daß die Araber wirklich in jenem Gebiete zwischen den Quellen des Lukenje, des Tschuappa und dem Oberlauf des Sankurru gewesen sind. Neuere Reisende haben festgestellt, daß in der Tat jene Gebiete noch von zahlreichen Scharen der Zwergvölker bewohnt sind. Niemals wohnen aber die Zwerge in rechteckigen Hütten, die zusammen eine Straße bilden. Das ist eine Kultureigentümlichkeit der höher stehenden Kongovölker, der Bassonge, Bassenge usw. In der Tat würfelt denn auch der Araber die Zwerge mit den hochstämmigen Negern immer fröhlich durcheinander.

Gehen wir nun von den Reiseberichten zum Tatsächlichen über, so muß vor allen Dingen betont werden, daß die Existenz eines weit verbreiteten Volkes auffallender Kleinheit vollständig bestätigt ist. Im durchschnittlichen Maß werden wir die Männer auf 130 bis 140 cm Höhe veranschlagen müssen. Je weiter sie im Innern des Kongobeckens wohnen, desto kleiner sind sie. Je näher den Grenzen

oder jenseits der Grenzen des Urwaldes, desto größer. Sie sind dort eben schon mit den umwohnenden Negervölkern vermischt. Über die Verbreitung der Zwergvölker in Afrika ist Seite 6 und 11 schon gesprochen worden. Ich will hier noch ihre charakteristischen Kultureigentümlichkeiten erwähnen.

Die Zwerge sind überall, wo sie unvermischt auftreten, echte Jägervölker. Ihre Waffe ist teilweise ein leichter Speer, teilweise der Bogen, mit welchem sie kleine Rohrpfeile abschießen. Das Eisen, welches sie verwenden, tauschten sie von den Negern ein. Sie selbst besitzen nirgends eine Eisenindustrie, auch keine Weberei und sehr selten Töpferei. Ihre Kleidung ist immer die der umwohnenden Negervölker.

Staatlich zerfallen sie nur in Familie; Könige und Häuptlinge besitzen sie nie; hordenweise ziehen sie umher, trennen sich, wenn die Nahrung mangelhaft wird, vereinigen sich wieder zu größeren Haufen, wenn viel Speise und glückliche Jagdbeute lachen. Sie ernähren sich von Wurzeln, die sie mit Stöcken ausgraben, und von den Ergebnissen ihrer Jagd. Als Jäger stehen sie denn auch überall im Dienste der Negerfürsten. So fand das Schweinfurth bei König Munsa, Wolf beim Könige Lukengo (siehe Seite 50). Ihr Name ist überall der gleiche: Batua oder Watwa.

Wenn lange Bärte in vielen Sagen den Zwergen zugeschrieben werden, so hat dies ebenfalls wenigstens eine gewisse Berechtigung. Zwerge mit Bärten wurden sowohl im nordöstlichen wie im zentralen Urwald angetroffen. Im übrigen aber spielt gerade hier die Phantasie eine große Rolle. Wenn ein Bart beim Neger auch auffällt, so können wir daraus die Entstehung der Sage verstehen, müssen es aber ablehnen, einen allzu großen Umfang als tatsächliches Vorkommen anzuerkennen, wie wir ja auch die Größenmaße auf das richtige Verhältnis zurückführen können.

Nehmen wir den Pygmäen als einen verhältnismäßig sehr kleinen Menschen an, der im allgemeinen normal gebaut ist, bei dem vielleicht in besonderer Weise die Kiefer tierähnlich hervorstehen, die Haut etwas faltig ist, die Arme etwas länger sind als bei anderen Rassen, der aber sonst absolut normal auftritt und kulturell nur durch sein ursprüngliches Jägertum auffällt, — nehmen wir den Zwerg unter diesen Bedingungen, so ist das Vorhandensein seiner Rasse heute allerdings erwiesen.

Völker- und Tagesleben am Kongo.

Nach H. Ward.*) 1890.

Etwa 900 km von der Mündung des Kongo ins Innere hinein liegt ein schönes, fruchtbares, gut bewaldetes und bewässertes Land, wo jede in diesen Breiten des westlichen Afrikas vorkommende Art

*) „Fünf Jahre unter den Stämmen des Kongostaates.“ Leipzig 1891.

von Wild im Überfluß vorhanden ist. Man trifft Elefanten, Büffel und Flußpferde, Antilopen und wilde Schweine, sowie von Vögeln Perlhühner, rotbeinige Rebhühner und Wachteln in großer Zahl auf den mit Gras bewachsenen Ebenen und in den bewaldeten Bergen dieses Distriktes, der den Namen Bolobo führt und von einem großen, einflußreichen Stamme schlauer Händler bewohnt wird. Die Leute sind zwar keine wirklichen Kannibalen, ohne Zweifel aber eine der grausamsten Rassen, die man in diesem Teile von Zentralafrika findet.

Sie scheinen an Menschenopfern die größte Freude zu finden und betrachten die Hinrichtung von Sklaven als einen Nachweis ihres Reichtums, und da Bolobo ein dicht bevölkertes Land ist, so findet fast jeden Tag eine solche dunkle, mit unmenschlichen Zeremonien verknüpfte barbarische Tat statt. Manchmal werden Sklaven beim Tode eines Häuptlings enthauptet, damit ihre Seelen den verstorbenen Fürsten in die andere Welt begleiten und ihm als eine Art geistigen Gefolges Glanz verleihen. Zu anderen Zeiten werden die Sklaven für irgend einen unbedeutenden Akt des Ungehorsams von dem erbosten Herrn in brutaler Weise abgeschlachtet. In solchen Fällen stürzt letzterer sich auf den Übeltäter, wirft ihn zu Boden und hackt ihm den Kopf ab.

Eine ihrer grausamsten Zeremonien steht mit dem Abschluß von Streitfällen von langer Dauer in Verbindung. Es kommt nämlich oft vor, daß zwei Abteilungen eines Stammes aus irgend welchen Familiengründen einen bitteren Groll gegeneinander hegen, und diese Erbitterung dauert gewöhnlich, bis einer oder mehrere einflußreiche Mitglieder sterben, worauf die übrige Gemeinde, des Streites müde, eine Verständigung herbeizuführen beschließt. Infolgedessen wird ein Untersuchungsgericht berufen, zu welchem die einflußreichsten Häuptlinge des umliegenden Landes eingeladen werden, und vor dem dann die Vertreter beider streitenden Parteien Gelegenheit haben, ihren Fall darzustellen, worauf die versammelten Häuptlinge ihr Urteil abgeben, entscheiden, welcher der beiden Gegner die Schuld trägt und je nach der Wichtigkeit des Streitfalles die Strafe feststellen.

Nachdem die Sache auf diese Weise zum glücklichen Abschluß gelangt ist, suchen beide Parteien eine Tat zu begehen, die sie an dies Ereignis erinnert. Zu diesem Zwecke wird bei solchen Gelegenheiten sehr oft ein Sklave gekauft, dem man zunächst die Arm- und Beinknochen zerschmettert, und der darauf an einen offenen, allbekannten Ort, gewöhnlich einen Kreuzweg, gebracht wird, wo man ihn in ein ausgegrabenes Loch wirft, dieses dann ausfüllt und die Erde festtritt, so daß nur der Kopf über dem Erdboden hervorragt. Da jeder, der überführt wird, dem Unglücklichen Nahrung oder Wasser gegeben zu haben, gewärtig sein kann, in derselben Weise behandelt zu werden, so bleibt das Opfer einem langsamen, qualvollen Tode überlassen.

Der größte Feind der Sklaven ist der Nganga Nkissi oder Zauberdoktor. Wie bei den Bakongostämmen in der Kataraktenregion des

Unterkongo nimmt man hier beim Tode eines Mannes von irgend welcher Bedeutung stets an, daß ein böser Einfluß im Spiele gewesen ist, und überträgt dem Zauberdoktor die Aufgabe, den Übeltäter ausfindig zu machen. Gewöhnlich wird als solcher ein armer Sklave ausersehen, der infolgedessen in den meisten Fällen die Todesstrafe zu erleiden hat.

Es fällt nicht schwer, den Nganga Nkissi sofort zu erkennen. Er trägt eine Anzahl Arm- und Beinringe und Spangen aus Messing, Eisen oder Kupfer, hat stets eine Menge Schellen um den Leib hängen und schmückt sich außerdem mit zahlreichen, mit Federn versehenen kleinen Päckchen mit Zaubermitteln, die er unter den Armen trägt. Ferner ist er stets mit verschiedenen farbigen Streifen um den Leib verziert und spricht mit tiefer heiserer Stimme.

Wenn der Nganga nicht mit der Ausübung seines Berufes beschäftigt ist, spricht er selten mit irgend jemand. Die Wohlfahrt des ganzen Dorfes liegt bis zu gewissem Grade in den Händen dieses Mannes, dessen Hilfe beständig in Anspruch genommen wird, weil man ihn im Besitz übernatürlicher Kräfte glaubt. Wenn zwei Dörfer im Begriff stehen, einen Krieg miteinander zu beginnen, sind die sämtlichen Zauberdoktoren besonders stark beschäftigt, Zaubermittel herzustellen und vermittels geheimnisvollen Verkehrs mit der Geisterwelt festzustellen, wie der mutmaßliche Ausfall des Kampfes sein wird. Einige Krieger wünschen dringend ein Zaubermittel, das sie vor Speerstichen schützt, andere wollen ein solches gegen Gewehrschüsse haben, und noch andere verlangen einen Zaubertrank, der ihnen bei Pfeilwunden das Leben rettet. Sie suchen den Nganga auf, teilen ihm ihre Wünsche mit und erhalten, nachdem sie seine Forderungen bezahlt haben, ein kleines Zaubermittel mit vollständigen Anweisungen bezüglich ihres künftigen Lebenslaufes.

Die Zaubermittel bestehen gewöhnlich aus kleinen Stücken Stein, Glasperlen, Muschelschalen, getrockneten Feigen, Nüssen, Bohnen und tatsächlich lauter wertlosen Dingen, die der Fetischmann zusammenscharren kann. Einige dieser Gegenstände werden in einen Lappen Zeug eingewickelt, an welchem, um ihm ein etwas geheimnisvolles Aussehen zu geben, drei oder vier Federn befestigt sind, und der dann an eine Schnur gebunden und dem Krieger um die Schultern gehängt wird. Dies genügt indessen noch nicht, sondern es gibt noch Beschränkungen und leichte gottesdienstliche Handlungen, die erfüllt werden müssen. Beispielsweise trägt der Fetischmann seinen Klienten vielleicht auf, jeden Morgen vor dem Essen mit roter Kreide sich einen Strich ins Gesicht zu zeichnen und vor dem Trinken eine kleine Schnur um die große Zehe zu binden, sowie eine Bohne zwischen die zweite und dritte Zehe zu stecken, ein Messer in die Hand zu nehmen, jemand mit geschlossenen Augen in der Nähe stehen zu haben und sich von einem andern mit einem Baumzweig stacheln zu lassen.

Häuptlinge, die besonders gut für sich sorgen und wissen, wie unsicher es mit ihrer Popularität bestellt ist und wie leicht sie beiseite

geschafft werden können, sind die besten Kunden dieser Nganga und haben die ausgedehntesten Funktionen zu verrichten. Ein großer Häuptling in Busindi muß z. B. jedesmal, wenn er seinen Durst stillen will, folgende Zeremonien durchmachen: Er selbst muß ein Blatt im Munde halten, während er drei Steine in den Becher legt, aus dem er zu trinken beabsichtigt. Beim Trinken hat er die Augen zu schließen und darf den Becher nicht eher von den Lippen absetzen, als bis er vollständig leer ist. Ein Mann muß den Krug mit Palmwein, ein zweiter ein Trinkgefäß halten, während ein dritter ihm letzteres gefüllt überreicht. Einem Häuptling von Busindi werden überhaupt nur volle Humpen überreicht. Zwei Mann rasseln während der ganzen Zeremonie mit den rohen Glocken der Eingeborenen, und eine Frau hat das Amt, hinter dem Häuptling zu stehen und ihn um den Leib zu fassen, während andere vor ihm niederknien und mit geschlossenen Augen in die Hände klatschen. Infolgedessen nehmen die Vorbereitungen zum Trinken so viel Zeit und Mühe in Anspruch, daß der Häuptling, wenn er die Flüssigkeit erst an die Lippen gesetzt hat, dann gleich so viel trinkt, daß er auf lange Zeit genug hat. — — —

Außer mehreren kleinen ergießen sich in der Nähe der Äquatorstation drei große Nebenflüsse in den Kongo: der Ruki, der Lulongo und der Ubangi. Der letztgenannte Fluß fällt auf dem nördlichen Ufer in den Kongo und ist beinahe 600 km weit, bis zu den Songoschnellen, schiffbar.

Der Fluß wird auf seinen unteren Strecken von den Balui bewohnt, die einen Zweig der gefürchteten Bangala bilden, die wie ihr Urstamm große Kannibalen sind und durch ihre räuberischen Züge gegen die schwächeren Nachbarn viel Blutvergießen herbeiführen. Sie sind eifrige Jäger und beweisen beim Anlegen von Fallen, in denen sie allerlei Wild des Waldes töten, eine große Geschicklichkeit. An der Flußmündung gibt es zahlreiche Herden von Flußpferden, welche von den Balui in Kanus gejagt werden.

Wenn sie einen schlafenden Hippopotamus an einer geeigneten Stelle entdeckt haben, nähern sich zwei Baluijäger mittags in der glühenden Sonnenhitze ganz geräuschlos dem Tiere, wobei sie ihre Ruder so vorsichtig handhaben, daß nicht das geringste Spritzen des Wassers zu hören ist. Dann ergreift einer der Leute den Speer und versenkt ihn tief in den Körper des nichts ahnenden Tieres, während der andere bereit ist, mit aller Macht davonzurudern, um der Wut des verwundeten Ungetüms zu entgehen. An dem Speer ist eine Schnur befestigt, und am Ende der letzteren sitzt ein Stückchen leichtes Holz, so daß durch diesen Schwimmer der Verbleib des verwundeten Tieres den Eingeborenen immer bekannt ist. Sobald es sich, wahnsinnig vor Schmerzen, ins Wasser stürzt, folgen ihm die Jäger in respektvoller Entfernung, bis es seinen Wunden erliegt und tot an die Oberfläche kommt, worauf es in flaches Wasser geschleppt und zerschnitten wird. Bei dieser gefährlichen Beschäftigung kommen

viele Männer ums Leben, da sie sehr oft von dem Tiere bemerkt werden, ehe sie Zeit haben, zu entfliehen. Dann schlägt das Kanu um, und die Insassen werden sehr rasch von dem wütenden Tiere tödlich verstümmelt. — — —

Die Stellung eines Häuptlings der weiter oberhalb wohnenden Bundju wird nach der Zahl der Sklaven beurteilt, welche er zu töten in der Lage ist. Die Schädel der Opfer des Kannibalismus werden stets an einer hervorragenden Stelle des Dorfes aufgestellt, als ein Zeichen der Wichtigkeit des Häuptlings. Manchmal werden auch die Häuser mit Menschenschädeln geschmückt, die an den vier Seiten in Reihen auf kleinen, besonders zu diesem Zwecke gebauten Gesimsen aufgestellt werden. An anderen Orten hängen die Schädel in Bündeln an Pfählen. Oft sieht man auch an Stühlen oder selbst Trinkhörnern drei oder vier menschliche Backenknochen herabhängen.

Dem Flusse entlang scheint jedes Dorf sich in beständiger Fehde mit seinen Nachbarn zu befinden, so daß große Vorsichtsmaßregeln getroffen werden müssen, um gegen Überfälle gesichert zu sein. Fast jedes Dorf ist mit Palisaden aus angespitzten Pfählen umgeben, während außerhalb dieses Hindernisses ein tiefer Graben aufgeworfen ist und den einzigen Eingang zu dem Dorfe eine kleine Zugbrücke in Gestalt eines über den Schanzgraben geworfenen Baumstammes bildet, der bei Nacht und zu Zeiten der Gefahr fortgenommen wird. Eine derartige Befestigung würde, von einer Handvoll entschlossener Männer verteidigt, bei den Angriffen der eingeborenen Beutejäger uneinnehmbar sein. Die Eingeborenen suchen sich ihre Opfer gewöhnlich auf dem Flusse. Sie sind beständig mit ihren großen Kriegskanus unterwegs und machen Exkursionen nach solchen Teilen des Landes, die, wie sie wissen, nur von kleinen Abteilungen von Fischern oder Jägern bewohnt werden, welche leicht zu besiegen sind und dann gefesselt und zu gehöriger Zeit getötet und aufgefressen werden.

Die Mündung des Ubangi bildet ein Delta aus kleinen mit sumpfigem Wald und Gras bedeckten Inseln, welche ein ganz vorzügliches Jagdgebiet für die räuberischen Balui abgeben, die, bis an die Zähne bewaffnet, mit ihren Kanus unter der dichten, überhängenden Vegetation verborgen, auf Beute lauern. Sobald ein Kanu, das eine schwächere Besetzung hat als das eigene, in Sicht kommt, wird Jagd auf dasselbe gemacht, worauf einige der Insassen mit den Speeren durchstochen, die übrigen aber gefangen genommen und in die Sklaverei geführt werden, um gefüttert und bei der nächsten Orgie der Kannibalen geschlachtet zu werden. — — —

Gleich oberhalb der Äquatorstation ergießt sich von Süden her der Ruki in den Kongo.

Bis jetzt ist über die Sitten und Gebräuche der an seinen Ufern lebenden Bewohner noch nicht viel bekannt, da der weiße Händler in keinem anderen Teile des Kongobeckens so viel Schwierigkeiten wie hier gefunden hat, die Eingeborenen von seinen guten Absichten zu überzeugen. Gewöhnlich besteht der Empfang, welcher den Frem-

den von diesen Leuten zuteil wird, in einer Wolke von Pfeilen, und selbst wenn sie Hühner, verschiedene Nahrungsmittel und Waffen gegen Glasperlen und sonstige Schmuckgegenstände umgetauscht haben, begleiten sie die Abfahrt des Bootes von ihrem Strande wieder mit einer Salve von Pfeilen und beleidigenden Rufen. Bogen und Pfeile sind ihre einzigen Waffen, von denen sie aber sehr geschickten Gebrauch zu machen verstehen. Einige ihrer Pfeile haben mit Widerhaken versehene eiserne Spitzen, während andere, weit gefährlichere, einfache Streifen von gespaltenem Bambusrohr sind, eine Länge von 30 cm besitzen und an der Spitze geschärft und mit tödlichem Gifte beschmiert sind. Die Bewohner dieses Flusses sind Bakundu und lassen sich von ihren Stammesgenossen am Äquator nur durch eine leichte Abänderung in den Narben unterscheiden. Sie sind gefräßige Kannibalen, eine Tatsache, aus der sie durchaus kein Hehl machen.

Auf beiden Seiten des Flusses gibt es große Herden von Elefanten und Büffeln, die von den weiter ins Innere hinein wohnenden Stämmen gejagt werden. Die Jäger, die das Elfenbein an die Uferbewohner verkaufen, bauen zu diesem Zwecke Plattformen auf Bäumen, so hoch, daß sie außer dem Bereich des Rüssels des Elefanten sind. Es werden in verschiedenen Teilen des Waldes Hunderte von solchen Plattformen angelegt, und selbstverständlich wählt man dazu solche Stellen aus, von denen man weiß, daß sie von den Elefantenherden auf dem Wege nach den Futtergründen begangen werden oder in der Nähe der Tränken liegen, deren reicher Wasservorrat die Tiere anzieht. Sobald die Nachricht kommt, daß Elefanten in einem auf solche Weise vorbereiteten Walde sind, eilen die Eingeborenen, mit ihren tödlichen Speeren bewaffnet, hinaus, um ihre Stellungen einzunehmen. Meist versuchen sie, dem Tier den Speer zwischen die Schultern zu treiben, und gewöhnlich gelingt es ihnen, von einer Herde, die nahe genug an den Plattformen vorbei und in den wirksamen Bereich der Waffen kommt, zwei oder drei Elefanten zu erlegen.

Manchmal greifen sie den Elefanten auch zu Fuß an, was tatsächlich ein sehr mutiges und gefährliches Unternehmen ist. Sie kriechen, nur mit einem Speer bewaffnet, der aus einer breiten, scharfen Klinge an einem langen, dicken Handgriff besteht, behutsam bis an den Elefanten heran und treiben, wenn sie dem schweren Wild nahe genug gekommen sind, die Waffe entweder in die Leistengegend oder schneiden dem Tier die Kniesechsen durch. Das Heft des Speeres mit beiden Händen haltend, stoßen sie die scharfe Schneide mit aller Macht in den Körper des Elefanten, und in der Regel gelingt es ihnen, das Tier auf der Stelle zu Fall zu bringen oder es so schwer zu verwunden, daß sie seinen blutigen Spuren bis zu seinem Schlupfwinkel folgen können, wo es vollständig abgetan wird. Selbstverständlich ergreifen sie, sobald sie den Stoß geführt haben, die Flucht, um aus dem Bereich des verwundeten Tieres zu kommen, und der Charakter des mit großen, hochstämmigen Bäumen bedeckten

Terrains ermöglicht es ihnen, seinen Bewegungen auszuweichen oder auf den Ästen Schutz zu suchen. — — —

Im Jahre 1877 wurde Stanley auf seiner wunderbaren Reise durch den dunklen Weltteil etwa 1500 km vom Atlantischen Ozean von den kriegerischen Bangala angegriffen, einem Stamme, der mehr als 30000 wilde Kannibalen zählt und dessen Dörfer dem nördlichen Ufer des Kongo entlang im Schatten prächtiger Palmenwälder, von langen Reihen von Paradiesfeigen- und Bananenbäumen dicht umgeben, liegen.

Sie bemannten ihre großen Kriegskanus und griffen einmal über das andere die kleine Flottille Stanleys an, der mit seiner getreuen Anhängerschar nur nach hartem Kampfe und mit Hilfe seiner besseren Waffen imstande war, die wütenden Gegner zurückzuschlagen. Hunderte von Kilometern weit war er schon durch ähnliche Angriffe Spießruten gelaufen, und das Geschrei „Niama, Niama“ (Fleisch, Fleisch), mit dem die Wilden ihn verfolgten, kündete ihm nur zu deutlich an, welcher Art Schicksal ihn und seine Gefährten erwartete, wenn sie ihren Angreifern in die Hände fallen sollten.

Angeregt durch den Bericht des großen Forschers, beauftragte Se. Majestät König Leopold II. Stanley, an der Spitze einer gut ausgerüsteten Expedition nach dem Schauplatz seiner Forschungen zurückzukehren und die Anlage von Stationen dem Lauf des Kongo entlang zu unternehmen. Diese Stationen sollten das Mittel bilden, jene große Hochstraße den Fortschritten des Handels zu erschließen, die Uferstämme dem friedlichen Fleiß zu gewinnen und in ihnen den Wunsch zu erregen, dieselben Vorteile zu erlangen, welche die in ihrer Mitte erschienenen Weißen besaßen.

Stanley begann dies Werk mit seltener Geschicklichkeit und unerschütterlicher Ausdauer und hatte, ehe er im Jahre 1884 den Schauplatz seiner Arbeiten verließ, nachdem er auf einer über 2250 km langen Strecke des Kongo Stationen gegründet und überall im Lande mit den wilden Häuptlingen unzählige Verträge abgeschlossen hatte, durch welche sie sich verpflichteten, die Autorität der Stationen anzuerkennen und das Werk des Friedens und Fortschrittes zu unterstützen, die Befriedigung, seine Arbeiten mit Erfolg gekrönt zu sehen, sowie die Genugtuung, den Kongofreistaat gegründet zu haben, der im Jahre 1885 von allen zivilisierten Mächten der Welt anerkannt wurde.

Zum Befehlshaber einer dieser Stationen, und zwar derjenigen von Bangala, im Herzen des von dem gleichnamigen Stamme bewohnten volkreichen Distriktes, wurde ich im Jahre 1886 ernannt.

Der wichtigste Häuptling der Bangala war damals Mata Bwiki oder richtiger Mata Mwiki, was „viele Gewehre“ bedeutet, ein Titel, der ihm mit Rücksicht auf die Zahl der Steinschloßgewehre gegeben war, welche er und seine Anhänger besaßen. Er war ein Mann von vielleicht 60 Jahren, fast 1,80 m groß, hatte massive Schultern und starke Knochen, und seine Züge sahen grausamer aus, als es

sonst wohl der Fall gewesen wäre, wenn er nicht ein Auge verloren gehabt hätte.

Die Bangala gehörten ursprünglich zum Stamme der Mobeka, die 225 km weiter flußabwärts wohnten; allein vor etwa 40 Jahren hatte Mata Bwiki einige unternehmende junge Leute um sich gesammelt und eine Reihe von Beutezügen in das umliegende Land unternommen, die so erfolgreich ausgefallen waren, daß er sich in Iboko hatte festsetzen können. Dort war der Stamm immer größer und blühender geworden, und jetzt ist er weit bekannt unter dem Namen Bangala oder „Leute der Mongalla".*)

Zu meinen ersten Erlebnissen, nachdem ich den Befehl über die Station übernommen hatte, zählte, daß ich mich der Zeremonie der Blutsbrüderschaft mit Mata Bwiki unterwerfen mußte, einer unter allen Stämmen am Oberkongo gebräuchlichen Form, die Freundschaft zu besiegeln und die Gewähr für Treue und Glauben zu geben.

In Gegenwart von etwa 100 die Herrschaft Mata Bwikis anerkennenden Wilden ließen wir uns auf den einander gegenüberstehenden niedrigen Holzstühlen nieder, worauf durch das Wirbeln der aus Rotholz angefertigten großen Trommeln, deren hohler Klang meilenweit zu hören ist, Stillschweigen befohlen wurde und ein Zauberdoktor, angetan mit seinem ganzen geheimnisvollen Apparat, erschien. Derselbe machte uns beiden einen Einschnitt in den rechten Arm, in die äußere dicke Muskelanschwellung unterhalb des Ellenbogens, und streute, als das Blut in einem dünnen Strahle herauszufließen begann, pulverisierte Kreide und Pottasche auf die Wunde, während er in der ganzen Zeit mit großem Wortschwall eine Ansprache an uns hielt und uns aufforderte, die Heiligkeit des Vertrages unverbrüchlich aufrecht zu erhalten. Dann wurden unsere Arme aneinandergerieben, so daß das ausfließende Blut sich vermischte, und wir für Brüder eines Blutes erklärt, deren Interessen in Zukunft ebenso vereint seien, wie das Blut es jetzt sei. Die Zeugen dieser seltsamen Zeremonie drückten ihre Zustimmung zu den Worten des Zauberdoktors aus und zollten in lärmender Weise dem, was geschehen war, Beifall, ehe sie sich ans Werk machten und die ungeheueren irdenen Krüge mit gegorenem Zuckersafte austranken, der den Namen Masanga führt und vorher bereitet war, um das Ereignis gehörig zu feiern.

In meiner Stellung als Befehlshaber der befestigten Station mitten unter ihnen, sowie auch, weil ich den Wunsch hegte, mich auf den freundschaftlichsten Fuß mit den Eingeborenen zu stellen,

*) „Leute der Mongalla" heißt „der Stamm, der am Mongallastrome (einem nördlichen Nebenstrom des Kongo) früher wohnte." Diese Bezeichnungsweise ist echt westafrikanisch. Die Leute am Sanga heißen „Wasanga", die am Ubangi „Babangi", die am Ngirri „Wangirri". Die erste Silbe „Wa" bedeutet „Leute". Alle diese Sprachen regeln die Bedeutung der Worte nach der ersten Silbe. So heißt im Süden ein Land Urua, die Leute Warua, die Sprache Kirua, ein anderes Land Uluba, die Leute Baluba, die Sprache Kiluba u. s. w.

war ich in der Lage, sehr viel von ihrer Lebensweise und ihren „inneren Angelegenheiten" zu beobachten.

Fast jede Woche kam ein Beispiel ihres wilden Kannibalismus zu meiner Kenntnis, und wenn auch die Dorfbewohner in der unmittelbaren Nachbarschaft der Station mit der Zeit vorsichtig wurden und einem Weißen ihre Liebhaberei für Menschenfleisch und ihre Lust zu solchen Orgien nicht mehr eingestanden, so wußte ich doch, daß ich nicht weit zu suchen hatte, wenn ich meine Freunde, mit dem alten Mata Bwiki an der Spitze, bei einer leichten Mahlzeit, bestehend aus den Gliedmaßen eines unglücklichen Sklaven, der wegen widerspenstigen Benehmens erschlagen worden war, oder bei einem Festmahl von den Leichen der beim letzten Kampfe getöteten Feinde, finden wollte.

Für sie war alles Fleisch, was ihnen ins Netz kam; und wenn ein Sklave, der entweder im Kriege gefangen genommen oder in Fesseln von einem benachbarten Stamme angekauft worden war, störrisch oder unzufrieden mit seinem Lebenslauf war, so war ihr Mittel einfach genug. Sie ließen ihn nicht länger einen Weg wandeln, welcher sich für das Fleisch als zu beschwerlich erwies. Der Kochtopf war sein Schicksal, und bald hatte er aufgehört, Gegenstand der Unterhaltung zu sein. Das mag unglaublich erscheinen, und doch steht das Beispiel eines solchen Falles noch vor meinem geistigen Auge.

Einem Sklavenknaben war erlaubt worden, sich auf der Station des Agenten der belgischen Handelsgesellschaft in Bangala zur Arbeit zu verdingen. Nach einiger Zeit entfernte er sich während der Arbeitsstunden ohne Erlaubnis des Agenten, der sich darüber bei dem Herrn des Jungen, einem kleinen Häuptling in einem benachbarten Dorfe, beschwerte und ihm gleichzeitig mitteilte, der Junge sei ein fauler Bursche und tauge nicht viel. Einen oder zwei Tage später erzählte der Häuptling mit offenbarer Befriedigung dem Händler, der Junge werde ihm keine Verlegenheiten wieder bereiten, da er ihn mit einem Speerstich getötet habe. Noch größer wurde aber das Entsetzen der Weißen, als der Sohn des Häuptlings, ein Bursche von 16—17 Jahren, am nächsten Tage mit Speer und Schild in die Station schlenderte und gleichmütig bemerkte: „Der Sklavenknabe hat sehr gut geschmeckt, er war zart und fett."

Ungeachtet der kannibalischen Neigungen der Eingeborenen waren unsere Beziehungen zu den Bewohnern der verschiedenen, den Distrikt von Bangala bildenden Dörfer im allgemeinen freundlich. Die Garnison der Station des Staates bestand aus Sansibariten und Haussa, Mitgliedern eines mohammedanischen Stammes am oberen Niger, die von den Agenten der Regierung an jenem Flusse oder im Hafen von Lagos an der Goldküste auf die Dauer von drei Jahren angeworben und mit den Postdampfern nach dem Kongo befördert worden waren.

Diese Leute waren tapfer und kriegerisch; aber da es ihnen an der den Wilden charakterisierenden Verschlagenheit und Raschheit im

Auffinden von Listen fehlte, so wurden sie, zuzeiten gerade durch die Dummheit ihres Mutes, eine leichte Beute der Bangala bei deren Angriffen auf die Station, wenn einmal ein Bruch unseres freundschaftlichen Verkehrs mit den Eingeborenen stattgefunden hatte. Bei einer Gelegenheit, als ein Mißverständnis sich zu einem Konflikt zwischen der Garnison und den Eingeborenen entwickelt hatte, hatten die Bangala einen Angriff auf die Außenwerke der Station unternommen, waren aber, wie gewöhnlich, durch das Feuer der gezogenen Büchsen zurückgeschlagen worden, als die Haussa plötzlich, die Deckung der Wälle verlassend, in das lange Gras und Dickicht, in welches der Feind sich zurückgezogen hatte, vordrangen, um letzteren oder Beute zu suchen. Zwei von ihnen gingen auf der Verfolgung des fliehenden Feindes einen der vielen Pfade durch das hohe überhängende Gras entlang, mußten ihr Leben aber frühzeitig durch Messerhiebe enden, die ihnen unter der Deckung des Grases in den ungeschützten Nacken versetzt worden waren. Die scharfe Waffe war ohne Zweifel von einer geübten Hand geführt worden, da sie die Köpfe vollständig vom Rumpfe getrennt hatte. Später, nachdem der Angriff der Bangala vollständig abgeschlagen war, wurden die Leichen und Köpfe der beiden armen Burschen von ihren Kameraden gefunden.

Oft tun die Wilden, als ob sie die Flucht ergreifen wollten, weil sie die Neigung der Haussa zur Verfolgung ohne Rücksicht auf einen Hinterhalt kennen, oder sie binden, um jene zu veranlassen, sich in dem Gras und den Bananenhainen zu zerstreuen, meckernde Ziegen und gackernde Hühner als Lockmittel in nächster Nähe der Rückzugslinie an, an der sich Trupps von Bewaffneten aufgestellt haben, um die lüsternen Beutesucher mit einem Willkommen zu begrüßen, wie sie es nicht erwartet haben. Erst einige Monate Lehrzeit in dieser Art Guerillakrieg setzten die Haussa besser in den Stand, es mit den verschlagenen Bangala auf deren eigenen Gebieten aufzunehmen.

Die Weißen, welche nacheinander als Befehlshaber der Station Bangala vorstanden, haben sich bemüht, und zwar mit einigem Erfolge, die Gewohnheit, Menschenfleisch zu essen, in den die Station umgebenden Distrikten zu unterdrücken, jedoch wird der Kannibalismus in den entfernteren Dörfern der Niederlassung noch immer offen betrieben. Die Leute rühmen sich sogar der Zahl der Feinde, die sie verzehrt haben, und hängen die gebleichten und weiß gewordenen Schädel auf einem Baum vor der Tür auf oder ordnen sie in Reihen auf den Dachbalken der Hütte als ein stilles Zeichen ihrer Wichtigkeit und Tapferkeit. — — —

Man darf aber nicht glauben, daß die Kannibalenstämme des Innern sämtlich bei jedem Akt ihres Lebens brutal sind. Im Gegenteil, ich habe bei ihnen häufiger Züge von Liebe zu Weib und Kind beobachtet, als sich im häuslichen Leben der Leute des unteren oder Bakongolandes zeigen, die keine Kannibalen sind und nicht gern Blut vergießen, es sei denn bei religiösen Angelegenheiten.

Ein Eingeborener vom oberen Flusse umarmt seine Gattin, ehe

er eine Kriegsexpedition antritt. Er herzt sein Kind und läßt sich sogar herab, dem Säugling das Morgenbad im Flusse zu geben, wenn die Mutter hierzu nicht imstande ist. Dagegen habe ich während meines ganzen Aufenthaltes unter den Bakongo nur ein einziges Mal gesehen, daß ein Vater sein Kind küßte, aber nie einen Beweis von Zärtlichkeit zwischen Gatten und Gattin beobachtet.

Einst war ich mit einem Trupp von 80—100 Bangala, die als Soldaten für den unteren Kongo angeworben waren und sich nun auf dem Marsche nach ihrem Bestimmungsorte befanden, vom Stanley-Pool nach Boma, dem Sitz der Regierung, unterwegs. Etwa 20 Frauen, die Gattinnen der Vormänner, begleiteten die Karawane und wankten unter großen Schmerzen den hügeligen Pfad entlang, da sie an so lange Märsche und so harte Wege in ihrem sumpfigen Heimatlande nicht gewöhnt waren. Nach fünftägigem ermüdenden Marsche führte der Pfad uns an die Furt eines Flusses, dessen angeschwollenen, uns bis zur Brust reichenden Gewässer wir durchwaten mußten.

Die Männer gelangten ohne weitere Schwierigkeit, als daß ihnen die Haut naß wurde, hinüber; dagegen hatten die ermüdeten Frauen Mühe, in der starken Strömung sich auf den Füßen zu halten und sich hinüber zu arbeiten. Eine noch sehr jung und zart aussehende Frau fürchtete sich, in den Strom hineinzugehen und stand zögernd am Ufer, als ihr Gatte, ein kräftiger junger Bursche von 25 Jahren ihre Angst bemerkte, an der erreichten Stelle im Fluß umkehrte und die Frau zärtlich auf den Arm nahm und auf seine Schultern setzte. Mit dieser weiteren Last schritt er wieder in den Fluß hinein und brachte die Frau wohlbehalten nach der andern Seite, während letztere mit allen Zeichen des Vertrauens und der Liebe seinen Kopf und Nacken umschlungen hielt. Einige Bakongoträger, welche die Liebenswürdigkeit des menschenfressenden Wilden gegen seine Frau beobachtet, sich selbst aber niemals einer ähnlichen Handlungsweise schuldig gemacht hatten, wußten vor Verwunderung nicht, was sie sagen sollten, und bemerkten dann lachend zueinander, ihre Frauen könnten lange am Ufer eines Flusses stehen, ehe man sie, die Männer, bei einer ähnlichen Dienstleistung beträfe. Und doch hatte der Bangala vermutlich schon mehr als einmal seine kritische Meinung über den Geschmack eines Feindes ausgesprochen, während die Verächter ehelicher Liebe schon bei dem bloßen Gedanken, Menschenfleisch essen zu sollen, schaudern würden.

Es kommt mir selbst seltsam vor, wenn ich an die vielen miteinander in Widerspruch stehenden Gefühlsregungen denke, welche sich, wie ich oft bemerkt habe, im Leben dieser Wilden verraten. Einen Augenblick sind sie vom Blutdurst beseelt und frönen den schrecklichsten Orgien, um sich im nächsten Moment vielleicht in lebhaftester Erwartung der Liebkosungen ihrer Gattinnen und Kinder der Heimat zu nähern. Zu anderer Zeit sieht man ihn, geduldig die seltsame Umgebung der Weißen betrachtend, in seiner Erdhütte, wo er höflich den ungeschlachten und lächerlichen Versuchen seiner Gäste, sich in

seiner Sprache auszudrücken, zuhört, ihnen mit einem Worte weiterhilft, wenn sie stocken und die vielen Lücken in dem Verständnis durch ein rechtzeitiges Lächeln der Ermutigung oder einen hoffnungslosen Versuch, seine Meinung den übrigen Zuhörern klar zu machen, auszufüllen sucht. Solche kleine Versammlungen — nachdem Speer und Schild an der Tür beiseite gelegt und jung und alt im Schatten der roh gebauten Veranda zusammengekommen sind, um den Worten der Weisheit zuzuhören, die mühsam aus dem Munde des Weißen kommen, wenn er die von den Führern der versammelten Gäste herbeigebrachten Geschenke an Hühnern, Bananen oder Malafu (Palmwein) in dunklen irdenen Krügen in Empfang genommen hat — bilden die angenehmsten Erinnerungen meines Lebens am Oberkongo.

Alles ist heiter und ruhig. Kanus mit Fischern oder Jägern, die von der Jagd auf wilde Schweine in den Wäldern der größeren Inseln zurückkehren, gleiten geräuschlos in den tiefbeschatteten Kanälen umher. Das überall herrschende Schweigen bleibt ununterbrochen, bis anfänglich ganz schwach aus der Ferne, dann aber immer lauter anschwellend der starke, wilde Gesang einer Anzahl Elfenbeinhändler ertönt, die unter den aufgespannten, bunten Regenschirmen in ihren mit Ballen roten Stoffes beladenen großen Kanus, deren Ruderer bei jedem Schlage sich so kräftig zurücklegen, daß der Schaum in glänzenden Streifen fortgeschleudert wird, von Usindi oder Lulanga zurückkehren. Allmählich dringt der Gesang in die schattige Veranda und mischt sich mit den summenden, lachenden, schwatzenden Stimmen in diesem Raum. Draußen der blaue Himmel und das helle Sonnenlicht, die anscheinend nur dazu da sind, um die bronzefarbigen Gesichtszüge und die Reihen weißer Zähne der Weiber zu bescheinen, die Wasser vom Flusse bei der offenen Tür vorbei nach dem Dorfe tragen. Alles vereinigt sich, um eine Szene friedlicher Schönheit zu bilden, welche auf den Beobachter einen mächtigen Eindruck macht. Unwillkürlich vergißt der Weiße, wenn er die gutmütigen, lächelnden Gesichter um sich her betrachtet, den Kannibalismus und die Grausamkeit, welche die Züge nur zu oft verdüstert haben, vergißt auch seine ferne Heimat mit ihrer Kälte und ihrem grauen Himmel und fühlt für den Augenblick nur Teilnahme und Übereinstimmung mit den ihn umgebenden menschlichen Wesen.

Eine amerikanische Drehorgel, für die wir nur einen spärlichen Musikvorrat, aus etlichen stark beschädigten Blättern mit Märschen und Operettenmusik bestehend, besaßen, spielte eine wichtige Rolle bei diesen Versammlungen, und oft wurde ich, wenn die Unterhaltung stockte oder der Becher mit Malafu weniger häufig im Kreise herumging, von der Gesellschaft aufgefordert, ihr etwas auf dem Instrument vorzutragen. Ein Lolo namens Indjolama wollte nur die Walzermelodie: „Ein fahrender Gesell, der zu der Laute singet" aus der Oper „Mikado" von Gilbert und Sullivan hören und pflegte mich wiederholt des Morgens zu besuchen und mich zu bitten, ihm die runde Pappscheibe mit dieser Melodie zu zeigen und sie in der Orgel

zu befestigen, worauf er dann den Griff drehte und den „fahrenden Gesell“ so lange ableierte, bis ich alle Ursache hatte, zu bedauern, daß ich den Reiz der Musik auf das Herz des Wilden entdeckt hatte.

Oft wurde aber die Harmonie dieses Lebens in rauher Weise unterbrochen.

Als ich eines Nachmittags mit meinem Skizzenbuche einen Spaziergang durch das Eingeborenendorf machte, fand ich 200—300 Männer und Frauen um einen großen irdenen Krug mit Msanga, dem gegorenen Saft des Zuckerrohres, sitzen. Ein bösartig aussehender, breitschultriger Wilder hockte neben dem Topf und verteilte den kräftigen Trank mit einem an einem langen Stiele befestigten Schöpflöffel. Neben jedem Manne lagen die Speere auf der Erde, während viele von den Weibern mit untergeschlagenen Beinen auf den Kriegsschilden saßen, die aus Flechtwerk hergestellt und mit schwarzen Flecken in verschiedener Zeichnung verziert sind. Während ich die Gruppe noch betrachtete, in der Absicht, mir ein gutes Modell zum Abzeichnen auszusuchen, vernahm ich in der Ferne von zornigem Streite herrührenden Lärm, der eine Pause im Trinken eintreten und alle Versammelten aufhorchen ließ. Als der Lärm der streitenden Stimmen sich immer mehr steigerte, langten alle Männer neben sich und ergriffen die Speere, worauf sie sämtlich gleichzeitig in der Richtung des Gezänkes davonstürzten, gefolgt von den Weibern, die jammerten und händeringend ihre Gatten anflehten, dazubleiben. Gleich darauf war ich mit den umgestürzten Stühlen und dem halbgeleerten Masangakrug allein, und da ich der Szene des Blutvergießens, die sich jetzt abzuspielen im Begriffe stand, nicht beiwohnen wollte, so setzte ich mich hin und begann, die verschiedenen Formen der Eingeborenenstühle zu skizzieren. In der Ferne steigerte sich der Stimmenlärm immer mehr, in dem ich hin und wieder das Kreischen der Weiber vernahm, ein Zeichen, daß ihre Gatten oder Verwandten verwundet worden waren. Allmählich nahm das Zanken wieder ab und erfüllte nur noch das Wehklagen der Frauen die Luft, doch hörte ich gelegentlich, daß jemand mit rauher Stimme eine kurze trotzige Ansprache hielt. Dann erblickte ich den zurückkehrenden Menschenknäuel. Der große, handfeste Wilde, der vorher dem Masangakrug präsidiert hatte, wankte vor den übrigen daher. Die Federn seines Kopfschmuckes hingen geknickt auf die eine Schulter herab, er schleppte den großen Speer am Schafte auf dem Boden hinter sich her, stellte sich schweigend einen Augenblick vor mich hin und sagte dann zähneknirschend, während sein Körper vor Schwäche und Erschöpfung hin und her wankte:

„Keka, Nkumba“ (Sieh, Schwarzer Habicht) — Nkumba oder Schwarzer Habicht war mein Name bei dem Bangalastamme — wobei er auf eine klaffende Wunde in der linken Schulter zeigte, aus welcher reichlich Blut hervorströmte. Seine jammernden Gattinnen näherten sich ihm und versuchten, ihn zu umarmen, während eine, bitterlich weinend, sich auf den Erdboden warf und mit den Armen seine

Knie umschlang, allein er schüttelte sie mehrere Male rauh ab und schwang schließlich, ungeduldig werdend, in brutaler Weise den Speer um sich, wobei er mehreren der armen Frauen tiefe Fleischwunden versetzte.

Es machte einen tiefen Eindruck, seine riesige Gestalt vor Schmerzen zittern, sein mit Blut und Staub bedecktes Haupt auf die Brust herabsinken zu sehen. Er war so voll unterdrückter Wut, daß er es nicht für wert hielt, zu sprechen, und knirschte nur mit den Zähnen, wenn er hin und wieder die erschreckten Weiber bedrohte, die jammernd und wehklagend einander in den Armen lagen.

Auf dem Heimwege führte der Weg mich durch das Dorf, wo der Streit stattgefunden hatte und ich zu meinem Entsetzen noch weitere grauenhafte Zeichen des Kampfes bemerkte, nämlich die Leichen von zwei Männern, welche mit Speeren erstochen waren.

Der Streit, der zu diesem blutigen Ende geführt hatte, war aus der einfachen Tatsache entstanden, daß ein Eingeborener ohne Erlaubnis das Kanu eines andern benutzt hatte. Der rechtmäßige Eigentümer hatte dann eine geringe Entschädigung verlangt, die ihm verweigert worden war. Von hitzigen Worten war es zu Schlägen gekommen, und endlich hatten auch die übrigen Wilden sich hineingemischt, die in halbberauschtem, erregtem Zustande nur zu gern an solchem Kampf sich beteiligen. Erst nachdem zwei Männer getötet und mehrere verwundet worden waren, war es dem alten Häuptling Mata Bwiki gelungen, den Streit zu unterdrücken. — — —

Der erste Besuch bei König Munsa.

Nach G. Schweinfurth.*) 1870.

Munsa hatte die Ankunft der Chartumer mit Ungeduld erwartet, in seinen Speichern lagerte hoch aufgestapelt das Elfenbein, die Jagdbeute eines ganzen Jahres. Jetzt sollten ihm die Reichtümer des Nordens von neuem erschlossen und in der königlichen Schatzkammer neue Massen des roten, klangvollen Metalls zu den alten gehäuft werden. Es war Mohammeds dritter Besuch im Lande der Monbuttu. Der König war ihm wohlgesinnt und seine Freundschaft nicht bloß eine in egoistischer Absicht erheuchelte; sie hatten Blut miteinander getrunken und nannten sich Brüder. Mohammed, welcher im vergangenen Jahre nach Chartum gegangen war, hatte das Kommando über die letzte Expedition seinem Bruder Abd-el-Fetach übertragen gehabt, zum größten Leidwesen des Königs, dem die hochmütige und berechnende Zurückhaltung, welche den Stellvertreter auszeichnete, durchaus nicht sympathisch erschien. Abd-el-Fetach war ein Moslem vom reinsten Wasser, ein gleisnerischer Fanatiker, dem jede Berührung mit einem Kafir als verunreinigend galt, und der sich

*) „Im Herzen von Afrika." 2. Ausgabe. Leipzig 1878.

die Nigger immer auf zehn Schritt vom Leibe zu halten wußte. Für ihn gab es in Afrika weder Könige noch Fürsten, und wenn von ihren Frauen die Rede war, so nannte er sie schlechtweg Sklavinnen. Gerade das Gegenteil hiervon war Mohammed; bei allen Eingeborenen war er schon unter dem anspruchslosen Namen des „Mbali" (der Kleine) bekannt, und im Verkehr mit ihnen die Gemütlichkeit selbst. Gern weilte er hinter gefüllten Bierkrügen an der Seite seines heidnischen Freundes, ihm von den Wundern der Welt erzählend oder auf seine kannibalischen Neigungen stichelnd. Wenn er nun noch mit dem volkstümlichen Rokko der Monbuttu umgürtet und den roten Federbusch auf seinem Haupte sich vor dem Volke sehen ließ, so mußte er vollends alle Herzen gewinnen.

„Wo ist Mbali, wann wird Mbali kommen?" war Munsas tägliche Frage an die bei ihm stationierten Soldaten Mohammeds gewesen, und es war zugleich die Botschaft, mit welcher Munsa den Fremden seinen königlichen Gruß entbieten ließ, als wir uns anschickten, den großen Fluß zu überschreiten. Mohammed hatte daher alsbald nach unserm Eintreffen nichts Eiligeres zu tun gehabt, als die mitgebrachten Geschenke zusammenzuraffen und sich schleunigen Schritts zum Könige zu begeben. Alle bei der Einrichtung des Lagers zu treffenden Anordnungen hatte er dem Gutdünken seiner Hauptleute überlassen, so groß war seine Eile. Erst spät am Abend kehrte Mohammed in das große Lagerdorf zurück, welches mittlerweile aus dem Urwalde emporgezaubert worden war. Hörner- und Paukenschall begleiteten seine Schritte, und große Proviantvorräte sammelten sich, auf Befehl des Königs von Tausenden herbeigetragen, mit staunenswerter Schnelligkeit. Mir selbst war eine Audienz beim Könige und ein feierlicher Empfang in seiner Prunkhalle für den folgenden Morgen in Aussicht gestellt. Erwartungsvoll der Dinge, die nun kommen sollten, legte ich mich zur Ruhe.

Bevor ich noch des andern Tags erwachte — es war der 22. März 1870 — war Mohammed schon wieder zum Könige hinübergeeilt. Ein Blick auf den großen roten Freiplatz, welcher sich am jenseitigen Talgehänge zwischen den Hallen des Königs und den Behausungen seines Hofgesindes ausdehnte, überzeugte mich von der gewiß ungewohnten Lebhaftigkeit des Menschengetriebes, welches nun daselbst herrschte. Da sah man dichte Massen von schwarzem Volk sich unstet hin und her bewegen, durchbrochen von eilenden Gruppen, und der dumpfe Schall wilder Paukenschläge drang bis zu unserm Lager. Munsa versammelte seine Trabanten und hielt Heerschau über seine Elefantenjäger. Von nah und fern strömten die Familienältesten herbei, um den Elfenbeinmarkt zu beschicken und mit Mohammed Lieferungsverträge über Lebensmittel abzuschließen. Voll Ungeduld stand ich vor meinem Zelte, in der Erwartung, jeden Augenblick gerufen zu werden. Allein es war bereits Mittag geworden, als mir von Mohammed endlich die Botschaft wurde, jetzt wäre der König zu sprechen, ich möchte hinüber kommen. Mohammeds schwarze Leib-

garde und die Musikanten waren mir entgegengeschickt worden, um unter Abspielung der türkischen Reveille mir ein festliches Geleit zum Wohnsitze des Königs zu geben.

Schnell warf ich mich nun in ein feierliches Schwarz, indem ich nach dem längstvergessenen Tuchrock langte und mir die schwerbeschlagenen hohen Schnürstiefel eines Alpentouristen anlegte, welche meiner leichten Figur durch die vermehrte Wucht der Tritte einen imponierenden Charakter verleihen sollten. Uhr und Kette ließ ich zurück, es sollte an mir kein metallener Schmuck wahrzunehmen sein. So schritt ich ledig einher, gefolgt von drei schwarzen Knappen, die mir Büchsen und Revolver nachtrugen, ein vierter schwenkte den unvermeidlichen Rohrstuhl in seinen Armen. Dies entsprach ganz den Sitten des Landes, denn die Monbuttu muten niemand zu, sich auf den ebenen Boden zu setzen. Mit erwartungsvoller Schweigsamkeit folgten auch meine Chartumer Diener, angetan mit Festgewändern von überraschender Weiße. Diese hielten die längst zurechtgelegten Geschenke für den König in ihren Händen.

Von unserm Lagerplatze gelangte man in einer halben Stunde zu dem Residenzdorfe des Königs. In sanftem Abstieg führte der Pfad zum waldumstandenen Bache, schlängelte sich dort durch die verworrenen Dickichte der Niederung und stieg auf der andern Seite inmitten üppiger Pisangpflanzungen zu der offenen Fläche des großen Freiplatzes an, welche in weitem Halbkreise von Wohnhütten verschiedener Bauart begrenzt schien. Als wir die Bachniederung erreicht hatten, fanden wir die sumpfigen Dschungeln mit frisch gefällten Baumstämmen belegt und große Balken als Brücke über das Wasser geworfen. Diese Vorkehrungen hatte der König mir zu Ehren treffen lassen, um mich trockenen Fußes hinüber zu führen, eine Aufmerksamkeit, welche er selbst schwerlich ersonnen haben konnte und die ich einem wohlmeinenden Winke Mohammeds zu verdanken hatte, denn er kannte die Beschaffenheit meiner Fußbekleidung. Diese erheischte, als ein Unikum in der afrikanischen Welt, eine gewisse Schonung und brachte beim Aus- und Anziehen viel Zeitverlust mit sich. Leider sollte das alles dem törichten Glauben der Monbuttu neue Nahrung verleihen, meine Füße seien mit Bocksklauen versehen. Nach einer andern Version sollte die feste Lederhülle mit meinem Körper verwachsen sein. Diese Vorstellung von Bocksfüßen knüpften sie als ein Analogon an den gewohnten Vergleich meines Haupthaares mit dem eines Ziegenbockes; natürlicher Instinkt hatte den Glauben an einen Parallelismus der Formen ihrem innersten Bewußtsein einverleibt. Allerdings mußte die Hartnäckigkeit, mit welcher ich mich, so oft ihre Neugierde befriedigt werden wollte, geweigert hatte, meine Füße zu entblößen, sie in diesem ihrem Verdachte nur bestärken.

Da wir uns nun den ersten Hütten näherten, wurden die Trommeln gerührt und die Trompete schmetterte ihre lustige Weise, das zusammengelaufene Volk ließ für uns einen schmalen Durchgang frei,

indem es sich neugierig zu beiden Seiten herbeidrängte. Wir wandten unsere Schritte der zweitgrößten der königlichen Palasthallen zu, welche, einem Schuppen gleich, an beiden Giebeln offen erschien. Hier harrte einer der Beamten des königlichen Hauses meiner, er schien die Rolle eines Zeremonienmeisters zu spielen, auch sah ich ihn bei späterer Gelegenheit wiederholt als ersten Festordner bei öffentlichen Feierlichkeiten fungieren. Schweigend ergriff er meine rechte Hand und geleitete mich ins Innere, mitten durch die Reihen Hunderter von Trabanten und von Vornehmen des Volkes hindurch, welche in vollem Waffenschmucke auf ihren zierlichen Bänken dasaßen, in Reih und Glied geordnet nach Rang und Würden. Das Ganze glich der Zuhörerschaft in einem Konzert. Am entgegengesetzten Ende der Halle war ein freier Raum übrig gelassen, dort stand die Thronbank des Königs, welche vor den übrigen Sitzen keinen anderen Schmuck vorauszuhaben schien, als eine Fußmatte, die man darunter ausgebreitet. Dagegen war hinter die Bank eine kolossale, zweischenklige Lehne gestellt, welche gesondert für sich auf zwei Füßen ruhte und am oberen Ende in zwei Arme auslief, welche als Krücken, um Rücken und Arme des Sitzenden zu unterstützen, dienten. Die Lehne war über und über mit kupfernen Ringen und Nägeln beschlagen. Einige Schritte zur Seite der Thronbank ließ ich meinen Stuhl hinstellen und nahm Platz; meine Leute hockten oder stellten sich hinter mich, und die nubischen Soldaten bildeten um den freien Platz eine Art Spalier. Die meisten derselben hatten ihre Gewehre in Händen; meinen schwarzen Knappen, die noch keinen derartigen Gewalthaber wie König Munsa von Angesicht zu Angesicht geschaut hatten, mochte das Herz in gespannter Erwartung pochen, und wie sie mir später gestanden, haben sie bei dieser Gelegenheit manche Angst ausgestanden. Ein Wink von Munsa, das war ihr Gedanke gewesen, und unsere Glieder steckten am Bratspieß.

Angesichts des leer stehenden königlichen Sitzes hatte ich mich nun auf ein langes Warten gefaßt gemacht, dazu erfuhr ich von meinen Dienern, daß der König soeben erst draußen gesehen worden sei. In seinem gewöhnlichen Kostüm wäre er vom Markte nach den inneren Wohnhütten der Hofburg geeilt, jetzt werde er jedenfalls von seinen Weibern frisch gesalbt, frisiert und geputzt, um sich mir in vollem Staat zu präsentieren. Ich saß also da, ergeben in Geduld und in spannungsvoller Erwartung. Wer hätte sich da wohl beschweren können, und was hätte einer mehr noch verlangen können, als daß der König dem fremden Gaste zu Ehren so sorgfältig Toilette machte?

Mittlerweile hatte sich in der Halle gewaltiger Lärm erhoben, ein wildes Toben der Kesselpauken und das Gebrüll der Hörner erschütterte den luftigen Bau. Mit heitern Klängen verkürzten sich die versammelten Trabanten die Zeit, und laute Reden erschollen von allen Seiten. Es konnte mir nicht lange verborgen bleiben, daß ich selbst der Hauptgegenstand ihrer Ausgelassenheit war. Aller Blicke waren auf mich gerichtet, obgleich ich der großen Mehrzahl

meinen Rücken zukehrte. Bei der respektvollen Entfernung des an seine Seite gefesselten Publikums störte mich das wenig in meiner Ruhe und Beschaulichkeit. Ich hatte Zeit, mich umzusehen und nach Belieben meine Notizen niederzuschreiben.

Vor allem fesselte meine Aufmerksamkeit die Halle selbst, in welcher wir uns befanden. Sie hatte 100 Fuß Länge, 40 Fuß Höhe und 50 Fuß Breite. Dieser Bau war erst vor kurzem vollendet worden und bot einen sehr freundlichen Anblick dar, denn er strahlte von Glanz und Herrlichkeit. Alles Holzwerk an ihm schien glänzend braun poliert und wie frisch gefirnißt, das war aber nur die natürliche Farbe des zum Bau verwandten Materials. Ein zweiter, noch umfangreicherer Bau, der dicht daneben sich erhob und den die höchsten Ölpalmen oben nur mit ihren Kronen überragten, trug dagegen bereits deutliche Spuren seines Verfalles an sich, obgleich derselbe erst vor fünf Jahren errichtet worden war. Der letztere war von allen Seiten geschlossen, in seinem Innern daher sehr dunkel und zu öffentlichen Versammlungen minder geeignet. Beide waren kleine Weltwunder in ihrer Art, und um diesen Ausdruck zu rechtfertigen, für die Kultur Zentralafrikas merkwürdig genug. Mit unseren Baumitteln, es sei denn, man hätte Fischbein in Anwendung gebracht, wäre man nicht imstande gewesen, etwas Ähnliches von gleicher Leichtigkeit und solcher Widerstandsfähigkeit hinzustellen, wie die Königshallen Munsas. Das in einem breit abgerundeten Spitzbogen kühn gewölbte Dach der Audienzhalle ruhte auf drei langen Pfostenreihen, welche aus Baumstämmen von dem geraden Wuchs der Fichte hergestellt waren. Die zahllosen Rippen und Sparren des Dachstuhles dagegen, sowie alle übrige Konstruktion war ausschließlich aus den Blattschäften der Weinpalme (Raphia vinifera) zusammengefügt. Diese glänzend braunen Stäbe waren Stiele und Mittelrippen des 25 bis 35 Fuß Länge erreichenden Blattes der genannten Palme, welche im Monbuttulande in allen Uferwaldungen anzutreffen ist. Sie geben in Zentralafrika ein beliebtes Baumaterial ab. Der Fußboden der Halle war mit einem dunkelroten Tonstrich überzogen, fest und wohlgeglättet wie Asphalt. Eine niedrige Brustwehr aus gleicher Masse bildete die Seiteneinfassung, indem sie unter dem bis nahe zur Erde reichenden Dache noch einen offenen Raum freiließ, welcher auch von den Seiten Licht und Luft in die Halle hineinließ. Hunderte von schaulustigen Eingeborenen, wahrscheinlich das „schwarze Volk“ von Monbuttu, das im Innern keine Sitzplätze erhalten konnte, lehnte von außen an der Seitenbrüstung und guckte schaulustig zu dieser Öffnung herein. Aufseher mit langen Stöcken machten, um Ordnung zu schaffen, die Runde, hieben auch, wo es not tat, wacker auf die Menge ein. Knaben, welche sich unberufen in den Festsaal geschlichen, wurden von ihnen schonungslos hinausgepeitscht.

So hatte ich wohl bereits eine Stunde, vertieft in das Anschauen aller dieser Herrlichkeiten, auf meinem Sitze ausgeharrt, als endlich lauter Hörnerklang, Volksgeschrei und doppelter Donner das Nahen

des Herrschers zu verkünden schien. Es war indes wiederum nur ein Präludium, denn Munsa lag immer noch in den Armen seiner Schönen, die ihn schminkten und bemalten. Große Rührigkeit machte sich aber nun am Eingang der Halle bemerkbar, denn hier wurde eine großartige Menge von Prunkwaffen hergerichtet. Ich sah daselbst Pfosten in den Erdboden einrammen und darüber derquer lange Stangen befestigen, um an diesem improvisierten Gerüste viele Hunderte ganz aus Kupfer geschmiedeter Lanzen und Spieße in allen Formen und Größen zu befestigen oder kreuzweise daran anzulehnen. Die Strahlen der äquatorialen Mittagssonne verbreiteten über diese Anhäufung von rotglänzendem Metall einen blendenden Schein, und ein Glühen wie von flammenden Fackeln ging von den Lanzenspitzen aus, deren symmetrische Reihen einen prächtigen Hintergrund für den Thronsitz des Herrschers abgaben. Es war in der Tat eine wahrhaft königliche Pracht, die da entfaltet wurde, für zentralafrikanische Begriffe Schätze von unberechenbarem Werte, und alles bisher Gesehene weit in den Schatten stellend.

Erst nach beendeter Aufstellung der Prunkwaffen schien es ernst mit dem Kommen des längst avisierten Königs werden zu wollen. Ein Hin- und Herrennen entstand von Ausrufern, Platzmachern und Festordnern, die Volkshaufen drängten nach dem Eingange zu — jetzt, still! — da kommt der König. Voran schreiten Musikanten, welche auf kolossalen, aus ganzen Elfenbeinzähnen geschnitzten Hörnern blasen, und andere, die in ihren Händen plumpe, aus Eisenblech roh gehämmerte Glocken schwingen. Den Blick gleichgültig vor sich hingerichtet, naht endlich derben Schrittes der rotbraun gesalbte Cäsar, gefolgt von einer Schar seiner Lieblingsweiber, in Putz und Haltung wild, romantisch, malerisch. Ohne mich eines Blickes zu würdigen, wirft er sich auf die niedere Thronbank und betrachtet seine Füße. Mohammed war seinem königlichen Freunde gefolgt und setzte sich mir gegenüber auf die andere Seite neben den König auf einen ihm dargereichten Schemel. Zur Feier des Tages hatte auch er seine besten Kleider angelegt, so saß er da im theatralischen Staate eines Obersten der Arnauten.

Mit Staunen hafteten meine Augen an der phantastischen Figur dieses Kannibalenherrschers; nicht satt sehen konnten sie sich an diesem seltsamen, wilden Gesellen, von welchem gesagt wurde, daß er täglich Menschenfleisch esse. Mit Ringen und Ketten und vielem fremdartig geformten Schmuck an Armen und Beinen, an Hals und an Brust, auf dem Scheitel eine Art Halbmond, alles aufs glänzendste geputzt und geschliffen, erstrahlte der Herrscher in seiner schweren Kupferpracht, wie im roten Schimmer einer sonntäglichen Küche, ein Staat, der freilich nach unseren Begriffen eines königlichen Schatzes unwürdig erschien, er erinnerte gar zu sehr an eine Rüstkammer bürgerlicher Opulenz. Sein Anblick hatte indessen etwas über alle Maßen Bizarres, denn alles, was er an sich hatte, trug den unverfälschten Geschmack Zentralafrikas zur Schau, und nur die Kunsterzeugnisse

des eigenen Landes wurden hier als würdig erachtet, die Majestät eines Königs der Monbuttu zu schmücken.

Ein imposanter Federhut beschattete das Haupt und saß über 1½ Fuß hoch auf der Höhe des Scheitels, indem derselbe, wie es die Monbuttumode vorschreibt, den oberen Teil des Chignons deckte. Dieser Hut bestand aus einem schmalen Zylinder von feinem Rohrgeflechte und war außen mit drei Etagen von roten Papageifedern besetzt, große Federbüschel derselben Art krönten die Spitze. Einen Schirm hatte der Hut nicht, wohl aber war vorn über dem Scheitel nach Art der Schirmwehr am Normannenhelme das erwähnte halbmondartige Gebilde aus Kupfer angebracht. Die durchbohrten Ohrmuscheln trugen fingerdicke Kupferstäbe. Am ganzen Leibe war der König mit der landesüblichen Schminke von Farbholz eingerieben, welche seinem ursprünglich hellbraunen Körper die antike Färbung pompejanischer Hallen verlieh. Seine einzige Kleidung, gleichfalls durch nichts von der allgemeinen Mode des Landes abweichend, nur von ausgesuchter Eleganz und Feinheit, bestand in einem großen Stück aufs sorgfältigste verarbeiteter Feigenrinde, welche mit demselben Farbstoffe imprägniert war, der als Schminke diente, und umhüllte in äußerst kunstvollem Faltenwurf den halben Körper, Kniehosen und Leibrock zugleich darstellend. Fingerdicke, stielrunde Riemen von Büffelhaut, welche im Schoße zu einem kolossalen Knoten verschlungen waren und an den Enden schwere Kupferkugeln trugen, hielten als Gürtel das schön besäumte Rindenzeug an den Hüften zusammen. Um den Hals hing ein feingegliederter Kupferschmuck, der einen Strahlenkranz über die ganze Brust warf, und an den nackten Armen waren sonderbare, mit Ringen beschlagene Zylinder befestigt, ähnlich den Trommelschlegeln, welche ein Tambour an sich trägt. An den Gliedmaßen des Unterarms und des Schienbeins wanden sich spiralige Kupferringe hinauf, auch geschnittene gleichfalls kupferbeschlagene Ringe waren daran befestigt. In der Rechten schwang Munsa als Zepter seiner Würde den sichelförmigen Monbuttusäbel, an diesem Platze eine Luxuswaffe aus purem, lauterm Kupfer.

Als der König Platz genommen hatte, wurden ihm zur Rechten und zur Linken zwei schöngeschnitzte Schemel oder Tischchen hingestellt, welche das ständig benötigte Naschwerk, mit Servietten von Feigenrinde sorgfältig bedeckt, bargen. Wirklich kunstvolle Flaschen von porösem Ton enthielten sein Trinkwasser.

Das war also Munsa, Selbstherrscher von Monbuttu, ein Abglanz jener halbmythischen Majestäten von Zentralafrika, von denen bisher nur die Namen nach Europa gedrungen waren, so etwas wie Muatanjamvo oder Groß-Makoko, den ich nun von Angesicht zu Angesicht erschaute, so recht ein wilder König, ohne jede Spur eines europäischen oder orientalischen Schmuckes; nichts Unechtes oder Erborgtes war an ihm zu finden.

Munsa mochte ein Mann von nahe an die Vierzig sein, seine ziemlich hohe Gestalt war schlank, aber kräftig, der Wuchs stramm und

gerade, wie bei jedem Monbuttu. Durchaus nicht einnehmend waren seine Gesichtszüge, obgleich dieselben den nicht unschönen Typus dieses Volkes aufwiesen. Sie hatten etwas Neronisches an sich, etwas wie von Überdruß und Übersättigung. Ein ziemlich dichter Knebelbart saß am Kinn, auch die Backen waren mit einigem Haarwuchs bekleidet. Eine völlig kaukasische Nasenbildung schloß sich dem fast orthognathen*) Profil an; nur die besonders stark aufgeworfenen und wulstigen Negerlippen standen hierzu in lebhaftem Kontrast. In den Augen aber brannte ein wildes Feuer tierischer Sinnlichkeit, und um den Mund ging ein Zug, den ich bei keinem der übrigen Monbuttu wiedergefunden. Da lagen Habsucht und Gewalttätigkeit höhnend auf der Lauer und die Freude am Grausamen. Nie sah man ihn sich zu einem Lächeln verziehen. Aus diesen Zügen sprach kein Herz.

Eine geraume Zeit war verstrichen, bis zwanglose Blicke vom Könige zu mir herüberstrahlten, zu dem nie gesehenen Blaßgesichte mit dem schulterlangen Haare, dem Manne in der knappen, schwarzen Hülle. Eine Begrüßung war meinerseits noch nicht erfolgt, ich hielt den Hut in den Händen, da ich aber sah, daß jedermann, als der König eintrat, auf seinem Sitze verblieb, so tat ich desgleichen. Ich mußte wohl warten, bis ich gefragt wurde. In der Halle tobten die wilden Fanfaren der Kannibalen. Munsa, der, während aller Augen auf ihn gerichtet waren, in nachlässiger Haltung vor sich hin zum Boden starrte, erhob ab und zu sein Haupt, und wenn er seine Augen scheinbar gleichgültig durch die Versammlung schweifen ließ, so bestrich ihr unheimliches Feuer auch meine Person, so tropfenweise seine Neugier befriedigend. Wer in aller Welt, frage ich, hatte diesem wilden Afrikaner solche Fassung und Selbstbeherrschung gelehrt, wer den königlichen Aplomb und die Gravität seiner Schritte?

Nach und nach begann er einige Fragen an mich zu richten, welche sein erster Dolmetsch (der die Hauptperson in allem unsern Verkehr mit den Eingeborenen spielte, da er der Sandehsprache mächtig war) einem meiner beiden Niamniam übermittelte, welcher mir die Worte arabisch wiedergab. Indes, sie waren sehr gleichgültiger Natur und berührten weder den Zweck meines Kommens, noch das Land meiner Herkunft. Überhaupt schien Munsa sehr ängstlich an dem Grundsatz des Orientalen: „Nil admirari“, sich durch nichts aus der Fassung bringen zu lassen, festzuhalten. Die gleiche Einsilbigkeit beobachtete er auch bei meinem späteren Besuche, wo es ohne jegliches Zeremoniell herging.

Nun trugen meine Diener die Geschenke herbei und breiteten sie vor den Füßen des Königs aus. Dieselben bestanden aus einem Stück schwarzen Tuchs, einem Fernrohre, einem von den Monbuttu als weißes Elfenbein erklärten silbernen Teller, einigem für Elfenbeinschnitzerei gehaltenen Porzellangeschirr, dann aus wirklichem Schnitzwerk aus Elfenbein, um einen Begriff von der Verwendung

*) Bekanntlich ragen beim Neger die Kiefer weiter hervor als beim Europäer, weshalb man bei ersteren von prognathen, bei letzteren von orthognathen Kiefern spricht.

dieses Materials zu geben, einem Buche in Goldschnitt, einem Doppelspiegel, der vergrößerte und verkleinerte, schließlich, und das war die Hauptsache, aus einem großen Sortiment venezianischer Glasperlen, unter welchen sich allein 30 Halsschnüre befanden, von denen eine jede wiederum aus einigen 30 voneinander gänzlich verschiedenen Stücken der feinsten Art zusammengesetzt war, so daß Munsa an 1000 verschiedene Glasperlen erhielt.

Diese kleinen Kunstwerke hatte ich von meinem Freunde, dem Venezianer Miani erhalten, für den sie einige Jahre zuvor, als er eine neue Expedition projektierte (deren Zustandekommen allein an der Mißgunst der ägyptischen Regierung scheiterte), von seinen Mitbürgern eigens zusammengestellt worden waren. Schießwaffen den eingeborenen Machthabern zu schenken, verbot die allgemein von den Nubiern befolgte Maxime. Munsa betrachtete alles mit großer Aufmerksamkeit, ohne indes viel dabei zu sagen; desto häufiger ließen sich aus seiner nächsten Umgebung halbunterdrückte Laute des Staunens vernehmen, denn hinter dem Sitze des Königs hatten sich seine Weiber, einige Fünfzig an Zahl, auf netten Schemeln in Reih und Glied niedergelassen. Auch der Doppelspiegel ging daselbst von Hand zu Hand, und seine Verzerrungen erzeugten ein Jauchzen und ein Schluchzen der Freude.

Die anwesenden Frauen waren bloß die Weiber ersten Ranges, die zur Intimität des Königs gehörten, denn mit den fünfzig war ihre Zahl noch lange nicht erschöpft. Auch sie unterschieden sich von den übrigen des Volkes nur durch größere Eleganz, es schien das Land der hergebrachten, unumstößlichen Mode zu sein. Die Tracht der Monbuttuweiber besteht eigentlich nur in dem großen Chignon und der Bemalung des Körpers mit schwarzen Mustern, welche von der meist hellern und gelblicheren Hautfarbe ihres Geschlechts in sehr greller Weise absticht. Alles Übrige an ihnen erschien als ein gleichgültiges Anhängsel. Von Schmuck war wenig an ihnen zu erblicken, da Glasperlen im Lande noch ziemlich unbekannt waren und die Männer das Kupfer für sich behielten.

Nach einiger Zeit griff Munsa zu den bereit liegenden Erfrischungen. Diese bestanden aus unkenntlichen, auf Laubblätter gehäuften Breiklumpen von Bananenmehl und Tapioka, getrockneten Bananen und einer Frucht, die ich zu meiner Überraschung sofort als die vielgepriesene Colanuß des Westens erkannte. Munsa schnitt sich von den rosaschaligen Kernen einige Stückchen ab und kaute daran in den Zwischenpausen nach jeder Pfeife Tabak, die ihm ein in seiner Nähe aufgestellter, eigens mit diesem Dienste betrauter Pfeifenträger in Gestalt eines 6 Fuß langen Eisenrohres reichte. Sehr bemerkenswert erschien mir die Art, wie Munsa rauchte. Zunächst brachte sich der König in eine richtige Positur, er warf sich weit nach hinten zurück, stützte den rechten Ellenbogen in die Armlehne, schlug ein Knie über das andere und ergriff dann mit der Linken das Rohr. In dieser stolzen Attitüde tat er bedächtig einen einzigen langen Zug,

gab ebenso stolz und gelassen die Pfeife zurück und ließ dann den Rauch langsam aus dem Munde gleiten. Es ist eine Gewohnheit vornehmer Türken, nie mehr als einige wenige Züge aus der dargereichten Pfeife zu tun. Wer hatte, mußte ich wieder fragen, den Kannibalen diese feine Sitte gelehrt?

Endlich nahmen die Vorstellungen zu unserer Unterhaltung ihren Anfang. Zunächst produzierten sich ein paar Hornbläser, welche Solostücke vortrugen. Virtuosen in ihrer Art, taten sie solche Kraft, Umfang und Lenkbarkeit ihrer Stimmittel kund, daß sie bald durchdringend heftige Brülltöne, gleich dem Brüllen des hungernden Löwen oder dem Trompetengeschmetter eines gereizten Elefanten hervorzubringen vermochten, bald wieder mit den zartesten Flötenstimmen dieselben abwechseln ließen, vergleichbar dem leichten Säuseln des Morgenwindes oder einem heimlichen Liebesgeflüster. Der eine verstand auf dem gewaltigen Horne von Elfenbein, das er nur mit großem Kraftaufwande in der horizontalen Lage zu erhalten vermochte, so sicher und so zart zu trillern, als hätte er eine kunstvolle Flöte in den Händen.

Es folgten darauf verschiedene Spaßmacher und Sänger von Profession, auch ein Hofnarr war da, ein kleiner kugelrunder Fettklumpen, dessen Extremitäten wie Windmühlenräder umherfuchtelten. Alle machten die lustigsten Sprünge. Der Narr war über und über mit buschigen Quasten und Schweinsschwänzen behangen und schien unermüdlich in seinen Späßen und Albernheiten. Auf mich machte er in der Tat einen so komischen Eindruck, daß ich zu des Königs größter Befriedigung in ein herzhaftes Lachen ausbrechen mußte. Ich nannte ihn einen Hofnarren, und diese Bezeichnung verdiente er in mehr als einer Hinsicht. Kaum traute ich meinen Augen, als ich in seinem Gürtel einen Monbuttusäbel aus Holz geschnitzt stecken sah; die Nubier machten mich darauf als etwas durchaus Neues aufmerksam. Auch durfte er sich gegen jedermann, sogar gegen Munsa selbst, die größten Freiheiten herausnehmen. So kam er unter anderem auf den König zugehüpft, ihm die Rechte entgegenstreckend. Wie Munsa dreinschlagen wollte, zog er sie schnell wieder zurück und machte mit einem Satze kehrt. Dann kam noch ein Verschnittener, man wußte mir nicht zu sagen, woher sich Munsa diesen verschafft hätte, und ich konnte nur erfahren, daß er in den inneren Räumen der Hofburg diente. Dieser Eunuch, die Zielscheibe des allgemeinen Witzes, war eine possierliche, wohlgemästete Figur. Wenn er sang, so hatte er etwas von einem grunzenden Pavian, und, — wie verletzend für die nubischen Gäste! — Munsa hatte ihm einen roten Fes aufgesetzt. So war er der einzige in der großen Versammlung von Eingeborenen, der etwas Fremdländisches an sich trug.

Das Beste hatte Munsa für den Schluß aufgespart; er hielt eine Rede. Während das Volk in unerschütterlicher Ruhe auf seinen Schemeln und Sitzbänken verharrte (kein Monbuttu sitzt am Boden), erhob sich der König mit einem Satz, zupfte an seinen Schößen, räus-

perte sich und begann das lautschallende Wort. Natürlich verstand ich nichts davon, konnte mir bei der Weitläufigkeit einer zweifachen Verdolmetschung auch nichts davon berichten lassen, was ich aber hörte und sah, war genug, um zu begreifen, daß Munsa seine Worte wählte und mit Kunst zu sprechen bemüht war, denn oft hielt er inne, verbesserte sich, und es schien mir sogar, als mache er Kunstpausen, um den Jubel des Volkes auf die Kraftstellen zu häufen. „Ih, Ih, tschupi, tschupi ih, Munsa, ih", schallte es aus allen Kehlen, und ein wahrer Höllenlärm brach abermals aus den Tonwerkzeugen hervor. Auf solchen Hymnus ließ der König mehrmals, gleichsam zur Ermunterung des Getobes, ein schnarrendes „Brrr" hören (seid gegrüßt), ein Brr, daß die Palmstäbe des Dachstuhles mit zu vibrieren schienen und die Schwalben angsterfüllt ihren Nestern enteilten.

Die Pauken, jetzt rhythmisch von den Hörnern begleitet, schlugen in lebhafterem Tempo einen neuen Takt an, und Munsa, zu einem neuen Zeichen seiner Würde greifend, schlug den Takt dazu und dirigierte mit dem Ernste eines Kapellmeisters das Höllenkonzert. Sein Taktstock bestand in einer Art Klapper, wie mit solcher bei uns die kleinen Kinder spielen. Eine aus Korbgeflecht hergestellte Kugel ist mit Muscheln und Steinchen gefüllt und an einem Stiele befestigt. Dasselbe Instrument ist auch am Gabun an der Westküste gebräuchlich.

Die Rede dauerte mindestens eine halbe Stunde und bot mir ausreichende Muße dar, von dem redenden Könige eine detaillierte Skizze zu entwerfen. Der Hunger zwang mich zuletzt zum Aufbruch. Bevor ich die Halle verließ, sprach Munsa zu mir: „Ich weiß nicht, was ich dir für deine vielen Gaben bieten soll. Ich bin recht betrübt, daß ich nichts habe und arm bin." Entzückt von solcher Bescheidenheit und in der Erwartung um so größerer Geschenke erwiderte ich: „Was es auch sei, ich bin deshalb nicht gekommen. Ich brauche kein Elfenbein, das kauft man sich bei uns selbst. Die „Türken" holen es und wir zahlen sie mit gelbem Blei und mit weißem Eisen, wir machen weißes Zeug, Pulver und Flinten. Nur um zwei Dinge bitte ich: um ein Schwein und um einen Schimpansen." — „Daran soll es nicht fehlen," sprach Munsa, der sich gerade von neuem dazu anschickte, eine Rede zu halten.

Ermüdet von dem vielen Lärm verbrachte ich den Rest dieses denkwürdigen Tages in meinem Zelte.

Der erste Besuch beim Lukengo.

Nach L. Wolf.*) 1885.

Der Häuptling Kampimpi und Tschiehwu waren mit Gefolge als außerordentliche Gesandtschaft von mir zu Lukengo geschickt worden

*) „Im Innern Afrikas." Leipzig 1888. — Das Reich der Bakuba war bis 1886 den europäischen Reisenden jener Gegenden (Paul Pogge und H. Wißmann) nur

und kamen mit einem Vetter desselben zurück, der mir die Nachricht brachte, daß Lukengo einen großen Familienrat zusammenberufen und dann inmitten einer zahlreichen Volksmenge angeordnet habe, man solle einem Hahn den Gifttrank „Ipomme" einflößen, und wenn dieser wieder erbrochen würde, so sei dies ein Beweis, daß ich als Freund käme, wenn aber der Hahn stürbe, so müsse man mich in der Tat als Feind behandeln. Da der Hahn glücklicherweise den Gifttrank unter Würgen wieder von sich gegeben habe, sei Lukengo überzeugt, daß ich sein Freund sei, und ich dürfe daher von Bulango weiterreisen; Lukengo wolle mir selbst von Musenge, seiner alten Residenz, entgegenkommen. Der feindselige Widerstand seitens der Bevölkerung hörte auf. Man wagte nicht, dem Willen des Herrschers entgegenzutreten.

Am 13. Februar fand der Aufbruch nach Ibanschi statt, wo sich Lukengo selbst befinden sollte.

Nach 10 km Marsch durch Urwald änderte sich der Vegetationscharakter. Die Savanne wurde vorherrschend, in der nur einige wenige verkrüppelte Bäume standen und selten kleine Urwaldparzellen mit Ananasfeldern eine Abwechslung bildeten. Das Gras war überall durch Brände kurz gehalten und schien daher eine beliebte Weide für Büffel zu sein, deren kürzliche Anwesenheit zahlreiche Spuren zeigten.

Am Mittag war das auf der Spitze eines sanft ansteigenden Hügels liegende, 200—300 Hütten zählende Ibanschi erreicht. 1 km westlich lag eine zweite ebenso große Ortschaft, und zwischen beiden schlug ich im Schatten einer Gruppe üppiger Weinpalmen mein Lager auf. Die Eingeborenen benahmen sich sehr ruhig und drückten ihr Erstaunen nur durch Kopfschütteln und Zuhalten des Mundes aus. Zuweilen hörte man auch hier ein kurzes, tief hervorgestoßenes Uh! Uh!

Sie gehören zu den Bena Bussonge, demjenigen Bakubastamm, welchem auch Lukengo selbst angehört und welcher seinem Herrscher die besten und treuesten Krieger stellt. Dies anständige, ruhige Benehmen hatte seinen guten Grund, da Lukengo bereits vor meiner Ankunft den Befehl gegeben hatte, daß jeder, der mich belästige oder gar mich zu bestehlen wage, sofort geköpft werden solle. Alle waren

---

durch Gerücht bekannt geworden. Wie viele solche Reiche auf der Westseite Afrikas betrieben die Herrscher dieses stattlichen Königsreiches rigorose Absperrungspolitik. Kein Fremder durfte die Grenzen überschreiten. Marktplätze waren in den Grenzdistrikten angelegt. Hier traf der Fremde die Kaufleute der Bakuba. Als Grenzwache diente ferner der kriegerische Stamm der Bakete. — Ludwig Wolf hatte nun als erster diese Sperre gesprengt; er war an unbewachter Stelle durch den Urwald gebrochen und befand sich alsbald zum Entsetzen des Volkes im Lande. So ward er einer der wenigen Glücklichen, die die noch nicht beeinflußte Kultur eines echten innerafrikanischen Königreiches als erster erschauen konnte. — Wolfs Aufgabe war, Freundschaft mit dem Bakubaherrscher zu schließen und so die friedliche Fahrt der Wißmannschen Kassai expedition den damals noch unerforschten Kauristrom hinab in das Unbekannte hinein vorzubereiten. Der erste Teil der Fahrt ging durch das Bakubaland. Die Reisenden fanden dann auch später hier überall Freunde.

mit langen Speeren bewaffnet, die sie bei meiner Begrüßung in den Boden steckten, sich selbst auf beide Knie niederlassend und mit den Fingerspitzen beider Hände wiederholt zuerst die Erde und dann ihre Brust berührend.

So war es mir denn nun vergönnt, inmitten dieses Volkes zu sein, dessen Land noch kein Weißer vor mir betreten, das, selbst seinen nächsten Nachbarn noch unbekannt, in dem märchenhaften Zauber der Sage bis dahin gelebt und sich seine echte Ursprünglichkeit erhalten hatte. Die erste Kunde von den Bakuba hat der bekannte portugiesische Elfenbeinhändler Silva Porto gebracht, welcher die Baketemärkte Kapungo und Kabao erreichte, aber nicht darüber hinaus gelangte.

Lukengo-Muana war mir mit dem ganzen Pomp eines Bakubaherrschers und mit zahlreichem Gefolge von Musenge, das etwa 40 km in nördlicher Richtung liegen soll, entgegengereist, um hier in Ibanschi mich zu erwarten.

Gleich am Tage meiner Ankunft kam eine Gesandtschaft von ihm, welche mir Ziegen, Hühner, Mais, Zuckerrohr und mächtige Kallebassen voll Palmwein als seine Bewillkommnungsgeschenke überreichte. In der Nacht wurde dann durch die Trommelsprache verkündet, daß niemand bei Todesstrafe es wagen solle, mich etwa zu berauben. Am nächsten Tage mittags wollte Lukengo mich selbst besuchen, und da mein Lager zu klein war, um ihn und sein voraussichtlich zahlreiches Gefolge aufzunehmen, bestimmte ich einen Platz außerhalb desselben im Schatten üppiger Weinpalmen. Überall herrschte ein sehr reges Leben, in Ibanschi wurde getrommelt und auf Elfenbeinhörnern geblasen. Bakubakrieger in Trupps von etwa 50—100 Mann kamen von allen Seiten aus der Umgegend herbei, um zu dem Hoflager ihres Herrschers zu stoßen. Einige meiner Leute traten als Wache in weißen Matrosenjacken mit rotem Fes und aufgepflanztem Seitengewehr an, um das Lager gegen die vielen Neugierigen zu schützen und den Platz frei zu halten.

Alsbald kündete ein wüster Lärm, der sich lawinenartig von Ibanschi aus fortpflanzte, den Aufbruch des Häuptlings an. Mit meinem dicken Dolmetscher Kaschawalla neben mir, erwartete ich ihn. Die Verständigung mit den Bakuba war schwierig, da von meinen Leuten niemand ihre Sprache verstand. Glücklicherweise hatte sich ein Mukete aus Muanika meinem Zuge angeschlossen, der die Baluba- und Bakubasprache verstand. Mein Dolmetscher Kaschawalla, welcher die verschiedenen Sprachen und Dialekte, auch die der Baluba, schnell gelernt hatte, meinte, daß ihm die Bakubasprache von allen die schwierigste sei. Es mußte somit eine verdoppelte Verdollmetschung stattfinden. Der Mukete übersetzte in Baluba und Kaschawalla mir dann in Portugiesisch.

Inzwischen war der königliche Zug näher gekommen. Die Menschenmenge zählte nach Tausenden. Lukengo saß in einer Tragbahre, die von 8 kräftigen Sklaven getragen wurde. Blasen auf

Elfenbeinhörnern und wildes Bearbeiten mächtiger Trommeln mit den Handflächen bildeten die Begleitungsmusik. Etwa 10 m von mir entfernt hielt die Tragbahre; Lukengo richtete sich auf und starrte mich bewegungslos an. Die nächststehenden Zuschauer warfen sich auf die Knie und begrüßten ihren Herrscher mit den Rufen: „Lukengo, Lukengo! Uh! Uh!" und durch Händeklatschen, das allmählich schwächer wurde. Nach einer Pause regungslosen Schweigens ließ er die Tragbahre niedersetzen und betrat den Boden, noch immer unverwandt seinen Blick auf mich gerichtet. Ich hatte jetzt die beste Gelegenheit, ihn zu beobachten.

Lukengo-Muana mochte etwa 50 Jahre alt sein. Er war groß und korpulent; sein Gewicht betrug gewiß weit über 2 Zentner. Den Kopf zierte der mit Federn geschmückte Bakubahut, und vier lange Reiher- und rote Corytairfedern staken neben einer aus Messing geschmiedeten Hand in dem kurz geschorenen Haar. Ein Stirnband, sowie zwei handbreite auf der mächtigen Brust gekreuzte Schärpen und der faltige Hüftenschurz war dicht mit Kaurimuscheln besetzt. Die Stoffe waren sämtlich aus den Fasern der Raphiapalme gewebt und rot gefärbt. Der Hüftenschurz wurde von einer daumdicken, aus einer Büffelhaut gedrehten Schnur gehalten, an welcher vorn eine Tasche aus Wildkatzenfell und an der anderen Seite ein blankes, kunstvoll aus Messing geschmiedetes und mit Kupfer eingelegtes Dolchmesser hing, eine der Reichsinsignien des jeweiligen Lukengo. Um Arm- und Fußgelenke lagen dicke Kupferringe, während die mächtigen Unterschenkel zur Hälfte noch in Kaurihalbstiefeln steckten, die aus dicht mit diesen beliebten Muscheln geschmückten breiten Mabelestreifen bestanden. In der rechten Hand trug der Bakubaherrscher sein Szepter, einen Büffelschweif, dessen Holzgriff mit Kupfer beschlagen und mit Kauris verziert war. Um beide Augen war ein weißer Kreis mit Ton und ein tiefschwarzer, daumenbreiter Streifen über Stirn, Nasenrücken, Ober- und Unterlippe bis an den unteren Kinnrand gezogen. Sein Kopf war wohlgeformt, seine Gesichtsbildung war dem äußeren Anschein nach eine kaukasische und hatte energische, aber keineswegs grausame Züge.

Ich beobachtete mit wachsendem Staunen diesen Negerfürsten, dessen Name „Lukengo" den Inbegriff unbeschränkter Macht und Grausamkeit bezeichnen sollte und der mit einem bisher noch nicht gesehenen Pomp mir gegenübertrat. Mein vielgereister Dolmetscher Kaschawalla, der auch längere Zeit im Lundareiche gewesen war, erging sich in dem bewundernden Ausruf, daß nur Muata-Jamvo mit diesem Lukengo verglichen werden könne.

Während die Menge noch auf den Knien lag, kam mir Lukengo, von drei Speerträgern begleitet, entgegen. Ich bot ihm meine Hand, die er aus Unkenntnis dieser Begrüßungsart nicht annahm, sondern mit seinem Szepter berührte, das ich jedoch beiseite schob und seine Rechte erfaßte. Er zuckte erstaunt über meine Kühnheit zusammen, und ein Murren der Versammlung begleitete diese Bewegung des

Zwei Haupttypen der afrikanischen Wohnhütte.

Dorfstraße zwischen den viereckigen Hütten der Gartenbauern am Kongo (Dorf Bumba).

Das Dorf mit runden Hütten (Tukul) der Hackbauern am Nil.

(Photogr. und Originalaufnahmen des Kongostaates.)

Herrschers, das jedoch sofort verstummte, als er mich dann als seinen ersten weißen Freund begrüßte und willkommen hieß. In wohlgesetzter Rede und mit würdevoller Ruhe bezeichnete er sich als den regierenden Lukengo. Er betonte, daß sein Vater noch lebe, sich aber schon vor Jahren altersschwach und krank zurückgezogen und ihm die Herrschaft mit den Reichsinsignien übertragen habe. Wohl beständen zur Zeit innere Unruhen und Zwiste im eigenen Lande und auch in seiner Familie, doch wisse er dieselben mit Gewalt zu dämpfen und alle Widersacher niederzuwerfen. Nicht umsonst trage er als Abzeichen seiner Macht diese Feder in seinem Haar, wobei er auf eine blutrote Corythaixfeder zeigte. Er sei überzeugt, daß ich kein Geschäftsmann sei, denn sonst hätte ich mich nach Kabao wenden müssen und wäre nicht in das Herz seines Landes, zu seinem eigenen Stammvolke, den Bena-Bussonge, gelangt. Daß ich es verstanden hätte, mit meinen wenigen Leuten durch die Bakete, welche als seine Sklaven die strengsten Wächter der Landesgrenze seien, zu den Bakuba selbst zu gelangen, erfülle ihn mit Bewunderung und müsse ich sicher mächtige Zaubermittel (Nnenge) haben.

Nachdem ich diese feierliche Ansprache erwidert, ihn meiner friedlichen Absichten versichert und den Zweck meiner Reise erklärt hatte, wünschte er noch meine Spieluhr zu sehen. Sein Erstaunen war grenzenlos, als die lustigen Weisen derselben erklangen und er sich das „Wie" nicht erklären konnte. Doch er verstand sich würdevoll zu mäßigen, hielt die Hand vor den Mund, um vielleicht etwaige unwillkürliche laute Ausrufe der Verwunderung zu verhindern, und entfernte sich ebenso majestätisch, wie er gekommen war.

Am nächsten Tage machte ich ihm meinen Gegenbesuch. In einer offenen Halle, deren Dach kunstvoll aus den Rippen und Fasern der Raphiapalme zusammengesetzt und geflochten war und welche etwa 50 m lang, 20 m breit und 15 m hoch war, sollte der Empfang stattfinden. Als ich eintrat, erwartete mich bereits Lukengo-Muana mit zahlreichem Gefolge. Zwischen zwei mächtigen, halbverwitterten Elephantenzähnen, die zur Hälfte in die Erde gegraben waren, hatte er sich auf eine mit einheimischen Stoffen malerisch bedeckte Trommel gesetzt. Sein Staatskleid sah heute insofern anders aus, als die Grundfarbe statt rot, blau war. In seiner nächsten Nähe saßen einige seiner Lieblingsfrauen und ein paar alte Räte. Einige riesengroße Speerträger mit blank geputzten Waffen standen neben ihm. In weitem Umkreise hockte die Menge dicht gedrängt und lautlos auf den Knien.

Ich saß dem Häuptling gegenüber auf meinem Feldstuhl, und nachdem ich ihn als meinen neugewonnenen Freund begrüßt hatte, erzählte ich ihm von unserer bevorstehenden Kassaireise, dem Zweck derselben und von unseren freundschaftlichen Gesinnungen. Er drückte wiederum seine Freude über meinen Besuch aus und versicherte, daß seine Untertanen am Kassai uns nun nicht mehr als Feinde, sondern als seine Freunde begrüßen würden. Er wolle im ganzen Lande diesbezügliche Befehle erteilen lassen. Durch Austausch von Geschenken

solle jetzt unsere Freundschaft besiegelt werden und ich von ihm erhalten, was ich wünsche. Fleisch und Palmwein würden seine Batua (Zwergvölker) mir täglich ins Lager bringen.

Wünschte während der Verhandlung einer der alten Räte oder der Dolmetscher zu sprechen, so mußte derselbe erst kniend dreimal in die Hände klatschen, worauf der Herrscher das Gesicht zu ihm wandte, ein Zeichen, daß er seine Rede beginnen konnte. In der folgenden Nacht wurde wiederum das Ergebnis des heutigen Tages durch die Trommelsprache weiter bekannt gegeben.

Lukengo kam am nächsten Morgen mit kleinerem Gefolge selbst in mein Lager, um meine Geschenke für sich in Empfang zu nehmen. Mit seiner Lieblingsfrau trat er zu mir in mein Zelt, gefolgt von einem Sklaven, der eine große Kürbisflasche erfrischenden Palmweins für mich trug und sich auf seine Knie vor mir niederließ, von dem Weine in seine hohle Hand goß, denselben zuerst kostete zum Beweise, daß er nicht vergiftet sei, ihn mir überreichte und sich dann entfernte. Der Häuptling bat mich nun dringend, ich möge ihm doch meine Brust und Füße zeigen, man könne doch nicht glauben, daß ich am ganzen Körper weiß sei. Da ich meinen Oberkörper nur mit einem wollenen Hemd bekleidet hatte, und wir unter uns, im engeren Kreise waren, zeigte ich meine Brust und meinen Arm. Er und seine Favoritin waren höchst überrascht, befühlten und streichelten fortwährend meine weiße Haut, als ob sie sich von ihrer Echtheit überzeugen wollten. Meine Füße zu zeigen weigerte ich mich und wurde daher auf die Erfüllung dieses Wunsches nicht weiter bestanden.

Lukengo war sehr erfreut über die Geschenke, die in bunten Zeugen, Perlen, Messing und Kauris bestanden. Anfangs glaubte er, es sei wenig, doch erklärte er sich zufrieden und sagte, er würde mir dafür geben, was ich wünschte. Ich verlangte nun vor allem Waffen, selbstgewebte Stoffe, Matten und Geräte aller Art; alles wurde mir versprochen.

Die Geschenke für Lukengo wurden in seiner Gegenwart verpackt. Jedes Päckchen wurde von ihm zuletzt selbst zugenäht und durch einen besonderen Knoten verschlossen, um dadurch die Unverletzlichkeit des Inhaltes und denselben als königliches Eigentum anzudeuten. Er übergab dann die Sachen Sklavinnen zum Tragen, machte jede derselben verantwortlich und drohte, ihr den Kopf abschlagen zu lassen, wenn später auch nur das Geringste fehlen sollte. Jede hörte ihm auf ihren Knien schweigend zu, klatschte dann dreimal in die Hände, zum Zeichen, daß sie ihn verstanden habe, stand auf und entfernte sich mit dem anvertrauten Gute ihres Herrn.

Auf meine Frage, weshalb er nicht von seinen kräftigen Sklaven die Sachen forttragen lasse, antwortete er, daß Männer diebischer und räuberischer als Frauen seien und letztere auch nicht wegen Aussicht auf Gewinn ihr Leben so leicht aufs Spiel zu setzen pflegten. Er habe die Erfahrung gemacht, daß, trotzdem er jeden, der ihn zu bestehlen wage, rücksichtslos töte, Männer es immer wieder versuchten.

Frauen hätten ihn aber niemals bestohlen. Seine Bakuba seien räuberisch und gewalttätig, und ich dürfe dieselben nicht nach ihrem Benehmen in Ibanschi beurteilen. Nur seine Anwesenheit und die Furcht vor seiner Person hielten sie hier im Zaum, sonst würden sie auch mich zu berauben suchen. Ich muß gestehen, daß er seine Untertanen richtig beurteilte. Meine bis jetzt gesammelten Erfahrungen bestätigen seine Ansicht vollständig.

Am 18. Februar war großer Markttag in Ibanschi. Früh gegen neun Uhr schickte Lukengo zu mir und bat mich, ihn zu besuchen. Er erwartete mich in der Halle inmitten seiner Leibgarde, die heute wohl mehr als 300 Lanzenträger zählen mochte. Seine Kleidung war besonders festlich und rot die Grundfarbe, doch waren seine Schärpen und sein faltiger Schurz so reich mit Kaurimuscheln besetzt, daß man den einheimischen Stoff kaum erkennen konnte.

Der Markt, welcher hier alle fünf Tage abgehalten wird, war heute von Tausenden von Neugierigen aus dem ganzen Lande besucht, die alle herbeigeströmt waren, um mich zu sehen. Lukengo wollte nun diese Gelegenheit benutzen, um offenkundig der Menge zu zeigen, daß wir beide Freunde seien. Er reichte mir jetzt selbst die Hand, und wir gingen beide dann zusammen auf den weitausgedehnten Marktplatz, der sich in unmittelbarer Nähe der Ortschaften befand. In zierlicher Anordnung wurden hier einheimische Stoffe, Matten, Töpferarbeiten, Rotholz, Körbe, Mais, Erdnüsse, Hirse, Bananen, Ananas, Palmöl und Palmwein, dann abseits Ziegen und Hühner zum Verkauf angeboten. Frauen und Mädchen waren die geschäftigen Verkäuferinnen der verschiedenen Waren, nur Ziegen und Wein wurden von Männern verhandelt. Inmitten des Marktplatzes hielt Lukengo eine Ansprache und erzählte, daß er mit mir unverbrüchliche Freundschaft geschlossen habe und für mich sein Land stets offen sei. Er wandte sich dann noch besonders an die Bakete und an die Leute von Pianga, die als säumige Tributzahler sich nicht seines Wohlwollens erfreuten, und betonte, daß, wenn sie ihren Pflichten gegen ihn nicht stets nachkämen, er sie mit meiner Hilfe bekriegen und vernichten würde.

Nachdem er seine Rede beendet hatte, wurde durch seine Leibgarde plötzlich der Platz rücksichtslos gesäubert und ein großer Halbkreis gebildet. Zwei riesengroße Sklaven traten mit langen Trommeln vor, die sie zwischen den Beinen mit den Knien festhielten und mit ihren Handflächen zu bearbeiten anfingen. Lukengo wollte tanzen. Er trat allein auf den schattenlosen Platz, hob sich abwechselnd auf die Zehenspitzen, machte dann mit dem Speer in der Hand mächtige Ausfallschritte nach links oder rechts oder Hochsprünge in die Luft, wobei die vielen Kupferringe um Arm- und Fußgelenke klirrend aneinander schlugen und sich manche Kaurimuschel von seinen fliegenden Schärpen lösten. Immer wilder wurden seine Bewegungen, und um so wilder schrien auch die begeisterten Zuschauer, sodaß die Trommelschläger trotz der größten Kraftanstrengung Mühe hatten, sich vernehmbar zu machen. Alle Augen waren nur auf Lukengo gerichtet,

der plötzlich etwas ruhiger wurde, auf den Zehenspitzen ging, und seinen mächtigen Körper hin- und herwiegte, um alsbald wieder in tollen Sprüngen über den freien Platz zu rasen.

Diese Leistung in glühender Mittagssonne von einem Körper, der über zwei Zentner wog und mindestens an dreißig Pfund Kleidung, Schmucksachen und Waffen trug, war geradezu erstaunlich. Erschöpft hielt Lukengo einige Minuten inne und lehnte sich gegen zwei bereitstehende Sklaven, um alsbald einen neuen Tanz zu beginnen. Bei diesem war er Vortänzer, wobei er dieselben Bewegungen wie vorher zum besten gab, die dann von allen nachgeahmt wurden. Hinter ihm befanden sich rangweise seine Häuptlinge, Minister und Krieger, einer hinter dem andern. Dann kamen für sich, ebenfalls in einer Reihe, die Frauen und Mädchen, deren Tanzbewegungen verschieden von denen der Männer waren und darin bestanden, daß sie sich abwechselnd bald auf dem einen, bald auf dem anderen Fuße wiegten und eine erstaunliche Hüftgelenkigkeit nach allen möglichen Richtungen entwickelten, wobei die linke Hand mit gespreizten Fingern hoch über den Kopf und die rechte dagegen gerade hinuntergehalten wurde. Finger und Handgelenke waren stets in korrespondierender Bewegung mit den Hüften. Die Kleidung bestand nur aus einem dünnen Hüftenschurz, der bei den Männern faltig bis an die Knie, bei dem weiblichen Geschlecht dagegen bis auf die Füße reichte und keine Falten hatte.

Etwa zwei Uhr mittags mochte der Tanz beendet sein, als Lukengo sich erschöpft zurückzog und seine erregte Leibgarde nun wie auf ein gegebenes Zeichen den Markt plünderte. Niemand konnte sie hindern, da es ihr eigner Herr nicht tat und dieser solche Ausschreitungen seiner Krieger nicht als straffällig ansah. Die schreienden beraubten Marktweiber aber machten nun mich für ihren Verlust verantwortlich, indem sie folgerten, wenn ich nicht in ihr Land gekommen wäre, würde Lukengo nicht zu meiner Begrüßung hier sein und dann hätten sie ihre Sachen behalten. Allmählich legte sich jedoch mit Hilfe weniger Kauris ihre Entrüstung, um so mehr, als meine Leute große Einkäufe gemacht hatten und ich ja doch der Freund ihres Herrschers war. —

Die Waffen der Bakuba haben besondere Formen, die von denen anderer Stämme abweichen. Dolchmesser, Lanzen- und Pfeilspitzen haben an beiden Seite eine Blutrinne, welche bei den Baluba fehlt. Die größte Mannigfaltigkeit in der Form bieten die Pfeilspitzen, die stets in großer Anzahl, bis zu 50, in einer geflochtenen Tasche an der linken Schulter getragen werden. Der Bogen ist 1,5 m lang und hat eine Sehne aus gespaltenem Rohr. Schilde werden nicht gebraucht. Der übliche Dolch Ikullo wird ohne Scheide rechts hinter der Hüftenschnur getragen. Das Material für ihre großen buntgefärbten Matten, die oft 1,5 m lang und 1 m breit sind, sowie für ihre 1 m und mehr langen Tragkörbe liefert die Raphiapalme und der Rotang. Die Körbe werden von den Frauen auf dem Kopfe getragen.

Geradezu überraschend ist die Technik der Bakuba im Bau ihrer zierlichen Hütten und mächtigen Hallen, worin sie alle von mir bis

dahin berührten Völkerstämme weit übertrafen. Schon die Anlage einer jeden Ortschaft ist eine regelmäßige. An den langen Straßen befinden sich die einzelnen Häuschen in europäischem Baustil nebeneinander. Jede Wohnung pflegt 2—4 m lang, 2 m breit und 2 m hoch zu sein. Sie besteht aus einem, seltener aus zwei Räumen und hat eine etwa 0,5 m im Quadrat große Öffnung als Tür. Die Weinpalme liefert auch für den Häuserbau das erforderliche Material. Bänke und Stühle sind ebenfalls aus den Blattrippen der Raphia hergestellt, welche durch Pflöcke und Rohrrotangfäden zusammengehalten werden.

Auf den freien Plätzen der Ortschaft stehen Ölpalmen oder mächtige Schattenbäume, und viele der kleinen Häuschen liegen zwischen Bananen versteckt. Überall herrscht die peinlichste Sauberkeit. Mit Palmenwedeln wird täglich vor jeder Wohnung gefegt. Vor der Hütte wird gekocht, und in der offenen Halle oder unter einem schattigen Baume pflegen die Männer sich während der Tageshitze rauchend aufzuhalten. Überall sieht man frohe, sorglose Gesichter, nirgends Elend oder Unzufriedenheit. Auch die Sklaven machen keine Ausnahme, sie sind wohlgenährt und verraten als Kinder des Augenblicks nicht, daß die nächsten Tage ihnen vielleicht schon unheilvoll werden können. Sie kümmern sich nicht um die Zukunft, weil sie das Gefühl der Selbstbestimmung niemals gekannt haben. Die zahlreiche Dorfjugend strotzt in voller Gesundheit und fühlt sich in ihrer freien Bewegung weder durch mahnende Worte, noch durch irgend welche Kleidung behindert.

Ein derartiges Bild innerafrikanischen Lebens, das noch nicht durch europäische Kultur gefälscht und beeinflußt ist, bleibt dem Reisenden sowohl wegen seiner fesselnden Natürlichkeit als auch wegen seines seltenen Vorkommens in dauernder Erinnerung. Die Bakuba bieten uns die überraschende Erscheinung, daß der Zwischenhandel ihre ursprüngliche Kultur nicht vernichten konnte.

In der Anfertigung von kleinen Holzkästchen zum Aufbewahren ihrer Kauris, Perlen und Farbstoffe und von becherartigen Trinkgefäßen mit zierlichen Schnitzereien entfalten die Bakuba eine erstaunliche Geschicklichkeit. Auch die Tabakspfeifen, ihre steten Begleiter, sind aus Holz geschnitzt und haben eine charakteristische Form (welche die Bakete von ihnen entlehnt haben). Ihre Kanus und Ruder sind ebenfalls sorgfältig gearbeitet, unterscheiden sich von den bis jetzt angetroffenen und schließen sich in ihrer Form an die von hier gegen Norden hin üblichen. Jedes Kanu, aus einem Baumstamme gehauen, hat glatte Wände, einen flachen Kiel und ist vorn und hinten zugespitzt. Die Ruder sind flach, oft mit Schnitzereien versehen und haben einen langen Stiel. Die Bakuba sind das erste bis jetzt angetroffene Volk, das im Stehen rudert, während die Baluba ihre muldenartigen, roh gearbeiteten Kanus mit kurzen, schaufelförmigen Rudern sitzend fortbewegen.

Das grobe Gewebe aus der Raphiafaser wird Mbala genannt und von den Männern gewebt, während das feine, bunte mit den

verschiedenartigsten, rot, schwarz und gelb gefärbten Mustern versehene Mpelle von den Frauen hergestellt wird. Die Bakuba besitzen eine eigenartige Fertigkeit, wie ich sie bei keinem andern Stamme gesehen habe, aus den Fasern der Raphia Zeuge zu weben, sie zu färben und zu sticken, die sie dann nicht allein für gewöhnlich und bei feierlichen Gelegenheiten selbst tragen, sondern die auch als Tauschwaren und zwar zu ihren Nachbarvölkern mehr nach Norden als nach Süden gelangen. Die Mbala wird von den Männern in ähnlicher Weise wie bei den Tupende und Baluba zubereitet und gewebt. Darauf wird jedes etwa 1 m lange und 0,5 m breite Stück mit Rotholzfarbe rot gefärbt. Jetzt beginnt die Arbeit der Frauen. Mit im Lande geschmiedeten Nadeln werden die verschiedenartigsten Muster hineingenäht, die einzelnen Fäden dann auf dem Daumennagel kurz abgeschnitten und ausgefranzt. Man kann die Geschicklichkeit nicht genug bewundern, mit der die einzelnen Zeichnungen ohne alle Vorlage auf der Mbala geschmackvoll und symmetrisch zum Ausdruck gebracht werden. Ebenso künstlerisch verfahren sie auch in der Anfertigung von Körben und Matten, die als Unterlage beim Sitzen und Schlafen dienen und blau, rot und gelb gefärbte Muster zeigen.

Während die Herstellung der roten Farbe aus Rotholz, welche zu diesem Zwecke pulverisiert und mit Erde und Wasser zerrieben wird, der schwarzen aus Holzkohle und der weißen aus Ton bekannt ist, konnte ich über die Gewinnung der blauen und gelben Farbe nichts Bestimmtes erfahren. Die Bakuba suchten dies absichtlich zu verbergen und als ihr Geheimnis zu bewahren.

Auf allen Gebieten, auch in der Töpferei, sah ich Leistungen, welche alle bis jetzt berührten Völker weit in den Schatten stellten und sich als eigenartige, ursprüngliche dokumentierten. Es war von besonderem Interesse für mich, daß meine Angola und auch Baluba die überlegene Geschicklichkeit und auch Kultur der Bakuba bewundernd anerkannten.

Woher kommt diese Kultur? Diese Frage legte ich mir wieder und wieder vor.

Zu meinem lebhaften Bedauern war mein Aufenthalt auf diesem dankbaren Felde ethnographisch-anthropologischer Forschung wegen der bevorstehenden Kassaireise nur nach Wochen bemessen. Ich mußte mich von den Bakuba trennen, als sie sich an mich gewöhnt hatten und unser gegenseitiges freundschaftliches Verhältnis mich zu den kühnsten Hoffnungen berechtigte.

Ich verabschiedete mich von Lukengo-Muana sehr freundschaftlich, nachdem er eingesehen hatte, daß er mich nicht überreden konnte, noch länger bei ihm zu bleiben. Einige seiner Räte wollten ihn zwar veranlassen, meine Abreise zu verhindern und mich mit Gewalt im Lande zu behalten, bis alle meine schönen Sachen zu Ende seien; Lukengo wies jedoch dieses Ansinnen streng von der Hand, entließ mich reich beschenkt mit Elfenbein, Waffen, Zeugen und Lebensmitteln und erklärte, daß für mich das Bakubaland stets offen bleiben würde.

Der Fetischismus an der Westküste Afrikas.

Nach Oskar Lenz.*) 1877.

Neben der politischen Zerfahrenheit der westafrikanischen Negervölker spielen auch ihre abergläubischen Gebräuche eine große Rolle unter den Hindernissen, die sich dem europäischen Reisenden bei seinem Vorrücken in das Innere entgegenstellen. Bei all den religiösen Anschauungen der Neger blickt nirgends eine moralische Tendenz heraus. Krankheit, Tod, Mißernte, überhaupt jedes unglückliche Ereignis, das sich die Leute nicht erklären können, wird einem bösen Wesen in die Schuhe geschoben, das dann versöhnt werden muß. Oft aber nimmt dieser Kakodämon die Gestalt eines Menschen an, und es ist dann die Aufgabe der Mittelspersonen, der Oganga, der Priester und Zauberer, den Betreffenden ausfindig zu machen. Dieser aber verfällt der grausamen Rache des Volkes. Der Jahrhunderte schon währende Verkehr mit den Weißen hat nicht genügt, den Negern diesen Glauben zu nehmen, und noch heute fallen jährlich viele Tausende als Opfer eines durch die Oganga gehaltenen und geförderten religiösen Humbugs.

Man bezeichnet gewöhnlich in den Gegenden südlich vom Kongo, also da, wo portugiesischer Einfluß der vorherrschende ist, diese Anschauungen und Gebräuche der Neger mit dem Namen Fetischismus, ein Wort, das aus dem Portugiesischen stammt. Herrschten doch zur Zeit, als jene Länder entdeckt wurden, in Europa ganz ähnliche Verhältnisse. Das während des ganzen Mittelalters bis tief herab in die neuere Zeit grassierende Hexenunwesen, die Furcht und die Verfolgung im Geruch der Zauberei stehender Weiber, was ist es anderes, als — mutatis mutandis — ein europäischer Fetischismus, der sowohl in Bezug auf seine fürchterlichen Erfolge als auch hinsichtlich der Auswahl seiner Mittel nicht um ein Haar besser war als sein afrikanischer Verwandter?

An der Loangoküste wird, nach Bastians Berichten, der Feticero, der oder die Hexe, als Endoxe bezeichnet und ihm gegenüber steht der priesterliche Oganga, der Meister der Zauberer, der aber oft selbst wieder ein Zauberer oder Hexenmeister ist. Der Endoxe ist eben jedermann oder niemand. Niemand (mit gewissen Ausnahmen) wird sich als solcher bekennen, und in jedermann mag man ihn argwöhnen. Das Ogangatum dagegen ist ein anerkannter und in gewissen Fällen vom Fürsten selbst eingesetzter oder bestätigter Stand, der durch die Arbeitsteilung nach verschiedenen Funktionen eine Art Hierarchie bildet. Die Hauptaufgabe des Oganga ist, gegen die Angriffe der

---

*) „Skizzen aus Westafrika." Berlin 1878. — Oskar Lenz war Mitglied der Expedition der afrikanischen Gesellschaft nach der Westküste. Seine wichtigsten Forschungen führten ihn den Ogowe hinauf, einen Strom, der sich nördlich des Kongo in den atlantischen Ozean ergießt. Demgemäß gelten seine Angaben, soweit sich diese nicht auf andere Gebiete der Westküste, wie dann ausdrücklich betont ist, beziehen, für die Stämme am Ogowe. —

Endoxe zu schützen, sie unschädlich zu machen, und demnach wendet man sich an ihn bei jedem Unglücksfall. Überall muß ein Endoxe die Schuld tragen, und dieses böse Wesen herauszufinden und zu vernichten, ist das Geschäft der Oganga, denen hierbei der weiteste Spielraum gelassen ist. Es ist demnach allgemeiner Brauch, daß, wenn in einer Familie irgend ein Unglück passiert, ein plötzlicher Todesfall, eine Krankheit, oder was immer auftritt, zunächst der Oganga des Ortes nach der Endoxe, welche die Schuld trägt, befragt wird. Der Priester bezeichnet nun unter allerhand Zeremonien und Hokuspokus irgend eine Person als Endoxe. Bei manchen Stämmen genügt dies schon, um den angeblichen Schuldigen auf grausame Weise zu töten; gewöhnlich aber muß sich derselbe einem Gottesgericht, dem weiterhin ausführlicher erwähnten N'cassaessen resp. -Trinken unterziehen. Geht er aus dem Ordal oder Gottesgericht, dessen Erfolg übrigens auch in der Hand des Oganga liegt, siegreich hervor, so erhält der Angeklagte eine Entschädigung und zwar von der Partei, die die Hilfe des Oganga angerufen hat. Der letztere weiß sich aber fast immer aus der Schlinge zu ziehen und nur in sehr auffälligen Fällen des Betruges soll es an der Loangoküste vorgekommen sein, daß man den Oganga verbrannt hat.

Da, wie gesagt, niemand sicher ist, einmal als Endoxe beschuldigt zu werden, selbst die angesehensten Personen nicht, im Gegenteil die reicheren Neger die Habsucht und den Neid der anderen erregen, so war es Sitte, daß die Fürsten bei ihrer Thronbesteigung sich öffentlich als Endoxe erklärten, um ein für allemal vor den Chikanen der Oganga gesichert zu sein. Damit übernimmt er gleichzeitig eine Art Verpflichtung, seine ärmeren Untertanen bei etwaigen Unglücksfällen, die man seinem schädlichen Einflusse als Endoxe zuschreiben könnte, zu unterstützen. Dem N'cassaessen wird er sich aber nicht unterwerfen, ausgenommen, es ist von einem ihm an Rang gleichstehenden Fürsten provoziert worden. Dann ist es eine Art Duell, bei dem wohl derjenige siegen wird, der die Oganga durch allerhand Bestechungen auf seine Seite gebracht hat. Nach Bastians Berichten über seine Reise an der Loangoküste ist im Jahre 1872 oder 73 der Fürst von Chiloanga in einem solchen Zweikampfe unterlegen.

Bei den Negerstämmen an der Loangoküste und im Kongogebiet besitzt jeder einen oder mehrere Fetischidole, aus Holz oder Ton gebildete monströse Figuren, von denen viele am Leib ein Stück Spiegelglas befestigt haben. In diesem Spiegel kann der Oganga den Missetäter erblicken, der den betreffenden Fetisch beleidigt hat. Für jede Art von Verbrechen und Unglücksfällen gibt es nun einen besonders benannten Fetisch, zu welchem in jedem einzelnen Falle geschickt wird und mit Hilfe dessen der Bösewicht ausfindig gemacht wird. „Die Operationen," schreibt Bastian, „die mit diesen Fetischen vorgenommen werden, kommen auf das auch in andern Teilen der Welt wohlbekannte Nägeleinschlagen zurück, und indem man in die Holzfigur einen geweihten Nagel, der bei schweren Fällen vorher glühend ge-

macht ist, einschlägt, soll sie gewissermaßen durch den Schmerz beständig an diese Pflicht erinnert werden, und erst nach Erfüllung dieser wird der Nagel ausgezogen und die Wunde (des Loches) geheilt."

Da ein solch mächtiger Dämon natürlich mit rasender Wut gegen den Urheber erfüllt wird, dessen wegen ihm die Pein verursacht wird, und da er diesen mit seiner ganzen Rache zu verfolgen strebt, bringt (wenn es sich z. B. um einen Diebstahl handelt) der Dieb zitternd das gestohlene Gut zurück, sobald er hört, daß der Bestohlene zu der Figur des Fetisches geschickt hat, um einen Nagel einschlagen zu lassen. Der Schuldige fürchtet die Folgen und wird so unter den Verdächtigungen erkannt. Diese Zeremonien werden auch zur Verhütung von Missetaten vorgenommen, indem ein Kaufmann, der seinen Sklaven für den Transport von Waren und den Verkauf von Fazenda (Baumwollenzeuge) auf einen Handelsweg aussendet, vorher den Fetisch holen läßt, damit demselben vor dem ganzen Hausgesinde Nägel eingeschlagen werden, unter Verwünschungen gegen den, der sich Veruntreuungen zuschulden kommen lassen sollte. Ebenso wird Gelübden dadurch eine bindendere und zwingendere Kraft gegeben. Wenn z. B. ein Herr seinen Diener nicht von der Trunksucht heilen kann, so läßt er vor seinen Augen den betreffenden Fetisch benageln, und dann wird die Furcht, von Krankheit oder Tod im Übertretungsfalle betroffen zu werden, am besten vor Verletzung des abgelegten Versprechens bewahren.

Die Verfertigung der Nägel liegt dem Schmied ob, der mit priesterlichen Funktionen bekleidet ist. Das gilt nicht bloß für die Kongobevölkerung, sondern ich habe das auch bei den Negern im Stromgebiet des Ogowe gefunden. Bei den Fan ist der Schmied gleichzeitig Priester, und einige Stämme, wie Ininga und Galloa, die mit dem Schmiedehandwerk nicht vertraut sind, hängen die eigentümlich konstruierten Blasebälge, die im ganzen äquatorialen Afrika verbreitet sind, in ihren Fetischhäusern als Zeichen der Verehrung auf.

In den Gabun- und Ogowegegenden findet man die figürliche Darstellung der Fetische nicht häufig. Ich erinnere mich, nur in den Orungu- und Kammadörfern am Eingange roh gearbeitete Holzfiguren gesehen zu haben, denen als einer Art Schutzheiligen die Sorge für die Niederlassung anvertraut ist. Weiter im Innern dann, bei den Oscheba, Aduma und Banschaka waren Idole häufiger. Dieselben wurden in einigen Hütten aufbewahrt, worin ein Bett errichtet war. Die Idole selbst, aus Holz geschnitzt, waren mit allerhand Lappen, Glasperlen usw. behängt, und bei festlichen Gelegenheiten wurden sie dem Publikum, welches die Tänze aufführte, gezeigt.

Übrigens scheinen jetzt die Neger nicht mehr einen so hohen Wert auf diese Fetischfiguren zu legen, denn sie verkaufen dieselben an die Europäer ohne weitere Gewissensbisse und verfertigen sich einfach ein neues Idol. Ja, wenn ein Neger glaubt, daß sein Fetisch ihm nicht kräftig genug erscheint, so wirft er ihn weg und schnitzt sich einen andern! —

Außerordentlich verbreitet ist an der Westküste die Sitte oder besser die Unsitte des N'cassatrinkens, die im Prinzip auf unsere im Mittelalter beliebten Gottesgerichte hinausläuft. Alles, was passiert, Krankheit, Tod, überhaupt jeder Unfall, wird dem schlimmen Einfluß von Zauberei und Fetisch zugeschrieben. Man konsultiert den betreffenden Oganga und der oder die Angeklagte werden entweder gleich getötet oder als Sklaven verkauft, ihr gesamtes Eigentum aber jedenfalls verteilt. In gewissen Fällen wird ihnen aber ein Ordal mit Gifttrinken zugestanden. Diese Beschuldigungen finden selbst dann statt, wenn der Verstorbene an einer ganz offenbaren äußeren Verletzung zu Grunde gegangen ist. Im Kamerungebiet wurde während der Anwesenheit von Professor Buchholz daselbst ein Mann von einem Krokodil aus dem Kanu geholt. Es wurde ein Palaver gehalten und ein Schuldiger ausfindig gemacht, der das Krokodil behext und den Tod des Mannes verursacht hatte. Er wurde zum N'cassatrinken verurteilt und starb daran.

Monteiro erzählt einen analogen Fall, der sich während seiner Anwesenheit in Ambriz, einem kleinen, dicht am Meere in der Provinz Angola gelegenen Handelsplatze ereignete. Drei Weiber gingen zum Fluß, Wasser zu schöpfen, und als sie alle drei sich zu gleicher Zeit gebückt hatten, wurde die mittlere derselben von einem Alligator gepackt und fortgeschleppt. Als die beiden Zurückgebliebenen mit der Hiobspost ins Dorf zurückkehrten, wurden beide der Zauberei angeklagt. Alle Einwürfe der dort wohnenden Europäer halfen nichts. Man hielt den Umstand für verdächtig, daß gerade die mittlere von den Frauen zerrissen worden sei und fragte sich, warum das Krokodil nicht eine der beiden anderen genommen habe. Das ließ man sich nicht ausreden, und die beiden anderen mußten sterben.

Aus Benguela erzählt Dr. Falkenstein den Vorgang in folgender Weise: Gesetzt, ein angesehener Mann ist plötzlich gestorben, so handelt es sich darum, den Täter ausfindig zu machen. In einzelnen Fällen pflegt man dem Toten eine Perlenschnur um die Stirn zu binden und ruft einen Priester herbei, welcher den Toten ausfragen muß, ob derselbe selbst ausgehen wolle, den Schuldigen zu finden. Der Priester gibt dann die Antwort des Toten kund, und fällt dieselbe bejahend aus, so tragen die Verwandten die Leiche in einer Hängematte im Dorfe und den umliegenden Ortschaften umher, bis sie vor einer Hütte stehen bleiben und erklären, der Tote halte sie hier fest und lasse sie nicht weiter, da hier der Mörder zu finden sei. Man dringt dann in die Hütte ein, plündert alles, brennt dieselbe nieder, nimmt den Insassen gefangen und tötet ihn. Natürlich war durch den Oganga schon lange vorher bestimmt, wer als Schuldiger gefunden werden muß, und die ganze Prozession ist nur zum Schein arrangiert.

Eine andere Art, den Schuldigen zu finden, ist die, daß die nächsten Anverwandten zu irgend einem Oganga gehen und sich eine beliebige Person als Zauberer angeben lassen. Dieser wird dann ge-

fangen, darf aber nicht getötet werden, sondern muß seine Schuld oder Unschuld dem Ausgange eines Ordales, eben des erwähnten N'cassatrinkens überlassen. Kläger und Angeklagte nehmen beide den giftigen Trank. Wer denselben bald darauf ausbrechen kann, ist unschuldig, der andere, der denselben längere Zeit bei sich behält, ist der Zauberer und wird gewöhnlich auf die grausamste Weise ermordet, falls er nicht den Wirkungen des nicht ausgebrochenen Giftes vorher erliegt.

Vor derartigen Anschuldigungen ist niemand sicher, weder der ärmste Sklave, noch der reichste Cavalheiro, wie man in den von Portugiesen bewohnten Gegenden die vornehmen Neger nennt. Selbst Europäer leiden unter dieser fürchterlichen Unsitte und die unter Führung des Dr. Güßfeldt an der Loangoküste operierende deutsche Expedition wurde in ihrem Wirken durch die Verurteilung eines in dem Unternehmen sehr nützlichen Mannes sehr gehemmt. Dr. Güßfeldt schreibt über diesen Fall:

„Zum Unglück haben wir noch unsern Lingster (Dolmetscher und Vermittler), einen Mann im besten und kräftigsten Mannesalter von auffallend robuster Konstitution, verloren. Er war der verständigste und ruhigste Neger, den ich bisher in Afrika kennen gelernt habe, und da er starken Einfluß bei den übrigen Cavalheiros besaß, so war sein Verbleiben in unserem Hause auch gleichzeitig eine Garantie der Ruhe. Infolge seines Todes ist bereits eine ganze Reihe von vornehmen und geringen Negern der Zauberei und zum N'cassatrinken verurteilt. Wir sahen von unserem Vorplatz aus selbst die Flammen des Scheiterhaufens, auf dem unserer früherer Koch als erstes Opfer des N'cassa verbrannt wurde. Wahrscheinlich hat man ihn nach dem N'cassatrinken niedergeschlagen und dann auf den Scheiterhaufen geworfen."

Die Zeremonien bei einem solchen Hexenprozeß sind bei den verschiedenen Stämmen abweichend; auch hängt der Grad der Feierlichkeit derselben von dem Range des Beschuldigten ab. Bei manchen Stämmen muß der letztere, sobald er den Trank genommen hat, durch eine Anzahl von aufgestellten Bogen, die in gewisser Entfernung voneinander stehen, laufen; schwankt oder strauchelt er dabei oder fällt er sogar hin, so genügt dies, um ihn schuldig erscheinen zu lassen. Gewöhnlich wird der Verurteilte am Abend vor der Feierlichkeit in eine Hütte gesperrt, und die Weiber und Kinder aus der Nachbarschaft tanzen und singen die ganze Nacht hindurch in schauderhafter Weise. Bei der Probe selbst sind die Männer mit Messern und Stöcken bewaffnet, und sobald der arme Teufel beim Passieren der aufgespannten Bogen nur etwas strauchelt, fällt die ganze Gesellschaft über ihn her und hackt ihn buchstäblich in Stücke.

Der ganze Vorgang dieser Ordale beruht übrigens auf dem abgeschmacktesten Schwindel, da es in der Hand der Oganga liegt, die Wirkung der giftigen Rinde zu regulieren. Diejenige Partei, welche diese Oganga am besten zahlt, wird auch immer als Sieger aus solchen Prozessen hervorgehen.

Duchaillu wohnte während seiner Reise im Aschongoland einem solchen Gottesgericht bei, das aber für die Angeklagten günstig verlief. Die Blattern waren ausgebrochen und einige nahe Verwandte eines einflußreichen Häuptlings waren gestorben. Es wurde auch die N'cassa- oder, wie man sie in den nördlicheren Teilen nennt, Mbunduprobe verlangt und drei Neffen des Häuptlings der Zauberei angeklagt. Frühmorgens versammelte sich das Dorf mit dem Häuptling und dem Medizinmann, und die drei Angeklagten erhielten den giftigen Saft zum Trinken. Nach einiger Zeit begannen sie an allen Gliedern zu zittern und konnten sich nur mit großer Anstrengung aufrecht erhalten. Sobald einer der Ärmsten umsinkt, gilt er für schuldig, und das Volk fällt über ihn her und schlägt ihn tot. Die drei Aschongomänner hielten sich aber doch so lange aufrecht, bis es ihnen gelang, das Gift wieder auszubrechen; das galt als Zeichen der Unschuld. Jetzt aber kam der Medizinmann, welcher das Gift bereitet hatte, an die Reihe. Der Häuptling warf ihm vor, nicht die wahren Missetäter ermittelt zu haben, und so nahm der Oganga auch den Mbundusaft. Dieser brach jedoch die Substanz mit Leichtigkeit aus und bewies damit seine Unschuld. Die Oganga sind von Jugend auf an den Trank gewöhnt und haben auch andere Mittel, möglichst bald ein Erbrechen hervorzurufen.

Talismane und Amulette spielen eine wichtige Rolle im Leben des Negers. Dieselben werden von Oganga verfertigt und gegen Bezahlung an die gläubige Menge verteilt. Sie bestehen aus allen möglichen Gegenständen ohne reellen Wert und erhalten erst durch die Weihe des Oganga ihre eingebildete Bedeutung. Man trägt diese Amulette am Hals oder auf der Brust, an den Armen oder am Gürtel. Eine in den Kongoländern sehr gewöhnliche Form ist ein kurzes Stück Holz mit einem roh geschnitzten, menschlichen Angesicht, worin an Stelle der Augen ein paar Glasperlen oder kleine Messingstifte stecken; das Ganze ist so weit in eine kleine Tasche gesteckt, daß nur der geschnitzte Kopf hervorragt, und wird nur um den Hals getragen. Sehr häufig trägt man auch Täschchen, angefüllt mit Hühnerdünger und Federn, oder man hängt eine Anzahl alter, schmutziger Lappen von Baumwollzeug an die Schulter, und ebenso häufig ist das große flache Samenkorn einer Frucht als Fetisch beliebt. Kleine eiserne Glöckchen, um den Hals gehängt, und Antilopenhörner mit irgend einer schmutzigen, undefinierbaren Substanz gefüllt, gelten auch als wertvolle Amulette, während man kaum ein Kind sehen wird, das nicht als Amulett einen dünnen Faden mit einigen Perlen daran um den Leib trägt.

Eine allgemein verbreitete Sitte besteht auch darin, bei irgend welchem ungewöhnlichen Ereignis, bei Totenfeierlichkeiten, Tänzen, Kriegen usw. Gesicht und Arme mit weißer oder auch gelber und roter Farbe zu bemalen. Sie glauben sich dadurch vor dem Einfluß der Unholden beschützt. Bei einigen Völkern, besonders den Fan, nahm diese Kolorierung die größten Dimensionen an, und ich habe da Frauen gesehen, die über und über ziegelrot gefärbt waren. Bei anderen

wieder, wie bei den Okota, einem kleinen, auf den Inseln der Kataraktengegend des Ogowe wohnenden Volk, galt die Bemalung des Gesichtes, besonders der Stirn und der Wangen mit roten, weißen und gelben Tupfen als beliebter Schmuck der jungen, koketten Frauen und Mädchen.

So streng nun auch die Neger an die Zauberkraft ihrer Fetische glauben und soviel sie sich auch in dieser Richtung von den von ihnen anerkannten Priestern und Hexenmeistern gefallen lassen, so ist das Ganze doch eine Farce, wie sich bei gewissen Gelegenheiten zeigt. Der Neger weiß infolge angeborener Schlauheit und eines besonderen Instinktes recht wohl zu unterscheiden, was gut und böse ist. Hat er nun irgend eine Schlechtigkeit vorbereitet, die Ausplünderung eines Europäers oder sonst etwas, so kommt es gar nicht selten vor, daß er sein Fetischidol, das ihm in diesem Falle ein unbequemes Gewissen ist, einfach vergräbt, damit dasselbe nicht Zeuge seiner Schandtat sein kann. Und dabei dürfte wohl die Tiefe, in der er seine Gottheit verbirgt, in direktem Verhältnis zu der Abscheulichkeit des beabsichtigten Unternehmens stehen.

Tierschädel werden sehr häufig als Fetische benutzt, und in den sogenannten Gri-Gri-Häusern findet man überall Schädel von Gorilla und anderen Tieren aufgehängt. An der Loangoküste fanden die Mitglieder der deutschen Expedition eine Pyramide, bestehend aus Ochsen-, Gorilla- und Antilopenschädeln, die dem Fetisch der Erde geweiht waren, dem zu Ehren jährlich feierliche Tänze und Umzüge stattfanden, um gute Ernten und erfolgreiche Jagden zu erhalten.

Anderwärts werden Tier- und Menschenschädel als Jagd- und Siegestrophäen an Bäumen und Sträuchern in der Nähe des Dorfes aufgehängt, und in Bonny im Nigirdelta ist der Fußboden des großen Juju-(Fetisch)Hauses mit Menschenschädeln gepflastert. Auch als Amulette dienen gewisse Knochen, wie z. B. in den Gabungegenden die Fußknochen des Manga, eines großen, zur Familie der Sirenen gehörigen Wassersäugetieres (Manatus), das man in dem Unterlauf der meisten westafrikanischen Flüsse findet.

Den Höhepunkt und die intensivste Entwicklung hat der Fetischismus und das Ogangatum in den Teilen Afrikas erreicht, in denen durch portugiesische Missionäre vor Jahrhunderten bereits christliche Lehren verbreitet worden sind; von diesen sind die am meisten mystischen und am wenigsten verständlichen Lehren nebst einigen zeremoniellen Äußerlichkeiten durch die Eingeborenen adoptiert und in ihr Religionssystem aufgenommen worden. Sowohl im Süden als im Osten schwächt sich der Fetischismus ab, wenn auch die Grundgedanken desselben, sowie das Priesterwesen überall wiederzufinden sind. In dem von mir speziell besuchten Gebiet sind es besonders die Okande, wie überhaupt die Bewohner des mittleren und oberen Ogowe, bei denen sich recht komplizierte abergläubische Sitten und Gebräuche, unterstützt und gehalten durch ein ränkevolles Priesterkönigtum, noch gegenwärtig vorfinden.

Es gibt im Okandeland eine große Anzahl von Oganga. Der schlauste und geriebenste dieser Leute hat natürlich das größte Ansehen. Während meines Aufenthalts daselbst (bis Ende 1876) galt ein in einem Akuschadorf wohnender Oganga namens N'dschoa als der mächtigste. Da nun die Bewohner des Lopedistriktes die mächtigsten Könige, Buaja und den alten Ambuenja hatten, die Aschuka aber den einflußreichsten Medizinmann, so ist erklärlich, daß beide Teile, wenn auch gemeinsam zum Volk der Okande gehörig, nicht immer in großer Freundschaft lebten. Weltliche und geistliche Macht liegen auch hier in Fehde, es walten im kleinen hier dieselben Verhältnisse wie anderwärts im großen.

Für meine Zwecke war dieser Zustand im höchsten Grade unangenehm und hinderlich. Denn, hatte ich einmal die Aschukamänner durch Geschenke und Versprechungen dahin gebracht, daß sie bereit waren, mir Leute und Kanus zur Weiterreise zu liefern, so verweigerte Buaja seine Einwilligung. War umgekehrt dieser mit seinem Anhang zur Reise durch das gefährliche Fangebiet gewonnen, so versagte der Oberzauberer in Aschuka seine Mithilfe, und ohne diesen hätte ich keinen einzigen der abergläubischen Okandemänner dazu gebracht, einen Schritt weit außerhalb seines Landes zu gehen.

Zu meinem großen Schaden mußte ich einmal erfahren, was es heißt, etwas gegen den Willen des Oganga zu unternehmen. Ich hatte König Buaja so weit gewonnen, daß er mir gegen gute Bezahlung eine Anzahl großer Kanus und annähernd 100 Leute geliefert hatte. Wir waren bereits zwei Tage unterwegs; als wir aber die Grenze des Okandegebietes erreicht hatten und die ersten Fandörfer von weitem erblickten, war eines Nachts die ganze saubere Gesellschaft auf und davon gelaufen und hatte mich mit den paar noch treu gebliebenen Dienern vom Gabun auf einer Sandbank mitten im Ogowestrom sitzen lassen, sodaß ich nur mit größter Mühe wieder zurück in die Okandedörfer gelangen konnte. Die mitgenommenen Oganga hatten zwar alles mögliche getan, um die Leute zu ermutigen, aber es fehlte die „Medizin" von N'dschoa, dem Hauptbonzen, und ohne diesen wagte man sich nicht in das feindliche Gebiet.

Nach monatelangen Verhandlungen und nachdem ich zahlreiche Geschenke verteilt hatte, glaubte ich endlich beide Parteien geeinigt und für meine Zwecke geneigt gestimmt zu haben. Die Okande wollten, mehrere 100 Mann stark, den Zug durch das Fangebiet wagen, und zu dem Volk der Aduma, mit dem sie früher in Handelsbeziehungen gestanden hatten, reisen. Seit einigen Jahren war der Verkehr aber aus Furcht vor den Fan unterbrochen, und es war nun anzunehmen, daß man bei diesen Adumaleuten und den benachbarten Stämmen große Mengen Sklaven, sowie etwas Elfenbein und Palmöl einhandeln könne. Die Vorbereitungen und Verhandlungen zwischen den Häuptlingen und den Oganga dauerten wochenlang. Ich erfuhr aber nichts davon, und erst als man fertig war, lud man mich zu einer großen Festlichkeit ein, die im Dorfe des Oberzauberers stattfinden

sollte und die das Interessanteste, aber auch zugleich das Schauerlichste war, was ich je in dieser Richtung gesehen habe.

Als Festtag war der 4. April (1876) festgesetzt, also gegen Ende der großen Regenzeit, und zwar sollte von dem Volk unter Anführung seiner Priester und Häuptlinge ein großes Kampfspiel aufgeführt werden, das Modell zu einer Schlacht, um mir zu zeigen, wie tapfer und unerschrocken die Okande bei dem zu erwartenden Angriffe von Seiten der Fan diesen standhalten und mit ihnen kämpfen würden.

Als ich an dem bezeichneten Tage in Aschuka ankam, waren Tausende von Menschen daselbst versammelt; von allen Seiten waren sie herbeigeströmt, und selbst die mächtigen Häuptlinge von Lope, wie Buaja, der alte, schwächliche Ambuenja und der ziemlich rücksichtslos auftretende Indundo, der sein Dorf, entfernt von den dichter wohnenden Gegenden, ganz isoliert auf dem Gipfel eines Berges errichtet hatte, waren erschienen. Freilich hätten es diese letzteren lieber gesehen, daß das Fest bei ihnen und unter ihrer Leitung stattgefunden hätte, doch der Einfluß der Aschuka-Oganga war eben zur Zeit größer und nolens volens mußten sich die Vertreter des Staates denen der Kirche unterordnen.

Die Oganga, sowie die zur Darstellung des Schauspieles ausgewählten Okandeleute hatten sich in einen Wald zurückgezogen und schickten von hier aus Boten in die umliegenden Dörfer, sobald alle Vorbereitungen getroffen waren. Als Spielplatz hatte man ein kleines Wiesental gewählt, das rings von Hügeln eingeschlossen war, auf denen die Zuschauer standen und von wo man einen recht guten Überblick hatte.

Die Okandeschauspieler hatten sich in zwei Parteien geteilt, jede ungefähr 100 Mann stark, von denen die eine die angreifenden Fan darstellte. Alle Teilnehmer hatten sich auf die unsinnigste und möglichst abschreckende Weise geschmückt. Der Oberkörper und die Beine bis zum Knie waren intensiv rot gefärbt, mit einzelnen weißen Zwischenstreifen; um die Hüften und Köpfe waren Kränze von frischem Laub befestigt. Einzelne hatten sich Hörner von Büffeln aufgesteckt. Felle von allerhand Buschtieren, Leoparden, Affen, Tigerkatzen usw. spielten natürlich eine große Rolle, und allerhand Amulette und Fetischzeichen hingen in phantastischer Weise an Hals und Armen.

Vor allen aber stachen die Oganga hervor, die es meisterhaft verstanden hatten, sich auf eine wahrhaft schauderhafte, Furcht erregende Weise zu entstellen.

Die Okande, die angegriffene Partei, standen im Tale und führten da allerhand Tänze auf nach den Klängen der großen Kriegstamtam, die von Sklaven geschlagen wurden, da dies eine sehr schwere und anstrengende Arbeit ist. Die Angreifer dagegen näherten sich von einem benachbarten Berge, langsam und beständig in Serpentinen vorrückend. Beide Teile waren mit leichten hölzernen Speeren und Schilden bewaffnet. Als die imitierten Fan sich in bedrohlicher Nähe zeigten, ordneten sich auch die Okande zur Verteidigung und zum Angriffe.

Bald krochen sie leisen Schrittes vorwärts, wie wenn sie sich im Wald in der Nähe des feindlichen Lagers befänden, bald stürzten sie unter Ausstoßung des Kriegsgeheuls ein Stück vor; dabei bewegten sie sich immer in Kreisen oder Schlangenlinien, so daß es längere Zeit dauerte, bis sich beide Parteien nahe gegenüberstanden.

Von jeder Abteilung gingen einzelne, und zwar die Tapfersten, vor die Kampflinie, um zu rekognoszieren; sie wurden vom Gegner erblickt, angegriffen und mußten schnell zurückflüchten. Dann wurden wie auf Kommando von sämtlichen Kriegern die Speere geworfen, d. h. man machte nur die Handbewegung. Nach jedem Wurf aber stießen sie ein Geheul aus, warfen sich auf den Boden zum Schutze gegen anfliegende Speere, um gleich darauf wieder aufzuschnellen. Dieses Spiel wurde mehrmals wiederholt, bald wich die eine Partei etwas zurück, bald die andere; Angriff und Verteidigung wechselten ab, bis man sich gegenseitig auf wenige Schritte Distanz genähert hatte. Auf ein gegebenes Zeichen schleuderten plötzlich beide Teile ihre kleinen hölzernen Speere aufeinander, vereinigten sich zu einer einzigen wirren Masse und liefen unter ungeheurem Geschrei und Geheul dem nahe gelegenen Walde zu. Während dieses Kampfes waren an den verschiedensten Plätzen Sklaven mit großen Trommeln postiert, auf denen sie wie auf Steckenpferden saßen und dabei einen Höllenlärm hervorbrachten.

Zwischen den Zuschauern und den darstellenden Künstlern war ein Trupp von einigen dreißig jungen Burschen gruppiert, deren isolierte Stellung mir auffiel. Auf Befragen erklärte man mir, dies seien Neulinge, die noch nie einem derartigen Kriegstanze und den darauf bezüglichen Zeremonien beigewohnt hätten. Als nun die beiden kriegführenden Parteien sich in oben erwähnter Weise vereinigt hatten, wurden diese Neophyten umringt, an Händen und Armen gepackt und gleichfalls in den Wald geschleppt. Dort aber schmückten sie sich mit Laubwerk, malten sich Gesicht und Oberkörper schwarz und wurden dann in den Kreis der Krieger aufgenommen. Es war dies die symbolische Darstellung des Überganges vom Jüngling zum Mann, der das Recht und die Pflicht hat, an den Kämpfen der Okande teilzunehmen.

Das ganze Kampfspiel wurde dann wiederholt, da es von den Zuschauern sehr beifällig aufgenommen worden war. Dabei näherten sich aber die aufgeputzten Darsteller immer mehr unserem Platze, so daß die Weiber bereits deutliche Zeichen von Furcht gaben, einige auch schon schreiend davonliefen und nur mühsam beruhigt werden konnten.

Nach Beendigung der Vorstellung strömten die Okande in die Dörfer zurück, die Oganga aber und die Darsteller blieben noch längere Zeit im Walde, wo Medizin gemacht und überhaupt allerhand Beschwörungen vorgenommen wurden. Kein Fremder wurde dazu gelassen, und alle meine Bemühungen, über dieses geheimnisvolle Treiben etwas Näheres zu erfahren oder selbst in den Wald einzudringen,

blieben erfolglos. Die Leute sind in dieser Richtung gegen den Europäer außerordentlich mißtrauisch, was wohl teilweise daher rühren mag, daß diese religiösen Feierlichkeiten und Zeremonien meist mit Menschenopfern verbunden sind..

Gegen Abend kam die ganze Gesellschaft in einer großen Prozession in das Dorf des Oberpriesters, woselbst man mir eine Hütte angewiesen hatte, natürlich unter einem Höllenspektakel zurückmarschiert. Sie zog erst einige Male um die Häuser und stellte sich dann in einem dichten Kreise um die Oganga auf, die nun ihre Solotänze begannen.

Während des Marsches vom Spielplatze zu den Dörfern lief eine Anzahl junger Leute vor dem Zuge und zu beiden Seiten desselben in beständig taumelnder Bewegung, bald sich im Kreise drehend, bald den Oberkörper heftig vor- und rückwärts biegend, bald wie toll herumspringend, bis sie von Krämpfen erfaßt wurden oder ohnmächtig zusammenbrachen. Sie wurden dann aufgehoben und beiseite gelegt, bis sie sich wieder erholt hatten, und andere traten an ihre Stelle. Diese wahnsinnigen Taumeltänze und ihre schlimmen Wirkungen auf die Tänzer gewährten einen schrecklichen Anblick. Mit stierem Auge und geöffnetem Mund rasten die Unglücklichen, bewundert von einer stumpfsinnigen Menge, umher, bis sie ihre Sinne verloren. Diese Szenen wurden aber noch übertroffen durch das nun Folgende. Die Medizinmänner, furchtbar entstellt mit Malereien und allerhand Putz, Glocken usw., begannen unter Tamtambegleitung, Geschrei und Händeklatschen der Umstehenden ihre sinnverwirrenden Tänze, so daß schon bei Beginn derselben einige mir nahe stehende junge Okandeburschen von Krämpfen erfaßt wurden, zusammenstürzten und dann plötzlich anfingen zu rasen und um sich zu schlagen. Sie wurden sofort in die Hütten gebracht, wo sie nach einiger Zeit wieder zu sich kamen. Der Klang des Tamtam hat überhaupt für die Neger etwas Aufregendes. Schon bei Aufführung des Kriegstanzes während des Festspieles waren einige junge Leute durch den Ton dieses Instrumentes und die ganze aufregende Szene krank geworden. Sie stürzten plötzlich aus dem Kreise heraus, liefen auf allen Vieren gleich Tieren auf der Wiese umher und fingen dann an zu rasen. Sie konnten nur mit Mühe bewältigt und beiseite geschafft werden. Hier im Dorfe aber bei den schrecklichen Tänzen des Oganga wollten diese Anfälle gar kein Ende nehmen. Wohin man blickte, wälzte sich einer dieser Unglücklichen auf der Erde, und die älteren Männer und Frauen hatten vollauf zu tun, um dieselben in den Hütten unterzubringen.

Aber noch in anderer Form zeigte sich dieser religiöse Wahnsinn, der mir schon bei einem früheren Besuche in einem Dorfe des Aschukadistriktes aufgefallen war. Dort nämlich produzierte sich täglich ein vom „Teufel Besessener" in folgender Weise.

Der Betreffende saß den größten Teil des Tages in oder vor seiner Hütte und sprach und handelte wie jeder vernünftige Mensch. Plötzlich, gewöhnlich gegen Abend, springt er auf, läuft wie toll im Dorfe umher, wobei er ein unheimlich klingendes Gebrüll erhebt, und

wendet sich dann dem Walde zu, — immer in einem so schnellen Lauf, als nur irgend möglich. Dort aber reißt er einen Baum samt den Wurzeln mit den größten Anstrengungen und nur mit den Händen aus der Erde, denn er darf sich keines Werkzeuges bedienen. Er nimmt den Baum auf die Schulter und läuft damit zum Dorfe zurück, so schnell, als es eben mit dieser Last möglich ist, wobei er beständig jenes schauervolle Geheul ausstößt. Bei seiner Ankunft im Dorfe flüchten Weiber und Kinder in die Hütten und schließen dieselben. Die Männer kümmern sich nicht um ihn. Ist er bei einer bestimmten Hütte angelangt, so versucht er es, immer noch den schweren Baum auf der Schulter, in das geschlossene Haus einzudringen, was natürlich nicht geht, so daß er schließlich schweißtriefend zusammenstürzt, den Baum immer krampfhaft festhaltend. Jetzt erst erbarmt man sich seiner. Er wird von einer alten Frau, auf welche der Kakodämon in dem Manne keinen Einfluß hat, aus dieser Lage befreit, indem sie ihm einen Löffel voll eines weißen Pflanzenfettes eingibt. Der Baum wird ihm abgenommen und er in seine Hütte gebracht, wo er sich nach dieser anstrengenden Arbeit ausruht.

Als ich dieses Schauspiel das erste Mal sah, glaubte ich, es sei dies eine Form des Wahnsinns, die bei dem betreffenden Manne zum Ausbruche kam. Bald aber fand ich, daß sich mehrere Leute in diese Arbeit teilten, heute dieser, morgen jener. Über die Bedeutung der ganzen Zeremonie konnte ich aber nichts Bestimmtes erfahren. Ich ließ durch meinen Gabundiener Erkundigungen einziehen, aber alles, was sie erfuhren, faßten sie in folgenden Worten zusammen: This be devil that catch them man. — Das sei gleichzeitig eine Probe des an der Westküste von Afrika gesprochenen Niggerenglisch.

An dem Tage nun, an welchem die Oganga ihre Tänze aufführten, trat die geschilderte Erscheinung geradezu epidemisch auf. Es war, als würde die ganze Bevölkerung von Wahnsinn erfaßt. Die Leute waren in der furchtbarsten Aufregung, und eine Menge Okandemänner stürzten wie wütend in den Wald und kamen keuchend unter der Last eines schweren Baumes zurück ins Dorf, wo sie dann ohnmächtig zusammenbrachen. Unerklärlich war mir dabei die Erscheinung, daß die beiden Hände eines solchen vom Teufel Besessenen fest an den Baum gebunden waren, was ohne Zutun eines anderen kaum möglich ist. Die Okande bestritten eine solche Beihilfe energisch und erklärten, alles das sei nur das Werk des „devil“.

Die Tänze der Medizinmänner dauerten mehrere Stunden lang, und erst gegen Abend gönnten sie sich etwas Ruhe. Nun aber wollte auch das gemeine Volk seine Freude haben, und es begannen unter Beteiligung des schöneren Geschlechtes die gewöhnlichen profanen Tänze, die ziemlich häßlicher Natur waren und nur das Eine mit den vorher stattgehabten Spielen gemein hatten, daß dabei ein Höllenskandal aufgeführt wurde. Die tamtamschlagenden Sklaven hatten wahrlich einen schweren Tag, und so mancher war erschöpft von Anstrengung und Aufregung abgefallen. Zu groben Ausschreitungen kommt es

bei den Festlichkeiten der Okandebevölkerung deshalb nicht, weil sie keine berauschenden Getränke haben. Sie kennen nur den an sich sehr unschuldigen Palmwein, wissen ihn allerdings durch eine Rinde stärker und berauschend zu machen, aber sie trinken ihn im allgemeinen selten. Anders ist es bei den mehr flußabwärts wohnenden Stämmen, die bereits mit dem von Europa eingeführten Rum vertraut sind. Da gehört schwere Trunkenheit zur Tagesordnung, und keine Festlichkeit endet ohne Streit und Blutvergießen.

Da ich vielfach den Tanzvergnügungen der Okandeneger beigewohnt hatte, so schenkte ich mir die Schlußfeierlichkeiten dieses großen Zauberfestes, das eigentlich nur meinetwegen stattgefunden hatte, und zog mich, erschöpft von den aufregenden Vorgängen dieses Tages, in ein benachbartes Dorf zurück. Die Okande dagegen tanzten und sangen noch die ganze Nacht hindurch bis an den frühen Morgen.

An diesem andern Tage wurden aber noch einige kurze Palaver der Oganga untereinander erledigt, dann noch einige kleine Aufzüge und Tänze von ihnen aufgeführt, wobei es wieder zu ähnlichen Szenen kam wie tags vorher, und damit waren die Feierlichkeiten offiziell zu Ende. Das von allen Seiten herbeigeströmte Okandevolk wurde in seine Heimatdörfer zurückgeschickt, und die Oganga stiegen aus ihrer Verzückung und hohen Begeisterung wieder so weit zu den gewöhnlichen Erdenkindern herab, daß ich mich mit ihnen über meine Angelegenheit, die Reise ins Adumaland, besprechen konnte. Glaubten sie mir nun doch einen deutlichen Beweis ihres guten Willens und ihrer Tapferkeit gegeben zu haben.

Das ganze Schauspiel war für den Zuschauer gräßlich gewesen, und meine Gabundiener baten mich wiederholt, in das Lager zurückzukehren, da sie anfingen, sich zu fürchten; ich war wirklich selbst froh, als ich endlich aus diesem Kreise sinnloser, durch religiösen Wahnsinn aufs äußerste aufgeregter Fanatiker, die in diesem Zustande zu allem fähig sind, fortkommen konnte.

Unter den Medizinmännern ist das Prinzip der Arbeitsteilung, wenn auch nicht in sehr strenger Weise, eingeführt. Es gibt eine Anzahl Oganga, an die man sich wendet, wenn aus Mangel an Regen Unfruchtbarkeit und Hungersnot droht; diese bezeichnet man als Oganga Umumba. Andere wieder werden in Anspruch genommen, wenn Krieg ist, oder wenn eine gefährliche Reise, z. B. durch das Fangebiet, angetreten werden soll. Um verloren gegangene oder gestohlene Gegenstände wieder herbeizuschaffen, befragen die Okandeleute einen Oscheba-Oganga, da sich die Medizinmänner im Okandegebiet nicht mit dieser Frage befassen. Übrigens gibt es im Gabungebiet ebenfalls einen Oganga zu diesem Zweck.

Wenn die Zauberer „Medizin machen", so hängen sie sich stets ein Tierfell von Affen, Tigerkatzen usw. um den Leib, bemalen sich Gesicht, Arme und Brust mit weißer Farbe, wozu man einen stark abfärbenden weißen Kalkmergel benutzt, und schließen sich in ihre Hütte ein, so daß man auf einen solchen Oganga recht gut die Worte

Fausts anwenden kann, die derselbe von seinem Vater, einem Alchimisten gebraucht:

> Der in Gesellschaft von Adepten
> Sich in die schwarze Küche schloß
> Und nach unendlichen Rezepten
> Das Widrige zusammengoß.

Das „Widrige" besteht bei der Medizin der Okande zum großen Teile aus Antilopengehirn, das mit Fett und allerhand anderen Stoffen zu einer schmierigen Flüssigkeit verarbeitet wird. Diese Substanz wird dann in kleinen, urnenartigen Gefäßen oder in Hörnern von Rindern und Ziegen aufbewahrt und auf Reisen mitgenommen.

Beim ersten Antritt meiner Reise in das Aduma- und Oschebaland, die damals durch das nichtswürdige Benehmen der Okande vereitelt wurde, waren natürlich die Oganga in voller Tätigkeit. Ich befand mich am Tage vor der bestimmten Abfahrt in einem kleinen Dorfe, welches die zum Halteplatz der Kanus gehenden Leute passieren mußten. Als der Oganga mit seinem Topf voll Medizin, angetan mit einem großen Affenfell und über und über, Kopf, Brust, Arme mit roter und weißer Farbe bemalt, herankam, warfen sich alle im Dorfe anwesenden Männer auf die Erde und wandten das Gesicht ab, um den Medizintopf nicht zu sehen. Anders die Frauen. Als der Oganga das Dorf verlassen hatte, stürzte ihm die gesamte Weiblichkeit desselben nach, bildete einen Kreis um ihn, so daß er halten mußte, und nun begannen heftige Anreden. Gewöhnlich sprach eine alte Frau einige Worte, die von der aufgeregten Menge unter Singen und Tanzen wiederholt wurden. Das Schlachtopfer inmitten des Kreises verhielt sich ganz ruhig und ließ all das Geschimpfe und Drohen über sich ergehen. Die Weiber machten ihn nämlich für alles während der Reise etwa eintretende Unglück, das ihre Männer, Brüder und Söhne betreffen könnte, verantwortlich. Als das Geschrei und Geschimpfe gar nicht aufhören wollte, wurde es dem Oganga endlich zu viel, und er brach sich einen Weg durch die Menge. Viele aber liefen ihm nach, und er mußte noch lange die Drohungen und Verwünschungen der schwächeren Hälfte der Menschheit anhören.

Später erschien ein zweiter Oganga und es wiederholte sich dieselbe Szene. Dieser Zauberer brachte eine seiner Frauen mit, und als das Geschrei der Dorffurien etwas nachgelassen hatte, antwortete die Gattin des Oganga, indem sie mit leiser, singender Stimme die Versicherung gab, daß sie ihren Mann energisch auffordern würde, alle seine Kräfte aufzubieten, um Unglück abzuwenden.

Als wir bis an die Mündung des Ofueflusses gekommen waren, wo die Fandörfer beginnen, wurden von dem Hauptoganga Amulette verteilt. Er benutzte dazu ein breites, schilfartiges Gras, das er in schmale Streifen teilte, von denen sich jeder Okandemann einen um den Hals oder Arm band. Am Abend vor dem beabsichtigten Aufbruch kamen sämtliche Oganga zusammen, setzten sich im Kreis um

ein Feuer und begannen feierliche Weisen zu singen. Nach einiger Zeit begaben sie sich in ernstem Zuge in den Wald, um Medizin zu bereiten, was kein profanes Auge sehen darf. Bald darauf kamen sie mit einem zugedeckten Topf voll dieser kostbaren Masse zurück und kochten dieselbe über dem Feuer unter beständigem Absingen von Zauberliedern.

Trotz aller dieser sorgsamen und sorgfältigen Vorbereitungen ließ mich doch die ganze Gesellschaft am andern Morgen im Stich. Sämtliche Okandeleute fuhren plötzlich mit ihren Kanus zurück, indem sie Furcht vor den Fan als Ursache angaben, und ich saß mit meinen paar Gabundiener allein auf einer Sandbank im Ogowe!

Die Dualla in Kamerun.

Nach Max Buchner.*) 1885.

Man berechnet die Zahl der Dualla-Leute auf 20—30000. Bloß vom Flusse aus möchte man die Bevölkerung allerdings stark überschätzen. Betritt man aber das Land, so ergibt sich, daß die dicht gedrängten Dörfer nur einen 100 bis 200 Meter breiten Saum des Ufers bilden, hinter welchem sogleich die freie, menschenleere Savannenwildnis beginnt.

Die Dualla gehören zweifellos zu den interessantesten Negern. Manche ihrer Eigenschaften und Fertigkeiten erinnern so lebhaft an die Berichte Stanleys über die Völker des mittleren Kongo, daß man sich dem Gedanken nicht verschließen kann, in ihnen die nächsten Verwandten oder eine Fortsetzung jener hochstehenden Bewohner des innersten Innern anzunehmen. Ihre bewunderungswürdigen, großartigen Kähne, ihre Trommelsprache, ihre ritterlichen Kampfspiele, die fortlaufende Reihe und der Garten- oder Haincharakter ihrer Dörfer sind kulturelle Eigentümlichkeiten, die man bei anderen Küstenstämmen nirgends findet.

Daß die Dualla ein schöner Menschenschlag wären, läßt sich nicht behaupten. An wuchtiger Entwicklung des Skeletts und der Muskulatur, also an stattlicher Gestalt, stehen sie zwar keiner anderen Menschensippe nach, und in Bezug auf Schenkel und Waden gehören sie neben den Kru-Leuten der Liberiaküste zu den bevorzugtesten Negern. Die von den Anthropologen behauptete Wadenlosigkeit der Neger wird von den Dualla schmählich Lügen gestraft. Wohlgebildete, ja sogar edle, bedeutende Gesichtszüge dagegen, wie man sie bei andern Bantustämmen**) zuweilen trifft, haben unsere Dualla nicht aufzu-

*) „Kamerun, Skizzen und Betrachtungen." Leipzig 1887.

**) Den ganzen Süden Afrikas, im Westen von Süden her etwa bis an die Nigermündung reichend, bewohnen Völker, die eine gleiche, nur nach Dialekten abweichende Sprache reden. Sie werden unter dem Namen „Bantuvölker" zusammengefaßt. — Buchner war früher in dem großen Lundareiche im südlichen Kongobecken gewesen, in welchem schon viele Vertreter des edleren Zulutypus anzutreffen sind.

weisen. Die Physiognomien tragen fast alle den Stempel des Gemeinen und nähern sich mehr oder minder dem traditionellen Negertypus. Noch mehr als von den Männern gilt dies von den Weibern, die man geradezu besonders häßlich nennen kann, indem ihnen als merkwürdiger Gegensatz zur imponierenden Wohlgestalt ihrer Gebieter auch noch ein unscheinbarer kümmerlicher Wuchs zu teil geworden ist. Ihre unsympathischen, breiten Gesichter sind außerdem fast regelmäßig so sehr mit blauen, eintätowierten Ornamenten verunziert, daß sie den Eindruck der Schmutzigkeit machen, zumal wenn die natürliche Farbe der Haut eine helle, gelbliche ist. Eine eigentümliche Unsitte besteht darin, daß beide Geschlechter sich die Augenwimpern auszureißen pflegen, was mittels eines kleinen eisernen Spatels und des Daumens geschieht. Als Grund hiervon wird angegeben, daß die Wimpern eigentlich ganz unnütz seien und, wenn zu dicht wachsend, nur lästig fielen. Selbst ganz vernünftige und zivilisierte Leute huldigen dieser Mode und finden sie bequem. Doch gibt es auch solche, die nichts davon wissen wollen.

Die hauptsächlichsten Nahrungspflanzen sind hier Bananen und Yams, dann die Colocasia esculenta „Koko", das „Taro" der Südsee, sowie die süße Kartoffel, welche in den Dörfern als Unkraut über die Wege wuchert, und erst in fünfter Linie die Maniok- oder Kassadewurzel, die bei den südlicher wohnenden Bantu der Angola- und Lundagebiete vorherrschend ist. Zu gewissen Jahreszeiten gibt es Bohnen, Erdnüsse und Mais. Die drei echt afrikanischen Getreidesorten Sorgum, Eleusine und Penicillaria habe ich nie zu Gesicht bekommen. Die Maniokwurzel wird, zerstampft und zu einem Brei eingeweicht, in denselben zierlich gewickelten, stinkenden Blätterwürstchen verabreicht, wie sie auch am Kongo und in Angola als „Kikanga" beliebt sind.

Alles wird in Palmöl gekocht mit reichlichem Zusatz von spanischem Pfeffer. Fische und Krebse liefern die Fleischkost des gemeinen Volkes. Die Vornehmeren, die überhaupt auf gute Ernährung halten, lassen sich Hühner, Ziegen und Schweine schlachten.

Auch Palmwein gibt es in Kamerun, welcher von den Eingeborenen „Mau", von den Weißen „Mimbo" genannt und sowohl von der Raphia- als von der Ölpalme gewonnen wird. Dagegen ist das Negerbier dort unbekannt. Um den Palmwein abzuzapfen oder um die großen schweren Fruchtbüschel der Ölpalme, welche das Palmöl liefern, mit der Axt abzuhauen, müssen die schlanken, oft 20 und mehr Meter hohen Stämme bis zur Blätterkrone hinauf erklettert werden. Hierzu dient dieselbe ebenso originelle als geschickte Vorrichtung, die für alle Bantuneger charakteristisch sein und bei den Sudannegern fehlen soll. Ein 2—3 m langer Palmblattstengel ist zu einem steifen, ovalen Rahmen zusammengezwungen; ein kunstvoll gefügter Knoten, der sich leicht öffnen läßt, vereinigt die beiden Enden. Dieser Rahmen wird nun um den zu erkletternden Stamm gelegt und wieder geschlossen. Dann begibt man sich gleichfalls in ihn hinein, indem man

ihn über Kopf und Schultern stülpt und mit beiden Armen die langen Bogen des Ovales festhält. Zwischen Stamm und Körper bleibt noch so viel Spielraum, daß die Schultern in einem Winkel von 45 Grad sich zurücklehnen können, während die Füße an dem ersteren sich feststemmen. In dieser Stellung werden dann abwechselnd Rahmen und Füße ruckweise emporgeschoben, wobei die alten Narben früherer Blätterkronen als Leitersproßen oder Treppenstaffel mithelfen.

In seiner äußeren Erscheinung hat sich der Kamerun- oder Duallamann eine recht glückliche Treue gegen die Vorzüge der altangestammten Nacktheit bewahrt. Reinlich mit europäischer Seife abgewaschen und gesalbt mit dem angenehm brenzlich duftenden Öle der Palmfrucht, das ihm eigens zu diesem Zwecke bereitet wurde; um die Hüften ein buntes, gleichfalls reinliches, neu aussehendes Tuch aus gutem europäischen Stoff, das ihm bis zu den Knien reicht; um die beiden Handgelenke breite, schwere, gelbweiß schimmernde Manschetten aus Elfenbein, die unteren hohlen Zylindersegmente je eines größeren Zahnes; um den Hals eine Perlenschnur; die Haare kurzgeschoren und wohlausgekämmt, vielleicht durch einen Scheitel sorgsam von vorn nach hinten geteilt; im Gesicht eines oder mehrere blau tätowierte Ornamente: so steht er selbstbewußt, kraftvoll und wohlgenährt am Strande, mit Waden und Muskeln, die uns schwächliche Blaßgesichter zum Neide reizen, und hält über seinem Haupte einen dunklen, soliden und gut aussehenden europäischen Regenschirm ausgespannt, denn es regnet ja fast beständig.

Ungefähr ebenso wie die Männer verhalten sich auch die ebenbürtigen Weiber in Bezug aufs Kostüm. Hüftentuch, Perlenschnur um den Hals und Regenschirm sind von derselben Beschaffenheit. Der Elfenbeinmanschetten erfreut sich zuweilen auch das zarte Geschlecht, aber seltener und in kleineren schwächlicheren Dimensionen. Statt ihrer treten häufiger Perlenschnüre ein, deren etliche bereits an den Fußgelenken klirren. Einer eigenen, genaueren Beschreibung bedarf bloß die Frisur. Wie das kurze, gekräuselte Haar der Negerinnen am vorteilhaftesten anzuordnen sei, das neu zu erfinden, wäre wohl keine ganz leichte Aufgabe. Hier sehen wir sie bestens gelöst. Daß die Formung verschiedener Wülste das Richtige ist, darauf sind auch schon andere schwarze Evatöchter gekommen. Aber die Wülste so kokett unsymmetrisch in Schnecken- und Mäandertouren über das schmale, längliche Haupt zu ziehen, wie es die Kamerunweiber verstehen, übertrifft alles, was ich an derartigem kenne.

So etwa sehen die Normaltypen aus, von denen nun wieder manche Abweichungen stattfinden. Aber stets beschränken sich diese Abweichungen auf den Oberkörper und bestehen in Hemden und Jacken jeglicher Art, in Uniform- und anderen Röcken, Mützen, Hüten und Helmen. Als kriegerischer Schmuck bei Palavern und Wettfahrten, bei denen eine gewisse Kampflust zur Schau getragen werden soll, dient häufig eine eigens präparierte originelle Sturmhaube aus Ziegenfell mit einem nach vorne gewendeten Kamm. Zum Fischen

und Rudern bei schlechtem Wetter wird ein schwerer breitkrämpiger Regenhut, aus Palmblättern fest und solide zusammengebunden, auf das Haupt gesetzt.

Niemals wird man einen echten Duallamann in Hosen erblicken. Nur solche, die sich von ihrem Stamme losgesagt und den Missionaren überantwortet haben, sind damit behaftet. Und ebenso wagen es nur die von den Missionaren bekehrten Weiber, sich in langer Metamorphose der europäischen Tracht zu ergehen, indem sie mit einem taillelosen, vom Hals frei herabfallenden Kleide beginnen. Je mehr man Gelegenheit hat, mit solchen Kulturnegern zu verkehren, desto mehr lernt man die reinliche Nacktheit schätzen. Denn die Gewänder haben nicht nur den Nachteil, daß sie üble Gerüche annehmen, sie dienen häufig genug als bequeme Verdeckung der Unsauberkeit, und die Mühe des Aus- und Anziehens verleidet die Pflicht des Badens, der sich die nackten Neger mindestens einmal am Tage gewissenhaft unterziehen.

Während nun die Dualla bezüglich der Kleidung von der sie berührenden Zivilisation so wenig sich haben verändern lassen, trägt dafür ihre Häuslichkeit einen um so größeren Sinn für europäischen Komfort zur Schau. Sie wohnen noch immer in ihren alten Giebelhütten, deren Länge bei ungefähr 8 Schritt Tiefe bis zu 200 Schritt und mehr betragen kann, so daß sie ganze Straßen bilden, und die trotz ihrer äußerlichen Zierlichkeit im Innern doch immer nach europäischen Begriffen hinlänglich Raum gewähren.

Diese langen Giebelhütten sind der Quere nach in Gemächer geteilt, von denen mehrere einen eigenen Eingang besitzen und deren mittelstes die Wohnung des Mannes ist, während die anderen den zahlreichen Weibern und Kindern gehören. Eine zwei bis drei Fuß hohe Plattform aus festgestampftem Lehm, zu der man über einen als Türstaffel eingeschlagenen Palmstumpf hinauffsteigt, trägt die Wände, welche aus einem Gitterwerk von gespaltenen Palmrippen gebildet und deren Zwischenräume mit Rindenplatten ausgefüllt sind. Die Dachung ist aus mehreren Lagen von Palmblattziegeln hergestellt. An den besseren Hütten bestehen die Wände aus doppelten Schichten von Rindenplatten, die zweierlei Bäumen entstammen und durch eigene Namen unterschieden werden. Derlei ausgesuchte Rindenplatten haben zuweilen ohne Risse und sonstige Fehler bis zu 2 qm Fläche. Die Palmblattziegel werden aus den Fiederblättern der Ölpalme zusammengefügt, ungefähr so, wie unsere Kinder im Frühling sich Blätterguirlanden verfertigen. An zwei Längsstäben wird ein Fiederblatt nach dem andern übergreifend mit Schilfsplittern wie mit Stecknadeln aufgereiht. Natürlich lassen sich diese leichten, luftigen Ziegel, die bis zu 2 m breit sein können, nur solange das Material noch grün ist, zubereiten.

Betritt man das Zimmer des Mannes, so wird man erstaunt sein über das europäische Aussehen desselben. Da steht in der Mitte ein größerer Tisch mit mehreren guten Stühlen, alles natürlich euro-

päischen Ursprungs. Darüber hängt eine schöne Petroleumlampe und dahinter an der Rückwand ein großer Spiegel. Außerdem sind die Wände mit Bildern, Lithographien und Öldrucken, und nicht einmal immer ganz schlechten, sowie mit Gesimsen geschmückt, auf denen alle möglichen Flaschen und Gläser sich reihen. Links und rechts neben einer schön polierten Kommode, die vielleicht auf einem Blechschild den Namen des Besitzers preisgibt, steht ein Dutzend verschiedenartiger, wahrscheinlich mit Zeugen gefüllter Koffer aus Blech und aus Holz, alle sauber glänzend und wenig gebraucht, neben und übereinander und wo es nur irgend angeht, ist jede horizontale Fläche mit Nippsachen, Prunkgeschirr und dergl. bedeckt. Aus der Ecke aber, hinter einem Vorhang, sieht eine europäische eiserne Bettstelle hervor, auf welcher der Gebieter all dieser Herrlichkeiten zu schlafen pflegt, freilich ohne Matratze, überaus hart und unbequem.

So viele europäische Dinge im Hausstande eines Negers zu finden, gewährt Befriedigung. Verglichen mit dem anderwärts üblichen Schund afrikanischen Handels sehen auch die meisten Sachen so gut und solide gearbeitet aus, daß man nicht umhin kann, sich zu freuen über die Menge anständiger Bedürfnisse, die den schwarzen Menschenbrüdern zum Besten unseres Industrieelendes hier bereits beigebracht sind. Allerdings befinden sich unter jenen Bedürfnissen auch solche, die wir lieber nicht befriedigt sehen würden. Die intensive Konkurrenz der europäischen Kaufleute hat den Kamerunern zu einer so guten Ausrüstung in Schießwaffen verholfen, daß kriegerische Verwicklungen mit ihnen nicht mehr so ungefährlich sind, wie sie ehemals waren.

Ist derjenige, den wir besuchen, gerade gut gelaunt, so bietet er uns auch wohl eine Flasche Bier oder Rotwein oder Palmwein oder Kokosnußwasser an, freilich immer nur mit dem Hintergedanken, daß er uns morgen dafür ein viel größeres Gegengeschenk oder sonst einen Vorteil abringen werde. Das Gesagte gilt selbstverständlich nur von ersten Persönlichkeiten und nicht einmal von allen, insofern, als die Vornehmsten angefangen haben, sich eigene, von den langen Hütten der Weiber und Kinder getrennte Häuser aus europäischen Fichtenbrettern zu erbauen.

In jeglicher Dorfschaft sind zweierlei Teile schon durch ihre Anordnung zu unterscheiden. Während zunächst dem Steilrand des Ufers die vornehmeren Quartiere der Häuptlinge liegen, die sich durch breite, gerade Straßen auszeichnen, deren jede einer bestimmten Familie gehört, gerät man abseits davon, nach der Savanne zu, in eine Zone eingefriedigter Gärtchen und schmaler Pfade, welche das Viertel der Sklaven, die sogenannten „Slavetowns“ bilden.

Viel weniger vorteilhaft als vom Äußeren unserer Dualla werden die Eindrücke ausfallen, wenn wir ihr Inneres, die Kundgebungen ihres Gemütes ins Auge fassen. Aufgeblasenheit, Jähzorn und Rachsucht, Neigung zu Raub und Gewalt sind ungemein stark ausgeprägte Züge, die den Verkehr mit ihnen unangenehm und gefährlich machen, und als englisch erzogene Neger gehören sie zu den schlechtest er=

zogenen Halbwilden, die der Erdball kennt. Während in Angola, im Lande der so häufig geschmähten Portugiesen, die Neger, und wären es auch ihrer hundert, bescheiden vom Wege ins Gras treten, wenn ein Europäer kommt, hat in Kamerun häufig genug der Weiße dem Schwarzen auszuweichen, will er nicht roh gerempelt werden. Wohltaten werden in der Regel mit brutaler Grobheit als etwas Selbstverständliches gefordert, ein Dankwort gehört zu den seltenen Ausnahmen. Eine Tat des Dankes ist unerhört. Hat ein Kranker von mir Arznei erhalten, wobei ich noch aufpassen mußte, daß er mich nicht bestehle, so glaubt er daraus auch noch ein Recht auf eine Flasche Rum ableiten zu dürfen, und wenn ich ihn auch noch so lange mit aller Menschenliebe behandelt habe. Sollte ich einmal in die Lage kommen, von ihm eine kleine Gefälligkeit zu verlangen, so wird er mich erst voller Unverschämtheit fragen, was ich ihm dafür bezahle. Das Treiben in einer Faktorei nimmt gewöhnlich den Charakter einer vielstimmigen, wüsten Zänkerei an, die jeden Augenblick in Tätlichkeiten auszuarten droht, und was sich der weiße Händler hier manchmal des lieben Geldes wegen gefallen lassen muß, streift hart an die äußersten Grenzen des Erträglichen. Offen und ohne Umschweife zu betteln, hält demnach der erwachsene Kameruner meist unter seiner Würde. Diese erste naivste Äußerung des beim Afrikaner doch so hoch entwickelten Aneignungstriebes läßt sich dafür um so häufiger bei den Kindern beobachten. Kaum daß sie reden können, rufen sie beim Anblick eines Weißen sofort „Sixpence". Jene beiden exotischen Begriffe scheinen sich also bereits in den jüngsten Negerhirnen freundlich zu assoziieren.

Wie schnell die stets vorhandene Lust am Rauben und Plündern durchbricht, kann man bei jeder füglichen Gelegenheit beobachten. Als einmal ein Hulk in Brand geriet, was zum Glück bald wieder vorüber war, sah man hier und dort am Strande kurz aufgeschürzte, fast nackte Kerle mit Haumessern und Gewehren auftauchen und Kanus ins Wasser schieben, offenbar mit der Hoffnung, daß das Unglück größere Dimensionen annehmen und gestatten werde, den Wirrwarr zu gewalttätigem Eingreifen zu benützen.

Von Zeit zu Zeit, angeblich jedes dritte Jahr, erscheinen im Kamerunfluß unzählige Krebse, die übrigens, nebenbei gesagt, von etlichen gelben Fetttropfen abgesehen, merkwürdig inhaltslos und nach europäischen Begriffen ungenießbar sind, die aber doch allgemein die größte Freude und sogar eine Art Volksbelustigung hervorrufen. Ganz Kamerun beginnt dann von den Überresten dieser Tiere zu stinken. Gewöhnlich am frühen Morgen werden sie gefischt und voll von zappelnder Beute legen die Kähne an den Strand an. Unter fröhlichem Jauchzen eilen die Weiber vom Dorfe herab, den Fang ihrer Männer in Körben gehäuft auf den Köpfen nach Hause zu tragen. An jeder passenden Ecke aber haben sich Rudel nichtsnutziger Burschen aufgestellt, um die schwerbeladenen Weiber zu überfallen und ihnen so viel als möglich von ihren Bürden zu entreißen. Mancher Korb

fällt da zu Boden und wird zertreten. Auch hier betätigen selbst die kleinsten, kaum dem Säuglingsalter entwachsenen Kinder bereits ihre schlimmsten Instinkte, indem sie gleichfalls einen oder zwei Krebse hinwegschleppen. Schreckliches Gezeter, wie man es nur von entrüsteten Negerinnen hören kann, erhebt sich. Aus ihren Kähnen eilen mit Knütteln bewaffnet die Männer herbei, und eine blutige Schlägerei entspinnt sich. Das scheint so Mode und ein stehendes Attribut der verhältnißmäßig seltenen, periodischen Krebsebescherung zu sein.

Von den hundert verschiedenen Streitigkeiten, die stets aus Handelsursachen im Gange sind, ist kein Ende abzusehen, weil unaufhörlich Repressalien geübt werden. Eine alte Beleidigung wird noch nach Jahren plötzlich gerächt, indem der Gekränkte den lange erwarteten Zufall einer günstigen Gelegenheit wahrnimmt, seinem Feinde einen Angehörigen, gleichviel ob Freien oder Sklaven, wegzufangen und in Eisen zu legen, um damit ein Lösegeld zu erpressen. Der so Geschädigte rächt sich dann wieder an irgend einem Freunde des ersteren, und so geht es unabsehbar weiter. Schließlich wird zur Beilegung solcher Fehde ein Palaver zusammenberufen, an dem sowohl die beiden Widersacher nebst ihrem Anhange als auch unparteiische dritte Gruppen teilnehmen, aber nicht selten endigen die Palaver statt mit einer Entscheidung nur mit einer Verwicklung und Verschlimmerung des Falles. Da der ganze Verkehr sich auf dem Wasser bewegt, so spielt das gegenseitige Wegnehmen von Böten und Kanus, womöglich beladener, eine große Rolle, und gewöhnlich werden die Insassen bloß geprügelt und ins Freie gejagt. Derlei Akten des Faustrechts sind auch Weiße ausgesetzt, nur daß in solchem Falle die zuweilen tödlichen Prügel meistens den Kru-Jungen zukommen.

Die Erregbarkeit einzelner Individuen im Vergnügen, im Zorn, im Rausch, übersteigt oft jegliches Maß. Bei einer Totenfeier in Akwatown, bei der es wie üblich ungeheuer lustig zuging und allgemeine Trunkenheit herrschte, kam es vor, daß ein junger Mann aus purer Raserei plötzlich sein Snidergewehr holte und unter die Menge losdrückte. Ein anderer junger Mann, ein Freund des Tobsüchtigen, wurde getroffen und blieb sofort tot. Er selbst aber wurde mehrere Tage darauf abgeurteilt und hingerichtet. Wenige Monate vorher hatte ein Bewohner von Daidotown an einer ganzen Gesellschaft, die des Abends um ein Feuer sitzend, Übles von ihm sprach, seine Wut ausgelassen, indem er einen Pulversack mitten unter sie ins Feuer warf, wobei nebst sieben Opfern er selber zu Grunde ging. Beide Ereignisse haben sich noch im Jahre 1884 zugetragen.

Die gesellschaftlichen Zustände der Dualla waren früher zweifellos einfacher, als sie jetzt sind. Man unterscheidet Häuptlinge, Freie und Sklaven. Heutzutage sind diese Standesunterschiede so sehr verwischt und ist die früher sicher vorhanden gewesene Subordination so sehr gelockert, daß man das herrschende System schon mehr als Polyarchie bezeichnen muß. Die meisten Häuptlinge wissen sich kaum mehr genügend Achtung zu verschaffen; selbst Sklaven dürfen es

wagen, öffentlich mitzureden, und wer das größte Maul hat, dem gehorcht momentan der Haufe. Hat ein Häuptling ein gutes Geschäft gemacht, so kommen alsbald seine Untergebenen, um ihren Anteil davon zu fordern. Gibt er ihnen nichts oder weniger, als sie wünschen, so rebellieren sie, indem sie sich mit Gewehren und sonstigen Waffen versammeln und ganze Nächte lang währende Entrüstungs-Palaver abhalten, bei denen unter wüstem Schreien und Lärmen und gelegentlichem Abfeuern der Gewehre die Person des Häuptlings verhöhnt wird: „Wenn du uns nicht das und das gibst, so kannst du morgen deine Kanus selber rudern!"

Man sieht: es ist die reinste Sozialdemokratie, von der man übrigens im Herdenleben des Negers auch bei sonst fest geordneten Verhältnissen allenthalben Spuren antrifft. Denn es muß hervorgehoben werden, daß bei den meisten Stämmen, die ich kenne, dem Herkommen gemäß die Untergebenen einen Anteil an den Gewinnen ihres Herrn, zu denen sie selber beigeholfen haben, als ihr gutes Recht beanspruchen dürfen, und daß ein geiziges Benehmen des Herrn bei solchen Gelegenheiten allgemein als etwas Unsittliches getadelt wird. Das rasche Dahinschwinden von Macht und Würde war für die Häuptlinge der wirksamste Beweggrund, ihre Souveränität, mit der sie doch nichts mehr anfangen konnten, an uns abzutreten.

Für den Begriff „Sklave" hat sich das englische Wort „Nigger" eingebürgert und auch als Schimpfwort Kurs erhalten, aber nicht in unserm europäischen Sinne, sondern so, daß es von zornigen Negern selbst auf Vollbluteuropäer angewandt wird, und auch diese haben das Wort samt seiner veränderten Bedeutung angenommen und sprechen ganz ernsthaft von „Negern" schlechtweg im Sinne von Negersklaven als Gegensatz zu Negerfreien. Zwischen Sklaven und Freien ist noch ein Mittelstand vorhanden, den man englisch allgemein als „Half and Half" bezeichnet, nämlich die Sprößlinge von Freien und Sklavinnen. Denn auch unter den Weibern, obgleich sie alle ohne Unterschied durch Kauf erworben werden, bestehen die beiden streng geschiedenen Klassen. Sklavisches Blut in den Adern zu haben, ist ein Vorwurf, den sich indessen selbst einzelne Häuptlinge gefallen lassen müssen.

Je nach dem Reichtum des Mannes richtet sich die Anzahl der Frauen, die er besitzt. King Bell soll, so viel ich weiß, deren 80 haben, doch dürfte sich die gewöhnliche Ziffer zwischen 2 und 8 bewegen. Die Weiber sind das Kapital des Mannes und die Kinder, die er aus ihnen zu erzielen hofft, sind seine Zinsen. Wie gesagt, alle, auch die vornehmsten Gattinnen, werden gekauft. Um das zarter auszudrücken, könnte man vielleicht meinen: „Der Bräutigam bringt seine Braut durch eine Morgengabe, die er der Familie entrichtet, in seinen Besitz." Daß dabei vorher schmählich geschachert wurde, braucht ja der Feinfühlige nicht zu wissen. In Weibern werden auch alle größeren Zahlungen, z. B. von einem Palaver auferlegte Strafen geleistet, wobei je nach dem Stande erhebliche Wertunterschiede in Betracht

kommen. Eine Häuptlingstochter kann bis zu 6000 Bars (nominell 6000 Schilling) kosten, eine gewöhnliche Freie bis zu 2000, Sklavinnen bis zu 800 Bars.

Will ein Häuptlingssohn eine ebenbürtige Frau nehmen, so kauft er sich von einem befreundeten Häuptling eine Vollbluttochter. Der Preis, den ein solches Verheiratungsgeschäft dem Vater einbringt, dient dann gewöhnlich dazu, dem auf die verkaufte Tochter folgenden Sohne ein standesgemäßes Ehegespons zu erwerben. In Kamerun ist es also ein Vorteil, Töchter und Schwestern zu haben. Im schlimmsten Fall, bei einer ideal gleichmäßigen Gruppierung der Geschlechter in beiden Familien, müssen sich Ein- und Ausgaben schließlich decken, aber die Väter behalten dann doch noch die angenehme Erinnerung an das schöne Schachervergnügen oder vielleicht das noch süßere Bewußtsein einer gelungenen Übervorteilung. Es scheint, daß allmählich die Unsitte eingerissen war, für das gekaufte Weib immer nur die Hälfte anzuzahlen und die andere Hälfte auf bestimmte Zeit schuldig zu bleiben. Eine Menge Klagen und Streitigkeiten entsprangen aus dieser Ursache. Zwar bestand ein Gesetz, daß jedes Frauenzimmer der „Half and Half"-Klasse 800 Bars kosten und nicht eher an den Bewerber ausgehändigt werden sollte, als bis der ganze Preis erlegt sei. Aber kein Mensch kehrte sich daran.

Eine Frau aus allererster Familie wird natürlich höher gehalten, als andere Weiber geringerer Abkunft. Sie hat ihre eigenen Dienerinnen, braucht nicht zu arbeiten und ist niemals von der Gefahr bedroht, veräußert zu werden, es müsse denn sein, daß ihr Mann in einem Kriege vernichtet würde.

Aber auch die Stellung der Weiber im allgemeinen, die der Sklavinnen mitgerechnet, ist trotz des Gekauftseins und trotzdem, daß ihnen die ganze, übrigens nicht sehr bedeutende Feld- und Hausarbeit obliegt, durchaus keine so gedrückte und niedrige, wie man denken möchte, und es wohnt hier in diesen uns so sehr befremdenden Verhältnissen viel mehr wahres Menschenglück als in Europa. Wenn auch die Sklavin dutzendmal ihren Herrn wechselt, es macht ihr das bei ihrer glücklichen heiteren Gemütsart viel weniger Kummer als unseren Dienstmädchen das Antreten einer neuen Stelle. Die Negerin läßt sich nicht so leicht zum willenlosen Werkzeug niederbeugen, dazu hat sie einen viel zu selbständigen, zur Opposition geneigten Sinn. Auch die Weiber ganzer Dorfschaften tun sich gelegentlich zusammen, um zu streiken. So sollen vor etwa 20 Jahren die sämtlichen Duallaweiber eines schönen Tages ausgezogen sein und sich irgendwo im Freien ein Separatdorf gebaut haben, um ihren Männern eine Vergrößerung des ihnen bis dorthin nur sehr dürftig zugemessenen Hüftentuches abzutrotzen, und der Erfolg soll glänzend gewesen sein. Die Negerin ist überhaupt ein stark veranlagtes, gern resolut auftretendes Wesen. Frauenherrschaften sind in Afrika ziemlich häufig, und oft genug findet man auf Handelsstationen Weiber postiert, die Interessen ihrer Gatten wahrzunehmen und zu vertreten.

Die vorzüglichste Entwicklung, die den Muskeln der Dualla zu teil geworden ist, äußert sich in einer Vorliebe für sportgemäße Bewährung körperlicher Gewandheit und Kraft, von der ich sonst bei Negern kaum eine Spur wahrgenommen habe. Es ist das ein ritterlicher Zug, der mit manchen andern Zügen ihres Charakters aussöhnt. Fast den ganzen Tagen treibt sich die heranwachsende Jugend auf dem Strande herum, badend, fischend und in Scheingefechten gegeneinander wetteifernd. Häufig kommt es dann auch zu regelrechten Ringübungen, und hie und da werden in den Dörfern auch öffentliche Ringkämpfe als eine Art Volksbelustigung abgehalten, bei denen es streng kunstgemäß zugeht. Mitten in der zahlreichen Korona der Zuschauer ist ein Viereck freigelassen, innerhalb dessen die Kämpfer auf einander loseilen. Mehrere Männer mit Peitschen in den Händen halten die Ordnung aufrecht und unterbrechen sofort das Ringen, sollte ein falscher Griff versucht werden. Ist der Sieg entschieden und wieder einer tadellos in den Sand gestreckt, so belohnt den Sieger ein gellendes Johlen, das selbst den Lärm der nirgends fehlenden unermüdlich geschlagenen Trommeln auf einen Augenblick übertäubt.

Noch glänzender zeigt sich der Sinn für kriegerische Übungen in dem Kanusport der Dualla. Es ist bereits gesagt, daß der Verkehr von Kamerun sich fast ausschließlich auf dem Flusse und dessen Verzweigungen bewegt. Dieser Umstand hat nun zu einer Ausbildung der Eingeborenen in der Nautik geführt, die unsere Bewunderung hervorrufen muß. Die schlanken Kanus der Dualla, der stattlichste bis zu 25 m lang und an der stärksten Anschwellung, welche stets um ein Beträchtliches hinter der Mitte liegt, bis zu 1,70 m breit sind, gehören ohne Zweifel zu den ausgezeichnetsten Fahrzeugen der Erde, und die Geschicklichkeit, mit der sie gehandhabt werden, übertrifft alles, was man sonst von Küstenstämmen zu sehen und zu hören gewohnt ist, ausgenommen allein das Brandungsverfahren der Krujungen. Jeder, der sie zum erstenmal sieht, wird unwillkürlich an die Erzählungen Stanleys aus dem Zentrum des Kongobeckens erinnert, und mit solchen Kähnen und Leuten lassen sich allerdings Bilder verwirklichen, wie sie im Stanley vorkommen. Von 50—60 Mann gerudert, schießen sie mit der Schnelligkeit eines Dampfers über die Wasserfläche hin, und trotz ihrer Länge und Schmalheit drehen sie mit einer geradezu erstaunlichen Genauigkeit.

Ein Kamerun-Kanu ist stets etwas breiter als der Baum, aus dem es entstand. Denn die Höhlung wurde von dem horizontal niedergelegten Stamm oberhalb seines größten Längsschnittes begonnen, und sind die übrig bleibenden Wände nur mehr zolldick, so werden die Ränder durch Feuer und Spreizen gewaltsam auseinander gezwungen. Die meisten Kanus, sowie auch die dazugehörigen Pagaienruder sind aus rotem Holz gefertigt.

Ein Wettfahren mehrerer größerer Dualla-Kanus bietet denn auch ein Schauspiel ethnographischer Art, wie es deren auf der ganzen Erde nicht mehr viele zu genießen gibt. Die Kanus sind dann meistens

festlich geschmückt. Vorne auf dem Schnabel tragen sie dann gewöhnlich eine großartig aussehende, mehr oder minder komplizierte Schnitzerei, die fast stets eine ungemein naive Verschlingung aller möglichen Tiere darstellt. Sollte dieses Hauptornament etwa fehlen, so steckt an seiner Statt ein frischgrüner Blätterbusch. Zur Vervollständigung des Schmuckes gehören ferner zwei Phantasieflaggen, eine möglichst große, buntfarbige, mit dem Namen des Eigners versehene hinten, und eine kleine, unserer Gösch nachgeahmte vorne. Vollständig bemannt taucht das leichte Fahrzeug so tief ein, daß außer den zierlich verjüngten Enden, welche höher emporragen, nur ein ganz schmaler Bord noch trocken bleibt, und man sieht von dem Körper desselben eigentlich nichts weiter als die taktmäßig arbeitende Doppelreihe der Insassen, wie sie ihre spitzen Ruder ins Wasser stechen oder in kräftigem Bogen wieder emporheben. In der Mitte steht aufrecht der Kommandant mit irgend einem altertümlichen bizarren Federschmuck auf dem Haupte, wie es früher Sitte gewesen, und vor ihm sitzt der eifrig hämmernde Trommler. Die Ruderer begleiten den Takt ihrer Arbeit mit einem kriegerischen Gesang. Lustig flattern die Fahnen im Winde, und die ganz seltsame Erscheinung schneidet durch die Wellen wie ein märchenhaftes Ungetüm. Dichte Scharen begeisterter Zuschauer folgen am Strande, eifrig für das Kanu ihres Dorfes Partei nehmend, und fällt ihm der Sieg zu, was die Sieger durch Emporheben der Ruder kund tun, so kennt ihr Triumph kein Maß mehr. Gellendes Geschrei auf allen Seiten erfüllt die Luft, man streitet sich wütend mit den Gegnern, welche behaupten, übervorteilt worden zu sein, und nicht selten kommt es wieder zur Prügelei.

Etwas ganz Besonderes, ja wie ich glaube Einziges, ist die Trommelsprache der Dualla. Durch sie vermag sich ein Mann kilometerweit mit einem andern zu unterhalten, und zwar über alles mögliche, ihn um etwas zu fragen, ihm irgend eine Geschichte zu erzählen, ihn zu rufen, zu höhnen, zu schimpfen. Es handelt sich dabei nicht etwa um ein Signalsystem, sondern um ein eigenes, für sich selbst zu erlernendes Idiom.

Das Instrument ist ein horizontal zu legendes zylindrisches Stück eines sehr harten, intensiv roten Holzes, etwa 50 cm lang, 25 cm dick. In einer Längslinie des Zylinders befinden sich zwei 20 cm lange Schlitze, von denen aus das Innere ausgehölt worden ist. Die beiden Schlitze sind von Wülsten eingefaßt, die mit zwei Schlägeln angeschlagen werden, was entsprechend einer verschiedenen Dicke des Zylinders an diesen Stellen zwei verschieden hohe Töne ergibt. Das ist der ganze mechanische Apparat. Dessen Handhabung zu erlernen und die Art der Wortbildung mittels desselben zu erforschen, wäre ungeheuer schwierig, und ohne einen großen Aufwand von Zeit und Mühe müßte man auf jede Idee eines Verständnisses verzichten, wenn nicht noch eine Eigentümlichkeit der Trommelsprache bestände, durch welche sie leichter faßbar wird. Das Getrommelte oder zu Trom-

melnde läßt sich nämlich auch mit dem Munde wiedergeben, wozu ganz bestimmte Silben gebraucht werden, und bildet so eine Art Geheimsprache, deren sich die Eingeborenen oft bedienen, um von einem des Dualla kundigen Weißen nicht verstanden zu werden. Hier und da pfeifen sie übrigens auch das getrommelt Gedachte, oder sie trommeln es sich leise bei geöffnetem Munde auf die Wange.

„Wasser, Fluß" heißt im Dualla madiba, in der mündlichen Trommelsprache tókoloulókoloúlo; „ich will", Dualla napula, heißt kóloúlu; „essen", Dualla da, heißt tókolokúlokolóto; „ich will essen" also: ólokúlutókolokúlokolóto. Getrommelt bestehen diese Worte aus ebenso vielen Schlägen als sie gesprochene Silben haben, wobei die Zweitonigkeit des Instrumentes nur einen ornamentalen Wert zu besitzen scheint. Bedenkt man nun, daß alle diese einander so ähnlichen Wortteile äußerst rasch gesprochen und getrommelt werden, so wird man begreifen, wie auch trotz der Erleichterung durch das mündliche Verfahren die Trommelsprache noch genug der Schwierigkeiten bietet. Auch von den Eingeborenen sind ihrer nur die Vornehmeren mächtig. Mir war diese merkwürdige Fertigkeit vollkommen neu, doch glaubte ich jetzt Spuren davon auch schon 1879 in Lunda gehört, aber wegen ihrer Undeutlichkeit unbeachtet gelassen zu haben.

Die Stammesorganisation der Kruneger.

Nach J. Leigthon Wilson.*) 1860.

Ein Blick auf den sittlichen und geistigen Charakter der Kru, auf ihren gesellschaftlichen und bürgerlichen Zustand, auf ihre Religion und ihre abergläubischen Gebräuche überzeugt, daß sie keinen besonderen Anspruch machen können, für etwas mehr als rohe, unkultivierte Wilde gehalten zu werden. Sie sind in ihren Gewohnheiten, Gefühlen und Neigungen allerdings gefällig und umgänglich und lassen sich, wenn sie in die Dienste der Weißen treten, was übrigens der höchste Zielpunkt ihres Ehrgeizes ist, zur Gewerbtätigkeit anlernen und zu fast allen häuslichen Arbeiten brauchbar finden. Aber die Gesittung, die sie sich während ihres Aufenthaltes unter den Fremden angeeignet haben, reicht selten über die Zeit dieses Aufenthaltes hinaus. In ihre Heimat zurückgekehrt, haben die Kru bald jede Spur der Gesittung wieder abgestreift. Eine oberflächliche Kenntnis der englischen Sprache ist in den meisten Fällen das Einzige, was ihnen bleibt und nicht selten fürs ganze Leben bewahrt wird.

Sie haben keinen Begriff von einer Regierungstheorie und zeigen wenig Neigung oder Fähigkeit zu größeren politischen Organisationen.

*) „West-Afrika" Leipzig 1862. — Kaum ein Volk der Westküste Afrikas ist so bekannt wie die Kruneger, die, ursprünglich an der Nordguineaküste heimisch, sich heute als Träger und Arbeiter in allen Kolonien des westlichen Afrika angesiedelt haben.

Die größte unter einer und derselben Regierung vereinigte Gesellschaft, die an dieser Küste zu finden ist, dürfte kaum mehr als 10 oder 12 000 Köpfe zählen.

Die unter den Kru eingeführte vorgebliche Regierungsform ist monarchisch. Daher haben alle Dörfer oder alle Gruppen von kleinen Dörfern ihren König, ihren Fürsten, ihren Statthalter, ihre Herzöge usw. Aber diese Beziehungen oder Titel sind ohne Zweifel europäischen Völkern entlehnt und keineswegs die Anzeichen entsprechender Rechte und Pflichten. Genau genommen kommt die vorherrschende eigentliche Regierungsform, wenn man sich überhaupt dieses Ausdruckes bedienen darf, einer reinen Demokratie weit näher, als sich dies von irgend einer andern uns bekannten Regierungsform sagen läßt.

Der Staatskörper besteht aus drei Klassen von Leuten, welche in ihrer Gesamtheit fast die ganze erwachsene männliche Bevölkerung umfassen. Die ersten und angesehensten darunter sind die „Gnakbad" oder die Alten, die in der Gemeinde ziemlich denselben Rang haben wie die jüdischen Ältesten bei dem israelitischen Volke. Ihr Einfluß ist stets sehr bedeutend, und ihre Autorität, besonders, wenn sie unter sich selber einig sind, findet selten Widerspruch. In der beratenden Versammlung bilden sie mit ihrem Ansehen gleichsam den Senat. Sie haben zwei vorsitzende Beamte, von welchen der eine „Bodio" der andere „Worabanh" heißt. Der erstere versieht das Amt eines Hohenpriesters und wird von dem ganzen Volke als Beschützer betrachtet. Er wohnt in einem vom Volke für ihn bestellten Hause und hat die Obhut über die Nationalfetische. Sein Amt ist mit einigen Vorteilen und Vorrechten verbunden, die aber durch gewisse Beschränkungen, welchen er auf der anderen Seite unterworfen ist, reichlich aufgewogen werden. Sein Haus ist ein Heiligtum, wo Verbrecher gegen jede weitere Verfolgung gesichert sind und nur von dem Bodio selber ergriffen werden können. Von jedem Tiere, das getötet oder geschlachtet wird, kann der Bodio kraft seines Amtes das leckerste Stück für sich begehren, und die Gemeinde hat dafür zu sorgen, daß er überhaupt nicht Mangel leidet. Dagegen ist er, wenigstens dem Namen nach, für den Gesundheitszustand der Gemeinde, für die Produktivität des Bodens, für die Menge von Fischen im Meer und Flüssen verantwortlich und wird getadelt, wenn nicht oft genug Schiffe an die Küste kommen, von welchen die Eingeborenen ihren Bedarf an Tabak beziehen können. Wenn das Land durch diese oder ähnliche Ursachen auf längere Zeit in Bedrängnis gerät, so muß sich der Bodio gefallen lassen, daß er seines Amtes entsetzt und fortan wie jedes andere Mitglied der Gemeinde behandelt wird. Sein Amtszeichen ist ein um den Knöchel getragener eiserner Ring, der mit derselben Verehrung und Ehrfurcht betrachtet wird wie die älteste Krone in Europa, und durch den Verlust dieses Würdezeichens trifft den Inhaber eine ebenso tiefe Schmach, wie einen Monarchen, der seiner Krone beraubt wird. Der Worabanh übt keine besondere Autorität,

in Kriegszeiten ausgenommen, wo er gewissermaßen die Stelle eines Oberfeldherrn vertritt. Seine Würde ist eine sehr geachtete, und es wird keiner dazu erwählt, der nicht unzweifelhafte Beweise von Tapferkeit abgelegt hat.

Die zweite und zugleich mächtigste Klasse des Staatskörpers bilden die Sedibo, das Kriegsvolk. Sie umfaßt die große Masse der Männer mittleren Lebensalters, und es kann keiner darin aufgenommen werden, der nicht eine gewisse Gebühr bezahlt, die gewöhnlich in einer Kuh besteht. Die Sedibo bilden die Kraft, den eigentlichen Stützpunkt des Volkes. Sie fechten alle Kämpfe desselben aus, beschützen sein Eigentum und sind der starke Arm, auf welchen das Volk in Zeiten der Gefahr sich stützen kann. Als Körperschaft an sich aber sind sie raubgierig, anmaßend und der, welchem sie angehören, muß für den Schutz, den sie ihm bieten, tüchtig bezahlen. In Kriegszeiten bemächtigen sie sich jeglichen Eigentums, das sich eben in ihrem Bereich befindet, und wenn irgend jemand so tollkühn ist, Einspruch zu tun oder Klage zu führen, so wird er des Trotzes beschuldigt und infolgedessen doppelt mißhandelt. Ein Mitglied der Körperschaft zu sein, schützt keineswegs gegen deren Raubgier; denn wenn keiner weiter vorhanden ist, der geplündert werden kann, so vergreifen sich die Sedibo mit gleicher Rücksichtslosigkeit an dem Eigentum ihrer eigenen Genossen, so daß es wenig Leute in einer Gemeinde gibt, gleichviel ob sie zu den Sedibo gehören oder nicht, die nicht schon einmal oder öfter in ihrem Leben die Einziehung ihrer ganzen Habe erfahren hätten, und in den meisten Fällen muß eben nur die Beschuldigung des Trotzes und der Widersetzlichkeit den Grund zu solchen Plünderungen abgeben. Zu den Sedibo gehören zwei Beamte oder Offiziere, von welchen der eine Ibadio, der andere Tibawah heißt, aber sie nehmen beide keinen hervorragenden Rang in der Gemeinde ein und haben außer gewissen, ihrer Klasse eigenen Gebräuchen und Zeremonien, keine besonders wichtigen Obliegenheiten zu vollziehen.

Die dritte Klasse besteht aus den jungen Männern, Kedibo genannt. Sie ist nicht einflußreich oder mächtig und kann als Körperschaft kaum für etwas anderes gelten, als eine Vorstufe zur Klasse der Sedibo.

Die Dryabo oder Ärzte bilden die vierte Klasse, aber sie haben mit den politischen Angelegenheiten des Landes sehr wenig zu schaffen und nehmen auch in seltenen Fällen an den beratenden Versammlungen teil.

Es läßt sich schwer nachweisen, auf welche Grundsätze die ursprüngliche Bildung dieser Klasse sich gestützt haben mag, wahrscheinlich aber entsprangen sie jener natürlichen Sympathie, welche Menschen gleichen Alters und gleicher Verhältnisse untereinander verbindet.

In allen Fällen, wo irgend ein Gegenstand von öffentlichem Interesse zu besprechen oder ein Gesetz zu beschließen und zu erlassen ist, sind die ersten drei der genannten Klassen anwesend, um an der Beratung teilzunehmen. Die Kedibo sprechen jedoch nur selten, außer

wenn der Gegenstand der Beratung auf ihre eigene Klasse oder ein Mitglied derselben besonders Bezug hat.

Die beratenden Versammlungen werden gewöhnlich in dem hierzu bestimmten Hause oder unter freiem Himmel abgehalten, und es pflegt dabei mit Anstand und Würde zuzugehen, wenn nicht im Laufe der Besprechung ganz besonders aufregende Dinge vorkommen. Die besonders beteiligte Partei, von welcher zu erwarten ist, daß sie in der Verhandlung das Wort führen werde, bildet einen Kreis, dessen Umfang von der Teilnahme, welche die Sache erregt, und von der Anzahl der Anwesenden abhängt. Hinsichtlich der Rangordnung der verschiedenen Klassen, welche den Staatskörper bilden, und der Plätze, welche die Beamten der verschiedenen Grade einzunehmen haben, wird ein sehr strenges Zeremoniell beobachtet. Jeder bringt seinen eigenen Stuhl mit und weiß genau den Platz, den er im Kreise einzunehmen hat, ohne daß ihm dies gesagt wird. Die Diskussion wird gewöhnlich von einem besonders hierzu Berufenen eröffnet, und es geschieht dies mit ebenso großem Ernst wie in irgend einer Versammlung gesitteter Männer. Der Sprecher tritt mit einem Stabe in der Hand in die Mitte des Kreises und ruft: „Bateo!“ (hört!), worauf die Versammlung antwortet: „bate!“ (wir hören!) Hierauf beginnt er die Sache auseinanderzusetzen, wegen welcher die Versammlung berufen worden ist, fordert dann die Anwesenden auf, ihre Meinung und ihren Rat mitzuteilen, legt den Stab aus der Hand, um ihn demjenigen zu überlassen, der nach ihm das Wort ergreifen wird, und zieht sich auf seinen Sitz zurück. Einer der Anwesenden — die jüngeren Mitglieder sprechen gewöhnlich zuerst — erhebt sich, ordnet seine Kleidung, als wollte er irgend eine wichtige Obliegenheit vollbringen, nimmt den langen Stab auf und beginnt eine Rede. Der Stab wird mehrfach dazu benutzt, durch gewisse Zeichen auf dem Boden die verschiedenen Punkte der Rede zu markieren, und ein Beweis gewinnt zuweilen besonderen Nachdruck, wenn dabei der Stab recht kräftig auf den Boden gestoßen wird. Hat der Redner geendigt, wirft er seinen Stab heftig zu Boden, um damit seine Bewegung oder seinen festen Entschluß kundzugeben; ist er aber in sanfterer Stimmung, dann übergibt er ihn ruhig demjenigen, der nach ihm das Wort zu ergreifen bereit ist. Nachdem alle Mitglieder der Klasse der Sedibo, die man als das eigentliche Volk betrachten kann, gesprochen haben, beginnen die Gnakbade, welche die Stelle des Senates vertreten, ihre Diskussion und teilen der Versammlung ihre auf ein reiferes Urteil begründeten Ansichten und Meinungen mit. Alle Fragen werden durch die Volksstimme entschieden und diese wird stets ohne die Förmlichkeit einer Abstimmung erkannt und verstanden. Zuweilen vertreten die Sedibo und die Gnakbade in einer Frage zwei verschiedene Ansichten, doch pflegen in solchem Falle, wenn die Sache die Gemüter etwas erhitzt hat, die Sedibo, als die mächtigste Partei, mit ihrer Ansicht den Sieg zu gewinnen, wobei jedoch die Achtung vor den alten Männern so wenig als möglich aus den Augen gelassen wird.

Es fehlt diesen afrikanischen Versammlungen keineswegs an guten Zeugnissen von Beredsamkeit. Ihre populären Redner zeigen in der Anwendung glücklicher Bilder, treffender Vergleiche, scharfer Beweisgründe, historischer Einzelheiten und beißender Ironie, ebensoviel Geschicklichkeit und Gewandtheit wie irgend eine Klasse von populären Rednern in der Welt. Und was Ruhe, Anstand und Natürlichkeit anlangt, so sind sie vielleicht unübertrefflich. Die Versammlung gibt gewöhnlich ihre Beistimmung durch eine Art Grunzen kund, das je nachdem der Redner in Feuer gerät, immer lauter und hitziger sich vernehmen läßt und manchmal in ein ungestümes Freudengeschrei übergeht, wodurch die Sache, über welche man verhandelt, zu Gunsten der Ansicht des Redners mit einmal entschieden ist. Er hat in solchem Falle eben ausgesprochen, was die ganze Versammlung auf dem Herzen hatte, und es braucht daher über die Sache nichts mehr gesprochen und gehört zu werden.

Es werden in diesen Volksversammlungen Angelegenheiten der Justiz wie der Gesetzgebung entschieden. Die Sedibo sind mit der Vollziehung jeglicher Beschlüsse und Verordnungen beauftragt, wovon sie die Ausführung der minder wichtigen zuweilen den Kedibo überlassen. Aber sie vollziehen nicht nur alle von den Volksversammlungen erlassenen Gesetze, sondern auch Beschlüsse, die aus ihrer eigenen Mitte hervorgegangen sind. Sie sind in der Tat der regierende Körper und üben ihre Macht in vielen Fällen mit schonungslosem Drucke. Sie konfiszieren der nichtigsten Ursachen wegen nicht bloß das Eigentum anderer, sondern auch das ihrer eigenen Genossen. Jeder, der in der Erlangung von Besitz und Eigentum glücklicher ist als andere, wird Gegenstand ihres Neides, und oft wird deswegen unter der Anschuldigung des Trotzes, mag sich der Betreffende dessen schuldig gemacht haben oder nicht, der Antrag gestellt, sein Eigentum mit Beschlag zu belegen und ihn mit anderen wieder gleichzustellen, vielleicht auch noch einige Grade tiefer herabzusetzen.

Eine andere wichtige Klasse in all diesen Gemeinden bilden die Dryabo, eine Art von Berufsgenossen, welche in ein und derselben Person das Amt eines Arztes und eines Priesters vertreten. Es ist diese Klasse eine sehr zahlreiche und mächtige, aber sie hat streng genommen mit den politischen und allgemeinen Angelegenheiten des Landes nichts zu schaffen. Die Dryabo pflegen die Kranken und verordnen Medizin, die gewöhnlich in Kräuter- und Wurzelsäften und äußeren Mitteln besteht. Man erwartet von einem Arzte, daß er immer nur einem einzelnen Kranken seine ungeteilte Aufmerksamkeit widme, und bezahlt ihn erst, nachdem sich seine Kur als eine erfolgreiche bewährt hat. Ist der Fall bedenklich, so muß der Arzt als Unterpfand für sein gutes Benehmen und für getreue Erfüllung seiner Pflicht bei der Familie ein Bündel Haare niederlegen, das man ihm zur Zeit, als er in seinen Beruf eingeführt worden, von seinem Kopfe abgeschoren hat, und ohne welches man seiner Geschicklichkeit kein großes Vertrauen schenken würde. Aber sein Beruf

befaßt sich nicht nur mit materiellen, sondern auch mit geistigen Dingen. Der Dryabo gibt vor, Verkehr mit Geistern zu haben und zuweilen Mitteilungen oder Offenbarungen von Gott zu empfangen. Wenn ein Krankheitsfall unter seine Hände kommt, bei welchem die gewöhnlichen Heilmittel nicht anschlagen, so wird eine Beratung mit Geistern gehalten, und der Kranke wird durch übernatürlichen Beistand geheilt oder es ergibt sich, daß er behext ist und dann muß ein anderes Verfahren eingeschlagen werden, ehe er geheilt werden kann.

Es kann keiner in die Klasse oder Zunft der Dryabo aufgenommen werden, der nicht wenigstens zwei Jahre bei einem ausgezeichneten Mitgliede derselben gelernt hat. Während dieser Lehrzeit muß er seinen Lehrer auf all seinen Reisen begleiten, verschiedene niedrige Dienste verrichten und darf weder sein Haupt scheren, noch sein Gesicht waschen, oder überhaupt Wasser an irgend einen Teil seines Körpers bringen. Nur wenn er zufällig ins Wasser fällt, oder von einem Regen überrascht wird, ist es ihm gestattet, soviel Schmutz als möglich von seinem Körper zu nehmen. Hat er endlich seine Studien vollendet, so folgt das große Werk der Hauptscherung, die nichts Geringeres als die eigentliche Amtsweihe bedeutet. Sie ist ein Ereignis von großem Interesse für die Gemeinde im ganzen und für die betreffende Familie insbesondere. Von einer Prüfung durch einen Ausschuß sachkundiger Leute ist keine Rede. Die erworbene Reife muß auf ganz besondere Weise bewiesen werden. Man verbirgt nämlich den Kopf eines Huhnes in einem von mehreren zu diesem Zwecke herbeigebrachten Töpfen, und der Kandidat muß dann hinzutreten und angeben, in welchem Topfe der Hühnerkopf verborgen ist. Gelingt ihm dies, so hat er einen entschiedenen Beweis von seiner Fähigkeit zum ärztlichen Berufe abgelegt, und sein Sieg ist für seine Freunde die Veranlassung zu unbeschreiblichem Jubel. Man schert ihm hierauf den Kopf, und das Haar wird als unentbehrliches Mittel künftiger Kurerfolge sorgfältig aufbewahrt und zuweilen, wie eben erwähnt wurde, als Unterpfand treuer Pflichterfüllung bei derjenigen Familie niedergelegt, die der Hilfe des Geweihten bedarf. Des Arztes Berufszeichen ist eine Affenhaut, die er in Gestalt einer Rolle überall mit sich trägt, und auf welche er ebenso stolz ist wie sein weißer Berufsgenosse auf sein Diplom von Schafleder.

In vielen Teilen Afrikas hat die Klasse der „Ärzte" große Macht und großen Einfluß auf ihre Landsleute; weniger aber bei den Kru als bei vielleicht irgend einem anderen Stamme. Die Kru scheinen infolge ihres fortwährenden Verkehrs mit zivilisierten Menschen das Vertrauen zu der übertriebenen Bedeutung ihrer Ärzte verloren zu haben. Man läßt sie ruhig und ungestört in der Gemeinde leben, und wer sich ihres Beistandes bedienen will, hat darin freien Willen. In Bezug auf öffentliche Angelegenheiten sind jedenfalls die Dryabo ohne irgend einen Einfluß, ausgenommen, wenn es gilt, Leute ausfindig zu machen, die der Zauberei verdächtig sind. Aber sie sind eine arg-

listige, ränkeschmiedende Menschenklasse, die schon mehr Unheil angestiftet hat als irgend eine andere.

Der einträglichste Zweig ihres Berufes ist die Anfertigung oder der Verkauf von Fetischen oder Zaubermitteln. Für diese Ware können die Dryabo immer auf einen guten Preis rechnen, sobald sie den Käufer zu überreden vermögen, daß der Fetisch wirklich die Kraft besitze, die man ihm beilegte. Wer in dieser Beziehung ein gutes Geschäft machen will, hat nichts weiter zu tun, als sich in Ruf zu bringen, und ein oder zwei glückliche Treffer sind genügend, dies zu bewerkstelligen. Wenn von einem oder zwei Fetischen gepriesen wird, daß sie die gewünschte Wirkung hervorgebracht, so ist der Ruf des Arztes, der sie fertigte, gesichert, und er hat bald mehr Zuspruch, als er befriedigen kann.

Es gibt in der Organisation dieser Gesellschaft noch einen anderen Zug, den man nicht übersehen darf, nämlich die Einteilung der Gemeinde in Familien, worauf man ebensoviel hält, wie bei den Israeliten. Bei den Grebo, die in unmittelbarer Nachbarschaft des Kap Palmas wohnen, bestehen zwölf Familien, die seit undenklichen Zeiten sich abgesondert gehalten haben. An der Spitze einer jeden dieser Familie steht ein Oberhaupt, gewöhnlich das älteste männliche Mitglied derselben. Das Eigentum sämtlicher Familienglieder gilt, mit Ausnahme einiger Gegenstände von geringerem Wert, für gemeinsames Gut, über welches ohne Zustimmung der Familienhäupter nicht verfügt werden darf. Der Obmann der Familie vertritt dieselbe in allen öffentlichen Versammlungen und ist für die gute Aufführung aller Glieder der Familien-Gemeinde verantwortlich. Wenn eines der jüngeren Familienglieder irgend einer strafbaren Handlung sich schuldig macht, die nicht gerade zu einem Hauptverbrechen gehört, wird der Familienvorstand zur Verantwortung gezogen, und dieser muß von dem Familiengut die Strafe bezahlen, die für das Vergehen erkannt wird. Es läßt sich leicht erkennen, daß durch diesen Brauch die Verübung von Verbrechen durch jüngere Mitglieder der Gesellschaft begünstigt wird, und daß das Interesse der Familie die einzige Schranke übler Ausartung bleibt. Dieses Familieninteresse ist es aber auch, das man in aller Kraft aufrecht zu erhalten sucht, und das ohne Zweifel wesentlich dazu beigetragen hat, nicht bloß Laster und Verbrechen zu beschränken, sondern auch jenes Stamm- oder Familiengefühl zu entwickeln und zu fördern, wodurch das afrikanische Volk sich auszeichnet.

Die vorherrschende Eigenschaft des unkultivierten Afrikaners ist Selbstsucht; dieser zunächst steht die Liebe zur Familie, und ein Verrat gegen deren Wohl und Interesse, gleichviel unter welchen Umständen er verübt wird, ist ein Verbrechen von der schwersten Art. Für die Gemeinde, in welcher er lebt, ein Gefühl besonderer Teilnahme zu pflegen, hält sich der Afrikaner nicht für verpflichtet. Nur wenn sie als Gesamtheit in ihren Rechten beeinträchtigt wird, zögert er nicht, gegen den gemeinsamen Feind seinen Beistand zu bieten.

Es liegt unter solchen Verhältnissen die Vermutung nahe, daß die Vereinigung des Eigentums der Einzelnen zu einem gemeinsamen Gut die individuelle Tätigkeit und Unternehmungslust hemmen müsse; dies ist unzweifelhaft auch der Fall, aber vielleicht nicht in der Ausdehnung, wie man glauben könnte. Bei den Ausgaben, die von diesem gemeinsamen Schatz gemacht werden, der besonders beim Ankauf von Weibern in Anspruch genommen wird, pflegt man auf das Verhältnis des von den einzelnen Familienmitgliedern beigesteuerten Betrages Rücksicht zu nehmen. Ebenso verhält es sich mit den Besprechungen und Erörterungen all solcher Familienangelegenheiten, wobei demjenigen, der viel zu dem gemeinsamen Gute beigetragen und dadurch das Ansehen der Familie gehoben oder erhalten hat, natürlicherweise eine gewichtigere Stimme zusteht, als einem, der nicht viel mehr als eine Drohne gewesen ist.

Alle Justizfälle werden von dem Volke in seiner Eigenschaft als Gesamtheit entschieden. Es werden dabei zuweilen Zeugen gehört, bei welchen eine Verwünschung die Stelle des Eides vertritt. Diejenigen, welchen die Vernehmung der Zeugen obliegt, verraten häufig keinen geringen Grad von Schlauheit, und die Wahrheit wird manchmal durch ein Verfahren enthüllt, auf welches niemand kommen würde, der mit dem afrikanischen Charakter nicht genau vertraut ist. In den meisten Fällen aber wird zur Enthüllung der Wahrheit auf gewisse Proben mehr Vertrauen gesetzt als auf das Zeugnis von Menschen. Des eigenen Mangels an Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit sich bewußt, ist es kein Wunder, wenn man der Wahrhaftigkeit anderer nur wenig Vertrauen schenkt. Unter diesen Proben der Schuld oder Unschuld ist besonders in Fällen, wo es sich um Zauberei und dergleichen handelt, die „Rotholz-Ordalie" die gewöhnlichste.*) Eine andere Probe dieser Art, die sehr oft, aber nur bei gewissen Verbrechen, besonders bei Ehebruch und Diebstahl angewendet wird, ist die „Öl-Ordalie", bei welcher der Angeklagte seine nackte Hand in einen Topf mit kochendem Öl stecken muß. Tut er dies, ohne Schmerz zu empfinden, so ist er unschuldig, fühlt er aber Schmerz, was sich natürlicherweise nicht verbergen läßt, so ist seine Schuld erwiesen. Wie man überhaupt je seine Hand in kochendes Öl stecken kann, ohne Schmerz zu empfinden, ist nicht recht erklärlich. Wahrscheinlich bedient man sich äußerer Mittel, durch welche der Schmerz weniger empfindlich gemacht wird.

Die Todesstrafe wird selten und nur bei Mord und Zauberei vollzogen. In letzterem Falle muß sich der Beschuldigte der Rotholz-Ordalie unterziehen, und wenn er dabei ums Leben kommt, so hält sich das Volk aller Verantwortlichkeit hinsichtlich seiner Verurteilung und Hinrichtung enthoben. Wer sich des Verbrechens des Mordes schuldig gemacht hat und dessen überführt ist, wird entweder totge-

---

*) Vergl. S. 56, wo die gleiche Sitte unter dem Namen des N'cassatrinkens geschildert ist.

schlagen oder ertränkt. Die gewöhnlichsten Strafen aber sind Geldbußen, die für alle Vergehen in Anwendung kommen. Ehebruch und Diebstahl sind die gewöhnlichsten Ursachen der Anklage und Gegenklage, und werden fast stets durch Geldbußen ausgeglichen. In allen Fällen aber, wo der Ankläger seine Beschuldigung nicht zu bestätigen und zu beweisen vermag, verfällt er in dieselbe Strafe, die dem Angeklagten zuerkannt sein würde, wäre seine Schuld erwiesen worden. Außerdem werden bei den Afrikanern einige Dinge als Verbrechen betrachtet und behandelt, die bei den zivilisierten Völkern nicht zu den strafbaren Handlungen gerechnet werden würden. Dahin gehören: Anzeigen eines Verbrechens von seiten eines Mannes, den die Sache nicht persönlich angeht, Hochmut und verächtliche Bemerkungen über andere. Dagegen sind einige Dinge, die bei zivilisierten Völkern für schwere Verbrechen gelten, in den Augen der Afrikaner sehr unbedeutende Vergehen.

Das Kruvolk hat keinen Begriff von der Aneignung von Land durch einzelne, ausgenommen zur vorübergehenden Benutzung. Man betrachtet das Land als gemeinsames Eigentum, und jeder kann es nach Belieben benutzen, aber nicht verkaufen. Das einzige ausschließliche Recht, auf welches jemand fußen kann, ist das der Benutzung. Wenn jemand ein Stück Urwald säubert, so gilt es für sein und seiner Nachkommen Eigentum, so lange sie es benutzen, aber es läßt sich nicht wie anderes Eigentum übertragen. Dagegen kann das Volk durch gemeinsamen Beschluß jedes beliebige Stück Land zur Errichtung einer Handelsfaktorei, zur Anlegung eines Gartens oder einer Pflanzung an einen Fremden verkaufen, doch gilt auch eine solche Übereinkunft, selbst wenn sie der Förmlichkeit eines schriftlichen Kontraktes unterliegt, für nicht viel mehr als eine dem Fremden erteilte allgemeine Erlaubnis, bei dem Volke zu leben und sich aller Rechte eines Bürgers zu erfreuen, während es als selbstverständlich angenommen wird, daß das Land an das Volk zurückfallen müßte, wenn der Käufer sterben oder das Land verlassen sollte. Wenn die Eingeborenen in einigen Fällen ihr Gebiet ganz oder teilweise einer fremden Herrschaft übergeben haben, so haben sie wahrscheinlich keinen recht klaren Begriff von der Art solcher Übereinkunft gehabt, so sehr man sich auch bemüht haben mag, ihnen die Sache verständlich zu machen. Erst wenn der Kontrakt zur Ausführung kommt, beginnt ihnen die Sache klar zu werden.

Steuern und Abgaben werden nicht auferlegt, und die Regierungen sind ohne Einkünfte. Alle öffentlichen Arbeiten, die hauptsächlich in der Reinigung der Straßen, in der Anlegung eines Weges, in der Beseitigung eines Gebüsches, in welchem den Wohnungen zu nahe sich wilde Tiere verbergen können, oder in der rohen, einstweiligen Überbrückung eines kleinen Flüßchens bestehen, werden durch eine allgemeine Beteiligung sämtlicher Stadt- und Ortsbewohner verrichtet. Die einzigen Einkünfte sind die Geschenke, die dem Könige oder Oberhaupte von den Schiffskapitänen gemacht werden, welche

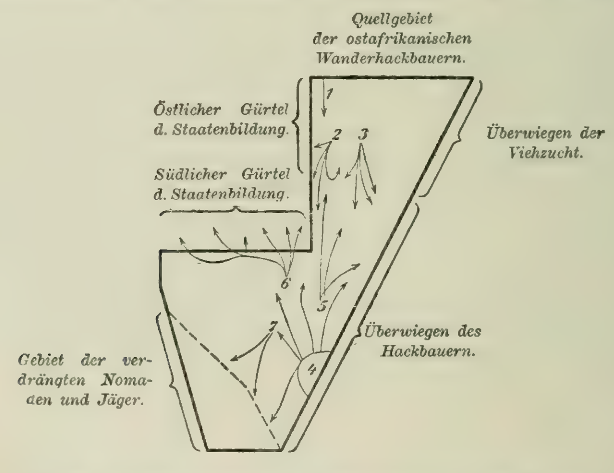
das Land besuchen, um Handelsgeschäfte zu betreiben. Die von einem einzelnen Schiffe irgend einer dieser Städte gemachten Geschenke übersteigen im ganzen selten einen Wert von 20 oder 30 Dollars und bestehen gewöhnlich in Rum, Tabak, Baumwollenzeug, Pulver usw., wovon der König (gewöhnlich der Repräsentant der größten und angesehensten Familie der Stadt) den größten Teil empfängt, während das andere unter die verschiedenen Familienoberhäupter verteilt wird. Ein Fremder macht sich sehr leicht einen allzu großen Begriff von dem Ansehen eines sogenannten Königs und setzt häufig auf dessen Zusage, ihm bei seinen Handelsgeschäften Schutz und Beistand zu gewähren, mehr Vertrauen, als sein Charakter und das Ansehen, in welchem er bei seinem Volke steht, überhaupt zu rechtfertigen vermögen. Um bei seinen Geschäften sicher zu Werke zu gehen, muß der Fremde immer im Auge behalten, daß er es mit einem heidnischen Volke zu tun hat, dem keine sittlichen Grundsätze eigen sind, und daß er keinem irgend ein Eigentum anvertrauen darf, in der Hoffnung, die bürgerlichen Behörden anrufen zu können, im Falle seine Gläubiger sich als treulos erweisen sollten.

Der Handel des Kruvolkes hat es bis jetzt noch nicht zu irgend einem gewissen System gebracht. Die Erzeugnisse des Landes werden nicht in der Hand einiger verantwortlicher Kaufleute vereinigt, von welchen man sie in großen Quantitäten kaufen könnte, sondern jeder bringt seinen eigenen Öltopf, sein eigenes Färbholzbündel oder seinen eigenen Elfenbeinzahn an Bord und verhandelt die Ware in eigener Person. Die Ausbreitung des Handels und der häufige Verkehr mit zivilisierten Leuten haben jedoch schon mehrfach verbesserte Verhältnisse herbeigeführt. Es ist jetzt den Schiffen möglich, ihre Ladung in weit kürzerer Zeit und mit weit weniger Mühe und Plackerei zu vollenden, als dies vor zwanzig oder dreißig Jahren ausführbar war, und es läßt sich hoffen, daß in den nächsten 20 Jahren noch größere Verbesserungen eintreten werden.

---

3. Die treibenden Hackbauern und die festsässigen Viehsportler Ostafrikas.

Die Ostseite Afrikas stellt ein Plateau dar, welches sich von Osten nach Westen dem Kongogebiet zu senkt. Nachfolgende schematische Figur macht es leicht, sich die Bedeutung dieser Bodenverhältnisse für die Kulturgeschichte des ganzen Kontinentes klar zu machen. Ich sehe hier natürlich von etwaigen über das Meer, z. B. über Sansibar



Die Wanderstämme im östlichen und südlichen Afrika.

1. Vordringen der Nilvölker, Schilluk, Nuer etc.
2. Vordringen der Wakuma.
3. Vordringen der Masaivölker.
4. Vordringen der Zulu, die ursprünglich aus dem Norden stammen, in älterer Zeit.
5. Vordringen der Zulu in jüngerer Zeit.
6. Vordringen der Baluba im 15. und 16. Jahrhundert.
7. Vordringen der Betschuanen.

oder von Indien kommenden Kultureinflüssen ab. Beschäftigen kann uns hier nur der Kreis der Vorgänge, die sich im „Internen" Ostafrikas abspielen. Und da sehen wir denn ganz deutlich, daß das Hochland im Norden, der Anschluß an die Steppen- und Savannengebiete Nordafrikas ausschlaggebend ist. Von hier oben aus dringen die Schichten langsam nach dem Süden fort, machen hier vielleicht Kehrt, treiben jedenfalls in mehr oder weniger ungeordneten Zügen einher. Die Geschichte Ostafrikas ist die Geschichte eines bald durch

den Hackbau zur Ansässigkeit gedrängten, bald durch die Bevorzugung der Viehzucht zum Treiben veranlaßten Völkermeeres.

Daß der Typus am Tore des Eintrittes, also auf dem sogenannten Nordosthorn Afrikas ein anderer ist, als derjenige auf der Südspitze ist selbstverständlich. Hier im Norden wohnen junge, von asiatischer Kulturkraft befruchtete Völker; im Süden wohnen die älteren Verdrängten. Die jüngeren Völker sind meistenteils Viehzüchter, der Hackbau tritt bei ihnen zurück. Die älteren Völker sind dagegen meist Hirsebauern und an den östlichen fruchtbaren Gestaden, sowie an den Abhängen des Kongobeckens auch wohl Gartenbauern.

Ein Bild des Durchschnittstypus des älteren Hackbauers ist in der Geschichte des Regenzauberers vom Basutostamme unter dem Betschuanenstamme der Batlapi gegeben. Die hier gezeichneten Verhältnisse sind über alle Maßen charakteristisch. Es ist der Regenmangel, der in dem größten Teil Ostafrikas das Schicksal der aus dem Norden stammenden Viehzüchter besiegelt. Das Hirsefeld und der ostafrikanische Garten können eine solche Zeit der Dürre leichter überleben als das Rindvieh. Das drängt die Neger Ostafrikas immer wieder zum Hackbau.

Der zweite Typus der Viehzüchter muß in zwei Gruppen betrachtet werden. Im Norden drängt sich uns als charakteristisch das Merkmal freizügiger staatenbildender Energie auf, während im Süden im Gebiete der verarmten Wüste, der Kalahari, und der im Südwesten daran grenzenden regen- und pflanzenarmen Länder eine verkümmerte Art deutlich sichtbar wird.

Die nördlichere jüngere und kräftigere Art wird überall dort, wo sie auf älteren, reicheren Kulturboden in das Gebiet der Hack- und Gartenbauern gelangt, staatenbildend wirken. Das findet natürlich zumeist gegen den regenreichen Westen hin statt. Wir sehen da die Wahuma auftreten, einen Leittypus. Das sind echte Nomaden. Sie sind zu stolz, den Hackbau und den Gartenbau selbst zu leiten; das überlassen sie den älteren, hier ansässigen Völkern. Als Herrscher über die Hack- und Gartenbauern haben die Wahuma, die man mit den Galla am Abhange Abessiniens in Verbindung gebracht hat, die großen Staaten Unyoro, Uganda, Ruanda, Urundi usw. gegründet. Wir folgen in unserm ersten Bilde dem Grafen Götzen als ersten Europäer in das Land des Kigeri oder Königs an den Hof von Ruanda. In jungfräulicher Frische erkennen wir hier alle Verhältnisse. Wir waren vordem schon Besucher der Höfe des König Munsa der Mangbattu, des Lukengo der Bakuba. Das waren Herrscher der Gartenbauern im Grenzgürtel des nord- und südafrikanischen Hochlandabfalles. Da sahen wir überall hohe Kultur, reiche Industrie, imposanten Prunk. Ganz anders bei den echten Wahuma des nordöstlichen Afrika. Sie sind auch Herrscher und zwar energische, begabte, gewaltige Könige. Sie leben auch als Leiter der Geschicke großer Völker. Sie sind aber arm und dem Volke fremd geblieben. Sie und ihre Stammesgenossen sind noch nicht mit den unterworfenen

verachteten Hack- und Gartenbauern verwachsen. Sie verachten ihre Untergebenen; als hellfarbige Nordostafrikaner spotten sie über die schwarzen Neger, die doch reicher an Kultur sind. Wir sehen die Armseligkeit eines Kigeri mit Erstaunen an. Graf Götzen erwartete großen Prunk, großen Staat; er war sehr enttäuscht. Die Figur des mächtigen Ruandaherrschers war absolut schmucklos.

Wenn wir 100 Jahre später nach Ruanda gekommen wären, dann hätten wir die vollendete Verwachsung der beiden Kulturschichten schon beobachtet. Dann hätten wir gesehen, daß die Entfremdung aufgehört hat, daß das schwache Ackerbauerntum durch die unverfälschte Kraft des jungen Herrschertums gestärkt worden ist, und daß das Herrschertum selbst die Kultur der untergebenen, früher verachteten Hackbauern angenommen hat.

Anders entwickeln sich die Verhältnisse da, wo im Nordosten das Land als solches ärmer ist, da wo der Regen mangelhafter niedersinkt (vergl. die Kartenskizze Seite 2), wo nicht die Fruchtbarkeit des Bodens die Entwicklung des Hackbaues fördert. Typisch für die Entwicklung der Kulturverhältnisse in diesen Gebieten ist das Lebensbild der Masai. In dem weitausgedehnten Lande dieses Stammes lebt auch eine verdrängte ältere Hackbaubevölkerung. Die Unfruchtbarkeit hat sie aber zur Verkümmerung gebracht. Nur die Viehzucht vermag hier im Gegensatz zum Süden wirklich zu blühen. Sie erfüllt aber auch nicht den gesamten Lebensinhalt dieser Menschen, sondern sie nimmt lediglich die Arbeitskraft der jungen Leute in Anspruch. Und diese jungen Menschen werden dann, wie das alle Viehzuchtkultur mit sich bringt, gar leicht zu Räubern. Denn der weise, beschwichtigende ausgleichende Rat der erfahrenen Männer fehlt ihnen. Es ist aber in gewissem Sinne für alle älteren Völker Ostafrikas in einem gewissen Stadium gebräuchlich, die Tatkraft der Jungen mit der Viehzucht und die gemächliche Ausdauer des Alters mit dem Hackbau in Beziehung zu bringen. Hierfür will ich einige Beispiele geben.

Bekanntlich sind die Zuluvölker Ostafrikas an jugendlicher Tatkraft den Masai verwandt. Die großen Herrscher der Zulu haben in den nun schon lange verflossenen Kriegen ihre Stämme in der Weise organisiert, daß alle jungen Menschen als Krieger ausgebildet wurden. Sie durften nicht heiraten, mußten beständig in den Lagern des Herrschers wohnen, mußten beständig gewärtig sein, zu kriegerischen Zügen aufgefordert zu werden und wurden nur zur Verteidigung und Züchtung des Viehes verwendet. Hatte sich aber ein Regiment besonders ausgezeichnet, hatte es tapfer einige Kriege durchgekämpft und Schlachten geliefert, dann erteilte der Herrscher ihnen die Genehmigung zu heiraten. Dann verließen die Männer die Kriegslager, nahmen sich so viel Frauen, als sie kaufen konnten, und begannen das Leben des Hackbauers, wobei sie zwar die Viehzucht nie aufgaben, aber doch immerhin zurücktreten ließen. Wir sehen, es war hier also eigentlich die gleiche Gliederung, wie wir sie in

den Moran und den Moruo unter den Masai noch näher kennen lernen werden. — Und ähnlich war es auch bei den Kriegshorden der Jaga, denen wir gleich einige Zeilen widmen werden.

Die Art der in die wüsten und armen Länder des Südens und Südwestens verdrängten Stämme ist dagegen eine ganz andere. Als typisches Volk müssen die Hottentotten bezeichnet werden. Ganz im Gegensatz zu den jungen nordöstlichen Völkern mangelt es ihnen an wirtschaftlicher Tatkraft. Sie sind schlapp. Früher, als sie noch nicht die ärmlichen Wüsten des Südwestens bewohnten, waren sie energischer. Wir wissen ja aus den Aufzeichnungen der alten Holländer, daß die Hottentotten erst vom Jahre 1601 am Kap erschienen, daß sie vordem in ergiebigeren Ländern gewohnt haben. Damals hatten sie noch einen reicheren Hackbau, damals waren sie noch nicht so ausschließlich auf die Viehzucht angewiesen. Im Laufe der Zeit, in der sie in ihrem heutigen Gebiete heimisch wurden, haben sie noch bedeutend an Elastizität verloren. Daß aber der Hottentotte und vor allen der Mischling, der Bastard, ein außerordentlich zäher Krieger, und wenn auch nicht in derselben großartigen Weise wie sein nordöstlicher Vetter, so doch immerhin ein nicht zu unterschätzender energischer Räuber und Krieger sein kann, das haben wir Deutschen ja in dem sogenannten Witboykriege zur Genüge kennen gelernt.

Das sind die wichtigsten Charakterzüge der jüngeren vorwärtsdringenden Viehzüchter des Nordostens und der älteren, in die Wüste verdrängten Viehzüchter des Südwestens, also der Kulturformen am Eingange und am Ende der ostafrikanischen Hochlandstraße.

In der Überschrift findet der Leser nun das merkwürdige Wort „Viehsportler". Vielleicht hat er sich schon im Fragen nach der Bedeutung dieses Namens den Kopf zerbrochen, und es wird deshalb Zeit, daß ich mich zu einer Erklärung entschließe.

Wir müssen auf die Grundlagen des ostafrikanischen Wirtschaftslebens ganz gerade so gut zurückgreifen, wie wir denen Westafrikas eine grundlegende Bedeutung beigemessen haben. Just wie jenseits des ostafrikanischen Grabens, also wie bei den bevorzugten Gartenbauern, ist die Arbeit zwischen die Geschlechter geteilt. Die Frau erledigt alle Hausarbeit; ihr fällt auch der Hackbau zu. Der Mann ist der Viehzüchter. Die meisten Kulturschwankungen, die wir in Afrika antreffen, sind auf diese Wirtschaftsteilung zurückzuführen. Der Besitz, der durch die Frau erworben ist, vererbt sich durch ihre Verwandtschaft weiter. Daher kommt es, daß im Westen nicht die Söhne den Vater beerben, sondern daß das Gut der Familie den Kindern des Mutterbruders zufällt. Denn es ist überall Sitte, daß erst die Geschwister und dann die Glieder der jüngeren Generation erben. Beim Viehzüchter dagegen erbt der Bruder direkt vom Vater oder auch der Sohn vom Vater. Die Mutterlinie bleibt jedenfalls unberücksichtigt. Das kommt daher, daß der Hauptbesitz durch die viehzüchtende Tätigkeit des Vaters erworben wird.

Genau wie in diesen Verhältnissen die Wirtschaftsform in kul-

tureller Hinsicht ausschlaggebend ist, genau so auch in jeder andern. Die Entwicklung des Stammes wird immer durch die reicheren Ergebnisse der durch die Männer geförderten Viehzucht auf der einen oder durch die reicheren Ergebnisse der in den Händen der Frauen liegenden Feldwirtschaft auf der andern Seite bedingt. In Westafrika fanden wir, weil die Gartenbauwirtschaft vorwiegt, das Festwachsen am Boden. In Ostafrika dagegen bringt die bevorzugte Viehwirtschaft ein gewisses Treiben der Völker und eine gewisse Verflachung der Kulturformen mit sich. Aber immerhin dürfen wir nicht vergessen, daß auch hier die Frauen den Hackbau betreiben, daß diese große Hirsefelder anlegen. Geht nun z. B. infolge von Seuchen oder Trockenheit der Viehstand zurück, dann wird auch das Ergebnis der Frauenarbeit mit umwälzender Gewalt in den Vordergrund treten.

Nun kommen aber auch Gebiete vor, in denen trotz der ergebnisvollen Viehwirtschaft der Hackbau und die Gartenwirtschaft der Frau ganz besonders erblüht. Es sind das natürlich diejenigen Gegenden, in denen bei hinreichender Feuchtigkeit infolge der hohen Lage auch für die Viehzucht günstige Verhältnisse herrschen. Im allgemeinen wird ja durch die große Feuchtigkeit der Viehstand stark beeinträchtigt. Ein solches Gebiet, welches sowohl dem Viehstande als dem Garten- und Hackbau günstig ist, stellt das obere Niltal dar, dessen Kulturformen ja auf der Grenze von nord- und ostafrikanischer Kultur liegen. In diesen Gebieten nun ist der Viehsport am charakteristischsten ausgebildet. Hören wir, was Schweinfurth von der Viehzucht der im oberen Niltal wohnenden Dinka sagt:

Alles Dichten und Trachten der Dinka dreht sich um Rinderbesitz und Rindererwerb; ja diesen Tieren wird in gewisser Hinsicht ein förmlicher Kultus gewidmet, und alles, was vom Rind kommt, gilt für rein und edel; der Mist, zu Asche gebrannt, um darauf zu schlafen, oder um sich weiß anzutünchen und der Harn als Waschwasser und zum Ersatz für das in allen Teilen Afrikas den Negern fehlende Kochsalz sind ihre täglichen Bedürfnisse. Der letzterwähnte Umstand entschuldigt den in unsern Augen mit dem Begriffe von Reinlichkeit schwer zusammenzureimenden Volksgebrauch.

Nie wird ein Rind geschlachtet; kranke Tiere pflegt man mit Sorgfalt in eigens dazu errichteten Hütten, nur die gefallenen und verunglückten werden verspeist. Wem diese Gebräuche, die sich bei der Mehrzahl der afrikanischen Hirtenvölker wiederholen, dazu angetan erscheinen, auf einen in seinen bestimmten Formen längst erstorbenen Rinderkultus hinzuweisen, welcher wie die Viehrasse selbst, unwiderruflich nach Indien hindeutet oder vice versa, — dem möchte ich zu bedenken geben, daß die Dinka keineswegs abgeneigt erscheinen, teil zu nehmen an irgend welchem statthabenden Schmause von Rinderfleisch; das Rind, welches geschlachtet wurde, darf nur nicht das ihrige sein. Es ist also mehr die Freude am materiellen Besitz, welche ihnen das Rind zum Gegenstande derartiger Huldigungen gestaltet. Unbeschreiblich ist aber auch der Gram und das tiefe

Leid, welches derjenige empfindet, den der Tod oder hartherzige Fremdlinge seiner Rinder beraubten. In solcher Lage ist der Dinka bereit, den Wiederbesitz des Verlorenen mit den schwersten Opfern zu erkaufen, denn die Kühe sind ihm teurer als Weib und Kind. Das gefallene Rind wird indessen nicht nutzlos vergraben; dazu ist der Neger nicht sentimental genug. Von den Unbeteiligten wird ein solcher Fall als freudiges Ereignis begrüßt, und die Nachbarn veranstalten einen Schmaus, der epochemachend in das einförmige Leben der Dinka eingreift; aber nur die Nachbarn, der Betroffene selbst ist durch den Verlust zu sehr erschüttert, um es übers Herz bringen zu können, Hand anzulegen an die teure Hülle des Verschiedenen. Nicht selten gewahrt man solche Leute schweigsam und verstört in ihrem Gram viele Tage zubringend; solches Unglück erscheint ihnen kaum ertragbar. —

Und das ist nicht nur so bei den Dinka. Wir werden später dem verstorbenen Junker auf einem Raubzuge der Türken in das obere Nilgebiet folgen. Wir werden dort sehen, wie die Neger alle Verluste ertragen und über sich ergehen lassen, — nur der Raub der Rinder entfacht ihren Zorn zu gewaltiger Flamme. Und in einem der nächsten Bilder werden wir hören, wie Fritsch sich über die Liebe der Zulu zu ihren Rindern äußert. Den dort aufgeführten Worten mag hier noch einiges zur Ergänzung dienen: Um sich in den Besitz von Vieh zu setzen, werden in Südafrika die meisten Verbrechen ausgeführt; Vieh zu rauben ist die vornehmste Aufgabe der Kriegführenden; Vieh bildet das Lösegeld der Gefangenen; in Vieh werden die Kriegskosten erstattet.

Wir sehen also, daß das Vieh aufhört, seines Fleisches und seiner Nahrung wegen den Mittelpunkt des Wirtschaftslebens zu bilden. Das Vieh repräsentiert aufgehäuftes Vermögen. Das Vieh ist Münze. Das Vieh wird nur der Stückzahl halber aufgezogen. Das ist der „Viehsport“, und diesen verstehen wir nur dann, wenn wir uns dazu klar machen, daß er sich nur immer dort so charakteristisch entwickelt, wo die Eingeborenen annähernd ausschließlich von den aus dem Hackbau bezogenen Erträgnissen leben. Die Leute sind festgewachsen. Der Erdboden hält sie fest.

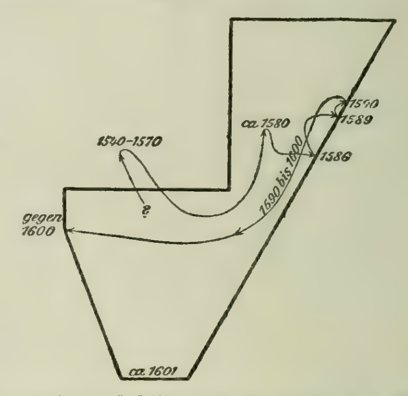
Die Feldwirtschaft ist es aber überhaupt, welche den ostafrikanischen Kulturen den Charakter des Alters aufzuprägen vermag. Es kommt dann das Phlegma des Negers dazu, die ältere Gewohnheit, sich durch die Arbeit der Frauen ernähren zu lassen. Nur Kriege vermögen den älteren Hackbauneger Ostafrikas aufzurütteln. Dies Aufrütteln geschieht dann immer sehr energisch. Sowie der Krieg ausbricht, sowie ein Volk die Seßhaftigkeit verläßt, überziehen die so entstandenen Wellen auch gleich Gebiete, die an Umfang den Nomadenzügen der Asiaten im Verhältnis nahe kommen. Ich habe schon in eine vorhergehende Kartenskizze einige Wanderzüge eingetragen. Wir sahen da im Norden die jungen Völker einströmen, die Nilvölker, die Wahuma, die Masai. Alles, was südlich davon ist, sind

vom Boden losgelöste, über den Rand des alltäglichen Beckens getretene Wellen älterer Hackbauvölker. Wir sehen da vor allen Dingen die mächtigen Strömungen der Zulu, die so recht das Fluten auf der Hochebene repräsentieren, und wir sehen auf der anderen Seite den Einfall der Balubahorden, die im 15. und 16. Jahrhundert staatenbildend in das Kongobecken vordrangen.

Und hierzu will ich nun noch in knappen Zügen die Geschichte eines Volkes markieren, welches im 16. Jahrhundert die weiten Gebiete zwischen dem Kongo- und Sambesibecken, zwischen der Ost- und Westküste aufgerüttelt und zerwühlt hat. Es handelt sich um die Wasimba. (Siehe die folgende Kartenskizze.)

Wasimba-Wanderung im 16. Jahrhundert.

1540—70 Kämpfe um Kongo. Vertreibung.
ca. 1580 Zerstörung des Reiches „Monemugesi“ (im heutigen Uniamwesi).
1586 vor Kiloa.
1589 Einnahme von Mombasa.
1590 in Malindi geschlagen.
1590—1600 Rückmarsch von Ost- nach West-Afrika.
ca. 1600 Ankunft am Kunene.
ca. 1601 erscheinen die durch diese Verschiebungen verdrängten Hottentotten am Kap.



Die Portugiesen hatten damals auf friedlichem Wege das Königreich Kongo erobert und entsandten ihre Missionen an der Küste entlang nach Angola und von Angola landeinwärts. Unabhängig von diesem Vorrücken erfolgte ein gleicher Einmarsch auf der Ostküste. Im Osten trafen die Portugiesen arabische Reiche, in denen ein eifriger Handel mit Gold und Landesprodukten betrieben wurde. Kurz hintereinander drangen nun aus dem Innern gegen beide Kolonien Völkerscharen vor, so daß schon die alten Portugiesen annahmen, es müßte sich um eine gemeinsame Bewegung handeln. Vergleichen wir die Daten der alten Chroniken, so sehen wir diese Annahme bestätigt. Da hören wir denn, daß ein großer Kriegerfürst, Zimbo mit Namen, von 1540 an etwa gegen die Kongoländer vordrängt, das Kongoreich zersprengt und den König verjagt. Nur mit Hilfe der Portugiesen sind die Verhältnisse wieder zu ordnen, vermag die eingeborene Bevölkerung die „Wilden“ im Jahre 1570 zurückzudrängen.

Da taucht plötzlich nach der Chronik im Jahre 1586 derselbe Zimbo an der Ostküste auf. Er hat das reiche „Mone Mugesi“ (nach meiner Überzeugung das einst so große, heute ziemlich zerfallene Reich Uniamwesi) zerstört und erscheint Kiloa gegenüber. Kiloa fällt. Zimbo marschiert weiter nach Norden und zerstört im Jahre 1589 Mombasa. In Malindi muß er Halt machen, er wird von den vereinigten Portugiesen, Arabern und Eingeborenen geschlagen. Dann

taucht Zimbo ebenso plötzlich gegen 1600 wieder in Westafrika auf, wo er am Cunene ein befestigtes Lager gründet. Im Hinterlande entstehen darauf verschiedene Reiche.

Was sich hier abgespielt hat, stellt die riesenhaften Wanderzüge des losgelösten ostafrikanischen Hackbauernfürsten dar. Vielleicht war es ein kleiner Stamm, der zunächst die Umwohnenden in Schrecken versetzte und verjagte. Wie derart zunächst kleine Bäche zu Riesenströmen anwachsen, wissen wir aus den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte. Alle alten Männer werden totgeschlagen, nur halbwüchsige Burschen werden verschont. Sie schließen sich dem Eroberer an, das Volk strömt weiter und wächst, bis es die Grenzen des kräftigeren, alten Hackbauerntumes oder die Küsten erreicht.

Ein Bild, gemalt von zwei Meistern, soll uns das nachstehend noch charakterisieren. Es ist das Leben des ostafrikanischen Kriegshäuptlings Mirambo, dem ich nachfolgend einige Seiten gewidmet habe.

So sehen wir denn ganz naturgemäß aus der Art des Bodens die Völkerschicksale Ostafrikas emporwachsen: Im Norden das junge Viehzüchtertum, in der Mitte den Wechsel zwischen Hackbauerntum und Nomadentum und im Süden zurückgedrängte Typen, unter denen uns einer noch besonders interessieren wird: das alte Jägertum, das auch in Südafrika noch eine Wüste gefunden hat, die alle höheren Kulturen meiden und die ihm deshalb gerade ein schützender Zufluchtsort geworden ist.

In den folgenden Bildern wandern wir von Nordafrika herab bis zum fernen Süden und Südwesten, dem Land der Verdrängten.

Beim Kigeri von Ruanda.

Nach Graf von Götzen.*) 1894.

Es waren ereignisvolle Tage, denen wir entgegengingen, reich an Hofffnungen und Erwartungen. Der Dolmetscher Mugussagussa war zu uns zurückgekehrt, nachdem er am Hoflager des Kigeri sehr gnädig empfangen worden war. Wunderbarerweise hatte er dort den alten Mhuma mit dem Indianergesicht wiedergesehen, der sich uns seinerzeit in Karagwe anschloß, um uns an den Kagera zu führen. Es bestätigte sich somit, daß wir es mit einem Spion und Kundschafter des Königs zu tun gehabt hatten.

Zwischen der Bergkette, von der aus wir am 26. Mai die Anwesenheit des Kigeri festgestellt hatten, und dessen derzeitigem Wohnsitz lagen noch verschiedene tief eingeschnittene Täler, die wir unmöglich in ein oder zwei Tagen durchmessen konnten.

*) „Durch Afrika von Ost nach West“ Berlin 1895. — Der Graf von Götzen, der glückliche Entdecker des letzten feuerspeienden Berges Afrikas, zog durch die südlichen Wahumastaaten (siehe S. 91) und kam so als erster Europäer an den Hof des sagenumwobenen Herrschers oder Kigeri von Ruanda.

In Anbetracht der frühen Stunde, zu der am andern Morgen mit dem Einschiffen begonnen werden sollte, begaben wir uns früh zur Ruhe und lagen schon um 9 Uhr in festem Schlafe. Ungefähr um 10 Uhr wurde ich plötzlich durch den Gefreiten der Wache, Juma Ngosi, geweckt, der mit dem Ruf: „Der Himmel brennt, Herr!“ in mein Zelt gestürzt kam. Ein freudiger Gedanke durchzuckte mich: „Der Vulkan!“ Aber dann, beim Ankleiden — denn es war eine bitter-kalte Nacht — dachte ich enttäuscht an das Brennen und Sengen des Kigeri, der sein Werk auch wohl bei Nacht fortsetzen mochte.

Ich trat aus dem Zelt heraus, und fast hätte ich einen lauten Freudenruf ausgestoßen; denn diese leuchtende glühende Röte am Himmel rührte nicht von brennenden Hütten her! Eine andere, weit mächtigere Feuerquelle mußte dort vorhanden sein und jeder Zweifel, daß die Virunga-Berge noch tätige Vulkane seien, mußte angesichts dieses Naturschauspiels schwinden. Der westlichste der Kegel, Kirunga tscha gongo genannt, schien in voller Ausbruchstätigkeit zu stehen. Ich weckte sofort meinen Begleiter, den Dr. von Prittwitz, und ließ das Alarmsignal für die Askari durch das Lager ertönen. Von allen Seiten stürzten diese herbei, bekleidet oder unbekleidet, wie sie waren, nur mit Gewehr und Munition versehen, und dann zeigte ich den erstaunt blickenden Leuten den Schein am Himmel und erklärte ihnen, daß wir nun endlich unser Ziel, nach dem wir seit Monaten strebten, in greifbarer Nähe vor uns hätten. Dann kommandierte Prittwitz: „Ganzes Bataillon kehrt! Wegtreten!“ Wir drei aber drückten uns noch die Hand, und bald war das Lager wieder in tiefe Stille versunken. Nur unten vom Tal herauf drang das ferne Rauschen des Nyavarongo an unser Ohr.

Am 29. Mai fanden wir uns wieder in dicken Nebel eingehüllt. Die Zelte trieften vor Feuchtigkeit und lasteten durch ihr vermehrtes Gewicht schwer auf den Trägern, die schon durch die steilen und dabei überaus schlüpfrigen Wege mühsam genug vorwärts kamen.

Auf halber Höhe am Ende eines langgestreckten Bergrückens, ließ ich noch einmal ein Lager beziehen, bevor wir zum Kigeri hinaufstiegen, weil Schirangawe, ein junger Prinz, der uns seit längerer Zeit begleitete, gar so flehentlich bat, ihn doch vorauseilen zu lassen, damit er seinem Vater von uns erzählen könne. Ich hielt es diesmal für richtig, seinen und der Abgesandten Bitten zu willfahren, weil es mir nur zu statten kommen konnte, wenn Luabugiri, der Kigeri, aus dem Munde seines Sohnes von unserer Macht sowohl, als von unseren friedlichen Absichten Kenntnis erhielt.

So kletterten wir denn erst am nächsten Tage den steilen Abhang zum Hauptkamm des Gebirgszuges empor. Wieder war es kalt und regnerisch. Ein eisiger Wind fegte über die Berge hin, und die Nebelmassen, die aus den Talschluchten emporgejagt wurden, verhüllten unseren Blicken ein sicherlich prächtiges Hochlandpanorama.

Der Gebirgskamm, auf dem wir jetzt standen, an 2300 m über

dem Niveau des Meeres, war keineswegs felsig, wie wir anfangs geglaubt hatten. Er bestand oben aus einer fortlaufenden Reihe niedriger, abgerundeter Kuppen, auf denen üppiger Graswuchs gedieh. Auf einer dieser Kuppen sahen wir beim Näherkommen eine Anzahl sauber gebauter, großer Rundhütten mit glatt geflochtenen Einfriedigungen

Auf der Kuppe vorher ließ ich noch einmal Halt machen, weil Schirangawe uns entgegenkam und mir mitteilte, sein Vater sei noch nicht bereit, uns zu empfangen. Mir war das nicht unlieb. Je mehr Zeit dem Kigeri blieb, um so interessanter mußte sich, wie ich annahm, das Schauspiel gestalten, das uns bevorstand; denn der prächtige Empfang und die Truppenaufstellung bei Kassussura, dem König von Ussiwi, waren uns allen noch lebhaft in Erinnerung. Um wie viel großartiger mußte, mit jener verglichen, die Umgebung des weit mächtigeren Luabugiri sein!

Auffallend war es allerdings, daß wir hier nur wenige Leute, schlecht bewaffnete Wahutu, gewahrten, die durch ihre Haltung und ihr Äußeres in nichts die Nähe des Großherrn ahnen ließen.

Schließlich ward uns doch die Zeit zu lang. Ich bat Prittwitz und Kersting, mit mir zu kommen, stellte zwei Züge Askari an die Tete, und unter Paukenschlag ging es über einen freien Platz vor dem Hauptgehöft hinüber auf die Eingangspforte los.

Wir sind eben im Begriff, von unsern Mauleseln abzusteigen, als uns eine merkwürdige Gestalt entgegentritt: ein hochgebauter Mann gleich imponierend durch seine Körpergröße, wie durch seine geschmackvolle Tracht. Die mächtigen Glieder sind überreich mit Perlenschnüren geschmückt; nur die Hüften umhüllt ein fein gegerbtes Fell.

Dieser Riese — offenbar eine Art Seneschall oder Zeremonienmeister — tritt auf mich zu und bedeutet mich mit gebieterischer Gebärde, indem er mit einem weißen Stab zur Erde zeigt, Halt zu machen. Als ich ihn lächelnd ansehe und an ihm vorüberreite, malt sich sprachloses Erstaunen auf seinen Zügen. Als dann gar noch einige meiner Leute in lautes Lachen ausbrechen, eilt er in großen Sätzen wieder in den Hofraum zurück, um seinem Herrn diese unerhörte Mißachtung seiner Autorität zu melden.

Inzwischen sind wir abgesessen und haben den Hofraum betreten, den wir zu unserem Erstaunen völlig leer von Menschen finden. Nirgends zeigen sich geschmückte Krieger oder Musikanten, nur draußen sammelt sich eine schlecht bewaffnete Volksmenge an und gafft neugierig meine Träger an, die die Weisung erhalten haben, außerhalb der Palisaden zu bleiben. Mit uns sind die Askari und Diener in den Hofraum einmarschiert und haben sich zu beiden Seiten des Hoftores aufgestellt.

Im Innern tritt der erwähnte Zeremoniemeister abermals auf mich zu, diesmal aber in Begleitung eines Kollegen, der ihn an Körpergröße noch überragt. Unsere dargebotenen Hände werden unter

Zittern erfaßt, dann verschwinden die beiden Enakssöhne wiederum in einer großen, ganz neuen und wohlgeflochtenen Rundhütte.

Ich weiß in der Tat nicht, ob uns mehr ein Staunen über diese riesenhaften, an die Märchen- und Sagenwelt mahnenden Gestalten bewegte, oder das Gefühl des Komischen, angesichts des eigentümlichen Kontrastes, der zwischen der körperlichen Riesenhaftigkeit und der scheuen Angst dieser Naturkinder lag, die an hoheitsvolles Befehlen gewöhnt waren und nun plötzlich ganz fremdartigen, ihre Würde völlig ignorierenden Wesen gegenüberstanden.

Wir lassen uns indessen unsere Feldstühle bringen und setzen uns, umgeben von den Dienern, gerade vor dem hochgewölbten Eingang nieder.

Nach einer Weile treten noch mehr Würdenträger aus dem Innern der Hütte heraus, und schließlich erscheint, gebückt wegen der geringen Höhe der Eingangswölbung, zögernd und scheu auf uns blickend, der gefürchtete Kigeri selbst.

Ein niedriger Schemel, völlig mit rosa und weißen Glasperlen bestickt, wurde vor ihn hingestellt, und schwerfällig ließ sich der Riese auf ihm nieder. Schirangawe kauerte sich zu seiner Rechten und Tofik, der eine gewisse Ängstlichkeit heute nicht mehr zu verbergen vermag, zu seiner Linken auf den Matten bedeckten Boden.

Während einige Krüge Pombe vor dem Kigeri zurechtgestellt werden, haben wir Muße, ihn und seine Umgebung genauer zu mustern.

Luabugiri und seine nächsten Verwandten sind sicherlich den größten Menschen zuzuzählen, die es unter der Sonne gibt, und würden, nach Europa gebracht, außerordentliches Aufsehen erregen. Wir hatten schon öfter Gelegenheit, die Körperlänge der Wahuma zu betonen: aber, während im allgemeinen die Angehörigen dieses Hirtenvolkes hager und oft erschreckend dürr von Gestalt zu sein pflegen, fanden wir hier wundervoll proportionierte und volle Körperformen. Die Hautfarbe ist ein ganz lichtes Braun, dem durch sorgsames Einfetten ein heller Glanz verliehen wird. Das einzige, für Ruanda übrigens charakteristische Kleidungsstück dieser Riesen besteht in einem wunderbar fein und weich gegerbten, langen Streifen von Ziegenfell, der zweimal um die Hüften herumgeschlungen wird, und von dem vorn mehrere braun und weiße Schnüre bis fast auf den Boden herabhängen. Der Hüftschurz des Königs war nahezu gänzlich von Perlenstickerei in äußerst geschmackvoller Farbenordnung, weiß, rot und blau bedeckt. Amulette um den Hals, sowie zahllose fein geflochtene Armspangen und Knöchelringe vervollständigten die Kleidung. Das Haupthaar war fast wegrasiert, nur ein wulstiger Kamm, ähnlich der Raupe auf den alten bayrischen Helmen, war auf dem Kopf stehen geblieben.

Luabugiris Gesichtszüge waren von eigentümlicher Schönheit. Um die Stirn trug er einen Kranz von grünen Blättern, und sein sinnlich blickendes Auge, sowie ein grausamer, um den Mund spielen-

der Zug erinnerte unwillkürlich an die Köpfe gewisser römischer Cäsaren. Seine Bewegungen waren schwerfällig, und der ganzen Gestalt merkte man es an, daß sie des Gehens fast gänzlich entwöhnt war und meistens getragen zu werden pflegte.

Wir warteten ruhig ab, bis Luabugiri, seiner Gewohnheit getreu, angefangen hatte, mit Hülfe einer dünnen Röhre Pombe zu saugen; dann begannen wir ein zeremonielles Gespräch, das jener des öfteren unterbrach, um sein Erstaunen über unsere weiße Hautfarbe durch grunzende Töne auszudrücken. Er wollte mehrere Male unsere Knie besehen, da es ihm nicht glaublich erschien, daß unser ganzer Körper gleichfarbig sei.

Sein Sohn Schirangawe war, als er uns zum ersten Male gesehen, weit weltmännischer in der Äußerung seiner Verwunderung gewesen. Galanterweise hatte er uns damals sogar gesagt: wenn in unserem Lande die Frauen eine ebenso weiße Farbe hätten und eine solche käme nach Ruanda, so würde man sie „auf den Händen durch das ganze Land tragen".

Man sieht, daß der junge Mann unbewußt der Zivilisation schon ein gutes Stück näher gerückt war, als seine Landsleute. Sein großes Verständnis und Interesse für alles, was er von europäischer Kultur bei uns sah, und sein aufgeweckter Sinn machen es wahrscheinlich, daß es bei einer künftigen Besetzung des Landes von Vorteil sein würde, wenn er dereinst Nachfolger von Luabugiri werden könnte. Ohne Feindseligkeiten und Proteste ist jedoch seine Nachfolge in der Regierung schwerlich zu erwarten. Luabugiri, der noch im besten Mannesalter steht, besitzt nämlich die recht achtbare Zahl von neunzig Kindern. Während unserer Anwesenheit saß Schirangawe ganz demütig geduckt zu seines Vaters Füßen: er atmete sichtlich auf, als ich mich zum Gehen anschickte und die Forderung stellte, mir einen guten Lagerplatz zu zeigen. — — —

Als der Kigeri uns dann seinerseits im Lager aufsuchte, wurde er vollends neugierig wie ein Kind und schien auf unsere Kosten Witze zu machen, über die sein Gefolge jedesmal in pflichtschuldiges Lachen ausbrach.

Seine Bekleidung war bei dieser Gelegenheit eine andere als bisher: er trug diesmal eine Art Diadem mit Perlenstickerei, das oben mit langen, weißen Affenhaaren besetzt war; vom unteren Rande dieses Stirnbandes aber hingen eine Menge Perlenschnüre über das Gesicht herab, so daß er kaum hindurchsehen konnte. Das Gesicht erschien nicht mehr so aufgedunsen und hatte etwas Indianerhaftes an sich. Seinen verwöhnten Körper schützte er vor dem wieder unaufhörlich niederströmenden Regen durch Stoffe, die er aus Karagwe erhandelt haben mochte.

Seine baumlangen Verwandten — der Längste von ihnen war Kaware, dessen Provinz wir an den Ufern des Mohasi-Sees durchzogen hatten — benahmen sich bei diesem Besuch ziemlich ungeniert, so daß mir schon damals die Vertraulichkeit etwas zu „dick" wurde.

Luabugiri selbst aber, der Gefürchtete, Blutige, zeigte sich uns bald von einer ganz andern Seite.

Im Besitze einer despotischen Allgewalt, an die nach der Aussage von Landeskundigen selbst Ugandas Macht nicht entfernt heranreichen soll, hatte er es nicht für nötig befunden, sich mit einer schützenden Kriegsmacht zu umgeben. Von der Beschaffenheit und Wirkung der Gewehre hatte er noch keine Vorstellung, und so schwand denn die Furcht vor dem Fremdartigen, die ihm seine von jeglicher Kultur noch unberührte Wildheit anfangs eingegeben hatte.

Er trug sich alsbald mit dem Gedanken, möglichst ausgiebigen Nutzen von den ungebetenen fremden Gästen zu erzielen. Kaufmännische Ideen begannen in ihm lebendig zu werden, und er beschloß deshalb, mit seinen Gastgeschenken eine abwartende Haltung einzunehmen. Die sieben Krüge Pombe und 44 Ziegen, die gleich nach unserer Ankunft überbracht worden waren, reichten noch nicht annähernd für unsern Bedarf und waren überdies im Vergleich zu der Macht des Gebers ein ganz erbärmliches Geschenk. Zu kaufen gab es aber auf diesen kahlen Höhen hier oben nichts, und so war ich denn, wollte ich noch länger in der Nähe dieser interessanten Residenz verweilen, auf den Kigeri angewiesen.

Auf mein mehrfaches Ersuchen um Lieferung von Lebensmitteln ließ er die Antwort erteilen, er sei es gewohnt, zuerst zu empfangen und dann zu geben, ein Prinzip, von dem er um so weniger abweichen wolle, als er wohl von seinem Sprößling Schirangawe allerhand über die Menge der von mir mitgeführten Schätze gehört haben mochte.

Das Hin- und Herparlamentieren zog sich noch einen ganzen weiteren Tag hin, so daß meine Leute anfingen, unruhig zu werden. Sie schickten eine Deputation von Unterführern zu mir, die mich durch Bitten zum Nachgeben zu bewegen suchten. Natürlich gab ich nicht nach und machte der Abordnung klar, daß unsere Position, selbst im Falle kriegerischer Verwickelungen, eine durchaus günstige und überlegene sei. Dem Araber Abdallah, der sich am furchtsamsten benahm, mußte ich noch besonders deutlich auseinandersetzen, daß er ein ganz jämmerlicher Feigling sei. Er tat auch, als nähme er sich diesen Vorwurf sehr zu Herzen, denn er kam später heimlich zu mir in mein Zelt, um mir feierlich und in echt arabischer Übertreibung zu erklären: „Ich bin nicht feige; denn wenn du mir befiehlst, Herr, meine Hand in ein Feuer zu halten, so tue ich es unverzüglich.“ Ob der Treffliche wohl jemals von einem gewissen Mucius Scävola gehört haben mochte!

Wenn ich vorhin von möglichen kriegerischen Verwicklungen sprach, so lagen diese vorläufig noch in weitem Felde. Freilich würde eine Salve auf die kaum 500 m von uns entfernt liegende Residenz genügt haben, um den Kigeri in unsere Hände zu bringen, und wer weiß, ob uns nicht die tyrannisch unterdrückte Landbevölkerung als Befreier jubelnd begrüßt haben würde!

Sodann aber gab es noch eine schwache Seite in dem Gefühls-

leben auch dieses mächtigsten afrikanischen Potentaten: das war sein Aberglaube und im besonderen seine Scheu vor dem unheimlichen Feuerberge in seinem Lande.

Meine gelegentlich geäußerte Absicht, diesen zu besteigen, hatte er mitleidig belächelt: nun schien ein günstiger Zeitpunkt gekommen zu sein, ihm unsere Macht über den „Feuerzauber“ unmittelbar vor Augen zu führen.

Zwei gewöhnliche Leuchtraketen, die ich am Abend emporsteigen ließ, genügten schon, ihn gefügiger zu machen. Zwei Abgesandte erschienen, um sich im Namen ihres Herrn besorgt zu erkundigen, was ich denn vorhätte; zugleich versprachen sie Verpflegung und Gestellung von Trägern für den folgenden Tag. Am Morgen besuchte uns Schirangawe noch einmal, um sich die zu erwartenden Gegengeschenke anzusehen; und dann gegen Mittag meldete sich eine neue Gesandtschaft mit zwei Rindern, 64 Ziegen und 29 Trägern. Die Beziehungen waren somit wieder angeknüpft und wurden noch besser, als mir auf meine Gegengaben hin noch zwei mächtige Elefantenzähne und eine Milchkuh überwiesen wurden.

Dann rüsteten wir zum Abmarsch. Denn einmal übte der Vulkan mit seinem allabendlich erglühenden Feuerschein eine unerklärliche Anziehungskraft auf uns aus, und ferner litten meine Leute auf dem windigen Gebirgskamm außerordentlich unter der feuchten Kälte.

Immerhin schieden wir nicht ohne Bedauern von dem Ort. Hatten sich auch die vielen, zum Teil grotesken Erzählungen über den Kigeri als phantastische Gebilde erwiesen, so hatte doch die Erscheinung dieses mächtigen Potentaten in ihrer ganzen Ursprünglichkeit einen starken Eindruck auf uns gemacht.

Luabugiri ist eine der letzten Säulen der alten, innerafrikanischen Despotenherrlichkeit. Seine ererbte Nomadennatur hat er sich erhalten, und als echter Beherrscher eines Volkes, das einst ein Hirtenleben führte, zieht er noch heute — wie im frühen Mittelalter die deutschen Könige — im ganzen Lande umher, lebt nie länger als zwei Monate an ein und demselben Orte und baut sich alljährlich neue Residenzen.

Ob es Absicht von seiner Seite oder ob es Zufall war, daß wir oben im Hochgebirge mit ihm zusammentrafen, weiß ich nicht zu sagen. Jedenfalls gab die wildromantische Natur des Berglandes einen äußerst pittoresken Rahmen ab, aus dem sich die Riesengestalt dieses Bergkönigs fast märchenhaft großartig in unserm Gedächtnis abhebt.

Ehe ich nun über unsern Weitermarsch berichte, sei mir gestattet, noch einige allgemeine Angaben aus meinen Notizen über Land und Leute von Ruanda hier anzufügen.

Ruandas Geschichte ist dunkel und sagenhaft. Die Hauptschwierigkeit, auf die man bei allen Erkundungen nach früheren Zeiten und Ereignissen stößt, ist das mangelnde Verständnis der Eingeborenen über Zeitbegriffe. Wir erfahren so zwar von großen Wanderungen hamitischer Völker aus Abessinien und den Gallaländern, die mit

zahllosen Herden großhörniger Rinder nach Südwesten zogen und sich die Länder zwischen den großen Seen unterwarfen. Ob aber diese Umwälzungen 200, 500 oder 1000 Jahre zurückliegen, wird sich sehr schwer oder gar nicht feststellen lassen.

Ein mächtiges Reich, Kitara, von dem schon Speke erzählt, hat jedenfalls bestanden. Sein Mittelpunkt ist ungefähr im heutigen Unyoro zu suchen. Die dort herrschende Dynastie nannte sich die Wakintu, von denen auch die Könige von Uganda ihre Herkunft ableiten. Und wenn wir nun aus den alten Sagen der Waganda hören, daß der erste Kintu von Norden her kam, daß er in allen seinen Maßen eine übermenschliche Erscheinung war, müssen uns da nicht unwillkürlich die riesigen Gestalten des Kigeri und seiner Großen in den Sinn kommen, dieser Leute, die in ihrer äußeren Erscheinung so ganz anders sind als die Bewohner des Landes, das sie beherrschen, und die mit ihren Körpermaßen in unsere heutige Zeit gar nicht mehr zu passen scheinen?

Ferner hören wir von drei Herrschern vom Geschlecht der Ruhinda, von denen der erste die Länder Karagwe und Mpororo, der zweite Ihangiro, der dritte Ussuwi besaß. Ruhinda von Ussuwi dehnte seine Eroberungen nach Süden bis auf die Wassumbwa-Staaten aus. Urundi, das im Westen an Ussuwi grenzt, fiel dem Geschlecht der Mwesi zu.

Alle diese Staaten sind aber im Laufe der Zeit mehr oder weniger zerfallen, sei es infolge Aussterbens der Herrscherfamilien, sei es infolge gewaltsamer innerer Umwälzungen oder Angriffe von außen her. Nur Ruanda hat unter der Herrschaft des Geschlechtes der Wahinginia seine Machtstellung nicht nur nicht eingebüßt, sondern vergrößert sie noch jetzt von Jahr zu Jahr.

Ob es einen Teil des Reiches von Kitara bildete, oder ob es unabhängig neben diesem bestand, ob ferner die Ahnherren des Kigeri zu den Ruhinda und Wakintu in verwandtschaftlichen Beziehungen standen, muß dahingestellt bleiben. Luabugiris Vater hieß Mtara. Bei seinem eigenen dermaleinstigen Tode wählen die Großen des Landes einen Nachfolger unter seinen Angehörigen; zu unserm Bedauern aber erfuhren wir, daß die Aussichten unseres Freundes Schirangawe, unter seinen 89 Geschwistern als Thronfolger erkoren zu werden, sehr schlechte seien. Vielmehr bezeichnete uns der Kigeri selbst seine rechten Brüder Rubega und Lutavagisch als mutmaßliche Thronkandidaten.

Die Verwandten des Herrschers sitzen vielfach als Statthalter im Lande umher. Die übrigen Wahuma bekleiden die Stellungen von Unterchefs, oder sie leben als Besitzer von Gehöften und kleineren Gütern lediglich der Viehzucht.

Neben dieser herrschenden Klasse finden wir als große Masse die seit uralten Zeiten angesessene, ackerbauende Bevölkerung, die Wahutu, einen Bantunegerstamm, der früher verschiedene Ländchen bewohnte und demgemäß verschiedene Namen führt.

Die Masai, das typische Hirtenvolk Ostafrikas.

Nach Ludwig Ritter von Höhnel.*) 1888.

Die Masai — sie nennen sich Olmasai — sind der interessanteste und gleichzeitig der mächtigste Volksstamm unseres Forschungsgebietes. Selbst dem Laien müssen die hervorstechenden Unterschiede auffallen, welche zwischen diesem Volke und den südlicher wohnenden Negern bestehen. In der Tat haben wir es mit einer verschiedenen Negerrasse zu tun. Während die südlichen Völker zur großen Bantufamilie gehören, bilden die Masai das südliche Glied der weiter nach Norden reichenden nilotischen Völkergruppe. Diese ragt wie ein Keil mitten zwischen die Bantustämme hinein. Die nördlicher wohnenden Kamassia, Suk, Turkana, Karamoyo und Lango stellen den Zusammenhang mit den Schilluk und Bari, also mit den am Nil wohnenden Stämmen her. Das Gebiet, welches die Masai bewohnen, reicht im Süden bis zum 6. Grade Südbreite. Dessen Ostgrenze folgt dem Oberlaufe des Panganiflusses, dann dem Lederiekflusse und geht um den Nordfuß des Kilimandscharo herum bis Kimangelia. Von da hat man eine Linie bis Ngongo Bagaß und der Westgrenze des Kikujulandes entlang bis zum Westflusse des Kenia zu ziehen. Die Nordgrenze wird ungefähr durch eine von der Mündung des Guasso Narok in den Guasso Njiro nach Südwesten gezogene Linie gegeben. Die Westgrenze ist nicht genau bekannt, dürfte jedoch im allgemeinen mit dem Meridian 35° 40′ östl. von Greenwich übereinstimmen.

Ihr Land teilen die Masai in Gebiete und diese wieder in Bezirke ein. Das südlichste Gebiet heißt Kibaya. Die Umgebung des Meru und des Kilimandscharo bildet das Gebiet Sigirari. Unterabteilungen desselben sind Leitokitók und Ndschiri. An Sigirari schließt sich im Norden das Gebiet Matumbato, weiterhin Kapotéi; westlich davon liegt Doglan. Die Landschaft nördlich vom Niawaschasee heißt Kinangop, und das westlich vom Kenia gelegene Hochland Leikipia.

Die Masai sind ein ausgesprochenes Hirtenvolk. Ein Herum- und Durcheinanderwandern kommt jedoch nur innerhalb der eigenen Bezirksgrenzen vor und findet nur statt, wenn es die augenblicklichen Weideverhältnisse erfordern.

Die Masai halten fest an ihren eigentümlichen Sitten und Gebräuchen und haben sich ihre Ursprünglichkeit zu bewahren gewußt, indem sie Vermischungen mit anderen Völkern nicht eintreten ließen. In ihrer äußeren Erscheinung haben sie wenig vom Negertypus. Sie sind schlank gewachsen und im allgemeinen über mittelgroß. Die Muskelentwicklung ist gering, die Hautfarbe ein durchscheinendes Schokoladenbraun, das Kinn spitz und vorstehend, die Nase weniger breit als beim echten Neger. Die Lippen sind schmal, die Augen auffallend lang geschlitzt und horizontal gestellt. Das Haar ist wohlgekräuselt, doch viel feiner als bei den Bantunegern, und der Haar-

*) „Zum Rudolph-See und Stephanie-See". Wien 1892.

wuchs meist weniger üppig. Der Körper ist kräftig, ebenmäßig entwickelt, Hand- und Fußgelenke sind aufffallend schmal. Der Gesichtsausdruck junger Männer hat nach unseren Begriffen häufig etwas Frauenhaftes, und einnehmende Gesichtszüge sieht man weit öfter bei Männern als bei Frauen, welche im allgemeinen ein mehr negerhaftes Profil haben; auch ist ihr Haar krauser und die Hautfarbe durchschnittlich vielleicht um einen Schatten dunkler. Die jungen unverheirateten Mädchen sind indes ganz nette und anziehende Erscheinungen, schrumpfen jedoch als Frauen bald zu häßlichen, welken Gerippen zusammen, während die bevorzugte Männerwelt auch im reifen Alter ihre schöne ebenmäßige Gestalt behält.

Als kleine Kinder heißen die Masai „ngerai", die noch kindisch angelegten Knaben nennt man „lajón", die halbwüchsigen Burschen „barnoti". Aus dem „barnoti" wird ein „morán", aus diesem ein „moruo". Die jungen unverheirateten Mädchen heißen „doje" (in der Mehrzahl „ditto"), die verheirateten Frauen „sjangiki". Alte Frauen werden „gogo", ganz alte „gogo oláj" angesprochen.

Der 12—14 Jahre alt gewordene Barnoti muß sich einer Beschneidungsoperation unterziehen, worauf er sich in Gesellschaft seiner Leidensgefährten in den Busch begibt, um durch zwei bis drei Wochen mit Pfeilen kleine Vögel zu schießen. Einer ähnlichen Verstümmelung entgeht übrigens die Doje nicht. Darauf tritt sie jedoch in die Welt, d. h. sie verläßt den väterlichen Kral und zieht ins Kriegerdorf, wo sie einige ideal schöne Jahre verlebt, bis sie geheiratet, d. h. gekauft wird. Die Landessitte will es nämlich, daß die Verheirateten und die Unverheirateten in getrennten Kralen leben. Hätten wir z. B. den beiden Bumba einen Besuch gemacht, welche sich in der Nähe unseres Massimanilagers befanden, so würden wir dort nur ältere, verheiratete Männer, Frauen und kleine Kinder angetroffen haben. Die junge Welt lebt für sich, oft mehrere Tagereisen weit entfernt von den väterlichen Hütten in eigenen Kralen; das sind die bumba a moran, die Kriegsdörfer.

Wenn der Barnoti das Alter von 15—16 Jahren erreicht hat, wird er Moran, d. h. Krieger, und verläßt ebenfalls den väterlichen Kral. Bisher hatte er bei seinen Eltern und jüngeren Geschwistern gewohnt, hatte Fleisch und Vegetabilien gegessen und Milch, oder was es sonst eben gab, getrunken. Das hört nun alles auf. Der Moran muß ausschließlich von Fleisch oder von Milch leben, darf darin jedoch abwechseln. Daß er vor dem Übergang von Milch- zur Fleischnahrung und umgekehrt stets erst ein Brechmittel einnimmt, wie andere Reisende erzählen, mag richtig sein, doch konnten wir nichts Genaueres darüber erfahren. Fleisch irgend einer Wildart rührt überhaupt kein Masai an. Der Moran darf aber auch weder Pflanzenkost noch Honigbier zu sich nehmen, ebensowenig Tabak kauen oder schnupfen, und er wird eher seine kuhledernen Sandalen benagen als in Bezug auf Nahrung gegen die althergebrachte Sitte verstoßen. Bei längeren Wanderungen machen sie insofern eine kleine Ausnahme,

als sie das überall im Lande häufige Akazienharz (Gummi) kauen. Ihre Mahlzeiten bestehen in gekochtem oder leicht angebratenem Fleisch oder frischer und geronnener Kuhmilch. Milch zu kochen ist das größte Verbrechen in ihren Augen, selbst wenn es ein Fremder tut. Aus dem Grunde verkaufen sie auch nur sehr ungern Milch. Dem gekochten Fleisch setzen sie eine Rinde zu, welche die Suppe, die sie trinken, rot färbt. Ihre Mahlzeiten nehmen sie stets abseits, tunlichst ungesehen ein und geben sich dabei, wenn möglich, einer ganz unglaublichen Völlerei hin.

Außer dieser Veränderung in der Lebensweise tritt beim herangewachsenen Moran auch eine solche in seinem Äußern ein. Er erhält von seinem Vater nun einen wirklichen Speer mit fast meterlanger Klinge, einen großen ovalen Schild aus Büffelhaut, mit dem Gebietswappen in weißer, roter und schwarzer Farbe an der Außenseite, ferner ein langes gerades Schwert und eine zierliche Keule aus schwerem, eisenharten Holze oder aus dem Horne vom Nashorn geschnitzt. Gewehre haben bisher noch keinen Eingang im Masailande gefunden; verhältnismäßig selten sieht man Bogen und Pfeil anstatt der Speere; selbstgefertigt sind die Sachen nicht.

Mit seinen Waffen zieht der junge Moran hinaus in den Morankral seines Bezirkes, wo er mit den übrigen Kriegern und den bereits mannbaren, jedoch noch unverheirateten Mädchen ein freies Liebes- und Soldatenleben führt.

Als Moran ist der Masai frech, aufgeblasen, leicht erregbar und diebisch. Sein heißester Wunsch geht danach, seine Waffen in Blut zu tauchen, und wenn es auch nur das eines verirrten oder halb verhungert zurückgebliebenen Trägers ist. Seine eigentlichen Pflichten bestehen in der Sorge für die Sicherheit des Bezirkes. Aus diesem Grunde befinden sich die Morankrale stets an den bedrohtesten Grenzorten.

Die Krale bestehen aus niedrigen, flachen, $1^1/_2$—2 m hohen und 3—$3^1/_2$ m im Durchmesser haltenden Bauten, die wie aus dunkler Pappe gemacht aussehen. Sie sind im Kreise angeordnet und kleben nach Art der Bienenwaben aneinander. Im Innern des Kreises stehen noch einzelne kleinere Bauwerke, welche zum Nachtschutz für junge Kälber und Ziegen dienen. Die Einwohnerzahl der Krale ist sehr verschieden und beträgt ausnahmsweise auch 1000 und mehr Seelen. Wenn der Weidewechsel ein Wandern und Verlassen der Bumba notwendig macht, wird das Gestäbe der Hütten häufig mitgenommen. Damit und mit den wenigen, in Milchgefäßen, Strohmatten, Töpfen und rauchgaren Ochsenhäuten bestehenden Habseligkeiten werden die Esel und Tragochsen beladen und die Weiber bepackt, und so wird weitergewandert. Am neuen Weideplatz angelangt, ist es dann wieder Sache der Weiber, die Bumba aufzubauen.

Die Morankrale unterscheiden sich von den Kralen der Verheirateten durch den Mangel einer Dornhecke, mit welcher die letzteren stets umzäunt sind. Eine Hauptaufgabe ihres Lebens sehen

die Moran im Viehraube, zu welchem Zwecke sie oft lang dauernde Züge nach fernen Länderstrichen unternehmen. Eine gewöhnlichere Zerstreuung ist ihnen das Erschrecken von Händlerkarawanen, um sie gefügiger und freigebiger zu machen.

Die Ordnung im Krale hält ein älterer, gewählter Moran aufrecht. Er ist der Leigwoanan, der Führer im Kampfe, der Sprecher bei Beratungen und bei Tributverhandlungen. Vereinigen sich sämtliche Moran eines Gebietes, um einen Raubzug auszuführen, dann hat ein ebenfalls gewählter Gebietsleigwoanan die Führung. Ebenso gibt es einen obersten Leigwoanan für das ganze Masailand. Es dürfte dies der Gebietsleigwoanan von Sigirari sein. Außerdem haben sie Gebietsleibone (Medizinmänner) und einen obersten Masaileibon Namens Mbatian. Er ist hoch angesehen, seiner Zauberkräfte wegen außerodentlich gefürchtet, und seine Kunst hat ihn zum vermögendsten Masai gemacht. Er soll am Ngare na Erobi, am Nordwestabhange des Kilimandscharo leben. Nach der Erzählung Astor Chanler's soll er ein sehr alter, halb erblindeter Greis sein, von welchem Europäer ängstlich ferngehalten werden; es hat ihn bisher auch noch keiner zu sehen bekommen.

An den Raubzügen nehmen im allgemeinen keine Moruo (verheiratete Männer) teil. Die Vorbereitung zu einem solchen Kriegszuge besteht der Hauptsache nach in einer längere Zeit dauernden Schlemmerei in Fleisch und Blut und in der Entsendung einer Gesandschaft zu Mbatian, um Rat und Kriegsmedizin zu holen. Die Dauer dieser Mastzeit, welche sie „ndorossi" nennen, hängt von der Bedeutung des Kriegszuges ab und beträgt oft mehrere Monate. Zweck derselben ist, Kraft und Mut zu erlangen. Die ganze Zeit der Vorbereitung bringen die Krieger in Walddickichten zu, da sie während derselben mit der übrigen Gemeinschaft keinerlei Verkehr haben dürfen.

Hinter dem selbstbewußten Auftreten der Moran steckt gewöhnlich mehr Anmaßung und Unverschämtheit als wirklicher Mut, und sollten sie ihre Siege mit den Waffen allein zu erkämpfen haben, dann würde es mitunter vielleicht schlecht um sie stehen. Ein Hauptteil ihrer Erfolge fällt zweifelsohne der recht wirkungsvollen Kriegstoilette zu. Das kurze Mäntelchen aus braunbehaartem Ziegenleder, das der Moran gewöhnlich an der rechten Schulter geknotet trägt, windet er wie einen Strick zusammen und trägt es als Gürtel. Den überflüssigen Schmuck läßt er zu Hause, und schnallt dafür an den Knien eine eiserne Schelle an. Kopf und Schultern werden reichlich mit rotgefärbtem Fett bestrichen, sodaß sie wie von Blut triefend aussehen. Auch der Speer wird damit beschmiert. Unterhalb der Knie befestigt er jederseits einen Streifen des Colobusaffenfelles, der mit dem langen Behang schön weißer Haare nach vorne zu wegsteht. Auf dem Rücken, als Mantel, trägt er die Naibere, ein wallendes Stück weißen Zeugs, das in der Mitte mit einem buntfarbigen Besatz versehen ist. Darüber kommt ein großer, reicher Federkragen aus schwar-

zen Geierfedern und um das Gesicht die Kriegsmaske, ein Kranz in Leder gefaßter, schwarzer Straußenfedern. So angetan, stürmt er dahin, den Schild in der Linken, den hochgehobenen, stoßbereiten Speer in der Rechten, mit fliegendem Mantel und teuflischem Geschrei. Einem solchen Anblicke gegenüber erfaßt die angegriffenen Eingeborenen meist ein lähmendes Grauen, und in atemloser Flucht weicht alles zurück, ohne es erst auf den Kampf ankommen zu lassen. Wer sich indes durch den Anblick eines phantastisch aufgeputzten Wilden mit geschwungenem Speere nicht einschüchtern läßt, dem braucht auch vor den Masai nicht bange zu werden.

Glaubt der Moran genügend mitgemacht zu haben, oder stirbt sein Vater und er hat die Erbschaft anzutreten, dann tritt er aus dem Morankrale aus, heiratet und wird damit ein Moruo. Er kauft sich so viele Frauen, als die Wartung seiner Herden erfordert, denn er heiratet nicht aus Liebe, sondern um Arbeitskräfte zu erlangen. Die früheren Manieren eines Moran legt er ab und wird ein ruhiger, meist ganz angenehmer Mensch. Als sichtbares Zeichen seiner gesellschaftlichen Metamorphose trägt er an jedem Ohr eine große Scheibe aus dickem, spiralig zusammengewundenem Messingdraht. Den guten langen Speer und den Schild gibt er vielleicht seinem jüngeren Bruder, oder er vertauscht sie gegen Vieh, denn jedes dieser Waffenstücke ist ihnen unter Brüdern eine Kuh wert. Er selbst begnügt sich mit einem schlechten Speer oder mit Bogen und Pfeil. Nun darf er sich auch einen abwechslungsreichen Tisch gestatten, darf Bohnen, Mais, Bananen von Kikuju oder vom Kilimandscharo essen, Honigbier trinken und Tabak schnupfen oder solchen mit Natronsalz vermischt kauen; dafür gibt es für ihn seltener Fleisch, wenigstens solches von Ochsen.

Zwei Besuche bei einem ostafrikanischen Kriegshäuptling.

Der König Mirambo wurde seinerzeit der Napoleon Ostafrikas genannt. Sein Leben und seine Herrschaft waren kurz. 20 Jahre vor seinem Tode wußte man noch nichts von ihm und heute, das sind noch nicht einmal 20 Jahre nach seiner Ermordung, weiß kaum noch einer in Afrika von ihm mehr zu erzählen als eine dunkle Sage. Man spricht schon von ihm mit Worten wie: „Man sagte,“ „er soll einmal,“ — mit Ausdrücken, die es einem so recht klarmachen, wie schnell so ein großer König aus den kurzlebigen Geschichtsannalen der ostafrikanischen Savanne verschwindet. Dieser Mirambo hatte einmal das ganze Gebiet zwischen dem Victoria und dem Tanganjika beherrscht, war ein gefährlicher Gegner der damals schon gewaltigen Araber, unterwarf sämtliche Könige und machte nur an der Grenze eines einzigen Reiches einmal Halt, — das war an der Grenze Ruandas.

Es muß besonders interessieren, mehrere Urteile und Erzählungen von einem solchen Herrscher zu hören. Es ist in der Literatur

selten so glücklich alles das vertreten, was man gern hören möchte, — vertreten in zwei Werken, in dem Werke Hermann Wißmanns, der als Fremdling und als Freund Mirambos ihn kennen lernte, und in dem Werke Stanleys, der ihm gemeinsam mit den Arabern von Osten her entgegentrat, und — vor ihm fliehen mußte!

1. Stanley über Mirambo (1872).*)

Dieser Mirambo von Ujoweh war, wie es scheint, in den letzten Jahren in einem Zustand chronischer Unzufriedenheit mit der Politik der benachbarten Häuptlinge gewesen. Früher Lastträger eines Arabers, hatte er jetzt mit der Gewandtheit, wie sie gewissenlosen Schurken eigen, die sich nicht darum kümmern, auf welche Weise sie zur Gewalt kommen, die Königswürde an sich gerissen. Als der Häuptling von Ujoweh starb, zog Mirambo, das Haupt einer die Wälder von Wiljankuru unsicher machenden Räuberbande, plötzlich in Ujoweh ein und machte sich mit Gewalt zum obersten Herrn. Einige glückliche Kriegszüge, welche er zur Bereicherung aller derer ausführte, die seine Autorität anerkannten, befestigten seine Stellung. Doch war dies nur der Anfang. Er trug den Krieg durch Ugara nach Ukonongo, durch Usagosi an die Grenze von Uvinsa, und nachdem er die über drei Breitengrade zerstreute Bevölkerung vernichtet hatte, plante er einen Ausfall gegen Mkasiwa und die Araber, weil sie ihn nicht in seinen ehrgeizigen Plänen gegen ihren Verbündeten und Freund, mit dem sie in Frieden lebten, unterstützen wollten.

Die erste Freveltat, welche sich dieser verwegene Mann gegen die Araber erlaubte, bestand darin, daß er eine nach Udschidschi bestimmte Karawane aufhielt und von derselben 5 Fässer Schießpulver, 5 Gewehre und 5 Ballen Tuch verlangte. Die außerordentliche Forderung wurde, nachdem man mehr als einen Tag im wildesten Streit zugebracht hatte, bezahlt. Wenn aber die Araber schon über die ungeheuere Abgabe, die ihnen abverlangt wurde, erstaunten, so waren sie noch mehr entsetzt, als sie den Befehl erhielten, sich wieder auf den Weg zurückzubegeben, auf dem sie hergekommen, und vernahmen, daß keine arabische Karawane mehr durch dieses Land nach Udschidschi ziehen solle, — es sei denn über Mirambos Leiche.

Bei der Rückkehr der unglücklichen Araber nach Unjanjembe teilten sie diese Tatsachen Scheikh Said bin Salim, dem Gouverneur der arabischen Kolonie, mit. Dieser alte Mann, der sehr gegen den Krieg war, versuchte natürlich jedes Mittel, Mirambo dazu zu bewegen, sich wie früher mit Geschenken zufrieden zu geben. Mirambo aber war diesmal hartnäckig und fest entschlossen, Krieg zu führen, wenn ihm die Araber nicht in seinen Kriegszügen gegen den alten Mkasiwa, Sultan der Wanjamwesi von Unjanjembe, beistünden.

„So stehen die Angelegenheiten jetzt," sagte Khamis bin Abdul-

*) Nach Henry M. Stanley: „Wie ich Livingstone fand". Bd. I. Leipzig 1885.

sah in einer hierauf folgenden Ratsversammlung. „Mirambo sagt, jahrelang wäre er gegen die benachbarten Waschensi im Kriege gewesen und immer siegreich dabei geblieben. Das jetzige sei ein großes Jahr für ihn, er wolle die Araber und die Wanjamwesi von Unjanjembe vertreiben und über dieses Land an Stelle von Mkasiwa herrschen. Kinder von Oman, soll das sein? Sprich, Salim, Sohn von Saif, sollen wir diesem Mschensi (Heiden) entgegenziehen oder auf unsere Insel (Sansibar) zurückkehren?"

Ein Beifallsgemurmel folgte der Rede des Khamis bin Abdullah, da die Mehrzahl der Anwesenden junge Leute und begierig waren, den frechen Mirambo zu züchtigen. Salim, der Sohn Saifs, ein alter Patriarch, der langsam sprach, versuchte die Leidenschaften der jungen Leute, Sprößlinge der Aristokratie von Maskat und Muttrah und Beduinen der Wüste, zu besänftigen. Aber Khamis' kühne Worte hatten einen zu tiefen Eindruck auf ihre Gemüter gemacht.

Soud, ein stattlicher Araber, der Sohn Saids, des Sohnes Madschids, sagte: „Mein Vater pflegte mir zu erzählen, wie er sich der Tage erinnere, wo die Araber durch das Land von Bagamojo bis Udschidschi, von Kilwa bis Lunda, von Usenga bis Uganga nur mit Stöcken bewaffnet ziehen konnten. Jene Tage sind vorüber. Wir haben die Unverschämtheit der Wagogo lange genug geduldet. Swaruru von Usui nimmt uns gerade ab, was er will; und jetzt haben wir es gar mit Mirambo zu tun, welcher, nachdem er fünf Ballen Tuch als Tribut von einem einzigen Manne genommen, uns erklärt, eine arabische Karawane solle nur über seine Leiche nach Udschidschi gelangen können. Sind wir bereit, das Elfenbein von Udschidschi, Urundi, Karagweh oder Uganda um dieses einen Mannes willen aufzugeben? Ich sage, Krieg — Krieg, bis wir seinen Bart unter unsere Füße getreten, Krieg, bis das ganze Ujoweh und Wiljankuru zerstört ist; Krieg, bis wir wieder durch jeden Teil des Landes nur mit dem Spazierstock in der Hand reisen können!"

Der allgemeine Beifall, welcher der Rede Souds folgte, bewies über allen Zweifel, daß wir im Begriff waren, Krieg zu bekommen. Ich dachte an Livingstone. Wenn dieser nun eben jetzt nach dem von Krieg überzogenen Unjanjembe zu marschieren im Begriff war?

Als ich hörte, daß die Araber die Absicht hatten, den Krieg rasch innerhalb 14 Tagen zu beenden, da Ujoweh nur vier Märsche weit entfernt war, so erbot ich mich freiwillig dazu, sie zu begleiten, meine belasteten Karawanen bis Mfuto mitzunehmen, sie daselbst unter Bedeckung einiger Wachen zu lassen und mit den übrigen und der arabischen Armee weiter zu marschieren. Dann hoffte ich, es würde möglich werden, nach der Besiegung von Mirambo und seiner Waldbanditen — der Ruga-Ruga — meine Expedition auf dem jetzt versperrten Wege direkt nach Udschidschi zu führen. Die Araber waren ihres Sieges sehr sicher, und ich teilte ihre hoffnungsvolle Anschauung. — — —

Als wir hinauszogen aus der Feste Mfuto, mit fliegenden Ban-

nern, welche die verschiedenen Befehlshaber bezeichneten, mit schallenden Hörnern und 50 lärmenden Baßtrommeln oder Gomas, unter reichlichen Segnungen der Mollahs und glücklichen Prophezeiungen der Wahrsager und Korandeuter, — wer hätte da vorhersagen können, daß diese große Macht noch vor Ablauf einer Woche in dieselbe Feste Mfuto vollständig entmutigt und demoralisiert so rasch wie möglich zurückkehren würde?

Das Datum, an dem wir Mfuto verließen, um in den Krieg mit Mirambo zu ziehen, war der 3. August. Alle meine Güter waren in Mfuto aufgespeichert und fertig, um nach Udschidschi transportiert zu werden, sobald wir über den afrikanischen Häuptling gesiegt hätten oder wenigstens für alle Fälle gesichert sein würden.

Lange ehe wir Umanda erreichten, befand ich mich in meiner Hängematte von wütenden Wechselfieberanfällen heimgesucht, die erst spät in der Nacht aufhörten.

In dem sechs Stunden von Mfuto entfernt liegenden Umanda beschmierten sich die Krieger mit der Medizin, welche die Weisen für sie fabriziert hatten und die aus einer Mischung von Matamamehl und dem Saft eines Krautes bestand, dessen Eigenschaften nur den Waganga der Wanjamwesi bekannt sind.

Am 4. August um 6 Uhr morgens waren wir wiederum marschfertig; vorher wurde jedoch das Manneno oder die Rede von dem Redner der Wanjamwesi gehalten:

„Worte, Worte, Worte! Hört, ihr Söhne von Mkasiwa, ihr Kinder von Unjamwesi! Der Marsch liegt vor euch, die Diebe des Waldes erwarten euch. Ja, sie sind Diebe, denn sie plündern eure Karawanen, sie stehlen euer Elfenbein, sie morden eure Frauen. Sieh da, die Araber sind bei euch, die El Wali des arabischen Sultans, und der weiße Mann ist bei euch. Geht hin, der Sohn von Mkasiwa ist bei euch! Kämpft, tötet, macht Sklaven, nehmt Tuch, nehmt Vieh, tötet es, eßt es und macht euch satt. Geht!"

Lautes wildes Geschrei folgte dieser kühnen Anrede. Die Tore des Dorfes wurden geöffnet und blau, rot und weiß gekleidete Soldaten stürzten hinaus wie Athleten und feuerten ihre Flinten beständig ab, um sich durch den Lärm zu ermutigen oder Schrecken in das Herz derer zu jagen, die uns in dem stark umhegten Simbiso, der Ortschaft des Sultans Kolongo, erwarteten.

Da Simbiso nur fünf Stunden von Umanda entfernt ist, kamen wir um 11 Uhr in Sicht desselben. Wir hielten am Rande des bebauten Landes, welches dasselbe samt seinen Nachbarvölkern umgibt, im Schatten des Waldes. Strenger Befehl war von den verschiedenen Häuptlingen erteilt worden, nicht eher zu feuern, als bis sie in Schußweite von der Boma entfernt seien.

Khamis bin Abdullah schlich durch den Wald nach dem Westen des Dorfes. Die Wanjamwesi nahmen ihre Stellung vor dem Haupttore und wurden von den Truppen von Soud, dem Sohne Saids, auf der Rechten und dem Sohn von Habib auf der Linken unterstützt.

Abdullah, Mussud, ich selbst und andere trafen Vorbereitungen, die Ostpforte anzugreifen, wodurch das ganze Dorf, mit einziger Ausnahme der Nordseite, wirksam eingeschlossen war.

Plötzlich wurde ein Gewehrfeuer auf uns eröffnet, während wir aus dem längs des Weges nach Unjanjembe sich hinziehenden Walde herauskamen, in der Richtung, wo man den Anblick des Feindes erwartet hatte, und sofort begannen die Angriffstruppen in prächtigster Weise darauf loszufeuern. Es kamen zwar einige lächerliche Szenen vor, wo sich Leute anstellten, als ob sie feuerten, dann aber mit der Behendigkeit hüpfender Frösche auf die Seite, vor- oder rückwärts sprangen. Die Schlacht wurde jedoch darum nicht weniger im Ernst geliefert. Die Hinterlader meiner Leute verschlangen meine Metallpatronen viel schneller, als ich es gern sah. Zum Glück jedoch ließ das Feuern nach und lustig stürzten wir vom Westen, Süden, Osten ins Dorf, durch Tore und über hohe Umzäunungen, die es umgaben. Die armen Bewohner flohen aus dem Gehege, von den raschesten Läufern unserer Truppe verfolgt und von hinten mit Kugeln aus den Hinterladern und Jagdflinten beschossen.

Das Dorf war stark verteidigt, und es fanden sich nicht mehr als 20 Leichname darin, da die feste, dicke Holzumzäunung eine vortreffliche Schutzwehr gegen unsere Kugeln gebildet hatte.

Von Simbiso zogen wir, nachdem wir eine hinreichende Truppenmacht daselbst zurückgelassen, weiter und hatten in einer Stunde die Umgebung vom Feinde gesäubert und noch zwei Dörfer genommen, die geplündert und den Flammen übergeben wurden. Einige Elfenbeinzähne und etwa 50 Sklaven, sowie eine Masse Korn bildete die Beute, welche den Arabern zufiel.

Am 5. durchstreifte eine Abteilung Araber und Sklaven, in Stärke von 700 Mann, die Umgebung und trug Feuer und Verwüstung bis an die Boma von Wiljankuru hin.

Am 6. führte Soud bin Said und etwa 20 junge Araber eine Truppe von 500 Mann gegen Wiljankuru selbst, wo man annahm, daß Mirambo sich aufhalte. Eine andere Abteilung zog in die niedrigen, bewaldeten Berge, die etwas nördlich von Simbiso liegen, wo sie einen jungen Walddieb im Schlaf überraschten, dem sie den Kopf vollständig umdrehten und darauf abschnitten. Eine dritte Abteilung machte sich nach Süden auf und brachte einem Teil von Mirambos Buschräubern eine Niederlage bei.

Am Morgen war ich nach Said bin Salims Tembe gegangen, um ihm vorzustellen, wie nötig es sei, das lange Gras im Walde von Simbiso niederzubrennen, da es doch vielleicht Feinde verbergen könne. Bald darauf jedoch bekam ich einen Anfall von Wechselfieber, der mich niederwarf und nötigte, mich in mein Lager zu begeben und in wollene Decken zu hüllen, um zu schwitzen, was ich aber nicht eher tat, als bis ich Shaw, meinem europäischen Diener, und dem eingeborenen Karawanenführer Bombay, verbot, irgend einen meiner Leute aus dem Lager zu lassen. Ich hörte jedoch bald darauf von

Selim, daß mehr als die Hälfte derselben ausgezogen war, um mit Soud bin Said Wiljankuru anzugreifen.

Etwa um 6 Uhr abends wurde das ganze Lager von Simbiso durch die Nachricht erschreckt, daß alle Araber, die Soud bin Said begleitet, getötet, und mehr als die Hälfte seiner Mannschaft erschlagen worden sei.

Dieser plötzliche Angriff eines Feindes, den man für besiegt gehalten, hatte die Mannschaft so demoralisiert, daß sie ihre Beute im Stich ließ und insgesamt davonlief. Erst nachdem die Leute einen weiten Umweg durch die Wälder gemacht, kehrten sie nach Simbiso zurück, um ihre traurige Geschichte zu erzählen.

Die Wirkung dieser Niederlage ist gar nicht zu beschreiben. Es war unmöglich zu schlafen vor dem Geschrei der Weiber, deren Männer gefallen waren. Die ganze Nacht heulten und wehklagten sie, und dazwischen hörte man das Stöhnen der Verwundeten, denen es gelungen war, vom Feinde unbemerkt, durch das Gras davonzuschleichen. Während der ganzen Nacht kamen immer neue Flüchtlinge an; von keinem meiner Leute aber, die totgesagt waren, wurde je wieder etwas gehört.

Am 7. zogen wir uns traurig und mißtrauisch zurück; die Araber beschuldigten sich gegenseitig, daß sie den Krieg angefangen, ohne vorher alle friedlichen Mittel erschöpft zu haben. Stürmische Kriegsversammlungen fanden statt, worin einige den Vorschlag machten, sofort nach Unjanjembe zurückzukehren und in den Häusern zu bleiben. Khamis bin Abdullah tobte als beschimpfter Fürst gegen die elende Feigheit seiner Landsleute los. Diese stürmischen Versammlungen und Vorschläge zum Rückzug wurden alsbald im ganzen Lager bekannt und trugen mehr als irgend etwas anderes dazu bei, die verbündeten Truppen der Wanjamwesi und die Sklaven vollständig zu demoralisieren. Ich sandte Bombay zu Said bin Salim mit dem Rat, nicht an einen Rückzug zu denken, da dies nur Mirambo ermutigen würde, den Kriegsschauplatz nach Unjanjembe zu verlegen.

Nachdem ich Bombay mit dieser Botschaft abgeschickt, schlief ich ein, wurde aber ungefähr um 1/22 Uhr nachmittags von Selim mit den Worten aufgeweckt: „Herr, stehen Sie auf, alles läuft fort und Khamis bin Abdullah zieht selbst auch davon.“

Mit Hilfe von Selim kleidete ich mich an und wankte zur Tür. Mein erster Anblick war, wie Thani bin Abdullah fortgeschleppt wurde. Als er mich erblickte, rief er: „Bana, rasch, Mirambo kommt!“ Dann machte er sich ans Laufen und zog sich seine Jacke an, während ihm die Augen vor Schrecken fast aus den Augenhöhlen zu treten schienen. Khamis bin Abdullah war auch im Begriff, als letzter Araber abzuziehen. Zwei meiner Leute wollten ihm eben folgen; doch gab ich Selim den Befehl, diese mit einem Revolver zum Bleiben zu zwingen. Shaw sattelte seinen Esel mit meinem Sattel, in der Absicht, mich zu verlassen und der Barmherzigkeit Mirambos anheimzugeben. Es blieben mir nur Bombay, Mabruki-Speke und Dschanda, welcher sein

Mittagsessen mit Gemütsruhe verzehrte, Mabruck Unjanjembe, Mtamani, Dschuma und Sarmian, also nur sieben von fünfzig. Alle waren weggelaufen und schon jetzt über alle Berge, außer Uledi (Manwa Sera) und Saidi, welche Selim mit dem geladenen Revolver zurückgebracht hatte. Selim erhielt nun den Befehl, meinen Esel zu satteln, und Bombay mußte Shaw beim Satteln des seinen behilflich sein. In wenigen Augenblicken befanden wir uns auf dem Wege, wobei die Leute sich immer nach dem verfolgenden Feinde umsahen und die Esel mit Erfolg tüchtig antrieben, denn diese gingen im scharfen Trabe, was mir große Schmerzen verursachte. Gern hätte ich mich hingelegt, um zu sterben, das Leben hatte aber doch noch Reiz für mich und ich hatte noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, meine Mission glücklich zu Ende führen zu können. Mein Geist war lebhaft mit allerlei Plänen beschäftigt während der langen einsamen Nachtstunden, die wir dazu brauchten, um Mfuto zu erreichen, wohin die Araber sich zurückgezogen. In dieser Nacht fiel Shaw von seinem Esel und wollte nicht aufstehen, obgleich wir ihn dringend darum baten. Da ich selbst nicht verzweifelte, so wünschte ich auch nicht, daß Shaw alle Hoffnung aufgeben solle. Er wurde also wieder auf sein Tier gehoben und je ein Mann ihm zur Seite gestellt, um ihn zu unterstützen. So ritten wir durch die Dunkelheit. Um Mitternacht erreichten wir Mfuto sicher und wurden sofort in das Dorf hineingelassen, aus dem wir so tapfer hinauszogen und in das wir so schmachbeladen zurückkehrten.

2. Wißmann über Mirambo. (1883.)*)

Aus dem Tore der Umzäunung trat, von zwei Alten gefolgt, Mirambo mir entgegen. Wir standen uns einen Augenblick mit musternden Blicken gegenüber, dann trat er auf mich zu, gab mir die Hand und führte mich über zwei durch Befestigungen getrennte Ringhöfe auf einen Platz vor seinem Wohnhause, wo wir uns im Schatten eines dicht belaubten Baumes niederließen.

Mirambo war ein Mann von ca. 50 Jahren, hohen, sehnigen Wuchses mit einem feinen Hüftentuch, sowie einfachem grauen europäischen Rock bekleidet. Das Haupt etwas geneigt und ein freundliches, stillvergnügtes Lächeln auf dem mageren Gesicht, das einen leidenden Ausdruck hat, bot er in leisem Tone und langsamer Rede mir ein Willkommen. Hierauf drückte er seine Verwunderung aus über die lange Reise, die ich zurückgelegt und besonders, daß ich mit so geringer Macht Uha durchzogen hätte. Bescheiden, fast schüchtern war sein Wesen, mild seine Sprache und der ruhige Ausdruck seiner Züge

*) Nach Hermann Wißmann: „Unter Deutscher Flagge quer durch Afrika“, Berlin 1889. — Wißmann hatte als erster Europäer von Westen her mit Pogges Hülfe den Kongo und dann den Tanganjika erreicht. Er trat selbständig und nicht in Begleitung eines Arabers Mirambo entgegen.

ward nur durch eine feine Tätowierung auf der Stirn, die einer starken Zornader glich, gestört. Es hätte kaum jemand in diesem ruhigen Mann den großen Krieger, der Ostafrika erzittern machte, erkennen können.

Mirambo bot mir eine Wohnung an, erlaubte mir aber dann auf meinen Wunsch, mein Zelt im Schatten des schönen Baumes aufzuschlagen, nur stellte er die Bedingung, daß keiner meiner Leute in diesem innersten Hofe übernachten, und auch nur meine Diener bei Tage ihn betreten dürften.

In einen eisernen Lehnstuhl gehockt, mit aufgezogenen Beinen, rieb er unausgesetzt nervös mit einem Stückchen Holz die Zähne, oder kaute auf demselben.

Mirambo, so geht die Sage, war als Sohn eines Dorfhäuptlings im Dienste eines Arabers mehrmals nach Sansibar gegangen. Einst schlug ihn sein Herr mit dem Stock, welche Beleidigung er später furchtbar rächte. Schon dieser Umstand zeugt von einer seiner Rasse fremdartigen Auffassung.

Er entfloh in die Wälder zwischen Tabora und Ugogo und begann, mit raub- und kriegslustigem Gesindel die große Karawanenstraße zu belagern. Nachdem er manches arabische „Safari“ (Karawane) ausgeplündert hatte, und, an Gewehren reich geworden, immer größere Überfälle unternommen hatte, begann er sich einen festen Stützpunkt, das jetzige Urambo, einzurichten. Häuptlinge, die es mit den Arabern hielten, waren bald überwunden, abgesetzt, und ihre Nachfolger tributär und untertan gemacht. Der ganze Westen und Norden von Graganza war bald sein Reich. Nach Norden zog er oft bis zum Ukerewe, nach Westen bis ins Land der Waha und im Süden reichte sein Einfluß bis ungefähr zum 6. Grad.

Nur Tabora, die starke Niederlassung vieler Araber im Bunde mit den Häuptlingen von Unjanjembe setzte ihm noch eine Grenze, und weiter östlich die Wataturu, ein Stamm, der, wohl zu den Masaivölkern gehörend, einst Stanley schwere Verluste beibrachte.

Der Ruhm der vielen Siege hatte allmählich Mirambo zum gefürchtetsten und bei den Seinigen zum populärsten Manne gemacht. Mirambo schlafe nie, er könne fliegen, sei unverwundbar und manche anderen Eigenschaften schrieb man ihm zu. Trotz seines scheinbar milden Wesens soll er durch wenig Worte seine Krieger zu wildem Mut entflammt haben. Er focht heute hier und erschien am nächsten Morgen sechs gewöhnliche Tagereisen weiter entfernt mit seinen sieggewohnten Horden, den Tag über und eine ganze Nacht im Dauerlauf unglaubliche Entfernungen durcheilend. Er war überall.

Ein Stamm der am Nyassa-See wohnenden Zulu, die Watuta, war durch einen mächtigen Häuptling aus seinen Sitzen aufgetrieben und wanderte nach Norden. Urori und Ukononga durchziehend, warfen die kriegerischen Zulu alles vor sich nieder, bis sie an Mirambos Grenze kamen. Sofort trat dieser mit großer Übermacht den Fremdlingen entgegen, zwang sie zum Frieden und wies ihnen im Nord-

westen von seiner Residenz Gebiete an, mit der Bedingung, im Kriegsfall Heeresfolge zu leisten.

Mirambo sagte mir, daß er innerhalb dreier Tage 10000 Mann aufbringen könne, ohne die Watuta.

Seine Krieger heißen „Ruga-Ruga“, eine Benennung, die von der Zeit herrührt, wo Mirambo noch als Straßenräuber die Karawanenwege unsicher machte. Noch heute wissen die Träger viele Stellen zu zeigen, an denen blutige Gefechte stattgefunden haben, und ist noch jetzt der große Weg von Tabora nach Ugogo fast ganz entvölkert.

In dem Jahre, als Stanley, um Livingstone aufzusuchen, in Unjanjembe war, wagte Mirambo einen Schlag gegen die in Tabora mächtigen Araber, schlug dieselben, plünderte die Stadt und brannte alles nieder. 200 Elefantenzähne sollen die Beute gewesen sein. Seit jener Zeit sind Maßnahmen getroffen, daß Mirambo sich nur wenig Pulver kaufen kann, und jetzt gerade, als ich hier war, hatte er, um den Pulvermangel zu ersetzen, mit der ihm eigenen Energie einen vollkommenen Waffenvorrat angelegt. In den weiten Höfen waren viele Menschen beschäftigt, Speere, Bogen und Pfeile anzufertigen. Hier saßen 20 Mann, die nur Pfeilschäfte glätteten, dort Schmiede, dem Eisen die Form von Pfeil- und Speerspitzen gebend, andere schliffen an Steinen diese Spitzen, wieder andere fügten Federn in den Pfeilschaft ein, in einer neuen Gruppe wurden Sehnen für die Bogen gedreht, usw.

Mirambo führte mich in eines seiner in arabischem Stil gebauten Häuser, sein Arsenal. Ein großer Raum war angefüllt mit Tausenden von Speeren, Bogen und eine ganze Wand bedeckt mit Bündeln schöner Pfeile. „Siehe hier mein Pulver,“ sagte er, „noch bin ich nicht waffenlos!“, und als einen anderen Ausdruck, als ich ihn fragte, gegen wen diese Rüstungen gerichtet seien, gebrauchte er den fast genau in Kiswahelisprache übersetzten Spruch: „Si vis pacem, para bellum.“

Ich hörte, daß der Einfluß eines Missionars, Mr. Southon, auf Mirambo ein großer gewesen sei, und ihn von seiner kriegerischen Laufbahn in den letzten Jahren mehr auf die friedliche Beschäftigung des Handels geleitet habe. Dieser Herr war erst vor kurzer Zeit gestorben und wurde aufrichtig von Mirambo betrauert. Letzterer erzählte mir, daß sein Freund auf der Jagd von dem ihm das Gewehr tragenden Diener aus Versehen durch den Arm geschossen sei, er habe dem Fahrlässigen nur auf Bitten des Verletzten die Todesstrafe erlassen. Er habe den Rat gegeben, man solle den zerschmetterten Arm nur schienen, der Missionar habe jedoch auf Amputation, die von zwei Weißen, dem Deutschen Dr. Böhm und einem Missionar aus Ujui, ausgeführt worden war, bestanden. Eintreten des Brandes habe eine zweite Amputation nötig gemacht, doch auch diese habe seinen Freund nicht retten können.

Die aufrichtige Betrübtheit, mit der er von dem Verluste seines Freundes sprach, berührte mich sympatisch.

In einer halb verfallenen kleinen Hütte, die inmitten der schönen Gebäude in dem reinlichen Hofe auffällt (man sagt, es sei in derselben Mirambos Mutter gestorben), bringt Mirambo den größten Teil des Tages zu in Geschäften der Regierung. Hier empfängt er alle Gesuche und Bitten, man nähert sich ihm in gebückter Haltung mit mehrfachem Klatschen in die Hände, ein Gruß, den er mit kaum bemerkbarem Kopfnicken erwidert. Ein alter, hübscher Neger mit einer Adlernase und schlauem Gesichtsausdruck scheint der Hauptberater zu sein. Wenn derselbe Vortrag hält, so spricht er fließend und ausdrucksvoll vor sich hin, ohne seinen Herrn anzusehen, denn er weiß, daß selbst die überraschendsten Nachrichten auf den ruhigen, stillvergnügten Zügen desselben keine Veränderung hervorrufen würden. Ganz nach dem Gesetz afrikanischer Rethorik macht er Vergleiche, spricht in Bildern oder malt das Schlimme drastisch aus, um dann das Erwünschte im Gegensatz dazu glänzend hervorzuheben.

Plötzlich unterbricht er seine Rede und beginnt mit leiser Stimme einen der vielen Gesänge, in denen die Waniamwesi ihren Mirambo verherrlichen. Ausdrucksvoll mit leuchtenden Augen endete der Alte jeden Vers mit dem Refrain „Mirambo", dann läßt er eine Gefühlspause eintreten und fährt fort in seinem Vortrag. Mir schien der Alte für einen Wilden ein sehr feiner Diplomat zu sein.

Ich mußte Mirambo viel von unserer Taktik erzählen, ihm zeigen, wie man sprungweise mit Schützen vorgeht usw. Er zeigte viel Verständnis für das alles. Er hatte von dem großen Kriege Deutschlands auch gehört, und machte sich, seinen Ideen angepaßt, ein herrliches Bild von unserem Kaiser, den er bewundere, daß er bei so hohem Alter noch solch ein gewaltiger Krieger sei. Er war erstaunt, daß ich die französischen Missionare in Tabora besuchen wolle, da sie doch zu unsern Feinden gehörten.

Mirambo hatte mir zum Empfange eine schöne junge Kuh und zwei Flaschen Champagner, wenn ich nicht irre, von der Marke Pommery & Greno, geschenkt. Als ich überrascht über diese Gabe im Laufe des Gespräches auf die durch seine Ruga-Ruga überfallenen und im Kampfe getöteten beiden Engländer Carter und Catanhead zu sprechen kam, wurde er still und bat mich, abzubrechen. Die Angelegenheit, in der er völlig schuldlos sei, sei schon erledigt.

Meine Leute beschwerten sich bei mir, daß sie für die erhaltenen Perlen hier nichts kaufen könnten, da man Zeug verlange. Da ich keine Stoffe hatte, erzählte ich Mirambo meine Verlegenheit. Er schickte sofort in sein Haus und ließ vier Stücke Zeug à 40 Ellen holen und mir überreichen. Ich fragte ihn, ob ich den Betrag von ca. 32 Dollar in Tabora an ihn zahlen könne, er sagte indes, er habe weder dort, noch irgendwo Verbindungen und möchte ich das kleine Geschenk von ihm annehmen. Weiter fügte er hinzu Pfeile, Bogen und Speere aus seiner Waffenfabrik, eine von ihm selbst zurecht gemachte Pfeife, deren Kopf aus einem Speckstein, der nördlich von hier gefunden wird, geschnitzt war.

Des Abends versammelten sich sämtliche näheren Verwandten, natürlich nur männlichen Geschlechtes, zum gemeinsamen Mahl, das nur aus Brei von Reismehl und Milch bestand. Mirambo genießt nie etwas anderes. Auch ich wurde eingeladen. Später saßen wir alle um ein helles Feuer; es wurde gefragt und erzählt, und da man sich stets des Kiswaheli bediente, in welcher Sprache ich mich schon verständlich machen konnte, waren dies höchst interessante Stunden.

Bei solcher Gelegenheit versprach mir Mirambo, wenn ich zu ihm zurückkehre, wolle er mir zum Besuche des Mutu a Nzige-Sees so viel Mann zur Begleitung geben, als ich nur wolle, nur solle das auf der Reise angekaufte Elfenbein ihm gehören, mir aber die Karawane ganz gehorchen. Ich sollte nur Pulver mitbringen, denn die Stämme dort, die Wasongora oder Bassonga, seien wild und kriegerisch.

Der Tod Mirambos, den ich in Nyangwe im Jahre 1886 erfuhr, war einer der vielen ungünstigen Umstände, die mich damals verhinderten, meine Absicht, den erwähnten See zu besuchen, auszuführen, was mir auch deshalb besonders leid tat, da ich dann auch Emin Bey, von dem ich gleichzeitig in Udjiji hörte, angetroffen hätte. — Einige Beludschen behaupteten, Mirambo sei auf Anstiften der Araber vergiftet worden.

Der dritte Tag meiner Anwesenheit war ein wichtiger, auch für Mirambo. Der erste Araber zog friedlich in die Tore seiner Residenz; die beiden mächtigsten Männer Ostafrikas, Tibbu-Tib und Mirambo, schlossen Freundschaft.

Wie ich später hörte, hatte Tibbu-Tib, der bei Tabora lag, in Erfahrung gebracht, daß ein Weißer, nämlich ich, von Nyangwe und Udjiji kommend, Freund der Araber, zu Mirambo gekommen sei. Der schlaue Patriarch, der sich die Verbindung zwischen Tabora und dem Tanganjikasee durch die Verwüstung Uwinzas unterbrochen hatte, suchte sich die nördliche Route, auf der ich gekommen war, die aber von Mirambo beherrscht wurde, dadurch zu öffnen, daß er seinen Sohn Zefu-bin-Mohammed mit Geschenken hierher sandte, in der Hoffnung, meine Anwesenheit werde einen guten Empfang seines Gesandten sichern. Mirambo empfing den Sohn des mächtigen Arabers höflich, behandelte ihn jedoch durchaus als einen mit einem Anliegen Kommenden.

Die geistige Veranlagung der Kaffern.

Nach Gustav Fritsch.*) (1866.)

Es ist dies Kapitel eins der schwierigsten überhaupt und verlangt eine besondere Vorsicht in der Behandlung, welche von den Autoren nicht immer eingehalten worden ist. Meist ist dabei der

*) „Die Eingeborenen Süd-Afrikas“, Breslau 1872.

falsche Ausgangspunkt der gewesen, daß man sich unter einem Eingeborenenstamm ein Volk in paradiesischer Unschuld vorstellte, und wenn man auch im Hinblick auf die mannigfachen Greuel, welche berichtet werden, für die Gesamtheit solche Anschauungen aufgab, so glaubten doch viele, daß das Gemüt der einzelnen wenigstens einer Knospe zu vergleichen sei, welche durch geeignete Pflege sich ganz sicher zur schönsten Blüte entfalten würde.

Es ist aber natürlich weder das eine noch das andere der Fall. Die Stämme eines Kontinentes wie Südafrika haben die Jahrtausende ihrer Vergangenheit nicht in glückseliger Zurückgezogenheit wie auf einer unentdeckten Insel im Ozean verlebt, sondern im erbitterten Kampf ums Dasein gegen eine grausame Natur und ihre noch grausameren Mitgeschöpfe. Die Schule des Lebens, und gewiß eine der härtesten auf dieser Erde, hat gestaltend auf ihr Gemüt und ihren Charakter eingewirkt, danach hat sich ihr nationales Leben, sowie das der Familie gebildet, und mit der Muttermilch saugte das Kind schon das Bewußtsein ein, welch schweren Kampf für seine Existenz es zu führen haben werde. Weichheit und Bildsamkeit ist da nicht mehr zu erwarten, alles Ideale ist verschwunden, und eine außerordentlich starke Hinneigung zum Realen der hervorstechendste Charakterzug. In diesem Umstande liegt der Hauptgrund für das glänzende Fiasko, welches sämtliche Missionen unter ihnen gemacht haben, indem die Eingeborenen die höchsten Gedanken religiöser Philosophie auf die platte Wirklichkeit zurückführten.

Das Ideal des Kaffern, der Gegenstand, für den er schwärmt und den er in seinen Liedern mit Vorliebe besingt, das sind seine Ochsen, d. h. sein wertvollstes Besitztum. Mit den Lobgesängen auf das Vieh mischen sich die auf den Häuptling, worin wiederum das Vieh desselben eine große Rolle zu spielen pflegt. In diesem Preisen seines Oberhauptes drückt sich aber nicht sowohl Loyalität aus, sondern aus dem Bewußtsein der Abhängigkeit hervorgehende Furcht vor dem Despoten, welcher ihn verderben kann.

Die Sorge, sein geringes, aber mühsam erworbenes Besitztum, oder gar das unter Angst und Gefahr bewahrte Leben zu verlieren, also alles, was für ihn bei dem Mangel höherer Vorstellungen Wert haben kann, wird seinem Charakter eine gewisse Feigheit beimischen, wie sie dem Weißen, der in seiner Welt der Ideen ein unantastbares Leben hat, durchschnittlich nicht eigen ist. Vielfach sind die Kaffern, und unter ihnen besonders die Ama-Zulu, als Helden gepriesen worden, aber die vorurteilsfreie Betrachtung der Geschichte lehrt, daß dies mit Unrecht geschieht. Es ist erstaunlich zu sehen, daß in der langen Reihe blutiger Kämpfe kaum jemals von der kühnen Tat eines einzelnen, wie sie sonst so gern in Kriegsgeschichten eingeflochten werden, berichtet wird. Kaltblütiger Mut des auf sich selbst angewiesenen Mannes ist es aber allein, was den Helden erkennen läßt. Selten oder nie stellen sich die Kaffern bei gleicher Zahl im offenen Felde ihren Gegnern, sondern haben unter allen Umständen

solches Terrain möglichst vermieden, indem sie den Krieg durch plötzliche, besonders nächtliche Überfälle einzelner Posten und isolierter Forts, durch Hinterhalte in Felsschluchten oder von dem für europäische Soldaten undurchdringlichen Busch aus führten.

Ein englischer Offizier, welcher die Kafferkriege mitgemacht hatte, drückte sich darüber sehr treffend folgendermaßen aus: „In den Ebenen abgefaßt, rennen die Kaffern wie alte Stiefel."

Der geschlossene Angriff dient wesentlich dazu, das feige Ausweichen unmöglich zu machen, und die resolute Ausführung eines solchen ist darum kein Beweis, daß man eine Truppe von Helden vor sich hat. Die Zulu lieben diese Kampfart und haben sich durch dieselbe einen gewissen Namen gemacht, man darf aber darum die Tapferkeit des einzelnen nicht zu hoch anschlagen; denn bei äußerster Despotie der Häuptlinge war feiges Zurückweichen sicherer Tod, in den Reihen der Feinde indessen war der Tod zweifelhaft.

Dazu kommt die Neigung des Kaffern, sich zu überheben, sich für etwas Besseres zu halten als andere, sei es als Stamm oder als Individuum, was ihm bei einigem Glück ein ungemeines Selbstvertrauen verleiht und ihm seine Feigheit verbergen hilft.

Ein unverschämtes, großsprecherisches Auftreten ist daher die gewöhnliche Taktik dieser Leute, und sie spielen ihre Rolle so gut, daß schon manch einer das Spiel für Wahrheit genommen hat und einen stolzen Krieger vor sich zu haben glaubte, während es nur ein erbärmlicher Wicht war, der seinen Vorteil verstand. Diesen im Auge zu behalten, ist die größte Tugend der Abantu, darin ist ihr Charakter am entwickeltsten, ihr Verstand am schärfsten, alles andere wird dem materiellen Vorteil untergeordnet.

Das brüske, trotzige Gebaren des Mannes, seine äußerliche Ruhe und Gelassenheit geben der ganzen Erscheinung etwas Würdevolles, während gerade die Würde des einzelnen im Sinne europäischer Rassen eine Tugend ist, die dem Kaffer nur in sehr geringem Grade zukommt. Wo etwas zu erhaschen ist, kümmert er sich wenig um solche Kleinigkeiten, und Hoch und Niedrig gelten in diesem Punkte ziemlich gleich. So hielt es der berühmte König der Basuto, Mosheshwe, gewiß einer der bedeutendsten Häuptlinge, welche es in Südafrika gegeben hat, nicht unter seiner Würde, in Zeiten, wo er mit den benachbarten Buren des Freistaates auf besserem Fuße lebte als gewöhnlich, auf den Bauernhöfen umherzureiten und hier vielleicht einen alten Leuchter, dort ein Pulverhorn usw. als Geschenk zu erbitten. In ähnlicher Weise kann man es beim Reisen in jenen Ländern oft genug erleben, daß der stattliche Xosa oder Zulu an unserm Lagerfeuer, welchen wir noch soeben im Stillen wegen seiner würdevollen Gelassenheit bewunderten, sich beim zufälligen Erscheinen von etwas Tabak aus einem stolzen Krieger in einen demütigen Bettler verwandelt.*)

*) Als bezeichnendes Beispiel diene die Schilderung einer Szene aus den alten Kriegen der holländischen Kolonisatoren gegen die Kaffern: Das holländische Kommando

Es gibt nichts, warum ein Kaffer nicht unter Umständen anfragen möchte, sobald er eine Aussicht auf Erfolg sieht, und der Ton, in welchem es geschieht, ist ganz von den Umständen abhängig. Während er bei dem einen unterwürfig bettelt, verlangt er bei dem andern die Sache als Zeichen der Freundschaft oder Verbrüderung; einem dritten gegenüber, dem der Begehrende glaubt Furcht einflößen zu können, verwandelt sich die Bitte in einen herrischen Befehl, einem vierten, wenn er der notorisch Schwächere ist, wird das Gewünschte einfach weggenommen.

Gewaltsame Beraubung, obgleich oft genug vorgekommen und zum Teil sogar gewerbsmäßig betrieben, ist doch im ganzen viel seltener, als das Stehlen, welches in der Form des Viehdiebstahls so verbreitet ist, daß es eine politische Bedeutung erhält. Die Neigung, auf diese Weise seinen Besitzstand zu vergrößern, hält der Kaffer für eine berechtigte Eigentümlichkeit seines nationalen Charakters und die schlimmsten Erfahrungen haben ihn von diesem frommen Glauben nicht abbringen können. Untereinander entfremden sich die Eingeborenen das Vieh natürlich viel seltener als aus den Grenzdistrikten kolonisierter Gebiete und auch dort nicht immer in gleicher Weise. Der Grad der Häufigkeit des Viehdiebstahls an den Grenzen gibt stets einen sicheren Maßstab für die politische Lage der Parteien: Während in Friedenszeiten sich das Verbrechen auf einzelne, hier und da auftretende Fälle beschränkt, nimmt es beim Herannahen von Unruhen in erschreckender Weise zu und bezeichnet in seinem höchsten Stadium den definitiven Ausbruch des Krieges.*)

Andere Gegenstände als Vieh werden weniger gestohlen, obgleich es auch vorkommt, daß sich der Eingeborene für ihn ganz wertlose Gegenstände aneignet. Am meisten gefährdet sind noch Feuerwaffen, Munition, Eisen und Tabak.

---

war einst von den Kaffern umzingelt. Offenbar wurde von den Negern nur der günstige Moment abgewartet, den Angriff zu beginnen, und der holländische Befehlshaber, seine kritische Lage wohl übersehend, verfiel auf eine verzweifelte Auskunft: Er benutzte das Zaudern der Feinde, um allen bei seinen Truppen befindlichen Tabak sammeln zu lassen, welchen er darauf wenige Schritte vor seiner Front niederwarf mit der Aufforderung an die Kaffern, ihn aufzulesen. Und siehe da, die großen Krieger vergaßen über einigen Krümchen Tabak ihren kühnen Plan, verließen die Reihen ihrer Gegner, welche in dem Handgemenge gegen die blanke Waffe die Gewehre nicht einmal hätten gebrauchen können, und stürzten sich, die Häuptlinge voran, auf die kindische Beute. — Eine krachende Salve mähte alle hinweg.

*) Außerordentlich belehrend und eine glänzende Bestätigung dieser Kritik der Kaffernnatur ist das Gerücht, das jetzt nach Beendigung des Burenkrieges durch die Zeitungen geht, daß nämlich die Kaffern in den Kriegszeiten ihre Arbeiterkultur fast vollkommen verloren haben, daß sie nicht zur Ordnung zurückkehren wollen und „daß die Kaffern durch den Burenkrieg und die verwöhnende Behandlung, die man ihnen von englischer Seite während dieser Zeit zu teil werden ließ, in unerträglicher Weise so unverschämt wurden, daß die ganze Entwickelung Südafrikas tatsächlich bedroht erscheint. Alte Kolonisten erwarten wenig Gutes.“

Daß ein Hang zum Stehlen im Charakter der Abantu liegt, ist nicht zu bezweifeln, obgleich sie gute Freunde und Verehrer gefunden haben, welche auch das den authentischen Zeugnissen gegenüber geleugnet haben. Es wäre in der Tat wunderbar, wenn der Diebsinn ihnen fehlte, da die Neigung, ihren Besitzstand, besonders an Vieh, woran die ganze Seele des Kaffern hängt, zu vergrößern, so stark, und Moral in unserm Sinne in ihrem Charakter so schwach vertreten ist.

Zum Stehlen gehört die Feigheit, etwas zu verheimlichen, sich zu verstellen und andere zu täuschen, welche Fähigkeiten unter den Abantu ebenfalls in hinreichend starkem Grade ausgebildet sind.

Bis hierher dürfte dem Leser das Bild, welches vom Charakter der Kaffern entworfen wurde, als ein in sehr dunkeln Farben gemaltes erscheinen. Indessen ist dies durchaus nicht die Absicht, und die persönliche Meinung des Verfassers ist keineswegs so sehr gegen die in Rede stehenden Leutchen eingenommen. Dieser scheinbare Widerspruch löst sich einfach dadurch, daß man den lokalen Verhältnissen, dem unzivilisierten Zustande, in welchem das Ehrgefühl nicht wohl entwickelt werden konnte, Rechnung tragen muß und den Maßstab nicht nach europäisch sentimentalen Vorstellungen von paradiesischer Unschuld wilder Völkerstämme abmißt.

Ebensowenig wie der Körper im Zustande der Unkultur zur vollen Ausbildung kommt, gelangt der Geist zur vollen Blüte, und die schlechten Neigungen sind keineswegs durchgängig Auswüchse der Zivilisation. Es geht aus beiden Betrachtungen hervor, daß der Mensch seiner Anlage nach zur Kultur bestimmt ist, und daß es unrecht ist, mit J. J. Rousseau zu leugnen, daß die Kultur den Menschen glücklicher mache, da dieselbe ihn überhaupt erst zum Menschen im vollsten Sinne des Wortes macht. —

Wie die natürlichen und gesellschaftlichen Schwierigkeiten den Kaffern zwangen, beim Kampfe mit denselben in der Wahl seiner Mittel nicht besonders bedenklich zu sein, so schärften sie auf der andern Seite seinen Verstand in allen Punkten, welche auf den materiellen Vorteil sich bezogen, in sehr bemerkenswerter Weise. Demzufolge geben sie durchschnittlich äußerst gewandte und verschlagene Händler ab, so daß die Europäer beim Handeln mit denselben meist den kürzeren ziehen; denn wenn die Eingeborenen sie auch nicht immer an List und Verstellungskunst übertreffen, erreichen sie ihren Zweck oft durch die entsetzliche Ausdauer und Beharrlichkeit, mit der sie den kleinsten sich bietenden Vorteil verfolgen. Das Gewonnene wird sorgfältig gespart und zusammengehalten, indem der Kaffer ebenso haushälterisch wie begehrlich ist. Es dauert lange bis eine schöne Herde Vieh, das größte Ziel seiner Wünsche, erworben ist. Durch den Besitz einer solchen wird aber nicht nur diese stille Schwärmerei befriedigt, sondern der Kaffer erhält auch die Mittel, sich Frauen zu verschaffen, sei es, daß dieselben durch Geschenke oder direkt durch Kauf erworben werden. Er schwärmt zwar für seine

Lebensgefährtinnen nicht zu sehr, wie für die dagegen ausgetauschten Ochsen, die Anschaffung von einer oder mehreren Frauen gehört aber doch einmal zu den unvermeidlichen Ausgaben.

Wenn oben gesagt wurde, daß der Kaffer wenig bedenklich ist in der Wahl seiner Mittel, sich einen Vorteil zu verschaffen, so darf man daraus nicht folgern, daß er kein Rechtsgefühl besäße. Im Gegenteil, es scheint, als hätte er die genannte Eigenschaft, in welcher sich seine Verstandeskräfte im glänzendsten Lichte zeigen, ganz besonders entwickelt, um sein Interesse auch in dieser Richtung nach Möglichkeit wahrnehmen zu können.

Die bewunderungswürdige Gewandtheit, in Rechtsfragen zu urteilen, ist wohl keinem aufmerksamen Beobachter entgangen, der längere Zeit unter den Abantu geweilt hat, und man kann daraus allein schon erkennen, welche Schule des Lebens diese Eingeborenen durchgemacht haben, und wie die Not sie gezwungen hat, diese fragliche Seite ihres Verstandes auszubilden. Wollte man aber schließen, daß andere Verstandestätigkeiten, welche nicht so unmittelbar dem materiellen Vorteil dienen, mit Leichtigkeit auf die gleiche Stufe von Vollkommenheit zu bringen seien, so würde man sehr irre gehen. Über alles, was nicht in den engen Kreis seiner wenigen Bedürfnisse und Neigungen fällt, macht sich der Kaffer ungern Sorgen, denn am liebsten gibt er sich einer gedankenlosen Fröhlichkeit hin und genießt das Heute, indem er den kommenden Tag für sich selber sorgen läßt. Auch in der Leichtlebigkeit stimmt er also mit den übrigen dunkelgefärbten Rassen Afrikas überein, und so lange er in dieser harmlosen Laune ist, zeigt er sich umgänglich, gastfreundlich und zuvorkommend. Er sucht Gesellschaft, um sich zu unterhalten, und wenn er dann im Kreis guter Freunde um den Biertopf lagert, schwatzt und schnupft, erscheint er als der gutmütigste Mensch der Welt.

Man darf aber nicht vergessen, daß die Wildheit nur in seinem Charakter schlummert, und daß es nicht einmal immer notwendig ist, seine Leidenschaft aufzuregen, um sie auftauchen zu sehen. Der Häuptling, welcher sich an den harmlosesten Geschichten erfreute, die der Fremde ihm erzählt, gibt noch mit lachendem Munde seinen Trabanten den Auftrag, irgend einen Unglücklichen, der sich seine Feindschaft zugezogen hat, vielleicht die Einwohnerschaft eines ganzen Dorfes zu vernichten, und die Tat wird so kaltblütig ausgeführt, als wenn es sich um ein Nest Mäuse oder ähnliches Ungeziefer handelte. Aus dieser Neigung zur Barbarei entsprang wohl auch der Kannibalismus, welcher öfters sporadisch vorgekommen, unter gewissen Stämmen aber für längere Zeit üblich geworden ist.

Wird die schlummernde Leidenschaft aufgeregt, wie es allerdings nur ausnahmsweise zu geschehen pflegt, so gerät der Kaffer in einen Zustand von Raserei, in welchem ihm die größten Scheußlichkeiten ein besonderes Vergnügen zu machen scheinen. Die Erregtheit geht vorüber wie ein Sturm, und alles, was damit zusammenhing, ist am nächsten Tage vergessen, denn da sich die Gedanken des Kaffern nicht

gern längere Zeit mit einem Gegenstande beschäftigen, so ist er auch nicht nachtragend und rachesüchtig, die sorglose Heiterkeit gewinnt bald über den Zorn die Oberhand.

Bemerkenswert ist die öfters beobachtete Tatsache, daß die in Rede stehenden Eingeborenen, wenn sie sich längere Zeit in Diensten von Europäern befinden, ihr heiteres Wesen verlieren und einen mürrischen, düsteren Charakter annehmen. Es ist dies wohl nur dadurch zu erklären, daß solche Diener von ihren Herren solche Gewohnheit annehmen, sich über zukünftige Dinge Sorge zu machen, und daß ihr Gemüt die Beschäftigung mit derartigen Sorgen nicht verträgt.

Es ist diese Änderung des Charakters zugleich ein Beweis dafür, daß die natürliche Anlage verbunden mit den Gewohnheiten des Lebens bestimmend auf die Richtung einwirkt, welche die Entwicklung des Temperamentes nimmt und aus gleichen Anlagen sehr verschiedene Temperamente hervorgehen können. Die Neigung zur Gedankenlosigkeit, wie sie dem unzivilisierten Kaffer eigen ist, muß als ein sehr bedeutendes Hindernis seiner Bildungsfähigkeit betrachtet werden; denn hätte er auch die besten Verstandeskräfte, sein Geist besitzt nicht Elastizität genug, um die Belastung mit weittragenden Gedanken auszuhalten.

Dies zeigt sich besonders bei Betrachtung der Vorstellungen, welche sich die Abantu von höheren Dingen bilden, zumal von solchen, die in das Gebiet der Religion fallen.

Diese Seite ihrer geistigen Entwicklung ist wegen der unvollkommenen Grundanschauungen ganz besonders durch Unklarheit ausgezeichnet, und die Art und Weise, wie manche Missionare versucht haben, mehr Licht in die Fragen zu bringen, trägt wenig zur Aufhellung derselben bei. Hier ist ja auch das Terrain zu günstig, um nicht tendenziöser Auslegung den freiesten Spielraum zu gewähren, und eine vollkommen objektive Anschauung läßt sich der ganzen Natur des Gegenstandes nach schwer erringen. Außerdem erscheint es bereits fast unmöglich, überall das Nationale von dem Importierten zu unterscheiden, wodurch die Verworrenheit außerordentlich zunimmt.

Sicher ist zunächst nur so viel, daß, wie sich der Kaffer schon über die Dinge des alltäglichen Lebens, welche sich ihm nicht als unvermeidlich aufdrängen, ungern Gedanken macht, er noch viel weniger über Transzendentales ernstlich und konsequent nachgedacht hat.

Es fehlt nicht an Leuten, welche behaupten, die Kaffern besäßen gar keine Religion, und in der Tat läßt sich in gewissem Sinne die Bemerkung rechtfertigen. Verlangt man, daß irgend eine, wenn auch noch so niedrige Idee der Gottheit da sei, als eines persönlichen höheren Wesens, welches Macht über uns hat, um den Begriff von Religion festhalten zu können, so besitzen die Xosa keine Religion, denn es fehlt ihnen jeder Ausdruck für Gott. Bei den Zulu, den Beshuana und Ovaherero ist es den Missionaren gelungen, sich im Suchen nach solchem Wort an bestimmte Ausdrücke anzuklammern,

obgleich auch dort sich manches gegen ihre Auffassung sagen läßt, worauf weiter unten zurückzukommen sein wird.

Hält man dagegen gewisse verworrene Begriffe von überirdischen Dingen und den daran sich anknüpfenden Aberglauben für ausreichend, um das Vorhandensein von Religion darzutun, so haben die genannten Stämme alle Religion sowie religiöse Gebräuche und zwar stimmen die Grundanschauungen der verschiedenen Stämme im wesentlichen miteinander überein. Sie haben unklare Vorstellungen von einer Fortdauer nach dem Tode, und die Geister der verstorbenen Vorfahren sind es, welche bei den meisten Gegenstand eines gewissen Kultus werden.

Wo dieselben sich eigentlich befinden sollen, darüber erhält man von den Eingeborenen, die nur ungern solche Punkte im Gespräch berühren, wenig genügende Auskunft. Doch scheinen sich die Xosa den Hauptaufenthalt derselben in unzugänglichen, unterirdischen Höhlen zu denken, während die Beshuana wie die Herero dieselben in der Höhe suchen. Die Leute meinen, daß diese Geister sich ihnen nahen können, daß sie Gewalt haben, ihnen zu schaden oder zu nützen, und daß es deshalb nötig sei, sie bei günstiger Stimmung zu erhalten.

Außer dem Kultus der Verstorbenen hegen die verschiedenen Abteilungen der Abantu noch den mannigfachsten Aberglauben, worunter der Glaube an Hexerei obenan steht und eine entsetzliche Verbreitung zeigt. Ferner hat jeder Stamm seine besonderen Vorstellungen von allerhand rätselhaften Einflüssen, meist ausgehend von bestimmten, dafür mit außergewöhnlicher Macht ausgestatteten Personen, den Doktoren. Doch werden die Wirkungen keineswegs in konsequenter Weise auf höhere Wesen zurückbezogen, sondern auch hier scheut der Kaffer die Grübelei viel zu sehr, als daß er ein bestimmtes System in seine abergläubischen Vorstellungen gebracht hätte. Sie sind darum auch sehr unsicher und geben einen ergiebigen Stoff für Phantasien über religiöse Philosophie, indem die Autoren sich die fehlenden Gedanken und den Zusammenhang nach ihrem Gefallen ergänzt haben. Infolgedessen zeichnen sich die fraglichen Kapitel in den betreffenden Werken meist durch epische Breite aus und durch eine gewisse Behaglichkeit, mit welcher die Autoren sich möglichst ausführlich über alle die mannigfachen, abergläubischen Gebräuche auslassen und, bald hier bald da mit bewunderungswürdigem Scharfsinn seine religiöse Beziehungen herauslesen.

Nach dem, was Verfasser davon kennen gelernt hat, sind die äußeren Zeremonien und der Hokuspokus gewöhnlich die Hauptsache, und es erscheint dies auch mit Rücksicht auf die bereits betonte Tatsache, daß die Kaffern äußerst wenig Neigung für die Philosophie besitzen, nicht wunderbar. Die Betrachtung der Gebräuche ist ausreichend, um dem Unbefangenen deutlich zu machen, was als die „Religion" des einzelnen Stammes betrachtet wird.

Die Laufbahn eines Basutoregenmachers unter den Batlapi.

Nach Robert Moffat.*) (Um 1835.)

In jedem heidnischen Lande findet der Missionar einige Feinde, welche überwunden werden müssen, um zum Verständnis des Volkes gelangen zu können. Zauberer oder Regenmacher, — beide Geschäfte sind gewöhnlich von einem einzigen betrieben, — sind die hauptsächlichen Widerstände, mit welchen er in dem Innern von Südafrika zu rechnen hat.

Der Regenmacher ist in der allgemeinen Achtung kein gewöhnlicher Mensch. Er besitzt einen mächtigen Einfluß auf die Meinungen des Volkes, ja sogar auf die des Königs, welcher gezwungen ist, seine Befehle zu gestatten. Nichts kann die Erfindungskunst eines Regenmachers und die Gewandtheit, mit welcher er das Gemüt des Volkes in Ehrfurcht zu setzen und sie zu Tausenden zu Sklaven seines Willens zu machen vermag, übertreffen. Jeder Stamm hat einen und manchmal auch mehrere derartige Regenzauberer, welche gleichzeitig Ärzte und Totengräber oder die Oberaufseher beim Begräbnis der Toten sind, weil man gewöhnlich glaubt, daß diese Zeremonien einigen Einfluß auf die Wolkenkräfte haben. Er gibt z. B. oft Befehle, daß kein Toter begraben, sondern jeder ein Stück von der Stadt weggeschleppt werden soll, um den Hyänen und Schakalen zum Fraße zu dienen.

Eine alte Frau starb einstmals in ihrem Hause nicht weit von unseren Grundstücken; wir wagten nicht, den Körper der Erde zu übergeben, und da sie keine Freunde hatte, welche die nötige Pflicht erfüllten, ließ man ihren Sohn aus der Ferne holen. Auch dieser vermochte den angeborenen Schrecken vor einer Leiche nicht zu überwinden und befestigte, um jede Berührung mit derselben zu vermeiden, einen Riemen an ihrem Bein; er zog die Leiche zu einigen Sträuchern und warf den Riemen, weil er den Körper seiner toten Mutter berührt hatte, fort. — Obgleich die Leichen der Armen gewöhnlich ausgesetzt werden, gelten solche Befehle der Regenmacher allen und demnach auch den Reichen, weil, wenn man jemand beerdigte, es nicht regnen würde. Dies scheint eine Beziehung zwischen ihren Regenzeremonien und einem Glauben an die Geister der Verschiedenen zu beweisen. Im Gegenteil hierzu bestritt aber ein Regenmacher einst, daß solche Wesen existierten. „Was ist der Unterschied," fragte er mich, auf seinen Hund zeigend, „zwischen mir und diesem Tier? Ihr sagt, ich sei unsterblich, warum nicht mein Hund und mein Ochse? Was ist der Unterschied zwischen Menschen und Tieren? Keiner, ausgenommen, daß der Mensch der größere Schurke von den beiden ist."

Dieses war des weisen Mannes Ansicht von Menschenwürde und Unsterblichkeit. Nichtsdestoweniger werden bei der Bestattung eines

*) „Missionary Labours and Scenes in South Africa." London 1842.

Vornehmen im allgemeinen alle Zeremonien mit skrupulöser Genauigkeit beobachtet.

Möge demnach eine Skizze der bei den Betschuana üblichen Bestattungssitten folgen. Wenn sie Anzeichen nahender Auflösung, das Verfallen der Kräfte oder krampfhafte Todesschmerzen wahrnehmen, ziehen sie ein Netz über den Körper und bringen ihn in sitzende Stellung, die Kniee an das Kinn herangezogen, bis das Leben aus dem Menschen entschwunden ist. Das Grab, welches häufig in der Umzäunung, die den Rinderstall umgibt, oder im Stall selbst, — wenn es für einen Mann ist, — gemacht wird, ist gegen drei Fuß im Durchmesser und sechs Fuß tief. Das Innere ist mit einer großen Zwiebel eingerieben. Der Körper wird nicht durch den Vorhof oder den Hof, welcher mit jedem Haus verbunden ist, geführt, sondern durch eine Öffnung in der Umzäunung, die für diesen Zweck durchbrochen wird. Er wird bis zum Grab getragen, den Kopf mit einem Fell bedeckt und in sitzender Haltung. Viel Zeit wird verbracht, um die Leiche mit dem Gesicht nach Norden hinzusetzen; und obgleich sie keinen Kompaß haben, bestimmen sie nach einigen Beobachtungen die Richtung sehr genau.

Teile von einem Ameisenhaufen werden alsdann um den Fuß, wenn das Netz, welches den Körper hielt, stufenweise zurückgezogen wird, aufgeschichtet. Sobald dies geschehen ist, wird die Erde mit Trinkschalen hineingeworfen, während zwei Männer in der Grube stehen, um die Erde um den Körper aufzuscharren und Sorge zu tragen, daß alle Wurzeln und Steine herausgerissen werden. Wenn die Erde die Höhe des Mundes erreicht, wird ein kleiner Akazienzweig und später eine Graswurzel über den Kopf hineingeworfen. Wenn das Grab beinahe gefüllt ist, wird eine weitere Graswurzel über dem Kopf befestigt, die zum Teil über den Boden ragt. Wenn das beendigt ist, bücken sich Männer und Frauen und scharren mit ihren Händen die lockere Erde zu einem kleinen Erdwall auf. Ein großer Kessel voll Wasser mit einem Aufguß von Zwiebeln wird dann gebracht, mit welchem Männer und Frauen ihre Hände und den oberen Teil ihrer Füße waschen, laut schreiend „pula, pula“ — Regen, Regen. Eine alte Frau, wahrscheinlich eine Verwandte, bringt dann seine Waffen, Bogen, Pfeile, Kriegsäxte und Speere, auch Korn und Gartensamen von verschiedenen Arten, — ja sogar den Knochen von einem alten Packochsen mit anderen Dingen; dazu sagt sie, sich gegen das Grab richtend: „Hier sind alle deine Sachen.“ Diese werden dann fortgenommen und ein Kessel mit Wasser über das Grab ausgegossen. Wenn sich alle zurückziehen, wehklagen die Frauen: „yo, yo, yo“; — das ist ein kläglicher Trauergesang.

Diese Zeremonien wechseln in verschiedenen Örtlichkeiten und entsprechen dem Rang des Menschen, welcher dem Staub überwiesen wird. Trotz dieser Zeremonien leugnen sie aber den Glauben an das Fortleben der Verstorbenen. — — —

Nun waren einmal Jahre der Dürre hereingebrochen und die

Eingeborenen hielten Rat. Sie faßten den Entschluß, nach einem berühmten Regenmacher der Barutse, 200 Meilen nordöstlich von der Kurumanstation zu senden. Regenmacher werden nämlich wie Propheten stets weniger bei dem eigenen Volke geehrt, und daher beruft man sie gewöhnlich aus der Fremde. Der in Frage kommende Mann war in den Barutsebergen sehr erfolgreich gewesen, hatte nicht nur große Gewitterstürme, sondern richtige Landregen heraufbeschworen. Da war es denn natürlich vorauszusehen, daß nur ein sehr verführerisches Anerbieten ihn von seinem sehr einträglichen Posten zu ziehen vermochte, zumal er seine Macht so glücklich bewiesen hatte.

Die Betschuana besitzen sehr erfinderische Gemüter, und wenn sie einen Gegenstand zu gewinnen haben, ist es für sie keine Schwierigkeit, ihre Geschichte zu verschönern.

Großartig waren demnach die Versprechungen! Wenn er nur in das Land der Batlapi-Betschuanen kommen und die Zitzen des Himmels, die so hart wie Stein geworden wären, öffne, so daß der Regen herniederfallen und die flammende Dürre des Erdbodens löschen wolle, dann solle er zum größten Manne, der jemals gelebt hat, gemacht werden. Seine Reichtümer sollten unter aller Berechnung sein, seine Herden die Hügel und Ebenen bedecken. Er sollte seine Hände in Milch waschen, während alle ihn im Lied preisen würden. Mütter und Kinder würden ihn segnen.

Mit solchem Auftrage reisten die Boten ab. —

Dann kam nach einer Weile die Nachricht, die Boten seien ermordet worden. Trübsinn senkte sich ob solch trauriger Botschaft hernieder und bildete einen schlagenden Kontrast zu den blendenden Strahlen, welche von einer meist senkrechten Sonne leuchtend von einem wolkenlosen Himmel herabglühten. Der Himmel war wie Kupfer; kaum eine Wolke war während Monaten, so weit der Horizont reicht, gesehen worden.

Plötzlich entstand ein Geschrei; die ganze Stadt geriet in Bewegung; der Regenmacher nahte. Jede Stimme erhob sich bis zur höchsten Stufe mit Ausrufungen von begeisterter Freude. Er hatte einen Vorläufer gesandt, um seine Ankunft anzuzeigen, mit dem bestimmten Befehl für alle Einwohner der Stadt — ihre Füße zu waschen. Jeder einzelne schien in schnellstem Gehorsam zu dem angrenzenden Ufer zu fliegen. Edel und nicht edel, — sogar das Mädchen, welches unser Küchenfeuer hütete — rannte. Alt und jung rannte. Die ganze Welt hätte sie nicht aufhalten können. In dieser Zeit fingen die Wolken an, sich zu sammeln und eine Menge zog aus, um den mächtigen Mann willkommen zu heißen, welcher, wie sie sich einbildeten, jetzt in dem Himmel seinen Vorrat an Regen sammelte.

Gerade als er von der Höhe herniederstieg in die Stadt, als der ungeheuere Haufen tanzte und schrie, so daß die ganze Erde schallte, — da ward es dunkel und der Donner rollte mächtig. Einige schwere Tropfen fielen, welche die größte Begeisterung in der Menge erzeugten. Das Jauchzen spottet jeder Beschreibung. In gläubiger

Begeisterung hingen die Augen aller an den Lippen des Betrügers, als er laut verkündete, daß dieses Jahr die Frauen ihre Gärten auf den Hügeln bebauen müßten und nicht in den Tälern, denn diese würden überschwemmt werden.

Nachdem das Getöse etwas nachgelassen hatte, kamen einige Personen zu unsern Wohnungen, um uns und unsere Lehren mit Hohn zu verspotten. Der Regenmacher hatte sich vor seinem, wenn auch etwas geräuschvollen, so doch desto würdigeren und jubelnderen Empfange eingehend von dem Charakter und den Zwecken der Missionare unterrichtet, und sein scharfsinniger Geist hatte ihn bald den Gegensatz zu seinen Absichten entdecken gelehrt. Die Regenmacher — ich hatte jetzt häufig Gelegenheit, sie zu beobachten — waren nicht Menschen von gewöhnlichem Durchschnitt; es war vielmehr die Überzeugung von ihrer natürlichen Überlegenheit des Geistes, welche sie anfeuerte, die Volksmeinung ins Schlepptau zu nehmen. Weil sie Fremde sind, vergrößerten sie gewöhnlich ganz erstaunlich ihre früheren Taten.

„Unser" Regenmacher stand ganz besonders über der gewöhnlichen Sorte. Er gewann die Häuptlinge und Edlen, welche ihn mit stillem Staunen beobachteten, indem er von früheren Taten berichtete. Bilder von üppigen Kornfeldern, von Rinderherden gesättigt, feist und brüllend zur Mittagszeit heimkehrend und von Überfluß an Weiden zauberte er vor die Seele der Zuhörenden. Er hatte ja früher in seinem Zorn die Städte der Feinde seines Volkes vernichtet, indem er seine Hand ausstreckte und den Wolken befahl, über ihnen zu erscheinen. Er hatte den Fortschritt einer großen Armee aufgehalten, indem er eine Wolke gezwungen hatte, herniederzustürzen und als mächtiger Strom sich den Feinden entgegen zu wälzen.

Diese und manche anderen Darstellungen seiner übernatürlichen Macht wurden als nüchterne Wahrheiten betrachtet. Der Ruf von seiner Berühmtheit verbreitete sich wie der Rotlauf und die Häuptlinge der benachbarten Stämme kamen, um ihm ihre Huldigungen darzubringen.

Wir wußten kaum, ob wir von ihm offene Feindseligkeit, heimliche Kunstgriffe oder unverhohlene Freundschaft zu erwarten hatten. Er, wie alle seines Berufes, war eine denkende und rechnende Seele, mit der Gewohnheit, die menschliche Natur zu studieren, dazu leutselig, verbindlich, ausgerüstet mit einem scharfen Auge und einer würdigen Miene, mit einem großen Teil von Selbstschätzung, welche er ungeachtet all seines Entgegenkommens nicht verbergen konnte. Er wartete auf uns und das war gut. Er fand seinerseits, daß wir friedliche Männer wären, und wollte keinen Streit anfangen.

Eines Stückchen Tabaks wegen wollte er uns gelegentlich einen Besuch abstatten. Er betrat sogar den Ort, wo wir unsern Gottesdienst abhielten. Bei dieser Unterhaltung war er beflissen, niemanden zu beleidigen. Er sagte unter anderem, er wäre arm und diese Tatsache würde erwiesen haben, daß seine erfolgreichen Taten entweder freiwillig oder schlecht bezahlt gewesen sein mußten. Wenn

ich eine Frage an einen seiner Bewunderer in diesem Sinne richtete, um Verdacht zu erregen, war die Antwort: „Die Barutse (das Volk, von welchem er kam) sind geizig; die bezahlen niemals die Leute für ihre Dienste."

Es mag kurz vermerkt sein, daß er, um den Betrug zu gewinnen, sobald in der Folgezeit Wolken erschienen, den Frauen befahl weder zu pflanzen, noch zu säen, damit sie nicht weggescheucht würden. Er verlangte außerdem von ihnen, auf die Felder zu gehen und gewisse Wurzeln und Kräuter zu sammeln, um mit diesen geheimnisvolle Feuer zu entzünden. Hoffnungsvoll zogen sie in Mengen zu den Hügeln und Tälern, um Kräuter zu sammeln, und singend kehrten sie zur Stadt zurück, um ihm das, was sie gesammelt hatten, zu Füßen zu legen. Mit diesen wanderte er manchmal fort zu gewissen Hügeln und ließ Rauchsäulen aufsteigen; gewiß würde er auch den Wind erhoben haben, wenn er es gekonnt hätte, zumal er wußte, daß der letztere häufig der Vorbote des Regens ist. Er wartete die Zeit des Neu- und Vollmondes für seinen Zweck ab, weil es ihm bekannt war, daß in diesen Zeitabschnitten gewöhnlich ein Wechsel in der Luft eintrat.

Es war oft Gegenstand meiner Betrachtung, ob solche Männer nicht die vollste Überzeugung haben, daß sie das Volk betrügen, und ich hatte Gelegenheiten, mich zu überzeugen, daß mein Verdacht gut begründet war. Ich traf einen unter den Baralongs, welcher, da ich ihm einige Dienste geleistet hatte, mir sehr freundlich gesinnt war und welcher gleich sehr vertraut mit mir wurde, noch ehe er meinen Charakter kannte. Er hatte aus einigen meiner Arzeneien Nutzen gezogen und betrachtete mich folglich als einen Doktor und einen von seiner Brüderschaft. Auf einige meiner Bemerkungen hin sagte er: „Es sind nur weise Männer, welche Regenmacher sein können, denn es verlangt sehr viel Weisheit, so viele zu betrügen, und," fügte er hinzu, „du und ich wissen das." — Zu derselben Zeit gab er mir einen Wink, daß ich nicht dort bleiben solle, damit ich nicht das Gefilde seiner Arbeit kreuze.

Der Regenmacher fand die Wolken in unserm Land viel schwerer zu handhaben als in demjenigen, das er verlassen hatte. Er beklagte sich, daß heimliche Schurken seinen Befehlen nicht gefolgt hätten. Wenn er gedrängt wurde, nochmalige Versuche zu machen, pflegte er zu antworten: „Ihr gebt mir Schafe und Ziegen zu töten, darum kann ich nur Ziegenregen machen; gebt mir fette geschlachtete Ochsen, und ich werde euch Ochsenregen sehen lassen." Eines Tages, als er in tiefem Schlafe lag, fiel ein Regenschauer, nach welchem einer von den Hauptleuten in sein Haus trat, um ihm Glück zu wünschen; aber zu seinem größten Erstaunen fand er ihn total unempfindlich gegen das, was um ihn vorging. „Hela, ka rare," sagte der Eintretende, „ich dachte, du machtest Regen." Der Regenzauberer erhob sich von seinem Lager, blickte um sich und kaum gewahrte er, daß sein Weib auf dem Flur einen Milchsack schüttelte, um etwas

Butter zur Salbung ihrer Haare zu gewinnen, als er auch schon, auf diesen Vorgang hinweisend, schlagfertig erwiderte: „Siehst du nicht mein Weib Regen schütteln, so stark wie sie kann?" Diese Antwort gab dem Fragenden volle Befriedigung, und er sprengte sofort durch die Länge und Breite der Stadt aus, daß der Regenmacher den Schauer aus einem Milchsack geschüttelt habe.

Die Feuchtigkeit, welche durch diesen Regen verursacht wurde, war bald wieder von der brennenden Sonne aufgetrocknet und viele Wochen folgten ohne eine einzige Wolke, und wenn diese dann erschien, konnte man zuweilen wahrnehmen, wie sie in der Entfernung, zum Ärger des Beschwörers vor seinen Augen, aber außerhalb seines Bannkreises und der Trifte unseres Stammes, ihre nassen Schätze entlud. Die getäuschte Hoffnung wuchs aber noch, als eines Tages eine schwere Wolke mit gellendem Donner über uns hinzog, ohne auch nur einen Tropfen Regen herniederzusenden. Es folgten verschiedene dürre Jahre, in deren Verlauf man keine Regentropfen sah. Dazu bedenke man, daß, wenn der Regen nicht andauernd und in beträchtlicher Menge niederfließt, alles in dieser Gegend in ein paar Stunden ausgedörrt ist. So fanden wir denn oft, wenn die Oberfläche vom Regen gesättigt war, beim Graben in 4—5 Fuß Tiefe das Erdreich als trocknen Staub.

Die Frauen hatten ausgedehnte Felder bebaut, aber der Samen lag in dem Boden, wie er von der Hand hineingeworfen war. Das Rindvieh starb aus Mangel an Weide. Hunderte von lebenden Gerippen wanderten über die Felder, um Wurzeln und Reptilien zu suchen, während gar viele am Hunger starben. Unsere Schafe eilten ihrem Daseinszwecke, gegessen zu werden, beschleunigt entgegen, und als wir ihre Zahl täglich verringert fanden, schlachteten wir die übrig gebliebenen und legten das Fleisch in Salz, welches natürlich weit davon entfernt war, in solchem Klima und bei dem Mangel an Gemüse schmackhaft zu sein.

Alle diese Umstände störten den Regenmacher sehr. So war er denn oft verlegen, etwas zu finden, worauf er die Schuld schieben könne, denn seine Geschicklichkeit war erschöpft. Eines Nachts zog eine kleine Wolke vorüber, und der einzige Blitzstrahl, welchem ein heftiger Donnerschlag folgte, zerschlug einen Baum in der Stadt. Am nächsten Tag versammelte der Regenmacher eine Menge Volks, um die übliche Zeremonie zu vollziehen. Sie zogen hinaus und banden Taue von Gras und Graswurzeln um verschiedene Teile des Stammes. Nachdem diese Verbände gemacht waren, legte er einige von seinen Geheimmitteln nieder und ließ sich Mengen von Wasser reichen, das er mit großer Feierlichkeit über dem verwundeten Baume ausgoß, während die versammelte Menge „Pula, pula" rief. Hiernach wurde der Baum gefällt, aus der Stadt gezogen und zu Asche verbrannt. Bald nach dieser nichtssagenden Zeremonie ließ er sich große Kessel mit Wasser, unter welches ein Aufguß von Zwiebeln gemischt war, bringen. Alle Einwohner der Stadt kamen dann zusammen

und gingen der Reihe nach an ihm vorbei, während er jeden mit einem in das Wasser getauchten Zebraschwanz bespritzte.

Als all' dies und noch mehreres Ähnliche nicht anschlug, nahm er Zuflucht zu einer anderen Kriegslist. Er wußte sehr genau, daß Paviane nicht leicht zwischen den felsigen Schluchten und steilen Abhängen der Umgebung zu fangen sind. Das nutzte er aus, und um Zeit zu gewinnen, benachrichtigte er die Männer, daß er zum „Regenmachen" einen Pavian brauche. Es müsse das Tier aber ohne Fehler sein, und dürfte auch nicht ein Haar von seinem Körper fehlen. Man sollte annehmen, jeder Dummkopf müßte diesen Kunstgriff durchschauen, zumal es unmöglich war, einen Pavian in diesem Zustande zu verschaffen, selbst wenn sie ihn im Schlaf fingen. Aber nein! Eine Schar von geübten Kletterern war bald auf dem Wege in die klüftigen Höhen. Die guten Paviane waren es gewöhnt, aus behaglicher Geborgenheit und aus luftigem Felsensitz gemütlich zuzuschauen, wenn die Eingeborenen in den Ebenen den Quaggas und Antilopen nachjagten. Wie konnten sie sich träumen lassen, daß sie selbst einmal das Jagdobjekt sein könnten! So war denn wohl plötzlicher Schrecken und Verwirrung unter ihnen. Aber bald blickten sie — man möchte sagen: hohnkreischend und zähnefletschend auf ihre Verfolger aus sicherem Geklüft herab. Nachdem nun die Neger auf langer Verfolgung sich den Körper zerkratzt, die Glieder verwundet, Zehen gebrochen und ausgerenkt hatten, gelang es ihnen aber zum Schluß doch, ein junges Tier zu fangen und unter Frohlocken und allgemeinem Jubel als Beute in die Stadt zu bringen.

Als der listige Schlauberger das Tier sah, setzte er ein Gesicht auf, welches den heftigsten Kummer ausdrückte. Klagend rief der Schelm aus: „Mein Herz ist in Stücke zerrissen; ich bin stumm vor Kummer!" Und er zeigte auf ein Ohr des Pavians, welches zerkratzt war, und auf den Schwanz, welcher einige Haare verloren hatte. Jammernd fügte er hinzu: „Sagte ich euch nicht, daß ich keinen Regen machen kann, wenn auch nur ein Haar fehlt?" So zogen denn die Neger nochmals aus und wieder fingen sie einen Pavian; aber siehe: auch der hatte noch einige Unvollkommenheiten, woraus man schließen kann: entweder, daß es wirklich sehr schwer ist, Regen zu machen, oder auch, daß es für den Listigen sehr leicht war, einen kleinen Schaden an jedem Pavian zu entdecken. Und wiederum verfiel der Pfiffige auf einen anderen Gedanken! Mit all den kleinen Bagatellen und Mittelchen ging es nicht. Er brauchte ein stärkeres Mittel; eine Medizin hatte er nötig, die den Regen stromweise zur Erde zwang. Ganze Städte sollten überschwemmt werden, — so stark war die Arznei, die er jetzt benötigte. Mit einem Wort: er verlangte ein Löwenherz.

Das war ja nun allerdings kein Spaß, als aber eines Tages ein Löwe einen der Rinderhirten nicht weit von der Stadt angegriffen hatte, da machte sich ein guter Teil von Männern auf den Weg zu dem Zweck, einmal den Schlüssel zu den Wolken zu erhalten

und dann, um sich von einem gefährlichen Feind zu befreien. Die Befehle waren bestimmt; was auch die Folgen sein mochten, der Löwe mußte geliefert werden! Zu guter Letzt erlegte einer unserer Leute das Tier mit der Flinte. Dies war kaum geschehen, als sie auch schon über den Körper herfielen und ihn, ohne sich darum zu kümmern, ob der Geselle nicht vielleicht ihre eigenen Verwandten vordem verspeist hatte, zerlegten, kochten, brieten und verspeisten, — verspeisten bis auf das Herz, mit dem sie in unendlicher Begeisterung, brüllend und Siegesgesänge wieder und wieder absingend, heimkehrten.

Der Regenzauberer bereitete seine Opfermittel vor, er zündete ein Feuer an und dann konnten wir ihn auf einem Hügel stehen sehen, wie er seine Hände nach den Wolken ausstreckte und ihnen zunickte, daß sie näher herabziehen möchten! Ja, er schüttelte sogar drohend seinen Speer gegen die Wolken. Sie sollten sein Eisen fühlen, wenn sie nicht gehorchten! Die betrogene Bevölkerung glaubte dies alles und wunderte sich, daß der Regen nicht fallen wollte. Sie fragten einen erfahrenen und klugen Mann, des Königs Onkel, wie es komme, daß ein so großer Wolkenoperateur keinen Erfolg habe. „Ach," antwortete er aus augenscheinlicher Überzeugung, „die Wolken müssen eine Ursache für ihre Herzenshärte haben; wenn der Regenmacher diese nur herausfinden möchte."

Wir Missionare wurden inzwischen sorgfältig bewacht. Und richtig! Einige Wochen nach meiner Rückkehr von einem Besuch in Griqua-town wurde die große Entdeckung gemacht, daß der Regen dadurch zurückgehalten worden wäre, daß ich einen Sack mit Salz von diesem Ort in meinem Wagen hatte bringen lassen. Als dieser Vorwurf mir seitens des Königs mit großem Ernst gemacht wurde, mußte ich zunächst lachen; doch dann führte ich Mothibi, den Regenmacher, und seinen Adjutanten zu unserem Vorratshaus, wo der Sack stand. Er war offen, sein weißer Inhalt lag vor aller Augen. „Da ist er!" — rief der König mit einem befriedigten Gesicht aus. Aber als er bei der Besichtigung fand, daß das berüchtigte Salz nur weißer Ton oder Kalk war, mußten sie doch über ihre eigene Leichtgläubigkeit lachen. Wir zeigten ihnen furchtlos ihren Betrug und wunderten uns, daß wir dafür nicht beschuldigt wurden. Wir hatten gelegentlich flüstern hören, daß man uns nicht für schuldlos an der großen Dürre hielte. Wir versuchten im Volke und in Privatunterhaltungen sie für die höchsten Wahrheiten der Schöpfung empfänglich zu machen, aber die allgemeine Antwort war: „Maka hela", „nur Lügen".

In einer Unterredung mit Mothibi, dem Regenmacher, und einigen anderen, bemerkte ich als Antwort auf einige Schmeicheleien, daß ich ihn mit größtem Vergnügen vor einer Volksversammlung treffen würde, um über diesen Gegenstand zu streiten. Er willigte auch erst ein, widerrief es jedoch bald darauf aus dem Grunde, daß der Gegenstand des Streites für das Volk zu gelehrt sei und nur von Regenmachern und Philosophen besprochen werden könnte.

Nichts konnte die Kunstfertigkeit übertreffen, mit welcher er das

Spiel führte. Er sagte nunmehr, die Buschmänner hätten gewisse Sträucher hinter den Hügeln niedergehauen und er riet, einen Befehl, sie auszurotten, zu erlassen. Und auch dies geschah!

Endlich entdeckte er, daß eine Leiche, welche einige Wochen vorher in die Erde gebettet worden war, nicht genügend Wasser bei ihrer Beerdigung erhalten hätte. Er kannte die Abscheu, die die Betschuanen vor der Berührung eines verfaulten Körpers hegen. So befahl er denn öffentlich, daß der Körper wieder ausgegraben, gewaschen und abermals begraben werden müßte. Er setzte voraus, daß sie dies nicht tun würden. Aber er irrte sich. So schrecklich wie die Zeremonie gewesen sein muß, sie wurde doch vollzogen. Aber der Himmel blieb immer noch wolkenlos.

Das Volk wurde zuletzt ungeduldig und richtete seine Verwünschungen gegen uns Missionare als die Ursache ihres Mißgeschicks. Unsere Glocke, welche bei den öffentlichen Gottesdiensten geläutet würde, sagten sie, erschrecke die Wolken. Unsere Gebete wurden desgleichen angegriffen. „Bückt ihr euch in euern Häusern nicht nieder," sagte der Häuptling sehr zornig zu mir, „und betet und sprecht zu etwas Schlechtem in dem Erdboden?"

Ein Rat wurde abgehalten und alle unsere Handlungen wurden eingeschränkt. Wir verweigerten den Gehorsam und machten geltend, daß das Land, auf welchem die Missionsgrundstücke ständen, den Missionaren gegeben worden sei.

Der Regenmacher schien es zu vermeiden, daß man uns öffentlich anschuldige: auch empfand er etwas wie Verbindlichkeit, da sein Weib die Erfahrung gemacht hatte, daß meine Arzeneien und die Art, wie ich zur Ader ließ, ihr mehr Gutes getan habe, als alle seine Geheimmittel. Er pflegte gelegentlich unsere Wohnung zu besuchen, und wenn ich in der Schmiede war, schaute er aufmerksam zu. Wenn er dann sah, wie ich arbeitete und wie ein Instrument gemacht wurde, sagte er mir auch wohl, daß er wünschte, ich möchte unter seinem Volk leben und er berichtete, daß es da viel Zinn und Eisen gäbe.

Eines Tages kam er und setzte sich mit einer gedrückten Miene, die seine innere Unzufriedenheit bewies, nieder; als ich nachforschte, kam heraus, was ich schon am Tage vorher hatte munkeln hören, daß nämlich nicht alles in Ordnung sei und daß die öffentliche Stimme ihn unheimlich bedränge. Er erkundigte sich dann, wie die Frauen in unserem Lande wären. Da ich voraussetzte, daß er zu wissen wünschte, wie sie aussähen, zeigte ich ihm meine Frau und fügte hinzu, daß es da auch größere und kleinere gäbe. „Das meine ich nicht," erwiderte er, „ich wünschte zu wissen, welchen Anteil sie an öffentlichen Angelegenheiten nehmen und wie sie dann handelten, wenn sie es tun." Ich entgegnete, „daß, wenn die Frauen in meinem Lande Gelegenheit hätten, sich an allgemeinen Angelegenheiten zu beteiligen, sie alles vor ihre Männer brächten." Scherzend fügte ich hinzu: „Warte nur, bis wir Missionare die Frauen so auf unsere

Seite bekommen, wie sie jetzt auf eurer stehen, dann wird es keine Regenmacher mehr im Lande geben."

Bei dieser Bemerkung sah er mich entsetzt an. „Möge diese Zeit niemals anbrechen," rief er und zog ein Gesicht, welches ungewöhnliche Angst ausdrückte. Ich erwiderte, „daß diese Zeit sicher kommen würde, denn der mächtige Gott hat es gesagt." Er war augenscheinlich arg in Sorgen, denn er kam nun mit seiner Bitte um einen Rat heraus: „Was soll ich tun, ich wünschte, alle Frauen wären Männer. Mit den Männern mache ich Fortschritte, aber die Frauen kann ich nicht leiten." Ich betrachtete dies als einen geeigneten Moment, erwiderte aber doch mit großer Vorsicht, daß die Frauen Ursache hätten, sich zu beklagen; er hätte ihnen Regen versprochen, aber das Land war verdörrt, ihre Ernten verbrannt, und wäre ich eine Frau, würde ich mich just so laut beklagen als irgend eine von ihnen. Auf seine Frage: „Was soll ich tun, um sie zu beruhigen?" riet ich ihm, als ehrlicher Mann einzugestehen, daß er sie irregeführt habe.

„Sie werden mich töten," sagte er. Ich wiederholte meinen Rat: „Sei ehrlich!" und fügte hinzu, daß, wenn er irgendwie in Gefahr käme, wir ihn retten würden. Er stand auf und ging mit einem traurigen Gesicht von dannen.

Wir waren nun davon überzeugt, daß sich ein Sturm zusammenzog; nicht einer, der die Hügel und Täler mit Grün bedeckt und die Felder mit Korn, aber einer, der unsere Mission hinwegfegen könne. Der Regenmacher ließ sich 14 Tage nicht sehen, und nachdem er bedacht hatte, wie er seine Sache gutmachen könnte, erschien er in dem öffentlichen Schafstall und machte bekannt, daß er die Ursache der Dürre entdeckt habe. Alle horchten nun gespannt, er erzählte einige Zeit sehr weitläufig, bis die Erwartung den höchsten Gipfel erreicht hatte, dann enthüllte er das Geheimnis. „Seht ihr nicht, daß, wenn die Wolken zu uns kommen, Hamilton und Moffat zu ihnen herauf sehen?" Diese Frage wurde allgemein bejaht; er fügte hinzu, daß unsere weißen Gesichter die Wolken hinweggescheucht hätten, und daß sie keinen Regen zu erwarten brauchten, so lange wir im Lande wären.

In vollem Bewußtsein der kritischen Situation, erklärten wir Missionare uns gerne bereit, willenlos auf unser Kinn oder zur Erde herabzusehen, — den ganzen Tag lang, wenn es ihrem Zweck nützen könnte. Es war bemerkenswert, daß, so viel sie meinen langen schwarzen Bart auch bewunderten, sie dennoch dachten, daß er in diesem Zustand sehr zu tadeln sei. Dessenungeachtet verstrich auch diese Prüfungszeit; es war das für uns eine große Erleichterung, wenn wir auch noch eine zeitlang von den Zeichen des Mißtrauens und bösen Verdachtes verfolgt wurden.

Doch dann nahte auch das Ende des Schauspiels! Kurze Zeit später hörten wir nämlich zufällig, daß irgend jemand getötet werden sollte. Wenn die Eingeborenen nun auch manchmal gewalttätig gegen

uns waren, schöpften wir dennoch keinen Verdacht, daß man Übles gegen uns beabsichtigte, wir sagten uns vielmehr, daß die Sache auf den armen Regenmacher hinauszielte. Da einerseits die Sache sehr geheim gehalten wurde und da ich andererseits vorhatte, den Regenzauberer, wie dies die Sitte des Landes erlaubte, freizukaufen, begab ich mich auf eine Forschungswanderung.

Ich kannte eine einflußreiche Person, welche sicher mit der ganzen Affaire vertraut war. Diese Person war oft krank und wie alle Eingeborenen eine Freundin der Arzeneien; denn unter solch einem Volk ist ein Arzt immer willkommen, — besonders wenn er keine Bezahlung verlangt. Meine Nachfragen nach dem Zustand ihrer Gesundheit und der Ausdruck von Sympathie waren ihr sehr angenehm, und sobald ich sah, daß sie sich gut befand, fragte ich sie, als ob es allbekannte Tatsache wäre: „Warum wollt ihr den Regenmacher töten? Ihr beabsichtigt doch sicher nicht, ihn zu essen. Warum laßt ihr den armen Mann nicht in sein eigenes Land zurückkehren?“ Plötzlich fragte sie: „Wer verriet Euch das?“ Ich erhob mich und sagte: „Das ist alles, was ich wissen wollte.“ Sie rief mir nach: „Sagt nicht, daß ich es Euch gesagt habe, sonst töten sie mich.“

Ich trat in die öffentliche Halle ein, wo gegen dreißig von den Hauptleuten in heimlicher Beratung saßen; es war die Versammlung des Todes. Hätte ich die Frage gestellt, ob sie wirklich beabsichtigten, diese Tat zu begehen, würden sie mich mit äußerstem Erstaunen angestarrt, daß ich einen solchen Verdacht beherbergt, und bei all ihren Vorfahren, die jemals gelebt, geschworen haben, daß sie keine solchen Absichten hegten. Ich stellte keine Frage, sondern griff sie mit der Tatsache an, ihnen die Größe des Verbrechens, das Sünde auf Sünde häufe, zeigend. Es verdrieße Gott, wenn man einen Mann auf einen Thron setze und ihn dann tötete, weil er nicht imstande war, das zu vollziehen, was sie von ihm wünschten. Ich stritt hart darum, daß sein Leben geschont und ihm friedliche Rückkehr in sein Heimatland gewährt werden möge. Ein angesehener alter Mann stand dann in großer Erregung auf, sein Speer zitterte, und indem er auf die außerordentliche Dürre hinwies, die mageren Herden, auf das aussterbende Volk, und das Rindvieh, welches der Regenmacher gegessen hatte, schwor er, daß er seinen Speer in des Regenmachers Herz stoßen wolle und fragte, wer ihn hindern könne. Ich sagte, ich würde es mit meinen Bitten tun, und wenn diese nichts nützten, würde ich ihnen ein Lösegeld anbieten, um jenes Leben zu retten. Ich wurde gefragt, ob ich nicht wüßte, daß er unser Feind sei, und daß, wenn er seinen Willen gehabt hätte, wir getötet worden wären.

Sie haben uns oft für sehr töricht und schwachdenkend gehalten, daß wir ihnen so beharrlich dasselbe von „einem Jesus“ erzählten; aber jetzt einen Mann zu sehen, der das Leben seines Feindes retten will, das war es, was sie nicht verstehen konnten.

Es gelang den Missionaren, den Regenmacher zu retten, und eines schönen Tages wanderte er unter sicherer Bedeckung über die Ebene von dannen.

Aber anderweitig ging es dem Mann weniger gut. Er ist eines Tages unter den Bauangketsi ermordet worden, weil auch dort seine Operationen nichts halfen. Er schloß demnach sein Leben wie viele seinesgleichen, die als Propheten auftreten, als Götter verehrt, dann verflucht und endlich vertrieben oder getötet werden.

„Von der Weise, wie die Hottentotten ihr Vieh warten."

Nach Peter Kolb.*) (Um 1700).

Der ganze Reichtum der Hottentotten besteht in Herden. Es liegt ihnen auch nichts so am Herzen, wie das Fortkommen ihres Viehes, in dessen Wohlergehen der Inbegriff alle ihre Wünsche vereinigen. Kein Ereignis des menschlichen Lebens erregt ihr Gemüt derart, wie der Verlust ihres Viehes. Man kann den Grimm der Weiber und die Raserei der Männer, wenn ein menschlicher oder tierischer Feind sie eines Viehstückes beraubt hat, nicht beschreiben. In letzterem Falle geben sie ihrem Nachbarn baldmöglichst Nachricht. Die Männer greifen zu den Waffen und zerstreuen sich in verschiedene Haufen, die Felder durchstreifend. Treffen sie den Feind, so sind sie begierig nach der Ehre, als erster den Räuber verwundet zu haben. Die Rachgier läßt sie jede Gefahr übersehen, und wenn sie das Tier lebendig fangen, so muß es den Schaden, welchen es oder seinesgleichen angerichtet hat, in entsetzlicher Marter büßen.

Die Herden der Hottentotten bestehen aus Rindvieh und Schafen. Ziegen besitzen sie nicht.

Die Hottentotten sind dem Wechsel des Glücks ebensogut unterworfen wie andere Menschen, und es ist demnach auch bei ihnen nichts Außergewöhnliches, wenn Reiche arm und Arme reich werden. Ältere, verarmte Hottentotten und junge, noch besitzlose Männer geben sich bei einem Landsmanne oder einem Europäer in Dienst. Sie bedingen dann als Lohn die Lieferung von Tieren, von Klein- und Großvieh aus. Haben sie genug Vieh verdient, dann machen sie sich selbständig.

Die ganze Herde einer Dorfschaft weidet beisammen. Niemand besitzt, — ausgenommen den Platz, worauf die Hütte steht, — einen eigenen Boden. Großvieh und Kleinvieh weidet abgesondert. Das einzige Schäflein des allerärmsten Einwohners wird dabei ebensogut in die große Herde aufgenommen und in der Abwesenheit des Be-

---

*) „Beschreibung des Vorgebirges der Guten Hoffnung und der darauf wohnenden Hottentotten — gezogen aus den Anmerkungen des Herrn M. Peter Kolbens", Frankfurt und Leipzig 1745. — Ältere Gelehrte wie Andree und Fritsch ließen sich durch diesen Titeldruck des berühmten Quellwerkes dazu verführen, den Verfasser Kolben zu nennen. Professor Ratzel steht das Verdienst zu, mit Nachdruck darauf hingewiesen zu haben, daß der gelehrte Autor nur Kolb heißt.

sitzers versorgt, wie der größere Bestand des reichen Mannes. Wechselweise treiben zwei oder drei Männer des Morgens um sieben das Vieh auf die Weide und zwischen vier und fünf des Abends wieder nach Haus.

Wie in Europa melken die Frauen die Schafe und Kühe morgens und abends. Sind die Kühe widerspenstig, so führen sie die Kälber zu ihnen. Will eine Kuh keine Milch geben und ihr Kalb ist bereits geschlachtet, so breiten sie seine Haut über ein anderes von annähernd gleicher Größe, führen dieses zur Kuh, welche sich durch den äußeren Schein betrügen und das fremde Kälblein saugen läßt. Das Kalb wird bald wieder fortgeführt, und die Kuh läßt sich dann ganz willig melken.

Die Hottentotten sieben ihre Milch nicht wie wir, um Haare oder andere Unreinlichkeiten abzusondern. Sie trinken diese vielmehr mit allem Unrate aus genau demselben Gefäß, in das sie gemolken wurde, und in welchem zuweilen auch Wurzeln zu Brei gekocht werden. Haben sie mehr Milch als ihr Hauswesen erfordert, so tauschen sie dagegen Tabak oder Dacha (Hanf zum Rauchen) bei den Europäern ein, welche die Milch ihrerseits natürlich vor dem Gebrauche sorgfältig reinigen.

Zum Buttern wird statt eines Fasses ein Sack aus dem Fell eines wilden Tieres gebraucht, dessen Haare nach auswärts gekehrt sind. Den Sack, der einem Ranzen ähnlich sieht, — nur daß er nicht mit Tragriemen versehen ist, — füllen sie halb voll Milch, binden ihn zu, und zwei Personen schwingen ihn, jede einen Zipfel erfassend, so lange hin und her, bis ein Teil der Milch zu Butter geworden ist. Die Butter heben sie in Töpfen auf und beschmieren ihren Leib oder auch ihre Karosse (Fellmantel) damit. Den Überfluß verkaufen sie an Europäer, denn die freien Hottentotten essen niemals Butter.

Diese hottentottische Butter ist nun unbeschreiblich schmutzig. Es bleibt der Schmutz und der Unrat der ungewaschenen Hände und alle Absonderung vom Felle der Kuh daran hängen. Der Anblick allein erweckt auch bei weniger delikaten Leuten Ekel und den Vorsatz, nie eine solche Speise zu kosten. Indessen mag die Ware noch so unflätig und ekelhaft sein, es gibt doch viele Europäer auf dem Vorgebirge, welche die Butter in großen Mengen aufkaufen und sie reinigen, so daß sie äußerlich europäischer Butter ähnlich sieht. Sie geben sie später mit einem hübschen Verdienst an Schiffer und alle möglichen Leute ab, die den Ursprung nicht kennen. Ich verstehe meinerseits allerdings nicht, wie ein Europäer von dergleichen Butter essen kann, sobald er weiß, wer sie hergestellt hat. Meines Erachtens wäre dergleichen Speise nur im äußersten Notfalle tauglich.

Doch ist dies nicht der einzige Nutzen, den die Europäer aus der gekauften Butter ziehen. Gar oft geben diese geizigen Herren ihrem Gesinde und den Sklaven den abgesonderten Unrat zu essen, — obwohl der Gouverneur in berechtigter Sorge, es möchte aus dergleichen unflätigen Nahrungsmitteln eine ansteckende Krankheit entstehen, ein

scharfes Gebot dagegen erlassen hat, welches von Zeit zu Zeit auch erneuert wird.

Die Hottentotten geben ihren Lämmern und Kälbern die Buttermilch zum Saufen, just so wie sie aus dem Sacke kommt — inklusive Schmutz und Haaren. Ja, sie trinken sie, wie gesagt, ohne sie zu sieben, selbst. Befällt sie oder das Vieh nun darauf hin eine Krankheit, so lassen sie sich keinesfalls davon überzeugen, daß das von dem genossenen Schmutz herrühre. Nach ihrer Ansicht geht das dann mit Zauberei zu, und der Arzt des Dorfes erscheint mit einem Amulett, um die Behexung zu beseitigen. Obwohl nun auf diese Manipulationen hin natürlich keine Besserung eintritt, so vermag ihnen doch niemand die Überzeugung beizubringen, daß gar keine Zauberei vorhergegangen und die Amulette nicht das rechte Hilfsmittel gegen die Krankheit seien.

Männer und Frauen trinken Kuhmilch, aber nur die Weiber dürfen Schafsmilch genießen. Wenn daher von ersterer wenig vorhanden ist, dann müssen die Frauen sich schon mit der letzteren oder mit Wasser begnügen; die Männer aber dürfen um alles in der Welt keine Schafsmilch trinken. Da nun aber auch die Weiber die Kuhmilch bedeutend vorziehen, so vermag eine hottentottische Familie, wenn sie nicht viele Kühe besitzt, nur die Schafsmilch zu verkaufen, da sie die Kuhmilch selber verbraucht.

Ich habe mir unendlich viel Mühe gegeben, den Ursprung der eigenartigen Sitte, daß die Männer keine Schafsmilch trinken, zu erforschen, habe auch viele Pfund Tabak angewendet, um eine Erklärung zu erhalten. Aber weder Männer noch Frauen vermochten mir eine Auskunft zu geben. Es wurde mir einstimmig geantwortet: Es ist eben Hottentottengebrauch. Als nun endlich einige meiner vielen Fragen überdrüssig wurden, erklärten sie mir, um mich los zu werden, sie kennten selbst die Ursache nicht, hätten aber stets von ihren Voreltern gehört, daß die Schafsmilch den Weibern gut und den Männern schädlich, daher diesen zu trinken verboten wäre. Diesem Gebrauche folgten sie nun also, ohne sagen zu können, was eigentlich die Ungesundheit für die Männer bedinge. Mit dieser nichtssagenden Erklärung mußte ich mich zufrieden geben.

Nun wollen wir erzählen, wie die Hottentotten ihr Vieh des Nachts verwahren. Die Hütten des Krals stehen in einem Bogen nebeneinander, so daß sie einen Kreis bilden. Dieser hat nur einen einzigen kleinen Eingang. Zwischen 5 und 6 Uhr abends wird das Vieh von der Weide heimgetrieben. Es länger draußen zu lassen, wäre in einem Lande, das von Raubtieren wimmelt, eine große Unvorsichtigkeit. Das Kleinvieh und die Kälber werden in das Innere des Krals gebracht, das große Vieh läßt man aber außen um die Hütten stehen. Um das Weglaufen zu verhindern, wird das Rindvieh an den Füßen zusammengekoppelt. Es übernachtet also alles Vieh unter freiem Himmel. Macht sich ein Ochse, ein Stier oder eine Kuh des Nachts los, so fangen die Männer sie mit unglaublicher Behendigkeit und Geschicklichkeit wieder ein. Sie rennen schnell hinter

dem Tier her, haschen dasselbe sehr bald und führen es wieder an seinen Platz. Es schläft aber niemand außerhalb des Krals, um das Rindvieh gegen den Überfall der wilden Tiere zu schützen. Es ist das auch unnötig, denn das Vieh vollführt, sobald es einen Feind merkt, selbst einen gewaltigen Lärm. Woran es den Feind erkennt, weiß ich nicht. Ob etwa die Ochsen die Augen der Löwen und Leoparden sehen, welche bei Nacht wie die der Katzen funkeln, so daß sie auf große Entfernung leuchten, oder ob die Raubtiere einen Geruch ausdünsten, den die Ochsen wittern, oder ob, wie das Volk behauptet, eine Antipathie zwischen ihnen herrscht, das ist mir unbekannt, gewiß ist aber, daß das Rindvieh bei Annäherung eines Raubtieres einen greulichen Lärm vollführt und damit den Leuten beizeiten ein Zeichen gibt.

Die Hunde der Hottentotten sind herzhaft und anhänglich, sie sind zärtlich in ihrer Treue und ihrer Dienste halber sehr beliebt. Wie die Hausgeräte, gehören sie zu jeder Hütte. Man hat die Hottentotten verlacht, weil sie ihre Hunde am Feuer in ihren Hütten schlafen ließen. Aber kommt das nicht in Europa auch vor? Ist jemand unter uns, der diese wackeren Tiere nicht an seinem Feuer leiden möchte? Kommt es nicht sogar bei uns vor, daß Hundeliebhaber ihre Tiere in ihren Betten liegen lassen? Und doch tun die Hottentotten das letztere niemals, ja sie gestatten den Hunden des Nachts nicht einmal den Aufenthalt in der Hütte. Sobald der Abend anbricht, sperren sie sie aus, denn sie sollen jetzt das Vieh bewachen. Das vollführen sie auch mit unvergleichlicher Treue und Wachsamkeit, mit Mut und Geschicklichkeit. Was Wunder also, wenn die Hottentotten bei solcher Trefflichkeit ihre Hunde just wie wir die unseren liebkosen, sie mit Schmeichelnamen rufen und mit ihnen spielen!

Beim Viehhüten bewähren sich die Hunde der Hottentotten mindestens ebensogut wie die europäischen Fleischer- und Schäferhunde. Wenn die Reihe an ihren Herrn kommt, das Vieh auszutreiben, dann begleiten sie ihn, halten die Herde ständig in Ordnung, treiben die zerstreuten Tiere wieder zusammen und spüren heranschleichende Raubtiere auf. Gruppenweise ziehen sie auf solche Suche aus. Und wie des Tags über, so bewähren sie sich des Nachts, wenn sich ein Raubtier dem Krale nähert.

So wertvoll und tüchtig diese Hunde sind, so häßlich sind sie auch. Man gewahrt an ihrem äußeren Wesen auf den ersten Blick kein Merkmal ihrer Brauchbarkeit. Sie sind so häßlich, daß man nicht glauben sollte, sie seien besonders tüchtig. Sie sehen tückisch und wild aus und verraten zunächst nichts von ihrer Treue und Artigkeit. In Europa würde man sich schämen, mit einem derartigen Hunde auszugehen. Er gleicht mehr einem Fuchse als irgend einer unserer Hunderassen, hat ein spitzes Maul, gerade stehende Ohren und einen langen dünnen Schweif, der auf der Erde nachschleppt. Sein Haar ist aschgrau oder schwärzlich, es ist rauh und liegt niemals am Leibe an. Mit einem Worte: sein Aussehen ist so abschreckend, daß alle seine guten Eigenschaften das durch das äußere Bild erweckte

Vorurteil schwer hinwegzuscheuchen vermögen. Es wäre auch keinem andern Menschen als einem Hottentotten möglich, ein so scheußliches Tier zu erziehen, — es müßte denn der Kuriosität halber sein.

Die Hottentotten gebrauchen im Kriege eine Art Ochsen, wie andere Völker die Elefanten, die Backeleys oder Backeleyers genannt werden. Sie sind außerdem die Leitstiere auf der Weide und beim Hüten behilflich. Auf ein kleines Zeichen des Hirten führen sie das zerstreute Vieh wieder zur Herde zurück und halten es in Ordnung. Mit großem Grimme rennen sie auf Fremde los, weswegen sie auch die Annäherung von Viehräubern vortrefflich verhindern. Jeder Kral hat mindestens ein halbes Dutzend derartiger Backeleyers, die unter den mutigsten Ochsen ausgesucht werden. Stirbt ein solcher Leitstier oder hört des Alters wegen seine Dienstfähigkeit auf, so wird er geschlachtet, verzehrt und ein Nachfolger aus der Herde ausgewählt. Bei der Wahl verläßt man sich auf den Rat alter Leute, die mit Verständnis zu erkennen wissen, welche Tiere sich am besten zurichten lassen. Der Erwählte wird dann einem schon älteren abgerichteten Tiere beigegeben; man hält ihn mit Schlägen und auf andere Weise dazu an, dessen Vorbild zu folgen. Des Nachts werden Lehrer und Schüler mit den Hörnern zusammengebunden, zuweilen auch wohl für einen Teil des Tages, bis der junge Ochse völlig unterrichtet und zu einem wachsamen Hüter der Herde geworden ist.

Diesen Wachstier kennen nun alle Einwohner des Krals, Männer, Weiber und Kinder und widmen ihm auch alle eine besondere Sorgfalt. Daher kommt es, daß sich jeder Dorfbewohner ohne Furcht der Herde nähern kann; der Backeleyer wird ihm kein Leid zufügen. Wenn dagegen ein Fremder und vor allen Dingen ein Europäer das Gleiche wagt, dann gerät er in eine große Gefahr. Die Wachstiere rennen sofort in scharfem Galopp auf ihn los. Hat der Europäer nicht einen Hottentotten bei sich oder kann er der Entfernung wegen die Hirten nicht aufmerksam machen oder hat er nicht geschwinde Füße, um fortrennen zu können, hat er kein Feuergewehr, oder steht nicht ein Baum in der Nähe, auf den er sich retten kann, dann ist er der Wut des Stieres verfallen. Mit Stock und Stein ist da nichts auszurichten. Es ist das eine der Ursachen, weshalb die Europäer in diesen Ländern niemals ohne Feuerwaffe ausgehen. Nähert man sich einer Herde, so ruft man am besten den Hirten an. Dieser pfeift dann so stark er kann auf seinen Fingern. Sobald die Backeleyers dieses Zeichen hören, halten sie im Laufe an und kehren ganz gelassen wieder zu ihrer Herde zurück. Im übrigen genügt es, sein Gewehr abzuschießen, um den Backeleyer zu erschrecken und zum Davonlaufen zu bewegen.

Meine Angabe, daß alles Vieh unter freiem Himmel übernachtet, muß ich in einem Punkte verbessern. Es besteht nämlich in jedem Kral eine kleine Hütte, in welcher sich Kälber und Lämmer bei Tag und Nacht aufhalten, bis sie imstande sind, die rauhe Luft zu ertragen und ohne Gefahr die Mutter auf die Weide zu begleiten.

Jeden Morgen aber, ehe man die Tiere auf die Weide treibt, und abends, wenn sie wieder in das Dorf zurück gebracht werden, bringt man die Schafe und Kühe zu ihren Jungen, um diese saufen zu lassen. Bei Tage gibt man dem Jungvieh saure oder Buttermilch.

Wie die Backeleyers, so werden auch die großen Laststiere von den alten erfahrenen Männern ausgewählt. Es geschieht das, wenn die Tiere ein Alter von zwei Jahren erreicht haben. Sobald ein Ochse zu diesem Zwecke bestimmt ist, legt man ihn auf den Rücken, bindet ihm die Füße und den Kopf und durchsticht ihm mit einem scharfen Messer die Oberlippe zwischen den Nasenlöchern. In die Wunde steckt man einen daumendicken und anderthalb Fuß langen Stock, der mit einem Haken am oberen Ende versehen ist. Der Haken verhindert das Herausfallen aus der Wunde. Mit Hilfe dieses gekrümmten Stockes erhalten sie das Tier in Gehorsam und zwingen sie es, alles zu tun, was von ihnen verlangt wird. Will der Stier sich nicht regieren lassen, oder seine Last nicht tragen, so wird mit Hilfe des Stockes sein Maul an die Erde gepflöckt. Man tritt darauf und läßt das Tier so lange in der gequälten Stellung liegen, bis es gehorsam ist. Die Qual, die ein derart angepflöckter Ochse ausstehen muß, ist so groß, daß er gar bald seine Bosheit verliert und sich willenlos regieren läßt. Er tut alles, was man verlangt. Vergißt er aber etwa die ausgestandenen Schmerzen und verfällt in Ungehorsam oder Wildheit, so braucht man ihm nur den Stock mit dem Haken zu zeigen, um sofort jeden Übermut zu verscheuchen. Dieses Werkzeug erweckt in ihm eine derartige Furcht, daß er sorgfältigst auf alle Befehle seines Führers achtet. Ich habe mich oft verwundert, wie schnell diese Tiere der Stimme ihres Herrn gehorchen. Sie sind folgsam wie die treuesten Hunde in Europa. Der Stock, der fürchterliche Stock macht sie im höchsten Grade fleißig, gelehrig und aufmerksam.

Diese Lastochsen brauchen die Hottentotten zum Wegtragen ihrer Hütten und Gerätschaften, wenn sie den Wohnort wechseln. Auch müssen sie die alten Leute, Kranke und Schwache tragen. Zu diesem Zwecke stellen sie ein Lager in Form eines Tragstuhles aus zusammengebundenen Stecken her. Wenn die Hottentotten auf das Vorgebirge kommen, um Wein, Branntwein, Tabak, eisernes Gerät oder dergleichen Dinge zu kaufen, so bringen sie stets einige derartige Laststiere mit sich, die dann die gekauften Waren heimführen. Ein Hottentotte, der derartige Ochsen besitzt, trägt niemals selbst etwas.

Ehe wir dies Kapitel schließen, soll noch einer sehr auffallenden Gewohnheit gedacht werden. Die Hottentotten lassen zu gewissen Zeiten ihr kleines Vieh durch das Feuer gehen. An dem hierzu bestimmten Tage melken die Weiber ihre Kühe im Morgengrauen und bringen alle Milch ihren Männern, die sich inzwischen versammelt haben. Die Männer nehmen die Milch mit besonderem Ernste entgegen und nachdem sie einige gewichtige Worte gewechselt haben, trinken sie die ganze Milch bis auf den letzten Tropfen aus.

Sobald dies geschehen ist, treiben einige Leute die Schafe nach dem Orte, wo das heilige Feuer angezündet werden soll, andere machen den Platz zurecht. Es wird eine große Menge von Spänen und dürrem Holz aufgeschüttet, so daß der Haufen eine längliche Gestalt annimmt. Dann entzündet man ihn, und sobald die Schafe näher herbei getrieben sind, wirft man kleine Stücke grünen Holzes und belaubte Äste auf den Brand. So entsteht ein starker Qualm. Die Leute stellen sich nun zu einer Gasse auf, auf deren einer Seite der Reisighaufen brennt und qualmt, während vom andern Ende her die Schafe auf den Rauch zugetrieben werden. Anfänglich weigern sich die Schafe und versuchen, die Menschenmauer zu durchbrechen. Die Leute aber bleiben festgeschlossen stehen und jagen die Tiere mit Geschrei und mit Schlägen dem Feuer zu. Unterdessen ergreifen einige Männer, die dem Feuer nahe stehen, drei oder vier von den nächsten Schafen beim Kopf, schleppen sie weiter und zwingen sie, durch den dicken Qualm und über das Feuer zu springen. Wenn die anderen Tiere dies sehen, folgen sie zuweilen ohne weitere Anregung als Schreien und Schläge den Leithammeln. Zuweilen muß man aber auch eine größere Zahl durch das Feuer schleppen. Ja, es kommt vor, daß sie ganz widerspenstig sind, daß sie die Menschenmauer durchbrechen und davonlaufen. Das versetzt dann die Hottentotten in eine große Bestürzung, denn sie halten diese Hartnäckigkeit der Tiere für ein schlechtes Vorzeichen. Wenn die Hammelherde dagegen ungezwungen und schnell durch den dicken Rauch springt, dann sind die Freudenausbrüche dieser abergläubigen Menschen kaum zu schildern. Man vermag sich nichts Fröhlicheres vorzustellen. Sie lärmen, schreien, jauchzen, hüpfen und springen. Man könnte sie nach derartigem Gebaren für närrisch halten. Und diese Freudenausbrüche nehmen so bald kein Ende!

Nach vielem vergeblichem Nachforschen hatte ich schon alle Hoffnung aufgegeben, die Ursache eines derartig seltsamen Gebrauches zu erfahren, als es mir endlich gelang, durch ein kleines Geschenk einen Mann gesprächig zu machen, der mir denn das folgende berichtete:

Er wüßte nicht, — sagte der Mann, — warum seine Landsleute aus dieser Sache eine Heimlichkeit machten und den Grund dieser Sitte den Holländern nicht offenbaren wollten. Es könnte doch das den Holländern weder nützen noch schaden, noch den Hottentotten irgend welchen Nachteil bringen. „Wenn wir auf diese Weise verfahren, so ist das auf unsere Furcht zurückzuführen, es möchten die reißenden Tiere, insbesondere aber wilde Hunde in unsere Schafherden geraten und Schaden anrichten. Denn die wilden Hunde fügen den Schafen mehr Schaden zu als ein Löwe oder ein Leopard, da ein Löwe mit einem einzigen Hammel vorlieb nimmt, ein Leopard auch gar bald in die Flucht gejagt werden kann, der wilde Hund dagegen sich nicht mit einem Stück begnügt, sondern sobald er in die Herde gerät, ein Tier nach dem andern zerreißt. Damit uns nun

Wie die Hottentotten ihr Vieh zur Nachtzeit bewahren.

Wie die Hottentotten ihre Schafe durch den Rauch jagen, wie sie schmausen etc.

Nach Peter Kolb.

dergleichen nicht widerfahren möge, lassen wir die Schafe durch den Rauch springen. Wenn die wilden Hunde den Rauch an ihnen wittern, dann laufen sie davon. In langer Erfahrung haben wir beobachtet, daß dies Verfahren für die Schafe günstig ist und sie vor den mörderischen Zähnen schützt. Woher wir den Gebrauch aber haben, das will ich auch gern sagen. Unsere Vorfahren haben uns erzählt, daß es schon vor vielen Jissis (d. i. vor vielmal zehn Jahren) bei ihnen so Gebrauch gewesen sei, und daß sie sich bei diesem Gebrauche stets wohl befunden hätten. Nun denken wir, wenn es den Alten gut getan hat, wollen wir auch der Sitte folgen, und wir finden ja auch, daß sie uns nicht schadet."

Die Zwergvölker Südafrikas; die Buschmänner.

Nach Heinrich Lichtenstein.*) (1806.)

Die Gegend zwischen dem Oranjeriver und dem Gebirge, das sich weiter nach Osten hinzieht, ist das wahre Vaterland der Buschmänner. Hier überzeugt sich der Reisende, daß es einen Landstrich gebe, der noch unwirtbarer und widriger sein könne, als die Karroo selbst. Dort erfrischt doch noch zu mancher Jahreszeit der Regen das Feld und alljährlich grünt wenigstens einmal die Flur; hier aber vergehen Jahre ohne Regen. Der Boden, dort fruchtbarer Ton, der nur der Befeuchtung bedarf, um der Pflanzenwelt reichliche Nahrung zu geben, ist hier mit Felsbrocken und Gerölle bedeckt, nur eine dünne Schicht verwitterter Steinmasse, kaum die dürftigsten Saftgewächse nährend. Zwei sehr merklich unterschiedene Klimate trennt dieser Landstrich; das der Kapkolonie und das des innern Kaffernlandes. Doch teilt er nicht mit jener die fruchtbaren Winterregen, nicht mit diesem die häufigen Gewitter der heißen Jahreszeit, sondern nur unregelmäßig und gleichsam zufällig scheinen sich hier schnell vorüberziehende Wolken zuweilen zu entladen. — Nur wenige Tiere finden hier Nahrung, nur die, welche die Natur eigens für solche dürren Landstriche geschaffen zu haben scheint: der Strauß, die Elenantilope, das Rhinozeros und das genügsame Schaf, das der eingewanderte Menschenstamm mit hierher geführt hat, und von welchem allein er das kümmerliche Leben fristet.

Den ursprünglichen Bewohner dieser Gegend aber kann die Viehzucht nicht nähren, da das gezähmte Rindvieh auf so schlechten Weiden nicht artet. Schlangen, Eidechsen, Ameisen und Heuschrecken sind die Tiere, die der Buschmann erjagt und wovon er sich nährt, denn nur selten steht ein größeres Wild seinem schwachen Geschütz. Des Trinkens fast entwöhnt, begnügt er sich tagelang ohne Wasser, kaut statt dessen Saftgewächse und genießt seine Speisen ohne Salz.

Seine Nahrung immer an einem andern Ort aufsuchend und den

*) „Reisen im südlichen Afrika." Bd. II.

Zügen der Antilopen und Insekten nachgehend, kennt er keine feste Wohnung, sondern birgt sich bei Nacht in Höhlen, in selbst gescharrten Gruben oder in der milderen Jahreszeit unter den Zweigen der Bäume, wo er deren findet. Bei dieser Lebensart kann die körperliche Bildung des Volkes keine andere sein, als die sie wirklich ist. Die Buschmänner sind klein, hager, scheinbar schwach, aber durch die Abhärtungen ihres unsteten Lebens auch wieder großer Anstrengungen fähig. Ihr äußeres Ansehen ist weniger schlaff als das der Koranen und anderer zivilisierter Hottentottenstämme. Ihre höheren Sinneswerkzeuge sind von besonderer Schärfe, da sie sie täglich üben, um ihre Nahrung von weitem zu erspähen und zu erlauern; ihre niedern dagegen sind schwach, und fast sollte man glauben, sie hätten weder Geschmack, noch Geruch, noch Gefühl, denn man bemerkt weder Ekel gegen die widrigsten Speisen, noch Empfindlichkeit gegen die auffallendsten Änderungen der Lufttemperatur.

Wo ein jeder einzelne nur auf die augenblickliche Befriedigung des ersten tierischen Bedürfnisses bedacht ist, ohne auf die Zukunft voraus zu denken, ohne sich den dauernden Besitz irgend eines Gutes sichern zu wollen, da kann sich kein geselliges Band um eine größere Zahl von Menschen schlingen. Nur Familien gibt es, einzelne kleine Horden, die die Zuneigung, die instinktive zu den Kindern oder die zur Gewohnheit gewordene gegenseitige Anhänglichkeit der Geschwister zusammenhält. Auch gestattet die Dürftigkeit, in welcher die Lebensmittel zu Gebote stehen, keine größeren Gesellschaften. Selbst diese Familien müssen zuweilen sich trennen, weil ein und derselbe Ort nicht für sie alle die nötige Menge von Nahrung hervorbringt. Ein Teil wandert hier, der andere dort hin, nur der Zufall führt sie zuweilen wieder zusammen, und wenn die Umstände dann günstiger sind, wenn etwa die Jagd ihnen größere Tiere in die Hände liefert, oder wenn die Not sie endlich zwingt, einen gemeinschaftlichen Raub zu unternehmen, der ihnen einen reichen Vorrat gibt, leben sie auf längere Zeit wieder miteinander. Keiner hat vor den übrigen ein höheres Ansehen durch ererbten Rang; nur die Körperkraft entscheidet, und der Stärkere, Gewandtere macht dies oft in solchem Grade geltend, daß der Schwächere ihm seine Waffen, ja selbst sein Weib und seine Kinder abtreten muß, wenn er das Leben behalten will.

Es gibt demnach vielleicht keine Wilden auf der Erde, deren ganz physische Existenz der rein tierischen näher verwandt wäre, als die der Buschmänner, deren Bedürfnisse, Sorgen und Freuden unbedeutender und die daher selbst der Kultur unfähiger wären, als sie. Gewiß aber findet man kein wildes Volk, bei welchem ein ähnlicher Grad von tierischer Roheit mit so viel Verschmitztheit und mit so vielen Beweisen geübter Seelenkräfte verbunden ist. — Schlaf, Essen und Trinken sind wohl die einzigen Bedürfnisse, und wenn man Tabakrauchen und Branntweintrinken dazu rechnet, die einzigen Freuden, die der Buschmann kennt, aber er kann ihnen auf längere Zeit entsagen. Derselbe Buschmann, der mit fünf seiner Landsleute ein

fettes Schaf in einer Stunde, ein Quagga in einer halben Nacht ganz und gar verzehrt, ist imstande, drei bis vier Tage, ja länger, Hunger zu leiden, auch wenn ein solches Fest nicht vorhergegangen ist.

Oft ist bloße Faulheit die Ursache dieser Entbehrung, und er schnürt sich lieber den Bauch ein und verschläft seinen Hunger, als daß er sich mit körperlicher Anstrengung Nahrung zu verschaffen suchen sollte. Monatelang lebt er wieder von wenigen kleinen Zwiebeln, die zu gewissen Jahreszeiten in den Niederungen sich finden lassen, und verläßt die Gegend nicht eher, als bis die ganze Ernte verzehrt ist.

Eine ungemeine Ausdauer zeigt sich in allen seinen Unternehmungen. Tagelang scharren sie zuweilen in niedrigen Gegenden nach Wasser, und wenn sie überzeugt sind, daß es hier sich finden müsse, so stehen sie nicht davon ab und sollte das Loch mannstief werden müssen. Der ganze Lohn ist oft eine Handvoll Wasser, die ein jeder sich, wie ihn die Reihe trifft, herausholt, indessen der folgende geduldig wartet, bis das Loch wieder so weit vollgelaufen ist, daß auch er schöpfen kann.

Von der Spur eines einmal verfolgten Wildes bringt sie nichts ab, von einem einmal beschlossenen Unternehmen schreckt keine Schwierigkeit sie zurück. Nur der erste Schritt dazu scheint ihnen immer schwer zu werden. Haben sie sich aber einmal aus ihrer Untätigkeit aufgerafft, so führen sie ihr Unternehmen mit List, Ausdauer und Kühnheit zu Ende.

Aber diese Kühnheit ist kein kriegerischer Mut, sie wagen vieles auf gut Glück, nichts im Vertrauen auf ihren Arm. Im offenen Felde stellen sie sich ihrem Feinde niemals zur Schlacht, ein Flintenschuß jagt Hunderte von ihnen in die Flucht, und wer ihnen mit einem Knüppel bewaffnet auf den Leib rennt, hat sicher von der überlegensten Zahl keinen Widerstand zu fürchten. Dagegen: aus einem sichern Hinterhalte Pfeile abzudrücken, einen Unbewaffneten unerwartet hinterwärts zu durchstoßen, das ist ihre Art, Krieg zu führen.

Ihre größte Fertigkeit besteht in dem Gebrauch ihrer Waffen und in dem Erspähen ihres Feindes oder seiner Bewegungen. Wie unvollkommen ihre Sprache auch ist, so haben sie doch eine sehr zusammengesetzte Art, sich durch Gebärden und Zeichen verständlich zu machen, welche letzteren so vervielfältigt sind, daß sie sich in meilenweiten Entfernungen, vorzüglich bei Nacht durch Feuer, auf den Gipfeln der Berge angelegt, von der Zahl ihrer Verfolger oder von der Stärke einer zu raubenden Herde und dem Verteidigungszustand der sie bewachenden Hirten zu benachrichtigen wissen.

Das Gesicht eines Buschmannes ist durch den Aufenthalt auf den Bergeshöhen und durch das immerwährende Ausblicken nach entfernter Beute so geschärft, daß ihm die Gegenstände in Entfernungen deutlich werden, in welchen sie auch das beste europäische Auge, nur mit Fernrohren bewaffnet, wahrnimmt. Ich habe davon in der Folge oft Proben gesehen, indem uns unsere zahmen Buschmänner

Herden von Antilopen zuweilen in Entfernung von anderthalb Meilen nachwiesen.

Am auffallendsten bewährte sich aber dies fast angeborene Vermögen der Buschmänner an dem Knaben von dieser Nation, den General Janssen mit nach Europa nahm. Wir hatten auf der Heimreise an Bord der Bellona oft unsere Freude daran, wenn dieser Knabe vom Verdeck aus Schiffe am äußersten Rande vom Horizonte entdeckte, die die Matrosen in den Masten noch nicht sahen, und die auch wir kaum mit Fernrohren auffinden konnten, ehe sie nicht etwas näher gekommen waren. Auch die Gegenprobe ward gemacht, und er mußte Schiffe aufsuchen, die unser Kapitän vom Maste durch das Fernglas entdeckt hatte; es gelang ihm das auch jedesmal.

Da ihre Waffen ihr einziges Eigentum ausmachen und zugleich das einzige Kunstprodukt sind, das aus ihren Händen hervorgeht, so verdienen sie hier auch wohl eine kurze Beschreibung.

Der Bogen hat gewöhnlich eine Länge von fünf Fuß und besteht aus einem mäßig gebogenen, in der Mitte dickeren Stabe von sehr hartem Holz und einer strohhalmdicken Sehne, die aus zusammengedrehten und gesponnenen Sehnenscheiden größerer Tiere verfertigt wird. Das ganze Werkzeug ist roh und einfach.

Die Pfeile sind im Durchschnitt drittehalb Fuß lang, der Schaft besteht aus dickerem Schilfrohr und ist am unteren Ende eingekerbt, um auf die Sehne zu passen, umsponnen, damit er nicht spalte, und mit der Feder eines Raubvogels versehen, um seinem Flug eine gerade, sichere Richtung zu geben. An dem oberen Ende ist ein derber Röhrenknochen (gewöhnlich das Wadenbein einer Antilope) statt der Spitze eingefügt und entweder wirklich scharf zugespitzt, oder es ist noch ein dreieckiges eisernes Plättchen daran befestigt, in beiden Fällen aber immer dick umzogen mit Gift. Dieses Gift hat eine bräunliche Farbe, ist im frischen wirksamsten Zustande, von der Konsistenz des Wachses und klebrig, wird aber bald trocken und hart. Sie setzen es aus mehreren Substanzen zusammen, deren schädliche Wirkung auf den tierischen Körper sie durch Erfahrung nach und nach kennen gelernt haben. Das Hauptingrediens ist immer das Schlangengift, weil dies aber für sich zu dünnflüssig und flüchtig ist, mischen sie es mit dem giftigen Safte großer Euphorbien (Arten von Wolfsmilch), der, eingekocht, die oben beschriebene Wachs-Konsistenz bekommt.

Nach Maßgabe der beabsichtigten Wirkung werden diese Ingredienzen in anderen Verhältnissen gemischt, z. B. mehr Schlangengift, wenn es einen Angriff auf Menschen gilt, mehr Zwiebelgift, wenn es zur Jagd dienen soll. Obgleich sie wissen, daß das Gift nicht anders schadet, als wenn es unmittelbar ins Blut kommt, so vermeiden sie doch sehr, es mit bloßen Händen zu bereiten, sondern dies geschieht auf ausgehöhlten und vorher mäßig erwärmten Steinen, mit Hilfe eines hölzernen Stäbchens. Besonders sind sie behutsam beim Aufstreichen auf den Pfeil, wo eine ungeschickte Wendung sie selbst verletzen könnte. Da dient ihnen eine Rinne des Steins, in

welche der Pfeil genau paßt, die vorher mit der Giftmasse angefüllt ist, in welcher die Spitze so lange gedreht und mit dem Stäbchen bestrichen wird, bis die gehörige Menge des Giftes daran sitzt. — Eine besonders boshafte Einrichtung des Pfeiles ist die, daß er an einer Stelle, gewöhnlich einen Zoll lang unter der Spitze, zur Hälfte durchgesägt ist, damit diese gleich abknicke und in der Wunde stecken bleibe, wenn sie etwa auf einen Knochen stieße. Damit dasselbe auch bei der Verwundung weicher Teile, wenigstens bei dem Versuch des Herausziehens erfolge, befindet sich dicht neben dieser eingesägten Stelle, halb nach hinten gerichtet, ein widerhakendes Federblättchen, das bei unvorsichtiger Handhabung des eingedrungenen Pfeils das Abbrechen der Spitze in der innersten Wunde bewirkt, wo denn gar keine Hilfe mehr möglich ist, weil gleich nachher alles darüber schwillt.

Sowohl das Holz zu dem Bogen, als die eisernen Spitzen bekommen sie von weit her, nur durch Tausch gegen fertige Pfeile von ihren Landsleuten im Osten, oder das Eisen durch Raub, indem sie die Hassageien der Kaffernvölker dazu verarbeiten. Sie kennen aber den Gebrauch des Feuers zu dieser Arbeit nicht, sondern verfertigen diese dreieckigen Plättchen allein durch Abbrechen, Hämmern und Schleifen des Eisens, daher, nach ihrer eigenen Versicherung, ein jeder Pfeil einen ganzen Tag Arbeit kostet. Übrigens sind bei weitem die wenigsten Pfeile mit solchen eisernen Spitzen versehen und werden von ihnen immer nur im Kriege gegen Menschen, nie auf der Jagd gebraucht. Die Bereitung dieser Pfeile und die Mischung des Giftes gilt bei ihnen für eine Kunst, in deren vollkommenem Besitz nur wenige sind.

Ebenso wissen nicht alle die giftigsten Schlangen von den weniger schädlichen zu unterscheiden. Im allgemeinen aber gilt die Regel, daß die schnellsten und behendesten am meisten Gift bei sich haben. Die bekannten Hornschlangen, die von den Kolonisten für so sehr gefährlich gehalten werden, achten sie deshalb wenig, weil sie sich so langsam fortbewegen. Andere sonst sehr giftige Arten sind träge gegen die Zeit, wenn sie ihre Haut abwerfen wollen, und haben, nach der Buschmänner Aussage, in diesem Zustande kein brauchbares Gift bei sich. Je mehr Mühe aber eine Schlange beim Fang macht, je tiefer sie sie zwischen den Felsen hervorholen müssen, je mehr sie sich erbittert zur Wehr setzt, desto wirksamer ist nach ihrer Meinung das Gift, und desto beharrlicher sind sie in der Verfolgung. Man muß erstaunen über die Dreistigkeit und Behendigkeit, die sie bei diesem Geschäfte zeigen. Sobald sie die Schlange erst auf ebenem Boden haben, ist es die Sache eines Augenblicks, ihr auf den Hals treten, den Kopf mit den Fingern von den Seiten fest zusammendrücken, daß sie die Kinnladen nicht zu schließen imstande ist, und ihn mit einem Messer vom Körper trennen, oder in Ermangelung dessen mit den Zähnen abbeißen. Dann ziehen sie die Giftsäcke hinten am Kopfe hervor und bewahren sie bis zum Gebrauch, um dann erst die wenigen Tropfen darin enthaltener Flüssigkeit auszudrücken. Daß sie kein

Bedenken tragen, den ganzen übrigen Körper der Schlange zu verzehren, ja, daß sie sie fast den Fischen vorziehen, mag besonders angeführt werden.

Der Köcher, in welchem sie die Pfeile bewahren, wird aus dem, schon an sich hohlen Stamm einer großen Aloë verfertigt, die daher auch bei den Kolonisten den Namen des Köcherbaumes führt. Der Boden und Deckel des Köchers sind von Leder, ja zur Vermehrung der Festigkeit überziehen sie ihn oft ganz damit. Er wird an einem Riemen lose über der linken Schulter getragen, so daß sie ihn zum Gebrauch gleich auf den Unterarm gleiten lassen können, an welchem sie ihn auch während des Abschießens der Pfeile hängen lassen, um nach einem Fehlschuß gleich einen neuen zur Hand zu haben. Auf diese Weise tun sie in einer Minute fünf oder sechs Schüsse. Sie halten den Bogen dabei nicht wagerecht, wie man glauben möchte, sondern senkrecht wie der Schütz im Tierkreis. Mit der vollen Linken fassen sie ihn in der Mitte, der Pfeil ruht auf dem Daumen, und die Rechte zieht den Pfeil sogleich mit der Sehne zurück. Dies alles geschieht in bequemer Höhe, ohne mühsames Zielen, weit unter dem Auge, so daß sie die Richtung des Pfeils ganz übersehen, aber nicht seine Neigung. Daher fehlen sie oft in der Höhe, nie in der Richtung und werden einen gegebenen Baumstamm von einiger Höhe und etwa halbfüßiger Dicke jedesmal treffen, indessen sie über eine drei Fuß hohe Hecke fast immer hinwegschießen, oder sie nicht erreichen. Die Entfernung, in welcher ihr Geschoß noch sicher trifft, ist 80 Schritt, darüber hinaus fehlen auch wohl die besten, und der Pfeil verliert an Kraft. Wir haben aber ein einzelnes Mal auf 105 Schritt treffen sehen.

Auf der Jagd muß daher List und Gewandtheit die Unvollkommenheit dieser Waffen ersetzen, und sie sind denn auch so geübt im Beschleichen des Wildes, daß sie darin schwerlich ihren Meister finden. Es ist keine kleine Aufgabe auf diesen nackten Flächen sich dem Auge der scheuen Antilopen und fernsichtigen Strauße so zu entziehen, daß man ihnen auf 50—60 Schritt nahe kommen kann. Das erreichen sie aber dadurch, daß sie fast auf dem Bauche kriechend sich fortbewegen, den Leib und die Kleider mit dem Staube der Erde bestreuen, um nicht durch die Farbe aufzufallen, und sich nicht bewegen, sobald das Tier aufmerksam zu werden droht. Sie verlieren dabei die Geduld nicht, wenn auch mehrere Stunden darüber vergehen sollten, und selten entkommt ihnen ein Tier, dem sie einmal auf diese Weise nachstellen.

Ebenso vorsichtig und planmäßig verfahren sie auf ihren Räubereien, wagen nie einen Angriff, ohne vorher alles wohl erspäht und ausgekundschaftet zu haben, und sind schon auf jeden möglichen Fall miteinander über die zu nehmenden Maßregeln und die zu gebenden Zeichen einverstanden. In der Zeit des letzten Mondviertels hat man sie am meisten zu fürchten, denn dann unternehmen sie den Raub im Dunkeln vor Mitternacht, um dann im Mondschein nachher desto

besser fliehen zu können. Überhaupt führen sie solche Unternehmungen immer in den ersten Abendstunden aus, um die ganze Nacht vor sich zu haben. Noch mehr aber muß man sich bei kaltem Regenwetter vor ihnen in acht nehmen und darf es in vielen Gegenden kaum wagen, das Vieh dann in die Weide zu treiben. Denn sie wissen gar wohl, daß ein Gewehr in der Nässe leicht versagt. Die Hottentotten, die man als Hirten gebraucht, sind gegen die nasse Kälte sehr empfindlich, bergen sich dann in den Felsen, machen sich ein Feuer an und schlafen wohl gar dabei ein. Da hat man denn oft die Ochsen geraubt und den Hirten im Schlafe ermordet gefunden. Um vor allem Widerstand sicher zu sein, pflegen sie am liebsten mit einem großen Stein dem Schlafenden den Kopf zu zerschmettern.

Der Buschmann hat keine bleibende Stätte, sein ganzes Leben lang irrt er von einem Orte zum andern und selten geschieht es, daß er sein Nachtlager zweimal hintereinander an demselben Orte nähme. Davon findet jedoch eine Ausnahme statt, wenn er sich recht satt gegessen, d. h. mehrere Tage hintereinander so viel zu essen gehabt hat, als er bei seiner unglaublichen Gefräßigkeit nur bezwingen konnte. Nach einer solchen Schwelgerei folgt ein Schlaf oder wenigstens eine Ruhe, die zuweilen wochenlang dauert, und die ihm zuletzt so lieb wird, daß er sich lieber den Bauch mit einem Schmachtriemen einschnürt, als auf die Jagd oder den Insektenfang geht. Er liebt die Höhlen des Berges und die Felsritzen als nächtliches Lager, aber in den Ebenen gräbt er sich kleine flache Gruben in die Erde oder setzt sich mitten in einen Strauch, so daß die von der Mitte aus niedergedrückten Zweige rund umher zum Schirm gegen den Wind dienen und ihren Bewohner sowohl vor den Feinden, als vor dem Wilde verbergen. Solch ein Strauch, der einigemal zum Bosjesmans-Aufenthalt gedient hat, und dessen Äste mit den Spitzen nun wieder auswärts wachsen, bekommt ganz das Ansehen eines Vogelnestes. So gestaltet findet man jenseits des großen Flusses besonders die weichlaubigen Sträuche; wenn sie kürzlich bewohnt waren, sieht man noch Heu und Laub und Wolle auf dem Boden des Nestes.

Diese Sitte hat dem Volke den Namen gegeben, denn ein Strauch heißt im afrikanischen Holländisch Boschje (Bosje) und mit Bosjesman hat man den Wilden bezeichnen wollen, der aus seinem Hinterhalte im Strauch auf das Wild und auf seine Feinde schießt. Die Ableitung ist also dieselbe, wie bei unserm Strauchdieb. Wenn man in diesem baumlosen Lande reist, kann man sich nicht erwehren, über manchen Übersetzer zu lächeln, der das Holländische Bosch (Gebüsch, Wald) mit diesem Bosje verwechselt und an die surinamischen Buschneger denkend, diese Wilden Buschhottentotten, oder wie einige Franzosen hommes des forêts nennt. Nur um nicht pedantisch zu scheinen, behalte ich die Benennung Buschmann im Deutschen bei, obgleich sie eigentlich das: Bosjesman nur unvollkommen wiedergibt. —

Die oben erwähnten Gruben sind kaum einige Zoll tief, von länglich runder Gestalt, und wenn sie für eine ganze Familie dienen

sollen, in ihrem größten Durchmesser etwa fünf bis sechs Fuß breit. Es ist unglaublich, wie sich diese Menschen zusammenkugeln können, denn in einem solchen Loche liegen ein paar Erwachsene und oft mehrere Kinder. Ein jeder deckt sich mit einem einzigen Schaffell vollkommen zu, ja, es bleibt davon noch so viel übrig, daß die Zipfel desselben von allen Seiten unter den Leib gezogen werden können, und die Luft also gänzlich abgehalten wird. In kalten Nächten häufen sie einige Zweige an der Windseite des Loches, aber gegen den Regen kennen sie keinen andern Schutz als ihr Schaffell, oder sie suchen ein Obdach unter und zwischen den Felsen.

In der heißen Jahreszeit lagern sie sich an den Flußbetten unter den Schatten der Mimosen und ziehen die Zweige derselben auf die Erde herab, um ihnen zum Schutz gegen Sonne und Wind zu dienen. Hausgeräte haben sie gar nicht, wenn man nicht etwa die Schalen kleiner Landschildkröten oder die Scherben von Straußeneiern und Kürbisschalen also nennen will. Messer haben einige, die in der Nähe zivilisierterer Kaffernstämme, z. B. der Betschuanen wohnen, aber ein Bedürfnis sind sie ihnen nicht, denn sie verzehren das Fleisch meistens roh und kauen es wenig. Wenn sie es braten, lassen sie es kaum durch und durch heiß werden und beißen mit den Zähnen hinein, sowie es aus der Asche gezogen wird. Die Schneidezähne alter Buschmänner sind daher häufig bis auf die Hälfte abgenutzt und passen mit platten Flächen aufeinander. —

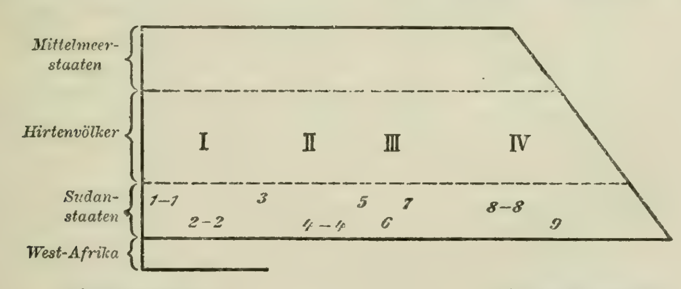
Sie trinken aus den Flüssen und Bächen wie die Tiere und legen sich platt auf den Bauch, selbst dann, wenn das Ufer sehr abhängig ist und sie sich mühsam mit den Armen stützen müssen, um nicht hinabzugleiten. Dagegen haben die Kaffern und manche wilden Hottentottenstämme die Gewohnheit, sich neben dem Bache niederzuhocken und mit den Vorderfingern der beiden Hände das Wasser in den Mund zu werfen. Ich erinnere mich nicht, je einen Wilden des südlichen Afrikas aus der hohlen Hand trinken gesehen zu haben.

---

4. Die festsässigen Hackbauern und die treibenden Nomaden Nordafrikas.

In Ostafrika sahen wir sowohl den Hackbauern durch die verlockende Viehzucht und die in solcher Umgebung stets zu ihr gehörige Freude am Viehraub fortgetrieben, als auch den Viehzüchter, in glücklichen Gegenden durch den Hackbau festgehalten, zum Viehsportler werden. Auf die Weise ist der Ostafrikaner weder recht Hackbauer noch recht Viehzüchter, nicht Fisch, nicht Fleisch. Nur in den nordwestlichen Seeengebieten, wo unter günstigeren Regenverhältnissen der Feldbau eine festere Gestalt annahm, entwickelten sich die Verhältnisse markanter; nur dort sahen wir das charakteristische Bild des über die kulturreichen Feldbauern herrschenden kulturarmen Viehzüchters. Und dieses ist, zumal wir es am Südrande Nordafrikas fanden, als ein Ausläufer nordafrikanischer Kulturverhältnisse zu bezeichnen.

Nordafrika ist das typische Land der Mischung alten Hackbauern- und alten Nomadentumes. Und das müssen wir selbstverständlich wieder aus der geographischen Lage zu verstehen suchen. Wie wir die Kulturschichtung Nordafrikas in nachfolgender Zeichnung schema-



Die Hirtenvölker.

I. *Im äußersten Westen die Araber über Berber herrschend sowie Fulbe als Südstamm.*
II. *Im westlichen Zentrum die Imoschag (Tuareg) und Fulbe.*
III. *Im östlichen Zentrum die Teda.*
IV. *Im Osten die Nubier und Araber.*

Die Sudanstaaten.

1. *Fulbestaaten und Senegambien.*
2. *Mandingostaaten.*
3. *Sonrhaistaaten.*
4. *Haussa-(Fulbe-) Staaten.*
5. *Bornu.*
6. *Baghirmi.*
7. *Wadai.*
8. *Mahdireich (früher Oberägypten).*
9. *Abessinien.*

tisch dargestellt haben, erkennen wir drei verschiedene Regionen, die sich annähernd genau durch die Richtung der Breitengrade charakterisieren lassen. Wir haben den Nordrand, der die dem Mittelmeer zu-

gelegenen Küsten Afrikas darstellt. Auf diesen Küsten haben immer semitische Völker Blüten der Kultur erzogen. Die Kultur hat hier niemals einen afrikanischen Charakter angenommen; sie blieb stets typisch „mediterran", d. h. alle ihre Formen sind nur zu verstehen im Zusammenhange mit den anderen Kulturformen des Mittelmeeres. Die Kolonialkulturen an der Küste Nordafrikas dürfen jedenfalls ebensowenig wie diejenigen der Araber an der Ostküste als eigentlich afrikanisch bezeichnet werden.

Der Grund dieser Erscheinung ist nicht schwer aufzufinden: Im Süden dieses Küstenstreifens lagert massig und wuchtig das Wüstengebiet der Sahara, ein Landstrich, der zum größten Teile nur mit 30 cm jährlicher Regenmasse gesegnet ist. Es gilt, sich hier klar zu werden über die Formation der Sahara. Ist sie früher als ein absolut kahles und totes Staubgebiet bezeichnet worden, so war das falsch. Gewiß, dieser Landstrich verdient wie nur irgend einer den Namen einer Wüste, aber absolut regenfrei ist er ebensowenig wie er auch nicht vollkommen pflanzenlos ist. Man darf nicht vergessen, daß neuere französische Geographen der Sahara annähernd 20 Prozent Weide und Oasenland zugeschrieben haben. Es ist fast ein Fünftel des ganzen Landes tatsächlich kultivierbar. Dazu kommt, daß diese 20 Prozent nicht in großen Komplexen, sondern vielmehr, — und dies besonders im Zentrum und im Osten, — streifen- und flächenweise über das Land zerstreut sind. Es finden sich dementsprechend Wege, auf denen man von Oase zu Oase, den eigentlich wüsten Teil durchschneidend, doch alle ein bis drei Tage einen Wasserquell vorfindet.

Wie fast alle größeren Wüsten der Erde, war auch die Sahara einstmals wasserreicher. Das ist für die Kulturgeschichte sicher bedeutsam. In den Wüsten finden wir heute verkrüppelte und verkümmerte Kulturformen. Wir wissen nicht, ob nicht reichere Anlagen hier einst blühten.

So viel ist jedenfalls sicher, daß heute auch die Sahara wie die meisten ihrer Geschwister die berühmteste aller kulturellen Kümmerformen, nämlich die nicht vom Ackerbau begleitete Viehzucht, das Nomadentum, groß gezogen hat.

Dem Nomadentume werden wir uns später, wenn die asiatischen Varianten zu eingehenderer Besprechung kommen, intensiver widmen müssen. Hier mag nur so viel gesagt werden, als zum Verständnis der nordafrikanischen Verhältnisse notwendig ist. Das Nomadentum repräsentiert jedenfalls nicht eine so weit gehende Armut, als man im allgemeinen zu glauben geneigt ist. Wesentlich ist, daß meistenteils der Handel diese Kulturform begleitet. Der wandernde Nomade Nordafrikas befriedigt nicht seinen ganzen Ehrgeiz im Viehraube und Kriege, sondern sein Handel wird, wie das der meisten ihm entsprechenden Volkstypen, auch durch Anregung von kulturell höher stehender Seite belebt. Das ist eben der Unterschied zwischen der ursprünglichen Jäger- und der späteren Nomadennatur. Das Jägertum ist tatsächlich eine verhältnismäßig ursprüngliche Kulturform. Das

Nomadentum dagegen ist eine einseitig entwickelte und im allgemeinen verkümmerte Abzweigungsform einer höheren Kultur. Es sind niemals Nomaden in den Wüsten beziehungslos entstanden; die meisten Nomaden waren früher Acker- oder Hackbauern, die in die Wüsten verdrängt wurden. Der Mangel an Ackerland und das Vorherrschen der Trockenheit und der Wiesen resp. Steppen, führte wohl zur einseitigen Entwicklung des Nomadentumes und der Viehzucht, bedingt aber nicht die Gleichgültigkeit gegen den Kulturbesitz, die den Jäger charakterisiert.

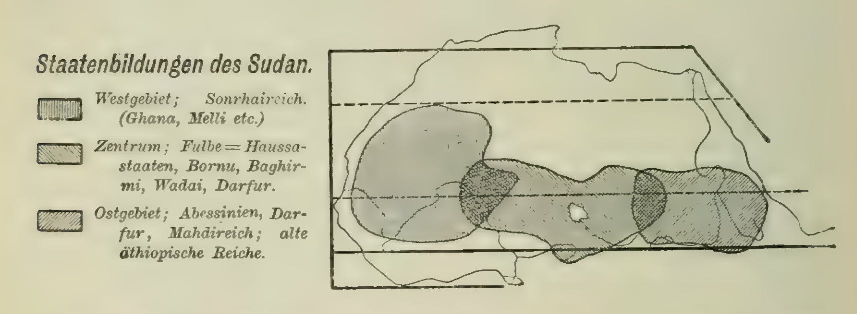
Von diesen Gesichtspunkten aus müssen wir auch das Nomadentum und seine kulturgeschichtliche Bedeutung im Norden Afrikas betrachten. Wie die Sahara nicht eine tote Trennungslinie, so ist auch das Nomadentum keine absolut kulturfeindliche und vollkommen absperrende Schranke. Betrachten wir die Kultur im Süden der Sahara mit geübterem Auge, dann entdecken wir, daß sehr viele Kultursymptome durch das Nomadentum nach dem Sudan, d. h. nach den südlich der Sahara gelegenen Negerländern gebracht wurden. Vor allen Dingen muß ich darauf hinweisen, daß tatsächlich am Südabhange der Sahara die historische Schicht der afrikanischen Kulturformen gelegen ist. Der Sudan ist durch historische Aufzeichnungen mit der Kulturgeschichte der asiatischen Welt verbunden, und das verdankt er der durch das Nomadentum ihm zugeführten Kulturbereicherung. Ehe ich auf diese Tatsache aber des Näheren eingehe, will ich den Bewohnern der Sahara einige Worte widmen.

Ich habe in das obige schematische Kartenbild von West nach Ost laufend die Ziffern I—IV eingetragen. Bei I etwa wohnen arabische Stämme als Herrscher über den Berbern. Bei II sind die bekannten Tuareg oder Imoscharh (Berber) heimisch. In der Gegend von III wohnen die wilden Tubu oder Teda und im Osten bei IV die Nubier und arabische Stämme. Alle diese Völker zeichnen sich durch kriegerische Lebensformen aus. Sie sind im großen und ganzen alle schlecht beleumundet. Als Rasse gefaßt stellen sie zwei Schichten dar, das ältere Berbertum, welches von dem jüngeren Arabertum umklammert ist. Nur die Teda sind Neger. Im Zentrum fehlt der Hackbau fast ganz, im Osten im Niltale ist er etwas reicher, im Westen aber gedeiht er nur an wenigen Punkten. Auf die Schicksale, die das Leben dieser Völker charakterisieren, werde ich später eingehen, wenn ich die Geschichte des arabischen Stammes „Aulad Soliman" bespreche.*) (Siehe Teil IV, Kapitel 7.)

---

*) Daß auch ein verhältnismäßig moderner Staat sich der umbildenden Einwirkung der viehzüchtenden respektive nomadisierenden Bevölkerung nicht zu entziehen vermag, beweist die neuere Geschichte der ägyptischen Äquatorialprovinz am oberen Nil. Die Oberleitung lag in den Händen europäischer hochsinniger Gouverneure, eines Gordon Pascha, Emin Pascha ꝛc. Die subalterne Verwaltung wurde jedoch von Arabern, Nubiern, Dongolanern, alles in allem von ägyptischen Mischlingen und Berbern geführt. In dieser Mischung europäischer Gesittung und nomadischer Raubkultur gelangte

Wichtig ist es hier für uns, zu betrachten, in welcher Weise sie auf die südlichen Negerstaaten, auf den Sudan, eingewirkt haben. Und da fällt es denn vor allen Dingen auf, daß der gesamte Sudan mit Ausnahme Abessiniens heute von mohamedanischen Fürsten beherrscht wird. Der Mohamedanismus, arabische Schrift und Gelehrsamkeit sind die ersten Gaben, welche das Nomadentum von Norden durch den Wüstengürtel der Sahara hindurch dem Sudan überliefert haben. Hand in Hand mit ihr geht die geschichtliche Aufzeichnung, die außerordentlich reiche Gaben der Wissenschaft dargebracht hat. Wir verdanken ihr Daten, die, wenn sie auch nicht ganz sicher sind, doch fast bis ins vierte Jahrhundert nach Christi Geburt zurückreichen. Schon damals sehen wir den Sudan überzogen von großen Gruppen von Reichen, sehen Städte entstehen, Eroberer Staaten zerbrechen und Staaten gründen. Die Kartenskizze auf Seite 153 führt neun Staatenbildungen auf. Es sind die jüngeren. Um die zusammenhängenden Gruppen unter ihnen unterscheiden zu können, füge ich hier aber ein weiteres Bild ein.



Der Sudan zerfällt schon seiner natürlichen Lage zufolge in drei Teile, einen östlichen, einen zentralen und einen westlichen. Die östliche Region wird charakterisiert durch die Nähe Arabiens und seine Lage am Roten Meer, durch den ihn von Süden nach Norden durchziehenden Nil. Vom Roten Meer aus drangen schon früh christliche Missionare vor. Abessinien ist etwa im vierten Jahrhundert n. Chr. zum christlichen Glauben übergetreten. Das ist eine Folge der Lage am Roten Meer, wie diese uns auch erklärt, wenn Abessinien in seiner Gestalt als „altes Reich von Axum" einst über Südarabien geherrscht

trotz des energischen Eingreifens der ersteren die letztere immer wieder zum Durchbruch. Ich verweise als ein Beispiel auf unsere Darstellung eines „Raubzuges der türkischen Verwaltung ins obere Nilgebiet." Da sehen wir ganz klar, daß die Provinz nur dem Namen und der Oberleitung nach eine nach europäischem Modus regierte war, daß sie aber im Innern durch nomadische Raubzüge erhalten wurde, an deren Beute sich die Verwalter selbst bereicherten. Was da geschah, geschah eben am Südabhange der Wüste. Nicht die Ägypter Kairos regierten jenseits der Wüste, sondern die Söhne der Wüste. Die Wüste übt trotz der europäischen Gouverneure ihre zum nomadischen Raubzuge erziehende Umbildungskraft aus.

hat. Das Reich ist heute vollständig in das Hochland von Habesch zurückgedrängt. Es hat viele Revolutionen, Zeiten des Zusammenbruchs und ein mehrmaliges Wiederaufstehen erlebt. Seine Bevölkerung ist eine wilde; sie ist durch das Hochland eben erzogen worden. Überaus bezeichnend sind die Berichte von Salt, die aus einer Zeit des Wiederauferstehens stammen und die Geschichte eines Provinzkönigs enthalten. (Siehe Seite 215.)

Die Lage am Nil ist das zweite geographische Zeichen, unter dem die Geschichte des östlichen Sudan steht. Für die alten Ägypter wohnten am oberen Nil „die elenden Kuschiten". Ägypten hat mit diesen Völkern oftmals Krieg geführt, und kuschitische Könige saßen auf dem Throne der Pharaonen. Wenn Ägypten sich niemals weiter am Nile hinauf staatlich gefestigt hat, so liegt das daran, daß die Hochstraße der Sahara und des Sudan, die Straße von West nach Ost den Oberlauf des Nil schneidet, und daß auf dieser Straße immer Nomaden einhergezogen sind. Das alte Ägypten kannte aber auch Staaten am oberen Nil, das berühmte Napata und das ebenso bekannte Meroe. Die Herrscher dieser Länder und Städte haben zu ihrer Zeit gar mancherlei von dem Kulturreichtum des alten Ägypten ererbt. — Nach Westen griffen die Staatenbildungen des oberen Nil in früheren Zeiten anscheinend nicht weit hinüber. Daß aber eine Völkerströmung von hier aus sich sehr wohl bis zum Zentrum des Sudan erstrecken kann, das werden wir nachstehend sehen.

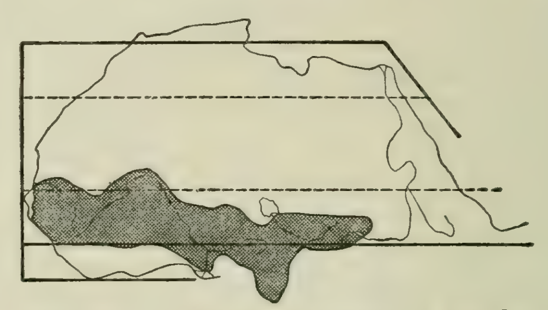
Der zentrale Sudan wird als Provinz charakterisiert durch den Tsadsee. Er liegt etwas nördlich der Mitte. Seit vielen Jahrhunderten entstanden hier schon Reiche. Neger waren zumeist Herrscher.

Die Lage des westlichen Sudan ist in ihrem inneren Bau weniger charakteristisch. Bezeichnend ist höchstens der nach Süden offene weite Bogen des Niger, der besonders in seinen östlichen Teilen fruchtbare Niederungen aufweist, — Niederungen, die sich an die des Binue anschließen und so nach Kamerun und in das westliche Afrika hinüberführen. Aber der westliche Sudan wird doch für uns vielleicht zum wichtigsten Boden, weil hier die kulturelle Abhängigkeit der Völker des Sudan von denen der Sahara am deutlichsten ausgesprochen ist. Hier im westlichen Sudan ist es, wo hintereinander etwa seit dem Jahre 300 n. Chr. G. ein Staat den anderen abgelöst hat, Melle das Reich Ghana, Sonrhay das Reich Melle, die Fulbestaaten das Reich der Sonrhay. Hier im Westen ist es, wo wir die Gaben der mohamedanischen Kultur am deutlichsten in ihrer Abhängigkeit von den geschichtlichen Vorgängen in Westasien und Nordafrika beobachten können. Hier im Westen ist die große Gelehrtenschule am Niger, das berühmte Timbuktu, gegründet worden. Wenn die westlichen Herrscher ihr Reich ausgebildet hatten, dann zogen sie auf stolzer Pilgerfahrt nach Mekka, um hier zu beten und um hier ihre Reichtümer auszustreuen. Von solchen Mekkafahrten der Herrscher westsudanischer Reiche hören wir aus den Jahren 1326 und 1498. Hier im Westen sehen wir auch, daß es meist hellfarbige Herrscher sind, die die Negerreiche gründen

und regieren, daß die Neger aber sehr wohl verstehen, dies Joch der Berber abzuwerfen und selbst das Ruder des Staates zu ergreifen. So wiederholt sich das altbekannte Bild: Die jugendfrische, ungestüme Kraft des kulturärmeren Nomaden unterwirft die verweichlichten Hackbauern; die Hackbauern erstarken, und während die Viehzüchter die Kultur der Unterworfenen annehmen, genießen die Verweichlichten den Vorzug der Vermischung mit junger Kraft; sie gewinnen die Herrscherkraft zurück.

Hier von Westen sehen wir aber auch endlich die letzte der großen eigentlich afrikanischen nomadischen Wanderzüge, die staatenbildend über die Lande zieht, ausgehen. Ich meine die Fulbewanderung.

Die Fulbe, auch Ful, Pul, Pouls, Peuls, Foulis, Folos, Fellata, Fellani, Fulan, Futa, Fulga, Ifullan, Afilan, Aful usw. genannt, zogen als ziemlich bedeutungsloser Hirtenstamm aus den westlichsten Gegenden des westlichen Sudan nach Osten aus. Sie waren zunächst

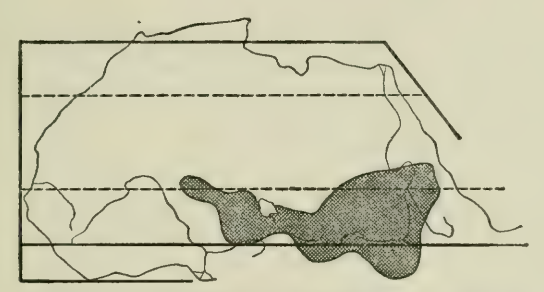


Beispiel einer staatenbildenden Kulturbewegung von Westen her.
Die Verbreitung der fulischen Sprache.

lediglich Viehzüchter, erhielten aber dadurch, daß sie den mohamedanischen Glauben annahmen, eine große Bedeutung. Sie zerstörten alte, morsche Staaten und gründeten neue Reiche. Zumal im zentralen Niger und im Binuebecken traten sie als Organisatoren auf. Alte Reisende aus den 1860er und 70er Jahren gaben ihrer Überzeugung Ausdruck, daß die Fulbe gar bald am Kongo und am Nil erscheinen würden. Wenn diese Prophezeiung auch nicht vollständig eingetroffen ist, so müssen wir doch ohne weiteres anerkennen, daß der Sudan diesen Stämmen zu großem Danke verpflichtet ist. Ich habe im folgenden ein Stück aus dem Leben eines Haussakaufmannes wiedergegeben. Man sieht, welch' weite Reisen der Mann unternommen hat. Das waren alles kaufmännische Wanderzüge. Wo der Handel derartig blüht, da muß Ordnung und Wohlstand herrschen. Und beides haben die Fulbe den Völkern des Nigerbeckens gebracht. — Heute allerdings sind die Staatsgebäude der Fulbe mit Ausnahme des im Innern Kameruns sich mächtig ausdehnenden und vordringenden Adamauareiches morsch und zerbrechlich. — Der Leser wird die

Fulbe an zwei Orten kennen lernen, im französischen Senegambien (siehe Seite 161) und im Hinterlande von Kamerun (siehe Seite 171).

Habe ich in der vorstehenden Kartenskizze gezeigt, wie die Wellen aus dem Westen mächtig nach Osten weiter zu rollen vermögen, dann bin ich verpflichtet, auch dem Osten gerecht zu werden. In welcher Weise der Nomadismus, die Völkerkraft der Viehzüchter hier staatenbildend zu wirken vermag, das haben wir ja noch in den letzten Jahrzehnten erlebt, damals, als der Mahdi den Fanatismus der Nubier und Araber so mächtig zu entfachen verstand, daß abermals die nordsüdliche Kulturstraße des Nils durch eine von Osten nach Westen sich hinziehende Woge unterbrochen wurde, daß die berühmte Hatt el Estiva (die Äquatorialprovinz des ägyptischen Reiches) trotz des zähen Widerstandes eines Emin Pascha zu Grunde ging. Die geschichtlichen Ereignisse, die jene Vorgänge begleiten und die ihnen



Beispiel einer staatenbildenden Kulturbewegung von Osten her. Die nubisch-arabischen Staatenbildungen im Osten des Sudan gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Reiche des Mahdi (im Osten) und der Rabba (im Westen mit vorgeschobenen Posten gegen Timbuktu hin).

folgten, sind auf der nachfolgenden Skizze kartographisch zur Darstellung gebracht.

Der Mahdi hatte Kordofan, Senaar, Darfur, d. h. die Länder um den mittleren Nil erobert. Er stand in Verbindung mit den Arabern. Seine arabischen Verbündeten drangen bis zur Küste des Roten Meeres vor. Ein anderer Mann, auch ein Feind der ägyptischen Regierung, zog mittlerweile mit etwa 3000 Mann in den zentralen Sudan. Er zerstörte die Reiche im Süden und Westen des Tsadsee. Kuka, der reiche Handelsplatz des zentralen Sudan, das uns unsere großen deutschen Reisenden so lebendig geschildert hatten (siehe Seite 192), fiel in die Hände des Rabah*), der sicherlich noch manches andere Unheil gestiftet hätte, wenn er nicht wenige Jahre später mit den französischen Expeditionen des zentralen Sudan in Konflikt geraten und sich so einen mächtigen Feind zugezogen hätte. Die Fran=

*) „Rabah", auch „Rabba" genannt. Die Leute dieses Abenteurers waren unter dem Volksnamen „Rabba" noch längere Zeit eine gefürchtete Räuberbande.

zosen haben dann mehrere Expeditionen ausgerüstet, welche den Rabah schlugen und töteten.

Charakteristisch ist ein kleines Moment in diesen Vorgängen. Es wäre Rabah nämlich nicht gelungen, das Reich Bornu zu brechen und einen neuen Staat zu gründen, wenn ihm nicht ein Fulbefürst hilfreich zur Seite gestanden hätte. — So haben sich denn im zentralen Sudan die beiden großen Wellen der Völkerbewegungen im Westen und Osten berührt, um in gemeinsamem Anprall die Reiche des Zentrums zum Falle zu bringen.

War die kulturelle Abhängigkeit der nördlichen, Sudan genannten Hochebene Afrikas charakterisiert durch die Lage am Südrande der Sahara, waren die historischen Schicksale bedingt durch die ausgeprägte streifenförmige Lage längs der Breitengrade, — war hier also Großzügigkeit ein charakteristisches Merkmal, dann fällt es um so mehr auf, daß die Nachwirkungen der auf solchem historischen Boden sich abspielenden Ereignisse auf die Nachbarländer außerordentlich gering blieben. West- und Ostafrika schließen sich ohne die trennende Kluft einer Wüste oder eines schroffen Gebirges dem Nordgürtel Afrikas an. Da wäre es naheliegend, anzunehmen, daß die großen historischen Vorgänge irgend einen kräftigeren, heute noch nachklingenden Widerhall hervorgerufen hätten. Das ist aber nicht der Fall. Gewiß hat es auf der Ostküste Afrikas arabische Reiche gegeben; diese haben aber in keinem Zusammenhange mit dem Norden Afrikas gestanden; sie waren direkt aus dem glücklichen Arabien abgezweigte Kolonien. Und ebenso ist es im Westen. Die westafrikanische Küste zeigt verhältnismäßig sehr geringe Symptome nordafrikanischer Kultur. Erst in allerjüngster Zeit sind die Mohammedaner an die Küste vorgedrungen. In älteren Zeiten war ein Mohammedaner hier eine große Seltenheit. Der Grund dieser absoluten Absonderung ist wohl in der so schroff den Breitengraden entsprechenden Entwicklungs- und Wandertendenz Nordafrikas zu suchen.

Desto charakteristischer sind die nicht historischen Merkmale. Vor allen Dingen müssen die Rindviehzucht und das Nomadentum des gesamten östlichen Afrika als ein Ableger Nordafrikas bezeichnet werden. Bis in kleine Züge hinein ist diese Abhängigkeit charakteristisch. Um 270 v. Chr. schrieb Artemidoros von den Bewohnern der im Osten Ägyptens gelegenen Wüste einen Bericht, in welchem unter anderm gesagt wird: „Der Weideplätze wegen entstehen Kämpfe; man wehrt sich anfangs mit den Fäusten, dann mit Steinen, wenn aber eine Verwundung dabei vorgekommen ist, auch mit Pfeilen und Dolchen. Hierauf treten die Frauen in die Mitte der Streitenden und versöhnen sie durch Bitten.“ Dieses versöhnende Eingreifen der Frauen ist ein verhältnismäßig durchaus seltenes ethnographisches Merkmal, welches man im Westen Afrikas vollständig ergebnislos aufsuchen würde. Dasselbe kommt aber im Osten immer wieder. Wir kennen es von den Wahuma, Masai, Zulu; es soll auch bei den Hottentotten vorkommen. — In dieser Weise mag man ein Merkmal nach

dem andern aufsuchen, man mag die Hüttenkonstruktionen vergleichen, mag die Entwicklungsgeschichte des Bogens verfolgen, des Schildes usw. —, man wird immer finden, daß der Osten Afrikas in kultureller Hinsicht einen Ableger nordafrikanischer Kultur darstellt, der von diesem nur eines nicht ererbt hat: historische Bedeutung.

Im Westen sind die Merkmale schwächer. Daß die historische Bedeutung Nordafrikas sich auch hier in der Schöpfung des nördlichen Gürtels der Westafrika umgebenden Staatenbildungen dokumentiert hat, haben wir im 2. Kapitel genugsam betont.

Bei den Fulbeherrschern Futa Toros (Westsudan).

Nach G. Mollien*) (1820).

Mit dem ersten Hahnenschrei reisten wir von Setiababanbi ab. Wir waren noch nicht weit gekommen, als einige von dem Oberhaupte von Banai, wohin unser Weg führte, abgeschickte Leute uns auf offener Straße anhielten. Einer ergriff sogar meine Flinte am Laufe. Da ich indes vorher noch Zeit genug gehabt hatte, sie zu laden, so drohte ich dem Neger, ihn zu erschießen, wenn er nicht die Flinte losließe. Meine Drohung half, aber nicht lange, denn er setzte bald, wahrscheinlich aus Scham, seine Sache so schnell aufgegeben zu haben, von neuem auf mich an. Meinen Dolch ziehend, bereitete ich mich nun zur Verteidigung vor. Unsere beiden Führer kamen indes gerade noch zur rechten Zeit herzu, um diesen ungleichen Kampf — unsere Gegner waren nämlich sechs gegen uns zwei — nicht ernsthaft werden zu lassen. Auf deren Zureden folgte ich ohne längeren Widerstand zum Oberhaupt von Banai.

Als wir an Ort und Stelle angelangt waren, fing der unter einem Baume thronende Dorfmonarch sofort ein Verhör mit uns an. Er behauptete, daß wir den eigentlichen Zweck unserer Reise verhehlten und zu den Bambara gehen wollten. Ich antwortete ihm, daß ich den Almamy gesehen und derselbe mir erlaubt habe, frei durch sein Gebiet zu reisen. „Warum hat," fragte er darauf, „der Almamy (Herrschertitel) euch keinen Brief mitgegeben?" Diese Frage, welche mich nicht wenig verlegen machte, gab mir übrigens einen deutlichen Beweis, daß wenigstens in diesem Teile von Afrika die Eingeborenen eine ziemlich richtige Idee von der Straßenpolizei haben. Ich durfte mich nicht beklagen, daß man mir gegenüber eine Ungerechtigkeit beging, da man in Europa mit mir in gleichem Falle nicht besser verfahren haben würde. Nach langer Beratschlagung ward beschlossen, daß ein mich begleitender Marabout (mohammedanischer

*) „Reise in das Innere von Afrika", Weimar 1820. — Man vergleiche mit dem Berichte dieses Reisenden der alten schwächlichen Reiseschule den Bericht des Hauptmanns Morgen, der auch bei Fulbeherrschern zu Gaste war. Man erkennt daraus, welchen Aufschwung das Ansehen der Europäer bei den Mohammedanern Nordafrikas in unserer Zeit genommen hat.

Priester) sich zum Almamy auf den Weg machen und mein Gepäck bis zu seiner Rückkehr in einem Magazin verwahrt werden solle. Das Magazin, in welches meine Sachen hinterlegt wurden, hatte 32 Fuß im Umfange und 18 Fuß in seiner größten Höhe. Die Türe bildete ein breites Oval von der Größe eines Menschen, und sah mehr einem sogenannten Ochsenauge, als einer Tür ähnlich. Sie war übrigens mit einem Schlosse versehen, dessen ich mich, sobald ich dieses mir zugleich als Wohnung angewiesene Lokal bezogen hatte, so gut es ging, zu meiner Sicherheit bediente. Aber ich war dessenungeachtet bald genötigt, die Türe gegen die vereinten Anstrengungen der vor derselben versammelten Dorfjugend, welche sich durchaus den Eingang zu mir erzwingen wollte, mit dem ganzen Aufwand meiner Kräfte anzuhalten. Durch eine Spalte sah ich nachher einige dieser kleinen Stürmer ihren Hals vorstrecken, und mir dabei durch Zeichen zu verstehen geben, daß der meinige abgehauen werden würde. Andere drohten mir mit der Faust; noch andere begnügten sich, mir Gesichter zu schneiden. Ich hütete mich wohl, diesen Ausbrüchen des Mutwillens etwas andres als Stillschweigen entgegenzusetzen. Ich blieb darauf lange Zeit meinen traurigen Betrachtungen überlassen, bis man mir endlich mein Abendessen brachte. Das afrikanische Dorfoberhaupt, nicht so zivilisiert, aber menschlicher als viele Europäer, hatte seinem Gefangenen ein vortreffliches Mahl bereiten lassen und war so gütig, in eigener Person für meinen Esel Heu zu schneiden. Dies hieß gewiß die Menschenliebe aufs Höchste treiben. Welche Lehre, dachte ich damals bei mir selbst, für manchen mit der Ausführung der Gesetze beauftragten Weißen, dem es so schwer wird, Menschlichkeit zu zeigen, wenn nicht — das Gesetz sie ihm befiehlt.

Von der Kühle des Abends gelockt, trat ich, um die frische Luft zu genießen, aus meinem Gefängnisse und setzte mich vor die Tür desselben, zu meinem Unglück nicht wissend, daß die Schule in der Nähe war. Sobald die Schüler das Feuer, welches ihnen zum Lesen die nötige Helle verleiht, ausgelöscht hatten, lagerten sie sich sämtlich um mich her. Ich muß gestehen, daß mich auf meiner Reise beim Anblick eines Haufens Kinder oder Weiber immer ein gewisser Schauder ergriffen hat. Diese schwachen Wesen sind für den Reisenden im Innern von Afrika eine wahre Geißel. Meine jetzige Gesellschaft von wenigstens 50 Rangen setzte meine Geduld wieder auf eine sehr harte Probe. Indes es sich einige zum Spaß machten, mir zu wiederholten Malen die Schuhe aus- und anzuziehen und mir auf diese Weise die Füße schunden, bemächtigten sich andere meines Hutes, und setzten ihn sich nach der Reihe unter schallendem Gelächter auf. Noch andere knöpften mir die Kleider auf und würden mich, ohne die Gegenwart von drei alten Duennas, wahrscheinlich in naturalibus gezeigt haben.

Den 5. März. Während ich mir mit der Untersuchung der aus Gebetbüchern bestehenden Bibliothek meines Wirtes notdürftig die Zeit vertrieb, kam Boukari mit zwei Abgeordneten des Almamy zurück.

Derselbe hatte es, wie ich hörte, sehr übel genommen, daß ich nicht den Führer, den er mir habe mitgeben wollen, abgewartet hätte, und ließ mir jetzt, wenn ich nicht gewärtig sein wolle, meine Rückreise nach St. Louis antreten zu müssen, den gemessenen Befehl erteilen, unverzüglich zu ihm zurückzukehren. Ein Oberhaupt, von welcher Farbe und von welcher Art es auch sei, hat bekanntlich immer recht. Ich fügte mich daher dem Befehle des Almamy, muß aber doch zur Steuer der Wahrheit erklären, daß mir dieser Fürst nie einen Führer angeboten hatte. Wahrscheinlich mochte er seine mir erteilten Zusicherungen bereut haben und hoffte nun durch die Widersetzlichkeit, mit welcher ich seiner Erwartung nach seinen Befehlen begegnen würde, bei dem französischen Gouverneur die willkürlichen Maßregeln zu rechtfertigen, die er gegen mich im Sinne haben mochte. Aber Dank sei dem weisen Rate Boukaris, der es mir unwidersprechlich vor Augen legte, daß Geduld und Gehorsam die einzigen Mittel wären, welche mir zum Gelingen meines Unternehmens übrig blieben.

Ich wollte gerne noch denselben Tag abreisen und fragte daher die Abgesandten des Almamy, ob sie mich nicht gleich zu ihrem Könige führen wollten. Sie verschoben indes die Abreise auf den folgenden Tag. Der Umstand, daß ich von dem Willen solcher Menschen abhängen sollte, machte mich wütend. Ich lärmte, ich drohte, bewirkte aber bei den Negern mit meinen Drohungen nichts als — Lachen. Ein Neger gab mir bei dieser Gelegenheit zugleich eine Antwort, worauf ich in der Tat nichts zu erwidern wußte. „Du beklagst dich," sagte er, „darüber, daß du unaufhörlich gefragt würdest und tausend anderen Plackereien ausgesetzt wärest. Wir aber, wir werden noch ganz anders gequält, wenn wir nach St. Louis kommen. Mich wollte sogar einst ein Soldat erschießen, weil ich ihm auf seinen Zuruf „ti vive", den ich nicht verstehe, die Antwort schuldig geblieben war."*)

Den 6. März. Im Augenblicke unserer Abreise langte im Dorfe eine Karawane Serracolets an, denn ungeachtet des zu der Zeit zwischen diesem Volke und den Fulbe herrschenden Krieges handelten die Kaufleute der beiden Nationen ungehindert und in völliger Sicherheit miteinander fort. Sie waren selbst nicht einmal jenen gerichtlichen Untersuchungen unterworfen, welche in Frankreich zu so mancherlei Unterdrückungen Veranlassung geben. Der Gewissenhaftigkeit der Kaufleute vertrauend, lassen die beiderseitigen Regierungen ihnen stets sicheren Schutz angedeihen, und nie ist mir ein Beispiel zu Ohren gekommen, daß eine Karawane von einem der beiden Heere beraubt worden wäre. So hat der gesunde Menschenverstand den Afrikanern zu wohltätigen Anordnungen verholfen, welche die Staatsklugheit nach Jahrhunderten von Systemen und Versuchungen schwerlich zu Wege gebracht haben würde.

In geringer Entfernung von Banai verließ uns unser Wirt,

*) Der Neger war offenbar einem französischen Wachtposten zu nahe gekommen und hat in seiner Erinnerung den französischen Anruf „Qui vive!" = „Wer da!" in „ti vive!" verwandelt.

sehr unzufrieden mit dem Geschenke, welches ich ihm beim Abschiede machte. Wir schlugen uns nördlich und kamen auf diese Weise wieder nahe an Senopale vorbei. Die Schwester Boukaris, welche uns schon von weitem ankommen sah, lief erschrocken auf uns zu und wandte sich, als sie die Ursache unserer Verhaftung vernommen hatte, an den unter der Eskorte befindlichen Bruder des Almamy mit der ganzen Kraft ihrer Beredsamkeit, um den schimpflichen Verdacht, worin man uns hielt, von uns abzuwälzen. Boukari, gerührt von dem eifrigen Bemühen, womit seine Schwester sich seiner Sache annahm, schenkte ihr zum Andenken seinen mit Edelsteinen gezierten Ring. Mit einem warmen Händedrucke nahm das liebenswürdige Frauenzimmer von uns Abschied.

Nach unserer Ankunft in Canel, dem derzeitigen Aufenthalte des Almamy von Bondu, eines sechsundsechzigjährigen Greises, machte ich diesem Fürsten meine schuldige Aufwartung. Die Zugänge zu dem Palaste desselben waren wieder so sehr mit Höflingen und Soldaten besetzt, daß es mir nicht wenig Mühe kostete, an Ort und Stelle zu gelangen. Ich fand den König auf einem Lotterbette ausgestreckt. Er erkundigte sich zuerst nach meiner Gesundheit, fragte dann, wohin ich zu reisen gedächte, und sicherte mir für meinen Durchzug durch sein Land seinen gnädigen Schutz zu. Er ließ darauf ein Hammelfell auf den Sand ausbreiten, worauf er mich Platz zu nehmen nötigte, erkundigte sich nach verschiedenen Einwohnern von St. Louis, mit welchen er in Handelsverbindungen stand, und gab mir dann das Zeichen zum Weggehen. Von dem Oberhaupte des Dorfes ward ich sehr freundlich aufgenommen.

Das Fieber hatte mir seit mehreren Tagen so zugesetzt, daß ich nicht mehr imstande war, allein aufs Pferd zu steigen. Man mußte mich hinaufheben. Beim Hinausreiten aus dem Dorfe verfolgte mich ein Schwarm junger Burschen mit Schimpfreden. Einige schrieen sogar, man solle mich töten. Dieses Geschrei, verbunden mit dem heftigen Schmerz, der in meinem Innern wühlte, entflammte meinen Zorn dermaßen, daß ich, den Zügel meines Pferdes zwischen die Zähne nehmend, in vollem Galopp und schußfertig auf die meuchelmörderische Rotte einsprengte. Der Angriff eines Kavallerieregimentes hätte keine größere Verwirrung hervorbringen können. Die Menge war auf einmal wie zerstäubt. Nachdem ich mich auf diese Weise von meinen Verfolgern befreit hatte, schloß ich mich wieder meinen Reisegefährten an, welche mein Benehmen vollkommen billigten.

Die Gegend, durch welche wir zogen, bot einen lachenden Anblick dar. Wir traten bald in ein kleines Gehölz voll wohlriechender Blumen. Gummi- und Ebenholzbäume wuchsen darin in Menge. Der Weg war so dicht beschattet, daß man unter einem bedeckten Baumgang zu pilgern glaubte, und trotz der Hitze, welche von 3 bis 4 Uhr nachmittags unausstehlich ist, genossen wir um diese Zeit eine so milde Temperatur, wie in Frankreich während der schönen Jahreszeit. Als wir das Ende dieses Wäldchens erreicht hatten, sahen wir

Dandialli, in welchem Dorfe sich der Almamy jetzt aufhielt, im Glanz der untergehenden Sonne vor uns liegen. Das zum Gefolge des Fürsten gehörige Personal war so groß, daß wir lange Zeit warten mußten, ehe wir in dem Dorfe eine Herberge fanden. Endlich öffnete uns ein Mohammedaner gastfreundlich seine Hütte, in welche man mich indes hineinführen mußte, da das Fieber, weit entfernt, mich verlassen zu haben, sich mit noch größerer Heftigkeit bei mir eingestellt hatte. Der Vorsehung meine Rettung überlassend, nahm ich als alleiniges Hilfsmittel einen Tamarindentrank, dessen heilsame Wirkungen ich bereits früher empfunden hatte.

Den 7. März. Während ich noch schlief, ward mein Marabout zum Almamy gerufen. Unmöglich kann man sich die Überraschung dieses Königs vorstellen, als er hörte, daß ich seinen Befehlen Gehorsam geleistet hätte. Bei alledem schien er indes doch nicht übel Lust zu haben, ein Kontumazurteil über mich zu fällen, denn er verhörte Boukari über mehrere Vergehen, deren wir beschuldigt worden waren. „Warum," fing er an, „seid ihr von Sedo abgereist, ohne meine anderweitigen Befehle abzuwarten? Du weißt, daß niemand zur Nachtzeit reisen darf, und doch bist du von Senopale aufgebrochen, als die Sonne bereits untergegangen war. Ihr hattet also wohl die Absicht, zu fliehen? Dein Weißer hat sich besonders dadurch sehr vergangen, daß er sich den Leuten des Oberhauptes von Banai zur Wehr gesetzt hat." — „Almamy," antwortete darauf mein Marabout, „an demselben Tage, da wir dir vorgestellt worden waren, reistest du ab, ohne uns deinen ferneren Willen wissen zu lassen. Auch durften wir nach deinen billigenden Äußerungen über den Zweck unserer Reise mit Recht schließen, daß du nichts gegen unsere Abreise haben würdest. Als Eingeborener von Foutatoro kenne und ehre ich die Gesetze des Landes. Während wir aber von den Brunnen unsere zur Reinigung abgegebene Wäsche holten, war die Nacht hereingebrochen, und wir mußten dennoch unsern Marsch fortsetzen. Wenn ich es versäumt habe, das Oberhaupt von Setiababandi von unserer Ankunft in diesem Dorfe zu unterrichten, so waren allein die Abwesenheit desselben und die Dunkelheit der Nacht daran schuld. Denn noch an allen Orten, wo wir bisher Nachtlager gehalten haben, habe ich diese landesübliche Formalität treulich beobachtet. Übrigens scheue ich mich nicht, mächtiger Almamy, zu erklären, daß der Widerstand meines Weißen gegen die Leute von Banai keineswegs rechtswidrig war. Man wollte ihn entwaffnen, bevor er verurteilt worden war. Auch weißt du, daß die Nation der Weißen nicht wohl leidet, daß man sie irgend beleidigt."

Diese ganz der Wahrheit gemäße Rede machte auf den Almamy vollkommen den Eindruck, den man davon erwarten durfte. „Mag nun," hob er wieder an, „dein Weißer nach dem Senegal zurückkehren oder weiter nach Oulli reisen, in beiden Fällen werde ich ihm einen Führer mitgeben. Ich nehme ihn unter meinen Schutz; er hat fortan nichts zu fürchten."

Kurze Zeit nachher machte sich der Almamy auf den Weg nach Canel, wo er mit dem Almamy von Bondu, seinem Verbündeten, eine Zusammenkunft halten wollte. Nach der Abreise des Fürsten und der anderen Oberhäupter war Dandialli auf einmal wie ausgestorben. Bloß Frauen, Kinder und Invaliden waren zu meiner Qual darin zurückgeblieben, da diese nun haufenweise meine Hütte belagerten.

So sehr auch die Krankheit meine physischen Kräfte geschwächt hatte, stieg ich doch auf vieles Anraten zu Pferde und schloß mich dem Gefolge des Almamy an, dessen Stolz sich dadurch nicht wenig geschmeichelt fühlen mochte. Die Wege auf unserem Marsche waren voll Bewaffneter zu Fuß und zu Roß, welche alle zu dem Hauptheere stoßen wollten. Ich hatte von dieser Soldateska unterwegs viel auszustehen. Sobald indes ein Oberhaupt vorbeikam, nahm alles auf einmal die ehrerbietigste Miene gegen mich an. Einige Soldaten trugen Stiefeln von Leder, aber ohne Sohlen, andere Strohhüte. Sämtlich waren sie mit mehreren Überwürfen bedeckt. Die meisten Flinten waren im erbärmlichsten Zustande. Bei einigen war der Schaft der Neger eigenste Arbeit. Viele hatten Lanzen, einige Säbel. Bloß das Gepäck der Offiziere war auf Esel geladen, die gemeinen Soldaten trugen alle ihre Habseligkeiten, unter anderem auch ihren in einer Kürbisflasche mit Wasser und einem Beutel getrockneten Kuskus (mit Hammelfett geschmelztes Mais- oder Weizenmehl, ein Lieblingsgericht des Nordafrikaners) bestehenden Mundvorrat, am Leibe. Die Pulverhörner waren größtenteils leer, denn so wie der französische Soldat seinen Sold zu Wein und Branntwein zu verwenden pflegt, so erhandelt sich der afrikanische für sein Pulver Milch und Federvieh, so daß, wenn es zum Gefecht kommt, mancher oft nicht mehr als einen Schuß übrig hat.

Der Almamy ließ im tiefsten Dickicht eines Waldes Halt machen und lagerte sich alsdann am Fuße eines Baumes. Nachdem ich, es den übrigen nachmachend, dem Fürsten die Hand gegeben hatte, war dieser so gnädig, neben sich ein Hammelfell für mich ausbreiten zu lassen. Ich spielte hier übrigens eine höchst traurige Figur, denn die, welche meinem Nachbar ihre Aufwartung zu machen kamen, ermangelten nicht, mich nebenher auszulachen. Die Gegenwart des Almamy hielt sie indes noch einigermaßen in Schranken. Dieser saß in ziemlicher Entfernung von seinen Untergebenen, welche ebenfalls unter Bäumen zerstreut lagen und miteinander über den jetzigen Krieg plauderten. Auf ein gegebenes Zeichen war alles wieder marschfertig. Bevor der Almamy aufbrach, kamen erst alle Kinder herbei, ihn bei der Hand zu fassen, welche Ehre er keinem verweigerte.

Übrigens nahm sich dieses kleine Heer ganz artig aus, da die Uniform der Foutatorer der der Mamelucken ähnlich ist. Die vielen gleichen Turbane und gleichfarbigen Anzüge, sowie die Pferde, welche, 300 an der Zahl, in zwei Reihen marschierten, machten eine angenehme Wirkung. Hinter der Kavallerie kam das Fußvolk, größtenteils mit Flinten bewaffnet. Das ganze Truppenkorps mochte sich auf

1200 Mann belaufen. Als es sich Canel näherte, brachte es dem Almamy von Bondu eine Flintensalve. Ich hielt mich stets in weiter Entfernung von dem Heere, da ich besonders die Infanterie, welche aus den Hefen des Volkes zusammengesetzt ist, zu fürchten hatte.

Nach unserer Ankunft in Canel gingen wir wiederum zu unserm Wirte von tags zuvor. Er war auch gleich bereit, mich und meinen Marabout wieder zu beherbergen, weigerte sich jedoch, die anderen Neger bei sich aufzunehmen, welche ihn dafür mit einem Schwall von Schimpfreden überhäuften. Da ich meine Reisegefährten nicht verlassen wollte, so begaben wir uns gemeinschaftlich nach dem öffentlichen Platz, wo das Dorfoberhaupt eben beschäftigt war, den Soldaten Quartiere anzuweisen. Noch ehe er uns auf unser Verlangen antworten konnte, befahlen ihm zwei mich begleitende Adjutanten drohend, uns ebenfalls ein Quartier zu verschaffen. Sogleich gab er einem Einwohner Befehl, uns bei sich aufzunehmen. Dieser führte uns, da wir unserer sechs waren, in seine Hütte, wo ich, obgleich von der Krankheit und einer aus Milch und Salz zusammengesetzten Arznei, welche ein Neger mir bereitet hatte, äußerst ermattet, doch noch Kräfte genug besaß, um ein Gespräch zu unterhalten. Ich erkundigte mich nämlich bei einigen Marabouts von Canel nach der Lage der Flüsse, welche mir heute zu Gesicht gekommen waren.

Das Fieber, das Gebrüll der Löwen, besonders aber das unaufhörliche Geschwätz der Neger, hielten mich die ganze Nacht wach. Begierig, den Gegenstand einer so lebhaften Unterhaltung kennen zu lernen, bat ich Boukari, sie mir in der Joloffsprache mitzuteilen. Ich ersah aus dieser Mitteilung, daß die Afrikaner, gleich vielen unwissenden Europäern, einen Gefallen daran finden, über Dinge, wovon sie nichts verstehen, auf eine ungereimte Weise zu urteilen. Diese Neger waren nämlich der Meinung, daß die Europäer bloß auf dem Wasser lebten, daß sie weder Land, noch Haus, noch Vieh besäßen, und fügten hinzu, daß die Flüsse und die großen Gewässer uns gehörten, das Land dagegen ihr Eigentum wäre. Ich zog hieraus den Schluß, daß, dieser Meinung wegen, die Weißen gezwungen würden, den Negerkönigen, welche uns gleichsam als ihre Lehnpflichtigen ansehn, Tribute zu entrichten. Von unserem Mute machten sie sich eine sehr geringe Vorstellung. Sie gestanden uns nicht einmal die Fähigkeit zu, ein Gewehr abzuschießen, und glaubten, daß diese Kunst ausschließlich bei den Mauren und den Fulbe zu Hause wäre.

Während ich so aufmerksam ihrem Gespräche zuhörte, wandte sich einer der Neger mit der Bitte an mich, ihm den Namen unseres Heilandes aufzuschreiben, indem er seine anderen Gesellschafter versicherte, daß wir durch das Aussprechen dieses heiligen Namens alle Arten von Reichtum erlangten. Als ich seinen Wunsch erfüllt hatte, fragte er mich, was er nun zu tun habe, um von Jassa alle möglichen Glücksgüter zu erhalten. Ich antwortete ihm, daß er viel arbeiten und wenig schlafen müsse. Dieses Mittel schien indes der Erwartung, womit er sich geschmeichelt hatte, nicht zu entsprechen,

denn er bat mich, da er den Wirkungen der Grigri (Zaubermittel) mehr als meinem ihm erteilten Rate zutraute, um einen andern Grigri, worauf ich ihm ein Blättchen Papier ein Gebet schrieb. Die Neger verehren den unbedeutendsten Fetisch, wenn er, ihrem Glauben nach, die Macht hat, sie zu bereichern. Man hält diese Menschen für sehr glücklich, weil man sie von aller Sucht nach Reichtum frei glaubt. Aber hier wie überall wird der Mensch von Golddurst gequält; auch hier strebt jeder danach, ohne Mühe reich zu werden.

Den 9. März. Dank dem Tamarindentrank, den ich in bedeutender Quantität zu mir nahm, fühle ich mich endlich völlig wieder hergestellt. Somit machte ich sogleich einen Ausflug in die Umgebungen von Canel, auf welchen mich ein Mann begleitete, der sein Gehör auf eine überaus sonderbare Art verloren hatte. Es herrscht nämlich in Foutatoro ein Gebrauch, ebenso barbarisch als merkwürdig: Der Sklave, welcher seinen Herrn verändern will, haut dem, welchen er sich als neuen Herrn wünscht, durch Überraschung oder mit Gewalt ein Ohr ab. Von diesem Augenblick gehört er ihm an, und sein voriger Herr hat kein Recht weiter an ihm. Auf diese Weise war nun mein Begleiter taub geworden. Zwei Sklaven hatten ihm nacheinander jeder ein Ohr dicht am Kopf weggehauen, und der Gehörgang war durch die zugeheilte Wunde völlig versperrt worden. Dieser Mann hatte demnach sein unglückliches Schicksal allein dem Rufe seiner Menschenfreundlichkeit, welcher die Sklaven zu ihm hinzog, zu verdanken. Wehe nun seinen Pferden, denn, da er selbst nun keine Ohren mehr zu verlieren hat, sind jetzt die dieser Tiere daran, von den flüchtigen Sklaven abgehauen zu werden.

Wollte man im Innern dieses Landes eine Niederlassung gründen, so dürfte keine Gegend besser dazu passen, als die von Canel, dessen Bevölkerung sich auf 5—6000 Seelen belaufen mag. Nördlich erheben sich hohe kahle Berge, westlich läuft ein Fluß, vor den Augen durch die ihn beschattenden Bäume verborgen. Ein dichter Wald begrenzt die Aussicht nach Süd und Ost. Nachdem ich mich lange an dem reizenden Anblick dieses weitläufigen Dorfes geweidet hatte, begab ich mich an das Ufer des Flusses. Der Weg dahin führte über eine weite Ebene, bestehend aus vom Flusse aufgeschwemmter Erde, von der größten Fruchtbarkeit und zu der Zeit mit Hirse angebaut. Die nicht sehr hohen und wenig beholzten Ufer des Flusses prangten auf einer weiten Strecke mit dem herrlichsten Grün. Am Tage läßt man die Pferde auf diesen fetten Wiesen grasen. Abends aber treibt man sie heim wegen der vielen Löwen, welche nachts hierher kommen, um an dem Ufer ihren Durst zu stillen. Unter einem Baume gelagert genoß ich lange das Entzückende dieser reichen Landschaft, und konnte endlich, ungeachtet meiner neuerlichen Fieberanfälle, nicht der Lust widerstehen, mich in dem Flusse zu baden.

Den 10. März. Ich hatte an dem Ufer des Guiloulou Trümmer von aus Erde aufgeworfenen Öfen gesehen, in welchen diese Neger auf die von Mungo Park beschriebene Weise ihr Eisen schmelzen.

Da ich hörte, daß die Eisenmine sich nur eine Wegstunde weit in den westlich von Canel belegenen Bergen befinde, so ritt ich frühmorgens in Begleitung eines hier eingeborenen Marabouts dahin.

Kaum war ich in das Dorf zurückgekehrt, so kam einer meiner Freunde voll Schrecken mit Nachrichten zu mir, die in der Tat nicht tröstlich klangen. „Der Neger,“ so lautete der Bericht dieses Negers, „auf welchen du in Banai die Flinte angeschlagen hast, ist soeben hier angelangt, um dich bei dem Almamy deshalb anzuklagen. Er wird von einer mächtigen Partei unterstützt. Noch muß ich dir anzeigen, daß zwei Imans namens Mollet und Bella-Pinda den Almamy haben bereden wollen, selbst nach Banai zu gehen, um dir dann während seiner Abwesenheit, unter dem Vorwande, daß du dem Sembajassin Hilfe zu bringen beabsichtigtest, deine Sachen mit Gewalt zu nehmen und unter das Volk zu verteilen. Mollet hat sich bei diesem Raube deine Flinte und Bella-Pinda dein Pferd vorbehalten. Der Almamy ist indes gegen ihre hinterlistigen Angebungen taub gewesen und hat erklärt, daß er dich unter seinen Schutz genommen hätte, und auf dein Wort bauend, fest überzeugt wäre, daß du nach Oulli reisen wolltest.“

Von allen Seiten sah ich jetzt nichts als Gefahren. Wem konnte ich von nun an trauen, da dieser Imam Mollet, welcher mir vielleicht den Dolch ins Herz stoßen sollte, tags zuvor bei mir gewesen war, mir freundschaftlich die Hand gedrückt und sich nach meinem Befinden erkundigt hatte? Andererseits sprach das Volk, welches oft unruhiger und wachsamer auf seine Interessen ist als die Oberhäupter, mit jedem Tage lauter seine Meinung aus, daß ich zu den Bambaras gehen wolle. Konnte der Almamy, bei aller Geneigtheit zu mir, dem Strom der Meinungen auf die Dauer wiederstehen, er, dessen Gewalt nur so lange währt, als er diesem Strome folgt?

Alles reiflich erwogen, sandte ich augenblicklich Boukari nach dem mir versprochenen Passe. Es gelang auch wirklich diesem treuen Diener, mir das Gewünschte zu verschaffen, nachdem er alle dagegen gemachten Einwendungen glücklich bekämpft hatte. Um die Ausstellung des Passes zu beschleunigen, mußte ich dem Schreiber dazu einen Bogen Papier aus meinem Vorrate liefern. Ich fügte demselben zwei andere Bogen als Geschenk bei und schickte zugleich, um mir das ganze Regierungspersonal zu Freunden zu machen, dem Bruder des Almamy zwei Glasschnüre. Nach mehrstündigem Bemühen brachte mir Boukari mit einem Freudengeschrei den mir so wichtigen Paß, welchen man in der Tat einen Gnadenbrief nennen durfte, weil er meine Lage völlig änderte, indem er mir die Achtung wiedergab, welche ich durch meine Verhaftung verloren hatte. Folgendes ist eine getreue Übersetzung dieses in arabischer Sprache geschriebenen Schriftstückes:

„Almamy Mamadu und die vortrefflichen Herren, welche seinen geheimen Rat bilden, Aldondu, Eliman Sire, Sembajene, Boumandouet, Eliman Rindiao, Ardosambadade, Dembanajel, wir haben diesen

Brief geschrieben, auf daß er von allen denen, welche dem Weißen begegnen, gesehen werde, und auf daß sie erfahren, daß er bei uns gewesen ist, und daß wir ihn haben gehen lassen. Der Beherrscher der Gläubigen und alle Großen von Fouta haben zu ihm gesagt: Gehe. Alle Dörfer sollen ihn gastfreundlich aufnehmen und ihn bis an die Grenze nicht aufhalten.“

Ein Neger, welcher die Stelle eines Adjutanten versah, führte mich darauf zum Almamy Mamadu. Derselbe saß unter einer vor seiner Hütte errichteten Art von Strohgalerie und war beschäftigt, sich Grigri für den Krieg verfertigen zu lassen. Als ich mich ihm genähert hatte, wies er mir einen Sitz neben sich an, und drückte mir zweimal sehr herablassend die Hand. Ich stattete ihm nun meinen Dank für den erhaltenen Paß ab, löste mir dann ein rotes baumwollenes Ordensband, welches ihm, wie ich erfahren hatte, sehr in die Augen stach, vom Kleide ab und überreichte es ihm als Geschenk. Nachdem ich von ihm Abschied genommen hatte, ging ich in gleicher Absicht zu Aldondu, welcher mich aber bei weitem kälter empfing.

Von da begab ich mich, da dergleichen Abschiedsbesuche auch hier zu Lande mit zur Etiquette gehören, zu dem Almamy von Bondu, der sich aber in dem Augenblick nicht sprechen ließ und die Audienz bis auf den Abend verschob. Ich benutzte diese Zeit, um zu Hause meine Anstalten zur morgenden Abreise zu treffen, und fand mich am Abend wieder bei dem Almamy von Bondu ein. Ich traf ihn in seinem Hofe auf einer kleinen Erhöhung neben einem hellen Feuer sitzend, und um ihn her einen Kreis von rauchenden Negern gelagert. Dieser Almamy ist ein munterer Greis. Ich habe mich über ihn nie zu beklagen gehabt. Seine Physiognomie und seine Kleidung, bestehend in einer Scharlachmütze, einer baumwollenen Tunika und Pantoffeln, geben ihm ganz das Aussehen eines Mauren.

Nach geschehener Begrüßung setzte ich mich ihm zur Seite. Das schien ihm indes wohl zu familiär zu sein, denn er ließ etwas unterwärts von seinem Sitze ein Fell auf dem Sande für mich ausbreiten. Nachdem er mehrere unwichtige Fragen in Betreff meiner Reise an mich getan und sich über Boukari, dem er sehr wohl wollte, in hohem Lobe ausgedrückt hatte, versprach er mir, wenn ich nach dem Lande Fouta d'Jallon reisen wolle, mir einen gewissen Maka, den ich von einer schönen Seite kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, zum Führer dahin mitzugeben. Als ich mich nämlich mit der Armee von Fouta auf dem Marsche befand und von Krankheit und Durst völlig erschöpft war, hatte mir Maka von seinem Wasservorrate mitgeteilt. Durch diesen Zug von Menschenliebe war er mir so wert geworden, daß ich mir ihn vorzugsweise zum Reisegesellschafter erbeten hatte.

Jeder Dienst ist seines Lobes wert. Indes wollte ich dem Almamy von Bondu mein Geschenk doch nicht gern vor seinem ganzen Hofstaate geben. Meine Verlegenheit bemerkend, ließ er mich hinter sich treten, und empfing so meine Pulverflasche, welche das Gelüste der Neger zu sehr reizte, als daß sie mir doch nicht den einen oder

anderen Tag gestohlen worden wäre. Der Almamy ließ es dafür an Danksagungen nicht fehlen, und gab mir sein Bedauern zu erkennen, daß er nichts besäße, was er mir anbieten könnte. Er entließ mich darauf, behielt indes meinen Marabout noch bei sich zurück.

Ich war nun kaum in meiner Hütte eingeschlafen, so weckte mich Boukari und fragte mich im Namen des Almamy, ob ich seinen Kindern nichts zu schenken habe. Ohne von einer Verpflichtung, daß man auch der Nachkommenschaft Se. Majestät Geschenke erteilen müsse, das Geringste zu wissen, ließ ich doch, um die mir so wichtige Gnade des Fürsten ja nicht zu verscherzen, den kleinen Prinzen durch Boukari vier Stückchen Ambra überreichen.

Den 11. März. Im Augenblick unserer Abreise ward ich noch von mehreren Negern um eine Belohnung angesprochen, indem diese Menschen, welche mich, wenn der Almamy es ihnen erlaubt hätte, gern ausgeplündert haben würden, jetzt unverschämt genug waren, sich zu rühmen, zur Beschleunigung meiner Abreise mitgewirkt zu haben. Um ihrer los zu werden, warf ich ihnen einige Glaskügelchen zu.

Während der Schwüle des Tages rasteten wir in Santiobambi, wo unser Wirt uns Milch und Kuskus vorsetzte. Da ich mich beim Essen einer Kürbisflasche bedienen wollte, in welche man vorher die Kühe gemolken hatte, verhinderte man mich daran mit der Versicherung, daß, wenn ich davon Gebrauch machte, die Kühe sämtlich verenden würden.

Um 3 Uhr brachen wir wieder auf und nahmen unsere Richtung nach Süden. Nicht weit vom Dorfe begegnete Maka seinem Bruder. Derselbe bot mir ein Glas Milch an, welches ich ihm mit einer Glasschnur für seine allerliebsten Töchter bezahlte, und streckte mir darauf die Hand entgegen. Ich hielt dies anfänglich für ein Zeichen, daß er noch etwas mehr verlange; man bedeutete mir aber, daß ich bloß die Hand in die seinige legen sollte. Nachdem er diese Höflichkeit auch mit meinen Begleitern gewechselt hatte, murmelte er einige Gebete für das Gelingen unserer Reise her, worauf wir uns sämtlich, die Hand vors Gesicht haltend, trennten.

Ein Besuch beim Fulbeherrscher in Tibati.

Nach C. Morgen*) (1891).

Der Tibatihäuptling hatte sich sehr aufmerksam und freigebig gezeigt. Ein reitender Bote war nach der alten Tibatistadt, wo die Viehherden des Königs sich zur Zeit noch befanden, gesandt worden, um für mich eine Milchkuh zu holen. Vom siebenten Tage meines Aufenthaltes an erhielt ich jeden Morgen eine Schale frischer Milch.

*) „Durch Kamerun von Süd nach Nord.“ Leipzig 1893. — Morgen kam aus den südlichen Heidenländern Kameruns und mußte ihm somit die andersartige Kultur der mohammedanischen Fulbestaaten Adamauas besonders auffallen.

Für meine Leute war außer großen Quantitäten Maisbrot gleichzeitig noch ein stattlicher Buckelochse angelangt. Alle Not schien jetzt überstanden, zumal auch die entsetzliche Regenzeit zu Ende ging und wir bereits mehrere regenfreie Stunden zu verzeichnen gehabt hatten.

Nun hatte ich vor, die Aufmerksamkeit und Freigebigkeit des Häuptlings nach Möglichkeit zu erwidern. Da ich selbst noch das Bett hütete, sandte ich gleich in der ersten Woche nach unserer Ankunft Cornelius mit meinen Geschenken zum König. Sie fielen leider spärlich genug aus. Es waren drei Feuersteinflinten, ein muhammedanisches Gewand, zwei rote Fes, zwei Stück rote und zwei Stück gelbe Halbseide, 10 Paket Sattelnadeln, 2 Pakete Polsternägel (zum Verzieren der Sättel) und drei kleine Zinnspiegel. Ich wartete gespannt auf die Rückkehr von Cornelius, um zu erfahren, wie der Häuptling meinen Gesandten empfangen hatte. Nach einstündiger Abwesenheit kehrte dieser mit der Nachricht zurück, daß der König über die Geschenke aufs höchste erfreut gewesen sei. Auf meine Bemerkung, daß ich infolge der langen Reise nicht mehr zu geben imstande sei, ließ er mir zurücksagen: „Und wenn du mir statt deiner vielen reichen Geschenke nur eine einzige Nadel gesandt hättest, ich würde sie ganz ebenso dankbar angenommen haben. Es kommt mir nicht darauf an, was ich geschenkt erhalte, sondern von wem das Geschenk herrührt."

Da sich mein Zustand in den nächsten Tagen wesentlich gebessert hatte, beschloß ich, nun endlich den Sultan persönlich aufzusuchen. Ich zog das mir von Ngutte geschenkte mohammedanische Kleid an, setzte meinen Turban, einen mit weißem gemustertem Stoffe umwundenen roten Fes, auf und ließ mich in meiner Hängematte vor die Empfangshalle zum Häuptling tragen. Ich hatte die gewöhnliche Audienzzeit neun Uhr morgens gewählt. Wir hatten uns eben in Bewegung gesetzt, als drei Schüsse vom Königsplatze her den Eintritt des Häuptlings aus seinen inneren Gemächern in die Empfangshalle ankündigten. Der König erreicht diese offene, auf freiem Platze stehende Halle direkt durch eine Tür, die aus der Umzäunung seines Gehöftes auf den Platz führt. Die Fullah lieben im allgemeinen kein Offenstehen ihrer Häuser; diese sind, wie schon erwähnt, alle mit hohen Mattenzäunen umgeben, welche die einzelnen Gehöfte voneinander absperren, und das Innere, vor allem die Geheimnisse des Harems, den Blicken der Nachbarn und der Fremden entziehen.

Überall, wo ich an solchen Gehöften vorüberkam, wurde ich von den davorstehenden Bewohnern ehrerbietigst begrüßt, und allenthalben zeigten sich über dem Rand der Mattenzäune die neugierigen Gesichter eingesperrter Fullahmädchen, welche sich den Anblick des weißen Mannes nicht versagen wollten. In der Regel folgte dem Ausschauen ein verstohlenes Gelächter und Kichern, das erst ein Ende nahm, wenn die kreischende Stimme des Haremswächters ertönte und die Neugierigen vom Zaune wegrief.

Durch die engen Lagergassen langte ich auf dem großen Platze vor den auf einer Anhöhe gelegenen Königshäusern an. An der Seite derselben erhob sich die große, geräumige Empfangshalle. Vor ihr lagerten wohl 50 Häuptlinge mit ihrem Gefolge, welche hierher kamen, um dem König ihre Berichte zu erstatten, ihn um seinen Wunsch und seine Meinung zu befragen, oder auch nur, um ihm ihren Morgen-„Allah sebenani", d. h. „der Herr schütze dich" entgegenzubringen. Am Rande des Platzes scharrten und wieherten die Pferde, Troßknechte plauderten in Gruppen, und die Großen saßen, mit allerhand bunten Gewändern angetan, auf Steinen und Bänken umher und besprachen anscheinend die wichtigsten Neuigkeiten. Als ich auf dem Platze erschien und aus meiner Hängematte stieg, verstummte das Gespräch. Man begrüßte mich in artigster Weise, erhob sich von den Sitzen, und alsbald lief der Minister des Äußeren, Adjia, in die Halle, um dem Sultan meine Ankunft zu melden. In gebückter Haltung kam er eilfertig wieder heraus, und unter seinem Vortritt betrat ich mit meinem Diener das Haus.

An der Wand, dem Eingangstore gegenüber, saß auf einem Throne von Lederkissen mit gekreuzten Beinen Amalamu. Von seinem schönen Gesicht waren wieder nur die Augen und Nase zu sehen. Der mächtige schneeweiße Turban und das daran befestigte Litam bedeckte die übrigen Gesichtsteile. Eine prachtvolle blauseidene Tobe hüllte den Körper ein, während die bloßen, gekreuzten Füße, die in ihrer Größe zu der übrigen, wohlgeformten, ja eleganten Erscheinung etwas im Widerspruch zu stehen schienen, unter derselben zum Vorschein kamen. Vor dem Throne standen zwei gelbe Lederpantoffeln zur Benutzung des Königs. Der Boden der Halle war mit schneeweißem Sande bestreut, auf dem in ansehnlicher Entfernung Adjia und ein kleineres Gefolge Platz genommen hatten.

Nachdem Gruß und Gegengruß getauscht worden waren, ereignete sich zunächst ein kleiner lustiger Zwischenfall. Ich hatte mich vergebens nach einer Sitzgelegenheit umgesehen, als der Minister, meinen Wunsch erkennend, mir ganz harmlos durch eine Geste zu verstehen gab, ich möchte auch auf der Erde Platz nehmen. Diese Aufforderung beachtete ich indessen nicht, sondern ließ mir meinen außen stehenden für alle Fälle mitgenommenen Feldstuhl hereinbringen und setzte mich dem Könige gegenüber. Ich saß nun ungefähr in gleicher Höhe wie Amalamu. Dieser sah mich erstaunt an; es war ihm wohl auch noch nicht vorgekommen, daß in seiner Halle ein Mensch anders, als auf der Erde vor ihm gesessen hatte. Daß ein Fremder, selbst ein Weißer, sich auf gleiche Höhe mit ihm setzen konnte, erschien ihm unerhört. Ein kurzer Befehl, und gleich darauf erschien ein neues Sitzkissen. Der Häuptling erhöhte sich um einige Zentimeter. Doch da mein Stuhl verstellbar war, stand ich auf und ließ ihn etwa um das gleiche Maß erhöhen. Erst allgemeines Erstaunen, dann großes Gelächter. Der Häuptling merkte nun wohl, daß er bei diesen Erhöhungen schließlich leicht den Kürzeren ziehen konnte, er gab daher

die Konkurrenz auf und sprach nur seine Verwunderung über meinen merkwürdigen Thron aus.

Damit war die Unterhaltung eröffnet, die auch hier durch vier Sprachen geführt werden mußte. Ich sprach zu einem Elminamann englisch, dieser darauf in seiner Sprache zu einem Haussamanne, der Haussa übersetzte dies einem Fullah in der Haussasprache und dieser endlich verdolmetschte es dem Häuptling. Die Unterredung war recht interessant. Amalamu unterrichtete mich über seine und seines Volkes Herkunft und Macht, nachdem er sich eingehend nach meinem Vaterlande, der Länge meines Weges usw. erkundigt hatte. Er erzählte, daß seine Vorfahren als mutiger, aber nicht sehr mächtiger Stamm von Norden eingewandert seien und daß sie, die unbesiegbaren Fullah, alles unterworfen hätten. „Die großen Haussareiche und jetzt auch hier die großen Heidenreiche sind unterworfen worden, und alles wird von uns regiert. Auch die Domme und Tikar waren sehr groß und mächtig, sie weigerten sich, mir Tribut zu zahlen. Aber ich habe sie mit Krieg überzogen und nach langen, dreijährigen Kämpfen besiegt. In den nächsten Tagen wirst du den großen Dommehäuptling, der jetzt mein Sklave ist, hier sehen. Allah wird mein Reich noch größer machen," schloß der fanatische Mohammedaner mit leuchtenden Augen.

Ehe ich mich entfernte, überreichte ich dem Häuptling als kleine Aufmerksamkeit eine Schachtel Bleisoldaten. Ich erklärte ihm an den einzelnen Figuren die verschiedenen Waffengattungen und suchte ihm unsere Heereseinteilung und Kampfweise dabei etwas zu verdeutlichen. Diese Mitteilungen interessierten ihn derart, daß er nach meinem Weggange sofort mit einem Kriegsspiele begann, und wie ich später erfuhr, hat dasselbe mit kurzen Unterbrechungen drei Tage und drei Nächte gedauert.

Nach meinem Zelte zurückgekehrt wurde mir der Besuch des älteren Bruders des Häuptlings angekündigt. Auch er kam, wie alle mich besuchenden Häuptlinge des Landes, mit großem Gefolge. Er ließ dasselbe auf 20 Schritt Entfernung vor meinem Zelte niederhocken, gab seine Waffen ab, zog die Sandalen als Zeichen der Ehrerbietung von den Füßen — eine Zeremonie, die selbstredend auch in der Empfangshalle des Königs stets beobachtet wurde — und kam in gebückter Stellung auf mich zu. Darauf reichte ich ihm die Hand und gab ihm das Zeichen, daß er sich auf eine herbeigebrachte Strohbank niederlassen dürfe.

Er hatte eine auffallende Ähnlichkeit mit seinem Bruder, seine Haare waren jedoch noch blonder und sein Gesicht war noch markierter geschnitten. Er mochte im Alter von ungefähr 30 Jahren stehen. Als ich ihn, anknüpfend an seine Familiengeschichte, nach der Ursache fragte, weshalb er, der Ältere, seinem Vater nicht auf den Thron gefolgt sei, erklärte er mir mit vergnügtem Gesicht, daß er früher nur stets allerhand Dummheiten gemacht, seine Leute aus nichtigen Gründen geprügelt und Ähnliches mehr vollführt hätte. Infolgedessen habe ihn sein Vater ganz mit Recht von der Thronfolge aus-

geschlossen und seinen jüngeren Bruder zum Nachfolger bestimmt. Dies sei auch gut, denn der jetzige Häuptling sei der weiseste und beste Mann auf der ganzen Welt. Mit einem kleinen Geschenk, einem steirischen Rasiermesser, gab ich dem Königsbruder das Zeichen, daß er sich entfernen könne.

Die Sonne war bereits im Untergehen begriffen, und wie allenthalben hier oben auf dem Plateau, begann die Temperatur zu dieser Zeit rapid zu sinken. So begab ich mich schon in mein Zelt zur Ruhe, während meine Leute an den Feuern noch vergnügt schwatzend saßen. Sie hatten auch keine Ursache mehr, schwarz in die Zukunft zu sehen. Wir befanden uns auf sicherem Wege zur Küste, und wenn wir auch längere Zeit noch hier bleiben sollten, so war dieser Aufenthalt ja nicht so unangenehm, zumal der Häuptling reichlich für unsern Unterhalt sorgte. Dem ersten verspeisten Ochsen war ein zweiter gefolgt, dessen Fleisch nun am Feuer geröstet wurde. Das Rindvieh hier in Tibati war durchgehend außerordentlich schön und groß, weit stärker als unser einheimisches. Das charakteristische Merkmal war ein großer Buckel auf dem Halse, der das schönste, zarteste Fleisch hatte. Die Spannung des Gehörns betrug oft 2 m und darüber.

In der Nacht machte sich noch ein Nachwehen der Regenzeit in einem heftigen, von Tornados begleiteten Gewitter bemerkbar. Am nächsten Morgen jedoch hatten wir wieder das schönste Wetter. Ich wurde bereits gegen sechs Uhr durch das Geschwätz einer Horde Weiber aus dem Schlafe geweckt, welche unter der Führung eines Aufsehers das Essen für mich und meine Leute brachten. Ebenso wie in Ngilladorf bestand es auch hier aus Elephantenfleisch, Mais- und Durrahbroten, die für letztere als Nahrung bestimmt waren und stets in kunstvoll geschnitzten Kürbisschalen aufgetragen wurden. So geschickt die Tibatiweiber waren, so elegant trugen sie sich auch. Sie waren durchweg schön gewachsen und hatten regelmäßige Gesichtszüge. Die Haare, die durch Roßhaareinlagen hoch aufgetürmt waren, wurden in drei großen, auf dem Kopfe stehenden Rollen frisiert.

Der heutige Tag sollte noch ein interessantes Schauspiel für mich bringen. Nachdem ich schon viel von den Reitern des Sultans gehört hatte, wurde mir gegen Mittag mitgeteilt, daß am Abend ein großes Reitergefecht auf der Wiese neben unserm Lager abgehalten werden würde, und ich wurde gebeten, dasselbe durch meine Anwesenheit zu beehren. Gegen 4 Uhr nachmittags zogen von allen Seiten des Dorfes her Reiter an unserem Lager vorbei. Alle hatten bunte — weiße, rote oder blaue — bis an die Knie reichende Gewänder an und den Kopf mit Fes oder Turban bedeckt. Kurze Pumphosen reichten bis an die Knie. Die Unterschenkel blieben nackt. An den bloßen Füßen waren die Sporen in Form unserer Anschnallsporen angebracht; an der Ferse befand sich eine mit drei Eisenstacheln besetzte Lederkappe, die mittels eines Riemens über dem Spann befestigt war. Die Pferde waren durchweg Hengste. Sie waren aus Yola eingeführt, wo der dortige Häuptling Pferdezucht in großem Maßstabe

betreiben soll. Die Tiere waren von kleinem Schlage, etwa wie die Kosakenpferde und hatten knapp das Maß, fünf Fuß. Nur hin und wieder ragte ein zwei- bis dreizölliges aus der Masse hervor, welches in der Regel von einem Führer geritten wurde. Der weit nach vorn liegende Bocksattel bestand aus einem Holzgestell mit Vorderknauf und Rückenlehne und hatte Ähnlichkeit mit den Turniersätteln des Mittelalters. Auf dem Sitze war ein mit Gras ausgestopftes Lederkissen mittels kleiner Riemen an dem Gestell befestigt. Die unter dem Sattel liegende viereckige Schabracke war aus allerhand bunten Stoffstücken zusammengesetzt und in vielen Fällen mit Antilopenfell gefüttert. Trotzdem hatten viele Pferde durch die engen und harten Sattelkammern Druckstellen am Widerrist. Als Sprenggurte dienten Lederriemen, welche am Holzgestell des Sattels befestigt waren. Die durch gewundene Lederstricke an den Sattel geknüpften Steigbügel waren ähnlich den englischen Bügeln aus Messing oder Eisen hergestellt. Die Bügel wurden von den Reitern derart gehalten, daß die vier kleinen Zehen im Bügel ruhten, die große Zehe sich dagegen außerhalb befand. Die innere Bügelstange wurde so zwischen der großen und der nächstfolgenden Zehe festgeklemmt. Ein Verändern der Bügellänge war nur mit großem Zeitaufwande möglich, da die Riemen erst ganz auseinandergedreht und nach dem Maßnehmen wieder zusammengewunden werden mußten.

Das Gebiß war einfach, aber sehr roh und scharf. Es bestand aus einer Stange und einem daran befestigten beweglichen Ringe. Die Stange wurde beim Zäumen mit dem Ringe über die Zunge in das Maul des Pferdes geschoben und der Ring alsdann über den Unterkiefer heruntergezogen. Er vertrat somit die Stelle unserer Kinnkette. Das Gebiß war an einem einfachen Lederriemen, der als Kopfgestell hinter die Ohren des Pferdes gezogen wurde, befestigt. Als Verzierungen und gleichzeitig als Talisman waren über das Genick eine oder mehrere Lederschnüre gehängt, an welchen kleine Ledertäschchen, d. h. kurze, in Leder eingenähte Koransprüche, in ähnlicher Weise angebracht waren, wie bei uns die Halbmonde am Dienstzeug der Husaren. Die meisten Pferde waren beschlagen. Nur in seltenen Fällen, bei weichen Hufen, sah man Beschläge in Form von geschlossenen Volleisen. Den Beschlag besorgte, wie ich bald darauf Gelegenheit hatte zu bemerken, ein alter aus Lagos stammender Haussamann, der bereits vor 20 Jahren sich in Tibati als Fahnenschmied niedergelassen hatte. Sämtliche Reiter waren mit einer langen Lanze bewaffnet, nur ein kleiner Teil trug außerdem noch breite Schwerter über der Schulter.

Nachdem sich die bunte Masse — es mochten etwa 300 Pferde sein — gesammelt hatte, begannen zunächst einzelne Abteilungen und darauf das Ganze in einer unregelmäßigen Linie auf einen bestimmten Punkt zu attackieren. Ein paar Tritte wurden im Schritt angeritten, dann ging es sofort in Galopp über und zwar gleich in die schnellste Gangart. Trab habe ich weder bei den Attacken, noch sonst

Festzug eines Fulbefürsten in Adamaua. Nach Le Tour du Monde, 1892.

irgendwo bei anderen Gelegenheiten reiten sehen. Der letzte Teil der Attacke, der Chok, wurde von einem gellenden Geheul begleitet. Mir war bereits im Ngillalande aufgefallen, daß die tiefen Baßstimmen der Männer beim Beifallsgeschrei in eine bedeutend höhere Tonart übergingen, aber dieses schrille Geheul klang geradezu unnatürlich hell, als ob es aus Weiberkehlen stammte.

Sobald angeritten wurde, nahmen die Reiter ihre Lanzen, die sie bis dahin senkrecht in der rechten Hand hielten, wagerecht unter die rechte Achsel, so daß die Spitzen bei allen gerade über die Pferdeköpfe hervorragten. Wenn auch die Reiterei roh zu nennen war — die meisten Pferde bluteten nach der Attacke im Maul und in den Flanken —, so war die Haltung der Reiter doch geradezu tadellos. Es waren keine geschulten Kavalleristen, dafür aber um so veranlagtere, passioniertere und schneidigere Reiter. Sie saßen mit dem Oberkörper gerade und unbeweglich und legten ihn nur beim schnellsten Tempo etwas nach vorn. Bis ans Knie war tadelloser Schluß, dagegen arbeiteten die Unterschenkel beim Galopp im Sprungtakte des Pferdes, auch unter eventueller Anwendung der Sporen, animierend in die Seiten. Ich habe früher auch kaum derartige Hindernisse nehmen, besonders derartige Tiefsprünge machen sehen, als hier in Tibati. Die Reiter verließen sich auf die unglaubliche Sicherheit ihrer kleinen Pferde, und nicht ein einziger stürzte bei diesen schwierigen Übungen, trotzdem oft 3 m hohe Tiefsprünge in Gräben ausgeführt und steile Böschungen erklettert wurden.

Gegen Sonnenuntergang rückte die ganze Truppe mit ihren schweißtriefenden Pferden nach Hause. Die Reiter stiegen vor ihren Häusern von den Tieren und übergaben diese den Stallsklaven, deren jedes Pferd mindestens zwei zur Wartung hatte. Die Pferde wurden sofort gänzlich abgesattelt, mit einem Vorderbeine an einen Pfahl gefesselt und nun so wie sie waren, schaumbedeckt, mit kaltem Wasser abgewaschen. Ein großer Haufen gehackten Grases wurde ihnen zum Fressen vorgelegt. Korn gibt man den Pferden nur ausnahmsweise, und es ist zu bewundern, wie bei dieser Grünfütterung die Tiere eine so bedeutende Ausdauer behalten.

Die Übungen des Fußvolkes, die zu beobachten ich in den nächsten Tagen Gelegenheit fand, waren im großen und ganzen dieselben, wie ich sie schon bei Ngilla gesehen hatte. Speerträger mit großen Büffelschilden in der Mitte, dazwischen Bogenschützen und auf den Flügeln einzelne mit Gewehren Bewaffnete, — das war das Charakteristische der Formation zum Gefecht. Die hinter der Front avancierende Musik war fast dieselbe wie die der Heidenstämme, nur waren an die Stelle der Elfenbeinhörner hier lange Metalltrompeten getreten. Das Elfenbein hat hier bereits einen so bedeutenden Wert, daß es lediglich als Handelsartikel dient. Die Bekleidung der Krieger in Tibati war eine gleichmäßige. Jeder, selbst der geringste Sklave, trug einen Burnus oder eine Tobe. Auch die Weiber waren hier mehr bekleidet als bei Ngilla. Sie trugen selbstgefertigte gestreifte

Zeuge, die über den Brüsten stramm angezogen und deren Enden hier ineinander befestigt wurden. Sie reichten fast bis an die Knöchel. Die Farbe der Zeuge war entweder blau und weiß gestreift oder einfarbig indigoblau. Der Stoff bestand aus etwa handbreit gewebten, schmalen Bahnen, die alle aneinander genäht waren.

Nach einigen Tagen besuchte ich abermals den liebenswürdigen jungen Häuptling. Wieder betrat ich, vorher angemeldet, die Empfangshalle, wo mich Amalamu diesmal bereits zutraulicher begrüßte. Ich mußte ihm von neuem ein langes und breites über meine Heimat erzählen. Am meisten wuchs seine Spannung, als ich das Gespräch auf unsern Kaiser brachte. Ich überreichte ihm dabei das Bild Se. Majestät in der Uniform des Leib-Garde-Husaren-Regiments. Wohl 10 Minuten betrachtete er es mit Aufmerksamkeit, dann rief er plötzlich aus: „Das ist mein Mann, das ist mein Freund, für ihn will ich alles tun." Diese günstige Stimmung wollte ich benutzen, um dem Häuptling eine deutsche Flagge, die ich für diesen Fall bei mir führte, zu übergeben. Aber, als ich sie ihm reichte, wurde Amalamu plötzlich nachdenklich, machte eine abwehrende Bewegung und begann: „Mein Freund, ich bin wohl ein mächtiger König, aber ich habe noch einen über mir, das ist der größte König von Yola. Dieser hat mir verboten, derartige Fahnen anzunehmen, weil ich mich damit unter den Befehl eines anderen Herrschers stellen würde." Alles Weiterreden meinerseits erwies sich als nutzlos, und ich mußte schließlich, wenn auch ungern, von meinem Vorhaben abstehen und versuchen, dem Sultan über den peinlichen Zwischenfall hinwegzuhelfen. So hatte sich der Einfluß der englischen Royal Niger Company schon bis hierher verbreitet, denn Yola, von wo das Verbot ausging, liegt auf englischem Gebiete.

Der Häuptling hatte meine Verstimmung deutlich bemerkt und bat mich, die Weigerung, an der er trotz besten Willens nichts ändern könne, ihm nicht übel zu nehmen. Er fügte hinzu: „Wie ein junger Mann eine Liebschaft mit einem Mädchen anknüpft, so ist unsere neue Freundschaft. Nichts vermag dieselbe zu trüben." Er liebte es überhaupt, in Vergleichen und blumenhaften Ausschmückungen das Gespräch zu führen, und es kostete mir zuerst einige Mühe, in dieser Redeweise ihm zu antworten. Auch an diesem Abend, als ich ihn verließ, bei welcher Gelegenheit er mir einen schönen Elfenbeinzahn zum Geschenk machte, sprach er: „Nimm diesen Zahn freundlich von mir an; er sei dein Kopfkissen für diese Nacht. Lege dein Haupt darauf und träume alsdann von deinem treuen Freunde Amalamu."

Unter solchen Unterredungen mit dem gebildeten Sultan, der sowohl arabisch sprechen, als auch lesen und schreiben konnte, und den ich immer mehr als einsichtigen, klugen und gutmeinenden Herrscher achten lernte, mit allerlei Abwechselungen, für welche die Haussa z. B. durch Morgen- und Abendständchen sorgten, die sie bis zu einer Geschenkverabfolgung unermüdlich aufführten, verging die Zeit. Es waren so Tage und Wochen schon in Tibati verstrichen; meine Ge-

sundheit hatte sich währenddessen derart gehoben, daß ich bereits täglich wieder längere Spaziergänge unternehmen konnte. Das Wetter war prachtvoll geworden. Die letzten Nachzügler der Regenzeit, die Tornados, hatten allmählich ganz aufgehört, und es wäre noch sehr hübsch und interessant für weitere Zeit gewesen, wenn nicht meine Leute nach der Heimat gedrängt hätten und wenn nicht vor allem meine Tauschartikel und Geschenke, die ich, wollte ich nicht als geizig gelten, bei Besuchen stets austeilen mußte, bedenklich auf die Neige gegangen wären. Jede einzelne Nadel, jede einzelne Perle mußte überlegt werden. So mußte ich an den Abzug denken.

Als ich dem Häuptling diese Absicht kund gab, bat er mich, nur auf alle Fälle so lange zu bleiben, bis die offizielle Unterwerfung des Oberhäuptlings der Domme persönlich stattgefunden hätte. Derselbe werde in den nächsten Tagen erfolgen, es sei ein besonderer Ehrentag für ihn. Und richtig am 21. Dezember machte sich schon von früh an eine außergewöhnliche Bewegung bemerkbar. Alles putzte sich, sattelte die Pferde und säuberte den großen Platz und die dahin führenden Gassen. Gegen Mittag ertönten von allen Enden und Ecken des Dorfes Gewehrschüsse, die ein besonderes Ereignis verkündeten. Reiter sprengten hin und her, und die Bewegung und der Lärm auf allen Seiten wurden immer lebhafter. Endlich sah man aus westlicher Richtung über die große Wiese her sich einen langen Zug nähern. An der Spitze, umringt von Fullah, ging der alte Häuptling der Domme mit seinen beiden Söhnen. Ihnen folgte eine Reihe von 500 Sklaven, welche sich im Tragen von 100 großen Elefantenzähnen ablösten. Sie erreichten das Lager und gingen auf dem nächsten Wege dem Königsplatze zu. Hier angelangt, warf sich der Dommehäuptling mit seinen beiden Söhnen vor dem Sultan auf die Erde, und alle drei bestreuten ihre Häupter mit Sand, zum Zeichen ihrer nunmehrigen Unterwürfigkeit. Alsdann ließ sie Amalamu aufstehen und begrüßte sie mit Handschlag als zukünftige Vasallen. Die übergebenen Sklaven, welche an langen, um den Hals gelegten Stricken herangebracht wurden, führte man beiseite, und nachdem vom König die feierliche Zeremonie beendet war, verteilte er dieselben unter die Großen seines Reiches. Der Löwenanteil blieb natürlicherweise ihm selbst. Geschäftsmäßig und rücksichtslos wurde diese Teilung vollzogen. Jedoch kaum hatten die Sklaven ihre festen Herrn und Besitzer, als ihnen auch schon alle möglichen Erleichterungen gewährt wurden. Man lockerte ihnen die Fesseln, wies ihnen reichliche Nahrung zu und hörte damit auf, sie zu übersehen und als tote Ware zu behandeln. Einige dieser Sklaven sah ich am andern Tage bereits frei herumlaufen.

Überhaupt ist die Sklaverei bei den Stämmen Afrikas nicht derartig grausam, wie wir es in Europa zu hören gewohnt sind. Sie ist sowohl an der Küste wie im Innern eine Art von Hörigkeit. Ich habe stets gefunden, daß gerade die Häuptlinge sich ihre Vertrauten und Freunde unter den Sklaven auswählten. Sie trauten ihnen mehr

als den eigenen Brüdern und anderen Verwandten, von denen sie stets besorgten, daß sie nach ihrem Leben und dem Throne trachten könnten. Den Sklavenbesitzern liegt nebenbei natürlich auch, wie es bei dem egoistischen Charakter des Negers kaum anders zu erwarten ist, mehr die Erhaltung dieses ihres Eigentums als die ihrer armen Verwandten am Herzen. Schon aus diesem Grunde ist die Behandlung der Sklaven in der Regel eine gute. Man würde dem Sklaven in den meisten Fällen einen schlechten Gefallen erweisen, wollte man ihm plötzlich die Freiheit geben. Er würde sich selbst wieder in die Sklaverei zurücksehnen, wo er sich wohl unterwürfig benehmen mußte, sein Herr jedoch für ihn sorgte und ihn nicht Mangel leiden ließ.

Am 23. Dezember hatte Amalamu mir sagen lassen, daß jetzt ebenfalls nach Anfang eines neuen Mondes, die Zeit besonders günstig für mich zum Reisen wäre, und daß am Morgen des zweiten Tages der Führer für mich bereit sein würde. Am 24. Dezember, am heiligen Abend, legte ich mich, nachdem alle Vorbereitungen für den am folgenden Tage stattfindenden Abmarsch getroffen waren, frühzeitig zu Bett, dachte noch einige Zeit an die ferne Heimat und entschlief dann. Ich mochte einige Stunden geschlafen haben, als ich plötzlich durch ein „Pst, pst!“ erwachte. Ich zündete meine Lampe, ein mit Palmöl gefülltes altes Blechgefäß, in welchem ein baumwollener Strick als Docht fungierte, an und erkannte bei dieser primitiven Beleuchtung den Minister des Innern, den Serki-n-kashua, d. i. „König des Marktes“. Es ist der Mann, der sämtliche Güter des Königs, seine Viehherden, sein Elfenbein, seine Waffen usw. überwacht. Da er die Elefantenzähne auf dem Markte an die Haussahändler verkaufte, auch täglich das Fleisch zweier frischgeschlachteter Ochsen dort zum Verkauf auslegte, kurzum, also den ganzen Markt beherrschte, so hatte man ihm im Volksmunde den obigen Namen gegeben.

Nachdem ich mich schnell angekleidet hatte, verließ ich mit dem Serki-n-kashua das Zelt. Beim Scheine des Wachtfeuers fiel mir da zunächst ein prachtvoller Rapphengst auf, den mir der König zum Geschenk gemacht und der mich sogleich lustig anwieherte. Hinter dem Hengste lagen fünf Elefantenzähne, und als ich weiter schritt, knieten gar noch sieben schöne Fullahmädchen auf der Erde, welche mir ebenfalls als Angebinde übergeben wurden. „Dieselben sind zu deiner Bedienung,“ fügte der Serki-n-kashua erläuternd hinzu, „eine soll auf dem Marsche deinen Kopf, zwei deine beiden Arme, zwei andere deine Beine und Füße, eine deinen Rücken und deine Brust waschen.“ Ich erklärte ihm, die Geschenke bis auf die sieben Mädchen annehmen zu wollen. Bezüglich der Sklavinnen bemerkte ich, daß ich mich selbst zu waschen pflege. Trotz aller Abmahnungen des Ministers schickte ich darauf die Mädchen an den Häuptling zurück. Unglücklich kam der Serki-n-kashua nach halbstündiger Abwesenheit mit nur zweien dieser Mädchen wieder und erklärte mir, daß der Häuptling sehr betrübt darüber gewesen sei, daß ich seine, des Freundes

Geschenke nicht angenommen habe. Er bäte mich, nun wenigstens die beiden Mädchen, welche meine Füße waschen sollten, anzunehmen. Als vornehmer Mann könne ich diese Arbeit unmöglich selber verrichten. Um den guten Häuptling nicht ganz zu erzürnen, nahm ich schließlich diese beiden Damen an. Die eine, die rechtfüßige, ist mir bereits nach drei Tagen entlaufen, die andere ist aus Neugierde, das Land der „Baturi" (der Weißen) kennen zu lernen, mit nach der Küste gekommen.

Ein Stück aus der Lebensgeschichte des Haussakaufmannes Mohamman mai gasin baki.

Nach Robert Flegel*) (1885).

Mohamman wurde etwa 1828 geboren, nämlich um die Mitte der Regierungszeit des zweiten mohammedanischen Herrschers vom Fulbestamme Dabo Kangwa, der etwa 1813—43 regierte und ähnlich wie Heinrich der Finkler vom Vogelherd, vom Studium des Koran, fern von der Hauptstadt, aus einem kleinen Nufeort, weggeholt wurde, um den Thron der mächtigsten Provinz und tatsächlich bedeutendsten Stadt des Reiches einzunehmen. Sein Vater war ein Almazuri, d. i. jemand, der ein wenig Lesen und Schreiben gelernt, aber es nicht zum vollen Verstehen — zum Mallam, d. i. Priester — des Koran gebracht hat. Seine Vorfahren väterlicherseits waren Viehhirten vom Stamme der Wangara aus der Gegend von Male (Westen). Seine Mutter war eine Djukufrau. Zur Zeit des ersten Regierungsjahres des ältesten Sohnes und Nachfolgers von Dabo, Usuman (etwa 1844 bis 1853), und im Alter von 16 oder 17 Jahren trat er seine erste Handelsreise als Begleiter eines Fatakes (reisenden Händlers) namens Gadjigi an.

Als Dabo gestorben war, reisten sie; also etwa um das Jahr 1844 oder 1845. Von seinem früheren Jugendleben weiß Mohamman nichts mehr zu erzählen.

Eine andere Zeitangabe ist die: Raba war gebrochen, Masaba regierte noch nicht lange. Ledde, westlich vom Niger, war damals Hauptort von Nufe und Residenz des Masaba; dahin ging Mohamman und verkaufte dem Könige Pferde gegen Nufezeuge, welche auch in Haussa sehr beliebt sind. Diese erste Reise dauerte etwa sechs Monate, und nach kurzem Aufenthalt in Kano trat er ebenfalls unter Leitung des Gadjigi die zweite Reise, diesmal nach Adamaua, an. Diese führte ihn bis nach Jola, wo Mohammed Lowel, der 1851 unseren

*) „Lose Blätter aus dem Tagebuche meiner Haussa-Freunde und Reisegefährten" Hamburg 1885. — Mohamman war mit Flegel, den er lange auf gefährlichen Reisen begleitet hatte, auch in Deutschland. An Ruhetagen hat er dem allzufrüh dahingerafften Forscher seine Lebensschicksale erzählt und ins Tagebuch diktiert.

Landsmann, den berühmten Forscher Barth auswies, herrschte. Mohamman bemerkt: „Jola sah wie eine neue Stadt aus, sie hatte noch keine Mauer.“ — Die Urbevölkerung Adamauas scheint sehr friedlich gewesen zu sein, denn man kannte dort keine Mauern, und die Hütten lagen frei zerstreut umher. — Damals kaufte man einen großen Zahn in den Wäldern von Adamaua, in Baia z. B., für 200—400 Muscheln, einen Sklaven für eine Perlenschnur, verkaufte 100 Pfund Bein für 100000 Muscheln (100 Mk.) und einen Sklaven für 12—20000 Muscheln in Kano (12—20 Mk.).

Nach dreimonatlichem Aufenthalt in seiner Vaterstadt trat er die dritte Reise allein an, etwa 1847; diese führte ihn nach Bautschi und Kuka. „Ich ging mit den Schätzen eines Knaben auf die Reise,“ sagt er, d. h. nur mit geringen Mitteln. In Bautschi kaufte er Tozali, d. i. Antimon oder Bleierz (wahrscheinlich letzteres). — Es scheinen um den Benue herum vom südlichen Bautschi bis westlich von Wukari überall diese Erze reichlich vorzukommen, die wichtige Artikel des Binnenlandes sind und weithin ausgeführt werden, um namentlich pulverisiert zum Färben der Augenränder und Lider benutzt zu werden. Sein Erz, etwa drei Lasten im Werte von 30000 Muscheln — ca. 30 Mk., brachte er nach Bornus Hauptstadt Kuka, am Tschadsee, wo viele deutsche Forscher der fünfziger und sechziger Jahre ihr Hauptquartier aufgeschlagen haben, und verkaufte es daselbst mit großem Vorteil. Für die Rückreise nach Bautschi kaufte er in Kuka fünf Takarkari, d. s.: Ochsen zum Reiten und Lasttragen, denen ein Strick durch die Nase gezogen ist, mit welchem sie gelenkt werden. Das Stück bezahlte er mit zwei bis drei Mariatheresiatalern à 5000 Muscheln. Er belud sie mit Kanzwa in Tafeln, d. i. Natron, die Last im Werte von zwei Mariatheresiatalern.

Nach Bautschi zurückgekehrt, traf er daselbst einen Freund aus Nufe namens Agole. Mit diesem plante er eine neue Reise nach Adamaua. Die beiden jungen unternehmenden Leute bereiteten sich gehörig für den Markt der Fumbinawa (Bewohner des Südens) vor, indem sie kleinste und stärkste Kaurimuscheln zusammensuchten und eintauschten — die dort zum Schmuck verwendet, besonders beliebt waren — und indem sie sich mit dem Stolz Kanos: schwarzen Zeugen, die weithin im ganzen Sudan begehrt sind, versahen. Die Herstellung dieser Zeuge ist die Hauptindustrie Kanos, und die vielen, damit verknüpften Arbeiten beschäftigen vielleicht nahezu die Hälfte der ganzen Bevölkerung der Provinz, bilden somit die wichtigste Erwerbsquelle des Landes. Schon am Geruch — namentlich aber an der Schönheit des Glanzes, den sie dem Feuer vergleichen — erkennt ein Haussa sofort, wo ein Stück Zeug gefärbt ist; es stehen die sogenannten Dan Kura — d. h. Sohn von Kura (Kura, die Hyäne), ein kleiner, durch seine Färberei vor allen Orten berühmter Vorort von Kano — am höchsten im Preise.

Mit diesen Gegenständen wanderten die beiden Freunde bis nach Ngaundere, wo Adama für ihren Sohn regierte, — sie, die Mutter des

berühmtesten Königs von Ngaundere, Ardo Isa, d. i. Fürst Jesus, eines großen Eroberers, der fast während seiner ganzen Regierungszeit, an 25 Jahre, auf Kriegszügen sich befand und bis etwa 3° Nord vom Äquator und 18° Ost von Greenwich alles Land vielfach durchzogen und sich unterworfen hat. Damals zahlte man nach Mohammans Mitteilung 100 Muscheln Kurdin Kofa, d. i. Torgeld, wenn man nach Süden in das Eldorado der Elfenbeinhändler, in das Baialand wollte, wo man einen Zahn von 100 Pfund und darüber mit 1000 Muscheln etwa bezahlte. Mohamman kehrte mit drei Lasten Elfenbein nach Bautschi zurück, verkaufte dasselbe und ging wieder in Begleitung dieses Freundes mit Goronüssen und Tozali nach Kuka in Bornu, wo sein Freund zurückblieb, während er noch bis Mafate in Baghirmi am Logone reiste.

Dort ist ein Stein häufig, den die Haussa Samfolwa nennen. Derselbe ist von durchsichtig und durchschimmernd hellblauer Farbe und wird in Joruba und Nufe sehr hoch bezahlt, das Stück von Erbsen- bis Bohnengröße mit 20—50000 Muscheln. In Mafate kauft man eine Halsschnur davon, ca. 20 Stück für ein Turkurdi, d. i. Frauenumwurf (Indigo-bronce-Zeug von 1½ m etwa im Geviert und ca. 4—8000 Muscheln Wert in Kano). Von Mafate kehrte er über Kuka wieder nach Bautschi zurück und nach kurzem Aufenthalt abermals nach Kuka, was etwa um das Jahr 1851 gewesen sein wird. Er war damals sehr wohl versorgt, ein kräftiger, hübscher Bursche von großer Gutmütigkeit und Freigebigkeit und deshalb allgemein geliebt. Ein Königskind, Eisa Kaugi jikan Sariki, d. i. eine Enkelin des Königs von Bornu, die, sehr jung vermählt, ihren Mann nicht liebte und ihm schließlich davongelaufen war, verliebte sich in Mai gasin baki, und da so hoch gestellte Frauen, wenn sie einmal in ähnlicher Weise zum Selbstverfügungsrecht gelangt sind, ziemlich frei handeln dürfen, so heiratete sie ihn auch, da er eben zu jener Zeit nichts sehnlicher wünschte. Es scheint dies nach der Art, wie mein alter Freund noch heute darüber erzählt, in der Tat eine Ehe aus wahrer gegenseitiger Neigung gewesen zu sein. Seine junge Frau war nicht nur schön, sondern auch reich an Kamelen, Kühen, Schafen und Grundbesitz, und so konnte das junge Paar ein angenehmes, ruhiges Liebesleben führen. Er sagt von jener Zeit: „wir zehrten von unserm Reichtum, ohne etwas Besonderes zu tun."

Es wird Leser und namentlich Leserinnen interessieren, über die Art, wie in Haussa und Bornu Ehen geschlossen werden, näheres zu erfahren. Mädchen aus besseren Ständen werden von den Eltern meist schon sehr jung versprochen, und der Bräutigam muß denselben — namentlich der Mutter — häufig Geschenke machen. Oft ist dieser nun ein älterer Mann, der vielleicht schon zahlreiche Frauen hat, ein vermögender guter Bekannter der Mutter usw., und wenn das Mädchen sodann zur Jungfrau herangewachsen ist und in sein Haus kommt, so ist es häufig der Fall, daß sie ihrem Gemahl weniger zugetan ist, als manchem ihrer Jugendgenossen. Je nachdem sie nun

mehr oder weniger energischen Charakters ist, die Verhältnisse, in die sie hineinversetzt wurde, mehr oder weniger angenehm sich gestalten, und der Gemahl ihr größere oder geringere Aufmerksamkeit erzeigt, wird sie dann entweder sich mit demselben aussöhnen und bleiben oder die drückenden Fesseln abwerfen, sich befreien — was einfach durch Davonlaufen bewerkstelligt wird — und sich dann nach Neigung gewöhnlich selbst einen Mann suchen.

Soll eine Vermählung stattfinden, so wird nach dem Mallam, d. i. Priester, geschickt und dieser fragt zunächst nach dem Sadaka-n-mota, d. i. Dankgeschenk an die Frau, welches entweder eine Kuh oder ein Pferd oder ein Sklave ist, oft auch irgend eine Kleinigkeit von sehr geringem Wert bei Ärmeren, die nur selten eine Jungfrau ehelichen können. Dieses Sadaka verbleibt der Frau als persönliches Eigentum, und nur für den Fall, daß sie den Mann aus irgend einem Grunde verläßt, muß sie das Sadaka zurückgeben. Der Mann kann sie sogar gegen ihren Willen halten, wenn sie nicht imstande sein sollte, ihm dieses Sadaka wiederzugeben. Es ist dies eine sehr gute Einrichtung und wird dem Betruge und der Leichtsinnigkeit dadurch sehr Einhalt getan. Bei ärmeren Leuten sind selbst die uns sehr geringfügig scheinenden Unkosten der Hochzeit große Ausgaben. Törichte Streitigkeiten kommen namentlich bei diesen sehr zahlreich vor und würden ohne dieses Gesetz stets zur Scheidung führen und auch zu Verlusten, die sehr schwer für manchen zu tragen sein würden. Oft aber läßt der Mann unter solchen Umständen seine Frau ziehen, selbst ohne das angebotene Dankgeschenk anzunehmen. Er setzt einen gewissen Stolz darin, das Sadaka nicht zurückzunehmen.

Aber auch das Mädchen macht dem Manne unter Umständen Geschenke, namentlich an Kleidung, und der Mann muß ihr außer dem Sadaka noch Zeug und Schmucksachen am Hochzeitstage, don dadin zamna, d. h. zum angenehmen Beisammensein, geben, und muß das auch nach der Verheiratung von Zeit zu Zeit wiederholen, — ganz wie bei uns auch und aus demselben Grunde.

Der Priester hält im Hause der Eltern der Braut oder bei Ärmeren im eigenen Hause für die Neuvermählten Gebete, empfängt je nach Umständen, wofür zuweilen der Mann, zuweilen beide Teile, auch Freunde sorgen, eine größere oder geringere Zahl Goronüsse, Kaurimuscheln (Geld), auch Silbertaler, die er segnet und welche dann in drei Teile geteilt werden, wovon ein Drittel ihm für seine Bemühungen zukommt, zwei Drittel aber als Hausstandsgeld der jungen Frau für die ersten laufenden Ausgaben überliefert werden. Auch einen frommen Spruch aus dem Koran sendet der Mallam mit diesen Gegenständen an das junge Paar, welches dann als vermählt gilt. Es geschieht dies, nachdem die Braut das Haus des Gemahls betreten hat. Am Tage der Vermählung wird den ganzen Tag über mit den Freunden im besten Putz gegessen, getrunken, musiziert, gesungen und getanzt, und zwar der Bräutigam mit seinen Freunden auf der einen Seite, die Braut mit den ihrigen gegenüber in einem mehr oder

weniger geschlossenen Raume, unter Schutzdächern, bei Reichen auch unter großen Schirmen.

Mohammans Hochzeitstag war glänzend, sehr viele Bekannte und Freunde besuchten ihn und noch mehr seine hohe Braut. Sie wurden beglückwünscht und reich beschenkt.

An fünf Jahre lebte er mit Eisa in recht glücklicher Ehe, aber ohne daß sie sich eines Kindes zu erfreuen hatten. Einst, da er etwa nach siebentägiger Abwesenheit vom Hause die Decke, auf welcher seine Frau gewöhnlich zu schlafen pflegte, zusammengefaltet und in dieser Lage von Termiten zerfressen fand und zwar durch alle Lagen hindurch, schloß er daraus, daß sie während seiner Abwesenheit nicht auf der Decke, und — von Eifersucht erfaßt — vielleicht auch nicht im Hause geschlafen habe. Weder die Frau, noch ihr Mädchen antworteten ihm in rechter Weise auf seine erregten Fragen, und so erklärte er denn ersterer, daß sie ihm zwar sowohl durch ihre Geburt, ihre Heimatrechte in Kuka überlegen sei, daß er aber dennoch unter solchen Verhältnissen nicht gesonnen wäre, bei ihr zu bleiben, sondern sie verlassen und in seine Vaterstadt zurückkehren werde. Er sagt, er habe eigentlich halb im Scherz so gesprochen, und sei dies der erste und letzte Streit gewesen, den sie miteinander gehabt; es sei aber an dem Tage keine Aussöhnung erfolgt, und am andern Morgen habe er verstimmt sein Pferd gesattelt und sei fortgeritten, ohne seine Frau gesehen zu haben — fort bis nach Kano. „Angelegenheit Gottes, ich war ihr nicht gehässig feindlich gesinnt, noch sie mir."

Es ist dies eine charakteristische Erzählung und wertvoll für das Verständnis des oft unmotivierten, ganz dem augenblicklichen Gefühl nachgebenden Handelns dieser Leute. Wer es versteht, sie bei ihren Gefühlen zu fassen oder dieselben in ihren Grundzügen kennt und sie nach seinen Wünschen zu lenken weiß, wird viel erreichen und gut mit ihnen auskommen. Übrigens muß ich bemerken, daß Mohamman, der sonst der nachgiebigste und geduldigste Mensch ist, mit seinen Frauen oft Streit hat, und entschieden die Leidenschaft in ihm ausgebildet ist, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.

Also Anno 1856 war er derart urplötzlich nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt. Er sagt aber, es hätte ihm bald leid getan und die Erinnerung an seine Eisa hätte ihn Tag und Nacht gequält, ihr Bild ihn wachend und im Traume verfolgt. „Mein Herz mochte die Heimat nicht."

Man muß noch in Betracht ziehen, daß er viel verlassen hatte, nicht nur die Frau und ihr reiches Haus, sondern auch alles, was er selbst besessen und sich während fast sechs Wanderjahre verdient hatte. Aber dergleichen achtet der Haussa eigentlich gering; er denkt: „Es tut nichts, Gott lebt."

Nach Verlauf eines Jahres, etwa 1857, faßte er den Entschluß, Eisa wieder aufzusuchen und kam bis Gomba; dort erhielt er die Nachricht von dem Streit zwischen Sehu und Ab 'er Rahman. Man erzählte sich, daß letzterer von ersterem getötet sei, und da er zu

den Anhängern dieses zählte, änderte er seinen Entschluß wieder und kehrte zunächst nach Bautschi zurück. Von hier ging er nach Toto; gerade um jene Zeit wurde Panda zerstört; es war also 1857. „Der Vater des gegenwärtigen (?) Königs von Toto, Makama der Lange, hatte Panda im Monat der Fasten „gegessen“ (eingenommen, zerstört); wir blieben nicht länger, wir kehrten nach Hause zurück.“ Also Ende 1857 und Anfang 1858. In Kano blieb er etwa zwei Jahre, und da er das Junggesellenleben satt hatte, so heiratete er 1860 eine Jungfrau aus guter Familie, namens Nana, die etwa 17 Jahre alt war, deren Eltern aus Daura stammten und seit einiger Zeit in der Stadt lebten.

Nachdem er zwei Monate verheiratet war, bereitete er sich zu einer neuen Reise vor und zwar zu einer dritten Adamauareise, auf welcher er bis nach Gazza kam, dem südlichsten Punkt, den er erreicht hat. „Mallam Debosa war unser Führer.“ Sie benutzten den damals betretensten Karawanenweg, der meist durch Wald führt. Der Dutsin mei fula, d. h. der Berg mit der Mütze, diente jenseits des Benue als Wegweiser; sie hielten zuerst in Kondscha. Von hier gingen sie unter Führung des Mallam Mohamman den Fillani und des Ubandawaki Idi nach Ngaundere und Djermai bis nach Gazza. Nana begleitete ihn. Mohamman mai gasin baki war damals schon ein geachteter Fatake und ein „Freund des Rats des Karawanenführers“.

Der Adamauahandel hatte um diese Zeit schon eine ansehnliche Entwicklung erfahren, und namentlich waren durch Ardo Isas Kriegszüge die sehr elfenbeinreichen Gebiete des Baialandes erschlossen worden, die eine mächtige Anziehungskraft auf die unternehmenden Kanohändler ausübten. In früheren Jahren, den dreißigern und vierzigern, waren nur einzelne verwegene Leute, die nicht viel zu verlieren hatten, in jene Gebiete vorgedrungen, um entweder überhaupt nicht wiederzukommen oder aus nichts ein kleines Vermögen zu schlagen. Auf solchen Zügen konnten Frauen nicht mitgenommen werden; Hütten für die Nachtrast wurden nur selten erbaut; man marschierte in Eilmärschen mit festangezogenem Leibgurt. Jetzt, nachdem die Kunde von dem plötzlichen Reichwerden solcher Waghälse weite Verbreitung gefunden, das ganze Land vor Ardo Isa und seinem Kriegsheer zitterte und dieser selbst durch seine Kriegsbeute an Elfenbein und Sklaven die Händler lockte, zogen sie in größeren Karawanen regelmäßig unter gehöriger Führung dorthin.

Eine wohlgeordnete Karawane muß einen Djadji, d. i. Führer, haben, welcher den Titel Ma- oder Maidugu führt (ein Bornuwort, das königliche Hoheit, Prinz, bedeutet) und der gewöhnlich „Djadji, kai anassara“ angeredet wird, was „Führer, Kopf des Glücks“ heißt. Der Djadji hat die Karawane nach außen zu vertreten, unterhandelt mit den Landesherren über die Höhe der Abgaben, geht selbst dabei frei aus und erhält wohl noch ein angemessenes Geschenk von den Gliedern der Karawane. Er hat alle Streitigkeiten, während die Karawane unter seiner Leitung steht, gütlich beizulegen, oder auch

die Schuldigen zu bestrafen, und es ist schon vorgekommen, daß berühmten Karawanenführern das Recht über Leben und Tod vom Sariki-n-Musulmin offiziell durch Überreichung eines Messers verliehen wurde. — Ein Mann, der zum Karawanenführer gewählt werden soll, muß sich allgemein in den Ruf gesetzt haben, persönlichen Mut sowohl als Umgangsfähigkeit und Klugheit zu besitzen. Ihm stehen zur Seite alle älteren erfahrenen Fatakes der Karawane und täglich abends nach zurückgelegtem Marsch, und nachdem das Lager von Grashütten aufgeschlagen ist, versammeln sich diese um ihn und besprechen die Ereignisse des Tages, beraten den Weitermarsch und erzählen sich Reiseerlebnisse, Begebenheiten aus der Geschichte ihres eigenen Landes sowohl, als aller Völker, mit denen sie in Berührung gekommen sind; dann, wenn es dunkel wird, erschallt wieder, wie auch um 4 Uhr morgens, der Ruf des Mallam: „Gott ist groß, Gott ist groß! Ich bekenne, es gibt keinen Gott außer Gott! Ich bekenne, Mohammed ist der Gesandte Gottes! Die Stunde des Gebetes ist gekommen! Gott ist groß, es gibt keinen Gott außer Gott!"

Den Schlußsatz murmelt sowohl der Priester als jeder der Gemeinde dann in frommer Andacht vor sich hin. — Er klingt schön, dieser eigene, mit kräftiger Betonung und Modulation reich an langgezogenen Tönen gehaltene Ruf, und wer im Orient war, erinnert sich seiner gewiß. Aber doppelt schön und ergreifend klingt er auf der Wanderschaft, und ein Christ, der auch zugleich ein Mensch ist, kann nicht anders als mitbeten. Und welcher Friede kommt nachher, nach dieser schönen Gefühlsregung über ihn, wie gibt er sich wieder froh der Arbeit und der Unterhaltung am Lagerfeuer hin, wie sieht er ganz anders dem kommenden Morgen entgegen. Wenn die Sonne eben den Horizont berührt, ertönt derselbe Ruf von neuem.

Hier liegt die für diese Naturkinder überwältigende Kraft des Islam. Unsere Kirche und die ganze christliche Art wird und muß ihnen noch lange unverständlich bleiben. Man braucht ja als Mohammedaner nicht mehr zu wissen als diese wenigen Worte und ist ein Bruder und Glaubensgenosse und wird hier unter den Haussa stets mit Herzlichkeit aufgenommen. Wer die erste Sure kennt — ungefähr so viel wie das Vaterunser —, der hat es schon weit gebracht (d. h. unter den Haussa kann das wohl jeder Lastträger) und ist somit vollberechtigtes Mitglied einer großen freisinnigen Gemeinde, die er zu jeder Zeit zu seinem Schutz in gerechter Sache anrufen kann und sicher sein darf, zahlreiche Anwälte seiner Angelegenheit zu finden. So stehen jetzt alle möglichen Völker zum Islam in Beziehung und verfallen ihm sehr schnell vollständig, so erweitert sich das Gandu-Sokotoreich in friedlicher Weise, denn alle Völkerstämme, die so in den Kreis gezogen sind, senden dann auch bald Botschaft nach Sokoto oder Gandu direkt oder durch den ihnen zunächst wohnenden Provinzherrn und lassen sich belehnen durch Übersendung von Feierkleid und Kavani-Turban, Lanze, Schwert und Pferd. Es ist das nur wie eine Auszeichnung, ein Gegengeschenk und doch zugleich ein Aufgehen in

das größere Reich, der erste Schritt wenigstens dazu; aber er bringt auch manchen direkten Vorteil. Das Land ist ziemlich sicher vor plötzlichem Überfall und gewaltsamer Unterwerfung durch Mohammedaner; es ist nun ein Teil des großen Ganzen und hat gleiches Recht mit den übrigen.

Der nächste im Range nach dem Führer bei einer wohlgeordneten Karawane ist der Ubandawaki, der dritte der Tschangaba. Dieser ist der Zugführer, und sein Titel bedeutet wörtlich: „Dort fern vor uns.“ Er soll immer an der Spitze des Zuges marschieren. Beide helfen dem Führer bei seinen Geschäften, sammeln namentlich auch die Beiträge für die Abgaben von den einzelnen Karawanengliedern, die nach Zahl der Lasten berechnet werden und worüber der Mallam Buch führt, ein. Die Führer können sich dabei leicht auf Kosten der Karawane bereichern und tun es wohl auch; wenigstens schilt man viele des Betruges. Eine seltene Ausnahme ist mein alter Freund, der sich einen hochgeachteten Namen unter seinen Berufsgenossen erworben hat.

In den sechziger Jahren zogen schon Frauen mit auf die Handelsreisen. Die Männer waren meist gut bewaffnet mit Bogen und Pfeil, Schwert und Speer, die besser situierten stets beritten. Sie trugen Schilde, ja auch selbst Wattenpanzer. Madugu war stets, wenn er nur irgend konnte, beritten. Er hatte Köcher mit Pantherfell bezogen, die 300 und mehr Pfeile hielten. Er selbst trug gern ein paar Wurfeisen über der Schulter, wie die südlichen Heidenvölker sie führen.

Die Karawane des Mallam Mohamman zählte etwa 300 Mitglieder und traf in Gazza mit einer anderen Karawane zusammen, welche ca. 200 Mann stark war. Die Bewohner von Nababare, einem Ort nahe bei Gazza, — sagt Mai gasin baki, — sannen auf Bosheit und fingen Händel an; die Bewohner eines anderen Ortes, namens Buschuku, folgten diesem Beispiele, und hier wurden zwei Haussa verwundet. Darauf ging der größte Teil der Männer der beiden Karawanen nach Buschuku, um zu hören, weshalb dieser Friedensbruch stattgefunden. Die Antwort war: „Wir wollen euer Fleisch!“ Der Kampf begann sofort, und die Haussa verloren sieben Mann, erschlugen aber 14 Feinde und verjagten den Rest der Bewohner Buschukus. Fast drei Monate belagerten die Eingeborenen in großer Übermacht, aber ohne Erfolg, unsere Haussa.

Da zogen außer den Buschuku und Nababare noch die Bewohner anderer Orte heran. Es waren an 10000 Schilde, — sagt Mai gasin baki. Die Haussakarawanen lagerten hinter einem Flüßchen. Ein Haussa, namens Gurba, sagte zum Führer: „Wenn wir abwarten, bis sie uns angreifen, nehmen sie unsere Waren, Frauen und Kinder. Was haltet Ihr davon? Mein Rat ist, den Fluß zu überschreiten und sofort anzugreifen.“ Sein Rat wurde angenommen und Mai gasin baki sagte: „Gott gab uns den Tag; wir vertrieben sie. Aber nicht durch unsere Kraft.“ Wir erbeuteten Schilde, Wurfeisen, wir fingen Männer und Weiber, selbst einen Prinzen, und kehrten nach gidan Gurgu, d. i. Haus des Gurgu, zurück, einem kleinen Ort, in welchem

sie kampierten und dessen Bewohner gezwungen für die Haussa hatten kämpfen müssen. Zwei Tage rasteten wir daselbst, dann sagten wir zu Gurgu: Wir werden heimziehen. Die jungen Männer von Nababare und Zaria schlugen vor, die Haussa auf dem Heimwege im Walde zu überfallen, aber die Alten sagten, sie würden nicht mitgehen, denn hätten sie die Haussa nicht in ihrem Lande überwinden können, so würde das im Walde erst recht nicht möglich sein. —

Um sicher und schnell weiter zu kommen, warfen die Haussa viel Elfenbein fort und nahmen nur die größten Zähne mit. In acht Tagen auf Eilmärschen erreichten sie Doka, den Hauptort Baias. Zwei Männer von Doka, Zando und Biri, nahmen hier einem Haussaknaben Muzuzu vor dem Stadttor einen großen Zahn Elfenbein weg, den derselbe im Spiel verloren haben sollte. Die nebenstehenden Haussa wollten das nicht dulden, da aber Zando Gewalt brauchte, erhielt er einen so kräftigen Tritt von einem der Haussa, daß er niederstürzte. Biri rannte in die Stadt und erzählte, die Haussa hätten den Zando getötet, und so ertönte auch hier wieder die Kriegstrommel, und an 1000 Dokamänner kamen gerüstet ins Feld und erhielten immerfort Zuzug. Sie drohten, alle Haussa umzubringen, was durch den Ruf: „Met! met!“ ausgedrückt ward.

Die Haussa arbeiteten aber ruhig an ihren Lagerhütten weiter und nahmen keine Notiz von den Prahlern, da sie eben erst so viele überwunden und sich der Fulbehauptstadt und den Stammverwandten jetzt nahe wußten. Mallam Mohamman fragte den Zando, der inzwischen wieder aufgestanden war, weshalb er das Elfenbein im Walde habe mit Gewalt nehmen wollen, ob er nicht Zeit gehabt hätte, zu warten, bis sie sich gelagert, um ihm, dem Führer, dann die Klage vorzutragen. Zando erwiderte nur mit einem gewissen Stolz: „Wenn meine Mutter mich nicht so schwer und stark geboren hätte, wäre ich an dem Fußtritt gestorben,“ und die Haussa lachten. Aber Mallam Mohamman bewahrte den Ernst und sprach: „Zando, du tatest sehr unrecht, dein Anverwandter ist König in Doka und du bist hier gleich einem Sariki-n-Haussawa (das heißt wörtlich: ‚König der Haussa‘ in dem Sinne von Vertreter ihrer Interessen im Lande), und du beträgst dich derart? Du tust dem guten Ruf der Stadt Abbruch!“ Zando erwiderte: „Ihr ginget in meinen Wald, d. h. nach Süden, nach Gazza, und brachtet viel Elfenbein mit, dick wie starke Yamswurzeln!“ —

Man erkennt die hohe geistige Überlegenheit und den richtigen, vernünftigen Standpunkt, den die Haussa diesen Heiden gegenüber einnahmen, leicht aus dieser Verhandlung. Schließlich erkannte denn Mallam Mohamman dem Zando einen kleinen Zahn als Schmerzensgeld für den empfangenen Fußtritt zu, und der Mann ging dankbar und froh zu den Seinen über. Die Kriegsschar kehrte heim, statt ihrer kamen dann bald die Frauen mit Getreide usw. zum Handeln, und so hatten die Haussa abermals durch Klugheit und weise Mäßigung einen Sieg erfochten und konnten der Ruhe pflegen und sich

nach dem entbehrungsreichen achttägigen Marsch und den jüngstvergangenen sorgenvollen Monaten bei Gazza stärken.

Nach weiteren sieben Tagen erreichten sie Ngaundere. Der König Ardo Isa, der jetzt anwesend war, hatte von dem Streit bei Doka gehört, und da Zando sein Mann war und auch er der Meinung war, daß die Haussa sehr viel Elfenbein mitgebracht hätten, so schickte er einfach hin und befahl, den fraglichen Zahn ihm herauszugeben, weil, was im Tsatsa-Hazardspiel verloren sei, bezahlt werden müsse. Da blieb den Haussa nichts übrig; der Macht des Landesherrn mußten sie sich fügen. Aber Mai gasin baki fragte entrüstet: „Ohne öffentliches Gericht nimmt der König hier unser Eigentum weg? So wahr ich ein Muselmann bin, ich setze meinen Fuß nicht wieder in diese Stadt, so lange dieser Ardo Isa lebt und hier regiert.“ Und er hat sein Wort gehalten. Erst 1882 ging er mit mir auf meinen Wunsch wieder nach Ngaundere.

Das Tsatsa ist hier wie überall eine häßliche Leidenschaft, und die Leute hier verspielen alles, was sie haben und oft sich selbst. Wer nichts mehr hat und doch weiter spielt und immer wieder verliert, muß für die verspielte Summe mit seiner Person haften, wird vom Landesherrn als Sklave verkauft, und der Gewinner erhält seine Forderung ausgezahlt. Trotzdem kommt dergleichen, namentlich auch unter den Lastträgern, immer wieder vor, und es ist mir häufig begegnet, daß meine eigenen Leute in den Fall kamen. Ein anständiger Mensch, der sich und seinen guten Ruf achtet, spielt nicht.

Den Rückzug von Ngaundere nahm die Karawane nach Eggan, und traf hier etwa September 1862 oder 1863 ein. In Eggan traf er eine Frau, die den Katzenhändler Mallam Mohamman (nicht den Führer) verlassen hatte; sie war hellfarben, groß und schön nach seiner Beschreibung. Dieser Frau hatte man gesagt, daß sie keinen besseren Mann bekommen könne, als den Mai gasin baki. Nun gibt es einen Brauch in Haussa, der verlangt, daß eine tugendhafte Frau, die ihren Mann verlassen hat, drei Monate warten muß, ehe sie sich wieder verheiratet. Aisatu wartete die drei Monate, und bot dann Mai gasin baki ihre Hand an, der sie dankend annahm. „Wenn eine schöne Frau dich mag, wirst du ihr's nicht abschlagen!“ sagte er.

Mai gasin baki, der sich in Baia ausgezeichnet hatte, wurde auf der nun folgenden Reise (1863—1864) auf dem Wege von Kontscha nach Tibati zum Maduga und Karawanenführer gewählt. In Tibati herrschte damals Ardo Ahmaddu, der ihm auf sein Gesuch gestattete, in die Kurmi, d. i. Wälder, zu gehen. Mit Goronüssen und Sklaven kehrte er über den Gendero — den höchsten Punkt dieses Gebirges — zurück nach Kontscha und Kano, wo er etwa 1864—1865 anlangte und bis 1865—1866 weilte und dann eine neue Reise nach Adamaua antrat, die ihn bis nach Kontscha führte. Er hatte dieses Mal für 15000 Muscheln Schwefel mitgenommen, wofür es ihm zu dieser sehr günstigen Zeit gelang, fünf Lasten Elfenbein, zusammen ein Wert von 1600000 Muscheln, einzutauschen. 1866—1867 war er wieder in Kano.

1868, vor seiner neuen Handelsreise, heiratete er Mairamma (Marie). Dieser Name der Mutter Jesu wird auch als Ehrentitel für alle Frauen von königlichem Geblüt gebraucht.

1869 ging er sodann mit Mairamma, einer weiteren Frau, zwei Pferden und zwölf Trägern nach Kontscha und Bagnio. In Kontscha kaufte er ein drittes Pferd für den Wert von drei Sklaven. Auch diese Reise war recht günstig für ihn. Besonders vorteilhaft gestaltete sich das Geschäft mit einer neuen Perle, von der er 1½ Zentner mitgebracht hatte. Auf dem Wege nach Bagnio, den er wieder über den Gendero und durch die verrufene Ortschaft Dodo machte, wurde er unbedeutend bestohlen. Die Aufnahme, die er in Bagnio, bei dem Jarima, Thronerben des Haman Gabdo von Kontscha, dem älteren Bruder des gegenwärtig dort regierenden Usuman fand, lobt er sehr. Der Ort war neu und das ganze Gebiet noch wenig von Haussa-Fatakes besucht und er daher sehr willkommen. Er eröffnete denn auch die Kurmingora und das Gebiet bei Patoko, jetzt der wichtigste Elfenbeinmarkt des Kontschagebietes. Er besuchte Tem, Kinkan und Luggere. Er kaufte Elfenbein, Sklaven und Goronüsse und machte namentlich mit letzteren ein vorzügliches Geschäft. Er richtete sich in Bagnio häuslich ein und wurde dort gewissermaßen bevorzugter Hoflieferant, der alles, was der Landesherr für sich und die Seinen und den Hofstaat an fremdländischen Erzeugnissen brauchte, durch Madugu beschaffen ließ.

Mit 18 Sklaven und 2½ Zentner Bein zog er dann schließlich wieder nach Westen bis Eggan und Ilorin. In Eggan verkaufte er sein Bein, ließ die Waren aber dort zurück. Während er in Ilorin war, brach in Eggan ein großes Feuer aus, welches den größten Teil der Stadt in Asche legte. Aber das Haus, in welchem Madugus Waren lagerten, unversehrt ließ. „Gott hat mir ein Geschenk gemacht!" — sagte er.

Er kehrte nun wieder nach Bagnio, reich mit Waren für seinen Jarima Jiadji von Bagnio versehen, zurück und traf Anfang 1872 dort ein. Hier ward ihm die große Freude, zum erstenmal Vater zu werden. Ist ein neuer Weltbürger geboren, so findet die Taufe nach Sitte der mohammedanischen Haussa am achten Tage statt. Sie laden ihre Freunde dazu ein und ein Mallam besorgt die Taufe, wofür derselbe bei wenig bemittelten Leuten etwa fünf bis zehn Goronüsse und 200 Muscheln erhält, bei reicheren mehr. Der Vater wählt den ihm gefälligen Namen und teilt ihn heimlich dem Mallam mit. Dieser spricht ihn dann im Gebet aus mit dem Nachsatz: „Gott gebe ihm Leben!" Es sind nur die Männer bei dieser Handlung versammelt, den Frauen, der Mutter besonders, die von zahlreichen Freundinnen umgeben ist, wird die Nachricht dann zugebracht. Die Frauen haben — wie auch bei der Hochzeit — für reichliches und besonders gutes Festessen zu sorgen, und nachdem die Handlung vorüber ist, erzeigt man diesem unter Austausch von guten Wünschen alle Ehre. Die Goronüsse dürfen natürlich nicht dabei fehlen. Der Wöchnerin

gibt man „Kunu da iadji da zumma“ etwa 40 Tage lang und am dritten oder vierten Tage „Kuffen Sania“ zur Stärkung; das erstere ist eine wässrige Mehlspeise mit Gewürz und Honig, das letztere sind gekochte Kuhfüße. Wer es irgend sich erlauben kann, schlachtet einen Ochsen oder wenigstens ein Schaf oder eine Ziege zu solcher Feier.

Bald nach der Taufe seines Sohnes verließ Madugu Bagnio und ging nach Westen bis nach Eggan. Von Eggan kehrte er dann über Abudja nach Kano zurück, kaufte sich nun, da er einen Erben hatte, ein neues großes Haus, baute dasselbe schön aus und stand etwa auf der Höhe seines Glückes. Er hatte sich ein schönes Vermögen und einen guten Namen erworben, hatte ein größeres Haus in Bagnio und das neue in Kano, und für neue Reisen war ihm ein großer Kredit angeboten.

Das Tagesleben in Kuka, der Residenz von Bornu.

Nach Gerhard Rohlfs*) (1867).

Das heutige Kuka wurde erst in neuester Zeit, von dem Vater des jetzt regierenden Sultans, dem Schech Mohammed el kanemi, erbaut. In Bornu wird die Stadt nie anders als Kuka genannt, wogegen man im Sudan, vorzugsweise in Kano, ausschließlich den Namen Kukaua hört. Sie erhielt den Namen Kuka von einer einzelnen Adansonie (kuka heißt im Kanuri dieser Riesenbaum, unsere Adansonia digitata), welche, weil der Baum sonst in dieser Gegend noch nicht vorkommt, als besonders merkwürdig erschien, und es ist daher falsch, Kakaua mit „die an Kukabäumen reiche Stadt“ zu übersetzen. Kakaua, die Pluralform von Kuka, bedeutet vielmehr: „die zwei Kuka.“

In der Tat besteht die Stadt aus zwei Teilen, zwei länglichen Vierecken, die durch eine zehn Minuten breite Ebene voneinander getrennt sind. Die langen Seiten liegen gegen Nordwesten und Südosten. Der westliche, größere Teil heißt Garfote oder Billa-Futebe, der östliche Gergedi oder Billa-gedibe, eine dazwischen befindliche Gruppe von Häusern und Hütten hat den Namen Ngimsegeni. Außerdem stehen ringsumher zerstreut viele einzelne Häuser und Gehöfte.

Gergedi ist der Sitz der Regierung. Hier residiert der Sultan, hier wohnen seine Söhne und Brüder, sowie die obersten Beamten des Reichs, und auch die meisten Soldaten und Eunuchen sind hier einquartiert. Garfote hat mehr den Charakter einer Handelsstadt; es ist Wohnort der fremden Kaufleute aus Tripolis, Fesan, Kairo usw., und in seinen Mauern befindet sich die Hauptmoschee. Beide Stadtteile sind mit ungefähr 20 Fuß hohen und an ihrer Basis fast ebenso breiten Erdmauern umschlossen, die von außen gerade, von innen aber, damit bei einer Belagerung die Verteidiger bequem zu den oben angebrachten Schießscharten kommen können, treppenförmig auf-

*) „Quer durch Afrika“, Leipzig 1874.

steigen. Garfote hat fünf Tore: eins nach Norden oder vielmehr Nordnordosten, zwei nach Westen, eins nach Süden und eins nach Osten; Gergedi vier: zwei nach Westen und zwei nach Osten.

Die Bauart von Kuka weicht wesentlich von derjenigen der nordafrikanischen Städte ab, indem hier die Nationalbehausung der Neger vorherrscht. Es ist dies eine kunstvoll von dünnen Baumästen gefügte Hütte mit spitzem, regendichtem Strohdach, die auf einer runden Basis von 15—20 Fuß Durchmesser sich 10—15 Fuß hoch erhebt. Um die Wände rankt sich im Sommer, d. h. während der Regenzeit, das grüne Laub der Kürbisse oder Melonen, und nie unterläßt man, die Dachspitze mit einem, manchmal mit mehreren Straußeneiern zu schmücken. Als Eingang und zugleich als Lichtzulaß dient eine niedrige mit Matten zu schließende Öffnung. Das Innere enthält nichts als ein paar Kürbisflaschen, Töpfe, Lederbüchsen, Matten und in einigen ein breites, mannslanges Rohrbett. Gekocht wird meistens im Freien unter einem gegen Sonne und Regen schützenden Dach.

Zur Wohnung einer Negerfamilie, einem sogenannten Fato, gehören in der Regel drei bis vier solcher Hütten, die innerhalb einer Umzäunung von Ton oder Matten zusammenstehen. Die Häuser des Sultans, der Vornehmen und der fremden Kaufleute aber sind aus Erdklumpen errichtet und haben flache Dächer, von denen der Regen nicht genügend ablaufen kann, so daß sie nach jedem starken Regengusse der Reparatur bedürfen.

Von weitem gleicht Kuka, da es der Türme und sonstiger hoher Gebäude ermangelt, hingegen fast alle Höfe und Hütten mit Bäumen beschattet sind, eher einem Walde als einer Stadt. Unter den Bäumen zeichnen sich aus: der Djedja-Baum, eine Feigenart mit langen Luftwurzeln und großen glänzenden Blättern, der Gunda-Baum mit schön gezackten Blättern und saftigen Früchten von der Größe eines Kinderkopfes, und die Akazie, deren gelbe Blüten heliotropähnlichen Wohlgeruch verbreiten. Natürlich nisten auf den Bäumen Schwärme von Vögeln. In die Zweige des Korna-Baumes und der Akazie hängt der kleine Webervogel, der unermüdliche muntere Sänger, sein beutelförmiges Nestchen. Über fünfzig dergleichen kann man nicht selten an einem einzigen Baume sehen. Turteltauben und graue Waldtauben beleben die höchsten Baumwipfel. In der Regenzeit kommen die Wasservögel von den Ufern des Tschad-Sees hierher, und stets, bei Tage wie bei Nacht, schweben über den Straßen und Plätzen die Aasgeier, ohne welche, da sie rasch alle Fleischabfälle vertilgen, Kuka ein Herd der Pest sein würde.

Beide Stadtteile haben nur eine breite und ziemlich gerade Straße, den „Dendal", von Barth sehr passend mit „Königsstraße" übersetzt. Links und rechts von ihr ist ein Labyrinth enger und krummer Gassen. Steine zum Pflastern gibt es nicht, die Straßen bilden daher in der trockenen Jahreszeit ein Staubmeer und in der nassen Lachen, Sümpfe und Seen, die oft selbst zu Pferde nicht zu passieren sind.

Das Leben in der Hauptstadt beginnt des Morgens nicht eben

sehr zeitig. Zuerst durchziehen die Bauern aus der Umgegend die Straßen und bieten, laut schreiend: „kiam, kiam“ (Milch, Milch), „kanda-a-a-a-go“ (Butttttterrrr), „ngobbel koki be“ (Eier) usw., ihre Produkte feil. Alle, auch die schwersten Lasten, werden auf dem Kopfe getragen; Negerfrauen und Mädchen balancieren Gefäße, die 40—50 Liter Wasser enthalten, derartig und verlieren infolge des Druckes vorzeitig das Haupthaar an den betreffenden Stellen.

Wenn die Stadtbewohner sich vom Lager erhoben haben, waschen sie sorgfältig Gesicht und Hände, versäumen auch nicht, den Fußboden auszukehren, denn im Punkte der Reinlichkeit unterscheiden sich die Kanuri auf das vorteilhafteste von den Berbern und Arabern Nordafrikas. Nach eingenommenem Frühstück geht es an die Arbeit. Die meisten Hantierungen werden im Freien betrieben, und auch die Handwerker: Baumwollweber, Sattler, Waffenschmiede, Schuster, schlagen ihre Werkstätte auf der Straße, vor der Tür ihrer Wohnungen auf.

Am belebtesten ist der östliche Stadtteil vormittags um 10 Uhr. Da sprengen die hohen Würdenträger, die Prinzen und Anverwandten des Sultans auf feurigen Rossen, gefolgt von einer Schar keuchender Sklaven zu Fuß, den Dendal entlang, um sich in die Ratsversammlung (Nokna) zu begeben. Jener Reiter dort in reicher arabischer Tracht ist Abu Bu-Bekr, der älteste Sohn des Mai. Aber vor dem Eingang des Schlosses angekommen, muß auch er so gut wie alle andern seine gelben Stiefel und den seidenen Turban ablegen, denn niemand, hoch oder niedrig, darf anders als barhaupt und barfuß vor dem Sultan erscheinen. Auch er muß sich zur Begrüßung auf den Boden werfen, das Gesicht platt auf die Erde drücken und mit der Rechten eine Handvoll Sand aufs Hinterhaupt streuen. Die Ratsversammlung dauert ungefähr eine Stunde, die meist mit Stadtklatsch und Besprechung der unwichtigsten Vorfälle hingebracht wird. Wer dem Sultan die frischeste und pikanteste Neuheit mitzuteilen weiß, ist der erklärte Günstling des Tages. So lange ich in Kuka weilte, war meine Person der beliebteste Gegenstand des Gespräches. Daß der Weiße selbst auf den Markt gegangen und dies oder jenes gekauft habe, daß der Christ, ohne daß man wisse warum, spazieren geritten, kurz jeder Schritt, den ich tat, wurde beobachtet und als ein Ereignis weitläufig durchgesprochen. Gegen das Ende der Versammlung bringen Sklaven des Sultans kolossale hölzerne Schüsseln mit Speisen in den Saal — an einer einzigen solchen Schüssel haben sechs bis acht Mann zu tragen —, womit die Anwesenden bewirtet werden.

Sind die Teilnehmer an der Ratsversammlung nach Hause zurückgekehrt, dann erstirbt das Leben auf den Straßen. Alles zieht sich in das Innere der Wohnungen zurück, um während der heißen Tagesstunden der Ruhe zu pflegen oder zu schlafen. Aber zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags entwickelt sich wieder ein anderes Bild. Herden von Kamelen, Schafen und Rindvieh werden durch die engen Gassen getrieben, und der tägliche Markt beginnt, der bis zum Abend sowohl

in dem westlichen Stadtteil als vor den Toren der Oststadt abgehalten wird. Auch in der Stadt selbst liegen in Buden oder auf freiem Raum Butter, süße und saure Milch, Eier, Knoblauch, Erdnüsse, Zwiebeln, gesäuerte Brote, Hühner und täglich frisches Rindfleisch zum Verkaufe aus.

Die große Münze bildet auch hier wie im ganzen zentralen Nordafrika der Mariatheresientaler mit der Prägung vom Jahre 1780. Als Kleingeld kursieren zumeist die Muscheln einer Cyprea-Schnecke von der Größe einer kleinen Haselnuß, die dem ostindischen Archipel, namentlich durch den Golf von Genua an die Südostküste Afrikas gebracht und von da weiter ins Land eingeführt werden. Sie heißen bei den Arabern kauri (englisch cowry), bei den Kanuri kungena, bei den Haussanegern kerdi. Früher gab es nach Barth Kupfergeld in Bornu, daher noch jetzt die Benennung: ein Rtlr. für 32 kungena gang und gebe ist. Das Wertverhältnis der Kauri zum Bu-Thir (Mariatheresientaler) stellt sich an den verschiedenen Orten verschieden. Es steigt, je tiefer man von der Küste in den Kontinent eindringt. Doch suchen auch die Herrscher und die Großen des Landes den Kurs, je nachdem es den Vorteil mit sich bringt, künstlich hinaufzutreiben oder hinabzudrücken. So schreibt Barth: „Das Verhältnis des österreichischen Talers zum kleinen Gelde blieb ein äußerst unbestimmtes in Bornu, was, wie ich gestehen muß, den Spekulationen der herrschenden Männer und namentlich denen meines verstorbenen Freundes Hadj Beschir zuzuschreiben ist.... Im allgemeinen schwankt der Wert eines Talers zwischen 3—4000 Muscheln.“ Vor noch nicht langer Zeit waren auch noch die hier gewebten langen und schmalen Streifen Baumwollenzeug, Gabaga genannt, als Geld in Gebrauch, vier Spannen Gabaga galten einen Rtlr. Übrigens findet allerorten weniger oder mehr Tauschhandel statt.

Mit Sonnenuntergang nimmt der Kanuri seine Hauptmahlzeit ein. Nach derselben versammeln sich in Kuka die Männer auf den öffentlichen Plätzen, wo sie unter einem mächtigen Gummibaum einander mit Neuigkeiten unterhalten, während die Damen, die sich hier von der mohammedanischen Sitte des Verschleierns emanzipiert haben, Besuche machen, oder in Begleitung ihrer cavalieri serventi promenieren, oder geradezu auf Liebesabenteuer ausgehen. Selbst Jünglinge von 15 Jahren und Mädchen von 12 Jahren nehmen an dem nächtlichen Treiben teil.

Unter der Regierung des jetzigen Sultans hat Kuka weit und breit in den Negerländern den Ruf einer vorzüglichen Hochschule erlangt, und es mögen wohl 2—3000 junge Leute im Alter von 20 bis 25 Jahren daselbst studieren. Ihr Studium besteht aber in nichts weiter, als daß sie die zum Beten notwendigen Surate auswendig und die arabische Schrift mechanisch lesen und schreiben lernen, ohne von dem Inhalt nur ein Wort zu verstehen. Statt aller Bekleidung tragen sie ein Ziegenfell um die Hüften geschlungen. Eine hölzerne Tafel, ein kleines irdenes Tintenfaß, ein paar Schreibfedern von

Rohr und eine Kürbisschüssel machen ihre ganze Habseligkeit aus. So ziehen sie bettelnd und namentlich die Lebensmittelverkäufer brandschatzend den Tag über durch die Straßen, denn nur ein Teil erhält Wohnung und Beköstigung in den Häusern der Vornehmen, bei denen es Sitte ist, ihre Söhne mit einigen Studenten unterrichten zu lassen.

Nicht viel mehr Verständnis als die Schüler haben die Lehrer vom Arabischen, und da die Kanuri keine eigene Schriftsprache besitzen, ist eine fortschrittliche Bildung des Volkes fast unmöglich. Für den Gelehrtesten der Gelehrten galt damals der Malem Mohammed Komami, weil er ziemlich korrekt arabisch schreiben, wenn auch nicht sprechen konnte. Allein obgleich er sich mit fast jeder Karawane aus Tunis, Tripolis und Ägypten Bücher schicken läßt, dürfte er doch den Ruf der Gelehrsamkeit mehr seinem Reichtum, den er durch gewinnreiche Geschäfte zu vermehren weiß, als seinen Büchern verdanken. Zur Medressa wird die Hauptmoschee in der Weltstadt benutzt. Hier sitzen die weißen Mallem, umlagert von ihren gähnenden Schülern und disputieren über den Bart Mohammeds. Hochmütig sehen sie auf das unwissende Volk herab, das nicht lesen kann; mit Verachtung betrachten sie jeden Musgu, denn sie allein haben den rechten Glauben, und Flüche murmeln sie auf den verhaßten Christen, den ungläubigen Hund.

Jeden Montag wird der große Markt vor den Westtoren von Garfote abgehalten. Er übertrifft an Bedeutung weit den von Abuam in Tafilet und soll nur dem Markte von Kano etwas nachstehen. Zunächst am Tore werden vor einem Schuppen Pferde versteigert. Den Pferden von Bornu gibt man im ganzen Negerlande den Vorzug, und in der Tat lassen es sich die hiesigen Händler angelegen sein, durch Kreuzung mit den von Norden eingeführten Pferden immer die Rasse wieder aufzufrischen und kräftig zu erhalten. Ich erstand ein brauchbares, aber kleines und kurz gebautes Reitpferd für 20 Taler. Ehe ich Kuka verließ, sank der Preis für dieselbe Qualität auf 10 bis 6 Taler herab. Große Staatspferde und Grauschimmel, die in Tripolitanien für 20—30 Taler zu haben sind, erzielten Preise von 100 bis 150 Taler.

Durch eine lange Reihe von Verkäufern der gröberen Matten, die zur Einfriedigung der Höfe, zur Dachbedeckung oder, mit Dornen zusammengeflochten, zum Verschluß der Türöffnungen dienen, gelangt man auf den Platz, wo die Kamele, die Rinder und Esel zum Verkauf stehen. Dicht daran stößt der Sklavenmarkt. Weißhaarige Greise und Matronen, Säuglinge, an fremden Brüsten saugend, junge Mädchen und kräftige Männer, Leute aus Bornu, Baghirmi, Haussa, Logon, Musgu, Wadai und noch entfernteren Landstrichen werden zur Auswahl feilgeboten. Die einen sind ganz nackt, andere haben einige Lumpen um die Hüften geschlagen. Die Leute aus Musgu sind daran kenntlich, daß ihre Ober- und Unterlippe mit einem großen Stück Kupfer, Zinn oder Kürbisschale durchwachsen, wie ein Rüssel vor-

stehen und beim Sprechen geräuschvoll aufeinanderklappen. Tätowierungen am Körper haben mehr oder weniger alle; auch die Bornuer, Haussa und Tebu pflegen sich mit drei Längsschnitten die Wangen zu tätowieren. Zwischen den Gruppen der Sklaven gehen die Käufer umher, messen mit der Hand deren Höhe (man spricht von vier-, fünf-, sechs-, siebenspannigen Knaben oder Mädchen), besehen die Zähne, erkundigen sich nach dem Appetit, denn Hunger haben hält man für gleichbedeutend mit Gesundsein, und gefällt ihnen die Ware, so wird der Handel abgeschlossen. Junge Burschen kosteten damals 15—30 Taler, junge Mädchen, unter denen die Fellata die gesuchtesten sind, 30—60 Taler, betagte Männer und Frauen, desgleichen kleine Kinder 3—10 Taler. Auf den Montagsmarkt werden manchmal Tausende von Sklaven zum Verkauf gebracht, Partien von Hunderten gibt es schon auf dem täglichen Markte.

Nun folgen die Getreidehändler mit großen Ledersäcken voll Weizen, Gerste, Argum, Ngafoli, Reis und anderen Körnerfrüchten. Hinter ihnen stehen ihre Lastochsen oder Kamele. In guten Jahren erhält man für einen Mariatheresientaler 4 Kamellasten Argum oder 6—8 Kamellasten Sorghum (1 Kamellast = ca. 3 Zentner). Ich erhielt anfangs für 1 Taler 1 Last Argum, später 2 und vor der Ernte für denselben Preis 3 Lasten Ngafoli. Auf einem großen Platz wird Vieh geschlachtet und das Fleisch in Stücken verkauft, auch gleich von Garköchen an einem auf Sandhaufen brennenden Feuer geröstet. Eine von hier abbiegende Straße enthält die im Lande gefertigten Kunstarbeiten: zierliche Matten aus Dum, von denen die feinsten, nur 5 Fuß langen und 2½ Fuß breiten mit ½ Taler bezahlt werden; einfache und buntbemalte Türvorhänge aus Stroh zum Schutz gegen das Eindringen der Fliegen; elegante Deckel und Untersetzer, ebenfalls aus Dum geflochten, die mit der Leichtigkeit der Pappe die Dauerhaftigkeit des Leders verbinden, Schüsseln in jeder Größe aus Kürbisschalen oder aus Holz geschnitzt, manche schön bemalt und auf drei oder vier Füßen ruhend, die Deckel mit verzierten Handgriffen versehen, endlich Töpfe, Schüsseln und Krüge von gebranntem Ton, letztere so groß, daß sie gegen 200 Liter Wasser fassen.

In der nächsten Straße ist der Fischmarkt. Frische und getrocknete Fische vom Tschadsee liegen hier aus, von 6 Fuß Länge bis auf Handgröße. Die größten kauft man zu 10—15 Pfund l'oda (ungefähr 2 Silbergroschen) das Stück. Diese Straße mündet auf einen Platz, wo hohe Stöße Brennholz aufgerichtet stehen und daneben Körbe von Holzkohlen. In der unmittelbaren Nähe haben die Grobschmiede ihre Werkstätten aufgeschlagen, indem sie zwei Schläuche als Blasebälge gebrauchen und das Feuer in einem Erdloche damit anblasen.

Sie verfertigen Beile, Hacken und gröberes Eisenzeug. Weiterhin halten die Feinschmiede an Gestellen und in Buden ihre Arbeiten feil: Spieße, Wurfeisen, Bogen, Schilde und Pfeile, messingene und eiserne Fuß- und Armringe für die Frauen, Scheren, Messer und Zangen. Die Zange ist ein sehr wichtiger Artikel in Bornu, jeder-

mann trägt eine kleine Zange im Lederfutteral bei sich, um die Dornen der Kaie damit aus den Füßen zu ziehen, welche überall in Feld und Wald den Boden bedecken. Nach den Schmieden kommen die Lederarbeiter. Außer Getreidesäcken und Wasserschläuchen liefern sie die mannigfachsten Erzeugnisse von Leder: Büchsen, Schächtelchen, Kisten, gelbe und rote Pantoffeln mit und ohne Stickerei, Sandalen, Sporen, Pferdegeschirre. Auch eine kleine Auswahl von Löwen- und Leopardenfellen findet man bei ihnen.

Hieran reihen sich die zahlreichen Verkaufsstände für fertige Kleider. Baumwollene Gewänder, einfache wie kunstvoll gestickte, im Lande gefertigte weiße Toben, Kulga genannt, feinere dergleichen aus Kano, Beinkleider von fabelhafter Weite, weiße Kattunmützen, dunkelblaue Frauentücher und Frauenhemden sind in großer Menge und jedem Bedürfnis genügend zu haben. Den Fruchtmarkt fand ich, da es zur Winterzeit war, nicht sehr reichlich versehen. Es gab Datteln, aber fast so teuer wie in Europa, Hadjilidj, Koltsche (Erdmandeln), eine Art Tomate, größer als die unsrigen und von bitterem Geschmack, Fukus (eine Gurkenart) und verschiedene eßbare Waldbeeren.

Die europäischen, überhaupt nicht bornuschen Kunst- und Naturprodukte lagern in Zelten. Es sind weiße und bunte Kattune, Tuche, meist grob und von ordinären Farben, Seidenzeuge, weißwollene Burnusse, rote Mützen, Spiegel, Rasiermesser, englische und deutsche Nadeln, Glasperlen, Korallen, Bernstein, Antimon, Blei, Pulver (eine geringe Sorte Pulver wird in Bornu selbst bereitet), Flintensteine, Schwefel, Salz, sowohl aus Asche gekochtes wie von Bilma her eingeführtes, Gewürznägelchen, indischer Pfeffer, Schita oder Sudanpfeffer, der indes auch in Bornu gut gedeiht, Räucherharze aus Arabien und dem Sudan, abgesehen von verschiedenen weniger gangbaren Handelsartikeln.

Einige Zelte sind zu Wechslerstuben eingerichtet, in denen man Taler gegen Muscheln umsetzen kann. Gold hat hier gar keinen Kurs, und spanische wie französische Taler sind nur mit Verlust anzubringen. In allen Straßen stehen Verkäufer von Trinkwasser, die aus großen Krügen jedem, der Durst hat, gegen wenige Muscheln einen Trunk reichen. Überall herrscht geschäftiges Treiben, und obgleich weder Polizei noch Militär sich blicken läßt, kommt es doch nie zu störenden Unordnungen. Streitigkeiten oder kleine Diebstähle werden auf der Stelle vom Marktrichter abgeurteilt.

Daß der Markt von Kuka eine solche Ausdehnung erlangt hat und mit dem von Kano rivalisieren kann, verdankt er der vollkommenen Handels- und Gewerbefreiheit, die der Einheimische wie der Fremde in Bornu genießt. Kein Gewerbe unterliegt einer Steuer, und alle Waren gehen zollfrei aus. Selbst die großen Karawanen aus dem Sudan, aus Tripolis und den übrigen Berberstaaten haben keinen andern Zoll zu entrichten als eine kleine Abgabe, welche die Torwächter der Stadt für sich in Anspruch nehmen, die aber so geringfügig ist, daß sie gar nicht in Betracht kommt. Die einzigen baren

Einnahmen, die der Sultan aus dem Markte bezieht, sind die Summen, für welche die vereidigten Versteigerer der Pferde und Kamele ihre allerdings sehr einträglichen Stellen erkaufen müssen. Für jedes versteigerte Pferd oder Kamel erhält der Auktionator einen Taler. Sogar die Geschenke an den Sultan und seine Beamten, die sonst in allen Negerländern von den fremden Kaufleuten verlangt werden, kommen hier in Wegfall.

So erzählte mir mein Reisegefährte, der Marabut von Gatron, ein wohlhabender Kaufmann und Sklavenhändler, er habe, obgleich er schon dreimal die Reise von Fesan nach Bornu gemacht, Sultan Omar noch nie gesehen, und er gedenke auch künftig nicht an den Hof zu gehen, weil man dort allerdings nicht mit leeren Händen erscheinen könne. Wenn andere Kaufleute dem Sultan Geschenke darbringen, so geschieht es aus Spekulation, denn dieser pflegt, zumal die geschenkten Gegenstände seine Neugier und Aufmerksamkeit erregen, die Gabe durch ein Geschenk von einem oder zwei Sklaven oder einem Pferde zu erwidern. Freilich kosten ihm die Sklaven nichts Wenn er deren bedarf, so wird irgend wo eine Menschenrazzia*) angestellt, um die benötigte Zahl für ihn einzufangen. Der Scherif Hascheschi, der kurz vor mir in Tripolis angekommen war, erhielt für ein Geschenk im Werte von etwa 150 Talern mehrere Sklaven und Sklavinnen, die er in Ägypten zu je 200—300 Talern verkaufen kann, und ebenso wurde einem christlichen Kaufmann aus Tripolis, der einen großen Spiegel, Tuch und Seidenstoffe überreicht hatte, vom Sultan Omar ein bedeutend wertvolleres Geschenk verehrt.

Ein Raubzug der türkischen Verwaltung ins obere Nilgebiet.

Nach Wilhelm Junker**) (1886).

Hambd' ul-Illah! rief ich aus frohem Herzen, als ich am 12. November 1877 mit meinen Dienern und etwa 30 Trägern nach 16 tägigem Aufenthalt Kabajendi wieder verließ, um mich zu dem allgemeinen Stelldichein der Kalikaexpedition zu begeben. Dieses war die

---

*) Vergl. den folgenden Aufsatz.

**) „Reisen in Afrika" Bd. I, Olmütz 1889. — Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz vorstellen als zwischen dem brutalen Beamtentum der türkischen Regierung im oberen Niltal und dem warmherzigen Forscher und Menschenfreund Wilhelm Junker. Dieser war es gewohnt durch die wilden Gegenden mit wenigen Leuten von Stamm zu Stamm zu ziehen, unter den „Wilden" als ihr Freund und Berater zu leben. Im Jahre 1877 war ihm aber Gelegenheit gegeben, den fernen Süden der westlichen Äquatorialprovinz zu besuchen, wenn er sich einem „Raubzuge" der Regierung anschließen wollte. Junker entschloß sich — wie aus einem Briefe jener Zeit hervorgeht — sehr schweren Herzens dazu; er ahnte es vorher, daß er da Zeuge fürchterlicher Grausamkeit und Unmenschlichkeit sein würde. Der technische Name solcher Verproviantierungs- oder Raubzüge ist Razzia oder Ghazwe.

Station Rimo, wohin auch Ahmed Atrusch mit seinen Leuten von Wandi kommen sollte. Zu den Trägern und Dienern meines Zuges kamen als Führer und Aufseher der lasttragenden Neger zwei Dongolaner und ihre Sklaven und Sklavinnen, so daß ich an der Spitze einer stattlichen Kolonne meinen Auszug hielt. In Rimo herrschte lebhaftes Treiben, jede Stunde brachte neue Ankömmlinge: ägyptische Soldaten, Nubier und mit Flinten bewaffnete Dragomane, ganze Scharen von Trägern, die allen Stämmen der Mudirije angehörten. Die gesamte Expedition, die von Ahmed Atrusch befehligt wurde, mochte an 1000 Köpfe oder mehr zählen; 400 waren mit Feuergewehren bewaffnet, wozu auch die 30 Mann Gehadie, reguläre Truppen unter der Führung des Offiziers Ahmed Agha aus Klein-Makaraka, zu zählen waren. Abd-Allah Abu Sed, der Nazir von Rimo, mit den Ländern, denen der Raubzug galt, gut bekannt, war zweiter im Befehl und Atruschs Stellvertreter.

Der Zweck des Aufgebots war eingestandenermaßen die Beraubung der unabhängigen Negerstämme im Süden der Provinz Makaraka. Elfenbein, welches in den der ägyptischen Herrschaft unterworfenen Gebieten immer seltener wurde, und dessen hoher Handelswert die Unkosten der Verwaltung decken konnte, wurde vor allem andern gesucht. Außerdem aber handelte es sich darum, die Provinz mit Schlachtvieh zu versorgen, welches fast vollständig fehlte, da das Raubgesindel der Nubier und Dongolaner die Makarakavölker seit Jahren schon des letzten Restes ihrer Herden beraubt hatte.

Wo immer sich indes die Gelegenheit bietet, Elfenbein gegen einen Teil der auf der Ghazwe den fremden Negern abgejagten Rinder einzutauschen, wird dies um so lieber getan, als es kaum möglich ist, auf andere Weise in dessen Besitz zu kommen. Die durch die Erfahrung gewitzigten Neger allerdings, die den Wert der Elfenbeinzähne kennen gelernt, vergraben diese sorgfältig; nur ein seltener Zufall brachte sie den unter ägyptischer Flagge ausziehenden Räubern in die Hände. Schwerer wurde es den Negern, die Kuh- und Ziegenherden in Sicherheit zu bringen.

Im Verlauf der Zeit, seit welcher regelmäßige Razzien unternommen wurden, hatte sich ein System ausgebildet, welches von den Anführern ziemlich strenge eingehalten wurde. Es wird sich im Verlauf der Erzählung meiner Kalikareise mehrfach Gelegenheit ergeben, die Art und Weise der Plünderungszüge zu schildern. Zu den Gebräuchen dieser Expedition gehörte auch die Begleitung von Dienern und Sklaven der in den Stationen zurückbleibenden Bediensteten, die dann für ihren Herrn raubten und stahlen. Außer Elfenbein und Rindern, die Regierungsgut waren, blieb alles andere, z. B. Ziegen, Schafe, Hühner, Weiber, Tabak, Eisengeräte usw. im Besitz der an der Ghazwe Beteiligten. Es war daher erklärlich, daß alle Welt mit jeder Expedition ziehen wollte. Damit nun die zum Schutz der Stationen und zum Verwaltungsdienst in Makaraka notwendigerweise Zurückbleibenden nicht ganz leer ausgingen, hatte sich der Brauch

eingebürgert, daß diese Leute ihre Sklaven mitschickten, d. h. sich einen Anteil an der allgemeinen Beute sicherten.

Am 20. November bei Tagesanbruch kam die vielköpfige Expedition in Bewegung und begann der Marsch nach dem Süden. Die Bombekrieger gaben durch ihren Kriegsgesang das Zeichen zum Aufbruch, wie sie dies auch auf dem Zuge nach dem Bahr Ghazal alltäglich zu tun gepflegt. Durch das Fedschiluland mit den nicht allzudicht angesiedelten Dörfern, in welchen die kleinsten Hütten stehen, die ich bei Negern gesehen, ging es südwärts. An der Gebietsgrenze der Fedschilu und der Kakuak schlugen wir am ersten Reisetage unser Lager auf. Das mich immer von neuem interessierende Geschäft des Hüttenbaues setzte Hunderte kräftiger Arme in Bewegung.

Das Lager wurde unweit der Hütten eines Häuptlings Kandjeri erbaut; angeblich den Ägyptern ergeben, zog er es dennoch vor, sich nicht blicken zu lassen und wahrscheinlich aus guten Gründen. Zu einem benachbarten Dorfvorstand der Kakuak, bei dem wir am folgenden Tage rasten sollten, wurde eine Abteilung von 50 Mann ausgeschickt, welche den Schech dingfest machen sollten, weil er, irgend eines wenig bedeutenden Umstandes halber, einen andern Häuptling überfallen und erschlagen hatte. Ein solcher Vorfall gab den ägyptischen Machthabern in der Mudirije die stets willkommene Gelegenheit, unter dem Vorwande der Justiz zu einer Gewaltmaßregel gegen die Neger, die gewöhnlich auch etwas einbrachte, denn Hab und Gut des Übeltäters war ihnen verfallen. Schech Dumuntu, um den es sich handelte, war vorsichtig genug zu entwischen und so viel als er konnte wegzutragen oder zu verbergen. Einige Stücke Vieh fielen aber dem „Abu Turk" doch zur Beute. Die Entfernung zwischen seinem Dorf und unserem Nachtlager bei Kandjeri wurde in einem etwas über drei Stunden erfordernden Marsch zurückgelegt, worauf die Expedition in den Fruchtfeldern lagerte, welche die auf der sanften Lehne einer flachen Niederung erbauten Weiler des flüchtigen Schech rings umgaben. Die weithin sich erstreckenden Sesam-, Telebun- und roten Durrafelder wurden von den Leuten der Expedition schonungslos geplündert, die Hütten auseinandergenommen, die Dächer zum Bau des Lagers verwendet, der Rest zerstört und auch verbrannt.

So nahm das Vernichtungswerk, in welchem sich unsere Leute als Meister zeigen sollten, seinen Anfang, bevor wir noch in feindliches Land eingedrungen. Ein Kakuak, welcher in die Mordgeschichte des Häuptlings Dumuntu verwickelt war, mußte, in das Halsjoch, die Schebba, gesteckt, auf der nächsten Strecke unsern Führer machen. Die Gutmütigkeit des von den Dongolanern so arg angeklagten Mannes zeigte sich in der Bereitwilligkeit, mit der er mir Auskünfte über das Land, über Berge und Hügel, über die vielen Bäche gab, welche ich ohne seine Mithilfe unbenannt hätte eintragen müssen. Die Namengebung der Chartumer oder auch der in ihren Diensten stehenden, im Lande fremden Negersoldaten ist sehr unzuverlässig und führt den Reisenden nur dazu, Phantasienamen, die in dem

fruchtbaren Hirn eines Nubiers entstanden sind, einzutragen, welche dann ihren Weg in die Karten Afrikas finden und daselbst oft jahrzehntelang trotz aller Einsprache späterer Forscher ihr Unwesen treiben. —

Von dem Plateau, über welches wir in Südostrichtung marschierten, und welches durch mehrere ostwärts dem Fluß Jei zuströmende Bäche unterbrochen ist, stiegen wir zum Flußtale nieder. In den waldigen Ufern des Jei wurde von neuem Lager gebaut. Die große Zahl der zur Expedition gehörenden ließ nur eine geringe Marschgeschwindigkeit zu, die überdies den befehlenden Offizieren, welche sich ohne Not nicht besonders anstrengten, zusagte. Beim Abstieg boten sich wiederholt gute Fernsichten, welche mir eine genaue Orientierung und Darstellung des vorliegenden Landteiles ermöglichten. In einer Breite von 25—30 Schritt brauste der Bahr Jei zwischen flachen Ufern über Felsen, Stromschnellen bildend, mit starker Strömung hinweg. Das Rauschen des Wassers drang in das nahe Lager deutlich herüber, welches bei den Feldern des Häuptlings Bakolaki errichtet war, und wiegte mich in der Nacht wie ein Wiegenlied in den Schlaf.

Unsere Leute, welche an dem östlichen Ufer einige von den Bewohnern verlassene Weiler erspäht hatten, wateten durch den brusttiefen Fluß, um die Tugul abzudecken und die Kegelstrohdächer zum Bau unserer Lagerhütten zu benutzen, wie dies während der ganzen Kalikareise getan wurde, sobald sich Gelegenheit dazu bot. Der Übergang war aber nicht leicht, denn mancher verlor, durch die starke Strömung aus dem Gleichgewicht gebracht, seine gestohlene Last, welche im Wasser rasch davonwirbelte und unwiderbringlich verloren war. In später Abendstunde verunglückte sogar ein Träger im Wasser und ertrank.

Die am Morgen des 23. November vollführte Durchschreitung des Jei bot bei den vielen Menschen der Karawane und dem ziemlich ordnungslosen Drängen derselben ein lebhaftes, bewegtes Bild. Die gemessene Flußbreite betrug 20 m, die Tiefe etwas über 1 m, doch waren seitwärts der Furt tiefe Stellen, an denen mehrere Neger dem Ertrinken nahe kamen. Dem Schech Uoka, eine Stunde diesseits vom Jei entfernt, wurde unter dem Vorgeben, er sei der Miri, der ägyptischen Verwaltung, feindlich gesinnt, die auf dem Felde stehende Ernte verwüstet. Auf dem weiteren Wege zu dem angesehensten der Kakuakhäuptlinge, Schech Ganda, der etwa 90 km von der Zebira Rimo, an der Südgrenze des von seinen Stammesgenossen bewohnten Gebiets lebte, steuerten wir auf den Berg Muga zu, an dessen Westabhang unser Weg hart vorbeiging.

Allmählich ansteigend näherten wir uns diesem Gebirgsstock, aus dessen Schluchten mehrere Wildbäche zum Jei niederströmten. Der Gebel Muga läuft nach Süden in geringe Hügel aus, zwischen denen Chor Lotopio sein Rinnsal eingegraben hat. Auf die Terrassen dieser Vorberge hatten sich bei unserer Annäherung die Eingeborenen zurück-

gezogen und sahen, auf den Gneisfelsen zu Gruppen vereinigt, in erklärlicher Unruhe unsern langen Zug herankommen. Südlich vom Muga schlugen wir Lager auf. Es bot sich mir daselbst ein schöner Fernblick dar.

Das Land flacht sich nach Süden zu einer weiten Ebene ab, welche weiterhin von Bergen und Hügeln begrenzt wird. Aus diesen ragt der Berg Uado hervor, auf dessen sanft abfallenden nördlichen Abhängen zahlreiche Weiler der Kakuak lagen. Die verschiedenen Häuptlinge der Umgegend hatten sich frühern Expeditionen feindlich gezeigt, sie sollten jetzt durch Razzien gestraft werden. In der Befürchtung des Niederbrennens der Hütten hatten die Neger, bevor sie sich mit ihrem Vieh und sonstigen Habe geflüchtet, die spitzen, runden Strohdächer abgehoben und im hohen Gras versteckt.

Das Dach war der wertvollste, weil mühsamste Teil ihrer bescheidenen Baukunst, daher die Sorge um dasselbe. Aber die Kakuak hatten die Sache recht ungeschickt angefaßt, da unsere Leute sehr bald die auch von uns geschätzten Strohdächer entdeckten, welche sofort herausgeholt und für das Lager verwendet wurden. Um einem immerhin möglichen Überfall der Eingeborenen Rechnung zu tragen, blieb bei Anordnung des Lagers ein 50 Schritt breiter, runder Platz in der Mitte frei, auf dem nur drei Hütten, welche für mich, Ahmed Atrusch und den Offizier der Gehadie bestimmt waren, erbaut wurden. Um den freien Platz, auf welchem im Fall der Not die Weiber, Sklaven, das Vieh, die Effekten usw. gebracht werden, reihen sich die Hütten der Mannschaft, Dongolaner usw.

Die Gefahr, von den Negern angegriffen zu werden, war aber eine geringe, denn sie hatten vor der Schußwaffe eine heillose Angst und konnten sich nie in größerer Menge zu gemeinsamer Tat vereinigen. Ja, es fanden sich oft Verräter unter ihnen, die wegen eines geringen augenblicklichen Vorteils oder einer kleinen Rache an einem unliebsamen Nachbar, dem „Abu Turk" die Wege zu entlegenen gut versteckten Dörfern wiesen, in denen reiche Beute zu machen war.

Während noch an dem Lager gebaut wurde, zog eine Schar mit Lanzen bewaffneter Makaraka in Begleitung von ein paar Dutzend Dragomane, welche Flinten führten, nach den nächsten Weilern, die hinter einem Berge im Norden lagen, um Getreide zu „holen".

Der Schall von Gewehrschüssen drang zu uns herüber und belehrte uns, daß die Leute auf Viehherden gestoßen waren. Die Neger überlassen wohl ihre Speicher den Feinden ohne jede Gegenwehr, aber das Vieh, ihre wichtigste Habe, suchen sie unter allen Umständen zu retten. Durch das Niederschießen einiger Männer und oft schon durch das bloße Gewehrknattern werden die Eingeborenen in die Flucht gejagt. Die Herden fallen den Räuberbanden als leicht erworbene Beute in die Hände. In der Verzweiflung, seine Rinder, die nicht nur sein wertvollstes Besitztum bilden, sondern an denen auch sozusagen sein Herz hängt, dem verhaßten, den Ruin im Gefolge führenden Eindringling überlassen zu müssen, greift der unglückliche

Neger zu einem letzten Mittel, um dem Räuber die Freude an dem Raube zu schmälern, er tötet oder verwundet die schönsten Tiere der Herde.

Abends kehrte die Kolonne zurück; in langer Reihe stiegen unsere Leute, Körbe mit Telebun auf dem Rücken oder Kopfe tragend, vom Berge herab, auch ließ sich helltönendes Meckern von Ziegen vernehmen. Mehr als ein halbes Hundert war den Kakuak genommen worden.

Die Nacht wurde durch einen falschen Alarm gestört, der eine große Pulververgeudung veranlaßte. Allerseits krachte und knatterte es wie Pelotonfeuer, in welches sich der wilde Gesang der Makaraka und Bombe mischte. Ein phantasiereicher Wachtposten hatte in der Dunkelheit vom Winde bewegte Büsche für heranschleichende Neger gehalten, geschossen und den ganzen unnützen aufregenden Lärm verursacht. Ich muß gestehen, daß ich mich einer Beunruhigung nicht ganz erwehren konnte, mochte es schon darum sein, daß ich dem Räuberchor, der ganzen auf Plünderung ausgezogenen Expedition eine derbe Lektion, eine kleine Wiedervergeltung der von ihr teils schon ausgeführten, hauptsächlich aber der nächsten Zeit vorbehaltenen Schandtaten von Herzen gegönnt hätte. Ich glaubte an einen Überfall in dem Sinne, wie der „Wunsch der Vater des Gedankens" ist.

Angekleidet, auf jedes Ereignis vorbereitet, legte ich mich auf mein Angareb, als der Mond in vorgerückter Nachtstunde aufgegangen war und die tiefe Dunkelheit zerstreute, die bis dahin über unserm Lager geherrscht. Aus dem leichten Schlaf, in den ich endlich verfiel, wurde ich am frühen Morgen durch den Lärm der in drei Abteilungen nach verschiedenen Richtungen zur Ghazwe ausziehenden Mannschaften geweckt. Die Dongolaner und die reguläre Truppe, im ganzen etwa 200 Gewehre, blieben zum Schutz des Lagers zurück. Es befremdete mich zu sehen, daß die tatsächlich den freien Neger beraubenden und tötenden Kombattanten der Ghazwe, die Dragomane und Lanzenträger, alle ebenfalls Neger waren. Die Chartumer verstanden es, die unterdrückten Schwarzen gründlich auszunutzen.

Um mir ein genaues Bild der Ghazwe zu verschaffen, bestieg ich, von fünf Soldaten und dem Offizier Ahmed Agha begleitet, einen zu Nordost von dem Lager sich erhebenden mäßig hohen Berg. In der Ebene und an den Abhängen der von Osten nach Westen ziehenden Berge waren auf ein bis zwei Stunden Entfernung Wohnungen der Kakuak durch die sie umgebenden Felder erkennbar, welche als grüne Flächen sich von dem dunklen Grunde abhoben. Von meinem Standpunkt konnte ich deutlich sehen, wie nach und nach aus den in der Ferne liegenden Weilern die Rauchwolken aufstiegen, mit meinem Fernglas sah ich die Flammen emporflackern. Die aufsteigenden Rauchsäulen ließen den Weg der brandschatzenden Plünderer deutlich erkennen, welche bis auf die höchsten Terrassen der Berge drangen.

Als ich bei den zum Lager zurückkehrenden Zügen auch Verwundete tragen sah, eilte ich hinab, um Hilfe zu leisten. Die nächsten

zwei Stunden hatte ich mit Verbinden von Pfeilschußwunden zu tun. Zwölf Mann waren verletzt worden. Die Pfeile waren meistens vergiftet, die Wunden sehr verschiedener Art. Einem Dragoman hatte der Pfeil die ganze Wade durchbohrt. Wie die Folge zeigte, war dies die schwerste Verwundung; der Mann erlag derselben nach Verlauf einer Woche. Die andern wurden geheilt, so z. B. ein Junge, dem die Bauchdecke verletzt war. Bei mehreren hatten sich die Pfeile an den Knochen krumm gebogen.

Die verhältnismäßig große Zahl der Unfälle wurde durch die Voreiligkeit der Leute verursacht, mit der sie über die anscheinend von den Kakuak verlassenen Ziegenherden herfielen, welche die gute Beute der Mannschaft selbst blieben, während, wie schon erwähnt, Rinder der Provinzverwaltung zufielen. Die Kakuak hatten sich aber in den Hinterhalt gelegt, aus dem sie unsere Leute mit einem Pfeilhagel überschütteten, was freilich trotzdem ihre Herden nicht rettete.

Die Zahl der bis zum Abend eingebrachten Ziegen und Schafe schätzte ich auf 500 Stück. Auf Rinder war gar nicht gerechnet worden, da die Kakuak schon seit Jahren derselben beraubt waren.

Bevor wir am Morgen des dritten Tages nach der Ankunft beim Berg Muga unsern Weitermarsch antraten, wurde mir von den Trägern eine in der Nacht geschossene, große, gefleckte Hyäne gebracht, welche von einem Wachtposten in der Dunkelheit für einen Eingeborenen angesehen worden war. Bei dem Dorf des Häuptlings Kaji, welcher mit den Ägyptern schon vor längerer Zeit Frieden geschlossen hatte und die Raubexpeditionen unterstützte, wurde Halt gemacht. Um seine Felder nicht der Willkür der schwer im Zaume zu haltenden Leute auszusetzen, ließ Atrusch Agha im Wald Lager schlagen, eine halbe Stunde von den Weilern des Schech entfernt. Die Insassen der wenigen Hütten, an denen wir vorüberkamen, hatten sich aus diesmal unbegründeter Furcht geflüchtet. Der Häuptling Kaji aber folgte uns in das Lager, wo ich ihn durch das Geschenk eines langen blauen Hemdes für die nächste Zeit zum Führer gewann.

Das auf der Strecke vom Berg Muga bis zu Kaji durchwanderte Gebiet ist ein breites Gebirgsland, dessen größte Erhebungen im Osten in der Strichlinie Nordnordwest zu Südost liegen. Der Weg führte durch ein Hügelland von 60—120 m relativer Höhe. An einzelnen Stellen ziehen nach Osten weite Talsenkungen hin. In solchen Tälern liegen auch die Wohnsitze der Häuptlinge Uani und Ganda. Letzterer war zurzeit der bedeutendste der Kakuakhäuptlinge. Er hatte schon seit Jahren mit den Ägyptern sich vertragen, denen er alljährlich Elfenbein gegen Rinder eintauschte.

Vor dem Niederstieg in das wunderschöne Kindetal, in dessen Abzweigung die Hütten Gandas liegen, überschritten wir die Wasserscheide zwischen dem Jei und dem Bahr-el-Gebel. Chor Kinde, wie eine Zahl kleinerer Cheran fließen nach Osten ab, indes die bis dahin getroffenen Bäche ihren Abfluß nach West und Nordwest nehmen. Der Kinde bewässert ein mit üppigster Vegetation geschmücktes tief-

liegendes Tal. Über dem schönen Grün dicht belaubter hoher Akazienbäume wiegten sich die langgestielten Wedel der wilden Dattelpalme. Kigelien, Spathodeen und die saftgrünen Blätterriesen der Musa Ensete vereinigten sich zu einem der prächtigsten Naturparke, in welchem ich so gern längeren Aufenthalt genommen haben würde. Aber die Expedition zog weiter, ich hatte meine Schritte an die ihren gefesselt und mußte jetzt mit ihr fort zu den Greueln von Raub, Brand und Zerstörung. Ein Verweilen an schönem, friedeatmendem Ort war mir nicht vergönnt.

Bei Schech Ganda blieben wir zwei Tage. Sein Dorf war der letzte Ort auf der Reise nach dem Süden, wo die Ägypter ihre Kranken und Verwundeten bergen konnten, wie auch das bis dahin erbeutete Vieh dem Schech bis zur Rückkehr der Expedition in Verwahrung übergeben ward. Mehrere 100 Ziegen, die von ihren neuen Besitzern besonders gezeichnet waren, wurden Ganda so anvertraut.

Mit den Jagdgründen Gandas endet das Gebiet der Kakuak, und die Grenze des Kalikalandes wird bald überschritten. Der Weg führt jenseits des Kindetals und des südlich davon liegenden Plateaus allmählich bergab, steigt jedoch bald wieder zu einer weiten Hochebene ab.

Jenseits der ersten Weiler im Lande der Kalika, bei denen stundenlang weite Felder mit roter Durra bebaut sind, kommt der Reisende in ein steppenähnliches, von kleinen Wasserläufen vielfach durchzogenes Land. Der Baum- und Buschwald und das hohe Gras des Kakuakgebietes machen weiter südlich offener, unbewaldeter Gegend Platz. Nur an den Bächen drängt sich der Baumwuchs zu Uferwäldern zusammen. Es fehlte uns auch in Kalika zumeist an dem nötigen Material für den Hüttenbau des Lagers: Holz und hohes Gras. Als Ersatz wurden Hunderte der leichten Strohdächer der Eingeborenen von weit und breit zum Lagerplatz herbeigetragen.

Die Kalikaneger, besonders der südlicheren Striche, sind eifrige Ackerbauer und Viehzüchter. Man kreuzt im Vordringen häufig unübersehbare Durrafelder, andererseits zeugen die Fährten der Rinderherden von einem Viehreichtum, wie ich ihn in keinem andern Negerlande kennen gelernt habe. Stellenweise gleichen die vielbegangenen, ausgetretenen Fährten unsern breiten Landstraßen, so daß die Mannschaft der Expedition nicht wie sonst im Gänsemarsch, sondern in breiten Reihen nebeneinander marschierte.

Der Anblick dieser Gegenden bot dem Beschauer das seltene Bild friedlichen afrikanischen Wohllebens, in welches unser Raubzug schlecht paßte. Ausgedehnte Fruchtfelder mit über mannshohen Halmen, zwischen denen sich die Eingeborenen geschützt verborgen hielten; kleinere Strecken mit Lubia, verschiedenen Arten Bohnen, Kürbis, süßen Bataten usw. bestellt. An den sanft geneigten Hügeln wiesenähnliche Weiden, von kleinen Gewässern, Bächen, tiefliegenden Rinnsalen durchzogen, die von einem schmalen Streifen reichen Baumwuchses eingefaßt, sich durch dunkelgrüne Bänder von der Landschaft abhoben. Ab

und zu aus den Feldern ragende, kleine, kaum einige Dutzend Bäume zählende Haine, zwischen deren Stämmen Schlinggewächse und Buschwerk wucherten, einzelne die Stelle unserer Dorflinden vertretende Riesenbäume, deren Schatten während des Tages willkommen ist und bei vielen kleinen Weilergruppen anzutreffen waren, während die hochstämmige, schöne Deleb, eine prächtige Fächerpalme, und die Banane nur vereinzelt vorkamen, das alles ließ beim ersten Eindruck das Kalikagebiet mit einem kultivierten Landstrich Europas vergleichen.

Am 2. Dezember erreichten wir den Südrand des Plateaus, welches die Wasserscheide der zwei größten Flußsysteme des Erdteils bildet. Hier scheiden sich die Zuflüsse des „heiligen" Nils, des längsten Stroms Afrikas, von denen des wasserreichsten, des gewaltigen Kongo. Eine weite Aussicht öffnete sich auf das vor uns liegende Kibbital, nur im fernen Südosten von einem luftblau verschwimmenden Höhenzug begrenzt.

Zu den friedeatmenden Eindrücken der Natur stand unser Einmarsch in rauhem Gegensatz. Wohin die Kunde von unserer Annäherung drang, flüchteten die Eingeborenen, von denen ich nicht einen zu Gesicht bekommen konnte. Leere Hütten und verlassene Getreidefelder sprachen von dem Schrecken, der unserer Expedition voranging. Von der Wasserscheide niedersteigend, überschritten wir einige Cheran, die von den schon geschilderten Uferwäldern eingesäumt waren, und machten bei dichtgedrängten Weilern Halt, um die Mannschaft für die nächste Strecke, die zwei Tagemärsche weit unbewohnt war, mit Mundvorrat zu versehen. Die geflüchteten Dorfinsassen mußten die Kosten tragen. Die truppweise ausgezogene Mannschaft plünderte die Felder und brachte Telebun, halbgereifte Durra, Sesam und etwas Bohnen zurück.

Ein Kalikaneger, der sich verspätet, fiel dem Schusse eines Dragoman zum Opfer. Atrusch, dem der Fall gemeldet wurde, schien Zweifel ausgesprochen zu haben; das Selbstgefühl des Schützen regte sich in dem Dragoman, und er brachte den überzeugenden Beweis seiner Heldentat, den abgeschnittenen Kopf des Negers, an einer durch den Ohrknorpel gezogenen Schnur hängend, vor meine Hütte! Dagegen war nicht zu streiten.

In diesen Tagen begann eine gräßliche Krankheit ihre in der Folge erschrecklich um sich greifenden Verheerungen unter den Leuten unserer Expedition, die wirklichen Blattern. Mehrfach sah ich daran Erkrankte auf Bahren weiter tragen, ein Bild namenlosen Elends. Wenn man auch von all den täglich sich wiederholenden Zeugnissen menschlicher Leiden abgestumpft wird, so konnte ich doch nicht ohne Erregung an den Kranken vorbeireiten, die sich mühsam des Weges schleppten.

Auf dem Weitermarsch zu dem Häuptling Lemihn, dessen Dorf etwa 62 km genau südlich von Ganda liegt, überschritten wir den bedeutendsten Zufluß des Kibbi, den Sir, dessen Quellbäche ich im weitern Verlauf der Kalikareise auch noch durchquerte.

An der Stelle, wo ich ihn das erste Mal kreuzte, zeigte er sich als ein acht Schritt breites, zwischen tiefen Ufern über felsiges Bett dahinströmendes Flüßchen und bildete daselbst eine kleine Stromschnelle. Beiderseits an seinen Ufern standen von den Eingeborenen verlassene Weiler mit großen Feldern. Wenige 100 Schritte weiter auf dem Wege lag mit ausgebreiteten Armen ein zwei- bis dreijähriges Kind auf dem Bauche, winselnd, das Köpfchen lebensschwach von einer Seite zur andern bewegend, im Rücken eine frische Lanzenwunde, aus welcher das Blut träufelte! Aller Wahrscheinlichkeit nach wurden die Insassen der Weiler von der Annäherung unserer ersten Kolonne überrascht, waren erst kurz vorher geflohen, eine Negerin hatte das arme Würmchen nicht weiter tragen können und es auf dem Wege liegen gelassen. Wer die Scheußlichkeit begangen, es zu verwunden, ein empörendes Zeugnis von Mangel jedes Gefühls, von Roheit und Stumpfsinn, war nicht festzustellen. Ich glaube, daß die Untat einem unserer Bombekrieger zur Last zu legen war.

Im Verlaufe dieses Tages kamen wir in das Gebiet Lemihns und schlugen unfern seiner Hütten für einige Tage unser Lager auf. Dieser, gegen seine Stammesgenossen verräterische, von einem selbstsüchtigen, niedrigen Charakter beseelte Schech hatte sich durch die Zusage, der Expedition als Führer zu anderen, viehreichen Häuptlingen dienen zu wollen, Schonung seines Eigentums erkauft. Diesen Umstand benutzten einige seiner Nachbarn, um demselben ihre Ziegen und Rinder zum Schutze zu übergeben, natürlich nicht, ohne dafür eine Abgabe entrichten zu müssen.

Die Führer der ägyptischen Räuberexpedition gewährten nur wenigen Häuptlingen in Kalika eine solche Ausnahmsstellung, denn es lag bei dem System der Ghazwe auf der Hand, daß es kein Vorteil war, viele Häuptlinge zu Freunden zu haben. Hätte sich z. B. das ganze Land der ägyptischen Verwaltung unterworfen, so wäre die damals noch reiche Ausbeute an Rindern versiegt, weil man offiziellerweise die unterworfenen Neger doch nicht ausrauben konnte, zum wenigsten nicht in größerem Maßstabe. War es mit den Kalika erst so weit gekommen, wie mit den Mittu, Djange und seit einigen Jahren auch mit den ehemals rinderreichen Kakuak, d. h. waren auch sie gründlich ausgeraubt, dann durfte ihr Land annektiert werden. Dies war die Politik der ägyptischen Mudire und Verwalter.

Am Tage nach unserer Ankunft bei Lemihn zogen die Mannschaften schon am frühen Morgen zur Ghazwe aus, die sich recht ergiebig erwies. Das ohnedies lärmende und rege Lagerleben nach der Rückkehr der Leute wurde nach Sonnenuntergang in fast beängstigender Weise durch ein schweres Gewitter gesteigert. Durch Stunden strömte der Regen herab, während pechfinstere Nacht eingetreten war. Die tiefe Dunkelheit wurde von Minute zu Minute durch blendende Feuersäulen, die den Himmel mit der Erde zu verbinden schienen, erhellt. Der Donner rollte ohrbetäubend hinter den mächtigen Blitzen und deckte das laute Schimpfen und Fluchen derer,

denen die Hütte über dem Kopfe zusammengebrochen war, und die nach den trägen Sklaven und Dienern riefen.

In diesen Lärm und in das Tosen der Natur mengte sich das Brüllen der in einer besonderen Umzäunung bewachten, den Negern geraubten Kühe und der dieselben beaufsichtigenden Wächter. Diese Nachtstunden gehörten zu den aufregendsten meines Reiselebens, denn wenn schon unter gewöhnlichen Verhältnissen ein tropisches Ungewitter, bei dem sich alle Schleusen des Himmels öffnen, das Gemüt beängstigt, so steigert sich die Unruhe in Feindesland, weil der Gedanke nahe liegt, daß die Eingeborenen die günstige Gelegenheit zu einem Überfall benutzen könnten, indem sie bei einmütigem Handeln alle Vorteile für sich hätten. Bei der unausrottbaren Nachlässigkeit der Nubier und aller Zeribensoldaten dürfte dann kaum eine Wache auf ihrem Posten stehen. In dem strömenden Regen würde nicht die Hälfte der Gewehre losgehen, in der finstern Nacht kaum der zwanzigste Schuß einen Schaden verursachen, wenn nicht den Leuten im Lager selbst. Pfeile und Lanzen der Neger kämen in überlegener Wirkung, und das Räubervolk würde den verdienten Lohn empfangen. Aber die Furcht der Eingeborenen vor Pulver und Blei und der Mangel eines gemeinschaftlichen Vorgehens führt sie der Verarmung und dem Untergang entgegen.

In meiner nächsten Nähe war sowohl die Hütte von Atrusch, als jene von Ahmed Agha unter der Wirkung des Gewitterregens zusammengebrochen. Atrusch nahm, während ihm eine neue Hütte gebaut wurde, meine Gastfreundschaft in Anspruch. Unter dem kleinen Strohdach, welches mir meine Leute herbeigebracht hatten, fand gerade nur der Angareb, der Tisch und ein Stuhl Platz. Das Moskitonetz konnte ich nicht mehr ausbreiten, was aber nicht schadete, weil uns die Mücken verschonten.

Der Häuptling Lemihn erschien am nächsten Tage in unserm Lager, um sich zu beklagen, daß bei der gestrigen Ghazwe auch sein Gebiet in Mitleidenschaft gezogen und insbesondere Ziegen geraubt worden. Er war in Begleitung vieler kleinerer Häuptlinge gekommen und war schon insoweit von der arabischen Pseudokultur angekränkelt, daß er ein altes, Gott mag wissen, wann weiß gewesenes Hemd als Staatskleid angelegt hatte; mir erschien er dadurch erst recht unangekleidet. Einer von Lemihns Begleitern klagte über den Raub von Weib und Kind. Es entspann sich ein langes Palaver. Zum Schluß gewährte Atrusch dem Häuptling als Ersatz für die geraubten Ziegen und den sonstigen Schaden einige Kühe; der andere Kalika aber wurde von einem Dragoman im Lager umhergeführt, um seine entführte Familie zu suchen, die er auch glücklich fand und zurückerhielt.

Danach ließ ich sämtliche Kalika vor meine Hütte kommen, beschenkte einen jeden, wie auch das Weib und den Jungen mit Perlen; Lemihn aber bekam ein neues Hemd und einen Tarbusch. Zum ersten Male sah ich ein Lächeln auf den sonst so ernsten Zügen dieser

armen Leute und hatte die Genugtuung, denselben eine kleine Freude bereitet zu haben.

Am 8. Dezember setzten wir uns unter der Führung Lemihns wieder in Bewegung, um neue, von keiner Expedition besuchte Gebiete zu betreten, wo der Viehdiebstahl ein ergiebiger werden sollte. Aus Grasflächen und niederem Buschwerk gelangten wir, sobald ein kleines Chor überschritten war, welches dem Kibbi zufließt, in schönen Hochwald. Der Kibbi selbst war zu tief, um ihn zu durchwaten; es wurde daher in seiner Nähe ein Lager errichtet, um abzuwarten bis der vom Regen angeschwollene Fluß seichter würde. Der Holzreichtum der Umgebung gestattete, bequeme, große Hütten zu bauen. Inmitten des Lagers wurde auch eine Zeriba für die mitgeführten Herden, Kühe, Schafe, Ziegen errichtet, welche sehr bald neuen Zuwachs erhielten, da die Neger ihr Vieh in die menschenleere Waldeinöde gebracht hatten, um es zu sichern. Hier wurde es aber, dank der Verräterei Lemihns, von unsern Dragomanen bald aufgefunden und in das Lager getrieben.

Ich war am Kibbi, dem Quellfluß des Uelle, und hatte somit ein lange und beharrlich erstrebtes Ziel erreicht. Es war mir vergönnt, in Länder, welche vor mir noch keines Weißen Fuß betreten hatte, vorzudringen und unsere Kenntnis Afrikas zu bereichern. Dennoch konnte ich mich hier während der Reise meines Erfolges nicht freuen. Die beständig sich wiederholenden Szenen von Roheit und Gefühllosigkeit, die täglichen Prügelstrafen, mit denen gegen die Diener und Sklaven nicht gespart wurde, die Kranken und Verwundeten, die Furcht vor Feuersgefahr, da selten ein Tag im Lager verging, ohne daß ein paar Hütten niederbrannten, mein Groll gegen die bei allen Lastern, bei aller Unmenschlichkeit dennoch vom Paradies träumenden Räuber, deren schlimmsten die Nubier waren, das Mitgefühl mit den armen, ausgeraubten Negern, dies alles, sowie die Möglichkeit eines nächtlichen Überfalls, die schweren, allnächtlichen Gewitter mit den ohrbetäubenden Donnerschlägen und den sündflutartig herabströmenden Regengüssen ließen das Gefühl von Ruhe, Befriedigung und Wohlbefinden nicht aufkommen.

Am 10. Dezember überschritt unsere Expedition den Kibbi an mehreren Stellen und sammelte sich an seinem Westufer. Er ist dort ein 15 Schritt breiter, $^{1}/_{2}$ m tiefer, in einem felsigen Bett stark daherströmender Fluß.

Im Weitermarsche wurden zahlreiche verlassene Weiler und die nicht zu verkennenden Fährten großer Rinderherden getroffen. Wir waren bei dem Gebiet des Häuptlings Liki angekommen und machten mehrtägigen Halt, um dem traurigen Geschäft des Plünderns und Raubens nachzugehen.

Das Lager, zu dessen Bau die Hütten der geflohenen Kalika die Dächer hergeben mußten, zählte wohl an die 400 Hütten. Ich ließ, um meine Hütte gegen einen Ansturm der großen Herden zu schützen, dieselbe mit einer besonderen Dornenhecke umgeben und wohnte der-

art von den übrigen völlig abgeschlossen. Die Hälfte der Waffentragenden zog allmorgendlich zur Razzia aus. Den Kern der Raubkolonnen bildeten die sogenannten Dragomane, die mit Flinten bewaffnet waren, im Ertragen von Beschwerden, Ausdauer in der Verfolgung, Schnelligkeit des Laufens ganz Außerordentliches leisten konnten und die wahrhaften Spür- und Jagdhunde der Expedition waren. Ich konnte mich wiederholt überzeugen, daß sie auch gute Schützen sind. Mutig, durch die überlegene Waffe sicher gemacht, wagen sie sich, zu nur dreien oder vieren vereinigt, an ganze Scharen von Eingeborenen, die auch in den meisten Fällen die Flucht ergreifen. Die Dragomane werden von Sklavenjungen begleitet, denen das Geschäft des Zusammenraffens der Beute zufällt.

Den Dragomanen gesellen sich die Bombe-Makaraka und andere Lanzenträger, sowie die mit Bogen und Pfeilen ausgerüsteten Neger der Expedition zu. Die Nubier und die Dongolaner bleiben zumeist im Lager zum Schutz desselben zurück, nur bei größeren Unternehmungen, wenn Fahnen und Munitionskasten mitgeführt werden, ziehen auch sie hinaus. Bei Liki war die Ausbeute gleich am ersten Tage eine sehr große. Als die an der Ghazwe beteiligten Leute zurückkehrten, konnte ich schon von weitem die ausgebreiteten roten Fahnen sehen, ein Zeichen, daß Vieh mitgetrieben wurde. An 1000 Stück Rinder waren ihnen in die Hände gefallen. Dabei lief die Razzia ohne jede Verwundung unserer Leute ab; der Erfolg war demnach ein sehr befriedigender.

Durch einen vollen Monat, den ganzen Dezember, wiederholten sich diese Plünderungszüge. Waren die Gründe des einen Häuptlings ausgeraubt, so wurde bis zu den nächsten Weilern weitermarschiert und diese heimsucht. Selten leisten die bedauernswürdigen Eingeborenen Widerstand, und auch diesen nur aus gesichertem Versteck durch Pfeilschüsse, die wohl mehrere Verwundungen, aber nur einen tödlichen Fall verursachten. Nur Schech Liki, durch den Verlust seiner Herden und die Verwüstung seiner Felder wutentbrannt, trat mit dem Mute der Verzweiflung in unachtsamer Tollkühnheit seinen Feinden offen entgegen. Sein plötzliches Erscheinen in der Nähe unseres Lagers, an welches er unbeobachtet herangekommen war, verursachte großen Lärm, weil alle Welt an den Angriff zahlreicher Eingeborenen glaubte, aber er war allein und schoß rasch einige Pfeile ab, worauf eine Kugel seinen Oberarm zerschmetterte, unsere Bombekrieger sogleich über ihn herfielen, den Leichnam verstümmelten und den Kopf vom Rumpfe trennten.

Vom Bezirk Likis verlief unsere Wegrichtung anfangs nach Süd, dann nach Ost und schließlich wieder in das früher durchzogene Land bei Lemihn. Der westliche Teil gehört zum Gebiet der Kalika, die sich noch weithin nach West ausbreiten sollen.

Während des am 15. Dezember beginnenden dreitägigen großen mohammedanischen Festes wurde Ruhe gehalten, die Eingeborenen nicht durch Razzien bedrängt. Am dritten Tage, dem Hauptfest,

welches zum Andenken an das Opfer Ibrahims (Abrahams) gefeiert wird, ließ Atrusch Agha von den bis dahin eingebrachten, etwa 2500 Stück Rindern 75 schlachten und das Fleisch an jedermann im Lager verteilen. Mehrere der strenggläubigsten Nubier kauften von der Provinzverwaltung einige der erbeuteten Rinder, die der rituellen Vorschrift entsprachen, völlig unverletzt, und weder an Ohren noch Augen, noch anderweitig verstümmelt zu sein. Nach langem Suchen wurden in der großen Menge nur 12 Stück gefunden, die diesen Anforderungen entsprachen. An diesem Tage darf auch nicht geflucht werden; es kostete Atrusch keine geringe Mühe, der Gewohnheit, nach jedem zehnten Worte gotteslästerlich zu schimpfen, einen Dämpfer aufzusetzen. Am besten fuhren bei dem Feste die Sklaven und Sklavinnen, denn auch der Kurbag feierte.

Kaum war es jedoch vorüber, als auch die Plünderungszüge ihren Fortgang nahmen. Mit dem Schrei der Hähne ward es im Lager lebendig und begann der Auszug der zur Ghazwe befohlenen Mannschaft. Das vielstimmige Frühkonzert bezeugte eine zahlreiche Hühnergemeinde. Die Zahl des geraubten Geflügels mochte kaum weniger als tausend betragen haben. Es gab, abgesehen von den Offizieren — Atrusch allein hatte deren 80 Stück — keinen Dongolaner und Soldaten der Expedition, der nicht seinen Hühnerhof gehabt hätte. Zu den Verlusten der Eingeborenen an Rindern, Ziegen, Schafen, zu der Verwüstung ihrer Felder, der Zerstörung ihrer Hütten, kam auch der Raub von Weibern und Kindern hinzu. Bei der Jagd nach Sklaven wird kein Alter berücksichtigt oder geschont. Was den Räubern in die Hände fällt, wird in das Lager geschafft. Natürlicherweise gelingt es den erwachsenen Männern viel leichter davonzukommen, als den schwächeren Weibern oder gar den Kindern.

Die Makaraka verschmähen es nicht, selbst alte Weiber aus der Heimat zu entführen, so lange sie nur tauglich sind, Feldarbeit zu verrichten. Allzuschwache oder Hinfällige werden aber doch wieder in Freiheit gesetzt. Manche der Gefangenen werden auch von ihren Männern mit Elfenbein zurückgekauft, wie dies der Fall bei den Kalika war.

Trotzdem die Verwaltung dieser Gebiete seit Jahren in die Hände der ägyptischen Regierung übergegangen war, hatte doch das alte System des Sklavenraubs kaum eine Änderung erfahren. „Gott ist groß und der Pascha ist weit,“ so dachten die Mudire und ließen nicht nur den Menschenraub zu, sondern bereicherten sich selbst daran. Nur die erwachsenen Männer wurden als Rekruten für Regierungsgut abgestellt, die anderen verblieben den einzelnen an der Ghazwe beteiligten Offizieren, Dongolanern und Soldaten. Im Verlauf unserer Kalikaexpedition sah ich die armen Neger, welche für den Weitertransport nach Lado am Nil bestimmt waren, in dem schweren Halsjoch auf dem Marsche arg dulden; durch das Anbinden der rechten Hand wurde die Pein noch vermehrt. Für immer losgerissen von seiner heimatlichen Scholle, von seiner Familie, von seinem Hab

und Gut, ist der Neger ein gequälter, armer Mann, dessen Los härter wird, als das seiner mitgeraubten Kuh.

Entzog sich mir in den Hütten des Lagers manches Bild gräßlichen Elends, der Herzlosigkeit und tierischen Roheit, so kamen dagegen auf dem Marsche Greuel und Schändlichkeiten vor meine Augen, die mich in Unmut aufbrausen und nach dem Stocke greifen ließen. Abscheulich, empörend war die Behandlung der armen Sklavenkinder. Wie manches dieser kleinen Wesen, drei bis fünf Jahre alt, geriet in dem Gedränge eines Flußüberganges unter die Füße der Erwachsenen. Jammernd blieb es liegen, die Nachkommenden drängten vorwärts, achtlos und erbarmungslos ging der Zug über dasselbe hinweg. Eines Tages bemerkte ich seitwärts von mir im Zuge vier kleine, kaum vierjährige Kinder hintereinander hertrippeln. Das eine stolperte und fiel, weinend erhob es sich und wollte eben weiterlaufen, als eine daherkommende Negerin dem Kleinen rücklings einen Fußtritt versetzte, daß es in das Gras taumelte und von neuem fiel. Ich konnte meinen Zorn nicht zurückhalten und bearbeitete den feisten Rücken der Megäre.

Mühsam, auf zwei Stöcke gestützt, schleppten sich die Pockenkranken fort, von jedermann ängstlich gemieden, glücklich, wenn sie den nächsten Lagerplatz noch erreichen konnten. Dort sah ich einen Unglücklichen, dessen ganze Seite eine große Wunde war, das hautlose, rote Fleisch bot einen abschreckenden Anblick dar; schaudernd wandte ich mich ab und sah einen Angareb mit Verwundeten vor mir hertragen. Sie war nicht fröhlich, die Reise, weiß Gott, nein!

Damit an dem Zerstörungswerk nichts fehle, setzten die Nachzügler beim Verlassen des Lagers dieses fast regelmäßig in Brand. Meine Einsprache bei Atrusch Agha gegen diese unnütze Roheit, welche den Eingeborenen die Dächer, die von ihnen zwangsweise „ausgeliehen" waren, vernichtete, war erfolglos. Ein leichtes Achselzucken war seine Antwort. Unter den Aufregungen, welche die fortwährenden Razzien, die geschilderten Szenen des Elends notwendigerweise mit sich brachten, ging das Weihnachtsfest 1877 recht traurig vorüber.

„Abends, wie auch gestern, ließen sich vielfach die Gewehre unserer Wachen vernehmen, und wurde eine Sklavin, die zu entweichen suchte, erschossen", finde ich an diesem Tage in meinem Reisebuche eingetragen, und gleich tags darauf: „Auch heute abend wurde in der Dunkelheit ein entwischter Sklave erschossen."

Mit dem Schluß des Jahres war unser Vormarsch nach dem Süden beendet, der Zweck der Expedition erfüllt, denn außer den vielen Ziegen, Hühnern, den unzählbaren Körben und Töpfen mit Getreide, Öl, Butter und anderem waren an 4000 Stück Kühe zusammengetrieben worden. Am 1. Januar 1878 traten wir die Rückreise durch das Lubariland nach dem Norden zu Lemihn und von dort auf dem schon gemachten Wege zu Ganda an, woselbst wir vom 12. bis 14. Januar blieben.

Die Pockenseuche richtete unter unseren Leuten fürchterliche Ver-

heerungen an. Der Rückmarsch aus Kalika bot täglich den traurigen Anblick der Siechen und Sterbenden. Schwer ließe sich in Worten das ganze Maß von Elend schildern, welches mir tage- und tagelang ununterbrochen vor Augen stehen sollte. Auf dem Rückzuge auf dem Bahr-el-Ghazalgebiet erlagen seiner Zeit Hunderte der bedauernswerten Makarakabevölkerung dem qualvollen Hungertode, der völligen Entkräftung und Erschöpfung. Auf dem Rückmarsche aus Kalika war es die Pockenseuche, welche schonungslos unsere Mannschaften dahinraffte. Wie weit sich die Krankheit in den hinter uns bleibenden Ländern ausbreitete, blieb mir natürlich unbekannt, aber sie folgte unserm Zug, überzog verheerend die Gebiete gegen Norden und Osten und ich sollte später noch auf meiner Reise nach Lado Zeuge davon sein, welches Elend der Hunger und die fürchterliche Blatternkrankheit im Lande der Niambara verursacht hatten.

Hunger und Krankheit sind die Hauptursachen der Entvölkerung weiter Länderstrecken in Mittelafrika, die Ausfuhr von Sklaven spielt dagegen nur eine untergeordnete Rolle. Diese traurigen Ereignisse hatten auf die sonst so gesegneten Makarakaländer, die beste Provinz des ägyptischen Äquatorialreiches, eine recht nachteilige Rückwirkung. Abgesehen von den unzähligen Opfern an Menschenleben, welche die Raub- und Kriegszüge, die Überbürdung der Träger bei unzureichender Nahrung erforderten, war ein großer Teil der männlichen Bevölkerung fast die Hälfte des Jahres von Haus und Hof, von Weib und Kind und ihren Feldern fern, in das Joch des Frondienstes gespannt. Dies mußte Unzufriedenheit erzeugen und den Haß der Bevölkerung gegen ihre Bedrücker nähren, und wenn er nicht in offenen Aufruhr ausbrach, so lag der Grund nur in der Indolenz der Neger, der traurigen Gewohnheit, die Knechtschaft geduldig zu tragen und in der Zerfahrenheit ihrer Kleinstaaterei, die ein gemeinsames Handeln vereitelte.

Daß aber auch die geduldigen Makaraka berechtigterweise unzufrieden und der Mißwirtschaft der ägyptischen Mudire überdrüssig waren, erfuhr ich aus dem Munde des Bombehäuptlings Ringio, der mir immer wieder darüber klagte, daß gerade die Makarakagebiete, deren männliche Bevölkerung zu jeder Arbeit brauchbarer und willfähriger war als die der anderen Provinzen, und welche deshalb vorzugsweise für den Dienst im Kriege wie auch als Träger von der Regierung herangezogen wurde, einer raschen Entvölkerung entgegengingen. Betrübt und mißmutig, obgleich er ja im Dienste der Araber groß geworden war, erkannte er die nachteiligen Folgen dieser Mißwirtschaft und bat mich, doch meinerseits zur Abstellung solcher Überbürdung rechten Orts ein Wort zu sprechen.

Daß solche Verhältnisse zu einer Zeit bestanden, in welcher der edelmütig denkende Gordon nach langer, mühevoller Tätigkeit in den äquatorialen Provinzen als Generalgouverneur den Sudan regierte, mag befremdend erscheinen. Ein Beweis, welche Schwierigkeiten es bot, mit dem unveränderten alten Beamtentum, seinen

großgezogenen Fehlern und gewohnheitsmäßigen Anschauungen geordnete und gesetzliche Zustände zu schaffen.

So lange wir auf dem Rückwege aus Kalika noch in Feindesland marschierten, mußten die einzelnen Kolonnen in möglichst geschlossenen Reihen beisammen bleiben, mit Rücksicht darauf, daß die schwer geschädigten Eingeborenen, die unstreitig mit blutendem Herzen Tausende ihrer Rinder und Ziegen forttreiben sahen, doch einen Überfall auf die Expedition unternehmen könnten. Im Gebiet der Kakuak jedoch, von denen sich uns befreundete Häuptlinge mit ihren Leuten auf der Hinreise angeschlossen hatten, begannen die einzelnen Abteilungen sich voneinander zu trennen, je mehr wir uns der Station Rimo näherten, und jeder Anführer suchte nach Gutdünken auf kürzestem Wege mit seinen Leuten die Heimat wieder zu erreichen. Das in zwei großen Abteilungen getriebene Vieh befand sich unter der Obhut von eigens zu diesem Zweck mitgenommenen Barinegern, weil außer den Niambara die anderen Volksstämme keine Kenntnis und Erfahrung in der Wartung von Rindern haben, am wenigsten jedoch die eigentlichen Makaraka und Bombe.

Zur Ehre der Araber (Nubier, Dongolaner) sei übrigens hier gesagt, daß bei Erkrankungen eines ihrer Diener oder Sklaven derselbe einem Häuptling zur Pflege übergeben und für seine Ernährung durch Zurücklassung von Getreide u. a. gesorgt wird. Daß hierbei der Eigennutz an der guten Tat mehr Anteil hat als die nur scheinbare Herzensgüte, ist kaum zu bezweifeln.

Ich erreichte die Zeriba Semios in Gesellschaft von Ahmed Atrusch.

Der Empfang während der nächsten Tage war befriedigend und die Bewirtung reichlich. Unsere Reise oder besser gesagt, unser Raubzug, war von Erfolg begleitet gewesen, und so durfte auch etwas von dem verbraucht werden, was sich daheim in Kisten und Kasten fand und während der Reise entbehrt worden war. Die Heimgekehrten sprachen fleißig der Merissa und dem Getreideschnaps zu.

Vor einem Jahrhundert in Abessinien.

Nach Heinrich Salt*) (1810).

Offenbar hatte ich bei meinem ersten Besuche den Charakter des Ras unrichtig beurteilt. Es war gewiß mehr eine Folge seiner Unerschrockenheit und Festigkeit, als seiner Politik, wenn er das ihm heute untergebene Land kräftig beherrschte. Er hat mit Erfolg an die 40 Schlachten geliefert, und bei diesen Gelegenheiten wenig Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit genommen.

---

*) „A Voyage to Abyssinia and Travels into the interior of that country“, London 1814. — Dieser Besuch im Königreiche Tigre fand, wie auch aus vorliegendem Auszuge hervorgeht, zu einer Zeit statt, als die Macht des Kaisers eine rein nominelle und die Selbständigkeit der einzelnen Könige eine fast unbeschränkte war.

Als Bruce im Jahre 1770 nach Abessinien kam, war Ras Welled Selasse ein junger Mann von einiger Bedeutung bei Hofe; nimmt man sein damaliges Alter zu 24 Jahren an, so muß er zur Zeit meines letzten Besuches gegen 64 Jahre alt gewesen sein. Es war schwierig, diesen Punkt mit Bestimmtheit zu ermitteln, weil seine Begleiter mit einem außerordentlichen Zartgefühl allen Fragen dieser Art auswichen. Die erste angesehene Stelle, die er bekleidete und die ihn ohne Zweifel zu seiner Größe führte, war die eines Balgudda oder eines Beschützers der Salzkarawanen, die von den Ebenen von Assa Durwa heraufkamen. Diese Stellung gewährt ihrem Inhaber immer ein großes Ansehen, weil sie eine Tantieme von jeder Ladung Salz, die ins Land geführt wird, mit sich bringt. Er erhielt dieses Amt während der kurzen Statthalterschaft seines Vaters Kefla Jasus über die Landschaft Tigre. Als Ras Michael die Herrschaft wieder erhielt, flüchtete er zu unzugänglichen Plätzen, die an die Salzebene grenzen, und führte bis zum Tode „des alten Löwen", wie der erstere im Lande genannt wird, einen räuberischen Krieg.

Während dieser Zeit, da Ras Michael seinem Leben nachstellte, forderte er zwei Häuptlinge aus dem feindlichen Heere zu einem Kampfe zu Pferde heraus, und als zwei ihrer Tapferkeit wegen ausgezeichnete Befehlshaber dazu auserwählt wurden, stellte er sich und streckte beide nieder. Er wußte ungeachtet des kleinen und zarten Körpers die beiden Speere zu Pferde so geschickt zu handhaben, daß ihm keiner gleich kam. Diese Tat erhob seinen Kriegsruhm auf den höchsten Gipfel, und die besonderen Umstände dieses Gefechtes bilden noch immer einen Lieblingsgegenstand der Unterhaltung unter seinen Begleitern.

Als Degusmati Gabriel den Befehl über Tigre erhielt, ward Welled Selasse durch viele hinterlistige Versprechungen zur Rückkehr nach Adowa bewogen, wo er allen feierlichsten Versicherungen zum Trotz in Eisen gelegt wurde. Den Tag, an dem dieses geschah, hat er seitdem mit einer Art religiösen Aberglaubens immer als den unglücklichsten seines Lebens betrachtet. Er blieb jedoch nicht lange im Gefängnis. Infolge der Nachsicht seines Aufsehers Sueta Samuel gelang es ihm bald danach zu entfliehen und sich zu den Galla, die ihn bei dieser Gelegenheit mit offenen Armen aufnahmen, zu begeben.

Deschus (nach der im alltäglichen Gespräch üblichen Abkürzung) Gabriel starb bald; Michael kehrte darauf wieder nach Enderta zurück und machte sich, unterstützt von einigen seiner Freunde, zum Herrn der Landschaft. Nachdem er in mehreren Schlachten Guebra Mascal überwunden hatte, schwang er sich zu der hohen Würde eines Statthalters aller Provinzen östlich vom Tacazze empor. Einmal im Besitz dieser großen Macht, erklärte er sich nacheinander erst für den Aito Solomon, den Sohn des Tecla Haimonot und dann für seinen Bruder Tecla Georgis, die er trotz der vereinigten Kräfte der Häuptlinge von Amhara nach Gondar führte und auf den Thron setzte. Er ward dagegen von diesen beiden Kaisern in den hohen Stellungen

eines Ras und Betwadet des Reiches bestätigt. Das letzte Amt scheint einige Ähnlichkeit mit der Würde zu haben, die der Pharao dem Joseph erteilte, als er ihn über sein Haus setzte.

Diese Monarchen waren jedoch nicht lange imstande, die Oberherrschaft zu behaupten, und die Krone fiel, je nach dem Übergewichte der verschiedenen Landschaften, in andere Hände, bis Ras Welled Selasse und Guxo, Statthalter vom Godscham, der dem Fasil gefolgt war, endlich übereinkamen, daß Aito Egwala Sion, Sohn des Ischias, auf den Thron gesetzt werden sollte. Einige religiöse Zwistigkeiten, die zwischen diesen mächtigen Häuptlingen ausgebrochen sind, haben einen Bruch veranlaßt, der nach meiner Rückkehr wieder einen Bürgerkrieg im Lande entzündet hat. Der Kaiser lebt unterdessen vernachlässigt zu Gondar, mit einem sehr kleinen Gefolge von Dienern und einem Einkommen, das gar nicht hinreichend ist, um seine Würde zu behaupten. Er besitzt weder Reichtum, Macht, noch Einfluß auf den Staat, und das Kaisertum scheint daher auf eine Zeitlang in dem Lande ganz verdunkelt zu sein.

Die Pflichten des Ras, der für einen unumschränkten Gebieter angesehen werden kann, sind sehr schwierig. In dem ganzen weitläufigen Gebiet, das seiner persönlichen Gerichtsbarkeit unterworfen ist, werden alle Verbrechen, Streitigkeiten und Zwiste, sie mögen so wichtig oder so unbedeutend sein als sie wollen, zuletzt immer an ihn verwiesen, alle Erbschaftssachen werden nach seinem Willen entschieden und die meisten Kriege von ihm persönlich geführt. Die Herrschaft über ein wildes Volk von so ausgeprägten Leidenschaften wie die Abessinier, erfordert eine Festigkeit des Gemüts und eine körperliche Kraft, die in einem einzelnen in so hohem Alter selten vereinigt sind. Allein so oft ich ihn in der Ausübung seiner Macht gesehen habe, zeigte er eine Lebhaftigkeit des Ausdruckes, eine Schnelligkeit des Begriffs und eine Herrscherkraft, die alle, die ihm nahten, mit Ehrfurcht erfüllte. Während seiner ganzen Herrschaft behandelte er die verschiedenen Empörungsversuche mit völliger Gleichgültigkeit, und wenn die Teilnehmer nach ihrer Meinung die Angelegenheit zu einer Krisis gebracht zu haben glaubten, zeigte er weit eher Verachtung über ihre Anzettelungen als Bestürzung.

Er hat selbst denjenigen, die wiederholte Versuche auf sein Leben gemacht haben, verziehen, ja den überzeugten Teilnehmern sogar erlaubt, an seinem Hofe zu erscheinen. Er rechnet es sich zum Ruhm an, sich nie solcher Grausamkeiten schuldig gemacht zu haben, als Ras Michael, und nur mit Widerstreben willigt er in die Hinrichtung eines gemeinen Verbrechers. Keine Veranlassung bestimmt ihn, Glieder abhauen, Augen ausstechen zu lassen oder andere solche abscheuliche Handlungen zu begehen, die den Charakter jenes außerordentlichen Heerführers befleckten. Seine gewöhnliche Art, diejenigen, die sich wider ihn verschwören, zu bestrafen, besteht in der Einziehung ihrer Gebiete, denn, pflegt er oft zu sagen: „die Menschen sind nur übermütig, so lange ihr Magen voll ist.“ Dieser Grundsatz findet be-

sonders auf die Abessinier Anwendung, die, wenn sie mit Ernst und Nachdruck beherrscht werden, vortrefflich sind, allein, sobald sie sich selbst überlassen sind, anmaßend und unverschämt werden.

Während unseres dreiwöchentlichen Aufenthaltes in Schelicut brachte ich alle Tage eine ziemliche Zeit beim Ras zu. Ich hatte durch eine besondere Tür zwischen den Gärten unserer Wohnungen freien Zutritt zu ihm. Gewöhnlich fand ich ihn beschäftigt, die Gerechtigkeit zu verwalten oder Häuptlinge und vornehme Frauen zu empfangen, die aus entfernten Teilen des Landes kamen, um ihre Aufwartung zu machen. Wenn er nichts anderes zu tun hatte, spielte er beständig Schach, das er sehr zu lieben schien. Es gab kein besseres Mittel, sich bei ihm in Gunst zu setzen, als das Spiel zu lernen und wenn man mit ihm spielte, ihn immer gewinnen zu lassen.

In der ganzen Zeit wurden wir täglich zu seinen Abendmahlzeiten eingeladen, und er bewies uns bei solchen Gelegenheiten in Gegenwart seiner Oberhäupter eine ausgezeichnete Aufmerksamkeit und zeigte beständig, zu ihrer nicht geringen Verwunderung, die Pistolen, den Speer, das Messer und die anderen Geschenke, die er aus England erhalten hatte. Die Unterhaltung bezog sich gewöhnlich auf Gegenstände, die uns betrafen. Der Anstand ward bei diesen Zusammenkünften mehr als gewöhnlich beobachtet. Es ward weniger Maise als sonst getrunken, denn die Fasten, die 52 Tage dauern, forderten eine solche Enthaltsamkeit. Jede Art Fleisch war freilich verbannt, aber der Tisch war reichlich mit Weizenbrot, auf verschiedene Weise bereiteten Fischen und anderen warmen Gerichten besetzt, die aus mehreren Getreidearten bereitet, aber mit einer unmäßigen Menge Knoblauch vermischt waren. Die Gäste verschlangen sie dessenungeachtet mit einem gierigen Heißhunger. Der letzte Umstand konnte jedoch eben nicht sehr auffallend sein, da dieses lange Fasten bereits gegen einen Monat dauerte.

Die Abessinier nehmen während der Fastenzeit bis nach Sonnenuntergang keinen Bissen Nahrung zu sich, so daß selbst die Kräftigsten anfangen, blaß zu werden, und den lebhaften Wunsch nach dem Ende der Fasten bezeigen. Der Priester Guebra Mariam, der uns von Massaua begleitete, hatte unsere ganze Gesellschaft von dem Fasten freigesprochen. Die Priester scheinen berechtigt zu sein, dies Vorrecht allen Reisenden und Personen, die in ähnlichen Geschäften begriffen sind, zu erteilen. Aito Debib ward nur mit Mühe überredet, von dieser Vergünstigung Gebrauch zu machen. Allein, nachdem er uns einige Tage Fleisch essen sah, gewann seine Neigung die Oberhand über alle Bedenklichkeiten. Doch bemerkte ich, daß er sich, wenn irgend ein angesehener Mann mit ihm darüber sprach, seiner Nachgiebigkeit schämte. Und dem Ras ward dieser Umstand, wie ich glaube, sorgfältig verhehlt.

Verschiedene der vornehmsten Häuptlinge besuchten mich während dieser Zeit, besonders Palambarus Toclu, Aito Guebra Amlac und Schum Michael von Temben, der nach dem Ras das größte Ansehen

im Lande zu besitzen schien. Da sie mir alle bei meiner Ankunft Geschenke von Vieh geschickt hatten, hielt ich es für notwendig, ihnen Kleinigkeiten zum Gegengeschenk zu machen, worüber sie höchlich erfreut schienen. Auch der Prinz Kasimai Jasus machte beständig Besuche. Er übertraf an Ausbildung die meisten jungen Leute bei weitem, denn er sprach und schrieb die Gizsprache mit ungewöhnlicher Leichtigkeit. Seine jungen Begleiter, die alle in Gondar geboren waren, erschienen ebenfalls in ihrer Kleidung sorgfältiger und von feinerem Betragen, als die Einwohner von Tigre. Ich glaube, daß die letzteren überhaupt in ihren Sitten roher sind und einen wilderen Charakter haben, als die Einwohner von Amhara.

Die Frau des Ras, Osoro Mantwah, die Schwester des Kaisu, erschien bei keiner Gelegenheit öffentlich. Sie schickte uns aber öfter Grüße und Brot und Maise und verschiedene auf eine vorzügliche Art bereitete Gerichte von ihrem eigenen Tisch. Pearce sowohl als seine Frau, die bei ihr in besonderer Gunst stand, erzählten, daß sie sich oft nach den Engländern erkundigte und ein großes Verlangen äußerte, mit mir zu reden. Aber die außerordentliche Eifersucht des Ras machte eine solche Zusammenkunft untunlich. Sie wußte nachher jedoch mir sehr geschickt eine Gelegenheit zu verschaffen, sie zu sehen, als ich einst von einem Besuch beim Ras zurückkam, der damals emsig mit einigen seiner Häuptlinge beschäftigt war. Ihre Gestalt war freilich klein, aber zierlich. Ihre Züge waren regelmäßig, und da sie schöne Zähne und kohlschwarzes Haar hatte, würde sie in jedem Lande für hübsch gegolten haben.

Die Eifersucht des Ras in Hinsicht auf Weiber und seine strengen Begriffe über das andere Geschlecht überhaupt, sind in diesem Lande so ungewöhnlich, daß man sie wohl nur durch die Voraussetzung erklären kann, er habe sie von den Mohammedanern angenommen, mit denen er in seinem früheren Leben umging. Aber da er eine entschiedene Abneigung gegen ihre Lehrsätze hegt, so ist es allerdings sonderbar genug, daß er gerade den Teil ihres Systems angenommen hat, der den meisten Tadel verdient. Es hat jedoch die Wirkung gehabt, die allgemeine Zügellosigkeit in der Nähe des Hofes einigermaßen zu verbessern. Allein seine Strenge schien so allgemein, wenigstens von den jüngeren Gliedern der Gesellschaft gemißbilligt zu werden, daß die Verhältnisse der Frauen nicht wesentlich werden geändert werden.

Da die Fastenzeit unsern Aufenthalt zu Schelicut eben nicht besonders angenehm machte, beschloß ich, mir vom Ras die Erlaubnis zu einer Reise an den Tacazze auszuwirken. Ich verließ am 5. April Schelicut begleitet von Pearce, Herrn Cofflin, Aito Debib und einem jungen Häuptling, Schelika Negusta, der ein Gebiet in dem Teile des Landes, wodurch unser Weg führte, unter sich hatte. Der Ras hatte ihm angetragen, uns mit einer Bedeckung zu begleiten. Schelika

Negusta hatte in seiner Jugend ein kleines Gebiet in der Nähe von Tacazze geerbt. An den Ufern desselben wohnte ein mächtiger Nachbar, der im Vertrauen auf seine Überlegenheit beständig die angrenzenden Besitzungen plünderte. Schelika Negusta, damals ein Jüngling von 19 Jahren, war zu trotzig, um diese Beleidigungen ungestraft zu erdulden. Er benutzte die erste Gelegenheit, da er seinen Gegner fand, ihm persönlich entgegenzugehen, und forderte ihn mit mehr Mut als Vorsicht zum Zweikampf. Die Herausforderung ward angenommen, und der übermütige Gegner, der seinen Feind verachtet hatte, von ihm erlegt. Mehrere mächtige Verwandte des Gebliebenen bemächtigten sich bald hernach Schelika Negustas und führten ihn vor den Ras. Da die Tatsache vollständig bewiesen war, nötigte ihn die Gewohnheit des Landes, die in diesem Falle unverletzlich ist, den jungen Krieger zum Tode zu verdammen. Er ward nach dem der mosaischen Einrichtung entlehnten Gesetz, den Verwandten des Ermordeten übergeben, damit diese mit ihm nach ihrem Gefallen verfahren könnten. Gewöhnlich wird bei solchen Gelegenheiten der Täter nach dem Markte geführt und dort vor aller Augen mit Messern und Speeren hingerichtet. Jeder Verwandte, jeder Freund des Ermordeten hält es für seine Pflicht, dem Verbrecher einen Schlag zu versetzen.

Der junge Mann ward abgeführt und die Verwandten bezeigten sich so aufgebracht, daß sein Schicksal unvermeidlich schien. Zum Glück war Schelika Negusta von ausgezeichneter Schönheit. Dieser Umstand, verbunden mit seiner Unerschrockenheit während der Untersuchung, erregte die Teilnahme vieler zum Hofe gehörigen Personen, und durch ihre Vermittlung ward sogleich eine Gesandtschaft von Priestern abgeschickt, sich zu seinem Besten zu verwenden. Jede Frau erbot sich, das ihrige zu einer Veränderung der Strafe beizutragen. Die Verwandten schienen indessen unerbittlich. In feierlichem Schweigen ward er zum Richtplatz geleitet, wo die Speere erhoben waren, um ihm den Todesstreich zu versetzen. Aber die Priester verwandten sich wieder und drohten mit der Rache der Kirche. Die Furcht vor dem Bann tat ihre Wirkung; nach langen Beratschlagungen ward ihm endlich Verzeihung bewilligt, obgleich 300 Wakihs Gold zum Blutpreise erlegt werden mußten. Schelika Negusta erfreute sich nach diesem Vorfall einer allgemeinen Achtung und das Vertrauen, das der Ras in ihn setzte, indem er uns seinem Schutze übergab, war ein Beweis seiner guten Meinung.

Nachdem wir das Tal von Schelicut verlassen hatten, das eine der reizendsten Gegenden Abessiniens darstellt, kamen wir über zwei Ströme, die nach Osten liefen, und stiegen alsdann einen sanften Abhang hinaus, bis wir Antalo, die Hauptstadt von Enderta, erreichten, die an der Seite eines Berges gelegen ist, der eine weite Aussicht nach Süden gewährt. Etwa 20 Meilen von Antalo liegt die starke Festung El-Hadschi, und in derselben Richtung kann man bei hellem Wetter die hohen Gebirge am Horizont erkennen.

Am folgenden Tage um ½7 Uhr verließen wir Antalo, und nach-

dem wir durch einen reich und wohl angebauten Teil von Enderta, der gut mit Wasser versehen zu sein schien, gekommen waren, betraten wir das Gebiet von Wassa. Wir stiegen hernach zwei jähe Abhänge herunter, die uns am Abend zu dem rauhen und malerischen Dorfe Cali führten, das in einem Winkel der Berge im Gebiet Saharti liegt.

Am 7. verließen wir Cali und durchreisten einen wilden, unangebauten Landstrich, der an Wild aller Art Überfluß hatte. Der ganze Charakter der Gegend erinnerte mich lebhaft an die Landschaften, die ich oft im Innern des Kaps bewundert hatte, wo eine breite Fläche von dunklem Unterholz den Reisenden umgibt. Über demselben erheben sich die Gipfel entfernter Berge von einer durchsichtigen Purpurfarbe, und erregen die Vorstellung von einem unermeßlichen Schlunde zwischen ihnen und dem festen Lande, über das man reist. Auf diese Weise sahen wir zum erstenmal die Berge von Samen, die ihre hohen Spitzen prächtig an dem entfernten Horizonte emporstreckten. Das Wetter war jetzt sehr heiß, der Wärmemesser war auf 80° gestiegen. Wir hielten während der Hitze des Tages neben einem Strome bei dem Dorfe Schella, um uns zu erfrischen.

Die Abessinier freuten sich sehr, einen Baum zu finden, der nur in diesem Teile des Landes wächst; sie pflegen aus der Rinde desselben Lunten für ihre Flinten zu machen. Es wird dazu die innere Rinde angewandt, die, wenn sie auf einem großen Steine ganz zerquetscht ist, um einen Stock gewunden und an der Sonne getrocknet wird. Der Baum ist eine schmalblättrige Fikusart.*) Wir schossen während des Aufenthaltes an dieser Stelle nicht weniger als sechs Paar Guineahühner und Rebhühner. Beide Arten fanden wir in großen Scharen von 50—60 Vögeln.

Nachmittags traten wir in ein angebauteres Land, mit dem die Landschaft Avergale anfängt, die von den Agows bewohnt wird. Am Abend erreichten wir die Stadt Agora. Daselbst wird eine Abgabe von allem Salz, das ins Land gebracht wird, erhoben. Wir nahmen unsern Aufenthalt für die Nacht in dem Hause eines alten Dieners des Ras, namens Guebra Mehedin, der uns entgegengekommen war und damals den Befehl über diese Landschaft führte. Er war im ganzen Lande berühmt, weil er vor zwei Jahren in einem Zweikampfe ohne andere Waffen, als die Abessinier gewöhnlich zu gebrauchen pflegen, einen Löwen getötet hatte. Seine Züge waren vollkommen römisch, in seinem Gange herrschte eine Männlichkeit, in seinem Betragen eine Offenheit und eine Verachtung aller Künstelei, die unverkennbar den braven Mann bezeichnet. Selbst das Pferd, worauf

*) In westlich und südlich von Abessinien gelegenen Ländern wird dieselbe Rinde zu Stoffen verarbeitet, die als Kleidung weit verbreitet sind. Schweinfurth beschrieb sie und ihre Herstellung durch Klopfen bei den Mangbattu. Siehe zum Beispiel die Beschreibung der Tracht König Munsas Seite 41. Anderweitig wird der gleiche Rindenstoff zum Feuerentzünden mittels des einfachen Feuerbohrers ebenfalls als Zunder benutzt, so daß wir hieraus eine uralte Kulturbeziehung Abessiniens zu den Negervölkern der oberen Nilgebiete erkennen.

er ritt, schien gewissermaßen an dem Geiste, der seinen Herrn beseelte, teilzunehmen. Es leidet auch, wie man versichert, keinen andern Reiter. Ich verbrachte in dem Hause des Häuptlings einen sehr angenehmen Tag, und ein aufrichtiger Charakter, innerer Wert und wirkliche Unabhängigkeit entschädigen für den Mangel einer feineren Unterhaltung und Sitten. Gegen Abend entfaltete sich das Panorama der Berge von Samen ungemein prächtig.

Der Ras empfing mich bei unserer Rückkehr mit vieler Herzlichkeit und erzeigte mir die größte Ehre, die er mir beweisen konnte, durch einen Besuch in meiner Wohnung. Ich war gerade mit der Vollendung einer Zeichnung beschäftigt, als ich unten einen großen Lärm hörte, und Pearce außer Atem hereinstürzte, um mir die Ankunft des Ras zu melden. Ich ging sogleich hinunter, um ihn zu empfangen. Er betrachtete die europäischen Gewächse im Garten und machte viele Fragen über ihren Gebrauch. Er stützte sich auf Pearce und Debib und hatte nur einen Schangallasklaven bei sich, der sein Staatsschwert trug. Als er mich sah, lächelte er, und auf den Kohl zeigend, fragte er: „ist er gut?“ Dann drehte er sich um, legte seine Hand auf meine Schultern und ging mit mir nach dem Hause. Hier blieb er länger als eine Stunde, betrachtete verschiedene Zeichnungen von unseren Gebäuden, Fuhrwerken, Schiffen und anderen Merkwürdigkeiten, die ich, um ihn zu unterhalten, hervorholte, und sprach mit mir auf die vertraulichste Art über die Gebräuche der Engländer.

Der hier ansässige Engländer Pearce war über diesen Besuch außerordentlich erfreut. Ich erfuhr hernach, daß diese Höflichkeit, die er seit einigen Jahren nur dem Hohenpriester und einigen seiner nächsten Verwandten erwiesen hatte, großes Aufsehen im Lande erregte. Es gewährte mir bei diesen und anderen Gelegenheiten ein besonderes Vergnügen, daß ich imstande war, Pearces früheren Erzählungen von der Überlegenheit der Engländer in den mechanischen Künsten zu bestätigen. Der Ras war besonders eingehend in seinen Fragen über diese Gegenstände, und oft, wenn ich eine nicht ganz gegewöhnliche Sache auseinandersetzte, drehte er sich nach Pearce um und sagte: „Ihr habt mir das ja schon früher gesagt, aber ich konnte Euch nicht glauben.“

Es war damals ein Grieche in Antalo, namens Nusr Ali, der etwa vor zwei Jahren ins Land gekommen war und eine Zeitlang Pearce wesentlich durch die Versicherung geschadet hatte, daß England ein kleiner Staat unter türkischer Hoheit sei, und daß alle von uns geschickten Manufakturwaren von den Griechen gemacht wären. Die unbegreifliche Dreistigkeit, womit er diese Dinge behauptete, machte es für Pearce schwer, das Gegenteil zu beweisen. Einigemal war er über solche Aufschneidereien so aufgebracht worden, daß es,

wie der Ras versicherte, Mühe gekostet hatte, ihn zu beruhigen. Zuletzt war es ihm gelungen, seinen Gegner, der sich eben nicht durch Mut auszeichnete, so sehr in Furcht zu setzen, daß er ihm sorgfältig aus dem Wege ging. Durch meine Ankunft war dieser Mann vollkommen beschämt, und wagte es eine Zeitlang gar nicht, sich sehen zu lassen. Da ich hernach bemerkte, daß er wirklich ein gescheiter Mensch war und in verschiedener Richtung Mitleid verdiente, überredete ich Pearce, sich mit ihm auszusöhnen, und sie waren hernach sehr gute Freunde.

Am Morgen des 20. erhielten wir Nachricht von der baldigen Ankunft einer Kafila, die seit einigen Tagen von der Salzebene erwartet ward; am Nachmittag traf sie ein. Sie bestand aus einigen hundert beladenen Maultieren und Eseln, die Aito Hannes, ein Neffe des Ras, der damals das wichtige Amt eines Balgudda von Assa Durwa (siehe Seite 216) bekleidete, anführte. Er war in dieser Absicht mit etwa 200 Mann hinunter gegangen. Als sie in das Tal hinabkamen, gingen die Bewohner von Schelicut zu ihrem Empfange hinaus und begrüßten sie mit demselben freudigen Zuruf, womit sie die Rückkehr der Krieger aus der Schlacht beehren.

Die Begleitung dieser Kafilas ist ein äußerst gefährliches Geschäft; denn die ganze Nachbarschaft der Ebene, worauf das Salz gewonnen wird, wird von einem grausamen Schlag von Galla beunruhigt, die gewohnt sind, den einzelnen Arbeitern, die das Salz losbrechen, aufzulauern. Diese armen Menschen, die allgemein aus der niedrigsten Klasse der Eingeborenen bestehen, sollen in der Abwesenheit des Balgudda und seiner Krieger platt auf dem Boden liegen, um der Aufmerksamkeit ihrer grausamen Feinde zu entgehen, und bei der Annäherung eines Fremden laufen sie in großer Bestürzung nach den Bergen. Selbst wenn der Balgudda zugegen ist, fallen häufige Scharmützel vor, in denen jedoch die Galla gemeiniglich den kürzeren ziehen. Bei der diesmaligen Unternehmung waren nur sechs getötet worden, und diese Zahl ward für ungewöhnlich klein erklärt. Die Soldaten, die in diesen Gefechten ihre Tapferkeit bewiesen hatten, trugen zur ehrenvollen Auszeichnung kleine Lappen von rotem Tuch an ihren Speeren.

Bald nach ihrer Ankunft trat der Ras auf den Balkon vor seinem Hause, um sie zu bewillkommnen. Sie zogen zur Musterung unter Tanz, Geschrei und Jubel vor ihm vorüber.

Da die Zeit meiner Rückkehr herannahte, hatte ich verschiedene lange Unterredungen mit dem Ras über den Gegenstand meiner Sendung. Er erzählte mir das gewaltsame Betragen verschiedener Häuptlinge beim Tode seines Bruders Aito Manasseh, und die starken Einwendungen, die sie gegen unsere Reise gemacht hätten. Der Balgudda Hannes hatte sogar ganz öffentlich den Rat gegeben, uns ins Land zu locken und hernach zu ermorden. Auch die Priester von Axum hatten uns zu verschreien gesucht. Sie sollen wirklich befohlen haben, die Kirchentüren zu verschließen, um jeden schädlichen Zauber,

den wir vielleicht gebrauchen könnten, abzuwenden. Sie drangen wiederholt in den Ras, sich in acht zu nehmen, da sie überzeugt wären, es sei unsere Absicht, ihn zu töten und uns des Landes zu bemächtigen. „Ich war aber kein so großer Narr," bemerkte er, „solche Lächerlichkeiten zu glauben. Wenn mir Gott nicht beigestanden hätte, wie würde ich so lange den Befehl über dies unruhige Volk haben behaupten können? Überdies sagte ich ihnen, was wollen vier oder fünf Leute tun? Einige wenige sind noch eure Feinde, aber die meisten sind von euren wohlwollenden Gesinnungen überzeugt. Ich werde nie aufhören, für euern König zu beten, und wenn Gott mir das Leben läßt, will ich nächstens mit den Kanonen, die er mir geschickt hat, den Kaiser in seine Rechte wieder einsetzen und die Religion des Landes befestigen. Wir sagen alle, dieser hat in religiösen Dingen recht und der andere auch, aber wie Alika Bari mir gesagt hat, so glaube ich, wir werden im Dunkeln tappen, bis ihr uns unterrichtet." — Dies sagte er sehr ernstlich.

Als ich ihn verließ, schenkte er mir eins von seinen Lieblingsmaultieren, das mit Zieraten von rotem Samt reich aufgeschirrt war, und das Fell eines schwarzen Leoparden, das außerordentlich selten ist und nur von Statthaltern der Provinz getragen wird. Er gab mir auch zwei kleine Handschriften; die eine enthielt nach seiner Versicherung die wahren Lehren der Religion, wie sie von dem orthodoxen Teil der Abessinier geglaubt werden. Es ist, wie ich hernach gefunden habe, ein Hirtenbrief des Patriarchen von Alexandria, an die Abessinische Kirche. Der Aufsatz ist, wie sich erwarten läßt, äußerst verwirrt, und an einigen Stellen dunkel, enthält aber im ganzen einen guten Abriß der abessinischen Lehrsätze und viel Merkwürdiges über die abgeschmackten Streitigkeiten, die neuerlich in ihrer Kirche stattgefunden haben. Die andere Handschrift gibt einen Bericht von seinem letzten Feldzuge wider die Galla, der von einem Schreiber am Hofe aufgesetzt und mehr mit Schmeicheleien als Tatsachen angefüllt ist. Es wurden bisweilen in der Gegenwart des Ras Abschnitte daraus verlesen, und dies schien ihm kein geringes Vergnügen zu bereiten. Die Abessinier wünschen allgemein, daß ihre Namen von der Nachwelt bewundert werden mögen.

Ozeanien
und die Ozeanier.

1. Die Ozeanier, ihre Meere und ihre Inseln.

Die geographische Kulturkunde kennt vier Erdteile: Asien, Afrika, Ozeanien und Amerika. Die Kulturgeschichte hat die mächtige Halbinsel Europa von ihrem Mutterlande als selbständigen Erdteil abgelöst.

Unter diesen vier Erdteilen nimmt Ozeanien in gewissem Sinne eine selbständige Stellung ein. Als drei mächtige Landmassen umgeben Afrika, Asien und Amerika in mächtigem Halbbogen die Inselwelt Ozeanien; Ozeanien ist der einzige Inselerdteil. Sein östlichstes Eiland ist die Osterinsel; sie ist bis nahe an die amerikanische Küste hervorgeschoben. Im Westen ragt der äußerste Ausläufer Madagaskar bis an die Küste Afrikas, während sich im Norden Hawai der Beringstraße beträchtlich nähert. Es ist eine Frage der Kulturgeographie, ob man Japan mehr zu Asien rechnen muß, oder ob man es in die ozeanische Region aufnehmen darf. Die Zukunft wird letzteres tun. Wir müssen uns aber noch zunächst an die übliche Anschauung halten.

Diese mächtige Inselwelt, welche als Fläche genommen mit ihren Meeren einen ungefähr ebenso großen Raum einnimmt, wie der Erdteil Asien, verlangt die Betrachtung einer Reihe von Eigenschaften, die für die Kulturgeschichte der Menschheit von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen sind.

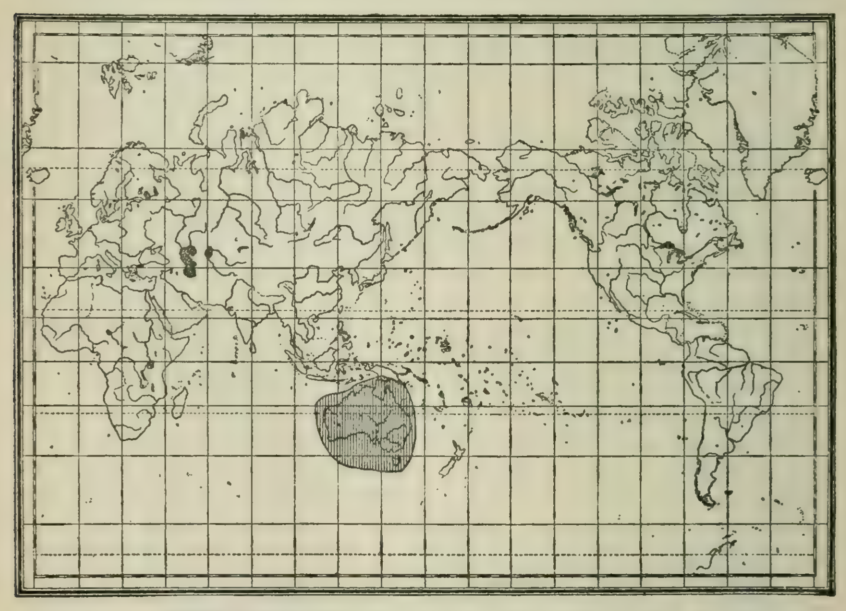
Ozeanien zerfällt in ein östliches und in ein westliches Becken. Die Trennungslinie entspricht etwa dem 130. Grad östlicher Länge. Im Westen dieser Linie liegt die indonesische Inselflur und das im allgemeinen fälschlich zu Afrika gerechnete Madagaskar. Diesem Gebiete gehören nicht nur fast alle größeren Inseln an, sondern es ist auch noch dadurch bevorzugt, daß, als mächtige Fingerzeige der alten Beziehung, von Asien aus ihm die drei Halbinseln Arabien, Vorderindien und Hinterindien entgegenragen. Dagegen dehnt sich vom 130. Grade nach Osten hin die Flur der kleineren Inseln Mikronesiens und Polynesiens aus. Mikronesien und Polynesien sind nicht durch irgend eine Halbinsel, welche kulturgeschichtlich immer Brücken darstellten, mit irgend einem Festlande verbunden. Sie liegen einsam da, vereinzelt, in Wolken zusammengeballt und ohne Festlandstraßen zu Konglomeraten vereinigt.

Wenn wir die große Masse durch den 130. Breitengrad in ein östliches Poly-Mikronesien und in ein westliches Indonesien einteilen, so haben wir Melanesien und das sogenannte Festland Neuholland nicht mit berücksichtigt. Diese beiden Gruppen schließen sich geographisch genommen dem zentralen Indonesien direkt an. Kultur-

geographisch betrachtet ist dies nicht ganz der Fall. Indonesien und Mikro-Polynesien werden nämlich von Völkern bewohnt, die alle nur nach Dialekten schwankende, doch sonst übereinstimmende Idiome, die malaiische Sprache, reden. Wir werden sehen, daß sie außer dieser Sprache noch andere hochbedeutsame Kultureigenschaften gemeinsam haben. Dieser Gemeinsamkeit im Besitz schließen sich weder die Melanesier, noch die Neuholländer an. Jede dieser beiden Kulturgruppen hat ihre eigenen Symptome.

Das Bild wird dem Leser verständlicher werden, wenn ich hier einige der charakteristischen Kultureigenschaften vorführe.*) Nehmen wir z. B. die Sprachen, greifen ein einzelnes Beispiel heraus und suchen die Hauptmerkmale zu verstehen. Ich wähle die Zahlensysteme. Wir haben drei Systeme zu unterscheiden.

1. Das neuholländische Zahlensystem umfaßt 1—2. Der größte Teil der Völker Neuhollands verfügt nur über diese beiden Zahlwörter. Die 3 wird aus 2+1, die 4 aus 2+2 gebildet. Die 5 ist schon



Hauptverbreitung der einfachsten Zahlensysteme (1—2) in Ozeanien.

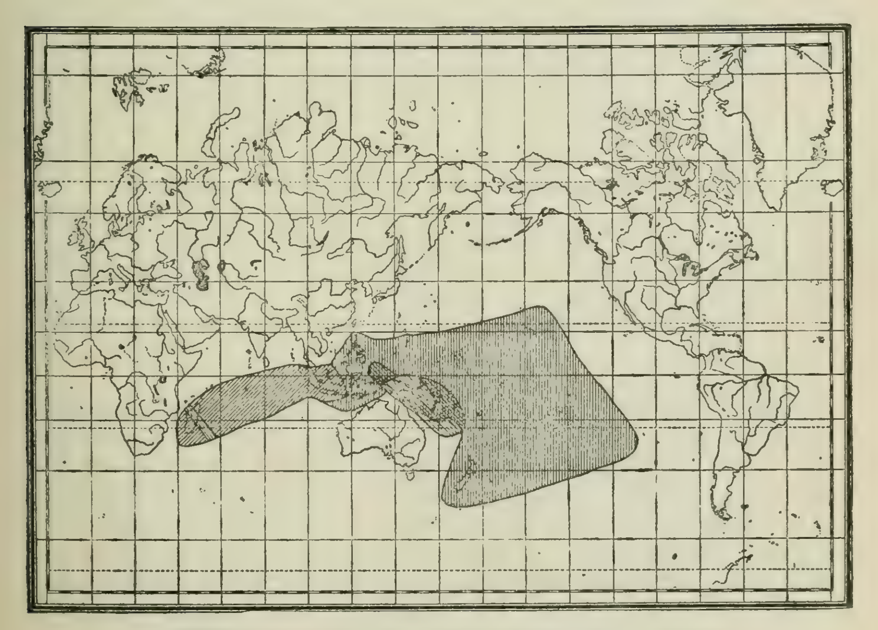
selten. Ein Beispiel: Wenn Kai 1 und Pulo 2 heißt, dann heißt 3 Pulo-Kai, 4 Pulo-Pulo, 5 Pulo-Pulo-Kai. — Die Verbreitung dieses Systems entspricht, wie beifolgendes Kärtchen zeigt, etwa der Ausdehnung des Erdteils Neuholland.

*) Eine eingehende kartographische Gliederung habe ich in Petermanns geographischen Mitteilungen 1900 durchgeführt.

2. Das Zahlensystem der Papua umfaßt 1—5. Diese Völker können allerdings noch weiter zählen, aber sie benutzen hierzu keine neuen Worte. Ich füge hier drei Zahlenreihen an, die dem östlichen, westlichen und zentralen Melanesien entsprechen.

	Holländisch-Neuguinea (Skro).	Deutsch-Neuguinea (Bongu).	Neukaledonien (Duanru).
1	tantubilko	kudji	ta
2	tuberi	ali	bo
3	tubiteri	alub	beti
4	tubilgara	gorle	beu
5	tombu	ibon-be	tahue
6	haerkquo	igle-be	no-ta
7	raeberi	igle-ali	no-bo
8	repteri	igle-alub	no-beti
9	helpingara	igle-gorle	no-beu
10	helptomburu	ibon-ali-ali	dekau

Wir sehen hier also: 1, 2, 3, 4, 5, 5+1, 5+2, 5+3, 5+4, 5×2, respektive in Neukaledonien eine polynesische Zahl, die Dekau (Dekau =10 Paare in Polynesien). Die Verbreitung dieses Systems ist auf beifolgendem Kärtchen charakterisiert.



Hauptverbreitung der einfachsten Zahlensysteme 1—5 in Ozeanien.

Verbreitung der Zahlensysteme 1—10 in Ozeanien.

3. Das poly-mikro-indonesische Zahlensystem verfügt über zehn vollendete Grundzahlen. Wenn ich auf der Karte eine westliche und östliche Gruppe angebe, so geschieht dies, weil hier noch Entwicklungserscheinungen zugrunde liegen, die zu verfolgen uns zu weit führen würde.

Wenn also kulturgeographisch Ozeanien in die drei Gebiete Neuholland, Melanesien und Poly-Mikro-Indonesien zerfällt, dann fragen wir uns nach dem Grunde dieser Erscheinung und versuchen ihn natürlich auf geographische Weise zu erklären. Ich will hier gleich die drei Momente anführen, welche den drei Territorien den Charakter verliehen haben: Neuholland die Unfruchtbarkeit und Ausdehnung, Melanesien eine fruchtbare Lage ohne Beziehung zu den großen Windströmungen, das dritte Gebiet Strömungen der Luft und Verbreitung der Inseln.

Gerade hier in Ozeanien drängt sich uns die Frage auf, inwieweit die Kulturhöhe die Situation nutzbar zu machen versteht. Gerade hier ist das Problem so sehr einfach: Nach Neuholland, also auf die äußerste Spitze Ozeaniens im Süden wurden die ältesten und somit kulturärmsten Völker geschoben. Nach Melanesien kam dann eine zweite, schon reichere Schicht, der aber nachweisbar der wichtige Faktor des Segels fehlte. Hätten diese Völker schon das Segel und andere notwendige Kulturerrungenschaften besessen, dann würden es Papua gewesen sein, welche die Strömungen benutzt hätten, um zu entlegeneren Inseln zu gelangen. Endlich kommt die dritte Periode; es ist die der Völker mit der Segelschiffahrt. Diese würden natürlich zunächst auch an den Küsten entlangfahrend, über Neuguinea und nach Melanesien gekommen sein. Sie fanden aber Neuguinea und Melanesien schon von den Papua dicht besetzt, und die Papua haben die unliebenswürdige Eigenschaft, wie wir aus einem nachfolgenden Berichte von Parkinson noch des Näheren ersehen werden, alle ankommenden Fremdlinge nach Möglichkeit aufzufressen. Daher kommt es, daß die Segelwanderer nur ganz langsam mit ihren Kulturgütern unter den Papua Fortschritte machen.

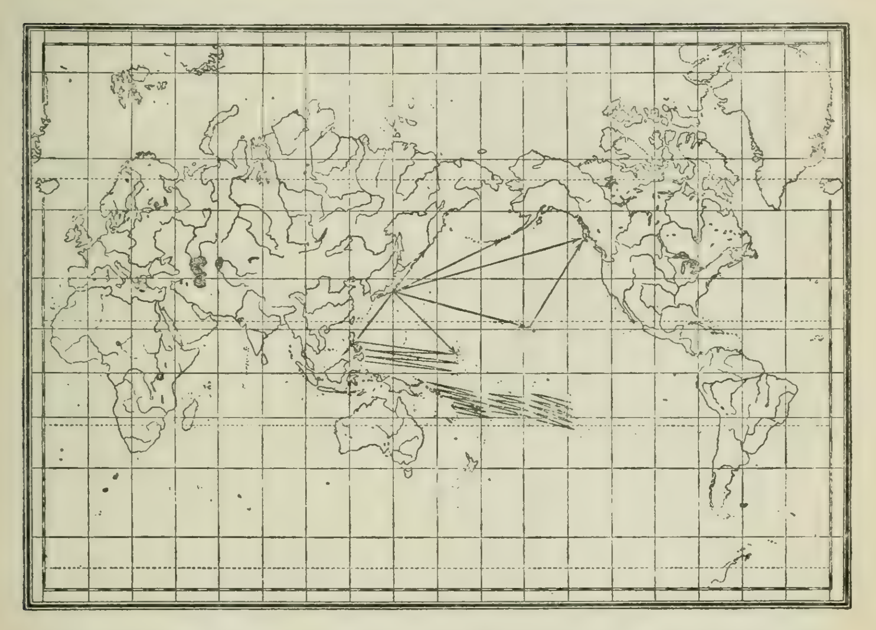
Die Segelfahrer fanden also Melanesien besetzt und Neuholland zu arm und elend, um sich anzubauen. Und so kamen sie denn in die zerstreute Inselwelt.

Diese zerstreute Inselwelt mit der einheitlich sprechenden Bevölkerung hat der Wissenschaft ganz außerordentliches Kopfzerbrechen bereitet. Die einen wollten die Polynesier von den Amerikanern ableiten, andere sahen in den Gründern der Sprachfamilie Chinesen, dritte haben Juden, vierte Indogermanen, fünfte Araber, sechste verschlagene Europäer für die großartige Tatsache verantwortlich gemacht. Der wissenschaftliche Kehrbesen der vernünftigen Kritik hat das ja nun allerdings alles schon längst herausgefegt, aber so ganz einig und klar ist man sich doch noch nicht über die Bedeutung dieser Tatsache.

Zunächst erscheint die Tatsache dieser Verbreitung an sich so

außerordentlich merkwürdig. Wie konnten diese Menschen, wenn sie auch das Segelboot besaßen, es wagen, oder auch nur auf den Gedanken kommen, es zu wagen, von Indonesien aus die Fahrt auf den mächtig nach Osten sich ausdehnenden Ozean zu versuchen?

Im allgemeinen rückt die ethnologische Wissenschaft jetzt mehr und mehr zur Anerkennung der Tatsache vor, daß der Mensch weniger aus eigenem Willen und Zielbewußtsein heraus, als unter dem Zwange der erziehenden Natur seine Erfindungen und Entdeckungen gemacht hat. Das kann man vielleicht gerade bei der Schiffahrt der Ozeanier



Die wichtigsten unter den regelmässigen Abtreibungen und Verschlagungen von Segelbooten im Grossen Ozean.

recht deutlich wahrnehmen. Sie werden kaum mit Absicht von Indonesien weg nach Osten aufgebrochen sein, um ein Land zu entdecken. Vielmehr werden sie verschlagen worden sein. Sie wurden in irgend einen Inselkomplex geworfen und besiedelten den. Die erste Ausfahrt wird also unfreiwillig gewesen sein. Für die Rückfahrt könnte dann schon der Wille in Betracht kommen; irgend eine der Siedlungskolonien im fernen Osten empfand Sehnsucht nach der Heimat, stellte den Verkehr her. Die Leute kamen glücklich zurück: die Möglichkeit einer Schiffahrt über diese Meere war dem Menschen zum Bewußtsein gekommen. Sittig hat eine Karte der uns zur Kenntnis gekommenen Verschlagungen und unfreiwilligen Wanderungen der Ozea-

nier gegeben. Dieselbe ist skizzenhaft hier wiedergegeben. Da sehen wir ganz deutlich vier Gebiete der Verschlagungen. Zwei derselben liegen in Polynesien, eine dritte verbindet Mikronesien mit Indonesien und eine vierte umspannt den gesamten nördlichen Stillen Ozean mit den beiden Zentren Japan und Hawai.

Am wesentlichsten für die Kulturkunde ist die außerordentlich große Zahl von Verschlagungen zwischen Indonesien und Mikronesien. Der Leser wolle den nachfolgenden Bericht Chamissos an der Hand einer Karte lesen. Er wird ersehen, daß hier die Verschlagungen nicht mehr Ausnahme geblieben, daß sie vielmehr Regel geworden sind. Und daß dies gerade an der Grenze Indonesiens stattfand, das ist von ganz enormer Bedeutung. Ich will hier auf die vier Stadien der geographischen Erziehung der Menschen im Süden Asiens hinweisen, auf die vier Kardinalpunkte, welche die Stellung Ozeaniens im Bereiche der Erdteile zu einer der wichtigsten machen:

1. Im Süden Asiens ragen drei Halbinseln in das Meer. Hiervon nimmt Hinterindien insofern eine Ausnahmestellung ein, als es direkt in ein Inselmeer mündet. Auf diese Weise übt die Halbinsel eine erziehende Tätigkeit aus, welche wir ja gleichzeitig an zwei anderen Punkten der Erde beobachten können. Der erste dieser Punkte ist Griechenland, der zweite Spanien. Als die Griechen über ihre Halbinsel in das Mittelmeer vordrangen, eroberten sie dasselbe endgültig einer höheren asiatischen Kulturform. Als die Mittelmeerkultur, ihre Höhe- und Zentralpunkte nach Westen vorschiebend, die dritte Halbinsel Spanien erreicht hatte, mußte von hier aus Amerika entdeckt werden. Das ist die erziehende Kraft der Halbinsel.

2. Der Halbinsel gegenüber liegen große fruchtbare Inseln. Auf diesen Inseln ward die Küstenschiffahrt zur Hochseeschiffahrt erzogen. Hier entwickelte sich ein gewisses Abenteuertum und vor allen Dingen der Seeraub, die Mutter des Seehandels. An den Küsten der großen Inseln siedelten sich die Leute an. Sie blieben also nicht nur Seeräuber, sondern wurden seefahrende Gartenbauer. Das Handelsvolk allein ist ein schlechter Kultivator. Das wissen wir von den Puniern, den alten Karthagern, welche niemals die Kraft einer energischen, kräftigen Siedlungskolonisation im Sinne des Ackerbauers fanden. Diese Kunst des kolonisierenden Landbauers mußte aber der Besiedelung des östlich gelegenen Mikronesiens zugrunde liegen. Ein kaufmännischer Robinson hätte aus einer Koralleninsel nichts zu machen gewußt. Dazu gehörte die anbauende Kunst des Indonesiers, der es versteht, einen trocknen Boden zu bewässern, mit einer künstlichen Bewässerung dem Boden eine höhere Fruchtbarkeit abzugewinnen. Das ist die erziehende Kraft des insularen Bauerntumes, die in Indonesien für die Meere zwischen Amerika und Afrika geschaffen worden ist. Der einfache Seepirat und Handelsmann hätte die Kolonisation nach Osten nicht fertig gebracht.

3. Zum dritten kommen die Windströmungen des Großen Ozeans als Lehrmeister in Betracht. Ich habe oben schon gesagt, daß der

Entdeckungswille des Menschen die Besiedelung Mikro-Polynesiens nicht herbeigeführt haben würde. Dazu gehörte der Zwang. Die Arbeit von Sittig hat uns gelehrt, daß es die Segelschiffahrt ist, welche die Verschlagungen zur Folge hat. Wir haben also somit die erzieherische Wirkung der Meereswinde vor uns.

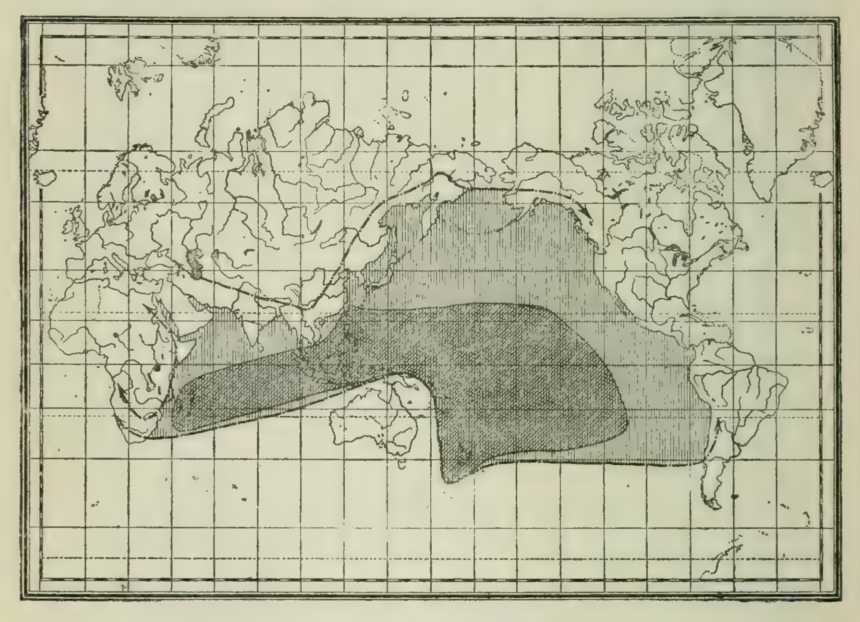
4. Wenn der Mensch immer nur nach einer Richtung hin, nach einer bestimmten Inselgruppe zufällig verschlagen worden wäre, so hätte das keine große Bedeutung gehabt. Eine wesentliche Bedeutung nahmen diese Verschlagungen erst an, als die Erfahrung lehrte, daß in außerordentlich vielen Fällen und nach außerordentlich vielen Richtungen hin eine Rettung durch das Stranden an einem fremden Gestade zu erhoffen war. Der unendliche Reichtum von kleinen Inseln verlieh die Kraft und die Energie, die es dem Verschlagenen allein möglich machte, die lange Strapaze einer solchen unfreiwilligen Wanderung auszuhalten. Gehen nicht sehr viele analoge und glückliche Erfahrungen voraus, dann verliert der Mensch in solchen Fällen gar leicht die Hoffnung. Es gehört aber fraglos als notwendiges psychologisches Moment zur glücklichen Vollendung derartiger Entbehrungen eine derartige Hoffnung. Auch die Erfahrung ist nicht zu vergessen. Die großen Fahrten, die unternommen wurden, waren ganz nach den Lehren eingerichtet, die in den häufigen Verschlagungen gesammelt wurden. Kamen außerdem nicht häufige Verschlagungen von allen möglichen Richtungen her vor, dann vereinsamte und vereinseitigte die Kultur und die Menschenrasse auf den kleinen Inseln. Wir können nur aus der großen und unermeßlichen Zahl der weit und in gewissem Sinne sogar regelmäßig verstreuten Inselwolken erklären, daß diese Menschen und diese Kulturen auf den verhältnismäßig kleinen Inseln nicht ausstarben. Das ist die erzieherische Kraft der Unmasse der kleinen Inseln.

Lernen wir auf diese Weise die Lehrmeisterschaft des Erdbodens gerade in Ozeanien in einer ganz bestimmten Kette von Erscheinungen erkennen, in einer Reihe von Erscheinungen, welche uns das Meer als verbindendes und nicht als trennendes Element vor Augen führt, so fragen wir auch nach der geschichtlichen Bedeutung einer solchen Tatsache. Die schichtweise Lagerung der Kultur in diesem ungeheuren Gebiete werden wir in den Kapiteln Polynesien und Indonesien noch des Näheren zu erörtern haben. Hier will ich aber einen zusammenfassenden Schlußstein in unserer Betrachtung der verbindenden Bedeutung des Meeres setzen.

In nachfolgender Kartenskizze gebe ich das Bild der eigenartigen Verbreitung mythologischer Weltbetrachtung, wie sich dieselbe von den Gestaden des Großen und Stillen Ozeans aus in die Festländer Afrika, Asien und Ozeanien hineinzieht. Wir begnügen uns hier mit der Tatsache des Anschlusses der Verbreitung von den Küsten aus landeinwärts. In meinem Werke „Das Zeitalter des Sonnengottes" ist nachgewiesen worden, daß die Mythen aller dieser Völker sich auf einer Basis erheben, eines Geistes entsprossen und mit einer Struktur

versehen sind. Ein Grundelement dieser ganzen Mythologie geht dahin, daß im Ursprung aller Dinge nur das Wasser war und dann erst das Land geschaffen wurde, ein zweites, daß die Sonne in dem Meere auf- und in dem Meere auch untergeht. (Vergl. den Abschnitt: „Die Mythologie der Polynesier.")

Das kann nicht Zufall sein. Die Einheit der Anlage, die Einheit der Lagerung und des Ausgehens von diesen Küsten aus und die



Die Grenze der Verbreitung der solaren Mythenbildung.

Das verbindende Meer dieser Verbreitung.

Die Verbreitung der nalaiischen Sprachen.

Einheit in der Betonung des ursprünglichen und des weltumschließenden Meeres können vernünftigerweise nur so erklärt werden, daß einst eine mächtige Schiffahrt, ein ganz riesiger Verkehr, der alles dessen spottet, was wir an historischen Daten vor Christi Geburt kennen, die Gestade des Großen und Indischen Ozeans verband. Es ist eine erstaunliche, kaum glaubliche Tatsache; wir werden aber in Zukunft mit ihr rechnen müssen. Die Tatsache legt uns eine Betrachtung der ozeanischen Kultur auch von diesem Standpunkte aus nahe. Und vergleichen wir nun die obige Karte, dann wird es uns ohne weiteres klar, daß die einheitliche Kultur Indo- und Polynesiens wie ein Ausstrahlungskern im Innern des Beckens lagert. Wenn

ich dazu nun noch bemerke, daß auch Japan einst eine malaiische Kultur getragen haben muß, dann wird man es verstehen, daß die sämtlichen in diesem Becken lagernden Inseln noch die Symptome einer alten Kultur erhalten haben, die sicherlich einst den Rand des Großen und Stillen Ozeans überschritten, über dessen Ufer getreten und in die Inländer Amerikas, Asiens und Afrikas eingebrochen ist. Natürlich können wir nicht wissen, ob das eine malaiische Kultur war und ob die heutigen malaiischen Völker die Reste dieser Kulturträger waren. Aber *eine* Kultur war es.

Das ist die Bedeutung der Meere Ozeaniens.

---

2. Die seefahrenden Inselvölker Poly-Mikronesiens.

Die polynesischen Seefahrer und die melanesischen Gartenbauern — das ist der Gegensatz. Nicht als ob die Polynesier nicht Gärten bauten und die Melanesier nicht See führen, sondern weil dies nicht die charakteristische, die gesamte Kultur beeinflussende Tätigkeit ist, lassen wir bei jedem der beiden Völker das eine der beiden Worte fort.

Der Polynesier ist Landbauer und zwar Landbauer von der höchsten Sorte. Er kennt schon die Kunst der künstlichen Bewässerung, und er übt sie in der ausgiebigsten Weise. Das ist es, was die beiden Formen des Betriebes grundsätzlich trennt. Immerhin spielt diese Seite des Wirtschaftslebens in dem Geschick dieser Völker bei weitem nicht die Rolle wie die durch das Meer aufgezwungenen und erzogenen Künste der Schiffahrt. Wenn die Schiffahrt aber auch alles beeinflußt, so beruht doch die Basis des Daseins nicht auf ihr. Wie sich das polynesische Leben vor unsern Augen abspielt: das Kastenwesen der Rangstufen (siehe den nachfolgenden Abschnitt nach Mariner), das Tabuwesen (siehe den Abschnitt nach Dumont D'Urville), die Mythologie, die Bedeutung des Frauenwesens (siehe den nachfolgenden Abschnitt nach Hesse-Wartegg), das alles können wir nicht verstehen, ohne die hochentwickelte Stufe des Gartenbaues. Ohne eine gründliche Kenntnis der Anbaumethoden und der künstlichen Bewässerung wäre es diesen Völkern auch nicht möglich gewesen, alle die kleinen Koralleninseln zu besiedeln — denn viele waren viel zu unfruchtbar, um auf den ersten Spatenstich hin gleich etwas hervorbringen zu können. Und diese ganze Einrichtung der Rangstufen, der Priesterschaft, der Sonnenverehrung, das sind Symptome klar umrissenen Ansassentumes, es sind die Symptome einer Kultur, welche gut bürgerlich seßhaft gewesen und nach einer Übertragung an einen andern Ort dort wieder fest eingewurzelt ist.

Das Typische dieser Kulturen beruht aber doch in der Schiffahrt. Im Gartenbau und in ihrer Landwirtschaft bewahren diese Völker die schöpferische und gestaltende, in der Schiffahrt aber die erhaltende Kraft ihrer Kultur. Ohne das erstere hätten sie die Insel nicht besiedeln können, ohne das letztere aber konnten sie sich auf den Inseln nicht erhalten. Und zwar dieses letztere nach den allereinfachsten Gesetzen der Inzucht. Wenn auch ein paar Tausend Insu-

laner auf einer solchen Insel Platz haben, so werden bei ständigem Ineinanderheiraten doch allmählich die geistigen, körperlichen und kulturellen Kräfte erschöpft. Eine Zufuhr von außen ist diesen Inselkulturen die dringendste Notwendigkeit — ich nenne es deshalb erhaltende Kraft. Wir haben hierfür Beispiele genug.

Ganz weit draußen nach der Küste Südamerikas zu liegt die Osterinsel. Sie liegt abseits der Strömung. Von Verschlagungen nach dort wissen wir nichts, und die alten Einwohner hatten nur noch eine schwache Erinnerung, daß sie einmal von Westen her gekommen wären. Diese Osterinsulaner sind die typischen Vertreter der isolierten insularen Kulturform. Auf der Insel haben sich mächtige Steinbildnisse gefunden, großartigere Leistungen als sie sonst Polynesien, im allgemeinen wenigstens, bietet. Man hat außerdem daselbst eine verkümmerte Bilderschrift. Das sind Symptome einer höheren Entwicklung, die uns gerade den Küsten Amerikas gegenüber nicht so sehr in Erstaunen versetzt. — Und doch waren die Bewohner gerade dieser Osterinsel auf dem Wege des Niederganges, des Verfalls der Kultur und der Rasse am weitesten fortgeschritten. Das macht die einsame Lage, die Abgelegenheit jenseits der Strömungen.

Wir können aber auch das Gegenstück zeigen. Unter allen Völkern Ozeaniens haben bis jetzt die Tonga- und Fidschiinsulaner die größte Lebenskraft bewiesen, — es sind diejenigen, welche am stärksten gemischt worden sind.

Man hat ungerechterweise mit einem gewissen Erstaunen gefragt, warum Polynesien eine geringere Unterschiedlichkeit der einzelnen Kulturtypen biete als das kleine enggeschlossene Melanesien. Wir haben z. B. auf Neuguinea eine ganze Menge verschiedener Stilformen des Kunstgewerbes. Das riesig ausgedehnte Polynesien weist nur wenige Varianten eines einzigen Stiles auf (ich nehme Neuseeland aus). Selbst die weitvorgeschobenen Typen Hawais und der Markesasinseln sind so besonders selbständig in ihrer Eigenart nicht. Das fällt natürlich Melanesien gegenüber auf. Und doch ist es ganz falsch, hierin etwas besonders Erstaunliches, ein Rätsel zu suchen. Man vergegenwärtige sich doch nur, daß ein Polynesier zu Cooks Zeiten, — also ehe noch der moderne große Verkehr des Stillen Ozeans anfängt, — eine Karte der Südsee zu entwerfen vermochte, in der fast alle Inseln enthalten waren. Also man kannte damals im polynesischen Volke fast ganz Polynesien, fast die ganze Inselwelt. Das beweist, daß man einen regen Verkehr gewohnt war. Wir wissen außerdem, daß die polynesische Kultur zur Zeit der Entdeckung im Niedergang und nicht im Aufschwung begriffen war. Vordem muß also der Verkehr noch viel reger, noch viel großartiger gewesen sein. Es hat sich sicher nicht nur um Verschlagungen gehandelt, sondern um einen regelrechten Schiffahrtsverkehr. Und dieser übereinstimmende, gemeinsame Zug des regen polynesischen Verkehrs erklärt auch die Einheit des Stiles, der Mythologie und der gesamten Kulturbeschaffenheit.

Außerhalb dieses polynesischen Zentralbeckens lag nur Hawai im Norden, die Osterinsel im Osten, Neuseeland im Süden und Mikronesien im Nordwesten. Von Polynesien nach Westen zu herrschte ein reger Verkehr. Auf der benachbarten Vitigruppe, die der Rasse nach durchaus als melanesisch bezeichnet werden muß, war die Polynesien zugekehrte Seite der Insel mit einer Mischrasse bevölkert, und auf der Hauptinsel lebten außerdem 200 Tonganer. Tonga und Fidschi führten Krieg miteinander. Aber die polynesische Kultur griff noch viel weiter nach Westen über; sie ragte bis in das Küstengebiet zwischen Neuguinea und Neuholland.

Wenn die hawaische Kultur anders aussieht, dann dürfen wir die Verschlagungen von Ostasien aus nicht vergessen. Die Osterinsel erkannten wir schon als isolierte Erscheinung. Neuseeland hat eine Mischbevölkerung. Wenn die Mischung auch ein verhältnismäßig einheitliches Produkt ergeben hat, so ist doch die untergeschobene melanesische Kultur nicht ganz zu vergessen.

Das alles verstehen wir aus geographischen Gründen. Interessant bleibt aber doch immer die Frage der Kulturzuführung von Asien aus. Hier liegen die großen Fragen nicht nur Poly-Mikronesiens. Was sich uns hier aufdrängt, sind die Probleme der Kulturwanderung über das Meer, die sicherlich nicht kurz vor den Küsten Amerikas Halt gemacht hat. Die Frage: „ist hier einmal ein Volk gewandert oder wälzten sich hier mehrere Kulturwellen übereinander?" verlangt eine vom geographischen Kulturhistoriker zu liefernde Antwort. Ich muß da auf verschiedene Schichtung aufmerksam machen.

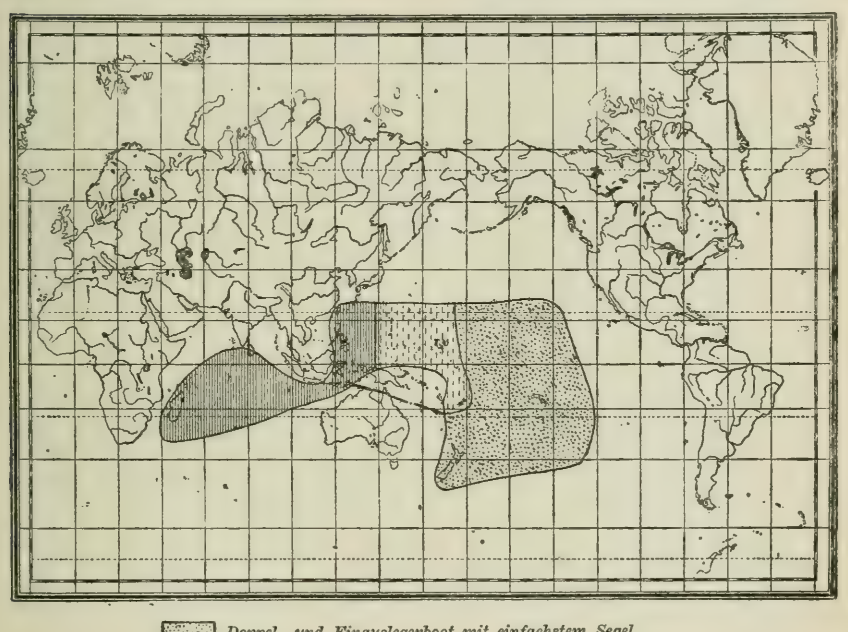
In beifolgendem Kärtchen gebe ich das Bild der Verbreitung von drei Schiffstypen. Die Typen selbst sind auf einer beifolgenden Tafel skizziert.

Das Außengebiet Polynesien birgt den ältesten Typus: Ein großes Doppelboot mit einfachem Segel. Dieses letztere ist dreieckig und zwar ist die eine Seite direkt am Mast befestigt, die andere an einer Rahe. Der spitze Winkel des Segeldreiecks befindet sich naturgemäß am Fuße des Mastes, wogegen die diesem gegenüberliegende schmalste Seite oben vom Mast abneigt. Die Bewegungen, die sich mit einem solchen Segel ausführen lassen, sind sehr beschränkt. Es kann sich nur um eine Drehung um den Mast handeln. Die Sicherung des Buges der Hochseefahrzeuge gegen hohen Seegang wird dann auf zweierlei Weise gewonnen. Entweder wird derselbe hoch emporragend gebaut oder die beiden Enden werden gleich dem Kajak der Nordvölker gedeckt. Diese Sicherung gegen die Wellen ist um so notwendiger, als der Mast meist ziemlich weit vorn steht und so der Winddruck stark auf diesem Teil lastet.

Das anschließende Gebiet Mikronesien zeigt eine bedeutend höhere Entwicklung. Das eigentlich mikronesische Segel ist ebenfalls dreieckig, aber es bewegt sich frei, ist nämlich mit zwei Rahen versehen, die die langen Schenkel einfassen, so daß sie sich an dem spitzen Winkel, der

auf der Vorderspitze des Bootes ruht, berühren. Die entwickeltste Form des dazu gehörigen Fahrzeuges ist ein hochgebautes Boot mit einem Ausleger. Während die polynesischen Boote vorn und hinten meist nicht gleich gestaltet sind, ist dies bei den mikronesischen stets der Fall. Demnach können die Mikronesier mit jedem Ende nach vorn segeln, was der polynesische Schiffbau nicht gestattet. Es ist das eine Folge der entwickelten Segelkonstruktion. Denn der Mikro-

Verbreitung der Haupttypen der alten transozeanischen Segelschiffahrt.



Doppel- und Einauslegerboot mit einfachstem Segel.

Das gleichseitige Einauslegerboot mit Mast und Doppelrahe.

Das Doppelauslegerboot mit Vierecksegel.

Südgrenze der alten Küstenschiffahrt.

nesier dreht, wenn das Boot seinen Kurs ändern soll, einfach die Spitze des Segels, d. h. den Teil, wo die Rahen sich schneiden, von einem Ende zum andern. Die Wirkung des beweglichen Segels auf den Schiffbau geht aber noch weiter. Da die Vorderseite des polynesischen Bootes stets die Vorderseite bleibt, also so schwierige Manöver wie das Herumtragen des Segels, das Kreuzen nicht erschweren — wenn auch anderseits die Ausnutzung dieser Verstellbarkeit des Segels in Wegfall kommt —, so steht bei diesem der Mast auf einem der beiden Doppelboote und nicht auf dem Schwerpunkt zwischen

beiden. In Mikronesien, wo dagegen der Ausleger stets an der Windseite, die flache Seite und das Steuerruder daher immer unter dem Winde gehalten werden, muß der Mast unbedingt auf dem Schwerpunkte ruhen, der etwa über der dem Ausleger zugewendeten Kante des Bootes zu suchen ist. Eine eigenartige Folge dieser Schwerpunktsverschiebung ist nun die verschiedene Bauchung des Schiffsrumpfes, welcher außen gewölbter ist als innen. (Siehe die Skizze des mikronesischen Bootes auf der erwähnten Tafel.) Eine Plattform über Boot und Ausleger und mächtig aufgerichtete Schiffsenden sind weitere Merkmale dieses eigenartigsten Schiffstypus der gesamten älteren Welt.

Endlich das dritte Gebiet: Ein Boot mit zwei Auslegern, je einer auf jeder Seite, in der Mitte des Bootes ein Mast mit viereckigem Segel, höhere Entwicklung des Steuerruders — das sind die Hauptmerkmale. Dieses Fahrzeug ist höher entwickelt als das vorige. Der Doppelbalancier ermöglicht die tollsten Manipulationen. Und doch ist die Entwicklungsfähigkeit dieses Bootes und Segels bei den Naturvölkern nicht zur höchsten Entwicklung gelangt, jedenfalls nicht zu der erstaunlichen Entwicklungshöhe wie das an sich mangelhaftere der Mikronesier. Und das ist sehr einfach zu erklären. Im Osten, Madagaskar und Indien zu, ist die Hochseefahrt mit diesen Booten schon vor dem Europäer durch den Dschunkentypus verdrängt, und im östlichen Indonesien wirken die Meere und die Entfernungen der Inseln nicht so erzieherisch wie in Mikronesien.

Die Schlußfolgerungen, die wir aus diesen Tatsachen und aus noch vielen anderen Kulturmomenten ziehen können, sind die, daß vom südlichen Asien aus mehrere Kulturfluten sich über das poly-mikro-indonesische Ozeanien ergossen haben, von denen jede einzelne einen höheren Typus erreichte als die vorhergehende. Der polynesische Kulturzustand verrät, daß sich dort die älteren Schichten fanden, wenn auch in verkümmerten Formen.

Die Mythologie der Polynesier.

Das polynesische Volk hatte seine Rangstufen: Adlige, Priester und Volk. Die höheren und die tieferen Schichten waren nicht nur durch Gesetze der Erbschaft von Titeln und Würden getrennt; sie waren auch verschieden an Bildung. Und die Bildung dieser alten Völker war eine mythologische. Mythologisch wurde das Leben aufgefaßt, der Zeitlauf, das Weltbild, Anfang und Ende des Daseins. Mythologisch ward das Schicksal der Sterbenden, mythologisch das Schicksal der Geburten erklärt.

Im Westen sinkt der feurige Sonnenball unter; — da sinkt er hinab in das Reich Mirus; — Miru fängt in seinen Netzen die Seelen der Toten auf; — im Lande der Sonne da drunten wohnen die Toten. Und der Schlußstein dieser einfachen Anschauung lautet: die Seelen

Die wichtigsten Boots- und Schiffstypen der Ozeanier.

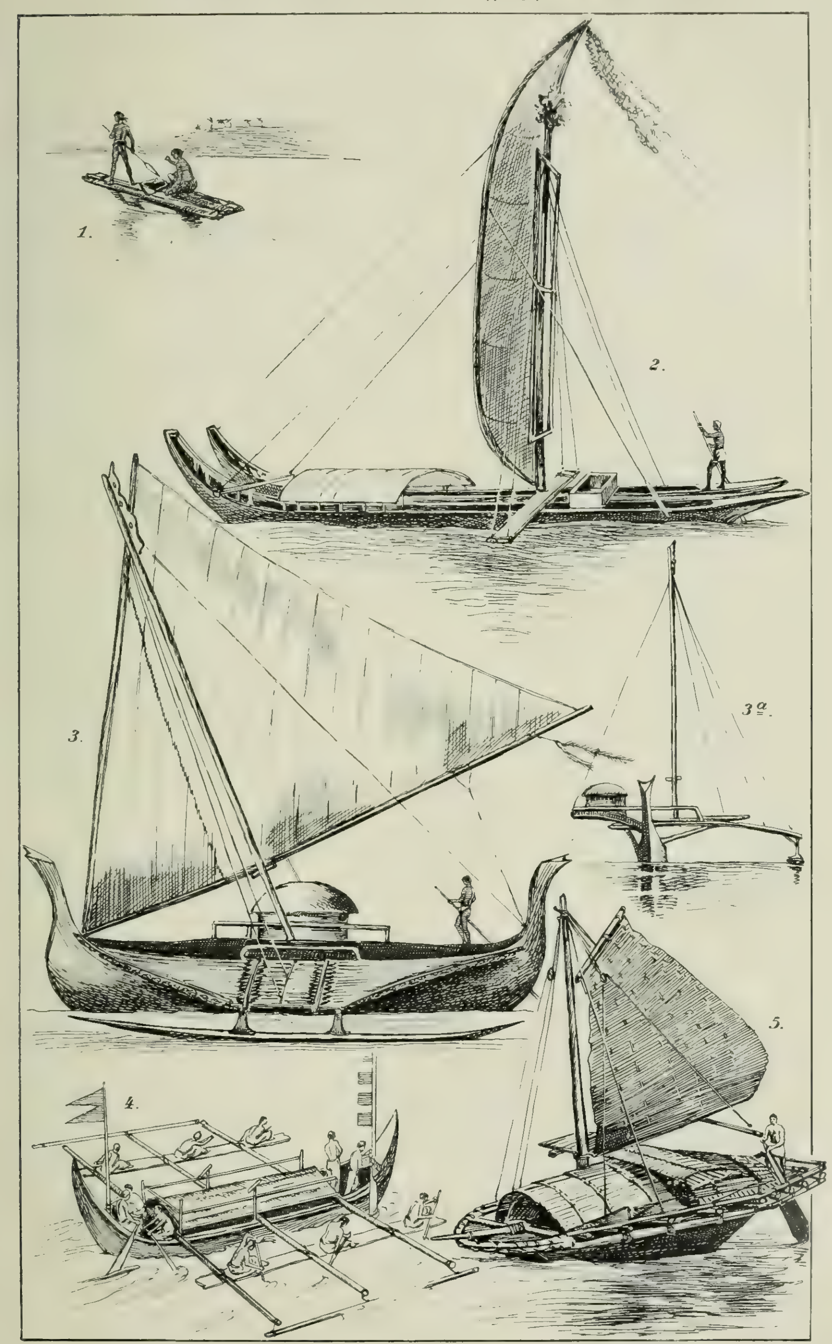
1. *Papua Deutsch-Neuguineas auf dem Floss. (Nach Otto Finsch.)*
2. *Polynesisches Doppelboot. Tahiti. — Stellt den Typus [signature] des im Text beifolgenden Kärtchens dar. Hauptmerkmale: Doppelboot; Bootskörper ungleichendig; Dreiecksegel mit einer Rahe; Mast steht in der Mitte zwischen beiden Booten. — (Nach einer Zeichnung der zweiten Reise des Kapitän Cook.)*
3. *Mikronesisches Auslegerboot; Zentral-Karolinen. — Stellt den Typus [signature] des im Texte beifolgenden Kärtchens dar. Hauptmerkmale: Auslegerboot; Bootskörper gleichendig; Dreiecksegel mit zwei Rahen; Mast steht zwischen Boot und Ausleger auf dem „Schwerpunkt." — (Nach einer Zeichnung von Choris, dem Reisegefährten Chamissos.)*

3a. *Dasselbe Boot von vorn gesehen.*

4. *Korro-Korro der Molukken; Gleichendiges Boot mit doppeltem Ausleger. — (Nach Forrest.)*
5. *Boot von Luzon; wichtig ist für uns die Segelanlage. — (Nach Friedrich Ratzel.)*

Die beiden letzten Bilder stellen die Hauptmerkmale des Typus [signature] des im Text beifolgenden Kärtchens dar.

Die wichtigsten Boots- und Schiffstypen der Ozeanier.



der Vornehmen, der Adligen sind es, die der Sonne und ihrem Laufe folgen dürfen.

Damit etwa fängt die mythologische Denkweise jener Zeit und jener Inseln an. Die oberen Rangstufen, die Herren und Priester, waren in solcher Anschauungsweise gebildet. Sie waren es, die die Mythen überhaupt kannten, die sie in ihren Familien forterbten. Das Erbe der Mythe war dem Polynesier das höchste Gut.

Die Mythologie der Polynesier ist die klarste aller Mythologien der Erde. Wenn man bedenkt, wie in dem verhältnismäßig kleinen und eng begrenzten östlichen Mittelmeere die Mythen der verschiedensten Völker sich mischten, wie semitisches, griechisches, persisches, indisches usw. usw. Material durcheinander flutete, so daß die Mythenkunde kaum weiß, worauf sie all die Elemente zurückführen soll, dann muß man erstaunen über die enorme Einheitlichkeit, welche sich in der Mythologie des gesamten Inselreiches im Großen oder Stillen Ozean äußerte. Offenkundig herrscht dort ein Weltbild, eine Hauptfigur der Mythologie, — ein Sonnengott. Der Sonnengott ist Maui. Ich will einige Hauptzüge seiner Schicksale hier bringen.

Die polynesische Mythologie kennt eine Schöpfung. Rangi und Papa lagern im Anfang fest aufeinandergepreßt. Da zerstört die keimende Welt die Ruhe. Sie werden getrennt. Die Geschichte wird auch noch anders erzählt: Im Anfang lag der Himmel auf der Erde so nahe, daß die Menschen nur kriechen konnten. Da stemmte ein Mann sich gegen ihn und brachte ihn ruckweise empor; erst hob er ihn bis zur Höhe der Tevepflanze, welche etwa vier Fuß hoch wird, dann bis zur Höhe der Kauarikibäume, dann bis zu der der Berge und zum Schluß in seine jetzige Lage. Unendliche Schwärme von Wasserjungfrauen (Libellen) unterstützten ihn, indem sie mit ihren zarten Flügeln die Stricke, die Himmel und Erde verbanden, zerrissen.

In diesem ursprünglichen Recken, der Himmel und Erde trennt, erkennen wir Maui, den Sonnengott. Die Stricke, die Himmel und Erde verbinden, sind die Sonnenstrahlen, welche in der Morgenröte langgestreckt und vereinzelt über den Himmel hinziehen. Das Bild ist fein variiert worden. — Wir kommen auf einen andern Punkt, wenn wir uns eine zweite Lesart der Schöpfung vergegenwärtigen: Im Anfang der Dinge treibt das Urei auf den Wellen. Die Schale zerspringt. Aus dem oberen Teile tritt der Himmel zutage, aus dem unteren die Erde. Aus der Nacht wird Tag, denn die Sonne leuchtet jetzt. — Es ist jede einzelne dieser Schöpfungsideen aus dem Bilde von Tag und Nacht genommen. Es ist dunkel, wenn Rangi und Papa im Anfange aufeinanderlagern. Die Welt wird aus der Nacht geschöpft, und der Schöpfer ist der Sonnengott Maui. Aus Mauis Leben werden wir die wichtigsten Glieder der Mythologie hier charakterisieren.

Der kaum geborene Maui wird von seiner Mutter in eine Haarlocke gehüllt und in das Meer geworfen. Ein Fisch verschlingt den Knaben. Später wird der Fisch an den Strand gespült. Vögel kom-

men herzu und hacken an seinem Leibe herum. Da kommt denn der Himmelsvater dazu, schneidet den Fisch auf und nimmt den gefundenen Knaben mit nach Haus. Dort hängt er ihn in das Dach, um ihn durch die Wärme des Feuers neu zu beleben.

Dies Bild ist sehr klar. In eine Haarlocke gehüllt, — das sind die Strahlen der untergehenden Sonne, — versinkt der Sonnenheld im Rachen des durch einen Fisch dargestellten Weltmeeres. Es ist immer ein Sonnenuntergang im Meere, wenn der Fisch einen sonst durch göttliche Eigenschaften ausgezeichneten Mann verschlingt. Wir werden diese Tatsache uns gelegentlich Mauis Tod nochmals vergegenwärtigen. Der Schnitt durch den Bauch des Fisches, welcher ausgeführt wird, um den in Nacht verschlungenen Sonnenhelden wieder zur Oberwelt zu bringen, ist derselbe, der ausgeführt wird, um Rangi und Papa zu trennen; es ist der Schnitt, der Himmel und Erde am Ende der Nacht im Beginne des Tages trennt. Dies bedeutet den Sonnenaufgang.

Maui, der Sonnenheld, führt herangewachsen ein tatenreiches Leben. Seine Handlungen sind nicht immer liebenswürdig. Er ist ein Strolch. Das liegt vollständig in der Natur der Sonne, welche auf der einen Seite befruchtend einen gütigen Charakter trägt, auf der andern Seite aber in tropischer Zügellosigkeit mordend und sengend über die Erde zieht. Wir müssen uns außerdem vergegenwärtigen, daß alle diese Mythologien vor der Zeit unserer Scheidung nach „Gut und Böse“ entstanden. Die leidenschaftliche Natur dieser Menschen, ihre soziale Auffassung, die im Vernichten und Verzehren der Feinde nichts Übles sieht, kehrt im Charakter des Sonnenhelden natürlich wieder. Als ein kleiner Rauhbein äußert sich z. B. der Sonnenheld Maui bei seiner Beschaffung des Feuers, beim Feuerdiebstahl, der bei den Polynesiern nichts von der heroischen Größe eines Prometheus zeigt.

Maui sagte zu seiner Mutter:

„Wohlan, so will ich Feuer für die Welt herunterholen; doch muß ich erst wissen, auf welchem Wege ich den Marsch antreten muß.“

Seine Eltern, welche das Land wohl kannten, sagten ihm:

„Wenn du gehen willst, so verfolge denn den breiten Pfad, der gerade vor dir herläuft; du wirst zuletzt an die Wohnung deiner Urahnin kommen; wenn diese dich fragt, wer du bist, so tust du gut, ihr deinen Namen zu sagen, denn dann wird sie dich als ihren Nachkommen erkennen; doch geben wir dir den wohlgemeinten Rat, ihr keine Possen zu spielen; wir haben gehört, daß deine Taten größer seien als die der Menschen und daß du es liebst, andere zu täuschen und zu quälen; vielleicht sinnst du jetzt schon darauf, diese deine alte Urahnin zu betrügen. Darum raten wir dir: unterlaß das und sei vorsichtig.“

Maui antwortete:

„Nein, ich will nichts als den Menschen das Feuer bringen; das ist alles, und ich werde zurückkehren, sobald ich kann.“

Darauf machte er sich denn auf den Weg, zog dahin und kam zur Wohnung der Göttin des Feuers. Was er da sah, das erfüllte ihn mit großem Staunen, so daß er lange Zeit sprachlos war. Endlich aber sagte er:

„O Herrin, willst du dich erheben? Wo befindet sich dein Feuer? Ich bin gekommen, um dich um etwas Feuer zu bitten."

Da richtete sich die alte Göttin gerade auf und sagte:

„Au=e! Wer kann dieser Sterbliche sein?"

Er antwortete: „Ich bin's."

„Von wo kommst du?" — fragte sie.

„Ich gehöre zu diesem Lande."

„Du bist nicht aus diesem Lande; dein Aussehen gleicht nicht den Bewohnern dieses Landes. Kommst du aus Nordost?"

„Nein."

„Kommst du aus Südost?"

„Nein."

„Kommst du aus Süden?"

„Nein."

„Kommst du aus Westen?"

„Nein."

„Kommst du aus der Richtung des Windes, der gerade auf mich zuweht?"

Und er sagte: „Ich komme."

„O dann," — rief sie, — „bist du mein Großkind! Was willst du hier?"

„Ich bin gekommen, um dich um Feuer zu bitten."

„Willkommen, willkommen, hier ist Feuer für dich!"

Damit zog die Alte einen ihrer Fingernägel aus, und beim Ausziehen flammte das Feuer von ihm mächtig empor, sie gab es ihm. Als Maui sah, daß sie ihren Nagel herausgezogen hatte, um Feuer zu schaffen, dünkte ihn das sehr wunderbar. Dann ging er eine kurze Strecke weiter, und nicht sehr weit von hier löschte er das Feuer aus, er löschte es ganz aus. Darauf kehrte er zurück und sagte:

„Das Licht, das du mir gabst, ist ausgegangen, gib mir doch ein anderes."

Da faßte sie einen andern Nagel und riß ihn als Licht für ihn aus. Und er verließ sie, ging ein wenig beiseite, löschte das Licht wieder aus, kehrte zurück und sagte:

„O Göttin, gib mir, ich bitte dich, ein anderes Licht, denn das letzte ist wieder ausgegangen."

Und so ging er hin und her, bis sie alle Nägel von den Fingern der einen Hand ausgezogen hatte, dann begann sie mit der andern Hand, bis sie auch aus dieser alle Fingernägel herausgezogen hatte. Dann begann sie mit den Nägeln der Füße und zog sie in derselben Weise aus, nur den Nagel einer ihrer großen Zehen nicht. Da dachte die alte Frau bei sich: „Dieser Bursche spielt mir sicher einen Streich."

Darauf zog sie denn den letzten Fußnagel ebenfalls heraus; er ward ebenfalls zu Feuer; sie aber warf ihn auf die Erde, so daß der ganze Platz Feuer fing. Dabei rief sie Maui zu:

„So, nun hast du alles.“

Maui lief davon und eilte, zu entkommen, aber das Feuer eilte ihm nach, dicht hinter ihm her; es war auf seinen Fersen. Da verwandelte er sich in einen leichtbeschwingten Adler und flog mit rasender Geschwindigkeit von dannen, aber das Feuer folgte ihm und hätte ihn fast eingeholt. Da stieß der Adler in einen Teich hinunter. Doch das Wasser desselben war fast siedendheiß. Und die Wälder wurden ebenfalls vom Feuer ergriffen, so daß er sich nirgends niederlassen konnte; Erde und Meer standen in Flammen. Und Maui war nahe daran, im Feuer umzukommen.

Da rief er in seiner höchsten Not seine Vorfahren an, ihm Wasserströme zu Hilfe zu senden. Und siehe, Sturm und Wind erhob sich, und sein Altvorderer sandte ihm starken, langen Regen, so daß das Feuer gelöscht wurde. Und die Urahnin Mahuika, die Feuergöttin, wäre fast in dem Regen umgekommen. —

Dies Bild bedarf keiner langen Erklärung. Der Sonnenaufgang ist hier so herrlich geschildert, wie nur irgend denkbar. Wir müssen an die griechische Aurora mit den rosenfarbenen Fingern denken. Aber die rosenfarbenen Finger wurden in den tropischen Ländern zu lodernden Feuerbränden. Und das Bild ist hier auch in der Natur großartiger. Der Sonnenaufgang in den Tropen ist ein über alle Beschreibung erhabenes Gemälde.

Alle Taten Mauis sind kosmogonischer Natur. In einem Kahne zieht er hinaus auf das Urmeer; als er seine Angel in die Fluten herniedersinken läßt und sie wieder emporzieht, bringt er nicht gewöhnliche Fische zum Vorschein; die Inseln sind es, welche die ersten Sonnenstrahlen des Morgens treffen. Und zum andern Male, als Maui sieht, daß die Sonne zu schnell dahineilt, verfertigt er eine Schlinge, mit der er die Sonne fängt, um sie zum Stillstehen zu zwingen. Die Sonne zerrt und zerrt, sie kommt nur langsam vorwärts; matt wälzt sie sich über den Horizont dahin. — Dies Bild veranschaulicht die Mittagssonne, die nach schnellem Morgenaufstiege scheinbar träge und faul über den Mittagshimmel dahinwandelt.

Und dann kommt der gigantische Sonnenuntergang.

Maui sieht, daß er nicht mehr bleiben kann. Sein Vater sagt ihm, daß der Tod ihn erwarte und treffen werde durch Hine-nui-te-po, welche aufblitzt und gähnt, wo Himmel und Erde sich begegnen. Maui beschließt daher, sie zu bezwingen. Hat er doch schon genug große Taten vollführt! Er nimmt sich Vögel zu Gefährten, warnt sie, wenn er in den Mund der Schrecklichen krieche, etwa zu lachen; lachen sollen sie, wenn er wieder herauskomme, denn im ersteren Falle müsse er, im letzteren werde Hine-nui-te-po sterben. Er entkleidet sich. Die Haut seiner Hüften ist schön gefärbt und bunt von den Tätowierungsmarken, welche ihm der Meißel eines Gottes ge-

schnitten hat. Als er in den Rachen der alten Ahnfrau tritt, lacht der kleine Vogel Tiwakawaka laut auf; — Hine-nui-te-po erwacht; — sie tötet Maui.

Wenn Maui nicht gestorben wäre, brauchten auch die Menschen nicht zu sterben. —

Hine-nui-te-po, die Meeresgöttin der Nacht, die Göttin des die Toten regierenden Mondes, kehrt hier als jener Fisch wieder, der die untergehende Sonne verschlingt. Die schön tätowierten Hüften — das ist die letzte Pracht der untergehenden Sonne. Und wenn es heißt, daß Maui mit seinem Sterben den Tod in die Welt gebracht hat, dann ist das dahin umzudeuten, daß mit der Sonne die Geister der Verstorbenen hinunterziehen in Mirus Reich.

Und daß die Seelen der Sonne folgen, das ist der Uranfang und der Schlußstein aller hohen Mythologie.

Unfreiwillige Wanderungen im nordwestlichen Polynesien.

Nach Parkinson*) (1896).

Zu dem Bereich des deutschen Schutzgebietes der Neu-Guinea-Kompagnie gehörend und nicht weit von den von Melanesiern bewohnten Salomoninseln und Neumecklenburg (Neuirland) gelegen, ziehen einige kleine Inselgruppen, welche von Polynesiern bewohnt sind, unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich. Es sind dies die Ongtong, Javainseln, die Tasmaninseln, die Fead- oder Abgarrisinseln und die Mortlock- oder Marqueeninseln.

Es ist wohl unzweifelhaft, daß die Bevölkerung dieser Inseln polynesischen Ursprungs ist, d. h. daß sie von Polynesiern, welche im Osten wohnten und von dort auswanderten, sei es nun freiwillig oder unfreiwillig, bevölkert wurden. Eine alte Sage über die Entstehung der Bevölkerung der Abgarrisinseln, welche mir dort mitgeteilt wurde, bestätigt diese Ansicht. Die Sage lautet wie folgt:

„Im Anfang kamen über den Ozean in einem Kanu zwei Götter mit drei Frauen. Sie kamen aus Nukuor und Taraua. Die Namen der Götter waren Katiariki und Haraparapa; die drei Frauen hießen Lopi, Tefuai und Tupulelei. Als das Kanu das Riff erreichte, schlug Katiariki mit seinem Stock ins Wasser, und aus der Tiefe erhob sich eine Blase, welche, an der Oberfläche angekommen, zerplatzte und woraus dann ein dritter Gott, genannt Loatu, entsprang. Gleichzeitig erhob sich unter den Füßen der drei Götter eine Sandbank über der Meeresfläche. Katiariki und Haraparapa waren große Freunde und nahmen auch Loatu in ihren Bund auf. Als sie jedoch die Beobachtung machten, daß die Insel öde und unbebaut war, beschlossen Katiariki und Haraparapa eine Reise anzutreten, um Nahrungsmittel zu suchen; Loatu wurde beauftragt, die Insel zu hüten. In der Ab-

---

*) „Zur Ethnographie der Ongtong Java- und Tasmaninseln" im Internationalen Archiv für Ethnographie. Herausg. von J. D. E. Schmeltz, Bd. X. Leiden 1897.

wesenheit der beiden Obengenannten erschien noch ein anderer Gott, genannt Tepu; er kam aus Nekumanu, vertrieb Loatu und nahm die Insel in Besitz. Mittlerweile kehrten Katiariki und Haraparapa mit Nahrungsmitteln zurück, und als sie gewahrten, daß Tepu ihr Eigentum genommen, waren sie erzürnt und warfen in ihrem Zorn die mitgebrachten Nahrungsmittel fort; dies ist der Grund, daß eine gewisse Seeschnecke, sowie die Yampflanze nur auf der nordwestlichen Gruppe vorkommen und nicht auf der Hauptinsel Nuguria. Katiariki und Haraparapa riefen den vertriebenen Loatu herbei und alle siedelten sich auf Nuguria an. Tepu bewohnte den kleinen Hügel Mauga (Berg), und Mauga ist seit jener Zeit bis zum heutigen Tage heiliger Grund und Boden, den Göttern und deren Verehrung ausschließlich geweiht. Katiariki und Haraparapa siedelten sich rechts und Loatu links von dem Hügel Mauga an, und alle werden heute noch als höhere Wesen verehrt."

Aus dieser Sage geht hervor, daß diese Gruppe zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Gegenden besiedelt worden ist, und daß erst nach mancherlei Zerwürfnissen ein Verständnis zwischen den Einwanderern erzielt wurde. Die Sage gibt die ursprüngliche Heimat ganz genau an, nämlich Nukuor in den Carolinen und Taraua in den Kingsmillinseln; Nukumanu ist die heutige Tasmangruppe. In der nachstehenden Tabelle finden sich die Entfernungen der verschiedenen Gruppen von ihren polynesischen Nachbarn im Osten:

	nach Abgarris	Marqueen	Ongtong Java
Von Samoa etwa:	2100 Seemeilen	1920 Seemeilen	1800 Seemeilen
„ Elliceinseln:	1500 „	1320 „	1200 „
„ Kingsmillinseln:	1120 „	1050 „	900 „
„ Nukuorinseln:	450 „	540 „	620 „

Diese Zusammenstellung wird in der Folge dem Leser die Ausdehnung der von den Polynesiern unternommenen Wanderungen veranschaulichen.

Die Wanderungen der Polynesier von Osten nach Westen finden noch heute statt; eine ganze Reihe von solchen sind mir im Laufe der Jahre bekannt geworden. So wurden im Jahre 1885 auf der Insel Buka zwei Kanus aus den Gilbertinseln angetrieben. Die Insassen des einen Kanus wurden von einem Schiff der „Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft", die des zweiten wurden von einem Schiff der Firma Forsayth in Neupommern gerettet. Das erste dieser Kanus war aus Apamama (Kingsmillinseln) und hatte acht Leute an Bord gehabt, von denen unterwegs drei starben; es war nach Rechnung der Leute 31 Tage auf See gewesen. Das zweite war aus Nukunau (Kingsmillinseln) und hatte sieben Leute an Bord gehabt, wovon zwei unterwegs starben. Die Leute wurden über Samoa nach ihrer Heimat zurückgesandt. Sie waren alle ohne Ausnahme beim Landen in Buka sehr erschöpft, erholten sich jedoch nach kurzer Zeit. Daß diese Leute mit dem Leben davonkamen, hatte darin seinen Grund, daß sie keine

Waffen hatten, und sich nicht zur Wehr setzten. Den allermeisten der Angetriebenen geht es nicht so gut. So kenne ich eine Frau auf einer der Inseln im Carolahafen, welche aus Arorai (Kingsmillinseln) stammt. Als ich sie vor etwa sechs Jahren zum erstenmal sah, war sie etwa 25 Jahre alt und ihrer hellen Hautfarbe halber leicht von den fast schwarzen Bukaweibern zu unterscheiden. Diese Frau erzählte, daß sie als halbwüchsiges Mädchen mit drei Männern und einer Frau auf der Ostseite Bukas angetrieben sei. Die Männer wie die Frau hatten sich zur Wehr gesetzt und waren erschlagen worden, sie selber sei gut behandelt und später nach Landessitte an einen Bukainsulaner verkauft worden. Mit diesem lebte sie als Ehefrau; als ich sie zum erstenmal sah, schien sie mit ihrem Lose ganz zufrieden; selbst als ich ihr anbot, sie loszukaufen und nach ihrer Heimatinsel Arorai zu senden, zog sie es vor, in der neuen Heimat zu bleiben. Auf der Ralumpflanzung in Neupommern ist augenblicklich ein Arbeiter beschäftigt, der mit mehreren Landsleuten von Abgarris nach Buka verschlagen und dort vor etwa zwei Jahren angeworben wurde; drei der mit ihm Verschlagenen waren getötet worden.

Im Ernst Günther-Hafen, am Nordostende von Bougainville, erhielt ich vor zehn Jahren einen mit Haifischzähnen besetzten, freilich sehr defekten Speer, den ich sofort als eine Kingsmillwaffe erkannte. Man sagte mir, daß dieser Speer aus einem Kanu stamme, welches vor vielen Jahren mit acht hellfarbigen Menschen dort angekommen sei. Einige waren sofort erschlagen worden, andere hätten eine Zeitlang mit den Eingeborenen gelebt und wären dann gestorben. Man erzählte mir ferner, daß seit jener Zeit drei Kanus auf einmal angekommen seien, welche etwa südlich auf der kleinen Insel Tekareu gelandet seien; sie hatten sich dort mehrere Tage aufgehalten, waren dann, wohl aus Nahrungsmangel, nach der Hauptinsel hinübergegangen und dort von den Eingeborenen überfallen und erschlagen worden. Es waren große, hellfarbige Menschen mit vieler Tätowierung, und sie hatten keine Waffen, aus welchen Umständen ich schließe, daß es Ongtong-Javaleute gewesen sind. Drei durch Rauch präservierte Köpfe habe ich vor Jahren in einem Hause an der Manningstraße gesehen; der eine Kopf hatte noch einen Schildkrot-Ohrring im Ohrläppchen, wie man sie in Ongtong-Java trägt, woraus ich schließe, daß sie von dorther angetrieben seien; das Kopfhaar war bei allen Köpfen leicht gewellt und tiefschwarz. In Numanuma auf der Ostküste von Bougainville erstand ich vor Jahren ein Halsband, welches für die Kingsmillinseln charakteristisch ist. Es besteht aus vielen, kreisrunden Konusplatten, welche so aufgereiht sind, daß eine Platte immer die nächste auf etwa Dreiviertel bedeckt. Dies stammte aus einem Kanu mit hellfarbigen Menschen, welches damals, im Jahre 1884, vor etwa zwei Jahren angetrieben war. Es waren sieben Leute im Kanu gewesen, und obgleich man mir nicht sagen wollte, was aus denselben geworden, so läßt sich doch mit Sicherheit annehmen, daß sie bei ihrer Landung erschlagen wurden.

Der jetzt verstorbene alte König Goroi in den Shortlandinseln erzählte, daß ihm eine ganze Anzahl von Antreibungen hellfarbiger Menschen bekannt seien. Er erinnerte sich genau der Ankunft von zwei Kanus mit Männern und Weibern, welche sich lange auf einer der Shortlandinseln unbehelligt aufhielten. Die Leute verkehrten mit Gorois Leuten und erlernten zum Teil deren Sprache. Goroi erinnerte sich des Namens ihrer Heimat, die er Beru aussprach, welches wohl nur eine Verderbung des Namens Peru, einer Insel des Kingsmill-Archipels, ist. Goroi hatte wohl anerkannte Hoheitsrechte über einen bedeutenden Teil der Inseln Choiseul und Bougainville und schickte alljährlich seine Kanus nach diesen Gegenden, um Tribut einzufordern. Er war infolgedessen über alle Vorkommnisse in seinem Gebiet unterrichtet und daneben ein selten intelligenter und begabter Eingeborener. Wenn er mir zu jener Zeit außer den zwei vorgenannten Fällen noch vierzehn aufzählte, so ist bei mir kein Zweifel vorhanden, daß er die Wahrheit erzählte. Er wußte auch genau über das Verbleiben der Leute zu berichten, welches immer mit den Worten „Man hat sie erschlagen!" angedeutet wurde. Auf Ongtong-Java wurde mir erzählt, daß recht häufig Kanus abtreiben und niemals zurückkehren. Im Jahre 1880 sind nicht weniger als 16 Kanus auf einmal abgetrieben; von diesen fand ich im Jahre 1885 ein Anzahl von Männern auf den Marqueeninseln. Auf derselben Insel sagte man mir ferner, daß von Zeit zu Zeit Leute, die man als ihres eigenen Stammes ansieht, dort antreiben und sich mit den Eingeborenen vermischen. Von Sikaiana kommen häufig Kanus nach Ongtong-Java, aber die Leute warten dann günstige Winde und Strömungen ab, um dann wieder nach Sikaiana zurückzugehen.

Nun ist die Entfernung von den Kingsmillinseln bis Buka in den Salomoninseln ungefähr dieselbe wie von den Elliceinseln nach Ongtong-Java, und da ich soeben nachgewiesen, daß heute noch Auswanderungen von den Gilbertinseln nach den Salomoninseln vorkommen, wenn auch unfreiwillig, so können solche Auswanderungen von den Kingsmillinseln und Elliceinseln nach Ongtong-Java ebensogut stattgefunden haben. Wenn auch die Einwanderungen der Polynesier in den Salomoninseln, obgleich häufig gering, keinen dauernden Einfluß auf die dortigen Melanesier ausgeübt haben, so liegt dies in der Ungastlichkeit und Unliebenswürdigkeit der Melanesier, welche heutzutage noch mit wenigen Ausnahmen jeden Fremden feindlich empfangen, um so mehr, wenn sie sehen, daß er erschöpft und verlassen ist. Weit besser ist es den Verschlagenen auf den Koralleninseln ergangen, wo entweder gar keine oder höchstens eine schwache Bevölkerung angetroffen wurde.

Jedenfalls haben wir auf diesen Inseln eine Bevölkerung vor uns, welche sich aus den verschiedensten Gegenden Polynesiens rekrutiert hat und dafür aus allen Gebieten ein gewisses charakteristisches Merkmal aufzuweisen hat, welches ihre Verbindung mit weit entfernten Gegenden beweist. So weist ihre Sprache hauptsächlich nach

Samoa und den Elliceinseln, manche ethnographische Eigentümlichkeiten nach den Kingsmillinseln, z. B. die eigentümlichen Lanzen von Ongtong-Java und Tasman und das „Kua“ genannte Geld; dagegen wiederum andere nach den Karolineninseln, wie z. B. der Webeapparat. Wieder andere Gegenstände führen uns 600 Meilen weiter nach Westen, z. B. die Schildkrötenknochenaxt von Marqueen.

Dieser letzte Umstand führt mich auf die Frage einer Einwanderung von Westen her; nachweisbar ist eine solche allerdings, aber ob sie die für die Bevölkerung dieser Inselgruppen maßgebende gewesen ist, scheint sehr zweifelhaft zu sein.

Auf den Abgarrisinseln leben heute noch zwei Frauen aus Ninigo, welche vor etwa 30 Jahren dort mit anderen ihrer Landsleute antrieben. Abgarris und Ninigo liegen ca. 600 Seemeilen voneinander entfernt. Die Abgarrisinsulaner behaupten heute noch, daß diese Ninigoleute eine bösartige Krankheit importiert haben, die nach und nach fast die ganze Bevölkerung hinraffte. Auf Ongtong-Java erhielt ein mir befreundeter Kapitän vor Jahren eine Maske, welche aus Neumecklenburg stammt, anscheinend aus den Gardnerinseln, eine Entfernung von etwa 550 Seemeilen. Auf den Marqueeninseln sind vor Jahren von dem dort wohnenden Händler zwei Speerspitzen aus Obsidian aufgefunden worden, welche zweifelsohne aus den Admiralitätsinseln stammen, obgleich diese etwa 650 Meilen weiter westlich liegen. Auf Ongtong-Java weiß man heute noch zu erzählen, wie vor Jahren zwei große Kanus ankamen, welche schwarze Menschen brachten. Diese landeten auf einer Insel, töteten alles und wurden nur unter Aufbietung der gesamten Kraft der Bevölkerung endlich erschlagen.

Es ist hier kein Zweifel vorhanden, daß die Eindringlinge Salomonier waren, welche infolge ihrer besseren Waffen und ihrer größeren Kampflust zeitweilig den weniger gut bewehrten und viel zaghafteren Ongtong-Javaleuten ernstliche Schwierigkeiten bereiteten. Daß die Salomonier jedoch an einzelnen Orten die polynesische Bevölkerung verdrängt haben, dafür kann ich meiner Meinung nach ein gutes Beispiel anführen. Auf den Carteretinseln wohnt heutzutage ein Stamm, welcher seine Herkunft aus Hanahan auf der Ostküste von Buka ableitet. Die Carteretinsulaner stehen heutzutage noch in lebhafter Verbindung mit Buka. Ein mir wohlbekannter Häuptling auf Carteret erzählte mir, daß vor vielen Jahren Hanahanleute auf einer Reise nach den Nissauinseln nach Carteret verschlagen wurden und sich dort ansiedelten, daß sie jedoch ihren Weg nach Buka wieder zurückfanden und von dort weitere Ansiedler mitbrachten. Derselbe alte Häuptling nannte neun Vorfahren, bis auf den ersten, der die Carteretinseln gefunden. Weiter war hier nichts zu erfahren; als ich jedoch vor wenigen Jahren den Eingeborenen Carterets Tridacna*)-Axtklingen zeigte, da brachten sie mir eine An-

*) Eine Muschelart.

zahl derselben von gleicher Form wie auf Abgarris oder Ongtong-Java herbei. Man sagte mir, diese Klingen fänden sich in der Erde, wohl in alten Gräbern, und da die Bukaleute keinerlei Tridacna-klingen kennen, so müssen die Fundstücke von den früheren Bewohnern herrühren.

Wenn nun freilich aus dem Vorstehenden die Schlußfolgerung gezogen werden könnte, daß es den unfreiwilligen polynesischen Emigranten in der Regel schlecht genug ergeht, wenn sie irgendwo landen, und, den Gefahren einer langen Seefahrt kaum entronnen, ein Opfer der Mordlust und der Grausamkeit anderer Eingeborenen werden, so läßt sich dagegen einwenden, daß die Koralleninseln, welche jetzt ihren Wohnsitz bilden, zu jener fernen Zeit, als die ersten Ansiedler dort landeten, wahrscheinlich unbewohnt waren. Es gibt im Stillen Ozean heute noch Inseln und Inselgruppen, welche völlig unbewohnt sind und den dorthin Verschlagenen die Mittel liefern, sich eine Heimat zu gründen und weiter fortzuleben. Es ist erstaunlich mit wie wenigem ein Eingeborener auskommt. Ich will hier ein Beispiel anführen: Im Jahre 1885 rettete ein Schiff der Firma Forsayth in Neupommern zwei Eingeborene aus den Abgarrisinseln, welche man auf der etwa 15 Seemeilen weiter südlich gelegenen Sandinsel entdeckte. Die Geretteten, ein Mann und eine Frau, waren aus Furcht vor dem damaligen Häuptling Soa in Nuguria mit einem Kanu entflohen und hatten sich auf die Sandinseln gerettet. Hier hatten sie 15 Monate zugebracht, von den Erträgen der Fischerei gelebt und nur gelegentlich eine angetriebene Kokosnus als vegetabilische Nahrung genossen. Die Insel selbst bietet nichts Eßbares aus dem Pflanzenreich. Als Hütte diente ihnen eine Grube im Sande, die sie nach und nach mit den Schalen von gefangenen Schildkröten deckten. Wasser fingen sie bei regnerischem Wetter in Tridacnaschalen, Schildkrötenschalen und anderen ähnlichen Gefäßen, wie sie die Natur bot, auf. Als sie entdeckt wurden, erkundigten sie sich, ob es die Absicht des Kapitäns sei, sie nach Nuguria zurückzuführen, in welchem Fall sie es vorzögen, auf der Sandinsel zu bleiben, da sie jedoch nach Ralum in Neupommern gingen, so waren sie mit dem Wechsel ihres Wohnortes zufrieden. Wenn diese zwei Menschen auch nach ihrem 15 monatlichen Aufenthalt auf der Sandinsel nicht gerade wohlgenährt genannt werden konnten, so waren sie andererseits jedenfalls weder schwächlich noch erschöpft, und der Mann konnte nach wenigen Tagen stundenlang in einem Boot rudern. — Ein Europäer würde kaum während weniger Wochen sein Leben dort haben fristen können. Wenn wir also annehmen, daß die Vorfahren der jetzigen Bewohner Ongtong-Javas oder Tasmans dort zum erstenmal landeten, so war es ihnen recht gut möglich, dort eine Heimat zu gründen, zumal, da die Inseln von größerer Ausdehnung waren und sicherlich dies oder jenes vegetabilische Nahrungsmittel boten, womit die reichlich vorhandene Kost, welche Riff und Meer lieferten, variiert werden konnte.

Auch die Unvollkommenheit der Fahrzeuge bietet kein Hindernis

für lange Seefahrten. Das Meer in den Äquatorialregionen ist in der Regel nicht stürmisch und infolgedessen nicht stark bewegt. Schlägt ein Kanu auch dann und wann um, so sind die Polynesier ohne Ausnahme so gewandte Schwimmer, daß sie ihr leichtes Fahrzeug ohne große Mühe selbst in stark bewegter See aufrichten und sich selber hineinschwingen. Wind und Strömung treiben unaufhaltsam nach einer bestimmten Richtung weiter, und wer in der Südsee die Schnelligkeit der Strömungen zu beobachten Gelegenheit hatte, wird mir zugeben, daß diese allein genügt, ein Fahrzeug in 24 Stunden 60 Meilen weit zu treiben.

Man könnte nun fragen, wie es den Verschlagenen, welche doch auf keine so weite Reise vorbereitet waren, möglich wurde, dreißig und noch mehr Tage auf dem Meere ohne Nahrungsmittel herumzutreiben. Allerdings ist ein polynesischer Magen sehr geduldig und kann lange Zeit ohne Nahrung standhalten; fliegende Fische werden wohl nicht in genügender Anzahl vorhanden gewesen sein, um das Leben zu erhalten, aber ich hege die Vermutung, daß die unterwegs Verstorbenen nicht immer eines natürlichen Todes sterben. Die im Jahre 1885 von einem Schiff der Firma Forsayth in Buka geretteten Leute aus Nukunau, mit denen ich Gelegenheit hatte, mich vielfach zu unterhalten, gerieten immer in eine Art Verwirrung, wenn man den Tod ihrer Gefährten erwähnte, und wurden häufig auf Widersprüchen ertappt, wenn über die Todesart befragt. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß auf solchen unfreiwilligen Fahrten die Schwächeren im Kampf ums Dasein den Stärkeren unterliegen.

Ruhetage alter Seefahrer auf Tahiti.

Nach Cook*) (1771).

Als eine alte Frau von Rang, die mit der Fürstenfamilie verwandt war, starb, verschaffte uns dies Gelegenheit, ein Leichenbegängnis zu sehen, und bestärkte uns in unserer Meinung, daß diese Völker, den jetzigen Gebräuchen aller derzeitig bekannten Völker zuwider, ihre Toten nicht begraben. In der Mitte eines kleinen Vierecks, das mit einem hübschen Gitter von indianischen Rohren umgeben war, wurde die Wetterdecke eines Kahns über zwei Pfosten ausgebreitet und unter derselben die Leiche auf ein Gestell niedergelegt. Sie war mit feinem Tuche bedeckt, und neben derselben wurden Brotfrüchte, Fische und andere Lebensmittel hingelegt. Wir mutmaßten, daß diese Speisen für den Geist der Verstorbenen bestimmt wären, und folglich, daß diese Leute irgend einen dunklen Begriff von einem abgesonderten

---

*) In „Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Süd-Meer." Bd. II. Berlin 1774. Das Werk behandelt außer mehreren andern, die erste Reise des Kapitän Cook.

Zustande der Seele haben müßten. Als wir aber den Tubourai Tamaide hierüber ferner befragten, berichtete er uns, daß die Speisen als ein Opfer für ihre Götter dahingelegt würden. Sie glauben aber deswegen ebensowenig, daß die Götter essen, als die Juden glaubten, daß Jehowah in einem Hause wohne, wenn sie ihm auch zu Jerusalem einen Tempel erbauten. Das Opfer wird allhier bloß als ein Ausdruck der Ehrfurcht und Dankbarkeit und als ein Flehen um die nähere Gegenwart der Gottheit dargebracht.

Im Vordergrunde der Begräbnisstelle war eine Querstange, an der die Verwandten der Verstorbenen standen, um dieser den Zoll ihrer Betrübnis zu entrichten, und unter der Wetterdecke lagen unzählig viele und kleine Stückchen Tuch, mit welchen die Zähren und das Blut der Leidtragenden aufgefangen worden waren; denn in den Anfällen ihres Jammers ist es unter ihnen durchgehend gebräuchlich, sich mit einem Seehundszahne zu verwunden. Einige wenige Fuß weit von der Stelle waren für eine gewisse Zeitdauer zwei Häuser aufgerichtet worden. In dem einen wohnten einige Verwandte der Verstorbenen für beständig, im andern aber hielt sich der vornehmste Leidtragende auf, welches stets ein Mann ist, der, in einen sehr sonderbaren Anzug gekleidet, daselbst verbleibt und eine Feierlichkeit begeht, die weiter unten beschrieben werden soll. Nahe dem Orte, wo man den Leichnam solchergestalt der Verwesung überläßt, werden hernach die Gebeine desselben beerdigt.

Wenn wir eine Beschreibung von den Sitten eines unbekannten Volkes lesen, so pflegen wir die Torheiten und Ungereimtheiten des menschlichen Geschlechts weit leichter in denselben zu erblicken, als in den Gebräuchen, mit welchen uns die Gewohnheit schon allzu bekannt gemacht hat. Der größte Nutzen, den man aus einer solchen Beschreibung ziehen kann, ist daher ohne Zweifel dieser, daß wir jene fremden Sitten mit den unsrigen vergleichen und zusehen, ob nicht beide im Grunde einerlei sind. Wenn z. B. ein ehrlicher Anhänger der römischen Kirche liest, daß es an den Ufern des Ganges Indianer*) gibt, welche sich der Glückseligkeit eines künftigen Lebens dadurch zu versichern glauben, daß sie in den letzten Augenblicken ihres Daseins einen Kuhschwanz in der Hand halten, so lacht er über ihre Torheit und ihren Aberglauben; sollte man diesen Indianern dagegen sagen, daß es auf dem festen Lande von Europa Menschen gäbe, die gleiche Vorteile von dem Pantoffel eines heiligen Franziskanermönchs erwarten, wenn sie so glücklich sind, mit demselben am Fuße zu sterben, so würden sie ihrerseits nicht weniger lachen.

Am 10. Juni sollte das Leichenbegängnis der alten Frau, deren Begräbnisplatz soeben beschrieben worden ist, von den vornehmsten Leidtragenden gefeiert werden. Der uns begleitende Herr Banks

---

*) Unter „Indianern“ wurden in alten Zeiten nicht nur die Eingeborenen Amerikas, sondern die Bewohner aller östlich Indiens gelegenen Länder verstanden. Heute bezeichnen wir nur die rothäutigen Eingeborenen Amerikas als Indianer.

war so begierig, alle Geheimnisse dieser Feierlichkeit mit anzusehen, daß er sich entschloß, unmittelbar teil daran zu nehmen, zumal man ihm sagte, daß er unter keiner anderen Bedingung daran teilnehmen könne. Er begab sich also des Abends nach dem Orte, wo der Leichnam lag. Die Tochter der Verstorbenen empfing ihn daselbst in Gesellschaft verschiedener anderer zu dieser Festlichkeit gehörigen Personen, unter welchen sich auch ein Knabe von ungefähr 14 Jahren befand. Tubourai Tamaide sollte der vornehmste Leidtragende sein; die Kleidung, in welcher er bei dieser Gelegenheit erschien, war höchst seltsam. Herr Banks mußte sich nackend ausziehen, und statt seiner europäischen Kleider wickelte man ihm ein schmales Stück vom hiesigen Zeuge mitten um den Leib und färbte diesen bis an die Schulter mit Kohlen und Wasser so lange, bis er über und über schwarz wie ein Neger war. Eben diese Zeremonie nahm man noch mit verschiedenen Personen, unter anderen mit einigen Frauenzimmern vor, die sich gleich ihm nackt ausziehen mußten. Der Knabe wurde hierauf vom Kopf bis zum Fuß schwarz angemalt, und alsdann setzte sich die Prozession in Bewegung. Tubourai Tamaide murmelte vor dem Leichname etwas her, das vielleicht ein Gebet sein mochte, und wiederholte dies, als er an sein eigenes Haus kam. Von dort aus nahm die Prozession ihren Weg nach dem Fort hin, denn wir hatten ihnen Erlaubnis erteilt, sich bei dieser Gelegenheit demselben zu nähern. Die Indianer, welche nicht mit zum Trauergeleite gehören, fliehen vor demselben aufs eilfertigste, sobald sie es nur von weitem erblicken. Als sich die Prozession näherte, versteckten sich deshalb die in der Gegend des Forts befindlichen Eingeborenen in die Wälder. Vom Fort aus ging der Zug längs der Küste hin, woselbst ein anderer Trupp von mehr als hundert Indianern sich entfernen, und jeder in den nächsten besten Schlupfwinkel kriechen mußte. Alsdann ging die Prozession über den Fluß in den Wald und an verschiedenen Häusern vorbei, deren Eigentümer solche eiligst verließen, und so lange die Zeremonie noch währte, also über eine halbe Stunde lang, ließ sich kein einziger von den andern Indianern blicken. Das Amt, das Herr Banks hierbei versah, wurde das Amt eines Niniveh genannt und außer ihm noch von zwei anderen versehen, welche, nachdem die Eingeborenen insgesamt entflohen waren, zu dem vornehmsten Leidtragenden kamen und sagten „es ist niemand da“. Auf diese Anzeige wurde die Gesellschaft entlassen, und ein jeder wusch sich im Flusse, um dann seine gewöhnlichen Kleider wieder anzuziehen.

Am 12. Juni beschwerten sich etliche Einwohner bei mir, daß zwei Matrosen ihnen einige Pfeile und Bogen, desgleichen einige Schnüre geflochtenen Haares weggenommen hätten. Ich untersuchte hierauf die Sache, und da ich die Anklage begründet fand, ließ ich einen jeden der Verbrecher mit 24 Streichen bestrafen.

Von ihren Pfeilen und Bogen haben wir bisher noch nichts erwähnt; sie brachten diese Waffen auch selten ans Fort herab. Heute aber stellte sich Tubourai Tamaide mit den Seinigen ein, weil ihn

unser Begleiter, Herr Gore, zu einem Wettschießen aufgefordert hatte. Das Oberhaupt vermutete, die Frage sei, wer den Pfeil am weitesten schießen könne; Herr Gore hingegen meinte, wer ein Ziel am besten treffen könne. Da nun Herr Gore einen Ruhm ebensowenig darin suchte, weit zu schießen, als sich Tubourai aus der Kunst machte, ein Ziel zu treffen, so kam es nicht zur Probe ihrer gegenseitigen Geschicklichkeit. Um uns jedoch zu zeigen, was er tun könne, spannte Tubourai seinen Bogen und schoß einen seiner Pfeile, die hier nicht befiedert sind, 822 Fuß, also etwas mehr als ein Siebentel und etwas weniger als ein Sechstel einer englischen Meile weit. Ihre Art zu schießen ist sonderbar. Sie knien dabei nieder und lassen in dem Augenblick, da sie den Pfeil abgeschossen haben, den Bogen fallen.

Herr Banks begegnete auf seinem Morgenspaziergange einer Gesellschaft von Eingeborenen, die auf seine Fragen, wer sie wären, zur Antwort gaben, sie wären herumreisende Musikanten und würden die folgende Nacht da und da einkehren. Wir begaben uns also nach dem bezeichneten Nachtquartier. Die Bande bestand aus zwei Flötenspielern und drei Trommelschlägern, welche von einer Menge Volks umringt waren. Die Trommelschläger begleiteten die Musik mit ihren Stimmen, und zu unserer größten Verwunderung bemerkten wir, daß wir der Inhalt ihrer Lieder waren. Wir hatten nicht vermutet, daß wir unter den ungesitteten Bewohnern dieses entlegenen Landes Leute antreffen würden, die in europäischen Ländern, wo Genie und Gelehrsamkeit am vorzüglichsten geblüht haben, ehemals so gerühmt und geehrt waren, nämlich Barden oder Minnesänger. Diese Leute waren für Tahiti nichts Geringeres. Ihr Lied war unstudiert und wurde aus dem Stegreife mit Musik begleitet. Die Leute wandern beständig von einem Ort zum andern, und die Hausherren und andere Zuhörer geben ihnen allerhand Sachen, deren sie bedürfen, jene aber entbehren können.

Am 14. Juni wurden wir durch einen abermaligen Diebstahl im Fort in neue Schwierigkeiten und Verlegenheiten verwickelt. In der Nacht hatte einer von den Eingeborenen Mittel gefunden, einen eisernen Kohlenrechen, den man im Backofen zu gebrauchen pflegte, zu stehlen. Derselbe war an die innere Seite des Walles so angelehnt worden, daß man die Spitze des Stieles von außen sehen konnte, und wir erfuhren, daß der Dieb, den man des Abends in dieser Gegend hatte herumlungern sehen, sich herangeschlichen und in einem Augenblick, wo die Schildwache den Rücken dorthin gekehrt, die Gelegenheit benutzt hatte, den Stiel vermittels eines langen krummen Stockes zu ergreifen und so über den Wall herabzuziehen.

Dieser neue Vorfall veranlaßte mich, auf Mittel zu sinnen, dergleichen Diebereien womöglich ein für allemal ein Ende zu machen und die Eingeborenen zu zwingen, ihres eigenen gemeinschaftlichen Vorteils wegen dergleichen Unordnungen vorzubeugen. Ich hatte die gemessensten Befehle erteilt, auch wenn sie bei der Tat angetroffen würden, nicht auf sie zu feuern, und zwar dies aus mehreren Gründen.

Die gemeinen Schildwachen waren keineswegs Leute, denen man Gewalt über Leben und Tod anvertrauen und den freien Gebrauch derselben ihrer Willkür überlassen durfte. Ich hatte außerdem bereits die Erfahrung gemacht, daß sie gar kein Bedenken trugen, denen, die in ihrer Gewalt waren, um der belanglosesten Ursache willen, das Leben zu nehmen. Ich hielt überhaupt die Diebstähle, welche diese Leute an uns begingen, nicht für Verbrechen, die den Tod verdienten. Daß Diebe in England gehangen werden, sah ich für keinen hinreichenden Grund an, sie in Tahiti zu erschießen, zumal eine solche Strafe nicht im geringsten mit den Anschauungen der Eingeborenen in Einklang zu bringen gewesen wäre.

Dieses Mal gab mir der Zufall ein Mittel in die Hand, das mir sehr erwünscht und wirksam erschien. Mehr als 20 von ihren Segel-Kähnen waren soeben mit einer Ladung von Fischen in die Bai eingelaufen. Diese nahm ich sämtlich in Beschlag, ließ sie in den Fluß hinter das Fort bringen und erklärte ganz öffentlich, daß, wenn man uns den Kohlenrechen und alle die andern Dinge, welche uns im Laufe der Zeit gestohlen worden waren, nicht zurückgäbe, alle diese Kähne verbrannt werden sollten. Ich war zwar nicht gesonnen, diese Drohung wirklich auszuführen, ich wagte es aber dennoch, sie öffentlich bekannt zu machen, weil ich gar nicht fürchtete, die Indianer würden es zur Ausführung kommen lassen. Ich war außerdem überzeugt, daß die Eingeborenen alle wüßten, in wessen Besitz die gestohlenen Sachen seien, und da die Wiedererstattung derselben durch das von mir ergriffene Mittel jetzt zu einer allgemeinen Angelegenheit gemacht war, so glaubte ich, daß sie uns in kurzer Zeit alles wiederbringen würden.

In dieser guten Hoffnung ließ ich ein Verzeichnis der entwendeten Sachen machen; sie bestanden hauptsächlich aus dem Rechen, einer Muskete, die einem Seesoldaten abgenommen worden war, Pistolen, die Herr Banks nebst seinen Kleidern eingebüßt hatte, einem Degen, der einem von den Unteroffizieren gehörte und einem Wasserfasse.

Um Mittag wurde der Rechen wiedergebracht und dabei sehr um die Loslassung der Kähne gebeten; allein ich blieb noch immer bei meiner Erklärung. Der nächste Tag kam, aber von unseren übrigen Sachen ließ sich weiter nichts sehen. Das wunderte mich desto mehr, weil dem Volke selbst nunmehr äußerst bange um die Fische wurde, die in kurzer Zeit verderben mußten. Ich sah mich daher in die verdrießliche Notwendigkeit versetzt, entweder die Kähne, meiner feierlichen und öffentlichen Erklärung zuwider, loszulassen, oder sie zum großen Schaden derjenigen, welche unschuldig waren, und ohne den geringsten Vorteil für uns selbst zu behalten. Um wenigstens in einem Stücke aus dieser Verlegenheit zu kommen, erlaubte ich ihnen, die Fische herauszunehmen, behielt aber die Kähne immer noch zurück. Allein diese Erlaubnis gab Anlaß zu neuen Ungerechtigkeiten und Verwirrungen; denn da es schwer war, in dem folgenden Gedränge diejenigen festzustellen, welche Anrecht an die Fische hatten, so wurden

die Kähne von Leuten geplündert, welche gar kein Recht hatten, sich etwas von der Ladung anzumaßen.

Die Leute begannen nun wieder mit den dringendsten Bitten, die Kähne zurückzugeben, und da ich nunmehr Ursache hatte, zu glauben, daß die gestohlenen Dinge entweder gar nicht mehr auf der Insel seien, oder daß diejenigen, welche durch die Zurückhaltung ihrer Fahrzeuge Schaden litten, die Diebe weder zwingen, noch im Guten bewegen könnten, ihre Beute wieder herauszugeben, so entschloß ich mich endlich, wenn auch sehr mißvergnügt, sie wieder frei zu geben. Es fehlte nicht viel, so hätte uns fast gleichzeitig noch ein anderer Vorfall, trotz aller unserer Behutsamkeit, in einen neuen Streit mit den Eingeborenen verwickelt.

Ich hatte das Boot mit einem Offizier ans Land geschickt, um von dort Ballast für das Schiff zu holen. Weil nun der Offizier nicht gleich Steine fand, die dazu taugten, so fing er an, eine Mauer niederzureißen, die um einen Platz gezogen war, an welchem die Gebeine eines Toten begraben lagen. Die Indianer widersetzten sich diesem Unterfangen mit Gewalt, und ein Boot kam nach den Zelten und meldete den Offizieren, daß sie es nicht leiden würden. Herr Banks eilte augenblicklich nach dem Orte des Streits und legte die Mißhelligkeit bald gütlich bei, indem er das Bootsvolk nach dem Flusse schickte, wo es Steine genug gab, die man auflesen konnte, ohne die Eingeborenen im geringsten zu beleidigen.

Es ist merkwürdig, daß diese Eingeborenen das, was den Toten widerfährt, weit feiner empfinden, als das, was man mit den Lebendigen vornimmt. Dieses war die einzige Veranlassung, auf welche hin sie es wagten, sich uns zu widersetzen, und das einzige Mal, daß sie sich unterstanden, an einen von uns Hand zu legen, ereignete sich bei ähnlicher Gelegenheit. Herr Monkhouse, einer unserer Schiffsoffiziere, pflückte nämlich eines Tages eine Blüte von einem Baum, der auf einem ihrer Begräbnisplätze stand. Ein Eingeborener, der ihn vermutlich mit Unwillen und sehr genau beobachtet hatte, rannte von hinten plötzlich auf ihn zu und schlug ihn. Herr Monkhouse erwischte den Indianer, da diesem aber augenblicklich zwei seiner Landsleute zu Hilfe kamen und Herrn Monkhouse bei den Haaren ergriffen, so war er genötigt, seinen Mann fahren zu lassen. Sobald die andern diesen wieder in Freiheit sahen, liefen auch sie davon, ohne weitere Gewalttätigkeiten zu verüben.

Am Abend des 19. Juni, an welchem Tage ich die Kähne noch nicht wieder frei gegeben hatte, bekamen wir einen Besuch einer Fürstin der Oberea. Es befremdete uns aber nicht wenig, daß sie von den gestohlenen Sachen nichts mitbrachte, ohngeachtet sie wohl wußte, daß man sie für eine Hehlerin hielt. Sie sagte zwar, sie habe ihren bisherigen Liebling, den Obadee, geschlagen und verabschiedet, und dieser habe hierauf die Sachen mit sich genommen, allein, sie mußte es allem Anschein nach selbst fühlen, daß diese Geschichte keinen Glauben verdiene, und es schien, als ob ihr gar nicht wohl dabei zu

Mute sei; endlich aber überwand sie ihre Schüchternheit und wagte es mit unglaublicher Dreistigkeit, sich für sich und ihre Begleiter ein Nachtlager in Herrn Banks Zelt auszubitten. Das ward ihr jedoch abgeschlagen. Ein jüngst vollführter Diebstahl von Wämsern war noch zu neu, und überdem war das Zelt mit anderen Leuten angefüllt. Da nun auch sonst niemand Miene machte, sie zu beherbergen, so ging sie mit den augenscheinlichsten Merkmalen des Verdrusses hinweg und übernachtete in ihrem Kahne.

Am folgenden Morgen kehrte sie früh mit ihrem Kahn und mit allem, was darin war, ans Fort zurück und überließ sich mit einer gewissen zuversichtlichen Größe des Geistes, die unsere Bewundrung und Erstaunen erregte, gänzlich unserer Gewalt. Um uns desto geneigter zur Aussöhnung zu machen, schenkte sie uns ein Schwein und mancherlei andere Sachen, worunter auch ein Hund war. Wir hatten seit kurzem erfahren, daß die Eingeborenen das Fleisch dieser Tiere für einen Leckerbissen halten und es dem Schweinefleisch vorziehen. Wir hatten daher Lust, dieses Gericht zu kosten, und das Geschenk der Oberea verschaffte uns eine gute Gelegenheit dazu. Wir gaben also den Hund, der sehr feist war, dem Tupia, und dieser übernahm das verdoppelte Amt eines Fleischers und Kochs.

Um das Tier zu töten, hielt er ihm mit beiden Händen Maul und Nase sehr fest zu; es dauerte aber über eine Viertelstunde, ehe der Hund tot war. In dieser Zeit war ein Loch in die Erde gegraben worden, das ungefähr einen Fuß tief sein mochte. Man zündete alsdann ein Feuer darin an und legte einige kleine Steine schichtweise zwischen das Holz, um sie recht durchzuheizen. Hierauf wurde der Hund über das Feuer gehalten, das Haar abgesengt und sodann schabte ihn der Indianer vermittels einer Muschel so rein ab, daß man hätte glauben können, er wäre in heißem Wasser gebrüht worden. Man schnitt ihn alsdann mit der nämlichen Muschel auf, nahm die Eingeweide heraus, ließ dieselben in der See gründlich waschen, und tat es nachher nebst dem aufgefangenen Blute des Tieres in Kokosnußschalen. Sobald das Loch heiß genug war, wurde das Feuer herausgenommen und von den durchgewärmten Steinen, die jedoch nicht so heiß waren, daß sie etwas hätten versengen oder gelb färben können, eine Unterlage gemacht, und diese wieder mit frischem Laube bestreut. Alsdann legte man den Hund nebst dem Eingeweide auf die Blätter, bedeckte ihn wieder mit mehreren Blättern, packte über diese den Rest der übrigen heißen Steine her und schüttelte endlich das ganze Loch mit Erde zu. In weniger als vier Stunden wurde die Grube wieder geöffnet und der Hund herausgenommen, der vortrefflich gebacken und unserer übereinstimmenden Erklärung nach ein sehr leckeres Gericht war. Die Hunde, welche man hier zum Schlachten zieht, bekommen kein Fleisch, sondern nur Brotfrucht, Kokosnüsse, Yamswurzeln und andere dergleichen Nahrung aus dem Pflanzenreiche zu fressen. Alles Fleisch und alle Fische, die die Einwohner essen, werden auf diese Art gebacken.

Fischerei und Schiffbau der Tahitier.

Nach James Wilson*) (1798).

Die Fischergerätschaften der Tahitier bestehen in Netzen von verschiedener Größe, von 5—50 Klaftern Länge und von 1—12 Klaftern Breite. Sie haben Leinen und Angelhaken von allen Sorten. Die Leinen und Netze werden aus der Rinde eines Strauches hergestellt, die Roeva heißt. Er wächst selten höher als unser Hanf und gleicht diesem, wenn er zugerichtet ist. Sie drehen die Fasern mit den Händen um ihre Schenkel herum und winden den Faden, den sie bald zwei- oder dreidrähtig machen, in Ballen auf. Selbst für den Delphin machen sie die Angelschnüre nur zweidrähtig. Die dreidrähtigen Schnüre brechen und faulen leicht, wenn sie etwas lang sind; und da der Angelnde mit dem Delphin immer sein Spiel treibt, so reißen sie eher. Ihre Angelhaken machten sie früher aus Perlmuscheln; das Eisen ziehen sie jetzt aber vor, und sie können aus einem Nagel einen vortrefflichen Haken machen. Unsere Angelhaken werden von ihnen sehr geschätzt. Sie verfertigen ihre Angeln von verschiedenster Größe und Gestalt, entsprechend den verschiedenen Fischarten. Einige haben die Gestalt eines fliegenden Fisches; andere sind so eingerichtet, daß sie einen wirklichen Fisch oder eine andere Lockspeise daran befestigen können.

Den Delphin fischen sie in Kähnen, vier oder fünf Meilen weit vom Lande entfernt. Sie werfen die Angel nie eher aus, als bis sie durch einen ausgeworfenen Lockfisch den Delphin entdecken. Ist er fest angehakt, so spielen sie mit ihm, bis er abgemattet ist, ziehen ihn längs des Bootes heran, ergreifen ihn beim Schwanz und heben ihn so ins Kanu hinein, weil sie sich auf ihre Angeln und Schnüre nicht verlassen können. Wenn sie in die Fischgegend gekommen sind, dann steuern sie dem Wind entgegen. Von Matavae gehen ungefähr 50—60 Kähne auf diesen Fischfang aus. Die Zeit desselben dauert ungefähr sechs Monate, weil dieser Fisch der Sonne folgt. Wenn die Sonne nördlich ist, sind sie selten; sobald sie aber die Linie passiert, zeigen sie sich in großer Menge. Sie laichen im Monat März und dann hört die Fischerei auf. Die Kanus werden dann zum Handel nach den Inseln gebraucht, oder man rüstet sie zu der Albicoren- und Bonettafischerei aus, die dann anfängt.

So lange die Delphinfischerei dauert, werden auch eine Menge großer fliegender Fische auf folgende Art gefangen: Eine Anzahl kleiner weißer, 6—8 Fuß langer Stäbe werden zubereitet und mit einem Stein beschwert, sodaß sie aufrecht im Wasser stehen können; an ihnen werden kurze Schnüre mit bleiernen Angeln befestigt, an die man Kokoskerne ködert. Diese Stäbe werfen sie in der See aus, sodaß sie in einiger Entfernung voneinander stehen. Bei ihrer Rückkehr ziehen sie dieselben heraus und finden gewöhnlich an jeder

*) „Beschreibung einer englischen Missionsreise nach dem südlichen Stillen Ozean.“ Weimar 1800.

Angel einen Fisch. Wenn sie daher mit dem Delphinfang kein Glück haben, so kommen sie doch nie ganz mit leeren Händen nach Hause. Zuweilen bringen sie auch Haie und andere Fische heim.

Zu dem Fange des Aahye oder Albicore und des Parroa oder Bonetta nehmen sie ein doppeltes Kanu. Vom oberen Ende desselben gehen zwei Stricke herunter, die an einer Art Gabel von zwei Zacken befestigt sind. Der Fuß ruht auf einer Walze am Vorderteil des Kanu, und die ganze Mannschaft, einer von ihnen ausgenommen, befindet sich im Hinterteil desselben, um das Seil zu regieren. Der Mann, der vorne steht, ködert die Angel, und wenn sie einen Fisch sehen, so lassen sie den Krahn so weit herab, daß die Lockspeise das Wasser berührt. Der vordere Mann schaufelt das Wasser heraus und wirft dann und wann einen kleinen Fisch aus. In dem Augenblick, wenn sich ein Albicore festgebissen hat, gibt er ein Zeichen, und sogleich ziehen die Hintermänner den Krahn in die Höhe, sodaß der Fisch dem Vordermann in die Arme geschwungen wird, der ihn sogleich festhält. Zuweilen ist der Fisch so groß und das Kanu so leicht, daß solches von dem Fische umgeschlagen wird. Doch ereignet sich selten ein größeres Unglück, als daß Angel und Fisch verloren gehen.

Der Pirara oder Skipjack wird mit einem langen Bambus und einer Schnur gefangen. Die meisten andern Fische werden mit Netzen, worin sich zuweilen Schildkröten befinden, oder mit Angeln in kleinen Kanus gefangen, die Marara oder fliegenden Fische mit großen Netzen. Mit diesen fahren sie in kleinen Kanus aus und werfen sie da aus, wo sich die Fische in Menge zeigen. Sie beunruhigen das Wasser, schlagen mit ihren Rudern an die Seiten des Netzes, bis der Fisch hineinschießt und sich in die Maschen desselben verwickelt. Wenn bei ruhigem Wetter eine Anzahl Kanus auf einen Schwarm Fische stoßen, so knüpfen sie ihre Netze zusammen und umgeben ihn damit; dann springen sie alle ins Wasser, tauchen unter und kommen, in jeder Hand einen Fisch haltend, hervor. Sie ziehen dann die Netze herauf, nehmen die Fische heraus, die sich in demselben gefangen haben, und verfolgen den Haufen, um dieses Verfahren wieder von neuem anzustellen.

Diejenigen, welche Delphine fangen wollen, bleiben einen großen Teil der Nacht in See, je dunkler es ist, desto besser. Zuweilen stoßen sie auf einen Schwertfisch. Dieser durchstößt das Kanu und wiederholt die Stöße an zwei oder drei Stellen, ehe das Schwert fest genug steckt, um ihn halten zu können. Sie springen dann sogleich über Bord, um ihn mit einer Schlinge festzuhalten, eilen dann aber auch schleunigst nach der Küste, um dem Untersinken ihres Fahrzeuges zuvorzukommen. Sie fangen auch Haie mit solchen Schlingen. Der kleinere Fisch nimmt seine Zuflucht unter den Kahn, und wenn der Haifisch herbeikommt, so sind sie schon bereit, sich seiner zu versichern. Eine Menge kleiner Fische, die sich um die Klippen herum aufhalten, werden in Gefäßen gefangen. Sie sind auch sehr geschickt, nach ihnen unterzutauchen, und der Totarra- oder Igelfisch wird selten anders

gefangen. Dieser Fisch flieht, wenn er verfolgt wird, unter die Korallenfelsen. Der Taucher folgt ihm bis dorthin und bringt ihn mit einem Finger in jedem Auge hervor. Sie können erstaunlich lange unter Wasser bleiben, wo sie denn die Fische von einem Loch zum andern jagen, bis sie mit zweien hervorkommen.

Das Wetter muß ruhig sein, wenn die Fischerei gut gehen soll, weil die geringste Welle auf dem Wasser den Boden trübt. In dunklen Nächten gebrauchen sie Fackeln, um die Fische an ihre Kanus zu locken; sie haben dann Netze bei der Hand, um sie heraufzuziehen. Wenn der Fisch auf seichtes Wasser fährt, um zu laichen, so nehmen sie Kokosblätter, die sie an eine Leine knüpfen, und kehren damit die Sandbank oder die seichte Stelle, bis sie die Fische in die Bucht getrieben haben; dann fangen sie dieselben in großer Menge mit kleinen Netzen.

Außer diesen Methoden zu fischen, pflegen sie auch zwei- oder dreizackige Gabeln aus Toaholz von der Küste in die See zu werfen. Haben sie damit einen Fisch getroffen, so schwimmen sie ihm nach. Dergleichen Gabeln mit mehreren Zacken schleudern sie auch aus ihren Kähnen unter einen Haufen Fische, und spießen auf diese Art zuweilen zwei oder drei Fische auf einmal.

Walfische werden äußerst selten getötet, es sei denn, daß sich einmal junge Tiere auf die Sandbänke verirren oder dorthin von einer starken Brandung geworfen werden. Entdecken sie einen Walfisch in dieser Lage, so umgeben sie ihn mit ihren Kähnen und durchbohren ihn mit den Kriegslanzen. Oft werden dabei ihre Kähne in Stücke zerschlagen, ehe es gelingt, ihn zu töten.

Es gibt dort unzählige Fische von allen Größen, Gestalten und Farben, die nur den Gegenden der Wendekreise eigen sind, für die wir keine Namen haben. Die Fischergerätschaften der Tahitier verraten deshalb wohl den ausgeprägten Erfindungsgeist, und hierin kann keine Nation ihnen gleich kommen. Der Fischer baut sich sein Kanu, verfertigt sich seine Angel und Schnüre, verschafft sich seinen Köder nebst allen nötigen Gerätschaften. Die Angelhaken werden aus Korallen, Perlmuscheln, Knochen, Zähnen und zuweilen aus hartem Holz geschnitzt und bekommen nach der Fischerei, für die sie bestimmt sind, verschiedene Größe und Gestalt. Einige haben die Gestalt unserer künstlichen Fliegen und dienen als Köder und Haken zugleich, und obgleich die Angeln keinen Bart haben, so entwischt ihnen doch selten ein Fisch, der einmal angehakt ist. Trotzdem sie uns plump und ungeschickt vorkommen, leisten sie doch mit ihnen mehr, als wir mit unseren besten Angeln.

Die Frauenspersonen, die nicht aus königlichem Geblüt abstammen und mit solchen Personen nicht verheiratet sind, dürfen keine Schildkröten, Walfische, Tummler, Haifische, Albicoren und Delphine essen. Die Schildkröte wird nicht häufig gefangen; man betrachtet sie als ein heiliges Tier und schickt sie gewöhnlich dem Oberhaupt zu, der sie bei dem Morae (Begräbnisplatz) verzehrt.

Von Schalentieren gibt es eine große Menge, wie Austern, Muscheln, Krabben, Hummern usw. Man findet dort auch Landkrabben, sie werden aber selten gegessen. Während des Regens wird auch eine Menge Fischlaich an der Mündung der Flüsse gefangen. Hierzu benutzt man einen weiten Beutel, der aus Kokosfasern zusammengenäht wird, eine weite Öffnung zum Auffassen des Flußwassers hat und durch Steine auf dem Boden gehalten wird. Mit einem aus Kokosblättern verfertigten Wedel treiben sie den Laich ins Beutelnetz und ziehen so mit einem einzigen Zuge ganze Scheffel heraus. Zuweilen stellen sich mehrere Weiber in einer Linie quer durch den Fluß; jede hat einen Korb und ein Beutelnetz. Dieses halten sie mit den Füßen auf den Boden und die Öffnung desselben mit den Händen weit offen. Wenn sie ihre Körbe voll haben, so gehen sie nach Hause und richten sie zu. Selten kehren sie leer zurück. Die Königin selbst und ihre Mutter beschäftigen sich mit dieser Arbeit so gut wie andere.

Sie kennen auch die bei uns übliche Methode, quer durch den Fluß, wo er seicht ist, einen Damm zu ziehen und nur einige Schleusen offen zu lassen, an denen die Beutelnetze befestigt sind. Sie steigen dann oberhalb in den Fluß hinein, stören und schlagen das Wasser und treiben so die Fische in die Netze. Sie wählen diese Methode aber nur dann, wenn das Wasser seicht ist und die Fische selten werden.

Wenn sie angeln, so stehen sie in der See bis an die Schultern. Ihre Angelstange ist ein langer Bambus. Sie fangen auf diese Weise eine Menge feiner, wohlschmeckender Arten, als z. B. die weiße Barbe; die rote fangen sie gewöhnlich in Netzen und bedienen sich ihrer zum Köder für Albicoren und Boniten.

Ihre Kähne sind von verschiedener Größe; sie sind eng und haben entweder Ausleger oder sind doppelt, indem zwei Kanus aneinander befestigt werden. Die Kriegskähne sind immer doppelt und haben eine Länge von 60—90 Fuß; sie sind ungefähr 3 Fuß breit und 6 Fuß tief. Der hintere Teil erhebt sich an 12—24 Fuß in die Höhe. Sie werden durch starke Querbalken, die fest an beiden Seiten befestigt und 15—20 Fuß lang sind, zusammengehalten. Die Kähne selbst stehen 4—6 Fuß auseinander. Auf ihnen ist eine Plattform für die Krieger errichtet; in derselben befinden sich schüsselförmige Löcher für die Ruder. Jedes Kanu wird von 60—100 Mann fortgerudert, und das größte kann 300 Personen fassen. Am Vorderteile ist eine ungefähr 4 Fuß hohe Brustwehr aus Planken aufgeschlagen. An dieser werden die Männer mit den Spießen postiert; hinter diesen stehen die Schleuderer mit Haufen oder Körben voll Steine, und jeder Ruderer hat seine Waffen. Ihre Angriffe geschehen mit großer Wut, indem sie auf das Schiff ihrer Gegner losstürzen und nur die Ruderer schonen. Die Besiegten können sich allein dadurch retten, daß sie in die See springen und nach einem Kanu schwimmen, das nicht in Streit verflochten ist. Die eroberten Kähne werden von den Siegern im Triumph weggeführt.

Die Kriegskähne sind von den gewöhnlichen Fahrzeugen der Bau-

art nach verschieden. Sie haben einen hohen Bug, auf denen Menschenköpfe grob ausgehauen sind. Der hintere Teil steigt spitz, zuweilen gegen 24 Fuß hoch empor und ist mit ebensolchen Figuren verziert. Der Boden läuft scharf zu; die Seiten sind gewölbt und gegen oben zu eingerundet. Sie werden aus kurzen Balken oder Bohlen zusammengesetzt, von denen jede ungefähr 6 Fuß lang ist. Der Kiel besteht selten aus mehr als drei, zuweilen auch nur aus zwei Stücken, von denen jedes 20—30 Fuß Länge hat. Die kurzen Stücke werden mit Stricken von Kokosfasern fest zusammengebunden, die Fugen hernach kalfatert und mit Brotfruchtgummi überstrichen. Bei unruhiger See öffnen sich aber die Fugen und sie werden leck. Es müssen daher beständig fünf oder sechs Hände beschäftigt sein, das Wasser mit Schaufeln herauszuschöpfen; eine andere Methode, sich von demselben zu befreien, kennen sie nicht. In den Häfen zieht man ihre Kähne aufs Land, um sie nicht untersinken zu lassen. Die Planken von dem Brotfruchtbaum werden wegen ihrer Haltbarkeit allen andern vorgezogen, denn obgleich das Holz kein gedrungenes Korn hat, so besitzt es doch nebst einigen wenigen anderen die Eigentümlichkeit, daß es von den Seewürmern nicht angegriffen wird.

Bei dem Bau ihrer Kähne bedienen sie sich des Feuers, um das Innere des Baumes auszubrennen; sodann reiben sie die Seiten mit Korallen und Sand ab, um sie glatt und eben zu machen. Wer eiserne Werkzeuge besitzt, zieht das Zimmern und Aushöhlen jener Methode vor, und sein Werk geht natürlich viel schneller von statten. Das Pech zum Kalfatern der Fugen bereiten sie auf folgende Art: sie schlagen das Gummi des Brotfruchtbaumes um Nüsse, welche ihnen als Lichte dienen; diese zünden sie an und lassen das Pech in einen Trog mit Wasser tropfen. Sie pressen hernach das Wasser aus, bestreichen die Kanten der Planken mit diesem Pech und legen fein zerschlagene Kokosfasern darüber, bestreichen diese Schicht wieder mit Pech und fügen nun die nächste Planke daran, indem sie sie mit Tauen und Hebeln festpressen.

Die Kriegskähne und die, die dem Eatua (Gottheit) geheiligt sind, werden nach Erlassung eines allgemeinen Aufgebots erbaut. Das Oberhaupt gibt seine Befehle den Towhas, diese den Ratirras, und diese wiederum beordern die niedere Klasse ihrer Untertanen, Schweine, Zeug, Öl und alles, das herbeibringen, was die Zimmerleute, denen das Werk übergeben ist, brauchen. Zuerst untersuchen sie die Anhöhen und bezeichnen die zum Bau tauglichen Stämme. Der Ratirra, auf dessen Boden sie gefunden werden, schickt Leute ab, diese zu fällen und unter der Aufsicht der Zimmerleute aus dem Rohen zu behauen, damit sie bei der zuweilen großen Entfernung desto leichter fortgeschafft werden können. Wenn das Zimmerholz beisammen ist, wird es unter den Schuppen gelegt, wo das Kanu gebaut wird. Es wird dann ein Fest angestellt, um den Eatua um seinen hülfreichen Beistand anzuflehen.

Zur Aufmunterung der Arbeiter wird vor der Fällung des

Baumes im Anfang des Schiffbaues und vor der Bearbeitung eines jeden Hauptteiles ein Fest gegeben, um so das Werk desto mehr zu beschleunigen. Wenn der Boden fertig ist, wird ein großes Mahl und Opfer angestellt und so fort, bis der Bau beendet ist. Alsdann wird das größte Fest gefeiert. Das Kanu für den Eatua wird mit Zeug, Brustschildern und roten Federn geziert und ihm ein Menschenopfer dargebracht. Die Opfer für die Kriegsschiffe bestehen dagegen nur in Schweinen und dergl.; sie werden auf dem Morae des Oberhauptes, in dessen Gebiet das Schiff gebaut wurde, dargebracht. Die Priester erwürgen sie daselbst auf die gewöhnliche Weise, reinigen sie, bestreichen sie über und über mit ihrem eigenen Blute, setzen sie nebst jungen Pisangs auf den Altar und sprechen dabei lange Gebete. Die Eingeweide und Därme werden gereinigt und bei dem Morae verspeist. Zuweilen werden die Schweine zugerichtet, ehe sie auf den Altar gestellt werden. Man läßt sie dort verfaulen oder von den Vögeln, besonders von den Reihern und Spechten, die am häufigsten diesen Platz besuchen, verzehren. Diese Vögel werden als heilig betrachtet und nie getötet, weil man glaubt, daß in ihnen die Gottheit herabsteige, wenn sie zum Morae kommt, die Priester zu begeistern und Antwort auf ihre Gebete zu geben.

Das schön geschmückte, dem Eatua geweihte Kanu wird mit allen Opfern und Gaben auf das Morae gezogen, daselbst erst das Auge des geopferten Menschen mit Gebeten dem Könige dargebracht und dann der Leichnam im Morae beerdigt.

Die Schweine werden auf die vorgeschriebene Art getötet und geopfert, und die Priester nehmen das Zeug und die Verzierungen, die man dem jungen Könige dargereicht hat.

Wenn man die Größe des Werkes, die Schönheit der Ausführung betrachtet, so gerät man in Erstaunen, wie sie ohne Eisen und ohne Kenntnis von Kunstregeln, lediglich mit Hilfe einer steinernen Axt und mit Menschenknochen, die vermittelst Korallen und Sand zu Meißeln und Bohrern geschärft werden, derart feines, niedliches und glattes Schnitzwerk machen können; sie übertreffen hierin unsere geschicktesten Arbeitsleute. Mit solchen Instrumenten aus dem härtesten und festesten Holze Planken zu schneiden, nicht mehr als zwei aus einem Baume, und Schiffe zu bauen, die 300 Personen fassen können, das erfordert endlose Arbeit und eine Ausdauer, die man bewundern muß.

Ihre Kriegsfahrzeuge sind sowohl dem Bau als der Größe nach von den Fischer- und Reisekähnen unterschieden. Diese sind des Ruderns wegen niedrig gebaut, haben flache Seiten, die gewöhnlich bloß aus einer breiten Planke bestehen, und ebenso wie ein in die Höhe gebogenes Hinterteil auf dem ausgehöhlten Stamm befestigt sind. Am Vorderteil springt eine Planke von ungefähr 6—8 Fuß hervor; auf dieser wird eine Plattform errichtet und darauf ein kleines Haus gezimmert, das man aufs Land tragen und als eine zeitweilige Wohnung gebrauchen kann. Zuweilen ist bloß ein Verdeck erbaut,

auf dem die Reisenden oder die vornehmsten Personen sitzen. Der hintere Teil ist breit, und je vornehmer der Eigner des Kanus ist, desto höher und ausgeschmückter ist es. Einige sind 14 Fuß hoch und mit mehreren Reihen von Schnitzwerk geziert, die Männer darstellen, die andere auf ihren Händen tragen. Darüber erhebt sich noch ein rundes Stück ausgehauener Arbeit, das 3—4 Fuß im Umfang hat, hohl ist und wie ein gotischer Turm aussieht. Die Kähne werden ihrer Größe gemäß von 4—20 Mann gerudert. Man kann sie einzeln oder doppelt gebrauchen, wie es die Umstände erfordern.

Die Tahitier haben noch kleinere Doppelkähne, sowie einfache, mit einem Ausleger zum gewöhnlichen Gebrauch bestimmte. Von denen, die zum Reisen bestimmt sind, haben einige einen, andere zwei Masten.

Ihre Fahrzeuge bringen sie nach den Inseln, die sich in der Nachbarschaft von Tahiti befinden. Tethuroah, eine der größten, gehört dem Oru und seiner Familie und ist ungefähr acht Seemeilen nördlich von der Venusspitze entfernt. Sie besteht eigentlich aus zwei kleinen Eilanden, die mit einer breiten Sandbank umgeben sind. Man kann wegen der Brandung nur bei ruhigem Wetter und nur mit kleinen Kähnen, die über die Sandbank gezogen werden, zu ihnen kommen. Dorthin läßt der König zur Zeit des Krieges und der Gefahr seine kostbarsten Habseligkeiten bringen. Da sich diesen Eilanden keine Kriegskähne nähern können, so stellen sie eine unzugängliche Festung dar.

Die Kanus von Matavae segeln oft, wenn sie nicht mit dem Delphinfang beschäftigt sind, nach Tethuroah und bringen Lebensmittel dahin, dafür tauschen sie zur Rückladung Fische, Kokosöl und eine feine Fischsauce ein, die Teyro heißt. Sie wird aus den Kernen der Kokosnüsse, die in einem gewissen Alter der Frucht entnommen, zerrieben und mit kleinen zerstoßenen Seekrabben vermengt werden, hergestellt. Diese Masse wird in Körbe gefüllt und ein, zwei Tage gären gelassen; sie sieht dann aus wie geronnene Milch, schmeckt angenehm bitter und ist zum Gebrauch fertig. Mit Salzwasser vermischt, gibt sie eine herrliche Sauce, nicht bloß zu Fischen, sondern auch zum Schweinefleisch und zum Federvieh. Die Kokosnuß muß nicht völlig ausgewachsen sein, sonst würde die Masse ölig und ranzig werden. Dieselbe Sauce wird auch in großen Quantitäten auf Tahiti verfertigt, und ein Korb voll derselben begleitet jedesmal ein Geschenk, das man mit Fischen oder mit einem gebackenen Schweine macht.

Maitea gehört zum Oberhaupt von Tiarabu und liegt ungefähr 27 Meilen östlich. Die Verbindung wird mit einem großen Kriegskanu unterhalten, welches jährlich eine oder zwei Reisen dahin unternimmt. Die Hinfahrt stellt es bei nordwestlichem Winde an. Von diesem Eilande erhalten sie vorzüglich ihre Perlen und Perlmuscheln, nebst Schüsseln und Schemeln von Tammanuholz und andere Artikel. Tapiohe, berühmt wegen der Perlen, liegt noch weiter, aber in der-

selben Richtung. Für das, was sie eintauschen, geben sie Nägel und solche Eisenwaren, die sie entbehren können, und diese gehen im Tauschhandel zu den entfernteren Inseln.

Kasten- und Klassenwesen auf den Tongainseln.

Nach Mariner*) (1809).

Was den Unterschied des Ranges betrifft, den die Einwohner der Tongainseln unter sich beobachten, so kann man ihn unter drei verschiedene Gesichtspunkte bringen, nämlich erstens in religiöser und bürgerlicher Hinsicht, dann noch in Hinsicht ihrer Gewerbe mit Beziehung auf ihre Mythologie, ihrer politischen Abstufung des Ranges, sowie ihrer Künste und Manufakturen, und dann drittens in Beziehung auf Alter und Geschlecht. In diesem Kapitel sprechen wir jedoch nur von ihrem Range in der Gesellschaft und von den Graden der Achtung, die einer dem andern schuldig ist, welches alles durch eins oder mehrere der vorerwähnten Dinge bestimmt wird.

Wollte man die Bewohner dieser Inseln in verschiedene Klassen einteilen und danach ihren Rang bestimmen, so würde dies ein unausführbares Unternehmen sein, da sich keine festbestimmten Regeln angeben lassen. Denn ein und dasselbe Individuum, ein Priester z. B., der heute nur wenig Achtung genießt, kann morgen, durch den Einfluß der Begeisterung irgend eines Gottes, den höchsten Platz einnehmen, zu oberst im Kawakreise sitzen, ja selbst als ein Gott geachtet werden, indem man seinem Gespräche wie einem Orakel zuhört. So ist auch im Gegenteil der König, den manche für die höchste Person des Landes halten möchten und der auch die größte Macht besitzt, keineswegs der erste unter den Edlen, sondern muß in Hinsicht des Ranges vielen andern nachstehen. Deshalb wollen wir auch zuförderst von den Personen reden, die ihren Rang und allgemeine Achtung irgend einem religiösen Umstande verdanken, und diese sind der Tuitonga, Weachi und die Priester.

Was den Tuitonga anbetrifft, so reden wir von ihm, als besäße er noch seinen vollen Rang, und als könne er noch alle öffentlichen Ehrenbezeigungen seiner hohen Stellung beanspruchen, obschon der König noch vor Mariners Abreise von Wawauh alle Zeremonien aufhob, die man früher der göttlichen Abstammung dieses Häuptlings schuldig zu sein glaubte, und da dies unmittelbar nach des Tuitonga Tode sich zutrug, so folgte ihm sein Sohn nicht in dieser hohen Würde. Wenn die Umstände sich nicht verändert haben, gibt es demnach gegenwärtig keinen Tuitonga mehr und wird vielleicht auch nie wieder einen geben. Sollte sich übrigens irgend eine gewaltsame politische Veränderung zutragen, so ist es wohl möglich, daß der Sohn dieses von einem Gott abstammenden Häuptlings wieder zu seiner Würde

*) „An authentik narrative of a residence of four Years at Tongatabu". London 1810.

erhoben werden könnte. Wir aber berichten, als sei er wirklich noch vorhanden.

Der Familienname des Tuitonga ist Fatafehi, und das gegenwärtige Familienoberhaupt, sein einziger legitimer Sohn, jetzt ein Jüngling von 16 oder 17 Jahren, ist Fatafehi Low fili Tonga, der trotz allem noch als ein Häuptling von hohem Range betrachtet wird.

Tuitonga und Weachi sollen von hohen Göttern abstammen, die in früheren Zeiten die Tongainseln besuchten; ob aber ihre Mütter Göttinnen waren, oder nur Eingeborene von Tonga, dies ist eine Frage, die sie zu beantworten sich nicht getrauen. Tuitonga jedoch hat, wie auch sein Titel (Häuptling von Tonga) besagt, einen größeren Rang als Weachi; denn Tonga ist die vornehmste unter allen Freundschaftsinseln, und seit undenklichen Zeiten erkoren die höchsten Häuptlinge sie zu ihrer Residenz, so wie sie auch nach dem Tode dort begraben wurden. Aus eben diesem Grunde erhalten alle übrigen Inseln in jener Gegend diesen Sammelnamen und sie selbst das Beiwort tabu (geheiligt). Die Achtung, die man dem Tuitonga erweist, und der hohe Rang, den er in der Gesellschaft behauptet, ist fast ganz religiöser Natur und höher als der des Königs, der keineswegs von dem edelsten Hause abstammt, sondern in dieser Hinsicht dem Tuitonga, Weachi und mancher anderen, mit dieser verwandten Familie nachsteht. Begegnet der König etwa einem Häuptling von edlerer Abkunft als er, so muß er sich auf die Erde setzen, bis der andere vorüber ist, ein Zeichen von Ehrerbietung, welches der gemeinste Bauer ebenfalls jedem Edlen erweisen muß. Daher kommt auch der König nie mit einem vornehmeren Häuptling zusammen, so wie auch sie ihn vermeiden, um ihm die Erniedrigung des Niedersitzens zu ersparen; denn, vernachlässigt jemand diese Zeremonie in Gegenwart eines Höheren, so erwartet man irgend ein Unglück von den Göttern, als Strafe für die Unterlassung. Das Niedersetzen entspricht als Zeichen der Ehrerbietung unserem Aufstehen. Was die übrige, dem Tuitonga erwiesene Ehrfurcht betrifft, so wird weiter unten noch ausführlicher davon gesprochen werden.

Ungeachtet seines hohen Ranges verfügt der Tuitonga über eine verhältnismäßig beschränkte Macht, die sich unmittelbar nur auf seine eigene Familie und Dienerschaft erstreckt. Was sein Eigentum anbetrifft, so besitzt er etwas mehr als die meisten Vornehmen, aber viel weniger als der König, dem eine unumschränkte Macht fast auf alles einen Anspruch gibt.

Weachi ist, wie schon erwähnt, ebenfalls göttlichen Ursprungs, aber keineswegs dem Tuitonga gleich zu stellen. Der König vermeidet es ebenfalls, ihm zu begegnen, und geschieht es dennoch, so gibt er ihm die ihm zukommende Ehre. Aber die zu erweisende Zeremonie ist keineswegs von der verschieden, die auch anderen Vornehmen von Geringeren erwiesen wird. Allgemein hält man ihn für den nächsten an Rang nach dem Tuitonga. Eine Bedeutung seines Namens konnte Mariner nicht ausfindig machen.

An dritter Stelle rangieren die Priester oder Fahe-gehe. Der Ausdruck Fahe-gehe bedeutet „absondern“ und wird gebraucht, um einen Priester oder Menschen zu bezeichnen, der eine andere Art von Seele als die übrigen Menschen hat, wodurch ein Gott zuweilen bewogen wird, ihn zu begeistern. Diese Eingebungen geschehen häufig, und bei solchen Gelegenheiten erweist man einem Priester dieselbe Ehrerbietung als wäre er der Gott selbst. Ist der König etwa gegenwärtig, so zieht er sich in ehrerbietiger Entfernung zurück und setzt sich mitten unter die Zuschauer, was auch Weachi und sogar der hohe göttliche Häuptling Tuitonga tun, weil man dafür hält, daß in diesem Augenblicke ein Gott in dem Priester wohne und aus seinem Munde spreche. Zu anderen Zeiten bietet man aber einem Priester keine andere Ehrerbietung als die, wozu ihn seine Geburt berechtigt. Gewöhnlich gehören sie zu dem geringen Adel oder den Matabulen, obgleich auch zuweilen hohe Häuptlinge von den Göttern heimgesucht werden, ja der König selbst wurde durch Tali y tubo, den höchsten der Götter, begeistert. Während dieser Zeit der Begeisterung hält man den Priester mehr oder minder in Ehren, je nach dem Range des Gottes, der ihn begeistert.

Den bürgerlichen Rang in der Gesellschaft kann man so einteilen: zuerst der How oder König, dann die Egi's oder Vornehmen, drittens die Matabulen, viertens die Muah's und endlich die Tuah's.

Der König ist ein unumschränkter Monarch, dessen Recht auf den Thron ihm teils die Erbfolge, teils seine militärische Macht, die er zuweilen anwenden muß, um sich die erstere zu erhalten, sichert. Seine Macht und sein Einfluß auf die Gemüter des Volkes beruhen vorzüglich auf seinem Erbrechte, dem vermeintlichen Schutze der Götter, — im Fall er nämlich der rechtmäßige Erbe ist, — auf seinem Rufe als Krieger, dem Adel seiner Abkunft und endlich auf der Menge seiner streitbaren Mannschaft. Er besitzt demnach wohl die größte Macht, nicht aber den höchsten Rang; denn nicht bloß die Tuitonga und Weachi, sondern auch einige andere Edle stehen darin höher als er, da der Adel darin besteht, mit dem Tuitonga, Weachi oder dem König verwandt zu sein, so daß eine Familie vornehmer wird, je näher sie einem derselben verwandt ist.

Diesen Vornehmeren muß der König, wenn er ihnen begegnet, dieselbe Ehrfurcht erweisen, die sie von jedem Geringeren erhalten; und berührt er etwas, was einem Vornehmeren gehört, es sei nun jener selbst oder sein Kleid oder die Matten, worauf er schläft, so wird er tabuiert, d. h. es ist ihm verboten, sich seiner Hände zum Essen zu bedienen, und tut er es, so gerät er in Gefahr krank zu werden oder sonst ein Unglück als Strafe von den Göttern zu erleiden. (Vergl. S. 278 ff.) Er kann sich jedoch leicht davon durch die Zeremonie Moe-moe befreien, die darin besteht, die Füße des Häuptlings oder eines, der diesem gleich an Rang ist, mit beiden Händen zu berühren.

Unter den Egis oder Edlen versteht man bloß die Verwandten des Tuitonga, Weachi oder des Königs, und alle und nur diese haben

das Vorrecht, Leute vom Tabu zu befreien. Tuitonga und Weachi werden wegen ihres göttlichen Ursprungs als Stifter des Adels betrachtet, so wie der König wegen seiner Macht. Die Familie Finos, des jetzigen Königs, sagt, sie stamme weder vom Tuitonga noch Weachi ab. In Wahrheit stammt sie aber doch weitläufig von einer derselben ab; da sie aber zuletzt auf den Thron stieg, so zog sie ihre Bedeutung mehr aus diesem Umstande als aus so ferner Verwandtschaft. Des jetzigen Königs Vater war der erste seines Hauses, der den Thron durch gewaltsame Anmaßung und Ausrottung der damals herrschenden Familie bestieg. Die Könige vor jener Zeit waren, so weit die glaubwürdigen Nachrichten reichen, also etwa vier oder höchstens fünf Generationen, alle Verwandte des Tuitonga.

In jeder Familie geht der Adel abwärts in weiblicher Linie; denn ist die Mutter nicht von edler Herkunft, so sind es die Kinder auch nicht. Sind aber Vater und Mutter von gleichem Adel, so folgen die einzelnen Glieder der Familie so aufeinander: Vater, Mutter, der älteste Sohn, die älteste Tochter, der zweite Sohn, die zweite Tochter usw. Haben sie keine Kinder, so folgt der nächste Bruder des Mannes, dann die Schwester, der zweite Bruder, die zweite Schwester usw. Ist jedoch die Frau von edlerer Geburt, so gehen ihre Verwandte ihm an Range in eben dieser Ordnung vor, nur daß sie nicht sein Eigentum erben, wie nebenbei angeführt werden mag. Alle Kinder von einer edlen Mutter gehören ohne Ausnahme zu den Edlen.

Die Matabulen behaupten den nächsten Rang; sie stellen eine Art von Ehrenbegleitung der Häuptlinge dar und sind ihre Gefährten und Ratgeber. Sorgfältig sehen sie darauf, daß die Befehle und Wünsche derselben ausgeführt werden, und nicht unrichtig könnte man sie deren Minister nennen. Der Rang des Häuptlings, dem sie sich ergaben, bestimmt auch den ihrigen. Ihr Amt besteht in der Verwaltung der Zeremonien, und ihr Rang ist erblich; denn man vermutet, daß sie ursprünglich entfernte Verwandte der Edlen waren oder daß sie von Personen abstammen, die durch Erfahrung und Klugheit sich auszeichneten und deren Freundschaft in dieser Hinsicht dem Könige und anderen großen Häuptlingen wert war.

Da niemand den Rang und den Titel eines Matabulen annehmen kann, ehe sein Vater tot ist, so sind sie meistens von mittlerem Alter, und da es ihr Geschäft mit sich bringt, alle gottesdienstlichen Gebräuche, Sitten und Angelegenheiten von Tonga zu kennen, so betrachtet man sie immer als Männer von Erfahrung und höherer Kenntnis. Einige Matabulen verstehen daneben noch irgend eine Kunst oder ein Gewerbe; sie zimmern z. B. Kähne oder führen die Oberaufsicht bei einer Leichenfeier. Bei dieser letzteren sind nur einige Matabulen zugegen, da man es für ein besonderes Geschäft hält. Die wenigen, die Kähne zimmern, zeichnen sich darin aus und verfertigen diese nur für den König und andere große Häuptlinge. Die Matabulen kennen die Sagen des Landes und überliefern sie

ihren Söhnen. Stirbt ein Matabule, ohne einen Sohn zu hinterlassen, so erbt der Bruder seine Würde. Alle Söhne und Brüder der Matabulen sind Muahs, stehen also im Rang unmittelbar unter ihnen.

Was die Muahs betrifft, so sind sie, wie soeben gesagt, Abkömmlinge der Matabulen, und so wie kein Muah Matabule vor dem Tode seines Vaters oder Bruders, den er beerbt, werden kann, so sind die Söhne und Brüder der Muahs nur Tuahs und erben den Rang des Vaters und Bruders auf gleiche Weise. Bei den öffentlichen Zeremonien, und zwar unter der Aufsicht der Matabulen, haben die Muahs viel zu tun, z. B. das Verteilen der Speise und Kawa. Bei minder bedeutenden Gelegenheiten führen sie auch selbst diese Aufsicht. — Gleich den Matabulen gehören sie zum Gefolge der Häuptlinge und werden mehr oder minder, je nach dem Range derselben, geachtet. Die meisten Muahs treiben ein Gewerbe.

Sowohl die Matabulen, als die Muahs haben die Aufgabe, Ordnung in der Gesellschaft zu halten. Sie führen die Aufsicht über die Sitten der jüngeren Häuptlinge, die sich zuweilen Ausschweifungen zu Schulden kommen lassen und die Tuahs unterdrücken, in welchem Falle jene sie ermahnen. Wenn ihr Wort nicht genügend geachtet wird, berichten sie dies an die älteren Häuptlinge. Bei allen Klassen stehen sie in Achtung.

Die Tuahs stellen die unterste Stufe des Volkes dar. Alle sind der Geburt nach Bauern. Einige werden jedoch zuweilen zum Tättowieren, Kochen und Rasieren gebraucht und erhalten dafür Geschenke. Die Tuahs, die mit Muahs verwandt sind und folglich die Möglichkeit vor sich haben, Muahs zu werden, stehen in Ehren bei denen, die sich keiner solchen Verwandtschaft rühmen können.

Einige unter den Handwerkern sind, wie schon bemerkt, Matabulen, der größere Teil aber Muahs, die übrigen Tuahs. Manche treiben ihr Handwerk, weil es ihr Vater trieb und sie dabei auferzogen wurden. Meistens sind dieses solche Beschäftigungen, die mehr Nachdenken erfordern und deshalb mehr Ansehen geben, so daß sie keinen Beweggrund haben, etwas anderes zu ergreifen, es müßte denn aus Trägheit sein, besonders, da sie für ihre Geschicklichkeit Geschenke von ihren Häuptlingen erhalten. Es ist jedoch kein Gesetz vorhanden, das sie zwingt, das Geschäft ihres Vaters fortzuführen, und ebensowenig ein anderer Beweggrund, als die Achtung, in der ihr Gewerbe steht, ihr eigenes Interesse und die allgemeine Sitte.

Etwa ein Fünftel oder Sechstel von denen, die Kähne zimmern und die Oberaufsicht bei den Leichenfeierlichkeiten führen, sind Matabulen, und unter diesen sind manche sehr geschickt, Zierraten aus Walfischbarten zu Halsbändern zu schnitzen, Streitkolben, Speere und andere kriegerische Werkzeuge zu verfertigen, welche nicht einem besonderen Gewerbe zufallen, sondern die gewöhnlich die Kähnebauer ausführen, da diese die Axt zu führen wissen. Alle anderen, die diese beiden Gewerbe verrichten, sind Muahs, da kein Tuah so ehrenvolle Geschäfte treiben darf.

Sämtliche übrige Gewerbe werden ohne Unterschied von Muahs und Tuahs besorgt, Rasieren, Kochen und Ackerbau ausgenommen, welche Arbeiten bloß den Tuahs zukommen. Gezwungen erblich sind lediglich die beiden geringsten Gewerbe, das der Köche und das der Bauern; denn die Häuptlinge, in deren Dienste sie sind, bedürfen derselben, und ihre Kinder müssen diese wieder treiben, wenn sie es verlangen. Die Köche stehen in etwas höherem Ansehen; sie führen die Aufsicht über die Vorräte, sehen nach den Dächern und Wänden des Wohnhauses und zuweilen auch nach den Pflanzungen. Der erste Koch dünkt sich oft gar vornehm und steht in großem Ansehen bei den Unterköchen und gemeinen Bauern.

Das Eigentum in diesen Inseln besteht, wie man sich leicht denken kann, vorzüglich in Äckern, Häusern und Kähnen, und das Recht der Erbfolge darauf wird, sowie auch die Thronfolge, durch die Verwandtschaft bestimmt.

Ältere Personen beiderlei Geschlechts stehen in großer Achtung wegen des Alters und der Erfahrung, zumal es zu ihren ersten moralischen und religiösen Pflichten gehört, Götterhäuptlinge und ältere Personen zu ehren, so daß es fast kein Beispiel einer mutwilligen Beleidigung des Alters auf diesen Inseln gibt.

Ebenso wird auch den Frauen, unabhängig von dem Range, den sie als Edle haben können, in Hinsicht ihres Geschlechtes große Achtung erwiesen. Da sie viel zum häuslichen Glück der Männer beitragen und sie die Schwächeren sind, so hält man es für unmännlich, ihnen nicht Aufmerksamkeit und Wohlwollen zu beweisen; sie verrichten daher auch keine harten Arbeiten. Die Edlen unter ihnen haben, ihrer Verwandtschaft gemäß, gleichen Rang mit den Männern. Wenn die Frau eines Matabulen nicht von edler Herkunft ist, so steht sie ihm im Range gleich; gehörten ihre Eltern aber zu den Edlen, so stehen sie, wie auch ihre Kinder beiderlei Geschlechts, höher als der Mann. In häuslichen Angelegenheiten muß sie sich jedoch seinem Willen unterwerfen, obwohl der Mann nie die Achtung, die er ihrem Range schuldig ist, aus den Augen setzt. Er muß nämlich die Zeremonie Moe-moe verrichten, ehe er essen darf. Heiratet eine Frau einen Mann von höherem Range, so wird ihr deshalb auch höhere Achtung erwiesen. Dem Manne aber gibt der höhere Stand seiner Frau kein größeres Ansehen; er genießt jedoch den Vorzug ihres größeren Vermögens.

Es ist gebräuchlich, daß Frauen Kinder oder erwachsene Personen an Kindesstatt annehmen. Es geschieht dies oft, wenn ihre wirklichen Mütter noch leben oder in der Nähe wohnen, ohne Zweifel, um im Fall des Todes an die Stelle der wahren Mutter zu treten. Oft geschieht es auch, daß ein junger Mann, der Mutter und Frau hat, noch eine Pflegemutter annimmt, ohne daß diese durch den höheren Rang des Pfleglings ein höheres Ansehen erhält. So war Mafi Habe, eine von Finows I. Frauen, Mariners Pflegemutter, und ihr verdankt er einen großen Teil seiner Kenntnis der Sprache und

Sitten der Tongas. Sie bewies gegen ihn in jeder Hinsicht die größte mütterliche Zuneigung und Würde und war eine sehr verständige, liebenswürdige und schöne Frau.

Die Frauen, besonders die der Edlen, verfertigen vielerlei Dinge, die meistens zum Putz gehören. Dies wird jedoch mehr als ein Talent, nicht aber als ein Gewerbe betrachtet. Einige aus den höheren Klassen treiben dies nicht bloß zum Vergnügen, sondern handeln damit, ohne daß es ihrem Range schadet. Die Frauen der unteren Stände können dies nicht, da das, was sie verfertigen, nicht ihr Eigentum ist, sondern nur auf Befehl ihrer Oberen geschieht.

Die Kinder erhalten den Rang der Mutter. Wenn ein Mann von noch so hohem Range ein Kind von einer Frau hat, die zu den Tuahs gehört, so wird das Kind höchstens ein Muah. Bekommt dagegen eine Frau von edler Herkunft ein Kind von einem Tuah, so ist das Kind edel. Dies geschieht aber selten; geschieht es, so hütet man sich wenigstens sehr, es bekannt werden zu lassen. Kinder werden etwas weniger geachtet als Erwachsene von gleichem Range. Vertraulichkeit oder Geringschätzung dürfen sich jedoch nur Personen vom gleichen oder höheren Range gegen sie erlauben.

Samoanisches Frauenleben.

Nach Hesse-Wartegg*) (1890).

Wenn man die Samoanerin zu Hause oder auf der Straße sieht, wenn man sie bei ihren Spielen, Tänzen, Unterhaltungen aller Art beobachtet und die freie, aller Scheu bare Umgangsweise mit den Männern wahrnimmt, dann ist man leicht geneigt, darauf wenig Vorteilhafets in Bezug auf ihre Tugend zu schließen. In der Tat besitzen die lustigen Weiber von Samoa bei den Seeleuten und flüchtigen Globetrotters keinen besonders guten Ruf. Allein es wäre weit gefehlt, aus den wenigen Exemplaren, die sich in der von Fremden viel besuchten Hafenstadt Apia aufhalten, auf das weibliche Geschlecht von Samoa im allgemeinen zu schließen. Bei wenigen Naturvölkern wird auf die Tugend ein verhältnismäßig so hoher Wert gelegt, wie bei den Samoanern. In ihren Kinderjahren erfreuen sich die Mädchen derselben Liebe und Zärtlichkeit von seiten der Eltern und Geschwister wie die Söhne. Die Samoaner, besonders die Häuptlinge, lieben große Familien, da sie durch die große Zahl der Mitglieder ihren Einfluß und ihre Macht kräftigen, und weil der Unterhalt einer Familie in diesem gesegneten Lande, wo die Natur ihnen alles Erforderliche ohne Arbeit in Fülle gewährt, so gut wie nichts kostet. Kindermord, wie er im östlichen Polynesien sonst gebräuchlich ist und wie er in verschiedenen Teilen des Bismarckarchipels ausgeübt wird, ist bei den Samoanern seit jeher unbekannt gewesen.

Während des ersten Tages nach dem Erscheinen des samoanischen

*) „Samoa, Bismarckarchipel und Neuguinea. Drei deutsche Kolonien.“ Leipzig 1902.

Weltbürgers wird von Freundinnen oder Verwandten der Mutter an seinem Kopfe herummanipuliert, um diesem eine nach ihren Begriffen schönere Form zu geben. Das Kind wird auf den Rücken gelegt, an die Seite des Schädels werden schwere Steine geschoben und dann mit der Hand die Stirne und Nase nach Tunlichkeit abgeflacht. Unsere Adlernasen oder wie die Samoaner sie nennen, „Kanunasen", sind nach ihren Begriffen arge Schönheitsfehler. In den ersten Wochen wird das Baby mit dem Saft der Kokosnuß genährt und kann erst später seinen Hunger an dem Born der Natur stillen.

Den arbeitsscheuen, vergnügungssüchtigen Samoanern bietet die Geburt eines Kindes und sein erster Lebenslauf reiche Gelegenheit zur Veranstaltung von Familienfesten. Wenn es drei Tage alt ist, findet ein großes Fest statt, für welches alle Freunde und Verwandten die gebräuchlichen Geschenke, Lebensmittel, feine geflochtene Palmenmatten, Tapa (Stoffe aus Baumrinde) und dergl. herbeibringen. Dann gibt man sich während zwei oder drei Tagen Gesang und Tanz und Eßgelagen hin. Ist das Kind hinreichend erstarkt, um aufrecht sitzen zu können, so wird das „Kindersitzen" gefeiert, später das Kriechen auf allen Vieren, dann das Stehen und endlich das Gehen des Kindes.

Ist es vier oder fünf Jahre alt geworden, so beginnt die Erziehung. Knaben stehen unter der besonderen Obhut des Vaters, Mädchen unter jener der Mutter, und schon in diesem zarten Alter lernen sie Kokosnüsse öffnen, Matten flechten, Muscheln und eßbare Schnecken sammeln und anderes. So wachsen sie heran, bis sie 14—15 Jahre alt werden und das Alter der Reife erreichen. Damit sind wieder große Festlichkeiten verbunden, an denen indessen nur weibliche Anverwandte und Freunde teilnehmen. Dem Mädchen werden bei dieser Gelegenheit die Kopfhaare kurzgeschnitten, und von nun an hört ihr Verkehr mit ihren Brüdern und männlichen Verwandten auf; sie schlafen auch nicht mehr im väterlichen Hause, sondern mit der Taupou, der Dorfschönheit, in einem eigenen Hause, dem sich nach Einbruch der Dunkelheit kein Mann nähern darf.

Diese Taupou ist eine der liebenswürdigsten Erscheinungen des samoanischen Volkes. Jedes Dorf hat eine solche Taupou, gewöhnlich die schönste Tochter des Häuptlings. Sie ist gewissermaßen die Repräsentantin des Dorfes, hat fremde Gäste zu bewirten und ihnen in möglichst angenehmer Weise die Zeit zu vertreiben. Bei festlichen Umzügen geht sie phantastisch geschmückt an der Spitze des Zuges. Ziehen die Männer zum Kriege, so schreitet sie ihnen voran; kommen hohe Häuptlinge zu Besuch in das Dorf, denen ein Taalolo, d. h. Überreichung von Ehrengaben in Gestalt von Eßbarkeiten gebührt, so muß sie den Überbringern der letzteren in dem ganzen Toilettenreichtum, über den die Samoaner verfügen, voraustanzen. Kurz, sie steht nicht nur an der Spitze der weiblichen Jugend, sondern sie ist der Stolz des ganzen Dorfes und wird gewissermaßen auch als gemeinschaftlicher Besitz angesehen, über den eifersüchtig gewacht wird.

Der Häuptling eines Ortes wählt unter seinen Töchtern schon früh ein Mädchen aus, das er zur Taupou bestimmt, und findet er unter den Kindern seines Dorfes ein Mädchen, das an Schönheit und Liebreiz seine eigenen Töchter zu übertreffen verspricht, so adoptiert er es. Ein solches Mädchen wird dann ungemein sorgfältig erzogen, sie braucht außer Haus keine Arbeiten zu verrichten, sie hat ein ähnliches Anrecht auf die besten Speisen wie der Häuptling selbst, sie ist der ausgesprochene Liebling unter den Dorfbewohnern, aber dafür muß sie ihre Bewegungsfreiheit aufgeben, denn sie wird von ihren Soafafine eifersüchtig bewacht. Diese Soafafine sind gewissermaßen ihre Hofdamen, ältere Weiber, die ihr Tag und Nacht nicht von der Seite weichen. Mag sie sich in den Wald begeben, um Blüten und Blätter für ihren Lendenschurz zu suchen, mag sie zum Baden an den Meeresstrand gehen oder zu Hause sitzen, immer sind die alten Weiber hinter ihr und behüten ihre Tugend strenger und gewöhnlich mit besserem Erfolge als Don Bartolo sein Mündel Rosinchen. Daneben tun sie alles Erdenkliche, um die Schönheit der Taupou zu heben. Dadurch, daß sie nicht zu Arbeiten im Freien verwendet wird, hat sie an und für sich schon eine hellere Hautfarbe, und die Weiber verleihen der Haut durch Einreiben mit wohlriechendem Palmöl noch größere Zartheit und Geschmeidigkeit.

Ist ihre Reifezeit gekommen, so wird sie zur Taupou erklärt und tritt an die Spitze der Mädchen des ganzen Dorfes, mit welchen zusammen sie in dem „Faletele", d. h. dem Versammlungs- und Fremdenhause schläft. Ihr Verkehr mit den jungen Männern des Dorfes, der in Samoa stets etwas Gezwungenes und Förmliches hat, hört nunmehr ganz auf, sie sieht sie zu gewöhnlichen Zeiten sogar selten, weil die jungen Männer sich mit den Mädchen der Nachbardörfer viel freier unterhalten dürfen und deshalb vorziehen, ihre Abende dort zu verbringen. Nur eine beschränkte Zahl von Söhnen der Dorfältesten oder „Sprecher" (Tulafale genannt) müssen im Dorfe zurückbleiben, da sie zur besonderen Bedienung der Taupou bestimmt sind.

Je schöner die Taupou ist, je besser sie singt und tanzt, desto rascher verbreitet sich ihr Ruf im ganzen Lande, und zahlreiche Freier bewerben sich um sie; nur ist das Heiraten nicht so einfach und rasch abgetan wie anderswo, denn weder der Freier, noch die Taupou haben dabei ihren freien Willen. Als Häuptlingstochter wird sie bei den in Samoa sehr strengen Adels- und Standesunterschieden*) gewöhnlich mit Aussicht auf Erfolg nur von Häuptlingssöhnen oder von Häuptlingen selbst begehrt, und dadurch wird die Brautwerbung zu einer wichtigen Familien- und Staatsaktion. Dabei haben auch die vorerwähnten Dorfältesten mitzusprechen, und da bei solchen Hochzeiten ausgiebige Geschenke unter sie verteilt werden, sind sie natürlich bestrebt, dem Freier nur dann ihre Einwilligung zu der Brautwerbung zu geben, wenn er einer sehr angesehenen und reichen

*) Vergl. den Abschnitt nach Mariner über die Klassenverhältnisse auf Tonga.

Familie entstammt. Ist ihre Zustimmung erfolgt, so werden zunächst Kundschafter in das Dorf der Taupou gesandt, um durch allerhand Schliche zu erfahren, ob das Mädchen überhaupt noch frei ist und wie es mit ihrer Herzensneigung, ihrer Tugend, ihrem Reichtum bestellt ist. Erst dann begeben sich einige Freunde des jungen Häuptlings mit den üblichen Geschenken, einer Anzahl von Schweinen, Hühnern, Tarofrüchten auf die offizielle Freierfahrt. Werden diese Geschenke von dem Vater der Taupou angenommen und leistet die letztere keinen Widerstand, so ist die Sache abgemacht. Sträubt sich aber Vater oder Tochter, dann wird von dem Dorfe des Freiers eine nochmalige Expedition mit einer größeren Zahl von Dorfbewohnern unternommen, und ist die Taupou wirklich von so vornehmer Familie und so reich, daß die ganze Gemeinde des Freiers besonderes Interesse daran hat, ihrem zukünftigen Häuptling gerade diese Braut zu gewinnen, so ziehen alle Bewohner in ihren Kanus nach dem Dorfe der Braut, um das Herz des störrischen Vaters zu erweichen. Möglicherweise hat dieser persönliche Gründe, Abneigungen oder dergl., die ihn verhindern, nachzugeben, dann entbinden ihn aber seine Dorfältesten oder Sprecher der Vaterschaft, erklären sich selbst als Väter, wie die Grenadiere in Donizettis „Regimentstochter", und willigen in die Heirat.

Nun wird im Dorfe des Freiers alles für die Hochzeit vorbereitet. Die Vermählung ist nicht eine rein persönliche, sondern eine Staatsaffäre, und da bei den Samoanern gewissermaßen Gütergemeinschaft herrscht, so bemühen sich im Dorfe des Bräutigams wie in jenem der Braut alle Einwohner, um möglichst viele Hochzeitsgeschenke zusammenzubringen. Die Verwandten und Freunde des Bräutigams sammeln allerhand von Männern hergestellte Gegenstände, Waffen, Fischgerätschaften, Keulen, den gebräuchlichen Festschmuck, aus Tierzähnen, Muscheln, Federn und Haaren bestehend, ja sogar Boote oder Häuser. Selbstverständlich spielen aber in diesem Oloa genannten Schatz des Bräutigams Eßwaren die Hauptrolle.

Dagegen sammeln die Dorfgenossen der Braut den Tonga, d. h. allerhand Produkte von Frauenhand, zunächst die feingeflochtenen Matten, den kostbarsten Schatz der Samoaner, Fächer, schön geschnitzte Kämme, Tapa und anderes. Nach Ablauf einiger Wochen oder Monate ist alles bereit, und an einem bestimmten Tage schifft sich die Braut mit all ihren Anverwandten, Freundinnen, den Sprechern ihres Ortes und einer mehr oder minder großen Zahl von Dorfbewohnern nach dem Dorfe des Bräutigams ein. Dort werden sie von der ganzen Gemeinde festlich bewirtet, und der erste Tag vergeht in Lustbarkeiten, Gesang, Tänzen, Wettspielen und Festessen. Am folgenden Tage findet die Vermählung auf dem großen Dorfplatze (Marae genannt) statt. Auf der einen Seite lagern sich die Dorfbewohner im Schatten der großen Brotfruchtbäume, welche die Marae der samoanischen Dörfer zu zieren pflegen. Vor ihnen nimmt der Bräutigam auf weißen über den Boden gebreiteten Matten Platz, mit zwei Häuptlingen oder

Sprechern zur Rechten und Linken. Die ganze Gesellschaft ist mit Muschelketten, roten Beeren, Blumenkränzen und allem möglichen phantastischen Zierrat geschmückt, die nackten Körper sind vom Kopf bis zu Fuß mit wohlriechendem Palmöl eingerieben, daß sie wie polierte Bronze glänzen.

Ähnlich geschmückt versammelt sich die Geleitschaft der Braut auf der andern Seite des Marae. Die Braut selbst trägt kein anderes Kleidungsstück als eine feine Matte, die unter den Achselhöhlen um den Leib gebunden ist. Von ihrem Sitze, gewöhnlich in dem gegenüberliegendem Hause, ist der Weg zum Sitze des Bräutigams mit Matten und Tapadecken belegt. Ist die ganze Gesellschafft versammelt, so schreitet die Braut, gefolgt von einer Anzahl, auch nur mit einer Matte bekleideten Mädchen auf den Bräutigam zu. Jedes Mädchen trägt eine Matte halb ausgebreitet, um ihre feine Qualität von den andern bewundern zu lassen. Bei dem Bräutigam angekommen, legen sie diese Geschenke vor ihm nieder, und das wird so lange wiederholt, als Matten vorhanden sind. — — —

Die beiden folgenden Tage vergehen mit ähnlichen tollen Freudenfesten, Eßgelagen und der Überreichung der gegenseitigen Geschenke. Am vierten Tage kehren die Dorfgenossen der Braut nach ihrer Heimat zurück, und das Brautpaar bezieht die neue Behausung.

Ähnliche lärmende Festlichkeiten finden bei der Geburt des ersten Kindes statt, worauf sich die junge Frau für einige Monate zu ihrer Familie zurückzieht. Damit aber ihr Gatte während dieser Zeit sich nicht anderweitigen Zerstreuungen hingebe, pflegt die Braut schon bei ihrer Vermählung einige junge Mädchen ihrer Verwandtschaft in die Ehe mitzubringen, eine Art Ehrendamen, die indessen nicht in dem Hause des Bräutigams, sondern bei den „Sprechern" seiner Ortschaft Unterkunft finden. Manche bleiben zeitlebens dort, andere dieser Nebenfrauen kehren, wenn sie einen Sprößling bekommen haben, nach ihrem Heimatsorte zurück, glücklich, ein Kind zu besitzen, das einen vornehmen Häuptlingsnamen führt. Ihr Los ist nur insofern ein trauriges, als sie sich bei Lebzeiten ihres sogenannten Gatten bei Todesstrafe nicht wieder vermählen dürfen.

Daß bei der geschilderten Art von offiziellen Ehen die Liebe keine besondere Rolle spielt, läßt sich wohl denken. Sie sind mehr Familien- und Staatsaffären, im Interesse der Stammesgenossen der Häuptlingsfamilien abgeschlossen, und es kommt häufig genug vor, daß die junge Frau schon nach einigen Tagen oder Wochen in ihr Elternhaus zurückkehrt. Aber selbst nach jahrelangem Zusammenleben kommen häufig Scheidungen vor, denn die „Sprecher" des Ortes, denen daran gelegen ist, ihren Häuptling und damit sich selbst in enger Beziehung zu recht vielen vornehmen und einflußreichen Familien des Landes zu wissen, und die bei jeder Vermählung aus den Geschenken reichen Nutzen ziehen, sind fortwährend auf der Suche nach anderen Bräuten. Beschließt ein Ehepaar die Scheidung, so besprechen sie, wie der Missionar Georg Turner, der über vier Jahr-

zehnte unter den Samoanern gelebt hat, erzählt, die Sache ganz geschäftsmäßig, teilen sich in ihren Besitz und in ihre Kinder und gehen auseinander. Aber auch eine solche Frau darf bei Lebzeiten ihres Mannes, und war er ein großer Häuptling, sogar nach seinem Tode keine zweite Ehe eingehen.

Im gewöhnlichen Volke sind die Heiraten und die Beziehungen zwischen Mann und Frau auch nicht viel anders. Nur ist das Zeremoniell einfacher. Finden sich zwei Herzen, so macht der Freier keine besonderen Umstände, sondern läuft gewöhnlich mit seinem Schätzchen davon, und die Eltern stehen vor einem fait accompli. Oder sucht ein Freier ein Mädchen zu gewinnen, das nicht von selbst nachgeben will, so bewirbt er sich unter Darbietung von Geschenken bei ihren Eltern, und nehmen sie diese Geschenke an, dann ist die Sache erledigt, ob das Mädchen will oder nicht.

Man sollte nach dem Gesagten annehmen, daß die Samoaner ähnlich wie die meisten anderen nicht kaukasischen Völker die Frau als ein ihnen nicht ebenbürtiges Wesen ansehen. Dies ist aber nicht der Fall. Die Samoaner zeigen dem weiblichen Geschlechte gegenüber eine gewisse Ritterlichkeit. Sie lassen die Frauen keine schweren Arbeiten verrichten, sondern besorgen diese selbst, ja, den Männern liegt nicht nur die Herbeischaffung, sondern auch die Zubereitung der Speisen ob. Frauen aus vornehmen Familien erfreuen sich des größten Ansehens, ja, sie können selbst Titel und hohe Ämter bis zur Regentschaft über ganze Distrikte erlangen. Bei den Festlichkeiten der Samoaner, im Verkehr mit Gästen und Fremden spielen die Mädchen, wie gesagt, eine große Rolle, und sie zeigen dann, daß ihnen Eitelkeit keineswegs fremd ist. Kam ich beispielsweise unversehens in ein Dorf, so fand ich die Mädchen in ihrer bronzefarbenen Haut und Lawalawa prangen; verweilte ich aber nur kurze Zeit, so erschienen sie schon mit brennroten großen Hibikusblüten in ihrem üppigen, häufig durch Kalk entfärbten semmelblonden oder auch natürlichen schwarzen Haar, und um den Hals waren Blumenketten gewunden, die über der Brust herabfielen.

Eine der schönsten Eigenarten der Samoaner ist ihre Reinlichkeit. Da sie fast insgesamt an der Küste wohnen, ist es ihnen leicht, täglich ein oder zweimal zu baden. Aber sie tummeln sich in ihrer Nacktheit auch gern in den schäumenden Bächen umher, stellen sich unter die Wasserfälle, ja, in der Nähe von Apia ist es ein Hauptvergnügen, des Nachmittags zu dem Papaseafall zu pilgern, an den oberen Rand zu klettern und dann auf dem glatt gewaschenen Felsblock ins Wasser herunterzugleiten, ähnlich wie die Jungen bei uns im Winter Rutschpartieen auf ihrem bescheidensten Körperteil über glatte Schneeabhänge unternehmen.

Eine andere Hauptvergnügung ist der Tanz, dem bei allen sich darbietenden Gelegenheiten gehuldigt wird. Auch der Besuch von Weißen ist gewöhnlich eine solche Veranlassung, besonders wenn es sich um eine offizielle Persönlichkeit oder einen angesehenen Fremden

handelt. Ja sogar meine bescheidene Persönlichkeit wurde zuweilen auf solche Art geehrt. Hatte bei meiner Begrüßung jeder Samoaner seinem Range nach Kawa getrunken, dann bewillkommnete mich der älteste Häuptling mit einer langen, blumenreichen Rede, auf welche ich durch meinen Dolmetscher in gleicher Weise antworten mußte. So folgten mehrere Reden aufeinander. Dann war vielleicht die Dunkelheit angebrochen, ein paar brennende Kokosnußschalen erhellten bald die große Hütte mit ihrem flackernden Schein, und allmählich erschienen die anderen Dorfbewohner, Männer wie Frauen, um dem Siwa beizuwohnen.

Ohne Siwa keine Festlichkeit. Siwa heißt der nationale, gewöhnlich mit Tanz verbundene Gesang der Samoaner. Die eine Hälfte der großen Hütte wurde mit Matten bedeckt, die Anwesenden drängten sich in der andern Hälfte zusammen, und nun erschienen die phantastisch geputzten Tänzerinnen, etwa ein Dutzend an der Zahl. Die Erscheinungen waren so grotesk, so eigenartig, daß sie unwillkürlich die Aufmerksamkeit aller Anwesenden in Anspruch nahmen. Dergleichen kann man doch in der Welt nirgends als nur in Samoa sehen. Man denke sich ein Dutzend Mädchen im blühendsten Alter, der Mehrzahl nach von wirklicher Schönheit auch nach europäischen Begriffen, ohne irgend andere Kleidung als einen kurzen Lendenschurz aus wohlriechenden Blättern. Die in jugendlicher Üppigkeit strotzenden Körper sind ganz mit duftendem Palmöl eingesalbt, daß die Formen glänzen wie polierte Bronze; das reiche Haar fällt in langen Wellen über die Schulter auf den Rücken herab und trägt als einzigen Schmuck Blumenkränze. Ähnliche Ketten hängen den reizenden Erscheinungen um den Hals und sind vielleicht auch unter dem Knie um ein Bein gebunden. Die Gesichter strahlen vor Aufregung, wonniges Lächeln spielt um den Mund und läßt die blendend weißen Zahnreihen sehen. So tänzeln diese paradiesischen Gestalten mit anmutigen Armbewegungen herein und kauern mit gekreuzten Beinen in zwei Reihen auf den Matten nieder. Nun beginnt der ungemein reizvolle Gesang, zu welchem ein Samoaner im Hintergrunde mit einem Stäbchen auf einer aufgerollten Matte den Takt schlägt.

Die Samoaner besitzen keine Musikinstrumente, ihre ganze Kunst beschränkt sich auf den Gesang, aber dafür ist dieser desto ansprechender. Gewöhnlich ist er dreistimmig mit nur einer oder zwei Sängerinnen in der ersten, doppelt so vielen in der zweiten Stimme; die übrigen begleiten in gedämpfter Weise. Neben eigentlichen Volksliedern singen die Samoaner auch unzählige Gelegenheitslieder, deren Text sie selbst mit großer Fertigkeit erfinden. Die erste Strophe wird von den Sängerinnen im langsamen Takt gesungen, indem sie jedes Wort mit entsprechenden, gleichmäßig ausgeführten Finger-, Hand- und Armbewegungen begleiten, so gleichmäßig, daß sie dieselben gewiß vorher tagelang einüben müssen. Bei der zweiten etwas rascher gesungenen Strophe sind auch die Handbewegungen rascher, so daß auch die beim flackernden Scheine der brennenden Kokosschalen ölglänzenden Körper

die Bewegungen unwillkürlich mitmachen. Bei der dritten noch rascheren Strophe schlagen die Mädchen mit der flachen Hand auf ihre nackten Schenkel und lassen diese selbst die Bewegungen mitmachen, und so wird der Takt immer schneller, die Bewegungen werden immer toller, bis bei der letzten Strophe die ganzen Körper trotz ihrer sitzenden Stellung mittanzen, ähnlich als würden sie von einem hochtrabenden Pferde im Takte emporgeschnellt.

Während der Pausen zwischen den Gesängen werden Kawa oder Süßigkeiten herumgereicht, und die Mädchen erheben sich, um mit den Anwesenden zu schäkern und zu lachen. Nach mehreren Gesängen und Tänzen macht sich unter den schon fröhlich gestimmten Anwesenden große Aufregung bemerkbar. Alles blickt in derselben Richtung in das tropische Tiefdunkel hinaus. Das Feuer in der Hütte wird angeschürt, daß die Flammen hoch auflodern, und plötzlich steht in dem grellen Lichte die Taupou, in der ganzen Fremdartigkeit ihrer jugendlich schönen Erscheinung. Auch bei ihr bilden leichte Blumengewinde ihre ganze Kleidung. Ein eigentümlicher, berauschender Blumenduft strahlt von ihr aus, und die schönen Formen erinnern an antike Statuen. Auf dem üppigen Haar prangt ein riesiger Aufbau, vielleicht meterhoch mit Spiegeln, Muscheln, unten Beeren und Blumen geschmückt, der Stolz jeder Dorfjungfrau.

Alles klatscht in die Hände und ruft Mailie, Mailie, das samoanische „Bravo". Anmutsvoll lächelnd dankt sie und nimmt dann vor den anderen Sängerinnen Platz, um ein besonders zu Ehren des Gastes komponiertes Lied zu singen. Andere Lieder folgen, bis sich endlich die Taupou erhebt, um allein einige äußerst graziöse Tänze auszuführen, die selbst einer unserer Ballerinen Ehre machen würden. Auch werden gewöhnlich Tänze aufgeführt, denen eine bestimmte Handlung untergelegt ist, also eher eine Art Tanzpantomimen und Hanswurstiaden, bei denen es mitunter recht toll zugeht. Auch die Europäer müssen dabei herhalten; es werden ihre Kämpfe, das Beschießen der Dörfer durch die englischen und amerikanischen Kanonen, aber auch ihre den Samoanern recht komisch vorkommenden Sitten und Gebräuche in keineswegs für sie schmeichelhafter Weise markiert. Aber dabei bleibt es gewöhnlich nicht. Aufgeregt durch die Bewegungen, durch Getränke und den Beifall, die Bewunderung der Zuseher werden die Bewegungen immer wilder, immer kühner, die andern Mädchen erheben sich, um sich an dem Tanz zu beteiligen, junge Männer springen hinzu, der Blumenschmuck wird herabgerissen, und die ganze Siwa artet dann in eine „Mulipaipai" aus.

Sitten und Gebräuche der Maori auf Neuseeland.

Nach Dumont d'Urville*) (1828).

Das Tapu ist ein sonderbarer charakteristischer Aberglaube der Neuseeländer und beinahe der meisten Bewohner der Südsee. Ohne

*) „Entdeckungsreise der französischen Korvette Astrolabe." Schaffhausen.

Zweifel war die ursprüngliche Bestimmung desselben, den Zorn der Gottheit zu besänftigen und durch freiwillige Entbehrungen sich dieselbe geneigt zu machen. Wahrscheinlich existiert kein religiöses System, in dem sich nicht eine Spur dieses Glaubens vorfindet, denn immer und überall hat der Mensch sich eine Gottheit nach seinem Bilde gemacht und ihm seine Launen und Leidenschaften zugeschrieben. Er hat es jederzeit für leichter gehalten, seine Fehler durch zeitliche Entbehrungen abzubüßen, als sich zu bestreben, durch Besserung und gute Werke Gott zu gefallen.

Mehr als alle übrigen Südseebewohner hängen die Neuseeländer an diesem Glauben, denn sie begreifen das moralische Prinzip nicht, das dem Tapu zu Grunde liegt, das sie bloß als eine Gott angenehme Zeremonie betrachten. Sie glauben, jeder durch das Tapu geheiligte Gegenstand, es mag nun ein belebtes Wesen oder eine leblose Materie sein, befinde sich unter der unmittelbaren Gewalt der Gottheit und sei somit vor jeder profanen Berührung geschützt. Wer es wagen wollte, einen so geheiligten Gegenstand mit frevelnder Hand zu berühren, würde den Zorn des Atua erregen, der, wie sie glauben, nicht nur ihn, sondern auch alle die, welche die entweihte Sache tapu gemacht haben, durch den Tod dafür bestrafen würde. Gewöhnlich beeilen sich die Eingeborenen, die Wirkungen des göttlichen Zornes durch strenge Strafen abzuwenden, die sie an dem Schuldigen vollziehen. Gehört dieser einer vornehmen Familie an, so kann er leicht aller seiner Güter, ja sogar seines Ranges beraubt werden. Ist es ein Mann aus dem Volke oder ein Sklave, so geschieht es oft, daß nur der Tod den begangenen Frevel sühnen kann. Mit den Fremden, die zum ersten Male das Land besuchen, wird eine Ausnahme gemacht, das zweite Mal jedoch fallen sie unwiderruflich dem allgemeinen Gesetze anheim.

Bringt ein Traum, ein Wort des Priesters oder eine unwillkürliche Ahnung den Eingeborenen auf den Gedanken, sein Gott sei gegen ihn aufgebracht, so legt er sogleich das Tapu auf sein Haus, seine Felder, seine Pirogen usw. und beraubt sich so des Gebrauches aller dieser Gegenstände, ungeachtet der Not und Beschwerlichkeit, welcher er sich dadurch aussetzt.

Bald ist das Tapu allgemein, so daß niemand sich dem geheiligten Gegenstande nähern kann, ohne die strengsten Strafen befürchten zu müssen; bald geht er nur einzelne Personen an. Ein für tapu erklärter Mensch ist dadurch von allem Verkehr mit seinen Landsleuten ausgeschlossen und darf sich seiner Hände nicht bedienen, um die Nahrung zum Munde zu führen. Gehört er zu einer der höheren Klassen, so werden mehrere Sklaven zu seinem Dienste bestellt. Ist es ein Mann aus dem Volke, so muß er, den Tieren gleich, die Speisen mit dem Munde fassen. Die Häuptlinge haben die Macht, ihre Untergebenen dem Tapu zu unterwerfen, ein Umstand, aus dem sie unglaublichen Vorteil ziehen können. Fürchtet einer derselben, es möchte einmal seinem Stamm an Schweinen, Fischen, Muscheln usw. fehlen, so tut er dem Verbrauch dieser Gegenstände dadurch Einhalt,

daß er sie für eine gewisse Zeit, die er nach Belieben bestimmt, für heilig (tapu) erklärt. Will er von seinem Hause oder Feldern lästige Nachbarn entfernen, so legt er tapu auf diese verschiedenen Dinge. Fällt es ihm ein, sich des Alleinhandels mit einem europäischen Schiffe zu versichern, so entfernt ein partielles Tapu alle diejenigen davon, mit denen er einen so vorteilhaften Handel nicht zu teilen gesonnen ist. Mit dieser geheimnisvollen und furchtbaren Waffe kann jedes Oberhaupt, das sie gut anwendet, sich eines passiven Gehorsams von seiten seiner Untertanen versichern.

Gewisse Umstände sind schon an sich tapu, z. B. alle Leichname, vor allem die menschlichen. Bei den Menschen ist der Kopf im höchsten Grade tapu, sowie die Haare darauf. Das Abschneiden der letzteren ist diesen Wilden daher etwas sehr Wichtiges. Sind die Haare abgeschnitten, so wirft man sie an einen Ort, wo man sicher ist, daß nicht darauf getreten wird. Der Geschorene bleibt ein paar Tage lang tapu und darf sich beim Essen der Hände nicht bedienen. Das Nämliche ist bei denen der Fall, die erst tätowiert worden sind.

Aus demselben Grunde können diese Insulaner keine Art Vorräte in ihren Hütten leiden, besonders animalische Stoffe, denn wenn sich zufälligerweise ihr Kopf unter einem solchen Gegenstande befände, so könnte ein solches Unglück schlimme Folgen für sie haben.

Die ersten Europäer, welche ihr Land besuchten, machten sich diesen Umstand zu nutze, um sich der überlästigen Besucher zu entledigen. Um dies zu bewirken, brauchten sie nämlich nur an der Decke ihrer Hütten ein Stück Fleisch aufzuhängen. Sobald dies geschah, hüteten sich die Eingeborenen wohl, sich zu nähern. Dies Vorurteil ist so eingewurzelt bei ihnen, daß mehrere Häuptlinge nicht in die unteren Schiffsräume steigen wollten, weil sie fürchteten, es könnte jemand auf dem Verdecke über ihnen stehen.

Ihre Mahlzeiten nehmen sie nie im Innern der Häuser ein, und sie können es nicht leiden, daß die Europäer sich diese Freiheit bei ihnen herausnehmen, so daß diese, wenn sie sich erfrischen wollen, sei es auch nur, um ein Glas Wasser zu trinken, vor die Hütte gehen müssen.

Es ist ein Verbrechen, an einem Platze, wo Lebensmittel aufbewahrt werden, Feuer anzuzünden.

Ein Häuptling kann sich nicht am nämlichen Feuer mit einem Manne aus einer niederen Volksklasse erwärmen; er darf nicht einmal sein Feuer an dem eines anderen anzünden, ohne den Zorn des Atua befürchten zu müssen. Alle, die an einer für tödlich gehaltenen Krankheit darniederliegen, sowie die der Niederkunft nahen Weiber werden dem Tapu unterworfen. Sie werden hierauf in Hängematten auf dem Felde ausgesetzt und von Freunden und Verwandten gänzlich verlassen. Gewisse Nahrungsmittel sind ihnen durchaus verboten. Bisweilen werden sie mehrere Tage lang zu einer vollständigen Hungerkur verurteilt, und glauben, die geringste Übertretung der Vorschriften würde ihren augenblicklichen Tod herbeiführen. Die

reichen Kranken haben zu ihrer Bedienung eine gewisse Anzahl Sklaven, die von dem Augenblicke an die Folgen ihrer Lage teilen. Die Armen befinden sich in traurigem Zustande und sind genötigt, mit dem Munde die Lebensmittel zu fassen, die man ihnen bringt. Der Zugang zu den Hütten, wo sich Personen befinden, die dem Tapu unterworfen sind, ist sowohl Einheimischen als auch Fremden aufs strengste untersagt. Alles Geräte, das einem Verstorbenen während seiner Krankheit gedient hat, ist tapu und darf von niemandem mehr gebraucht werden, sondern wird zertrümmert und ihm ins Grab mitgegeben.

Jedermann, der an der Erbauung seines Hauses oder einer Piroge arbeitet, ist dem Tapu unterworfen; in diesem Falle aber beschränkt es sich darauf, daß sich der Tapuierte nicht seiner eigenen Hände zum Essen bedienen darf, ohne jedoch deshalb von der Gesellschaft seiner Mitbürger ausgeschlossen zu sein.

Die Pataten- und Kumaras-Pflanzungen sind besonders tapu, und der Zugang dazu während des Wachstums streng untersagt.

Man unterwirft sich dem Tapu bei der Abreise einer geliebten Person, um ihr den Schutz der Gottheit zuzuwenden, was einigermaßen an die Gelübde der Katholiken erinnert.

Fängt ein Stamm Krieg an, so wird eine Priesterin tapuiert, die sich hierauf zwei Tage lang aller Nahrung enthält und am dritten durch gewisse Zeremonien den Waffen ihrer Stammesgenossen den göttlichen Segen erfleht.

In gewissen Jahreszeiten und unter verschiedenen Umständen sind alle Fische geheiligt, besonders wenn die Wintervorräte gemacht werden.

Durch das Tapu besiegeln die Neuseeländer jeden Kauf auf die unverletzlichste Weise. Wenn sie nämlich eine Sache kaufen wollen, die sie nicht sogleich zu bezahlen imstande sind, so binden sie einen Faden daran, indem sie das Wort „tapu" aussprechen, und dann kann man versichert sein, daß sie den gekauften Gegenstand, sobald sie imstande sind, den Kaufpreis zu erlegen, abholen werden.

Das Tapu spielt demnach die wichtigste Rolle in der Existenz der Neuseeländer: es leitet und bestimmt die meisten ihrer Handlungen. Durch Tapu nimmt die Gottheit an den geringfügigsten Umständen ihres öffentlichen und Privatlebens teil, und man kann sich leicht vorstellen, welchen Einfluß ein solcher Glaube auf die Einbildungskraft der Menschen haben muß, die von ihrer zartesten Kindheit an einem so mächtigen Vorurteile gehuldigt haben.

Die Neuseeländer glauben fest an Zauberei, die sie Makutu nennen. Dieser Umstand ist für die unglücklichen Insulaner eine Quelle immerwährender Angst und Unruhe, denn sie schreiben dieser Ursache die meisten Krankheits- und Todesfälle zu, die bei ihnen vorkommen. Gewisse Gebete an den Atua, bestimmte Worte, die sie auf eine eigentümliche Art aussprechen, besonders aber gewisse Fratzen und Gebärden, sind ihre gewöhnlichen Zaubermittel.

So oft die Missionare, um den Neuseeländer die Abgeschmacktheit ihrer Vorstellungen hinsichtlich des Tapu und Makutu darzutun, sich erhoben, der Wirkungen derselben mit Gefahr ihrer eigenen Person zu trotzen, antworteten diese, die Missionare könnten wohl als Arikis (Priester) und Schützlinge eines sehr mächtigen Gottes ohne Furcht dem Zorn der Landesgötter trotzen; diese aber würden sich dafür an den Eingeborenen rächen und sie alle unfehlbar umkommen lassen.

Die Träume, zumal die der Priester, haben einen großen Einfluß auf die Handlungen dieser Wilden. Man hat gesehen, wie schon lange ausgemachte Unterhandlungen ganz plötzlich an einem solchen Traume scheiterten, und wie die Krieger, die sich schon an der Hoffnung geweidet hatten, ihre Feinde zu vernichten, und die Leichen derselben zu verzehren, ganz ruhig in ihre Hütten zurückkehrten. Einem Traume zuwider handeln, wäre eine offenbare Beleidigung gegen den Atua, der ihn gesendet.

Herr Dillon konnte sich nur dadurch eines überlästigen Eingeborenen entledigen, der mit ihm auf seinem Schiffe nach England reisen wollte, daß er ihm versicherte, ein Traum habe ihm eröffnet, er werde, falls er diese Reise unternehme, gewiß dabei umkommen.

Die Neuseeländer erweisen den Leichen ihrer Verwandten, besonders wenn sie vornehmen Standes sind, große Ehre. Der Tote wird zuerst drei Tage bewacht, weil ihrer Meinung nach erst dann die Seele den Körper verläßt. Am dritten Tage wird die Leiche mit den schönsten Kleidern angetan, mit Öl gesalbt und wie bei Lebzeiten geschmückt und geputzt. Jetzt werden Verwandte und Freunde eingelassen, die durch Weinen, Schreien, Wehklagen und Zerfleischung des Gesichtes und der Brust ihren Schmerz über den Tod ihres Freundes an den Tag legen.

Statt wie in Europa den Leichnam der Länge nach liegen zu lassen, werden die Glieder gewöhnlich gegen den Bauch hin zusammengelegt, so daß das Ganze einen Knäuel bildet. Der Tote wird hierauf an einem einsamen, mit Palisaden umgebenen geheiligten Platz begraben. Pfähle, Kreuze, aus Holz geschnitzte und mit Ocker gefärbte Figuren bezeichnen das Grab eines Anführers, einen Haufen Steine die Ruhestätte des Armen. Diese Gräber heißen Uda Pa (d. h. Häuser des Ruhmes). Auf das Grab des Toten werden Lebensmittel gelegt, um seine Seele (Waidua) zu nähren, die, obgleich körperlos, nach dem Glauben dieser Völker, doch noch imstande ist, Nahrung zu sich zu nehmen.

Gewöhnlich bildet ein allgemeiner Schmaus des ganzen Stammes die bei solcher Gelegenheit stattfindende Feierlichkeit. Die Gäste werden, je nach dem Vermögen des Verstorbenen, mit Schweinefleisch, Fischen, Pataten usw. bewirtet.

Die Leiche läßt man nur so lange in der Erde, bis die Verwesung des Fleisches die leichte Trennung der Knochen davon zuläßt. Ist dies der Fall, so begeben sich die mit dieser Zeremonie beauf-

tragten Personen an das Grab, ziehen die Gebeine heraus und reinigen sie sehr sorgfältig. Um diese geheiligten Reste wird von neuem getrauert, wozu noch gewisse feierliche Gebräuche hinzukommen; und jetzt erst werden die Gebeine im Familiengrabe beigesetzt. In diesen Grüften, die in natürlichen Höhlen oder Grotten bestehen, werden die Gebeine auf kleinen, zwei bis drei Fuß über den Boden erhöhten Gerüsten ausgebreitet.

Es gibt, wie es scheint, gewisse Umstände, wo die Leichen nicht begraben, sondern in luftdicht geschlossenen Kästen aufbewahrt, oder sogleich auf Gerüste gelegt werden. Dies ist wahrscheinlich nur bei denjenigen Leichnamen der Fall, die nach dem Tode einbalsamiert worden sind und deren Verwesung man nicht zu befürchten hat.

Nicht nur die Toten selbst, sondern auch die bei den Leichenzeremonien verwendeten Personen und Werkzeuge werden aufs strengste tapuirt. Ehe sie wieder in Verkehr mit ihren Mitbürgern treten, müssen sie sich vielen unbekannten Reinigungen unterwerfen.

Der Gebrauch, die Gebeine der Toten aufzubewahren, spielt bei diesen Wilden eine große Rolle. Die Eltern haben erst dann ihre Pflichten gegen ihre Kinder erfüllt, sowie die Kinder gegen jene, wenn diese Zeremonie vollbracht ist. Die größte Beleidigung, die man einer Familie zufügen kann, besteht in der Verletzung ihrer Familiengräber. Nur mit Blut kann eine solche Beschimpfung abgewaschen werden.

Die Leichname von Leuten aus dem Volke werden ohne Zeremonien begraben. Die toten Sklaven haben nicht einmal Anspruch auf ein Begräbnis. Man wirft sie ins Wasser oder läßt sie auf freiem Felde liegen. Sind die Sklaven eines Verbrechens wegen getötet worden, so werden ihre Leiber manchmal von den Leuten ihres eigenen Stammes verspeist.

Eine der sonderbarsten Gewohnheiten der Neuseeländer besteht darin, daß beim Tode eines ihrer Anführer seine Nachbarn sich vereinigen, um seine Besitzungen zu plündern und sich alles anzueignen, was ihnen in die Hände fällt. Ist das Oberhaupt eines Stammes gestorben, so muß sich der ganze Stamm darauf gefaßt machen, von seinen Nachbarn gebrandschatzt zu werden. Auch ist ein solcher Fall für sie der Gegenstand der allgemeinen Trauer und Bestürzung, denn wenn der Stamm nicht mächtig ist und keine große Menge Krieger zählt, so zieht oft der Tod des Anführers den Ruin seines Volkes nach sich.

Vielleicht ersehen sich auch die Feinde und Nachbarn eines Stammes vorzugsweise diese Gelegenheit, um ihn anzugreifen, weil in diesem Augenblicke sowohl der Kummer, in welchen sie der Verlust ihres Oberhauptes versetzt, als auch die notgedrungene absolute Trauer aller Verwandten desselben der Verteidigung Eintrag tut.

Den Vorstellungen nach, welche diese Menschen von der Natur der Seele haben, begreift man leicht, daß der größte Schimpf, den ein Neuseeländer einem Feinde zufügen kann, darin besteht, daß er ihn,

nachdem er ihm den Tod gegeben, verzehrt, indem er dadurch nicht nur den Körper, sondern auch den geistigen Teil, den Waidua, seines Feindes vernichtet, und damit sein eigenes geistiges Ich vermehrt. Diesem schrecklichen Wahne muß man die Gewohnheit dieser Völker zuschreiben, das Fleisch ihrer Feinde zu essen. Auf dem Schlachtfelde werden die Leichname der ausgezeichnetsten Heerführer, sie mögen noch so alt und ausgetrocknet sein, immer vor den Körpern der jüngeren, minder berühmten Krieger verzehrt. Dieser Umstand beweist, daß abergläubische Vorurteile und Rachbegierde vielmehr diese Wilden zu ihren barbarischen Mahlzeiten leitet, als das bloße Bedürfnis einer physischen Eßlust.

Diese Wilden, die so erpicht darauf sind, das Fleisch ihrer Feinde zu essen, haben, als man sie fragte, ob sie bisweilen auch die Körper ihrer Freunde und Verwandten äßen, diese Frage immer mit den unzweideutigsten Zeichen des Mißfallens und Abscheues beantwortet. Sie begriffen nicht, wie man sie so etwas fragen könne, verstanden aber ebensowenig den Widerwillen, den die Europäer an den Tag legten, als sie hörten, die Neuseeländer verzehrten das Fleisch ihrer Feinde. Sie antworteten oft, es sei gar nichts Unrechtes, den Leib seines Feindes zu essen und jedenfalls besser, als ihn verfaulen oder von den Tieren fressen zu lassen.

Als ich mich eines Tages mit einem Wilden über diesen unmenschlichen Gebrauch unterhielt, erklärte dieser ganz kaltblütig: „Das ist gar nichts Außerordentliches, denn alle Geschöpfe in der Welt tun dasselbe. Die großen Seefische essen die kleinen, die Vögel essen die Insekten, die Menschen essen die Tiere, und Gott selbst ißt die Menschen (er glaubte nämlich, wie die meisten seiner Landsleute, der Mensch werde von Gott, in Gestalt eines inneren Feuers, verzehrt); es ist demnach ganz natürlich, daß der Mensch seinen Feind esse."

Das größte Unglück, das einer Familie oder einem Stamme zustoßen kann, besteht darin, daß das Haupt davon in die Hände der Feinde gefallen und von diesen verzehrt worden ist. Die letzteren aber begnügen sich mit dieser Rache nicht, sondern wissen den Kopf des besiegten Anführers auf eine eigentümliche Weise zuzubereiten, um ihn alsdann als Siegestrophäe aufzubewahren.

Um die Köpfe ihrer Feinde zu erhalten, nehmen sie das Innere heraus und erhitzen sie an einem gelinden Feuer in ihren Backöfen, die sie, wie oben erwähnt, in die Erde machen, so daß die gasartigen, der Fäulnis unterworfenen Teile gänzlich verfliegen. Hierauf trocknen sie dieselben noch ein paar Tage lang an der Sonnenhitze. Sind diese Köpfe einmal recht zubereitet, so behalten sie ganz die Züge bei, die sie im Leben hatten. Die Haare, der Bart und die Augenbrauen bleiben unversehrt, und nur bei den knorpeligen Teilen, wie bei der Nase und den Ohren, bemerkt man ein unbedeutendes Einschrumpfen. Sie können so undenklich lange erhalten werden, wenn man sie nur gegen Feuchtigkeit schützt.

Diese Köpfe werden Moko-Mokai, d. h. armselige, tätowierte Köpfe,

genannt. Die beiden Worte drücken also den Zustand der Erniedrigung aus, in welchen diese ehemals so ausgezeichneten Köpfe geraten sind. Die Wilden balsamieren nie Köpfe ein, die nicht tätowiert waren, weil diese, als gemeinen Leuten angehörig, ihnen nicht das geringste Interesse darbieten.

Erfahren die Glieder eines Stammes oder einer Familie, daß der Feind den Kopf eines gefallenen Oberhauptes einbalsamiert hat und aufbewahrt, so ist dies für sie ein Trost im Unglück. Bleibt ihnen nämlich die Hoffnung, mit Erfolg gegen den Feind kämpfen zu können, so ruhen sie nicht eher, als bis sie ihn durch die Gewalt der Waffen zur Herausgabe der kostbaren Beute gezwungen, oder bis sie durch vorteilhafte Anerbietungen ihren Zweck erreicht haben.

So wurden die Moko-Mokai gleichsam die Friedensunterpfänder der feindlichen Stämme, und oft sah man, wie lange und blutige Kämpfe mit gegenseitigem Austausch dieser wertvollen Reliquien endeten und ein bleibender Friede auf diese Art besiegelt wurde.

Wird einer dieser Köpfe den Verwandten desjenigen zurückerstattet, dem er angehörte, so überlassen sich diese, wenn sie ihn wiedersehen, denselben Ausbrüchen des Schmerzes und erweisen ihm dieselbe Ehre, wie wenn die Person erst gestorben wäre und sie den ganzen Körper hätten. Wahrscheinlich glauben sie, daß durch diese Wiedererstattung der Geist (Waidua) des Toten seine früheren Rechte wieder erlangt hat.

Wenn mitten im Kampfe einer der beiden Teile dem andern die Köpfe seiner Anführer darbietet, so ist dies ein Beweis, daß dieser Teil den Frieden wünscht und bereit ist, sich deshalb allen beliebigen Bedingungen zu unterwerfen. Erwidert der Feind dieses Anerbieten durch einen gewissen beifälligen Ruf, so zeigt dies an, daß auch er den Frieden will, der dann sogleich mit den gewöhnlichen Zeremonien beiderseits verkündigt wird. Schweigt aber der Feind, so will er bis ans Ende sein Glück mit den Waffen versuchen, und der Kampf dauert fort.

Seitdem die Europäer sich solche Köpfe zu verschaffen suchten, haben die Eingeborenen einen Handelsartikel daraus gemacht. Dieser Umstand hat natürlich nicht dazu beigetragen, die Kriege weniger blutig und seltener zu machen.

Der Neuseeländer ist nicht zufrieden damit, den Leib seines Feindes zu verzehren und seinen Kopf einzubalsamieren, sondern er verfertigt auch noch aus den Gebeinen seines Schlachtopfers allerlei Gegenstände, als Flöten, Angeln, Gabeln usw., die er dann entweder als Belege seiner Rache aufbewahrt oder an die Europäer um mehr oder weniger hohe Preise verkauft, je nachdem der ehemalige Besitzer derselben einen höheren oder geringeren Rang bekleidete.

Nach Marsden herrscht bei ihnen folgende sonderbare Gewohnheit. Sobald es zwischen beiden Heeren zum Handgemenge gekommen und einer der Anführer derselben gefallen ist, schreit sogleich der Feind: „Her mit dem Körper!“ Auf diesen Ruf liefern die Krieger, deren Anführer getötet wurde, dessen Leichnam aus, wenn er gleich

in ihren eigenen Reihen fiel. Beide Heere ziehen sich hierauf in aller Stille zurück, um die Götter zu befragen, ob sie den Kampf fortsetzen sollen. In diesem Falle fordert der Sieger auch die Auslieferung der Frau des gefallenen Häuptlings, die sich gewöhnlich nicht im geringsten dagegen sträubt, den Händen ihrer Feinde übergeben zu werden, weil sie das Loos ihres Gatten zu teilen wünscht, besonders, wenn sie ihn aufrichtig liebte. Sogar die Kinder trifft oft das gleiche Schicksal.

Die Sieger schreiten hierauf zum Opfer, das den Göttern gebracht werden muß. Der Ariki oder Oberpriester übernimmt hierauf mit Bewilligung der Anführer das Geschäft, den Leichnam des feindlichen Häuptling zuzubereiten, während die Priesterin und die Frauen der Anführer das Nämliche mit der Leiche der Frau vornehmen. Den Leichen wird die Haut abgezogen, dann legt man sie aufs Feuer und bratet sie. Gewisse Teile davon werden mit besonderen Gebeten und Zeremonien den Göttern dargeboten.

Von Zeit zu Zeit nehmen die Ariki kleine Stücke dieses geheiligten Fleisches und verspeisen sie sehr andächtig. Währenddessen befragen sie die Götter über den Ausgang des gegenwärtigen Krieges. Nehmen diese die dargebotenen Gaben gnädig auf, so beginnt der Kampf von neuem; wo nicht, so entsagt der Krieger, wie sehr er auch im Vorteil stehe, der Fortsetzung des Streites.

Während die Arikis ihre Zeremonien vornehmen, sitzen die Anführer im Kreise um die Schlachtopfer. Sie hüllen die Häupter in ihre Matten und beobachten das tiefste Stillschweigen, um die erhabenen Mysterien nicht zu stören oder durch einen unheiligen Blick zu entweihen. Denn sie sind überzeugt, daß der Atua jede Handlung, die auch nur die geringste Verachtung oder Nachlässigkeit von ihrer Seite verraten könnte, aufs strengste bestrafen. würde.

Sind die Zeremonien beendigt, so werden die noch übrigen Teile des Körpers unter die Anführer und die ausgezeichneten Krieger verteilt, welche dieselben mit sichtbarem Vergnügen verspeisen. Der Oberanführer behält auch Stücke dieses Fleisches zurück, um sie bei seiner Rückkehr unter seine Freunde auszuteilen, welche diese Gabe für den Beweis der größten Achtung und Freundschaft halten, die ihnen zu teil werden kann. Wenn die Entfernung zu bedeutend ist, als daß man hoffen könnte, das Fleisch unverdorben nach Hause zu bringen, so wenden sie ein sehr sonderbares Mittel an, diesem Übelstande abzuhelfen. Der Priester bringt nämlich mit dem Fleische ein Stück Holz in Berührung, das den Namen Rakau tapu erhält. Nachdem es eine Zeit lang bei dem Fleische gelegen ist, während welcher der Priester gewisse Gebetformeln darüber spricht, wird es weggenommen, sorgfältig in eine Matte gewickelt und bis zur Heimkehr von einer tapuierten Person bewacht.

Ist der Haufe wieder in seinem Wohnsitze angekommen, so bringt man ein Stück Schweinefleisch oder Pataten oder auch Kartoffeln herbei. Der Ariki zieht den Rakau tapu aus seiner Hülle hervor und

berührt damit die herbeigebrachten Speisen, indem er wieder seine mystischen Gebete dazu hermurmelt. Wenn alles beendigt ist, so wirft man den Rakau tapu ins Gebüsch oder an einen Ort, wo er weder gesehen, noch von ungeweihten Händen berührt werden kann. Die so zubereiteten Lebensmittel haben die Eigenschaften des geheiligten Fleisches erhalten, und die zurückgebliebenen Eingeborenen essen es mit derselben Lust, als wenn sie das Fleisch der Feinde selbst verzehrten.

Wenn ein Anführer oder eine sonst ausgezeichnete Person in Friedenszeiten stirbt, so finden ebenfalls Menschenopfer statt. Ein oder mehrere Sklaven werden nämlich auf dem Körper des Toten geschlachtet, wobei die Eingeborenen einen doppelten Zweck zu befolgen scheinen, erstens, den Geist des Verstorbenen zu versöhnen oder die Wirkungen seines Zornes von den ihn Überlebenden abzuwenden, und dann, dem Toten die Möglichkeit zu verschaffen, in einem anderen Leben wie in diesem bedient zu werden.

Die zum Opfer bestimmten Sklaven werden gewöhnlich durch einen Keulenschlag, den ein Verwandter des Verstorbenen gegen sie führt, getötet, wobei dieser immer den Augenblick wählt, wo der zum Tode Bestimmte sich dessen am wenigsten versieht. Um eine so schreckliche Handlung zu beschönigen, versichern die Neuseeländer immer, man wähle zu diesem Opfer bloß solche Sklaven, die sich irgend eine Untat, als Diebstahl, Zauberei und dergl. zu Schulden haben kommen lassen, oder die nicht arbeiten wollen oder können. — Ein Sklave, der seinen Herrn verflucht hat, kann dem Tode nicht entgehen. Er wird ohne Barmherzigkeit geopfert, denn dies ist, wie sie glauben, das einzige Mittel, den Atua zu versöhnen und den Fluch abzuwenden, den das unglückselige Opfer ausgesprochen hat.

Die Leichen der beim Tode der Anführer und zu ihrer Ehre geopferten Sklaven sollen eigentlich bei diesen begraben werden und das nämliche Loos erfahren; es ist aber sehr oft der Fall, daß die Opfernden es vorziehen, dieselben zu verspeisen.

Wenn die Eingeborenen einen Fremden, einen Freund oder einen Verwandten empfangen, den sie lange nicht gesehen haben, so geht der Angesehenste aus dem Stamme ihm mit einem Zweige in der Hand entgegen und hält eine würdevolle, mehr oder wenige lange Anrede an ihn, in welcher er ihm die Freude über seine Ankunft ausdrückt und die Götter bittet, ihm Schutz zu verleihen. Erst nach Beendigung dieser Zeremonie begrüßt er seinen Gast, der ihm dann meistens mit einer ähnlichen Rede antwortet.

Alle Reisenden haben die Bemerkung gemacht, daß die Eingeborenen sich mit großer Kraft und Leichtigkeit ausdrücken. Ihr wohlklingendes Organ, ihre ungezwungene, natürliche Haltung, sowie die Anmut und Grazie ihrer Bewegungen tragen das Gepräge einer ganz eigentümlichen Würde.

Ihre gewöhnlichen Begrüßungen sind bei der Ankunft: „Mögest du gesund hier ankommen!“ beim Weggehen: „Mögest du gesund dich

entfernen!" oder: „Bleibe hier!" je nachdem die angeredete Person kommt, geht oder bleibt.

Wenn zufälligerweise zwei Kriegerhaufen sich begegnen, so gehen gewöhnlich die beiden Anführer einander entgegen und halten die übliche Anrede; und wenn die beiderseitigen Gesinnungen friedlich sind, so führen die zwei Haufen jeder einen kriegerischen Tanz auf, bei dem sie ihre Lanzen wegwerfen. Seitdem sie Feuergewehre haben, schießen sie dieselben bei solchen Gelegenheiten los. Dies ist auch das Zeichen der Versöhnung, wenn sie einen Zwist beilegen wollen.

Der kriegerische Tanz und ein Scheinkampf sind immer erforderlich, wenn eine wandernde Kriegerschar einen Anführer, einem Stamme oder den Europäern ihre hohe Achtung beweisen will. Diese Scheinkämpfe haben leider schon oft sehr traurige Folgen gehabt, indem sie von den Europäern für Herausforderungen oder Drohungen angesehen und als solche erwidert wurden. In der Erzählung von Cooks erster Reise findet man häufige Beispiele derartiger Ereignisse.

Der größte Beweis von Achtung und Liebe, den ein Neuseeländer jemandem geben zu können glaubt, ist ein Gruß, den man Shongui nennt, und der darin besteht, daß er die Spitze seiner Nase an jener des andern reibt. Wie alle Reisenden, glaubte auch ich zuerst, dieser sonderbare Gruß beschränke sich auf die Berührung der Nasen, man erklärte mir aber, dies sei nur Nebensache, der Gruß bestehe eigentlich darin, daß die Grüßenden sanft atmen und ihren Hauch miteinander vermengen.

Man muß übrigens gestehen, daß sie dieses Zeichen von Achtung und Liebe nie leichtfertig und unbesonnen geben, wie solches gewöhnlich bei den Europäern der Fall ist. Sehr oft forschen sie einander eine Zeitlang aus und scheinen ihre gegenseitigen Gesinnungen zu studieren. Oft sprechen sie sogar von ganz gleichgültigen Dingen, ehe sie zum feierlichen Gruße schreiten, den sie nie anders als mit würdevoller, nur dem Uneingeweihten vielleicht lächerlichen Sammlung des Geistes vollziehen.

Ich sah einmal, wie ein Anführer, dem man den in Port Jackson erfolgten Tod seines Sohnes schriftlich angezeigt hatte, sich die Stelle des Briefes zeigen ließ, wo der Name des Verstorbenen stand, und wie er diese andächtig mit der Nase berührte, was ihm alsdann seine Familie nachahmte. Erst nachdem dies geschehen war, fing er an, mehr als zwei Stunden über den erlittenen Verlust zu wehklagen. Wenn sich Freunde und Verwandte grüßen, die lange voneinander entfernt waren, so ist der Gruß immer mit Seufzen, Ächzen, ja sogar mit klagendem Geschrei verbunden, was je nach der Größe der Zuneigung mehr oder weniger lange dauert.

Den Kuß der Europäer kennen diese Wilden gar nicht. Sie scheinen sogar von dieser Liebkosung zwischen Personen verschiedenen Geschlechts gar keine Idee zu haben.

Die größte Beleidigung, die man einem Neuseeländer zufügen kann, besteht darin, daß man irgend einem Gegenstande seinen Namen

Die Kunst der Seefahrer Polynesiens.



Tätowierter Markesaner. Nach von Langsdorff.
(Die Tätowierung hatte eine tiefe Bedeutung und war ebenfalls mit Tabugesetzen verbunden.)

beilegt. Er rächt sich dafür, wenn es in seinen Kräften steht, indem er die Sachen, denen ein dadurch so entweihter Name gegeben wurde, zerstört oder plündert. Ein Wilder namens Shongui tötete eines Tages alle Schweine eines andern Wilden, weil ein Eingeborener im Zorn eines der Schweine des letzteren Shongui genannt hatte. Sie glauben ohne Zweifel, ein solcher Mißbrauch sei ein schweres Vergehen gegen den Atua, und man müßte alles Mögliche tun, um den Folgen, die daraus entstehen könnten, vorzubeugen.

Kriegssitten der Hawaier.

Nach Rienzi*) (1835).

Die kriegerischen Gebräuche in der ursprünglichen Reinheit dieser Völker sind mannigfaltig und von großem Interesse. Da sie, von Feinden umgeben, genötigt sind, sich immer zum Angriff und zur Verteidigung bereit zu halten und in kriegerischen Übungen erzogen werden, so ist ihre Geschichte nichts als eine lange Erzählung von Angriffen, Überfällen, Landungen und Gefechten. Fühlte sich ein Teil durch eigene Kraft oder die Schwäche seines Gegners stark genug, so fand man immer einen Vorwand zum Angriffe.

Man kannte keine stehenden Truppen auf diesen Inseln. Von Kindheit an in Handhabung der Lanze und des Wurfspießes geübt, erwarben sich die Hawaier in diesen Übungen eine erstaunliche Gewandtheit, und selten fehlten die Schleuderer ihr Ziel auf 25 Toisen (eine Toise gleich 1.95 m). Ihre Stärke war so groß als ihre Gewandtheit und ihre Muskelkraft außerordentlich.

Die Angriffswaffen waren der Wurfspieß, die Schleuder, die Keule und der Dolch. Den Schild kannten sie nicht; statt dessen diente ihnen der Wurfspieß, und mit dem Stiele parierten sie mit bewunderungswürdiger Behendigkeit die Streiche ihrer Gegner und sogar Schleudersteine. Die Kleidung der Krieger war einfach der Maro, eine Art Gürtel. Die Anführer trugen Helme und Mäntel, letztere mit gelben und roten Federn bedeckt, welche rautenförmig mit vieler Kunst geordnet waren. Der König allein hatte das Recht, einen Mantel von gelben Federn zu tragen. Die Helme waren von griechischer Form mit verschiedenfarbigen Büschen. Berühmte Krieger und Häuptlinge zweiten Ranges trugen nur eine Schärpe von bunten Federn. Außer dem Federmantel trugen die Häuptlinge als weitere Auszeichnung einen an einer Haarschnur hängenden Ringkragen, Parawa genannt.

Fragen über den Krieg und Frieden wurden in einer allgemeinen Versammlung der Häuptlinge und Krieger beraten. Da wurden die Gründe zur Rache, die Vorteile und Nachteile der verschiedenen

*) „Welt-Gemälde-Galerie. Ozeanien.“ Bd. II. Stuttgart 1838. — Dieses sehr wertvolle kompilatorische Werk bringt viele Originalnotizen aus der letzten Zeit der ozeanischen Inselentdeckungen. Rienzi war selbst auf Hawai.

Züge erwogen, und mehr als einmal gaben diese Erörterungen Veranlassung zu feurigen Reden voll roher, aber hinreißender Beredsamkeit. Ellis führt die Abschiedsworte eines ins Lager gehenden Kriegers am Vorabende einer Schlacht an:

„Unsere Reihen," sagt er, „sind wie die Felsen im Ozean, unbeweglich gegen den Andrang der Wellen; jeder Krieger ist wie ein Igel, den niemand zu berühren wagt. Wenn die Truppe des Königs vorrückt, wird sie sich vor ihren Feinden erheben, wie ein großer Brotbaum neben dem niedrigsten Kraute. In der Schlacht wird der Krieger feststehen wie der Palmbaum mit tiefen Wurzeln, und wird über den feindlichen Häuptern schweben, wie der Palmbaum über den Rosensträuchen. Bei unseren nächtlichen Angriffen wird der Glanz unserer Fackeln sie überraschen, wie das Feuer der Sterne, und unser Geschrei wird sie niederwerfen, wie das Rollen des Donners."

War der Krieg beschlossen, so versammelten sich die Priester und Krieger in dem Tempel, und es wurden Opfer dahin gebracht. In gewöhnlichen Fällen genügten Hühner und Schweine; aber bei dringenden Gefahren und entfernten Kriegen mußte Menschenblut fließen. Die in den letzten Kriegen gemachten Gefangenen und in ihrer Ermangelung die in den Gefängnissen aufbewahrten Verbrecher wurden nun zu den Opferpriestern gebracht. Sie wurden in den Heiau geführt und an den Fuß des Altars geschleppt, wo ein Keulenschlag ihren Schädel zerschmetterte, so daß das Gehirn oft die Henker und Umstehenden bespritzte. Zehn, zwanzig Menschen wurden bisweilen geopfert und zugleich eine große Anzahl Tiere; sodann wurde den aufgehäuften Leichnamen der Bauch geöffnet, damit der Priester in den zuckenden Eingeweiden den Willen der Götter lesen und ihre Orakel verkünden konnte. Je nachdem die Antwort ausfiel, wurde der Krieg aufgeschoben oder beschlossen.

In dem letzteren Falle berieten sich die Krieger und Priester gemeinschaftlich und trafen Anordnungen über die erforderliche Anzahl von Kriegern, über die Zeit, in welcher sie berufen werden sollten, und den Weg, welchen sie einzuschlagen hätten. Jeder Krieger mußte seine Waffen, seine Lebensmittel und sogar die zur Beleuchtung nötigen Nüsse mitbringen.

Den Oberbefehl führte der König oder ein von ihm bezeichneter Häuptling. Jeder Häuptling befehligte die Krieger, welche seine Vasallen waren. Sollten alle Krieger zu den Waffen greifen, so durchliefen Boten, Rere genannt, die ganze Insel, und ihre Behendigkeit war so groß, daß sie sich ihres Auftrags in acht bis neun Tagen entledigten, ungeachtet der vielen Halte, welche sie machen mußten, und der Umwege, wozu die steilen Abhänge der Küste an vielen Stellen nötigten. Da Tapferkeit bei diesen jungen Völkern als eine Haupttugend galt, so fehlten bei dem Aufrufe nur wenige kräftige Insulaner. Übrigens war ein Beamter, Uruoki genannt, damit beauftragt, über die Zögernden zu wachen, und wenn er deren traf, so spaltete er ihnen das Ohr ab oder schnitt es ihnen ganz weg und

hängte ihnen so einen unverwüstlichen Schandfleck an. Endlich führte man sie mit einem Strick um den Leib in das Lager.

Greise, Weiber und Herden führte man eiligst an einen steilen und beinahe unzugänglichen Ort und gab ihnen eine Anzahl Krieger zur Wache. War man am allgemeinen Sammelplatze angekommen, so errichtete man an einem Orte, der leicht zu verteidigen war, ein fliegendes Lager und erbaute Hütten vom Ti oder Kokosnußbaum.

Priester trugen an der Spitze des Heeres die Statue des Kriegsgottes, des gräßlichen Tairi. Die Wahrsager wurden von neuem befragt, und diese brachten die Antwort der Götter, nachdem sie die Wolken und die Eingeweide der Schlachtopfer beschaut hatten. Der König redete das Heer an, ein jeder Häuptling ermutigte seine Krieger, dann bereitete man sich zum Kampfe vor.

Das in Schlachtordnung gestellte Heer war in das Zentrum und die Flügel abgeteilt, die so gestellt waren, daß, wenn die Schlachtordnung erschüttert war, sie die Front eines Halbmondes annahm. Die Schleuderer und Lanzenträger standen in der ersten Linie. Der Kampf begann selten mit einem allgemeinen Schlagen. Nachdem sie sich eine Zeit beobachtet und einander gegenseitig Hinterhalte gelegt hatten, trat oft ein Krieger aus den Reihen und forderte einen Gegner aus dem feindlichen Lager in die Schranken. Es entsprach einer dem Aufrufe, und im Angesicht beider Heere, deren jedes seinerseits für seinen Kämpfer Gelübde tat und ihn mit seinem Geschrei ermutigte, entspann sich ein gräßlicher, wütender Kampf, der nur mit dem Tode eines der Kämpen endigte. Da entwickelten die Kämpfer alle Kraft und Behendigkeit, die ihnen die von einer ganz gymnastischen Erziehung unterstützte Natur hatte verleihen können: Finten, verstellte Fluchten, heftige Angriffe und Hiebe, die ebenso schnell pariert als geführt wurden. Jede Bewegung, jeder Schrei eines Kriegers erweckte Hoffnung oder Schrecken in seinem Lager und bald in diesem, bald in jenem Zittern und Gebrüll; denn von dem Ausgang des Kampfes hing oft das Schicksal des Krieges ab. Sehr oft traten auf einigen Punkten der Linie einzelne Kämpfer einander gegenüber, und hatten diese Duelle mehrere Tage lang fortgedauert, ohne daß der eine oder andere Teil einen ansehnlichen Vorteil errungen hatte, so erschien ein Friedensbote mit einem Palm- oder Kokosnußzweig in der Hand. Nun versammelten sich die Häuptlinge; ward das Ende des Krieges beschlossen, so begab man sich in den Tempel, wo man ein Milchschwein opferte, dessen Blut die Erde benetzte; hernach flochten die Häuptlinge in Gegenwart beider Heere einen Kranz aus der wohlriechenden Pflanze Mairi. Der Kranz wurde im Tempel niedergelegt, und Tänze, Gastmähler und Feierlichkeiten, wobei beide Heere vereinigt waren, beschlossen das Fest und besiegelten die Wiederversöhnung.

Wenn nach den einzelnen Kämpfen oder nach dem ersten Zusammentreffen die Schlacht allgemein wurde, dann entspann sich ein wütendes Handgemenge und erstreckte sich bald über die ganze Linie.

Die Reserve, welche sehr geschont wurde und aus den auserlesensten Kriegern bestand, erschien gewöhnlich, um den Sieg zu entscheiden. Manchmal zogen sich beide Heere ohne entscheidenden Erfolg zurück; ein anderes Mal blieb der Sieg mehrere Tage unentschieden; aber meistens blieb eine Partei Meister des Schlachtfeldes, und die Besiegten flohen mit Zurücklassung der Waffen, die einen in der Richtung des Puho-Nua oder Asyls, andere in den Vari oder die Verschanzung, andere in das Gebirge. Aber die Sieger verfolgten sie hitzig auf dem Fuße, und wenn sie sie erreichten, führten sie sie als Gefangene in das Lager zurück. Da stand das Leben und die Freiheit der Gefangenen gänzlich zur Verfügung des Häuptlings und des Königs. War dieser als mild bekannt, so suchten sich die Gefangenen ihm in den Weg zu stellen und warfen sich ihm zu Füßen. Ein Zeichen, ein Wort, der Eintritt in den Palast genügte zu ihrer Rettung. Wenn der König sagte: „Aufgeschaut!", so war dem Gefangenen das Leben geschenkt; Sklave aber wurde er und blieb in dem Tempel, um im Notfall als Schlachtopfer zu dienen; wenn er sagte: „Das Gesicht gegen den Boden!", oder schwieg er gar, so wurde das Todesurteil sogleich an ihm vollzogen.

Nach einer Schlacht beerdigten die Sieger nur die Ihrigen und ließen die Leichname der Feinde unbeerdigt liegen. Die Beute wurde unter die Sieger nach Maßnahme ihres Ranges verteilt; Gefangene, Weiber und Kinder wurden Sklaven und mußten für ihre neuen Herren arbeiten.

So waren die kriegerischen Gebräuche und Einrichtungen der Bewohner Hawais beschaffen, als sie zum ersten Male von europäischen Seefahrern besucht wurden; heutzutage (also 1835) würde man auf den Inseln Polynesiens die Wilden Cooks vergeblich suchen. Kaum würde man im Innern der größeren und weniger besuchten Inseln Orte finden, wohin unsere Zivilisation noch nicht gedrungen ist, und wo die Bedürfnisse, die sie im Gefolge hat, noch unbekannt sind. Kan-Ike-Uli, der gegenwärtige König, hat eine Garde von Eingeborenen in englischer Uniform, und andere Truppen, nackt oder mit dem Maro bekleidet, sind auf europäische Art exerziert und haben statt der Schleuder und Lanze eine Flinte mit Bajonett. Die Städte wurden befestigt und mit Kanonen versehen, und mehrere Kriegsgoeletten, deren Mannschaft aus Eingeborenen besteht und meistens von englischen und amerikanischen Seeleuten befehligt wird, kreuzen im Archipel.

Kadus Fahrten und die Kultur der Radacker.

Nach Adelbert von Chamisso*) (1818).

Wir hatten zu Anfang 1817 auf der Gruppe Otdia und Kaben, der Inselkette Radack, mit dem lieblichen Volke, welches sie bewohnt,

*) „Reise um die Welt mit der Romanzoffischen Entdeckungsexpedition." — Gesammelte Werke II. Bd.

Bekanntschaft gemacht und Freundschaft geschlossen. Als wir darauf in die Gruppe Aur derselben Inselkette einfuhren, die Eingeborenen auf ihren Booten uns entgegenkamen und, sobald wir Anker geworfen, an unsern Bord stiegen, trat aus deren Mitte ein Mann hervor, der sich in manchen Dingen vor ihnen auszeichnete. Er war nicht regelmäßig tätowiert wie die Radacker, sondern trug undeutliche Figuren von Fischen und Vögeln einzeln und in Reihen um die Knie, an den Armen und auf den Schultern. Er war gedrungenen Wuchses, hellerer Farbe, krauseren Haares als sie. Er redete uns in einer Sprache an, die, von der radackischen verschieden, uns völlig fremd klang, und wir versuchten gleich vergeblich, die Sprache der Sandwichinseln mit ihm zu reden. Er machte uns begreiflich, er sei gesonnen, auf unserem Schiffe zu bleiben und uns auf unseren ferneren Reisen zu begleiten. Sein Gesuch ward ihm gern gestattet. Er blieb von Stund an an unserm Bord, ging auf Aur nur einmal mit Urlaub ans Land und verharrte bei uns, unser treuer Gefährte, den Offizieren gleichgehalten und von allen geliebt, bis zu unserer Rückkehr auf Radack, wo er mit schnell verändertem Entschluß erkor, sich anzusiedeln, um der Bewahrer und Ausgeber unserer Gaben unter unseren dürftigen Gastfreunden zu sein. Es könnte niemand von dem menschenfreundlichen Geiste unserer Sendung durchdrungener sein, als er sei.

Dieser Kadu, ein Eingeborener der Inselgruppe Ulea, im Süden von Guajan, von nicht edler Geburt, aber ein Vertrauter seines Königs Toua, der seine Aufträge auf anderen Inseln durch ihn besorgen ließ, hatte auf früheren Reisen die Kette der Inseln, mit denen Ulea verkehrt, im Westen bis auf den Palauinseln, im Osten bis auf Setoan kennen gelernt. Er war auf einer letzten Reise von Ulea nach Feis mit zweien seiner Landsleute und einem Chef aus Eap, welcher letztere nach seinem Vaterlande zurückkehren wollte, begriffen, als Stürme das Boot von der Fahrstraße abbrachten. — Die Seefahrer, wenn wir ihrer unzuverlässigen Zeitrechnung Glauben beimessen, irrten acht Monde auf offener See. Drei Monde reichte ihr kärglich gesparter Vorrat hin, fünf Monde erhielten sie sich ohne süßes Wasser, bloß von den Fischen, die sie fingen. Den Durst zu löschen, holte Kadu, in die Tiefe des Meeres tauchend, kühleres und ihrer Meinung nach auch minder salziges Wasser in einer Kokosschale herauf. Der Nordostpassat trieb sie endlich auf die Gruppe Aur der Kette Radack, wo sie sich im Westen von Ulea zu befinden wähnten. Kadu hatte von einem Greise auf Eap Kunde von Radack und Ralick vernommen: Seefahrer aus Eap sollen einst auf Radack, und zwar auf die Gruppe Aur verschlagen worden sein und von da über Nugor und Ulea den Rückweg nach Eap gefunden haben. Die Namen Radack und Ralick waren ebenfalls einem Eingeborenen aus Lamureck, den wir auf Guajan antrafen, bekannt. Es werden oft Boote aus Ulea und den umliegenden Inseln auf die östlichen Inselketten verschlagen, und noch leben auf der südlichen Gruppe Arno der Kette Radack fünf Ein-

geborene aus Lamureck, die ein gleiches Schicksal auf gleicher Bahn dahingeführt.

Die Häuptlinge von Radack schützten die Fremden gegen Niedriggesinnte ihres Volkes, deren Habsucht das Eisen, welches jene besaßen, gereizt hatte. — Man trifft die edelmütigeren Gesinnungen stets bei den Häuptlingen an.

Die Einwohner von Ulea, die in größerem Wohlstande und in ausgebreiteterem Verkehr als die Radacker leben, sind ihnen in mancher Hinsicht überlegen. — Kadu stand in einem gewissen Ansehen auf Radack. Er mochte, als wir diese Inseln besuchten, seit etwa vier Jahren auf denselben angelangt sein. Er hatte zwei Weiber auf Aur und von dem einen eine Tochter, die bereits zu sprechen begann.

Unsere Erscheinung bereitete in Aur, wo die Kunde von uns noch nicht erschollen war, Schrecken und Bestürzung. Der vielgewanderte und vielerfahrene Kadu, der sich zur Stunde auf einer entlegenen Insel der Gruppe befand, ward alsbald herbeigeholt, und man begehrte seinen Rat, wie man den mächtigen Fremden begegnen müsse, die man für böse Menschenfresser anzusehen geneigt war.

Kadu hatte von den Europäern viel erfahren, ohne daß er je eines ihrer Schiffe gesehen. Er sprach seinen Freunden Mut zu, warnte sie vor Diebstahl und begleitete sie an unser Schiff mit dem festen Entschluß, bei uns zu bleiben, und in der Hoffnung, durch uns zu seinem lieben Vaterlande wieder zu gelangen, da einmal ein europäisches Schiff in Ulea gewesen, zu einer Zeit, wo er selbst abwesend war.

Einer seiner Landsleute und Schicksalsgefährten, der bei ihm war, bemühte sich umsonst, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, und seine Freunde bestürmten ihn umsonst mit ängstlichem Reden: er war zur Zeit unerschütterlich. — Ein anderer Gefährte Kadus, der Häuptling aus Eap, den wir im Gefolge des Königs Lamari bei Udirick antrafen, faßte denselben Entschluß, dieselbe Hoffnung wie unser Freund. Er war ein schwächlicher Greis; sein Gesuch fand kein Gehör. Es war schwer, ihn zu bewegen, unser Schiff zu verlassen, worauf er in Tränen in der ruhigen Lage verharrte, durch welche er seinen Vorsatz uns zu veranschaulichen gesucht. Wir stellten ihm sein Alter und die Mühseligkeiten unserer Fahrt vor, er blieb bei seinem Sinne. Wir stellten ihm vor, daß unser Vorrat nur auf eine gewisse Anzahl Menschen berechnet sei. Er mutete uns zu, unsern Freund Kadu hier auszusetzen und ihn an dessen Stelle aufzunehmen.

Wir müssen die leichte und schickliche Weise rühmen, womit Kadu sich in unsere Welt zu fügen wußte. Die neuen Verhältnisse, worin er sich versetzt fand, waren schwer zu beurteilen, zu behandeln. Er, ein Mann aus dem Volke, ward unversehens unter den an Macht und Reichtum so sehr überlegenen Fremden gleich einem ihrer Edlen angesehen, und das niedere Volk der Matrosen diente ihm wie dem Oberhaupte. Wir werden Mißgriffe nicht verschweigen, zu welchen er anfangs verleitet ward, die er aber zu schnell und leicht wieder

gut machte, als daß sie strenge Rüge verdienten. — Als kurz nach seiner Aufnahme unter uns Häuptlinge von Radack an unser Bord kamen, erhob er sich gegen sie und nahm Gebärden an, die nur jenen ziemen. Eine arglose Verhöhnung ihrerseits ward sein wohlverdienter Lohn. — Es geschah nicht ein zweites Mal. — Er suchte anfangs den Gang und die Arten des Kapitäns nachzuahmen, stand aber von selbst davon ab. Es ist nicht zu verwundern, daß er die Matrosen erst für Sklaven ansah. Er befahl einst dem Aufwärter, ihm ein Glas Wasser zu bringen; dieser nahm ihn still am Arme, führte ihn zu dem Wasserfaß und gab ihm das Gefäß in die Hand, woraus andere tranken. Er ging in sich und studierte die Verhältnisse und den Geist unserer Sitten, in die er sich bald und leicht zu versetzen und zu finden lernte, wie er eben unsern äußern Anstand im Leben und bei der Tafel sich anzueignen gewußt.

Kadu lernte erst nach und nach die Kraft unserer geistigen Getränke kennen. Man will bemerkt haben, daß er sich anfangs Branntwein von den Matrosen geben ließ. Als darauf ein Matrose bestraft wurde, ward ihm angedeutet, solches geschehe wegen heimlichen Trinkens des Feuers (Name, womit er den Branntwein bezeichnete). Er trank Branntwein nie wieder und Wein, den er liebte, nur mit Mäßigung. Den Anblick betrunkener Menschen, den er auf Unalaschka hatte, machte ihn mit Selbstgefühl über sich selber wachsam. — Er beschwor im Anfang den Wind zu unseren Gunsten nach der Sitte von Eap. Wir lächelten bald über diese Beschwörungen, die er fortan nur aus Scherz und uns zu unterhalten wiederholte.

Kadu hatte Gemüt, Verstand und Witz. Je länger wir einander kennen lernten, je lieber gewannen wir ihn. Wir fanden bei seinem freundlichen Charakter nur eine gewisse Trägheit, die sich unseren Absichten entgegensetzte, an ihm zu bekämpfen. — Er mochte nur gern singen oder schlafen. Als wir uns bemühten, über die Inseln, die er bereist oder von denen er Kenntnis hatte, Nachrichten von ihm einzuziehen, beantwortete er nur die Fragen, die wir ihm vorlegten, und dieselbe Frage nicht gern zweimal, indem er auf das, was er bereits ausgesagt hatte, sich bezog. Wenn im Verlauf des Gesprächs Neues an das Licht gefördert ward, welches verschwiegen zu haben wir ihm verwiesen, pflegte er gelassen zu entgegnen: „Das hast du mich früher nicht gefragt.“ Und dabei war sein Gedächtnis nicht sicher. Die Erinnerungen lebten nach und nach in ihm wieder auf, so wie das Ereignis sie hervorrief, und wir glaubten zugleich zu merken, daß die Menge und Vielfältigkeit der Gegenstände, die seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, frühere Eindrücke in ihm verlöschten. Die Lieder, die er in verschiedenen Sprachen sang und von den Völkerschaften, unter denen er gelebt, erlernt hatte, waren gleichsam ein Buch, worin er Auskunft oder Belege für seine Angaben suchte.

Kadu hielt unter uns sein Journal nach Monden, wofür er Knoten in eine Schnur knüpfte. Dieses Journal schien uns aber unordent-

lich geführt zu werden, und wir konnten uns nicht aus seiner Rechnung finden.

Er war nicht ungelehrig, nicht ohne Wißbegierde. Er schien wohl zu verstehen, was wir über die Gestalt der Erde und unsere nautische Kunst ihm anschaulich zu machen uns bestrebten; aber er war ohne Beharrlichkeit, ermüdete durch die Anstrengung und kehrte ausweichend zu seinen Liedern zurück. Er gab sich die Schrift, deren Geheimnis er begriffen hatte, selbst zu erlernen einige Mühe, war aber zu diesem schweren Versuche ohne Geschick. Was man ihm in der Ansicht, ihn anzufeuern, sagte, mochte ihm wohl völlig den Mut benehmen. Er unterbrach das Studium, nahm es wieder vor und legte es endlich gänzlich beiseite.

Er schien, was wir ihm von der geselligen Ordnung in Europa, von unseren Sitten, Bräuchen, Künsten berichteten, mit offenem Sinn aufzufassen. Am empfänglichsten war er aber für den friedlichen Abenteurersinn unserer Reise, mit der er die Ansicht verband, den entdeckten Völkern, was ihnen gut und nützlich sei, mitzuteilen; er verstand allerdings darunter hauptsächlich, was zur Nahrung dient, erkannte aber auch wohl, daß unsere Überlegenheit auf unserem größeren Wissen überhaupt beruhe, und er ehrte und diente nach Möglichkeit unserm Forschsinn, wo derselbe auch manchem Gebildeteren unter uns sehr müßig geschienen hätte.

Als wir auf Unalaschka angekommen, und er diese verwaiste, von allen Bäumen entblößte Erde sich beschaut hatte, eilte er geschäftig, uns aufzufordern, etliche Kokos, die wir noch an Bord hatten und zu welchen er noch ihm eigens gehörige zugeben wollte, hier an angemessenen Orten zu säen. Er drang, uns das Elend der Einwohner vorhaltend, auf den Versuch und ließ sich ungern überreden, daß solcher vollkommen überflüssig sei.

Die Natur fesselte zumeist seine Aufmerksamkeit und Neugierde. Die Rinder auf Unalaschka, die ihm erst ins Gedächtnis wiederriefen, daß er früher welche auf den Palauinseln gesehen, beschäftigten ihn anhaltend, und er ging ihnen täglich betrachtend auf der Weide nach. Nichts auf der ganzen Reise hat ihn freudiger angeregt, als der Anblick der Seelöwen- und Seebärenherden auf der Insel St. George.

Wie Kadu während der Reise vernachlässigte Eisenstücke, Glasscherben und alles von uns übersehene, was für seine Landsleute Wert haben mochte, sorgfältig aufgelesen und aufbewahrt, so suchte er sich auf Unalaschka unter den Geschieben des Ufers vorzüglich zu Schleifsteinen taugliche Steine aus. Wir haben diesen sanftmütigen Mann nur einmal in zurückgehaltenem Zorne, in Ingrimm gesehen. Das war, als er im Verlauf der Reise diese Steine am Orte, wo er sie auf dem Schiffe bewahrt, vergeblich suchte und die Beschwerde, die er darüber führte, wenig Gehör fand. Er war in seinem Rechtssinn gekränkt.

Kadu war in seiner Armut freigebig und erkenntlich in seinem Herzen. Er diente denen von uns, von welchen er beschenkt worden war

und benutzte auf O=Wahu die Gelegenheit, durch den verständigen Handel, den er mit den kleinen Waren, womit wir ihn bereichert, trieb, uns und den Matrosen, die ihm gedient hatten, Gegengeschenke darzubringen, wie sie jedem nach eignem Sinn angenehm sein mochten. Er legte für sich selber nichts zurück als das, womit er einst seine Landsleute zu bereichern oder zu erfreuen hoffte. So hatte er seinen Freunden auf Radack alles, was er besaß, hinterlassen und nur ein einziges Kleinod sich vorbehalten, einen Halsschmuck, den er lange noch unter uns getragen hat. Er vertraute uns einst mit feuchten Augen lächelnd die Heimlichkeit dieses Halsbandes. Er focht im Kampf auf Tabual (Insel der Gruppe Aur von Radack) in den Reihen seiner Gastfreunde gegen den aus Meduro und Arno eingefallenen Feind. Da gewann er über diesen Gegner den Vorteil und war im Begriff, den zu seinen Füßen Gestürzten zu durchbohren, als dessen Tochter rettend vorsprang und seinen Arm zurückhielt. Sie erhielt von ihm das Leben ihres Vaters. Dieses Mädchen verhieß ihm ihre Liebe; er, der Mann, brachte ihr heimlich ansehnliche Geschenke hinüber, und ihr zum Andenken trug er das Liebespfand, das sie ihm auf dem Schlachtfelde verehrt hatte.

Wir müssen in Kadus Charakter zwei Züge vorzüglich herausheben: seinen tief eingewurzelten Abscheu vor dem Kriege, dem Menschenmord und die zarte Schamhaftigkeit, die ihn zierte und die er unter uns nie verleugnet hat.

Kadu verabscheute das Blutvergießen, doch war er nicht feig. Er trug vorn auf der Brust die Narben der Wunden, die er im Verteidigungskriege auf Radack erhalten hatte, und als wir uns zu einer Landung auf der St. Laurenzinsel mit Waffen rüsteten und er belehrt war, solches geschehe nicht zu einem feindlichen Angriff, sondern zur Selbstverteidigung im Falle der Notwehr unter einem Volke, dessen Gesinnung uns unbekannt und mit dem wir bloß zu wechselseitigem Vorteil zu handeln gesonnen seien, begehrte er Waffen, einen Säbel, womit er uns im nötigen Falle beistehen könne, da er sich im Schießen auf Unalaschka noch nicht hinreichend eingeübt. — Er hegte fest die Meinung, die er auf Eap sich eingeprägt, daß graue Haare nur daher erwüchsen, daß man der Männerschlacht in ihrem Greuel beigewohnt.

Man findet den regsten Sinn und das größte Talent für den Witz unter den Völkern, die der Natur am wenigsten entfremdet sind, und besonders wo die Milde des Himmels dem Menschen ein leichtes, genußreiches Leben gönnt. Kadu war besonders witzig, verstand aber wohl, in arglosem Scherz geziemende Schranken zu beobachten, und er wußte mit großem Geschick sich durch leichte Dienste oder Geschenke die zu versöhnen, über die er sich mit Überlegenheit belustigte.

Unser Freund bezeugte uns wiederholt im Verlauf unserer Reise, er sei gesonnen, bis an das Ziel derselben bei uns zu verharren, und sollten wir selbst sein vielgeliebtes Vaterland Ulea auffinden, sich von uns nicht zu trennen, sondern nach Europa zu begleiten, von

wo aus wir ihm die Rückkehr nach Ulea verheißen durften, da der Handel unserer Schiffe regelmäßig nach den Palauinseln führt, wo die Boote von Ulea gleich regelmäßig verkehren. Wir waren selbst noch des anderen Weges über Guajan unkundig. Aber er hegte den Wunsch, und dieser würde ihm auf Guajan in Erfüllung gegangen sein, Gelegenheit auf einer ihm bekannten Insel zu finden, nach Eap über das Schicksal und den jetzigen Aufenthalt des Häuptlings dieser Insel, seines Unglücksgefährten auf Radack, berichten zu lassen, damit, meinte er, die Seinen ein Schiff bauten und ihn dort aufsuchten. Er beschäftigte sich gelegentlich mit diesem Gedanken.

Wir bemühten uns, auf O-Wahu nutzbare Tiere und Gewächse, Setzlinge und Samen verschiedener nützlicher Pflanzen zusammenzubringen, deren Arten wir auf Radack einzuführen versuchen wollten. Kadu wußte, daß wir dort anzugehen gedachten, und verharrte auf seinem Sinn. Wir forderten ihn auf, sich hier in allem, was auf Radack nützen könne, zu unterrichten, da er unsere Freunde unterweisen und sie belehren könne, welcher Vorteil ihnen aus unseren Gaben erwachsen sollte und wie sie ihrer pflegen müßten. Er ging wohl auf unsere Absichten ein, aber der Zweck lag ihm noch zu fern, und Leichtsinn und Trägheit ließen ihn in diesem Aufenthalt eine Lehrzeit saumselig benutzen, deren Versäumnis er später selbst bereute.

Wir kamen nach Radack und landeten auf Otdia, unter dem Jubel der wenigen unserer Freunde, die nicht mit in den Krieg gezogen. Von dem Augenblicke an war Kadu unermüdlich auf das Emsigste beschäftigt, beim Pflanzen, Säen und der Besorgung der Tiere uns mit Rat und Tat an die Hand zu gehen und den Eingeborenen das Erforderliche zu erklären und einzuschärfen. — Noch war er festen Sinnes bei uns zu bleiben.

Als auf Otdia alles Nötige besorgt war, ging Kadu nach Oromed, der Insel des alten Häuptlings Laergaß, um dort auch einen Garten anzulegen. Auf dieser Exkursion, die in Booten der Radacker ausgeführt ward, begleitete ihn nur der Verfasser dieses Aufsatzes. — Auf Oromed gingen die Stunden des Tages in Arbeiten, die des Abends in anmutiger Geselligkeit hin. Die Frauen sangen uns die vielen Lieder vor, die während unserer Abwesenheit auf uns gedichtet und worin unsere Namen der Erinnerung geweiht waren. Kadu berichtete ihnen von seinen Reisen und mischte scherzhafte Märchen seiner Erzählung bei. Er teilte Geschenke aus, die er im Verlauf der Reise für seine Freunde bereitet. Sobald am andern Tag, dem letzten unseres Aufenthalts auf Radack, das Boot, das uns zum Schiffe zurückführte, unter Segel ging, erklärte Kadu, dessen heitere Laune in ruhigen Ernst überging, er bleibe nun auf Otdia und gehe mit unserem Schiff nicht weiter. Er beauftragte seinen Freund ausdrücklich, seinen neuen unveränderlichen Entschluß dem Kapitän zu verkündigen, und, Gegenvorstellungen ablehnend, setzte er die Gründe, die ihn bestimmten, auseinander. Er bliebe auf Otdia, Hüter und Pfleger der Tiere und Pflanzungen zu sein, die ohne ihn aus Unkunde

verwahrlost, ohne Nutzen für die unverständigen Menschen verderben müßten. Er wolle bewirken, daß unsere Gaben den dortigen Radackern zu hinreichender Nahrung gereichten, daß sie fürder aus Not ihre Kinder nicht mehr zu töten brauchten. — Er wolle dahin wirken, daß zwischen den südlicheren und nördlicheren Gruppen Radacks der Friede wieder hergestellt werde, daß nicht Menschen Menschen mehr mordeten. Er wolle, wenn Tiere und Pflanzen hinreichend vermehrt wären, ein Schiff bauen und nach Ralick übergehen, unsere Gaben auch dort zu verbreiten. Er wolle sich von dem Kapitän, indem er ihm alles, was er von ihm empfangen, wiedergäbe, nur eine Schaufel, die Erde zu bearbeiten, und dieses und jenes nützliche Werkzeug erbitten. Sein Eisen wolle er gegen den mächtigen Lamari verheimlichen und nötigenfalls verteidigen. Er rechne bei seinem Unternehmen auf die Mitwirkung seines Landmannes und Schicksalsgefährten, den er aus Aur, wo er sich jetzt befände, zu sich berufen wolle. Dieser sollte ihm auch sein Kind, seine Tochter mitbringen, die, wie er nun erfahren, seit seiner Abreise traurig war, nach ihm verlangte, nach ihm schrie und nicht schlafen wollte. — Seine Weiber hatten andere Männer genommen, nur sein Kind beschäftigte ihn auf das zärtlichste.

Kadu bereute jetzt, vieles Nützliche, die Bereitung der Bastzeuge auf O-Wahu u. a. m. zu erlernen vernachlässigt zu haben, und er begehrte in diesen letzten Augenblicken noch über vieles Rat, den er mit großer Aufmerksamkeit auffaßte.

Das Boot, worauf wir diese Fahrt gegen den Wind anringend vollbrachten, war ein schlechter Segler. Die Sonne neigte sich schon gegen den Horizont, als wir an das Schiff kamen, worauf sich glücklicherweise der Kapitän befand. — Als der Entschluß Kadus bekannt geworden, sah er sich bald und unerwartet in dem Besitz unendlicher Schätze, solcher, die in diesem Teile der Welt die Begehrlichkeit der Fürsten und der Nationen erregen. Die Liebe ward kund, die er unter uns genoß, und man sah jeden stillschweigend geschäftig, den Haufen des Eisens, der Werkzeuge und der nutzbaren Dinge, die für ihn zusammengebracht wurden, aus dem eigenen Vorrat zu vermehren. (Proben von Matten und Zeuge aus O-Wahu, Proben von Strohhüten und dergl. m. wurden nicht vergessen.)

Als Kadu sein Bett, seine Kleider, seine Wäsche, die er nun behielt, zu einem Bündel zu schnüren sich beschäftigte, sonderte er seine Winterkleider sorgfältig ab und brachte dieselben dem Matrosen, der ihm gedient hatte, als ein Geschenk dar, welches jedoch dieser sich weigerte, anzunehmen.

Die Sonne war bereits untergegangen, als Kadu mit seinem Reichtume ans Land gebracht wurde. Die Zeit erlaubte nicht, ihm irgend ein geschriebenes Zeugnis auszufertigen und zu hinterlassen. Nur eine Inschrift auf einer Kupferplatte, an einen Kokosbaum auf Otdia geschlagen, enthält den Namen des Schiffes und das Datum.

Kadu wurde vor den versammelten Einwohnern von Otdia als unser Mann eingesetzt, dem unsere Tiere, unsere Pflanzungen an-

befohlen, und der außerdem mit unseren Geschenken an Lamari beauftragt sei. Verheißen ward, daß wir, die wir bereits dreimal auf Radack gekommen, nach einer Zeit zurückkehren würden, nach ihm zu sehen und Rechenschaft zu begehren. Zur Bekräftigung dieser Verheißung und zum Zeichen unserer Macht (wir hatten bis dahin nur Zeichen unserer Milde und Freundschaft gegeben) wurden, als wir bei dunkler Nacht an das Schiff zurückgekehrt, zwei Kanonenschüsse und eine Rakete abgefeuert.

Als wir am andern Morgen die Anker lichteten, war unser Freund und Gefährte am Ufer mit den Tieren beschäftigt, und er blickte oft nach uns herüber.

Wir werden, was uns von der Religion, der geselligen Ordnung, den Sitten und Bräuchen unserer Freunde kund geworden, ausführlich berichten.

Die Bewohner von Radack verehren einen unsichtbaren Gott im Himmel und bringen ihm ohne Tempel und Priester einfache Opfer von Früchten dar. In der Sprache bedeutet Jageach Gott, der Name des Gottes ist Anis. Bei zu unternehmenden Kriegen und ähnlichen Gelegenheiten finden feierliche Opfer statt; die Handlung geschieht im Freien. Einer aus der Versammlung, nicht der Chef, weiht dem Gotte die Früchte durch Emporhalten und Anrufen. Die Formel ist: Gidien Anis mne jeo; das letzte Wort wiederholt das versammelte Volk. Wenn ein Hausvater zum Fischfang ausfährt oder etwas Wichtiges unternimmt, so opfert er unter den Seinen. Es gibt auf verschiedenen Inseln heilige Bäume, Kokospalmen, in deren Kronen sich Anis niederläßt. Um den Fuß eines solchen Baumes sind vier Balken im Viereck gelegt. Es scheint nicht verboten zu sein, in den Raum, den sie einschließen, zu treten, und die Früchte des Baumes werden von den Menschen gegessen.

Die Operation des Tätowierens steht auf Radack in Beziehung zu dem religiösen Glauben und darf ohne gewisse göttliche Zeichen nicht unternommen werden. Die, welche tätowiert zu werden begehren, bringen die Nacht in einem Hause zu, auf welches der Chef, welcher die Operation vollziehen soll, den Gott herabbeschwört. Ein vernehmbarer Ton, ein Pfeifen soll seine Zustimmung kund geben. Bleibt dieses Zeichen aus, so unterbleibt auch die Operation. Daher sie an etlichen nie vollführt wird. Im Fall der Übertretung würde das Meer über die Insel kommen und alles Land untergehen. Vom Meere droht wohlbekannte Gefahr allen niederen Inseln, und der religiöse Glaube verhängt oft diese Rute über die Menschen. Dagegen helfen aber Beschwörungen. Kadu hat auf Radack das Meer bis an den Fuß der Kokosbäume steigen sehen, aber es wurde beizeiten besprochen und trat in seine Grenzen zurück. Er nannte uns zwei Männer und ein Weib, die auf Radack diese Beschwörung verstehen.

Die wüste Inselgruppe Bygar hat ihren eigenen Gott. Der Gott von Bygar ist blind, er hat zwei junge Söhne, namens Rigabuil, und

die Menschen, die Bygar besuchen, nennen einander, solange sie da sind, Rigabuil, damit der blinde Gott sie für seine Söhne halte und ihnen Gutes tue. Anis darf auf Bygar nicht angerufen werden; der Gott würde den, der es täte, mit schwerer Krankheit und mit dem Tode strafen. Unter einem Baume von Bygar werden Opfer von Früchten, Kokos usw. dargebracht. Daß in die Gruben Wasser quelle, helfen wohl und ohne Fehl ausgesprochene Beschwörungsformeln, denn ist der Erfolg ungünstig, so ist etwas versehen worden, und die Worte wurden nicht recht gesagt. Es ist überall wie bei uns. Bei Bygar dürfen die Haifische dem Menschen nichts tun, Gott läßt es nicht zu. Von allen Gruppen Radacks aus wird Bygar über Udirik besucht, nur die aus Eilu dürfen es nicht unmittelbar. Sie müssen einen Monat auf Udirik verweilen, bevor sie hinfahren, und müssen nach der Rückkehr einen weiteren Monat auf derselben Gruppe verharren, bevor sie von dem mitgebrachten Vorrat genießen. — Dieser Vorrat besteht in Fleisch von Vögeln und Schildkröten, welches erst gebacken und dann an der Sonne getrocknet wird. Der Gebrauch des Salzes ist auf Radack unbekannt.

Die Ehen, die Bestattung der Toten, die Gelage, die bei verschiedenen Gelegenheiten angestellt werden, scheinen außer Beziehung mit der Religion zu sein. Über den Begriff der Fortdauer nach dem Tode ist es uns nicht geglückt, uns mit Kadu zu verständigen.

Obgleich den Häuptlingen keine besondere Ehrfurchtsbezeigung gezollt wird, so üben sie doch über alles Eigentum ein willkürliches Recht. Wir sahen selbst von uns beschenkte Häuptlinge gegen Mächtigere unsere Gaben verheimlichen. Sie scheinen in mehreren Graden einander untergeordnet zu sein, ohne daß wir recht diese Verhältnisse durchschauen konnten. Rarick war der mächtigste auf Otdia, sein Vater Saur-aur, vielleicht der wirkliche Häuptling der Gruppe, lebte auf Aur. Rarick und sein Sohn, ein Knabe von ungefähr 10 Jahren, trugen allein etliche Streifen von Pandanusblättern, worin Knoten geknüpft waren, um den Hals, und es schien ein Vorrecht zu sein. Wir haben ähnliche Streifen in Häusern von Häuptlingen hängen sehen, die, wie gedörrte Fischköpfe, unreife Kokos und Steine, das Ansehen geweihter Gegenstände hatten. Die Erbfolge ist nicht unmittelbar von dem Vater auf den Sohn, sondern von dem älteren Bruder auf den jüngeren, bis nach Ableben aller, der erstgeborene Sohn des ersten wieder an die Reihe tritt. — Frauen sind ausgeschlossen. —

Wenn ein Häuptling eine Insel anläuft, wird von seinem Boote aus ein Zeichen gegeben, und seinen Bedürfnissen wird sofort mit dem besten Vorhandenen zuvorgekommen. Dieses Zeichen gibt der sich am Vorderschiffe Befindende, indem er den rechten Arm schwenkt und ruft. Dieses wurde, wo Offiziere der Expedition auf Booten der Eingeborenen fuhren, auch beobachtet. Die Häuptlinge zeichnen sich durch freiere Bewegungen in ihrem Gange aus, die der gemeine Mann nicht nachahmen darf.

Zum Kriege berufen die Fürsten ihre Mannen, der Häuptling jeglicher Gruppe stößt mit seinen Booten zu dem Geschwader, man unternimmt mit vereinter Macht, eine feindliche Gruppe zu überfallen, man landet. Nur auf dem Lande wird gekämpft. Die Weiber nehmen Anteil an dem Kriege, nicht nur, wo es sich der Feinde auf eigenem Boden zu erwehren gilt, sondern auch beim Angriff, und sie machen auf dem Geschwader, obgleich in Minderzahl, doch einen Teil der Kriegsmacht aus. Die Männer stehen in der Schlacht voran. Ihre Waffen zum fernen Kampfe sind: die Schleuder, die sie ohne Geschick handhaben, und ein an beiden Enden zugespitzter Stab, der, in Bogen geschleudert, wie der Durchmesser eines rollenden Rades sich in der Luft schwingt und mit dem Ende, womit er voranfällt, sich einbohrt; zum nahen Kampf: der Wurfspieß, ein fünf Fuß langer Stock, der gespitzt und mit Widerhaken oder Haifischzähnen versehen ist; wir haben ein kurzes, krummes hölzernes Schwert, dessen beide Schärfen mit Haifischzähnen versehen sind, nur auf Mesid gesehen. Die Weiber bilden unbewaffnet ein zweites Treffen. Etliche von ihnen rühren nach dem Geheiß des Führers die Trommel, erst in langsamem, abgemessenem Takt, wenn von fern die Streiter Wurf auf Wurf wechseln, dann in doppelten raschen Schlägen, wenn Mann gegen Mann im Handgemenge ficht. Die Weiber werfen Steine mit der bloßen Hand, sie stehen im Kampf ihren Lieben bei und werfen sich sühnend und rettend zwischen sie und den obsiegenden Feind. Gefangene Weiber werden verschont, Männer werden nicht zu Gefangenen gemacht. Der Mann nimmt den Namen des Feindes an, den er in der Schlacht erlegt. Eingenommene Inseln werden aller Früchte beraubt, aber die Bäume werden geschont.

Die Ehen beruhen auf freier Übereinkunft und können, wie geschlossen, auch aufgelöst werden. Ein Mann kann mehrere Weiber haben. Das Weib ist die Gefährtin des Mannes und scheint in billigem Verhältnis zu dem Haupt der Familie sich ihm selbstständig und frei unterzuordnen. Beim Wandern gehen die Männer beschützend voran, und die Weiber folgen ihnen. Wo gesprochen wird, reden die Männer zuerst, die Weiber nehmen, aufgefordert, Anteil am Gespräch, und auf sie wird gehört. Im Frieden ist ihnen bloß, was wir weibliche Arbeit nennen, auferlegt. Das Trommeln, das in allen Freude erweckt, ist eine ihrer Obliegenheiten. Unverheiratete genießen im Schutze der Sitte ihre Freiheit. Das Mädchen bedingt sich Geschenke vom Manne aus — aber der Schleier der Schamhaftigkeit ist über alle Verhältnisse, die beide Geschlechter vereinigen, gezogen. Wir bemerken, daß die auf den Karolinen wie auf den Inseln des östlichen Polynesiens selbst unter Männern übliche Liebkosung durch Berührung der Nase auf Radack nur zwischen Mann und Weib und nur im Schatten, worin Vertraulichkeit sich verbirgt, gebräuchlich ist.

Wir erwähnen zögernd und schaudernd ein Gesetz, dessen Grund uns Kadu in dem dringenden Mangel und der Unfruchtbarkeit der

stiefmütterlichen Erde angegeben hat: Jede Mutter darf nur drei Kinder erziehen; das vierte, das sie gebiert, und jedes darauf folgende soll sie selbst lebendig vergraben. Diesem Greuel sind die Familien der Häuptlinge nicht unterworfen. Wenn die Kinder zu gehen vermögen, nimmt sie der Vater zu sich. Wo kein Vater sein Kind anerkennt, behält es die Mutter. Wenn die Mutter stirbt, nimmt sich ein anderes Weib des Kindes an.

Die Leichen der Verstorbenen werden in sitzender Stellung mit Schnüren ganz umwickelt. Die Häuptlinge werden auf den Inseln begraben. Ein mit großen Steinen abgemessener viereckiger Raum bezeichnet unter den Palmen am inneren Strand den Ort. Die aus dem Volke werden in das Meer geworfen. Gegen in der Schlacht gefallene Feinde findet nach ihrem Range dasselbe Verfahren statt. Ein eingepflanzter Stab mit ringförmigen Einschnitten bezeichnet das Grab der Kinder, die nicht leben durften. Wir haben selbst beide Arten der Begräbnisse gesehen.

Wir sind die ersten Europäer, die auf Radack gelandet sind und dessen anmutiges Volk kennen lernten. Wir haben aus Grundsatz und aus Neigung, aus wirklicher inniger Liebe von dem, was wir für dieses Volk zu tun vermochten, nichts zu unterlassen uns bestrebt. Wir hatten bei unserm ersten Besuch unsere Freunde auf Otdia in Besitz von Schweinen, Ziegen, zahmen Hühnern gesetzt. Jgnam waren gepflanzt, und Melonen und Wassermelonen waren aufgegangen und in gutem Gedeihen. Aber wir fanden, als wir nach wenigen Monaten zurückkehrten, die Stelle des Gartens auf der Insel Otdia verödet und leer. Nicht ein einziges fremdes Unkraut war, unsere fromme Absicht zu bezeugen, zurückgeblieben. Die Schweine waren verdurstet, die Hühner waren nicht mehr vorhanden, der Fürst Lamari hatte die Ziegen nach Aur gebracht und so auch die Jgname von der Insel Otdia, die allein der feindlichen Rotte widerstanden, dahin verpflanzt. Der alte Häuptling Laergaß hatte auf einer Insel seines Gebietes andere von uns dort gepflanzte Jgname entdeckt. Er hatte diese Wurzeln wohlschmeckend gefunden, und nachdem er sie gegessen, das Kraut sorgfältig wieder gepflanzt. Dieses Verfahren, welches bei der Kultur der Taro beobachtet wird, hatte sein Vertrauen getäuscht.

Der eigentliche Zweck unseres zweiten Besuches war, unseren Freunden wohltätig zu sein. Wir brachten ihnen Ziegen, Schweine, Hunde, zahme Hühner, Bataten aus den Sandwichinseln, Yams, die Melone, die Wassermelone, Kürbisse verschiedener Arten, solche, deren Frucht zu schätzbaren Gefäßen benutzt, und andere, deren Frucht gegessen wird, das Zuckerrohr, die Weinrebe, die Ananas, den Apfelbaum der Sandwichinseln, die Tea root, den Zitronenbaum und den Samen verschiedener auf den Sandwichinseln nutzbarer Bäume, des Kukui, dessen Nüsse als Kerzen gebrannt werden und Öl und Farbstoff gewähren, und zwei der Straucherarten, deren Bast zur Verfertigung von Zeugen dient u. a. m.

Wir haben mit frommem Sinn den Samen ausgestreut, dessen zu warten unser Freund Kadu übernommen hat.

Möge Kadu in seinem schönen Beruf mit Weisheit und Kraft verfahren, möge ihm gelingen, was ohne ihn nicht zu hoffen stand. Möge der Gute das Gute, was er will, bewirken. Möge er, der Wohltäter eines liebenswerten Volkes, dessen Wohlstand begründen, es friedlich und volkstümlich zum Besseren leiten und es bald bewegen, ein Natur empörendes Gesetz abzuschwören, welches nur in der Not begründet war.

Wir müssen es uns gestehen, unser Freund steht allein dem Neid seiner Ebenbürtigen, der Begehrlichkeit und Macht seiner Fürsten gegenüber, und die Schätze, womit ihn unsere Liebe überhäuft, ziehen das Gewitter über sein Haupt zusammen. Unsere Besorgnis kann noch weiter gehen. Der wirkliche Reichtum an Eisen, welchen wir mit Lust auf Radack vergeudet, kann zwischen dem Süden und dem Norden seiner Kette und zwischen ihr und Ralick einen verderblichen Krieg schüren und Blut die Frucht unserer Milde sein.

Die dürftigen und Gefahr drohenden Riffe Radacks haben nichts, was die Europäer anzuziehen vermöchte, und wir wünschen unsern kindergleichen Freunden Glück, in ihrer Abgeschiedenheit zu beharren. Die Anmut ihrer Sitten, die holde Scham, die sie ziert, sind Blüten der Natur, die auf keinen Begriff von Tugend gestützt sind. Sie würden sich unsern Lastern leicht bildsam erweisen und, wie das Opfer unserer Lüste, unsere Verachtung auf sich ziehen.

Die Wohnstätte der ozeanischen Gartenbauern.

Pfahlbau auf Neuguinea im Wasser.

Pfahlbau auf Neuguinea am Lande.
Nach J. W. Lindt.

3. Die festsässigen Gartenbauern Melanesiens.

Die polynesischen Seefahrer und die melanesischen Gartenbauern haben wir in den Gegensatz gestellt. Der Melanesier besitzt auch sein Boot. Er ist aber zumeist ein Küstenfahrer. Das Segel hat er bis vor nicht allzulanger Zeit nicht besessen. Heute empfängt er das viereckige Segel von Indonesien, das dreieckige Segel von Polynesien her. Ein einfaches Auslegerboot besitzt der Melanesier wohl. Wir können aber heute noch nicht entscheiden, ob er mit demselben jemals größere Fahrten unternommen hat. Isoliert und abgeschnitten ist die Wohnlage des Melanesiers nicht. Gar nicht selten sind besonders von Osten her Polynesier an die Gestade des Bismarckarchipels, der Salomonen und Neuhebriden getrieben worden. Die Melanesier haben aber die Eigenschaft eines sehr mangelhaften Entgegenkommens und bezeigen ihr Interesse an den unfreiwilligen Zuwanderern lediglich, indem sie sie totschlagen und verzehren. Allein dieser Zug beweist schon, wenn wir es sonst nicht genau wüßten, daß die Melanesier selbst Seefahrten nicht unternehmen. Sie leben zudem auf Inseln, welche vor den wegtreibenden Strömungen ziemlich gesichert sind.

Der Grundtypus des Melanesiers zeigt ihn uns in jedem einzelnen Zuge als lange und fest ansässigen Bauern. Die Polynesier haben viele hohe Mythen, welche nach dem Horizont hindeuten und die es beweisen, daß diese Leute oftmals über die Länder des Aufgangs und Untergangs der Sonne nachgegrübelt haben. Die polynesische Sagenwelt ist angefüllt mit Erzählungen von strandenden Booten, von Seefahrten und Seekämpfen. Die polynesischen Mythen führen die Seelen der Toten weit weg in ein fern gelegenes heimatliches Totenland. Die gesamte polynesische Anschauungswelt ist durchtränkt von der Sehnsucht, in das selige Land des Sonnenaufgangs zu gelangen, und wir wissen, daß gar oftmals kleine Flotten aufbrachen, um jenes wunderbare Land im Osten aufzusuchen.

Nichts von alledem beim Melanesier. Wo nicht eine polynesische Kolonie oder ein christlicher Missionar anders gelehrt hat, da weiß der Melanesier es sich nicht anders zu denken, als daß die Seele des Toten eben da bleibt, wo er begraben liegt. Das ist immer ein Merkmal festansässiger Lebensweise. Es ist eine Grundanschauung, aus der sich ein ganzes System entwickelt. Der Ahnherr und Vorfahre erhält sein rechtlich bedingtes Wohnplätzlein. Eine Figur wird von ihm geschnitzt; die soll sein Ebenbild sein, er soll darin Auf-

nahme finden; vor dem Bildnis wird ihm geopfert; auf dem Grabe steht der Bogen und sein Gerät; vor der Ahnenfigur wird ein Gefäß mit Speise und Trank aufgestellt, das von Zeit zu Zeit mit neuer Atzung versehen wird. Biro hat uns das ja in einem der folgenden Aufsätze erzählt.

Aber noch viel, viel weiter gehen die Symptome im Anschauungsleben der Melanesier. Sie greifen in den sozialen Organismus, in das Staatsleben ein. Der Manismus, die Verehrung und Religion des Totendienstes schafft in konsequenter Anlehnung an die Überzeugung von dem Fortleben der Schatten regelnde Gewalten. Die Geheimbünde entstehen. Bünde und geheime Gesellschaften sind an sich notgedrungener Weise Symptome festansässigen Ackerbauerntumes; eigenartige Gesellschaften und Bünde haben wir auch in Polynesien. Dort tragen sie aber auch den Typus der beweglichen Seefahrer. In den polynesischen Bünden vereinigen sich Gruppen von Frauen und Männern, welche nicht miteinander verheiratet sind. In den Klubzeiten verbringen sie fröhliche Stunden. Die Satzungen der Bünde erleichtern den Verkehr.

Just umgekehrt ist es in den Bünden Melanesiens. Eine gewisse schwerfällige Bauerneigenart läßt uns hier gerade in den Geheimbünden das konsequente Festhalten an alten Traditionen erkennen. Die Bünde halten die Ordnung aufrecht. Sie sorgen dafür, daß die Ehegesetze ganz streng eingehalten werden, daß z. B. nicht einer etwa eine auch noch so entfernte Cousine oder Muhme seiner Mutter heirate. Die Vertreter der Geheimbünde treten in Masken auf, welche die Verstorbenen darstellen. Gerade in Melanesien erscheint uns die Maske als das Symbol einer grauenhaft konsequent durchgeführten Verehrung der Toten, wie sie nur bei Leuten, die seit unzähligen Generationen an die Scholle gefesselt sind, zu finden ist. Die Maske ist hier nämlich teilweise hervorgegangen aus einem Schädelteile. Der Schädel ist halb durchgesägt, an den Gesichtsteil ist der Unterkiefer befestigt. Dieses Knochengerüst ist durch eine aufgeklebte Masse wieder zum menschlichen Gesicht ergänzt. Mit dieser Schädelmaske hat man früher getanzt.

Die Verbreitung der Geheimbünde nach Osten und Westen begrenzt Melanesien. Die südöstlichen Formen lernen wir nachstehend nach Codrington kennen. Auf dem Bismarckarchipel, in Neupommern spielt der Dukduk, so lange man das Land kennt, eine hervorragende Rolle. Im Westen greift der Kakeanbund in gleicher Weise in die sozialen Verhältnisse ein. Wer Mitglied des Bundes werden will, hat auch hier schlechte Zeiten durchzumachen. Er muß auch hier gleichsam erst gestorben sein, ehe er wieder unter den Menschen erscheint. Aber die Symptome poly-indonesischer Kultur äußern sich schon äußerst bezeichnend. Der Novize muß nämlich zur Nachtzeit durch eine Öffnung in der Form eines aufgesperrten Krokodilrachens in das Bundeshaus wandern, und es heißt von ihm, er sei verschlungen worden. Das ist nicht mehr melanesisch-manistisch, das ist polynesisch-

solar. Das ist eine Erscheinung der Sonnenverehrung. Wie die Sonne am Horizonte verschlungen wird, so wird hier der gleichsam sterbende Novize dem Ungeheuer in den Rachen geschoben. (Siehe oben den Abschnitt über die polynesische Mythologie.) So ragt noch aus dem neuen indo-polynesischen Leben Indonesiens ein Stück des alten melanesischen Manismus hervor.

Den alten typischen Gartenbauer der heißen Zone lernten wir schon in Afrikas Westen kennen. Was uns dort an volkswirtschaftlichen Äußerungen als besonderes Eigentum und Merkmal dieser älteren Gartenbauernkultur aufstieß, können wir auch hier nachweisen. Die Tätigkeit der Frau und eine geringere Beschäftigung des Mannes fördert auch hier die Kunst. Und die Kunst der Naturvölker hat nirgends so geblüht, wie in Melanesien. Welch' wundersames Spiel: dieser Reichtum an Stilen in dem eng geschlossenen Melanesien und die Einseitigkeit und Armut in Polynesiens weitversprengtem Insellande! Die Armut und Einseitigkeit dort, ein Beleg der anderweitig abgeleiteten und zum Ausdruck gelangenden Tätigkeit der Männer, ein Produkt des regen Verkehrs der Seefahrer! Der Reichtum hier, ein Ergebnis des festklebenden Gartenbauerntumes, der durch die Frauenarbeit entlasteten Männerkraft! (Siehe das Kapitel: die festsässigen Gartenbauern Westafrikas!)

Nirgends auf der ganzen Welt hat sich eine gleiche Blüte der Holzschnitzerei entwickelt, ein derartiger Reichtum an Formen, wie gerade in Melanesien. Daß es der durch die Weiberarbeit von der Zweck- und Nahrungsarbeit befreite Mann ist, der solches schafft, erklärt uns übrigens den größeren Reichtum der Melanesier gegenüber den Westafrikanern nicht. Das muß noch einen andern Grund haben.

Der unbeeinflußte Menschenverstand nimmt ohne weiteres an, daß mit höheren technischen Materialen und Werkzeugen auch höhere technische und künstlerische Erzeugnisse geliefert werden können. — Wunderbar! Die Tatsachen widersprechen diesem anscheinend so natürlichen Satze, denn der mit dem Eisenwerkzeug ausgerüstete Westafrikaner leistet in den meisten Fällen nicht so Schönes und jedenfalls nicht so viel ornamental Verschiedenartiges wie der Melanesier mit seinem Stein-, Muschel- und Knochengerät. Es ist bekannt, daß ganz Ozeanien mit Ausnahme Indonesiens das Eisen vor Ankunft der Europäer nicht kannte. Es ward alles ohne Metalle ausgeführt. Die Stein- und Muschelaxt hat bei den Polynesiern einen großartigen Schiff- und Hüttenbau ermöglicht, bei den Melanesiern der Knochen- und Steinspitzengriffel eine entzückende Ornamentik.

Warum der Stein und der Knochen mehr geleistet haben als das Eisen, ist aber auch bei näherem Nachdenken leicht zu verstehen. Wir sehen heutzutage überall, wo die Naturvölker von den Europäern bessere Werkzeuge erhalten, Kunst und Industrie zurückgehen. Und das kommt daher, daß, weil die Arbeit leichter ist, sie auch leichtsinniger ausgeführt wird. Ein Holzbecher wird heute mit einem Stahlmesser schneller und leichter geschnitzt als mit einem weichen Eisenblättchen.

Weil der Gegenstand aber weniger Arbeit verursacht hat, legt man weniger Wert auf ihn; man verliert ihn nicht nur leichter, sondern weil man ihn nicht so schätzt, schmückt man ihn auch nicht mehr so reich. Es ist die eigene Arbeit, die den Schnitzer den eigenen Gegenstand lieb gewinnen läßt, — das lehrt uns die Industrie der Naturvölker, wo wir auch solchen Fragen nachspüren.

Und gerade, weil der Gartenbauer Melanesiens so unendlich viele Arbeit dazu brauchte, um sich ein Rührholz, eine Schale, einen Haken, ein Ruder usw. zu schnitzen, eben deshalb vertiest er sich in die Arbeit, lernte er seine primitive Technik besser kennen, lernte er die primitive Technik zu höherer Ausschmückung verwenden.

Das hatte der Neger Westafrikas, als er von uns das Eisen empfing, schon verlernt. Die Einführung des Eisenwerkzeuges in Afrika hat schon lange vor dem Eingreifen der europäischen Kultur stattgefunden, und es muß ihr damals ein Niedergang der eingeborenen Schnitzkunst gefolgt sein. Die Kunst mußte sich an der Hand des neugewonnenen Werkzeuges erst wieder neu entwickeln, und deshalb repräsentiert das, was wir heute an Schnitzwerk aus Westafrika vorfinden, eine jüngere Stufe als das, was uns in so reicher Menge, in weit reicher stilisierter Form die Gartenbauernkunst der Stein- und Knochenwerkzeuge verwendenden Melanesier geliefert hat.

Geheimbünde des östlichen Melanesien.

Nach R. H. Codrington*) (1887).

Es gibt sicherlich nichts Bezeichnenderes im melanesischen Leben, als die Gesellschaften, welche Mysterien feiern, die aufs strengste vor Uneingeweihten und Frauen geheim gehalten werden. Ein Gewand mit Maske und Hut verkleidet die Mitglieder, wenn sie am hellen Tag erscheinen. Sie lassen ein seltsames Geschrei und Töne hören, um sich bemerkbar zu machen, wenn man sie nicht sieht. In gewissen Fällen und Gegenden, z. B. in Florida und Aurora zeigen sie öffentlich ein Stück eines Werkzeuges der Geister, mit denen sie, wie behauptet wird, in Verbindung stehen. Solche Gesellschaften sind der Dukduk in Neubritannien, der Matambala in Florida, der Tamate der Banksinseln, der Quatu der nördlichen Neuhebriden. Eine Photographie aus Neukaledonien zeigt eine Figur, die kaum von der eines Tamate der Banksinseln unterschieden werden kann, und Mr. Romilly erwähnt eine Einrichtung ähnlich dem Dukduk in Neuguinea. Es geht also deutlich daraus hervor, daß diese Einrichtung sich weit über Melanesien erstreckt.

Man glaubt, daß die Mysterien von Florida von Ysabel eingeführt wurden, wo bis jetzt aber nichts derartiges beobachtet wurde. Diese Annahme deutet jedoch auf einen Zusammenhang mit dem Dukduk auf Neubritannien, in dessen Namen möglicherweise ein weiterer Zusammenhang gefunden werden kann, hin. In all diesen Gesell-

*) „The Melanesians. Studies in their Anthropology and Folk-Lore.“ Oxford 1891.

schaften nimmt man nämlich an, die Geister der Toten seien zugegen. Auf den Banksinseln ist ihr Name „Geister“; in St. Cruz ist ein Geist „duka“, in Florida nennt man die Methode, die Geister zu befragen, „paluduka“. Es ist deshelb sehr wahrscheinlich, daß auf Neubritannien der Dukduk auch die Geister repräsentiert.

Erwachsene Männer und Kinder, Verheiratete und Unverheiratete sind gleicherweise zu den Gesellschaften von Florida und den Neuhebriden zugelassen; und wenn auf den Banksinseln gewöhnlich keine zu jungen Knaben aufgenommen werden, so ist doch bestimmt keine die Zulassung betreffende Altersgrenze vorhanden. Es ist ohne Zweifel, daß, wo diese Gesellschaften blühen, ein junger Mann, der nicht Mitglied einer derselben geworden ist, nicht gleiche soziale Stellung wie die jungen Männer, die Mitglieder sind, einnimmt, und daß ein solcher junger Mann auch kein Weib hat. Er konnte eben die Kosten der Einweihung oder der Heirat nicht aufbringen. Seine Freunde ließen ihn aus Sorglosigkeit oder Armut aufwachsen, ohne für ihn zu sorgen; er bleibt also uneingeweiht und unverheiratet aus demselben Grunde; die Einweihung ist aber keineswegs eine Vorstufe zur Heirat.

Es ist im Hinblick auf das strenge Geheimnis und die Feierlichkeit schwer zu glauben, daß bei einer Einweihung von religiösem Charakter ein Geheimnis nicht mitgeteilt werde. Die Außenwelt der Frauen und Kinder und der matawonowono — „deren Augen geschlossen sind“ — glaubten ohne Zweifel, daß die Eingeweihten in Gemeinschaft mit den Geistern der Toten getreten seien. Die seltsamen Schreie und die ehrfurchterregenden Töne, die aus der heiligen und unnahbaren Wohnung der Gesellschaft oder aus dem Walde, wenn die Mitglieder draußen sind, drangen, waren in ihren Ohren mehr als menschlich; die Gestalten, die erschienen, waren nicht die von Menschen. Ein Zufall offenbarte übrigens zuweilen, daß es ein wohlbekannter Mann war, der den Geist darstellte; aber dann war seine Kleidung nicht von Menschenhand, und der schlaue Gedanke, daß der ganze Rest Männer und Nachbarn sein könnten, wie der, der erkannt worden war, mochte wohl entstehen; es war aber gefährlich, ihn zum Ausdruck zu bringen. Erst wenn der Neubekehrte in den geheimnisvollen Bezirk zugelassen wurde, fand er da nur seine täglichen Gefährten und erst dann erfuhr er, daß es da nichts mitzuteilen gab, außer wie die Töne hervorgebracht wurden, wie die Kleider und Verzierungen gefertigt wurden und in einigen Fällen noch einen Gesang oder Tanz.

Kein geheimer Glaubensartikel wurde bekannt gegeben und keine geheime Gottesdienstform wurde ausgeübt. Die gewöhnliche Form des Gebetes und des Opfers wurden wie allerorts, obgleich hier in Verbindung mit diesen Mysterien, ausgeübt. Es gab keine der Gesellschaft eigenen Gottesdienstformen und sonst keine unbekannten Gegenstände zum Gottesdienst.

Es ist auch bemerkenswert, daß, soweit ich mich vergewissern konnte, es nichts oder sehr wenig Dunkles oder Verwerfliches vom

moralischen Standpunkt gab als Betrügerei, verbunden mit Tyrannei und Einschüchterung. An manchen Orten hatten die Neueingetretenen Bedrückungen oder gar Martern auszustehen, was jedoch auf den Banksinseln, wo diese Gesellschaften sehr zahlreich sind, nicht zu finden ist. Das Eigentum der Uneingeweihten wurde geplündert, dieselben wurden geschlagen und bedrückt, wenn die Mysterien in Gang waren, jede Ordnung und Tätigkeit war über den Haufen geworfen. Zu gleicher Zeit gab es jedoch nicht etwa gemeine oder scheußliche Gelage; ein zum Christentum bekehrter Eingeborener hätte in die Wohnung gehen können und würde nichts Anstößiges gefunden haben, was er nicht auch im Dorf gefunden hätte; ein europäischer Besucher hätte hineingehen können und würde nichts Geheimnisvolles gefunden haben als die Hüte und Kleider und die Instrumente, die dazu dienen, die überirdisch klingenden Töne hervorzubringen.

Der fidschianische „nanga", wie er von Reisenden beschrieben wurde, dem die Gegenwart von Weibern einen abweichenden Charakter verleiht, muß für den Vertreter der geheimen Gesellschaften in jener Inselgruppe gehalten werden. Die Einrichtung auf Fidschi ist jedoch so wenig auffallend, daß sie jahrelang der Beobachtung entging. Auf den Banksinseln würde der Tamate bald die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben. Abgesehen von den besonderen Festlichkeiten, würde ein Besucher bald bemerkt haben, daß in der Nähe eines jeden Dorfes Plätze sind, die von den meisten der Eingeborenen besucht, für einige dagegen unnahbar sind. Die Mitglieder der Gesellschaft würden stolz sein, ihm diese abgelegenen Plätze und die wundervollen Kunstwerke, die sie enthalten, zu zeigen. Sehr wenige Tage würden verstreichen, ohne die Erscheinung von einigen maskierten Gestalten oder ohne den Ton eines seltsamen Geräusches oder Schreies. In jener Gruppe ist die Zahl der Gesellschaften überraschend groß.

Die Gestalt eines Maskierten von Neukaledonien ist beinahe identisch mit der eines Tamate der Banksinseln, so daß die Identität der Einrichtung vermutet werden kann; irgend eine Beziehung muß angenommen werden. Zwischen den Banksinseln und Florida ist der Zwischenraum beträchtlich, aber Schüler von Florida erkannten vor vielen Jahren ihren eigenen „matabala" in dem „salagoro" von Mota, bei dem sie als Fremde frei zugelassen wurden. Das Resultat ihrer Zulassung war verhängnisvoll für das Geheimnis ihrer Gesellschaft. Ein Junge von Florida, der sah, was der salagoro von Mota war und enthielt, erkannte sehr gut, welcher Art die Geheimnisse zu Hause waren, in die er bis dahin noch nicht eingeweiht gewesen war, und er hörte auf, an ihren übernatürlichen Charakter zu glauben. Die uneingeweihten Knaben von den Banksinseln hörten auf Norfolk von ihren Schulkameraden von Florida, was sie gesehen, und mit der Heiligkeit der „salagoro" war es damit bei ihnen vorbei. Das Geheimnis war jahrelang öffentlich, obgleich in Florida die Macht der Mysterien erhalten blieb, bis das Christentum in dem Teil der Insel vorherrschend wurde, in dem diese Einrichtung ihren Sitz hatte.

Auf den Banksinseln hatte der „Tamate" die Einrichtung des Christentums überlebt. Aller Glaube an den übernatürlichen Charakter ist längst verschwunden; alle Weiber und Kinder wissen schon längst, daß der Tamate von Männern dargestellt wird, die in selbstverfertigten Kleidungsstücken stecken, und daß die Töne und das Geschrei auf natürliche Art hervorgebracht sind. Aber diese Bünde haben einen so hervorragenden Platz in der sozialen Stellung des Volkes, daß sie ihren Charakter als Klub beibehalten haben. Nicht nur auf den Banksinseln haben die Geheimnisse und Gewohnheiten ihre Anziehung. Das Geheimnis der Aufenthaltsorte ist noch bewahrt, der salagoro ist unnahbar für Weiber und Kinder, der Neueingetretene hat noch seine Probezeit durchzumachen, und die Macht des Bundes ist noch von der mächtigen Tyrannei alter Zeiten aufrecht erhalten.

Wahrlich, die soziale Macht dieser Bünde war zu groß, als daß sie ohne weiteres hätte aufgelöst werden können; außerdem erhöhte das Nichtvorhandensein einer strengen politischen Organisation die Bedeutung eines Mitgliedes der größten und exklusivsten Gesellschaft. Ich erinnere mich, wie eines Morgens auf der Insel Mota ein seltsames Geschrei ertönte, aus allen Ecken wiederholt, schrill, langgezogen und nicht mißzuverstehen. Es war der Ruf des Tamate. Die Mitglieder des Tamate waren in Besitz der Insel; o vanua we gona, das Land war im Aufruhr, niemand durfte ausgehen, das ganze Alltagsleben stand still, bis der Tamate zufriedengestellt war. Auf Nachfragen erzählte man uns, daß am Abend vorher ein Mann im Zorn seinen Bogen aufgehoben habe. In Übereinstimmung mit der Lehre des Bischofs Patterson und mit der Ermächtigung des großen Mannes der Insel, hatte der Bund des großen Tamate den Gebrauch des Bogens und Pfeiles in Privatstreitigkeiten unter Todesstrafe verboten. Bei dieser Gelegenheit beeilte sich der Mann, der der Beleidigung schuldig war, dafür mit einem Ferkel zu büßen, und alles war wieder ruhig.

Es ist nicht überraschend, daß die Mitgliedschaft eines so mächtigen Bundes geschätzt und nicht ohne weiteres aufgegeben wurde.

Die Banksinseln und die benachbarte Torresgruppe sind zweifellos der Hauptsitz dieser Bünde, die hier allgemein Geister genannt werden. Auf den Torresinseln allein gibt es deren etwa hundert, und jeder Mann gehört vieren oder fünfen an. Der Hauptbund, der tamate liwoa von Mota, ist überall vorhanden, obgleich er an einigen Plätzen nicht so bedeutend ist als andere exklusivere Gesellschaften. Ein anderer Bund zeichnet sich durch seinen eigenartigen Tanz aus und unterscheidet sich von den anderen dadurch, daß er keine dauernde Wohnung, kein Vereinshaus besitzt. Dieser, der Quatubund, findet sich auf allen Banksinseln, nicht aber auf den Torresinseln. Alle diese Tamatebünde besitzen als besonderes Kennzeichen ein Blatt oder eine Blume. Die sehr zahlreichen und schön gezeichneten Arten des „Croton", die alle ihren eingeborenen Namen haben, liefern die Blätter. Die Blätter sind die von verschiedenen Arten des „Hibiscus" (Malvengattung). Blumen ins Haar zu stecken ist sehr verbreitet.

Sich das Merkzeichen anzueignen, ohne Mitglied einer Gesellschaft zu sein, ist für diese eine Beleidigung, die gemäß der Macht und Stellung des beleidigten Bundes bestraft wird. Auf den Torresinseln ist z. B. einer der drei großen Tamatebünde der Nipir; sein Merkzeichen ist eine auf der Stirn getragene Hibiscusblume. Wird irgend jemand, der nicht Mitglied ist, mit dieser so getragenen Blume gesehen, so wird auf öffentlichem Platz ein Büschel Blumen oder Laub von der Gesellschaft aufgesetzt und der Beleidiger weiß, daß er ein Ferkel opfern muß. Er bringt sein Ferkel, schlachtet es auf dem offenen Platz im Dorf und steht dabei. Ein Mitglied des Bundes schlägt ihn dann für seine Anmaßung, und darauf hat er die Aufnahmeweihen durchzumachen.

Auf Florida kursiert hinsichtlich der Entstehung des Tamate die Geschichte, daß ein Weib von einem Geist, den sie in einem Baume sah, ein Bild mit dem Hut und Mantel eines Tamate erhielt, und daß sie dies hinter einer Mauer ihres Hauses verborgen hielt. Es wurde bekannt, daß sie etwas Wundervolles verheimlichte, und sie ließ gegen Entgelt Leute zur Besichtigung zu. Als die Eingeweihten zahlreich genug geworden waren, nahm man das Bild aus den Händen des Weibes und bereitete eine Wohnung. Hier wurde von dem Bilde, welches selbst ein Geist war, gelehrt, wie das Kleid herzustellen sei, und so entstand der erste Tamate mit strengster Ausschließung aller Weiber. Aus dieser Geschichte kann man allerdings nichts über den Ursprung einer so weit verbreiteten Gesellschaft lernen. Die Menge von kleineren Bünden, die gewöhnlich nach Vögeln genannt sind, ist jedoch meist örtlich und mag als modern betrachtet werden. Einige solcher Gründungen pflegen zu blühen und zu gedeihen, andere zu mißlingen, aber die ganze Zahl der auf den Banksinseln und Torresinseln vorkommenden Bünde muß sehr hoch sein. Drei oder vier mögen der ganzen Gruppe, einige nur zwei oder drei Inseln gemein sein, und der Rest ist mehr oder weniger lokaler Natur.

Die Wohnung oder der geheime Versammlungsort des „großen Tamate", der „salagoro" ist an einem einsamen Platz, meistens unter luftigen Bäumen, in der Nähe eines bedeutenden Dorfes oder einer Dörfergruppe gelegen. Der Weg dorthin ist, wo er von der öffentlichen Straße abweicht, durch helle, orangenfarbene Früchte, an Schilfrohr gesteckt, durch Blumensträuße, Cycaszweige und den gebräuchlichen soloi markiert. Es sind das heilige Zeichen, die den Eintritt verbieten. Sie sind zahlreich, bis der gewundene Pfad in den offenen Platz, auf dem das Gebäude steht, mündet. Diese Zeichen genügen, um Störungen abzuhalten, da sie die ganze Gewalt des Bundes darstellen und nicht etwa, weil sie auf irgend einer besonderen religiösen Weihung beruhen. Keine Frau und keine uneingeweihte Person würde daran denken, sich zu nähern; Fremde werden ohne Schwierigkeit zugelassen, d. h. die, die keine benachbarte Insel bewohnen, auf der der Bund einen Sitz hat. Wenn eine besondere Feierlichkeit vorliegt, wird der Besucher nur wenig Mitglieder anwesend finden, nur etwa

neu eingetretene, deren Geschäft es ist, die Mahlzeiten zu bereiten, den Platz rein zu halten oder hier eine bestimmte Anzahl Tage zu bleiben. Sehr wahrscheinlich ist dann als Vertreter desjenigen, dessen Abwesenheit entschuldigt ist, eine Kokosnuß aufgesteckt. Die Hüte und Kleider des letzten Tanzes oder der öffentlichen Schaustellung können besichtigt werden. Die Hüte zeugen von wirklich erfinderischem Geist und sind, wenn neu, hübsch. Sie sind von Baumrinde gemacht, bemalt mit Pflanzenpräparaten, die ein Geheimnis des Bundes sind, und mit Bändern und Ringen um die Augen und auf jeder Seite mit scharlachrotem Samen geschmückt. Die Hüte bedecken den ganzen Kopf und reichen bis auf die Schultern, wo sie mit dem Mantel mit einer Franse von Blättern zusammenstoßen. Sie sind von sehr verschiedener Gestalt. Einige haben eine seltsame Ähnlichkeit mit den aufgekrempten Hüten der Seeoffiziere, und man hat natürlicherweise vermutet, daß das Model von diesen genommen sei. Aber es ist sehr unwahrscheinlich, daß ein Seeoffizier je in einem aufgekrempten Hut auf den Banksinseln gesehen wurde, und die so geformten Masken waren jedenfalls, als sie zuerst von den Europäern gesehen wurden, schon vorhanden.

Außer diesen Hüten pflegt das Haus des Salagoro nichts zu enthalten als die gebräuchlichen Kochgeräte. Gewiß empfindet jeder, der zuerst in die geheimnisvollen Mauern eindringt, eine gewisse Enttäuschung. Ein Gegenstand jedoch ist nicht so ganz bekannt. Dies ist das Werkzeug, das den eigentümlichen und ausdrucksvollen Ton hervorbringt, den die Umwohnenden für die Stimme der Geister halten. Es ist ein platter, weicher Stein, auf welchem der Kolben eines Palmwedelstiels gerieben wird. Die Reibung bringt einen eigentümlichen Ton hervor, der stärker und schwächer moduliert werden kann, und der bei Tagesanbruch aus dem geheimnisvollen Schlupfwinkel des Salagoro ertönend wohl die Annahme der Gegenwart von Geistern erwecken kann. Der Ursprung dieser Erfindung wird so erzählt.

Zwei Mitglieder des großen Tamate in Vanua lava gingen der Küste entlang und hörten einen seltsamen und gleichsam überirdischen Ton. Sie fanden diesen hervorgebracht von einem alten Weibe, das am Gestade saß und Muscheln zu Münzen rieb. Das Weib versuchte zu arbeiten und zur gleichen Zeit sich vor der Sonne zu schützen, indem sie den Griff ihres Palmblattsonnenschirmes als den Stock benutzte, an dem die Muscheln bei solcher Arbeit gehalten werden müssen. Die Männer erkannten den Wert der Entdeckung für ihren Zweck, rannten auf das Weib zu, töteten sie und nahmen Stein und Sonnenschirm mit.

Um die Zulassung in irgend einer dieser Gesellschaften zu erlangen, haben der Kandidat oder seine Freunde ein Schwein zu stiften und dann eine Fastenzeit durchzumachen.

Wenn er zugelassen ist, wird er in den Salagoro gebracht; er legt bei der Wanderung dorthin Geld bei den Soloi-Zeichen am Wege nieder. Dann muß er allein bleiben, bis er in das Dorf zurückkehren

darf und hat einige Tage für die Bereitung des täglichen Essens zu sorgen. Die Dauer der Wartezeit ist bei den einzelnen Bünden verschieden.

In Ureparapara, wo der Tamate nicht sehr wichtig ist, gibt es drei andere Hauptgesellschaften, bei welcher der Beitritt schwierig ist. Der neu Eingetretene hat ungefähr hundert Tage zu fasten und dann weitere hundert Tage den Ofen zu bewachen. Während der ersten hundert Tage wäscht er sich nicht, und wenn er wieder erscheint, ist er so schmutzig, daß er, wie man sagt, nicht gesehen werden kann.

Für den größeren Teil des Jahres wir der Salagoro als Klub benutzt. Die neu zugelassenen Mitglieder haben die Pflicht, das Mahl zu bereiten; das Haus gewährt einen bequemen Zufluchtsort gegen die Hitze des Tages. Der europäische Besucher wird dort wahrscheinlich jeden Mann, den er sehen will, finden und kann selbst, wenn er es wünscht, eine Mahlzeit erhalten. Eine Brotwurzel aus dem Salagoroofen wird ihm zur Begrüßung als Mahl überreicht, an dem keiner teilzunehmen wagt, „dessen Augen noch ungeöffnet sind".

Von Zeit zu Zeit pflegen die Mitglieder sich zur Tätigkeit aufzumuntern, um sich hervorzutun, neue Mitglieder anzuziehen, beim Volk Eindruck zu machen und die Freuden eines Festes zu genießen. Dann beginnen sie in ihrem Heim neue Masken und Kleider zu verfertigen, und der feierliche Ton des linge tamate benachrichtigt alle Welt, daß die Mysterien begonnen haben. Das Land ist sozusagen geschlossen; keiner wagt, die Pfade entlang zu gehen, da er Gefahr läuft, vom Tamate geschlagen zu werden.

Die Bundesmitglieder maßen sich die größte Gewalt an, nehmen alles, was sie wünschen, berauben die Gärten und plündern für ihr Fest die Obstbäume. Jeder, der gegen den Bund gesprochen oder gehandelt, leidet darunter. Die Geister stürzen sich in ihrer Verteidigung in die Dörfer, jagen die erschreckten Weiber und Kinder und schlagen alle, die sie erwischen können. Der Nachteil, als „matawonowono" ausgeschlossen zu sein, ist augenscheinlich. Viele von geringeren Gesellschaften üben die gleiche Gewalt wie der Tamate aus. Aber es gibt auch Klubs, die nicht erschrecken und schlagen, die aber ihren Schmuck und Tanz dennoch öffentlich zeigen. Es ist ein hübsches und gefälliges Bild, wenn zwei oder drei derartige Figuren sich friedlich im Sonnenschein auf dem Dorfplatz zeigen, ihre Köpfe in Masken gehüllt, schillernd von scharlachfarbenem Samen und dem frischen Grün der Cycaszweige, die Gestalten in goldbraune Mäntel von Sagoblättern verborgen, in beiden Händen einen Cycaszweig haltend, gleichwie ein Märtyrer seine Palme, — wenn dann Weiber und Kinder rund herumspringen und voll Bewunderung gemischt mit Ehrfurcht rufen: „Das sind gute Tamate, die schlagen und jagen uns nie."

Von diesen Tamatebünden der Banksinseln weicht der überall existierende Quat oder Quatu dadurch ab, daß er keinen dauernden Ort hat,

obgleich er ihnen sonst in vielen Dingen sehr gleicht. Der große Unterschied ist fernerhin der Tanz; der Tamate pflegt ebenfalls sehr sorgfältig geübte Tänze auszuführen, aber der Quat selbst wird getanzt. Hat der Quat mehrere Kandidaten, so wird zur Einweihung ein abgeschlossener Raum mit einer Hecke umzäunt, durch die etwas zu sehen unmöglich ist. Hier bleiben die Neulinge ungewaschen, mit Asche geschwärzt, für eine gewisse Zeit, um den Tanz und Gesang zu erlernen. Um Zutritt zu erlangen, muß Geld bezahlt werden. Zu junge Kinder haben wohl das Geld zu bezahlen und treten ein, erlernen den Tanz aber erst, wenn sie groß genug sind. Nichts kann dem Besucher die Einweihungsszene besser vorführen, als die eifersüchtig bewachte Umzäunung, woraus in der Stille der Nacht seltsame Töne und laute Rufe erschallen. Der zu erlernende Quattanz ist nicht wegen der komplizierten Figuren, sondern wegen der Schnelligkeit und der geforderten Genauigkeit der Schritte schwierig. Die Schritte folgen wie in anderen Tänzen einem Gesang und dem Schlag einer Trommel. Der Motagesang ist wie folgt: „Mutter, bring einen Bogen, ein Huhn zu schießen, ein fliegendes Huhn. Mutter, bring einen Bogen hierher, daß ich ein Huhn schießen kann.“ Dasselbe Lied wird mit geringer Abänderung auf Santa Maria und ohne Zweifel auch auf den andern Inseln gebraucht. Beim Tanz wird der Gesang leise mitgesungen. Ein anderes Lied von Gaua bei Santa Maria beginnt: „Zünde das Feuer an und blas' es zur Flamme, wir wollen es in unserm Ofen hüten.“ Dies enthält nichts, was man nicht auch in anderen Gesängen findet. Man könnte vielleicht denken, daß die einfachen Worte, nach denen der Quat getanzt wird, geheime Gedanken verheimlichen; die Eingeweihten erklären aber, daß dies nicht der Fall sei. Zur festgesetzten Zeit erscheinen die jungen Tänzer und die Eingeweihten mit luftigen Hüten auf dem Kopf. Diese Hüte, in denen der Quat ohne Zweifel ursprünglich getanzt wurde, entsprechen den Masken des Tamate, sind dagegen hoch und spitzig und ruhen auf den Schultern. Der Quattanz ist in der Tat wundervoll. Der offene Dorfplatz ist in einer Mondnacht von Zuschauern umgeben; der laute Schall von brechenden Ästen ertönt vom Walde her; einer der Mitwirkenden nach dem andern erscheint in einem überaus schnellen Schritt auf der Bildfläche und hält plötzlich an. Der Leiter hat ein Stück Bambus in der Hand, mit dem er den Tanz lenkt, die übrigen tragen Bogen in den Händen. Wenn die Tanzenden zahlreich und erfahren sind, so ist die Genauigkeit, mit der sie den Boden treten, wunderbar. In St. Maria wie in Gaua oder Lakona ist der „Quattanz“ mehr ausgearbeitet und schwieriger, als in Mota oder Motalava; die Burschen von Norfolk unternehmen ihn nie. Eine Übung von drei bis vier Monaten ist nötig, bis die Neueingeborenen wagen können, an die Öffentlichkeit zu treten. Wenn früher die Neulinge zum erstenmal auftraten, pflegten die Alten von fern und nah herbeizueilen und mit dem Bogen in der Hand ihre Schritte zu bewachen; wenn sie einen Fehler sahen, schossen sie, und wenn einer

getroffen wurde, wurde er allgemein verachtet und der Schütze war jeder Verantwortung ledig.

Zur Einweihung in den auch hier herrschenden Quatu wird auf den Neuhebriden eine Umzäunung aus Ruten in der Nähe einiger Dörfer hergestellt; darin müssen die Novizen ungewaschen und schlecht genährt, bis die bestimmte Zeit (30) Tage verstrichen ist, bleiben. Während dieser Zeit lernen sie einen Tanz und Gesänge; aber sie folgen beim Tanz keinem Gesang wie auf den Banksinseln. Kleine Knaben werden nicht zugelassen, weil sie die Mühen und Martern nicht ertragen könnten, können sich aber vertreten lassen; ein schon eingeweihter Mann macht für sie dann eine formelle Einweihung durch.

Ein Bericht der Einweihung des Hauptquatu, Quatu ta Gobio genannt, wurde mir von einem Eingeborenen aufgeschrieben, als seine Erinnerung daran noch frisch war. Er war wahrscheinlich 16 Jahre, als er mit zwei anderen das mitmachte, was er folgendermaßen erzählt:

„Vater, laß mich erzählen, wie ich in den Quatu kam. Ich wußte nicht, was es sei, als mein Bruder mir sagte: „Jetzt mußt du in den Quatu gehen." Dann ging ich, und es war eine große Menge auf dem Platze, wo man den Quatu feierte. Dann fragte mich mein Bruder: „Bist du stark?" und ich bejahte es. Sollte ich sterben, gut! Darauf kam ich dahin, wo ein Gebäude, ein Gamal, nicht weit vom Dorfe ist. Mein Kleid und Schmuck wurden mir weggenommen, und ich trat hinein. Der Gamal war eng, niedrig und lang. Sie hatten darin zwei Reihen von Nesselbaumblättern, mit Salzwasser besprengt, gelegt. Ich beugte meine Knie und rannte hinein. Als ich hinauskam, schrie ich wie noch nie, und ich starb fast vor Hunger; ich aß und trank nicht, sondern schrie zwei Tage lang und dann aß ich. Sie kochten ein Ferkel in einem Ofen und gaben mir etwas und ich aß es. Darauf wurde ich durstig, und sie machten ein kleines Loch in den Boden, indem sie es mit der Ferse stampften und schüttelten Kokosnußsaft hinein, und ich trank. Sie gossen Wasser über mich, was mir große Schmerzen verursachte. Das Essen, das sie mir gaben, war sehr schlecht. Wenn ich Hunger hatte, rösteten sie eine Wurzel über dem Feuer und gaben sie mir ungekocht. Sie schütteten Wasser auf den Boden, und dann trank ich dies Wasser. Hätte ich es nicht getan, so hätten sie mich totgeschlagen; aber ich nahm es. Dann mußten wir glühende Kohlen in die Hand nehmen. Wir legten uns nun auf dem Boden, und sie traten auf uns herum, alle rannten über uns. Darauf nahm ein Mann einen Bogen und sagte, er wolle uns erschießen. In der Nacht darauf tanzten wir, und am nächsten Morgen tanzten wir zum erstenmal den Quatutanz. Nachdem wir 30 Tage im Gamal gewesen waren, töteten wir ein Ferkel, und dann gingen wir ins Dorf zurück und kochten es. Wenn einer wünscht, 40 Tage im Gamal zu bleiben, wird er die Nessel lange spüren."

Nicht abgeschreckt durch diese Erfahrungen unterzog sich derselbe Jüngling, um in eine andere Gesellschaft aufgenommen zu werden,

Prüfungen, über die er wie folgt berichtet: „Vater, hier ist wieder ein anderer Quatu, wir nennen ihn Taputae, und er ist sehr böse. Ich will dir erzählen, was sie mit mir taten. Sie gruben ein nicht sehr tiefes Loch und füllten es ganz mit Mist und gossen Wasser hinein, so daß man hineinsinken konnte. Ich stieg hinein, und mein Körper und auch mein Haar wurde ganz voll Mist. Ein Mann schüttete viel Mist über mich. Ich stieg hinaus und wusch mich. Die anderen Männer schrieen nur. Dann gingen einige weg, und wir tanzten bis zum Morgen, darauf tanzten wir den Quatutanz und töteten ein Ferkel. Die Weiber können dies Ferkel nicht essen, noch andere Leute, da sie nicht eingeweiht sind; wir aßen es ganz auf." — — —

So zeichnet uns Codrington ein Bild des melanesischen Geheimbundwesens, das sich als echtes Produkt einer Mischung von Manismus und kommunaler Dorfverfassung darstellt. Über beides ist im zweiten Kapitel der Abteilung Afrika berichtet. Es sind auch hier wieder die Vertreter des Gartenbauerntumes, dessen Männerwelt die freie Zeit, die ihnen infolge der Arbeitsleistung der Weiber erwächst, mit der Bildung von religiösen Sekten und kommunalen Gewaltgruppen ausfüllt. Nur daß die Blüten eines derartigen Geisteslebens in Melanesien noch wunderlicher und verschrobener ausschauen als in Westafrika.

Der Lebenslauf der Papua Neupommerns.

Nach Joachim Graf Pfeil*) (1888).

Kein Fürstensohn, keine Millionärstochter kann mit mehr Umständlichkeit ins Leben gebracht werden als das Kind eines Kanaken. Vor seiner Geburt schon ist es der Gegenstand abergläubischer Fürsorge und Furcht, und durch allerhand Handlungen, durch Kasteiungen und Entbehrungen sucht die Mutter das neugeborene Wesen zu beeinflussen. Sie genießt oder vermeidet gewisse Speisen, die jedoch der Mode unterworfen sind, damit das Kind schön und stark werde, dichten Haarwuchs, gute Zähne habe und wohlgestaltet sei usw. Fühlt die Mutter ihren Tag herannahen, so begibt sie sich an den Meeresstrand und wirft sich, belastet mit einem Stein, den sie in beiden Händen trägt, in die Brandungswelle. Diese ist mitunter so stark, daß ein Entgegenstemmen und Aufrechtstehen unmöglich wird, das Weib wird schonungslos niedergeworfen, steht aber mutig wieder auf, um von neuem sich der Brandung entgegenzustürzen. Natürlich ist es unmög-

*) „Studien und Beobachtungen aus der Südsee." Braunschweig 1899. — Der Verfasser ist einer der besten Kenner der süd- und ostafrikanischen Neger. Der Vergleich des Papua Neupommerns mit den ostafrikanischen Negern liegt ihm deshalb nahe und ist daher von großem Werte. — Das öfter erwähnte Dewarra ist das Geld dieser Leute. Es besteht aus langen Schnüren, auf die Muschelscheibchen aufgereiht werden. Ursprünglich Schmuck, wurden diese Muschelschnüre im Laufe der Zeit zu einer Geldart, an deren Besitz das Herz des Papua mit unglaublichem Geiz hängt.

lich, dieses Spiel lange auszuhalten; dies wird auch nicht erwartet, ein- bis zweimalige Wiederholung genügt.

Ist der Augenblick gekommen, so zieht die Mutter sich in ihre Hütte zurück. Die Hilfe leistenden Weiber werden vom Vater des Kindes mit Dewarra, Tabak oder irgend einem nützlichen und wertvollen Gegenstande beschenkt. Es ist dies indessen eine Ausnahme von der Regel, denn die Kinder sind nicht Eigentum des Vaters, der in keiner Weise verpflichtet ist, für ihren Unterhalt zu sorgen oder ihretwegen sich Ausgaben zu machen, dies auch im späteren Leben nicht tut.

Bleibt das Kind am Leben, so erhält es schon wenige Tage nach der Geburt einen Namen, der, ist es ein Knabe, meistens mit „To“ anfängt, was gleichbedeutend ist mit unserem „Herr“ oder dem englischen Mr., z. B. Tokalue, Topilai, Tokubannana usw. Die Namen haben meist eine Bedeutung, indem sie einer Blume, einem Stein, einem Ereignis, einer Handlung entlehnt sind.

So lange die Kinder noch sehr jung sind, werden sie namentlich von den Männern sehr verhätschelt. Oft kann man baumlange, bärtige Kanaken beobachten, wie sie mit unveränderlicher Geduld schreiende kleine Rangen zu begütigen versuchen und ihnen zu dem Zweck allerhand Leckerbissen in den Mund stecken.

Dabei kann man eine eigentümliche Wahrnehmung machen, wie die menschliche Konstitution sich den Verhältnissen anpaßt. Ich sah einst, wie ein Kanake, in dem angeführten Bestreben, ein etwa einjähriges Kind mit großen Mengen junger Kokosnuß fütterte, die es begierig verschlang. Das Kind verzehrte fast eine ganze Kokosnuß, ohne, wie ich durch tagelang wiederholten Besuch feststellte, im geringsten in der Verdauung gestört zu werden oder andere Zeichen dafür zu geben, daß ihm die Nahrung schlecht bekommen sei. Ob wohl ein europäisches einjähriges Baby eine gleiche Menge dieser schweren, öligen Substanz ohne üble Folgen vertragen würde?

Als in dieses Gebiet gehörende Eigentümlichkeit mag gleich erwähnt werden, daß Kanaken, Kinder sowohl wie Erwachsene, keinen Geschmack an unserm Zucker oder Zuckerwerk finden und das dargereichte, nachdem sie es gekostet, meist wieder zurückgeben. Allerdings weicht diese Geschmacksrichtung dem dauernden Umgange mit Europäern, und wenn ein Kanake einige Zeit lang Dienstbote bei einem Europäer gewesen ist, so nascht er gerade so gut Zucker wie ein deutsches Dienstmädchen.

Den Müttern bleibt natürlich die eingehendere Pflege des Kindes überlassen. Sie schleppen die Kleinen, die sie in reitender Stellung auf der Hüfte sitzen lassen, überall mit sich herum. Aus weich gemachtem Pandanusblatt wird eine Art Schal hergestellt und um das Kind geschlungen, so daß es nicht abgleiten kann. Die beiden Zipfel des Tragetuches werden auf der gegenüberliegenden Schulter des Weibes zusammengeknotet, und trotz des unbequemen Sitzes scheinen die getragenen Kleinen sich recht behaglich zu fühlen. Man sieht sie

oft in dieser reitenden Stellung, die sie auch einnehmen, wenn sie auf dem Rücken des Weibes getragen werden, schlafen. Meist sinkt dann ihr Kopf weit hintenüber, nur im Genick gestützt durch den Rand des Tragetuches. Europäische Mütter würden, von Grauen ergriffen, sogleich Kropf und andere unheilvolle Dinge prophezeien, doch ist gerade diese Entstellung noch niemals unter Kanaken beobachtet worden; wohl aber mag die frühzeitige Gewöhnung an alle möglichen Kopflagen während des Schlafes dazu beitragen, das Schnarchen zu verhindern, eine Untugend, die unter farbigen Völkern weitaus seltener zu sein scheint als unter den Europäern.

Oft werden die jüngsten Kinder der Obhut der älteren anvertraut, und man kann dann beobachten, wie ein kleines Wurm, das zur Not gerade selbst laufen kann, nach Frauensitte ein noch nicht lauffähiges Baby auf der Hüfte herumschleppt und es wartet. So lange die Kinder klein sind, sind sie mitunter ganz niedlich, obwohl sie den Negerkindern in keiner Weise zur Seite gestellt werden können. Indessen schon in früher Jugend verlieren sie ihre kindliche Grazie, die Mädchen, weil sie sich sehr früh an den Arbeiten der Mütter beteiligen müssen, die Knaben, weil in ihnen nie ein wirklicher, lebhafter Knabensinn zum Durchbruch kommt; er wird erstickt durch das zeitige Einleben in das düstere Gebahren der Alten. So schwindet denn auch die Anmut und Grazie der Jugend bald dahin, und in beiden Geschlechtern macht sich früh ein Zug von Roheit und Gemeinheit im Gesichtsausdruck geltend, den man kaum bei anderen farbigen Völkern findet, und der durchaus unsympathisch berührt. Dies ist indessen bei den Bewohnern der Gazellenhalbinsel und denen Neulauenburgs mehr als bei allen anderen Kanaken des Archipels der Fall.

Am wenigsten kann man das Gesagte von den Salomoninsulanern behaupten, die in ihrem Äußern am meisten den Negern ähneln. Ja, auf Bougainville sah ich in dem Dorfe Tobberoi ganz auffallend hübsche Kinder, unter denen ein kleiner Knabe mit seidenweichen Locken, großen, glänzenden Augen, regelmäßigen Gesichtszügen und sammetweicher schwarzer Haut als Typus für einen Negerknaben hätte gelten können.

Ist ein Ehepaar kinderlos, so beschließen sie mitunter, ein Kind zu adoptieren, was am einfachsten geschieht, indem sie es kaufen. Es gibt Fälle, wo einem Manne, der Besitzer mehrerer Weiber ist, mehrere Kinder fast zu gleicher Zeit geboren werden, dann erscheint den Eltern der Segen zu reichlich bemessen und eins der Kinder wird verkauft. Den Kaufpreis erhält der Bruder, resp. nächstberechtigte männliche Verwandte der Mutter. Ist das Kind ein Knabe, so ist der Kauf mit einmaliger Erlegung des Preises abgetan, und das Kind gehört den Käufern zu eigen. War es ein Mädchen, so haben, wenn es heiratet, die Adoptiveltern noch einen Teil des als Heiratspreis erhaltenen Dewarras an die früher Berechtigten abzugeben.

Ihren Unterhalt empfangen die Kinder natürlich von den Eltern, d. h. von der Mutter, der Vater kümmert sich kaum mehr um sie,

sobald sie laufen können. Die Mahlzeiten nehmen sie in Gesellschaft der Mutter zu sich, ein Verhältnis, welches bei den Mädchen auch bis zu ihrer Verheiratung fortdauert. Die Knaben fangen schon in sehr frühem Alter an, eine gewisse Selbständigkeit zu fühlen, der sie durch herrisches Wesen gegenüber allen weiblichen Verwandten Ausdruck geben. Sie gehen deswegen schon als kleine Knaben truppweise in den Wald, an den Strand, und suchen sich aus den Vorräten, welche Busch und See reichlich spenden, selbst ihre Mahlzeit zusammen. Dennoch erwartet auch der Knabe, daß die Mutter für die Hauptmahlzeit Sorge trage. In vielen Fällen machen namentlich die Knaben ihre Mahlzeit auch von den Überresten dessen, was den Erwachsenen vorgesetzt wurde. Sie sitzen während des Essens in der Nähe jener und warten darauf, daß ihnen eine ausgetrunkene Kokosnuß zugeworfen werde, welche sie dann aufbrechen, um den weichen Kern mit einem Stück der harten Schale herauszukratzen und zu verzehren. Ab und zu reicht auch wohl einer der Männer den Knaben eine noch halb gefüllte Schüssel hin, deren Inhalt dann als Leckerbissen genossen wird.

Dabei kann man bemerken, daß, wie bei allen farbigen Rassen, die Kinder einige ihrer natürlichen Instinkte vorzüglich beherrschen. Es wird nie geschehen, daß ein Knabe durch ungebührliches Fragen die Speisenden belästigt oder ihrem Mahle mit gierigen Blicken folgt, noch weniger, daß der Inhalt der dargereichten Schüssel unter Freudengeschrei vertilgt oder gar zum Gegenstand einer Schlägerei gemacht würde, wie man wohl Gelegenheit hat, unter weißen Kindern wahrzunehmen.

Dabei fehlt unter den Kanaken die frohe Mitteilsamkeit, welcher ein so liebenswürdiger Zug im Charakter des Negers ist. Sie geben einander, allein es fehlt die hübsche Form, und wer das freundliche „Karibu, Tunakula" der Afrikaner zu hören gewohnt war, wird frostig berührt durch die mehr passive Gastfreiheit des phlegmatischen Kanaken.

Nur so lange die Kinder sehr klein sind, spielen die beiden Geschlechter miteinander. Allerdings fehlen ihnen fast alle Belustigungen, denen irgend welcher Sinn beigelegt werden könnte; ihr Vergnügen besteht hauptsächlich in einem planlosen Herumstreifen im Busch und am Strande. Aber selbst bei den kleinen Kindern fällt bereits die Lautlosigkeit ihrer Unterhaltung auf. Sie laufen in kleinen Trupps umher und reden wenig; auf kurze Entfernungen rufen sie einander schon nicht mehr an, sondern winken sich zu. Erblicken sie Menschen, d. h. Leute der eigenen Farbe, so hören sie mitten in ihrer Unterhaltung auf und warten, bis die andern sich entfernt haben; beim Erscheinen von Weißen ergreifen sie meistens die Flucht, auch wenn sie mit deren Erscheinung sonst ganz vertraut sind.

Im übrigen bestehen ihre Spiele fast hauptsächlich in der Nachahmung der Beschäftigung der Eltern. Die Mädchen tragen kleine Holzbündel zusammen und schleppen Wurzeln herbei, welche als angebliche Taro auf eingebildeten Feuern geröstet werden. Die Knaben fertigen kleine Paddeln, um damit im Wasser herumzupantschen.

Lange dauern indessen die gemeinsamen Spiele nicht. Die Mädchen müssen schon in frühem Alter den Müttern behilflich sein. Sie gehen mit in den Busch, um Brennholz zu suchen, auf die Felder, um Taro zu ziehen und heimzubringen, im Hause helfen sie beim Kochen und haben den Müttern Wasser herbeizutragen. Manchmal sieht man abends Züge von Weibern vom Felde hereinkommen, unter denen kleine, vielleicht achtjährige Mädchen mit Lasten einherschreiten, die manchen Europäer empfindlich drücken würden, sollte er sie auf eine weit kürzere Entfernung tragen, als diese kleinen Wesen dies täglich zu tun gezwungen sind.

Die Knaben haben es darin besser. Sie sind sich völlig selbst überlassen, und niemand zwingt sie, sich an einer Arbeit zu beteiligen. Ihre Periode der Kinderspiele dauert daher auch länger als die der Mädchen. Bald kommen nun andere Unterhaltungen als lediglich Nachahmung der Männer. Am Seeufer werden verschlungene Arabesken in den Sand gezeichnet, und so oft sie nicht symmetrisch gelingen wollen, wieder ausgewischt. Mit der Zeit erwerben manche der Knaben hierin eine so große Übung, daß die von ihnen gezeichneten Figuren von einem wunderbaren Ebenmaß sind; vergeblich würde ein Europäer sich bemühen, dieselbe Zeichnung so leicht und schnell in ähnlicher Vollendung in den Sand zu ziehen. Dieses Spiel ist indessen Vorübung zu späterer Kunstfertigkeit, denn die Knaben, welche die erforderliche Geschicklichkeit erlangen, verwenden sie später in der Bemalung ihrer Kanupaddeln, Masken, Tambuhäuser oder anderer Dinge. Ferner tanzen die Knaben auch zusammen, wie sie es Erwachsene tun sehen, so daß, wenn die Zeit kommt, wo sie selbst an den Tänzen teilnehmen können, sie die dazu erforderliche Übung besitzen.

Eine grausame Unterhaltung ist die folgende: Einem häufig vorkommenden Käfer, dessen obere Beine von ziemlicher Dicke sind, wird ein Bein halb abgebrochen und in den Stumpf ein elastischer Grashalm hineingesteckt. Jetzt wird er fliegen gelassen; da ihn indessen der Grashalm an die Hand des Knaben fesselt, so kann er nur im Kreise herumfliegen, wobei er ein lautes, surrendes Geräusch verursacht. Das Spiel besteht nur darin, abzuwarten, wessen Käfer am lautesten brummen und am längsten fliegen wird.

Bei ihren Spielen zanken sich die Knaben im allgemeinen wenig, ist es der Fall, so verläuft der Streit in Worten; zu einer gesunden Schlägerei, wie unter europäischen Schulknaben, kommt es nie, dazu fehlt der Mut, das Temperament und die Konzentration des Willens. Vielleicht heben sie einmal die Stöcke gegeneinander, allein sie verletzen sich nie. Daß aus solchen Knaben keine Helden heranwachsen, ist ohne weiteres ersichtlich.

Bei aller Furchtsamkeit entwickeln die Knaben dennoch eine unglaubliche Herrschsucht und eine sich bis zur Grausamkeit steigernde Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Schwächeren, namentlich gegenüber dem weiblichen Geschlechte. Es gilt für männlich, die Weiber zu ver-

achten, welches Gefühl im weitesten Umfange selbst auf die eigene Mutter ausgedehnt wird. Obwohl zu furchtsam, zuzuschlagen, wo Aussicht, den Gegenschlag empfangen zu müssen, vorhanden ist, sind selbst halberwachsene Knaben sofort mit Schlägen bei der Hand, wo deren Rückerstattung ausgeschlossen ist. Spielkameradinnen, Schwestern und Mütter haben unter den Launen der jungen Tyrannen zu leiden.

Folgendes Beispiel erlebte ich selbst. Ein kleines Mädchen hatte sich in einem Nachbardorfe aufgehalten und war von Freunden bei ihrer Abreise mit einem Pudding aus der sehr wohlschmeckenden Nuß „Temap" beschenkt worden, um ihn in ihr Heimatsdorf mitzunehmen. Das Mädchen verteilte den ganzen Pudding unter ihre Altersgenossen, Knaben und Mädchen, während sie selbst nichts zurückbehielt. Auch ihr Bruder, ein etwa 10—12 jähriger Junge, erhielt ein Stück, welches er jedoch für das ihm in seiner Eigenschaft als Bruder gebührende Teil als zu klein erachtete. Voll Wut verzehrte er erst das Gegebene und begehrte dann in herrischer Weise mehr. Das Mädchen konnte ihm nicht willfahren, da sie nichts mehr zu vergeben hatte. Der Knabe begann jetzt, seine Schwester mit einem Stocke zu bearbeiten, und als sie entlief, warf er sie mit Steinen. Seiner Mutter, die sich nunmehr ins Mittel legte, versetzte er einige kräftige Hiebe, als jedoch diese ihm den Stock aus den Händen wand, lief er eiligst nach Hause und zerstörte alles, was ihm in die Hände kam, besonders die Wassergefäße, die seiner Mutter zum täglichen Gebrauche dienten.

Erhielt der Bengel die wohlverdienten Prügel? — O nein, ein Weib darf ein männliches Wesen nicht schlagen, die Mutter höchstens den kleinen Knaben, wenn er nach Nahrung schreit in einem Augenblick, wo zufällig nichts vorhanden ist. Da nur ganz kleine Kinder dies tun werden, so ist tatsächlich das Züchtigungsrecht der Mutter völlig illusorisch. Jeder Knabe im Alter des kleinen Sünders in unserer Erzählung würde den Züchtigungsversuch der Mutter mit ganz ungeheuren Schlägen ahnden.

Aber auch der Vater steht Vorgängen der erwähnten Art, wenn nicht machtlos, so doch völlig teilnahmslos gegenüber. Die Kinder sind nicht sein Eigentum, weswegen soll er sich ihretwegen irgend welche Mühe auferlegen? — Daß ein Weib geprügelt wird, ist eine so unbedeutende Angelegenheit, daß es sich nicht lohnt, deswegen sich zu erregen. Im allgemeinen geben ja Knaben, die beim Erscheinen eines Erwachsenen nicht nur Spiel und Unterhaltung, sondern fast alle Bewegung einstellen, wenig oder gar keinen Anlaß zur Züchtigung, und wenn ein solcher vorliegt, so ist ja immer noch Zeit genug, einzuschreiten.

Allerdings sind die Anlässe selten; als solche werden nur Handlungen betrachtet, welche den Erwachsenen direkt schädigen. Zerbricht also ein Knabe z. B. ein Ruder, ruiniert er ein Kanu, oder begeht er die fast einzige Todsünde, die der Kanake kennt, d. i. Diebstahl

an Dewarra*), so erhält er eine gehörige Tracht Prügel. Allerdings wird dann nicht die im Vergehen liegende Unmoral geahndet und damit eine erziehende Tätigkeit ausgeübt, sondern es stellt sich die Strafe vielmehr dar als eine Art Racheakt des Stärkeren am Schwächeren für Schaden, welcher letzterer dem zufügte, der die Macht der Wiedervergeltung besitzt. Wäre es anders, d. h. enthielte die Strafe das pädagogische Moment, so müßte sich letzteres folgerichtig auch in anderen Handlungen, z. B. der Belohnung, der Ermahnung äußern. Dies ist jedoch nicht der Fall; die Eltern geben ihren Kindern in keiner Weise Lehren oder Verhaltungsmaßregeln für diese oder jene Lebenslage; ja abgesehen von den Mädchen, welche von klein auf arbeiten müssen, erhalten sie kaum Unterricht in den gewöhnlichen Fertigkeiten, die schließlich jeder Kanake besitzen muß, um selbst bei dem faulsten Leben nicht zu verhungern, ehe er ein Weib nimmt und diesem dann die Last aufbürdet, für den gemeinsamen Unterhalt zu sorgen. Alle solche Arbeiten, wie Reusen flechten, Speere machen, Kanus zimmern, erlernen die Jungen vom Zusehen, nicht durch Belehrung mittels des Wortes.

Die mangelnde Mitteilsamkeit in dieser Richtung entspringt zwei Gründen, einmal der Bequemlichkeit der Erwachsenen, welche die mit Erteilung des Unterrichts verknüpfte geringe Mühe scheuen, dann aber einem verschlossenen Zuge im Charakter des Kanaken, der ihn an allem Gedankenaustausch hindert. Der Mangel an Jugenderziehung erbringt uns den Beweis, daß der Kanake wirklich tief unter anderen farbigen Völkern steht, unter deren meisten doch von einer mitunter sogar verhältnismäßig weitgehenden Erziehung der Jugend gesprochen werden kann.

Wem wäre nicht die stramme militärische Erziehung der Knaben unter den südafrikanischen Kaffernstämmen bekannt, und wer, der es gehört hat, kann vergessen, wie die gemütlichen zentralafrikanischen Neger sich lange um Etikettenformen streiten und im Ton überlegener Einsicht am Lagerfeuer den jüngeren Mitgliedern der Karawane kluge Lebensregeln mitteilen. Nichts von alledem bei den Kanaken. Kein Wunder darum, wenn ihre technischen Fertigkeiten in keiner Richtung fortschreiten, wenn ihr Charakter wegen Mangels jeglichen moralischen Einflusses recht häßliche Seiten entwickelt. Unbegrenzte Rücksichtslosigkeit und schroffster Egoismus, Feigheit und Heimtücke dürfen darunter gezählt werden. Demgemäß ist der Zusammenhang der Familienmitglieder untereinander ein ziemlich loser. Wie schon erwähnt, werden kleine Kinder namentlich von den Vätern sehr verzogen. In reiferen Jahren tritt die innerliche Abschließung ein, und

*) Dewarra ist das Muschelgeld im Bismarckarchipel. Dasselbe besteht aus kleinen durchbohrten Muschelscheibchen, die auf Fäden aufgereiht werden. Dieses Dewarra wird in Form von Ketten um den Hals getragen. Fraglos ist diese wunderliche Geldform aus dem Schmuck entstanden.

wenn auch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit entschieden vorhanden ist und namentlich, wo es sich um materielle Interessen handelt, gelegentlich sehr energisch hervorgekehrt werden kann, so beobachtet man doch höchst selten die Betätigung des Bedürfnisses nach Gemütsanschluß.

Inwieweit das Gefühl der Zusammengehörigkeit durch Blutsverwandtschaft bedingt wird, bis zu welchem Grade letztere anerkannt und überhaupt gekannt ist, läßt sich sehr schwer ermitteln. Das Kind nennt mehrere Frauen, darunter seine Mutterschwestern einfach „Mutter“ = „Nama“, seine richtige Mutter aber „Kaki“, d. i. die Mutter, die mich gebar. Rechte Geschwisterkinder nennen sich Bruder und Schwester, und zwischen diesen ist auch Heirat verboten. Will man den Grad der Verwandtschaft kennen lernen, muß man fragen, ob die betreffende Person diesen oder jenen erzeugt habe. Der richtige Vater heißt Maki, der Vater-Onkel Tamane, Bruder Turane, Schwester Taine, Neffe — Nichte Matuane, jede weitere Verwandtschaft Muirune. Für Verwandte zweiten Grades scheint keine Bezeichnung zu bestehen, ja, es scheint zweifelhaft, ob Vettern zweiten Grades als Verwandte betrachtet werden. Vergegenwärtigt man sich, wie schwierig es sein muß, allein die Nachkommen der Geschwister von verschiedenen Müttern zu unterscheiden, so wird man sich nicht wundern, wenn sich der Kanake der Mühe nicht unterzieht, Verwandtschaften zweiten Grades, in welche durch verschiedene Mütter wieder möglichste Verwicklung hereingetragen ist, zu erkennen oder anzuerkennen. Sind gar diese Verwandte in eine Entfernung verzogen, so kann es leicht kommen, daß man sich völlig fremd und daher feindlich gegenübersteht. Gemütsanschluß scheint mithin dem Kanaken höchstens in geringem Grade bekannt, keinesfalls ein Bedürfnis zu sein.

Eine merkwürdige Sitte ist die der künstlichen Verwandtschaft, die indessen anscheinend nur unter Häuptlingen geschlossen wird. Ein Chef von Nodup auf der Gazellenhalbinsel besuchte einen andern in Ginigunan ebendaselbst. Sie fanden solchen Gefallen aneinander, daß sie beschlossen, Verwandte zu werden. Eine besondere Zeremonie scheint nicht erforderlich zu sein, der Beschluß genügt. Nachdem dieser der Zugehörigen eines jeden der beiden Häuptlinge mitgeteilt worden war, durften Heiraten unter den beiden Völkern (wenn man eine sehr kleine Gruppe von Menschen desselben Stammes so bezeichnen darf) wegen zu naher Verwandtschaft nicht mehr vollzogen werden.

Das über mangelnde Gemütsregungen Gesagte erstreckt sich sowohl auf die Erwachsenen untereinander als auf die Kinder mit Hinblick auf ihre Eltern. Gegen den Vater ist der Knabe ungehorsam, für die Mutter empfindet er Verachtung. Weibliche Wesen sind erst junge, später alte Lasttiere.

Kriege der Eingeborenen Neupommerns.

Nach R. Parkinson*) (1885).

Die freien Grasfelder, die in weiter Ausdehnung mein Wohnhaus umgeben, bieten wenig Gelegenheit zur Jagd. Ich wollte mir wieder einmal das Vergnügen machen, im Walde auf wilde Tauben zu jagen, und war an einem schönen Junimorgen, nur von einem meiner Bouka-Insulaner als Flintenträger begleitet, dem bewaldeten Innern zugeschritten. Etwa 9 km von der Küste beginnt das besonders waldreiche Gebiet von Tavouwille, das ich mir zum Jagdrevier ausersehen hatte. Ich sprach bei dem Häuptling desselben vor, meinem alten Freunde Tovamut, und ersuchte ihn, mir einige von seinen Leuten als Wegweiser auf den verschlungenen Waldpfaden mitzugeben. Doch freundlichst boten der Alte selbst und sein Sohn sich zur Begleitung an.

Sie führten mich tief ins Dickicht, wo unter alten Wipfeln Scharen von wilden Tauben girrten, so daß ich meine Jagdlust vollauf befriedigen konnte. Schuß auf Schuß knallte durch den stillen Wald. Meine beiden Begleiter waren unerschöpflich in Lobsprüchen auf mein Gewehr, dem allein, nicht der Geschicklichkeit des Schützen, sie die wunderbar vielen Treffer zuschrieben. Der Tag war herrlich; ein sanfter Wind bewegte die hohen Baumkronen gerade stark genug, um mir Kühlung zuzuwehen. Die bunten Blüten der Lianen und der Sträucher des Unterholzes hauchten würzigen Duft. Wohlschmeckende Früchte verschiedener Art luden zum Genuß ein, so z. B. die Frucht der Eugenia malaccensis, von den Eingeborenen Taggier genannt, die im Geschmack mit unserem Apfel viel Ähnlichkeit hat. Kakadus, Papageien und kleinere buntgefiederte Vögel belebten die Einsamkeit des Waldes. Genug, es war selbst für ein tropisches Klima ein äußerst angenehmer milder Tag.

Ich hatte nach und nach meine Patronen verschossen und wandte mich nun zum Rückweg. Jetzt bemerkte ich erst, daß die Gegend, in der wir uns befanden, mir völlig fremd war. Allein hätte ich mich unmöglich aus diesem Labyrinth wieder herausfinden können. Wir waren noch nicht weit gegangen, als wir von fernher dumpfen Trommelwirbel vernahmen. Der alte Tovamut lauschte gespannt einige Sekunden, dann erklärte er mir, das gehörte Trommelsignal bedeute bei seinem Stamme „Wineru", d. h. Streit oder Krieg, und er wie sein Sohn begannen zugleich nach der Richtung hinzulaufen, von woher es schallte. Es blieb mir nichts übrig, als ihnen zu folgen. Nach beinahe halbstündigem Eilmarsch durch Dick und Dünn, über

*) „Im Bismarck-Archipel." Leipzig 1887. — Parkinson, ein deutscher Pflanzer auf der Gazellenhalbinsel Neupommerns, darf wohl als der beste Kenner dieses Landes gelten. Die großen Museen in Berlin, Dresden und Leiden bergen herrliche Schätze, die sie seinem opferfreudigen Sammeleifer verdanken. Seine Schilderung der Kriegsgebräuche dieser Insulaner darf demnach den Anspruch höchsten Wertes erheben.

Lichtungen, an verlassenen Hütten vorüber, zwischen Gestrüpp und dornigem Unterholz, das sichtbare Zeichen an meinen Kleidern zurückließ, gelangten wir auf einen umzäunten Platz, auf dem mehrere Hütten standen, und wo ein Eingeborener im Schweiße seines Angesichts die Holztrommel bearbeitete.

Etwa hundert Männer, junge und alte, waren hier bereits versammelt und fortwährend kam noch Verstärkung an. Daß sie sich zu einem kriegerischen Streifzug vorbereiteten, daran blieb mir kein Zweifel. Alle waren bewaffnet; einige wenige mit Musketen, die andern mit langgestielten Äxten, Speeren und Keulen. Ein Teil war eben dabei, sich mit Kalk, roter Erde und Ruß verschiedenartige Streifen und Punkte ins Gesicht und auf den Körper zu malen. Unter einem mächtigen Brotfruchtbaum hockte ein Kreis älterer Männer, wie es schien, in eifriger Beratung begriffen. Zu ihnen gesellte sich der alte Tovamut, und auch mir wurde ein Platz in dem Kreise eingeräumt. Nach kurzer Begrüßung und Darreichung von Betelnüssen wurde die Beratung lebhaft fortgesetzt. Tovamut ist der vornehmste Häuptling des ganzen Distriktes und führt als solcher den Titel Angala, d. h. der Große. Nächst ihm nahmen die Ruluai, Häuptlinge, denen die Anführung im Kriege zukommt, die hervorragendste Stellung ein. Etwas tiefer im Range stehen die Häupter der Familie, die Howianna.

Die Beratung war zu Ende und die Versammlung erhob sich. Jüngere Krieger, bereits in voller Kriegsbemalung und mit weißen Federbüscheln auf dem Kopfe, bemalten ihren Häuptling mit weißen und roten Streifen. Hierauf wurde das Zeichen zum Abmarsch gegeben. Was konnte ich tun, als mich dem Zuge anschließen? Doch war meine Situation durchaus keine angenehme. Von den Reden in der Ratsversammlung hatte ich nicht so viel verstanden, um zu wissen, um was es sich eigentlich handelte. Aber ich wußte, daß oft der geringfügigste Anlaß genügt, einen Stamm gegen einen andern zu den Waffen zu rufen, daß der ganze Handel zwar gewöhnlich durch Zahlung einiger Faden Dewarra (Muschelgeld) ausgeglichen wird, daß aber auch nicht selten Weiber oder wehrlose Männer, die dem Feinde in die Hände fallen, ohne Gnade getötet werden. Derartige Grausamkeiten zu verhindern oder mit Aussicht auf Erfolg als Vermittler aufzutreten, wäre ich diesmal ganz außer stande gewesen, da ich nur einen von meinen Bouka-Insulanern und bloß noch drei Schrotpatronen bei mir hatte.

Die große Eile, mit der wir vorwärts zogen, beruhigte mich indes ein wenig. Ich kannte die Taktik der Eingeborenen, die, wenn irgend eine Gefahr droht, langsam und vorsichtig dahinschreiten. Ich arbeitete mich allmählich, meine Vordermänner durch freundliche Rippenstöße mit dem Flintenkolben beiseiteschiebend, zum Zweiten in der langen Reihe vor. Der an der Spitze marschierende Ruluai war ein baumlanger Kerl mit einer Muskete bewaffnet. Er schien ein gewaltiger Krieger zu sein und trieb durch den fortwährenden

Ruf „Na bombom alut, Tarei!“ (Kommt schnell, Männer!) die Mannschaft zu immer schnellerem Laufschritt an.

So hatten wir etwa 3 km zurückgelegt, als bei einem aus mehreren Hütten bestehenden Gehöft Halt gemacht wurde. Dies schien unser Ziel zu sein, denn meine bemalten Kriegskameraden durchbrachen im Nu die Umzäunung von Bambusrohr, drangen in die Hütten und holten sich aus derselben einige wertlose Gegenstände als Beute. Hierauf wurden die leeren Grashütten verbrannt und auch die in ihrer Umgebung angepflanzten buntblättrigen Ziersträucher und Drachenbäume ausgerissen oder abgehauen. Nach dieser Heldentat lagerte sich die tapfere Schar gruppenweis auf dem verwüsteten Platze.

Ich war herzlich froh, daß die Sache keinen schlimmeren Verlauf genommen. Die Bewohner des Gehöftes schienen beizeiten gewarnt worden zu sein und hielten sich wahrscheinlich in der Nähe versteckt. Ihre bewegliche Habe hatten sie gerettet, die Einäscherung der leicht wieder herzustellenden Hütten aber war kein großes Unglück.

Die Krieger marschierten nun heimwärts. Vor der Behausung Tovamuts wurden sie mit jungen Kokosnüssen regaliert, während an die Ruluai und Howianna ein Körbchen voll Dewarra verteilt wurde. Auch ich erhielt zwei Faden davon als Lohn für geleistete Kriegshilfe.

Erst mehrere Monate nachher, als ich mit der Sprache der Eingeborenen vertrauter geworden, erfuhr ich durch Zufall die Veranlassung zu diesem Kriegszuge. Auf einer Jagdpartie in dem Walde hinter Kininigunan führte mich der Weg zu einem Gehöft, das mir wegen der Neuheit seiner Hütten wie seiner Umzäunung auffiel. Die Örtlichkeit kam mir bekannt vor, und bald entsann ich mich, daß dies der Schauplatz des soeben geschilderten Ereignisses war. Durch die Umzäunung eintretend, ward ich von dem Oberhaupt der Familie, einem ältlichen Manne, freundlich empfangen, und auf meine Frage nach der Veranlassung, welche die Zerstörung seines Gehöftes zur Folge gehabt, erzählte er mir: Seine Enkelin war von einem jungen Manne aus der Familie Tovamuts für 20 Faden Dewarra gekauft worden und dann als Frau in dessen Gehöft mit eingezogen. Schon sehr bald aber gefiel es dem Herrn Gemahl, seine junge Gattin zu prügeln. Die darüber aufgebrachte bessere Hälfte entwischte ihrem Peiniger und begab sich wieder in die Wohnung ihrer Eltern. Als nun der Mann sein Eigentum zurückforderte, verweigerten die Eltern sowohl die Auslieferung der Tochter als auch die Wiedererstattung des empfangenen Kaufpreises. Darauf berief der Geschädigte seine Verwandten und Freunde zusammen, und diese beschlossen, die Familie dafür zu bestrafen. In welcher Weise der Beschluß ausgeführt worden, habe ich schon erzählt. Es war der Familie bekannt, daß ich an der Zerstörungsexpedition teilgenommen; das beeinträchtigte aber ihr freundliches Benehmen gegen mich nicht. Auf meinen Wunsch wurde mir die entflohene Schöne vorgestellt. Sie war erst etwa 14 Jahre alt und für eine Eingeborene Neubritanniens von nicht übler Gesichtsbildung. Ich fragte sie scherzweise, ob es ihr nicht

leid tue, ihren Mann verlassen zu haben, erhielt aber zur Antwort, sie habe bereits einen neuen Käufer gefunden und werde mit demselben als seine Frau in wenigen Tagen nach einem entfernten Gehöft ziehen. Ob die zweite Ehe glücklicher ausgefallen als die erste, habe ich nie erfahren.

Hier sei noch einiges über die beständigen Fehden der verschiedenen Distrikte und selbst einzelner Dorfschaften untereinander mitgeteilt. Wie schon bemerkt, ein geringfügiger Anlaß genügt, die streitbaren Mächte mobil zu machen. Manchmal sind die Vorwände geradezu lächerlich. So geschah es in meiner unmittelbaren Nachbarschaft, daß einem alten Eingeborenen, der im Besitz eines Hundes war, dieses wertvolle Tier gestohlen wurde. Als die Diebe, Bewohner eines anderen Dorfes, ausgekundschaftet waren, machten sich die Verwandten und Freunde der Bestohlenen kampfbereit, zogen gegen das Dorf zu Felde, brannten mehrere Hütten nieder und verwundeten durch Speerwürfe einige der Dörfler. Dann erst wurden Unterhandlungen eröffnet, die endlich zu dem Resultat führten, daß die Schuldigen, die mittlerweile ihren Fang verspeist hatten, dem Bestohlenen 40 Faden Muschelgeld auszahlen mußten. In der Regel aber ist es das schöne Geschlecht, das zu den Fehden Veranlassung gibt. Eine junge heiratsfähige Schöne wird mit oder gegen ihren Willen von einem Liebhaber entführt, oder einem eben Verheirateten läuft die Ungetreue davon, um die Hütte und das Herz eines von ihr mehr Begünstigten zu beglücken, oder ein lediger junger Mann wirft schmachtende Blicke nach einem der Weiber eines alten Hausvaters, der sich den Luxus eines Harems von fünf oder sechs Frauen gestatten kann, während der Jüngling nicht das nötige Muschelgeld zum Kauf einer einzigen Ehehälfte besitzt, oder die Weiber treiben hinter dem Rücken ihrer Herren und Gebieter verbotene Allotria, und dann ist allemal der Krieg fertig.

So häufig jedoch diese Feldzüge sind, so selten nehmen sie einen blutigen Ausgang. Freilich fallen die geschleuderten Steine manchmal recht dicht, werden Speere und sogar Feuerwaffen in Tätigkeit gesetzt, aber die streitenden Parteien halten sich dabei in respektvoller Entfernung voneinander. Nach kurzer Zeit werden Friedensunterhandlungen angeknüpft und so lange fortgesetzt, bis man sich darüber einigt, wieviel Faden Muschelgeld der Beleidiger dem Beleidigten zu zahlen hat. Wird aber bei solchem Scharmützel doch etwa ein Krieger getötet, dann gestaltet sich die Sache ernster. Und war der Getötete ein Mann von Einfluß mit einem zahlreichen und mächtigen Anhang, dann erfordert die Ehre der Hinterlassenen, daß sie blutige Vergeltung üben und nicht eher ruhen, als bis sie einen oder mehrere der Feinde getötet haben. Mitunter können übrigens die Fehden auch von sehr langer Dauer sein, namentlich die, welche zwischen ganzen Distrikten, die sonst nur wenig Verkehr miteinander haben, geführt werden. Da liegen auf den Grenzgebieten die Krieger im Hinterhalt und wehe dem Armen, der sich von ihnen überraschen

läßt; er wird ohne Erbarmen abgeschlachtet. Dieser Zustand währt so lange, bis die eine oder andere Partei ihn nicht mehr ertragen mag. Dann beginnt man zu unterhandeln, und mit Muschelgeld wird schließlich der alte Streit und Hader zum Austrag gebracht. Wenn ein Dorfbewohner einen Bürger aus demselben Dorfe getötet hat und ihn nicht gleich nach der Tat die Rache trifft, so unterhandeln gewöhnlich seine Verwandten mit den Hinterlassenen des Getöteten und zahlen an dieselben eine Quantität Muschelgeld, die je nach dem Rang und Ansehen, in welchem er stand, zwischen 15 und 50 Faden variiert. Sobald die Zahlung erfolgt ist, kommt der Täter, der sich bis dahin versteckt gehalten, wieder hervor und bleibt fortan unangefochten von seiten der Angehörigen seines Opfers.

Irgend eine Fehde mit den benachbarten Stämmen ist immer im Gange, es herrscht gewissermaßen ein dauernder Kriegszustand. Die Männer gehen deshalb nicht über die Grenze ihrer Dorfschaft hinaus, ohne wenigstens Schleuder und Steine bei sich zu haben. Wandern sie aber zu den Marktorten, wo Bewohner verschiedener Distrikte zusammentreffen, dann sind sie mit Musketen, Speeren, Äxten und Keulen bewaffnet. Anfangs, als ich mit diesen Verhältnissen noch nicht bekannt war, ließ ich mich durch die furchtbare Bewaffnung täuschen und traute ihnen die feindseligsten Absichten zu. So erinnere ich mich noch lebhaft einer Szene aus den ersten Tagen meines Aufenthalts in Neubritannien.

Ich hatte auf den weiten Grasebenen in Kininigunan die ersten vorbereitenden Arbeiten zur Anlage einer Pflanzung begonnen und war am frühen Morgen mit 15 meiner Boukainsulaner beschäftigt, von einer abgemessenen Strecke das Gras niederzuschlagen und auszuroden. Ab und zu gingen Eingeborene, aus dem Innern der Insel kommend, an uns vorüber zum Strande, wo in einem der Dörfer, wie ich hörte, an jenem Tage Markt gehalten wurde. Jetzt kam ein Zug Weiber vorbei, alle völlig nackt und abschreckend häßlich, gebeugt unter der Last schwerer Körbe, in denen sie Kokosnüsse, Taro, Betelnüsse und andere Naturprodukte des Innern zu Markte brachten. Hingegen trugen die Männer, welche ihre überbürdeten Weiber als Leibgarde begleiteten, nichts weiter als ihre Waffen.

Von den Herankommenden blieben zuerst einige in unserer Nähe stehen, nach und nach traten mehrere hinzu, der Haufen wuchs an, und schließlich sahen wir uns von einer starken Bande bewaffneter Wilden umringt. Unsere Lage erschien mir als eine ernstlich bedrohte, und unwillkürlich faßte ich mit einer Hand nach dem Deringer-Revolver in meiner Tasche. Was konnten die vielen Bewaffneten von uns wollen? Eine Weile sahen sie der Arbeit meiner Leute schweigend zu; dann sprachen sie laut und lebhaft untereinander. Ich verstand nicht das Mindeste von ihrem Gespräch, in dem ein Wort, das wie babalum klang, zum öfteren wiederkehrte. Nun trat einer aus der Bande vor und hielt eine Anrede an mich. Auch aus dieser hörte ich mehrmals das Wort babalum heraus, und ohne zu

erraten, was dasselbe bedeute, nickte ich wie zustimmend mit dem Kopfe. Daraufhin legten die Wilden ihre Musketen, Speere, Äxte und Keulen auf den Boden nieder und fingen an, mit meinen Leuten um die Wette das hohe Gras auszurupfen. Bis zum Abend setzten sie die Arbeit fleißig fort. Es war mir nun klar, daß babalum zu deutsch „Arbeit“ heißt, und ich nahm sogleich Gelegenheit, diese Bereicherung meines damals noch äußerst geringen Wortschatzes zu verwerten. Indem ich an die Eingeborenen als Lohn für die verrichtete Arbeit Stücken Tabak verteilte, hielt ich folgende Rede in ihrer Sprache: „Mungere babalum, mungere tabakko; liklik babalum, liklik tabakko“, d. h. Viel Arbeit, viel Tabak; wenig Arbeit, wenig Tabak.

Es ist bereits im allgemeinen gesagt worden, daß fast alle Streitigkeiten, sowohl der Dörfler unter sich wie zwischen Bewohnern verschiedener Dorfschaften und Distrikte, durch Zahlung einer Quantität Dewarra beglichen werden. Je nach dem Gegenstand des Streites und der Persönlichkeit der Beteiligten kommt ein niedrigerer oder höherer Tarif für die Buße zur Anwendung, der nicht überschritten werden soll. Wird dennoch eine größere Quantität erpreßt, so gibt das neuen Anlaß zum Streit; sonst aber ist nach Zahlung der Buße Frieden und Freundschaft zwischen den Parteien wieder hergestellt. Ich selbst bin mehrmals in den Fall gekommen, Eingeborene zur Strafe zu ziehen. Ich habe mich dann immer nach den Gebräuchen erkundigt und genau danach gehandelt. Zwei derartige Fälle will ich hier kurz mitteilen.

Die Neubritannier sind wie die meisten Südseeinsulaner sehr zum Diebstahl geneigt. Besonders die mancherlei Gegenstände, die sie in den Wohnungen der weißen Ansiedler sehen, erregen ihre Begehrlichkeit, und wo sie unbemerkt ein Messer, eine Axt, ein Kleidungsstück oder dergleichen entwenden können, vermögen sie der Versuchung nicht zu widerstehen. Mir waren schon öfters Sachen aus meinem Hause gestohlen worden, ohne daß es mir gelang, den Dieb dabei zu ertappen. Eines Morgens brachten mir aber einige meiner Leute einen Eingeborenen, den sie dabei erwischt hatten, als er aus der Arbeiterhütte ein Messer, mehrere Stücke Tabak und eine Handvoll Perlen entwendete. Da es gerade Markttag war, wollte ich von den zu Markt kommenden Dörflern das Heimatsdorf des Missetäters zu erkunden suchen, den ich unterdes einsperren und gut bewachen ließ.

Die Neuigkeit, daß ich einen Dieb gefangen, verbreitete sich rasch. Bald stellten sich zwei Häuptlinge aus der Nachbarschaft bei mir ein, von denen ich erfuhr, daß der Mann in einer etwa 10 km landeinwärts gelegenen Dorfschaft zu Hause sei und wer seine Verwandten und Freunde wären. Ohne Umschweife machten sie mir dann die Zumutung, ich möchte ihnen für 50 Faden Muschelgeld den Gefangenen verkaufen. Selbstverständlich wies ich ihren verfänglichen Antrag zurück, denn ich wußte sehr wohl, welches Schicksal dem Manne im Fall meiner Einwilligung bevorstand. Vergebens stellten sie mir vor,

daß, wer einen Dieb auf frischer Tat ertappt, nach dem Gebrauch das Recht habe, ihn zu töten und daß ich folglich meinen Gefangenen auch an sie verkaufen könne. Ich erwiderte ihnen dagegen, die Weißen trieben solchen Menschenhandel nicht; sie aber sollten sich schämen, mir zuzumuten, ihrem scheußlichen Kannibalismus, gegen den ich, wie sie wüßten, bei jeder Gelegenheit zu Felde zöge, Vorschub zu leisten.

Während der Unterredung hatten sie die 50 Faden Muschelgeld bereits zu meinen Füßen niedergelegt. Murrend hoben sie dieselben wieder auf, entfernten sich aber erst damit, nachdem ich versprochen hatte, den Dieb nur gegen ein Lösegeld von 50 Faden an seine Freunde und Verwandten loszugeben. Diese fanden sich denn auch bei mir ein, und ich eröffnete die Verhandlungen mit ihnen. Sie weigerten sich jedoch, das geforderte Lösegeld für ihren Landsmann zu zahlen, selbst als ich sie davon in Kenntnis setzte, daß die beiden Häuptlinge ihn für 50 Faden Dewarra von mir kaufen wollten. Wie ich aus ihren Reden entnahm, war er ein unverbesserlicher Taugenichts, und sie schienen froh zu sein, ihn für seine schlechten Streiche bestraft zu sehen.

Die Verhandlung wurde in Gegenwart des Diebes geführt. Zu ihm sagte ich jetzt: wenn ich ihn auch nicht an die Häuptlinge verkaufte, die ihn fressen wollten, würde ich ihn doch auf keinen Fall eher freilassen, als bis ich die üblichen 50 Faden Dewarra empfangen hätte; er müsse also auf ein Mittel zu meiner Befriedigung denken. Es war, als ob er einen verzweifelten Entschluß faßte. Er rief den Ältesten von den Verwandten zu sich und sprach eine Zeitlang heimlich mit ihm. Darauf ging der Alte zu den Verwandten zurück, und nach kurzer Beratung erklärten sie mir, ich möge nur bis morgen Geduld haben, das Lösegeld werde gezahlt werden. Am nächsten Tage wurden mir auch wirklich die 50 Faden Dewarra gebracht.

Dabei erhielt ich auch Aufklärung über das sonderbare Benehmen der Verwandten. Sie waren selbst wiederholt bestohlen worden, namentlich an Muschelgeld, und konnten den Dieb nicht ermitteln, obgleich sie meinen Gefangenen in begründetem Verdacht hatten. Jetzt, in der Not und Angst, bekannte sich derselbe zu den verübten Diebstählen, zugleich den Ort angebend, wo er das gestohlene Gut verborgen hielt. Die heimgekehrten Verwandten hoben den Schatz und zahlten aus ihrem wiedererlangten Eigentum das Lösegeld.

Seitdem besuche ich den ertappten Dieb manchmal in seinem Dorfe. Er unterläßt nie, mir frische Kokosnüsse zu bringen, und seine Verwandten versichern, er habe nach jenem Vorfall nie wieder gestohlen.

In der ersten Zeit meines Aufenthaltes kam es auch nicht selten vor, daß Eingeborene sich als Arbeiter bei mir einfanden, einen Teil des Lohnes wie gebräuchlich vorausempfingen, nach wenigen Tagen aber davonliefen. Nur in einigen Fällen waren die Davongelaufenen wieder eingefangen worden, alle übrigen blieben spurlos verschwunden, da ich auf meine Erkundigungen stets die Antwort

erhielt, man wisse nicht, wo der Entlaufene sich aufhalte. Ich sah mich deshalb genötigt, die Bestimmung zu treffen, daß künftig der ganze Lohn erst nach beendeter Arbeit ausgezahlt werden sollte. Dies schien den Eingeborenen nicht zu gefallen, denn eine Zeitlang meldete sich keiner. Eines Tages jedoch kam ein junger, kräftiger Mann, der sich mit meinen Bedingungen einverstanden erklärte, und den ich infolgedessen als Arbeiter aufnahm. Aber schon am nächsten Morgen brachten mir meine Boukaleute die erbauliche Kunde, daß der neue Arbeiter nicht nur während der Nacht das Weite gesucht, sondern auch mehrere Kleidungsstücke und andere Sachen mit fortgenommen habe. Zufällig kannte ich das Heimatsdorf des Ausreißers, das kaum 4 km entfernt war, und ich beschloß, ein Exempel zu statuieren.

Gegen acht Uhr abends versammelte ich 20 meiner Burschen und sagte ihnen, wir wollten den Dieb in seinem Dorfe aufsuchen. Ich ließ sie ihre Bogen und Pfeile mitnehmen, in deren Gebrauch sie sehr geschickt sind; ich selbst steckte meinen Revolver in die Tasche. Möglichst geräuschlos brachen wir auf und erreichten nach einstündigem Marsche die mitten im Walde gelegene Dorfschaft. Wir schlichen an den Umzäunungen hin, unbemerkt von den Bewohnern der Hütten, bis zu einem größeren umzäunten Gehöft, das durch ein mächtiges Feuer aus trockenen Palmblättern taghell erleuchtet war. Lärmende Gruppen von Männern, Weibern und Kindern standen umher. Im Vordergrunde ein Mann mit einem Korbe, aus welchem er verschiedene Gegenstände einzeln herauslangte und an die Nächststehenden verteilte. Der Mann war der von uns Gesuchte, der Korb enthielt die uns entwendeten Sachen. Ich ließ meine Leute sich außen um den Zaun postieren und trat nur von zweien begleitet in das erhellte Gehöft. Unbeschreiblich war die Bestürzung, die mein plötzliches Erscheinen verursachte. Die eben noch so lärmende Menge verstummte wie vom Blitz getroffen, die Kinder verkrochen sich in die Hütten, und die Weiber hockten in einem Knäuel zusammen, während die Mehrzahl der Männer sich schleunigst aus dem Staube machen wollte, aber von meinen draußen aufgestellten Bogenschützen mit gellendem Kriegsgeschrei zurückgetrieben wurde. Letztere drangen zugleich mit in die Umzäunung ein, was natürlich den allgemeinen Schrecken noch vermehrte. Ich hatte große Mühe, die aufgeregte Versammlung einigermaßen zu beruhigen. Den Zweck meines nächtlichen Kriegszuges brauchte ich nicht zu erklären; man schien sehr wohl zu wissen, was ich damit beabsichtigte. Die Unterhandlung, zu der nun geschritten wurde, war daher bald beendet: die gestohlenen Gegenstände mußten zurückgegeben und eine Buße von 20 Faden Muschelgeld an mich bezahlt werden. Schließlich ward durch Herumreichen von Betelnüssen der Friede bestätigt.

Kein Eingeborener hat nach dieser Exekution wieder versucht, unter dem Vorgeben, als Arbeiter bei mir einzutreten, sich Gelegenheit zum Stehlen zu verschaffen.

Religion und Nahrungserwerb der Papua Deutsch-Neuguineas.

Nach Ludwig Biro*) (1898 und 1900).

Während man um Friedrich-Wilhelmshafen in den Dörfern der Eingeborenen keinerlei auf Religion beziehbare äußere Zeichen bemerkt, fallen in den Dörfern der Umgebung von Berlinhafen überall ein bis zwei Häuser auf, die wir unter den Begriff „Kirche" stellen. Es ist dies das Karowara. Dieselben unterscheiden sich weder der Größe noch der Bauart nach von den gewöhnlichen Wohnhäusern, nur ist die für gewöhnlich hübsche Umgegend einsam und verlassen, auch wenn sie im übrigen gepflegt ist.

Von den nicht allzu vielen Karowaras, die ich bis jetzt zu sehen Gelegenheit hatte, befindet sich eins der schönsten auf der kleinen Insel Angiel (Sanssouci). Kaum größer als ein gewöhnliches Wohnhaus, steht dasselbe gleichfalls auf Pfählen. Der dicke, kurze Pfahl, über dessen Einkerbungen man in das Innere gelangt, ist für gewöhnlich beiseite geschoben und wird nur gelegentlich zur Stelle gebracht. Die Stiege führt in einen schmalen Gang, in den man von vorne und von den beiden Seiten gelangen kann. Von der Gallerie und dem Fußboden des Ganges hängen Palmfasern herab, derart, daß man ihretwegen ungefähr nur die Hälfte des Mauerwerkes sehen kann und nur einen Teil jener breiten, viereckigen, schildförmigen Bretter mit den darauf befindlichen farbigen Arabesken, welche durch die auf denselben bandartig sich ineinander verschlingenden Gravierungen gebildet werden. Die gravierten Bänder sind mit gebranntem Kalk weiß bemalt; auf dem roten Grunde sind außerdem noch konvex gearbeitete schwarze Ringe zu sehen. — Die schwarze Farbe dieser letzteren rührt jedoch nicht von einem Farbstoffe her, sondern der Gegenstand wird durch aufgelegte Glut verkohlt.

Das Dach wird aus den dauerhaften Blättern der Sagopalme bereitet. Dasselbe hat eigentümliche Hörner und liegt auf dem Gebäude nie in die Quere, sondern von vorne nach hinten. Unter dasselbe werden Fische, Vögel und Menschen abbildende Holzfiguren gehängt. Das gehörnte Dach ist für die Karowaras ziemlich charakteristisch; in einfacherer und kleinerer Form kommt es übrigens auch an Wohnhäusern vor.

In das Karowara pflegt nur ein einziger Mensch einzutreten und auch der nur in Zwischenräumen von einigen Tagen und zu einer Tageszeit, in der das Dorf schon ruhig geworden ist und die Bewohner sich zur Arbeit zerstreut haben. Er pflegt dann in einem großen Palmenkorbe etwas zu bringen, doch trägt er auch Dinge weg, und dann wird die Einsamkeit des Karowara auf einige Tage wieder

*) „Beschreibender Katalog der ethnographischen Sammlung Ludwig Biros aus Berlinhafen" Budapest 1899 — „Beschreibender Katalog der ethnographischen Sammlung Ludwig Biros aus der Astrolabe-Bai" Budapest 1901.

durch nichts gestört. Was in denselben vorgeht, was er hineinträgt, oder herausbringt, was der Mann dort drinnen beginnt, wer wüßte es? Darüber läßt sich kaum etwas erfahren. Nicht als ob sie daraus ein Geheimnis machen würden, denn die Eingeborenen sprechen hierüber mit Bereitwilligkeit; doch gebrauchen sie dabei Worte, die gewißlich abstrakte Begriffe bedeuten und sich mit meinem jetzigen noch kleinen Wortschatze nicht verstehen lassen. Trotzdem konnte ich von einem Augenzeugen eines und das andere erfahren. Derselbe, ein Trader (Händler) wohnt schon seit zwei Jahren in Tarawaj und kann sich mit den Eingeborenen einigermaßen verständigen. Auch mit dem Besucher des Karowara lebt er in guter Freundschaft, und so nahm ihn dieser einmal mit in das Innere.

Seiner Schilderung nach gab es in demselben durchaus keine fürchterlichen Dinge, wie schaudererregende Überbleibsel von kannibalischen Orgien, sondern der Mauer entlang waren bald kleinere, bald größere, rot bemalte Menschenfiguren, Tiergestalten usw. zum Teil angelehnt, zum Teil aufgehängt. Dazwischen befanden sich an leere Kokosschalen angelehnt ebensolche Figürchen wie die in meiner jetzigen Sammlung befindlichen Exemplare. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch diese sich in ihrer Gesellschaft befanden, um so mehr, als sie ohnedies alle aus Tarajaw stammen.

Auch hatte sich unser Eingeborener vor den Figürchen durchaus nicht niedergeworfen, noch forderte er, daß sein Begleiter denselben mit ein paar Bücklingen seine Reverenz bezeige. Im Gegenteil, er ließ sich zu denselben herab und nahm dieselben unter seinen Schutz. Dann legte er ihnen nach Größe und Bedürfnis Speisen vor, Bananen, Yam, Taro, Sago und andere Speisen. Derjenige, dessen vorgelegte Speisen schon in ungenießbarem Zustande waren, erhielt frische. Dabei war er außerordentlich parteiisch. Dem einen gab er viel, dem andern wenig. Auch die Zahl derjenigen, die er zu langem Fasten verurteilte, war keine geringe. Einen großen Teil dieser letzteren würdigte er nicht einmal so weit, daß er sie aufstellte; dieselben lagen vielmehr neben-, über- und aufeinandergeschichtet, und unser Gewährsmann konnte mit Leichtigkeit deren mehrere erhalten. Ja, daß er auf die Freundschaft seines Begleiters mehr gab, als auf diese Heiligen, läßt sich schon daraus folgern, daß er denselben sogar unter den in Reih und Glied Aufgestellten eine Wahl treffen ließ.

Die Eingeborenen von Tarajaw glauben an das Jenseits. Nur brauchen sie nicht so weit zu gehen wie wir Christen. Die Gestorbenen bleiben nämlich auf ihren Inseln, setzen ihre frühere Lebensweise fort, fischen, jagen wie vordem, wobei sie die an ihr Grab angelehnten Werkzeuge und Waffen, deren sie sich auch im Leben bedienten, verwenden. Diese läßt man denn auch so lange dort, bis sie zu Grunde gehen, worauf sie derselben überhaupt nicht mehr bedürfen. Nur angebaute Früchte können sie sich nicht erwerben, denn zu arbeiten wäre

ihrer unwürdig, diese müssen also ihre Familie besorgen, die solche auf ihr Grab legt. Denn der ehrliche Eingeborene setzt sogar von den abgeschiedenen Seelen voraus, daß sie des Nächsten Gut nicht berühren.

Auf der Insel Seleo braucht man den Dahingeschiedenen nicht weit zu einem Friedhof hinaus zu begleiten, sondern man gräbt ein Grab gleich vor seinem Hause, umpflöckt dasselbe mit vier gespaltenen Hölzern und füllt das Innere hübsch dick mit vom Meeresufer heraufgetragenem weißen Sande an. Auf die beiden Enden kommt aus einem gabeligen Aste ein Querholz, worauf einige dünne Stangen und die lange Wurflanze gelegt werden. Das Ganze wird mit schönen, weißen Kakadufedern geschmückt, mit einigen Blättern der Kokospalme ausgefranst, worauf das Mahl des Verstorbenen in die Mitte gebreitet wird. Das zierlich gravierte Ruder des Verstorbenen wird zu seinen Füßen in den Boden gesteckt, ihm zu Häupten hängt sein Fischnetz, sein aus Blättern geflochtener Korb, der Tag für Tag mit süßen Bananen, Yamswurzeln und Taro gefüllt wird, ferner das nötige Kochgeschirr. Selbst sein Messer und sein Kokosnußschaber werden nicht vergessen. Der Verewigte ist nicht tot, er hat nur ein neues Leben begonnen, geht von nun an in der den Geistern so angenehmen Nachtzeit aus, um zu jagen, zu fischen oder im Walde herumzuirren. Nur wenn er unmutig ist, bleibt er zu Hause und sucht daher in der Umgebung seines Grabes etwas Eßbares — eben deshalb muß hierfür gesorgt werden, sonst wird er sehr leicht erzürnt. Damit ihm auch das Heraufsteigen nicht zu beschwerlich falle, bettet man ihn nicht tief, kaum einen halben Meter, damit er aus dem weichen Sande nach Belieben aufstehen könne, wo er dann seine gewohnten Geräte, seinen angelehnten Bogen und die mit dem stumpfen Ende in die Erde gesteckten Pfeile vorfindet.

Diese Geräte von dort wegzunehmen oder nur zu berühren, wäre selbst für den Tuan (Europäer) gefährlich. Denn obgleich sich der Europäer vor gar nichts fürchtet und die gefährliche Flinte desselben selbst die Geister meiden, würden letztere doch an seiner Statt seine Familie oder seine Nachbarn peinigen.

Die Eingeborenen glauben an die Wirkung der Talismane. Der Aberglaube spielt eine große Rolle und sind in derselben die Weiber das führende Element. Auch vor dem photographischen Apparate fürchten sie sich nur aus abergläubischen Gründen. Auf der benachbarten Insel Ali (Faraguet) entstand beim Anblick desselben ein Laufen, als ob der Türke oder Tatare über das Land gekommen wäre. Sie zu besänftigen ist mir seither nicht gelungen. Die auf unserer Insel wohnenden und die Eingeborenen von Angiel lassen sich wenigstens in Gruppenbildern abnehmen, einzeln jedoch selten und das auch nur, seit wir von uns selbst und von unseren Wohnungen Aufnahmen, die sie gerne besichtigten, machten. Einzelne Frauen und

Mädchen gelingt es jedoch nicht einmal in Begleitung ihrer Verwandten vor die Linse zu bringen. Besonders vor mir fürchten sie sich. Ich muß einen sehr üblen Ruf genießen. Ich bin nämlich der „Meringien".

Daß mich die Eingeborenen mit einem besonderen Namen beehrten, wußten wir schon des längeren, wie auch, daß ich der „Meringien" wäre; doch konnten wir es nicht herausbekommen, was sie darunter verstehen, obgleich ich neugierig genug war, zu erfahren, welcher guten Eigenschaft ich meinen Namen verdanke. Seit gestern nun bin ich auch darüber im Klaren. Meine Kollegen schifften nämlich auf die einige Stunden entfernt liegende Insel Tamara (Dudemain) hinüber, wohin ich eben wegen der Abfassung dieser Notizen nicht mitfahren konnte. Dort angekommen, war denn die erste Frage der Bewohner von Tamara, ob auch der Meringien mit sei? Als sie meine Abwesenheit erfuhren, schienen sie darüber höchst erfreut zu sein. Meine Kollegen brauchten sich um den Grund dieses Verhaltens gar nicht weiter zu erkundigen, denn die Leutchen fingen von selber an zu fragen, was denn der Meringien alles könne. Ob es wahr sei, daß der Wind von dorther blase, wo er es wolle? Ob die Punguruptauben wirklich zu ihm kämen, wenn er sie rufe? Ob er fliegen könne? Ob er sich getraue, die Schlangen anzugreifen? Ob er wirklich jemand, dem er zürne, krank zu machen, und umgekehrt einen Kranken, wenn er auf denselben lächele, gesund zu machen vermöge?

Um also meinen Namen Meringien auf gut ungarisch zu übersetzen: ich war in ihren Augen ein Analogon des berühmten magyarischen fahrenden Scholasten von Garaboncz. Herauszubekommen, wie ich zu diesem Namen gelangte, war nun nicht allzuschwer. Sahen doch die Eingeborenen von mir überaus viel verdächtige Dinge. Ich gehe allein in den Wald und nehme niemanden von ihnen mit mir, um Vögel zu suchen, wie dies die andern tun, und doch (wie ich glaube, eben deshalb) schieße ich mehr Tauben als die andern. Sodann schieße ich auch andere Vögel und esse sie nicht. Ich fange Schlangen, Frösche, Krebse, Fische und esse sie nicht. Dann krabbelte ich den ganzen Tag im Wasser umher, ohne jedoch daraus zu trinken. Zu was denn all das, wenn nicht, um alles zu verzaubern?

Die Astrobale-Tamol sind hervorragende Ackerbauern. Hierüber berichtet schon der russische Forscher Miklucho-Maclay, der in diesen Gegenden längere Zeit zubrachte und gleichzeitig bemerkt, daß der Grundbesitz, beziehentlich die Erzeugnisse gewisser Landstriche irgend einem Dorfe, eventuell einer Familie eigentümlich zugehören. Die Pflanzungen werden jedoch nicht auf dem Familienbesitze, sondern von Jahr zu Jahr auf einem andern, durch eine Versammlung der Familien von Fall zu Fall bezeichneten, jungfräulichen Gebiete angelegt. Das Roden wird ausschließlich durch Männer besorgt. An die größeren Bäume legt man Feuer an, die kleineren werden mit der Steinaxt abgehauen. Die Frauen und Kinder helfen bloß bei dem Wegräumen

der schwächeren Äste. Das Aufbrechen des Bodens geschieht vermittels der aus dem harten Holze der Niebungpalme geschnitzten, ruderähnlichen Harke. Die losgerissenen Schollen werden von Frauen und Kindern zwischen den Fingern klein zerkrümelt, wobei die Parzellen der einzelnen Familien den Eindruck eines gut gepflegten Gartens gewinnen. Die Haupterzeugnisse sind Taro und Yam, deren Knollen die wichtigsten Nahrungsmittel der Tamol bilden. Erstere Frucht gedeiht besonders, wenn sie in der Regenzeit, letztere, wenn sie bis zur Trockenzeit an den Berghalden angebaut wird.

Man pflanzt noch die Batate, Mais, Kokospalmen, deren Frucht Milchsaft und öliges Fleisch liefert, die Sagopalme, Fisolen, Kürbisse und Gurken, Pisang, Papaja, einige Paprika- und Ingwergattungen, die Betel- oder Pinangapalme, Siripfeffer. Die Pflanze, welche die Kail-(Kawa)Wurzel liefert, wächst wild. Der Tabak ist auch in den innersten Gegenden seit undenklichen Zeiten heimisch.

Unsere Tamol sind auch poetisch veranlagt und vergessen nicht, Blumen und wohlriechende Blattpflanzen anzubauen. Zur Arbeit verwendete Haustiere haben sie nicht; Hunde, Schweine und Hühner pflegen sie nur in geringer Zahl wegen ihres Fleisches zu züchten.

Bei den Eingeborenen unserer Küste ist die Fischerei nach den beinahe einstimmigen Berichten der Forscher keine Nahrungsquelle erster Ordnung, ja bis zu einem gewissen Grade bloß ein Zeitvertreib der Männer. Dabei sind sie durchaus keine geschickten Fischer und pflegen die wenigen Fische, die sie mit Speeren und Pfeilen erlegen, samt den an der Küste überall häufigen Krebsen mehr als Delikatesse zu betrachten, die zumeist nur den Männern zukommt. Eine Ausnahme bilden vielleicht bloß die Bogadjileute, die mit dem Fischspeer überaus geschickt umzugehen verstehen, die gefangenen Fische jedoch nicht selbst verspeisen, sondern am offenen Feuer räuchern, zwischen zwei Brettchen legen und als Tauschartikel verwenden.

Ihre hauptsächlichsten Fischgeräte sind der Fischspeer und die mit dem Bogen abgeschossenen Pfeile, die sowohl bei Tage als auch zur nächtlichen Fischerei verwendet werden. In neuerer Zeit sind übrigens der Reihe nach Daten bekannt geworden, die auch für das Vorkommen anderer Gattungen der Fischerei sprechen. So beobachtete Finsch das unter der Benennung Fischzaun bekannte uralte Fischergerät schon bei der ersten Einfahrt in den Friedrich-Wilhelmshafen. Auf der ersten Karte von Finschhafen gibt er Wehren an, die jedoch nach der Beschreibung gleichfalls Fischzäune gewesen sein dürften. Zöller erwähnt in den Bergbächen angewendete Wehre, die ihm zufolge derart künstlich konstruiert waren, daß sie auch europäische Ingenieure nicht besser hätten anlegen können. Er beschreibt auch, daß die Papua in den größeren Flüssen, die auch zur Zeit der trockenen Jahreszeit Wasser führen, in dieses auf drei Pfählen ruhende Plattformen bauen, sich auf dieselben niederkauern und so auf die Fische stechen. Sodann ist ihnen noch das Fischen mit der Schleuse bekannt, wobei das Wasser der Bäche künstlich abgeleitet,

der Ableitungsgraben zugeschlossen und die darin gebliebenen Fische mit dem Hebenetze ausgehoben werden. Auch das Vergiften der Fische steht im Gebrauche, und zwar verwenden sie, wie B. Hagen bemerkt, als Fischgift die zerquetschten Blätter einer Baumart, wahrscheinlich die auch von den Malaien hierzu benützten Tubablätter. Wirft man diese in das abgesperrte Wasser, so werden die kleineren Fische sogleich betäubt und, auf der Oberfläche des Wassers schwimmend, die Beute des Tamol. Ferner besitzen die Tamol noch aus Rotan und Bambus geflochtene, verschiedenartig geformte Zaunreusen. Ludwig Biro erwähnt noch ein großes Netz namens Adje, dessen er jedoch nicht habhaft werden konnte. Ferner schickte er ein kleines Hebnetz, ein Scherennetz, mit einer Photographie, die den Gebrauch dieses Netzes zeigt, mehrere Fischpfeile und Speere, endlich das Modell einer Krebsreuse.

Eine auffallende Eigenart der Astrolabefischerei ist, daß die Angelfischerei, die doch an den Küsten von Neuguinea sonst ziemlich entwickelt ist, hier gänzlich zu fehlen scheint.

Nach B. Hagen sind den Eingeborenen wenige Jagdarten bekannt. Känguruhs, Beuteltiere, Hühner werden nur gelegentlich erlegt und regelmäßige Jagden nur auf Krokodile und Schweine gehalten. Erstere werden, wenn sie sich vom Lande nach dem Meer zurückkehren, gespeert. Wenn das Tier nicht gleich tot ist, so werfen sich die Leute auf dasselbe und halten es am Schwanze fest, indem sie den Schlägen und den Bissen sehr geschickt auszuweichen verstehen, bis ihm ein geschickter Speerstoß das Lebenslicht ausbläst.

Zur Schweinejagd umzingelt man die ausgedörrte Savanne und zündet sie an mehreren Stellen an. Eine Anzahl behender und beherzter Leute springt dann in den Feuerkreis hinein und schießt die entsetzten Tiere mit den hierzu dienenden Pfeilen, deren Spitzen Bambusmessern gleichen, nieder. Oft gräbt man auch mannshohe Gruben, in welche die Schweine des Nachts hineinfallen.

Als Jagdwaffen werden Bogen und Pfeil gebraucht, die jedoch zugleich auch als Kriegswaffen dienen.

Aus den ersten Tagen der Missionsarbeit in Britisch-Neuguinea.

Nach Chalmers*) (1885).

Am 7. März 1881 ermordeten die Eingeborenen von Kalo, einem Dorfe an der Spitze der Hoodbai nahe der Mündung des Kemp Welch-Flusses, ihren Lehrer Anederea, seine Frau und seine zwei Kinder, ebenso Materua, den Lehrer von Kerepunu, nebst Frau und zwei Kindern, Taria, den Lehrer von Hula, Matatuhi, einen Lehrer

*) „Neuguinea. Reisen und Missionstätigkeit." Leipzig 1886. — Wohl auf wenigen Punkten der von Naturvölkern bewohnten Erde wurde dem Vordringen der christlichen Missionare und der Einbürgerung des Christentumes so viel Schwierigkeit bereitet wie an den Gestaden des Britischen Neuguinea. So gehörte ein Mann von

im Innern des Landes und zwei Knaben aus Hula, zusammen zwölf Personen.

Die erste Nachricht von dieser Tragödie brachte uns der folgende Brief des Rev. T. Beswick, datiert vom 24. März von der Thursdayinsel in der Torresstraße:

„Am Freitag den 4. d. M. verließ unser Hulalehrer Taria mit Matatuhi, einem Lehrer aus dem Innern des Landes, Port Moresby, weil letzterer den Lehrer in Kalo wegen etwas einheimischer Arznei aufsuchen wollte. Als Taria am Abend des 4. März Hula erreichte, hörte er von dem Gerücht, daß die Kaloeingeborenen ihren Lehrer und dessen Familie zu ermorden trachteten. Demzufolge begab er sich am nächsten Morgen in Begleitung von Matatuhi dorthin und suchte den Kalolehrer und seine Familie zur sofortigen Abreise zu bewegen. Dieser aber schenkte dem Gerücht keinen Glauben und fragte deshalb sogar den Häuptling des Ortes und vorgeblichen Freund, der ihm versicherte, daß nicht ein Körnchen Wahrheit an dem Gerücht sei. Der Hulalehrer kehrte nun zurück, während Matatuhi dort verblieb. Am Montag den 7. März begab sich Taria wieder mit fünf Hulaknaben in einem Boote nach Kalo und Kerepunu in der Absicht, die Lehrer mit ihren Familien wegen Erkrankungen unter ihnen nach Hula zu bringen. Auf seinem Heimwege sprach er in Kalo vor und benachrichtigte den Lehrer von seiner Absicht, auf dem Rückwege bei ihm zu verweilen. In Kerepunu nahm er den Lehrer mit Frau, zwei Kindern und einem eingeborenen Knaben an Bord. Die Gesellschaft begab sich dann nach Kalo. Während sie dort warteten, kam der Häuptling und vorgebliche Freund des Kalolehrers ins Boot, um zu schwatzen. Bei der Ankunft Matatuhis und des Kalolehrers, dessen Frau und beiden Kindern verließ er jedoch das Boot. Dies war das verabredete Zeichen zum Angriff für die am Ufer versammelte Menge. Vor Ausbruch warnte der Häuptling seine Leute, die Hula- und Kerepunuknaben nicht zu verletzen, aber diese Warnung hinderte nicht, daß zwei von denselben getötet wurden. Die anderen drei Knaben retteten sich durch Schwimmen. Die Missionare sahen sich im Boote so bedrängt, und die Speere flogen so schnell und dicht, daß jeder Widerstand fruchtlos und ein Entkommen unmöglich war. Taria widerstand eine Zeitlang, doch ein vierter Speer machte seinem Leben ein Ende. Die anderen wurden mit wenig Mühe ermordet. Ein einziger Speer tötete Mutter und Kind zugleich. Die einzigen Leichen, die wiedererlangt wurden, waren die der Frau des Kerepunulehrers und ihres Kindes, welche die Eingeborenen von Hula und Kerepunu beerdigten. Alle übrigen Leichen wurden eine Beute der Alligatoren. Für die beiden ermordeten Hulaknaben leisteten

---

dem Glaubenseifer, von der Unerschrockenheit und von dem Takt und der Friedensliebe eines James Chalmers dazu, das Werk der Überwindung der alten Kriegs- und Mordlust zu vollenden. Wir bewundern einen Mann, der mit unbedecktem Haupt, ohne Waffen, das Werk „Maino“ (Frieden) rufend, zwischen die Hauptsünder tritt und sie sanft entwaffnet.

die Kaloeingeborenen sofort Entschädigung und lieferten auch das Walfischboot des Hulaeingeborenen aus."

Diese traurige Nachricht erreichte Port Moresby am Morgen des 11. März. Nachdem der erste Moment der Erregung vorüber war, war unsere nächste Sorge die Sicherheit der beiden Lehrer in Aroma. So schnell wie möglich, aber mit den ärgsten Befürchtungen, brachen wir in einer starken Abteilung nach Aroma auf. Wir erreichten es am 14. März um 10 Uhr vormittags, und während unsere Boote etwas entfernter liegen blieben, um keinen Argwohn zu erregen, ging ich mit einem Lehrer ans Land. Mit Dankbarkeit gegen Gott nahm ich hier wahr, daß die Lehrer sowohl, wie die Eingeborenen noch nichts von dem Blutbad in Kalo wußten. So konnten beide Lehrer mit ihren Familien in weniger als einer Stunde unbehelligt in ihrem Walfischboot eingeschifft werden, wobei sie nach den gegebenen Anordnungen nur den kleineren Teil ihres Eigentums mitnahmen. Dadurch erhielten wir die Eingeborenen in vollkommener Unwissenheit über den Grund dieser Abreise, und schienen sie auch gar keinen Argwohn zu hegen.

In Kerepunu wartete unser großer Lärm und vielerlei Plackerei. Auch hier hielten wir es für geraten, nur wenig von den dem ermordeten Lehrer gehörenden Sachen mitzunehmen. In Hula war man in mein Haus eingebrochen, doch erhielt ich die wenigen gestohlenen Sachen größtenteils zurück. Hier haben wir gleichfalls allerhand zurückgelassen. Merkwürdig, gerade in Hula, wo wir nicht die geringste Störung und Gefahr erwartet hatten, war es am schlimmsten; bei ein oder zwei Gelegenheiten sah die Sache sehr ernst aus. Der Hauptgedanke der Eingeborenen war, unsere Schwäche und unsern Kummer zu ihrem Vorteil zu benutzen.

Nach kurzem Aufenthalt in Hula verließen wir es am 15. März und erreichten Port Moresby am folgenden Tage. Am 17. März brach ich dann nach der Thursdayinsel auf. Die Eingeborenen der Hoodbai schreiben dieses Blutbad dem Einfluß des Aromahäuptlings Koapina zu. Er hat dem Kalovolk versichert, daß man Fremde ungestraft töten könne. Als ein Beispiel führte er das Blutbad in Aroma vom vergangenen Juli an und stellte ihnen zugleich dar, welcher Ruhm seinem eigenen Volke daraus erwachsen sei. Die Eingeborenen von Kalo haben nur zu schnell seinen Rat befolgt. Zwei Wochen nach der Mordtat besuchte ich wieder Hula und Kerepunu, und an beiden Orten machte mir das Volk einen so friedlichen Eindruck, daß ich beide Stationen gern wieder sofort eingerichtet hätte.

Es wurden Anstalten getroffen, in Delena ein Holzhaus, 12 m lang und 6 m hoch zu errichten; Material dazu ist leicht zu beschaffen. Am 30. Mai kam die Königin Koloka mit ihrem Gatten und zahlreichem Gefolge von Männern und Frauen. Der Prinz-Gemahl kam zuerst und zeigte sich sehr verbindlich; eine halbe Stunde später folgte

seine Frau mit ihren Ehrendamen. Nachdem ich sie feierlich empfangen, überreichte ich ihr ein Geschenk meiner Frau. Ich öffnete das Paket und bediente sie wie eine ihrer Ehrendamen. Ihre Majestät kaute Betelnüsse, doch das hinderte mich nicht, ihr das Kleid anzuziehen. Beim ersten Versuch natürlich alles verkehrt: den Rücken nach vorn und die Vorderseite nach hinten. Endlich aber kam ich damit zu stande, machte das Kleid vorn zu und band ein sehr hübsches Tuch um den königlichen Hals.

Große Aufregung wurde hierdurch hervorgerufen; jeder hatte einen Daumen im Munde. Nach einem Augenblick tiefster Stille sprachen alle auf einmal. Es war sehr amüsant zu sehen, wie Kolokos Gatte, ihre Onkel, Ehrendamen, alte Männer und Frauen, junge Leute und Mädchen sich um die Herrscherin drängten, voll Staunen und Bewunderung und dann ausriefen: „Oh misi haine O!“ — Ach Koloka, wie wirst du heute abend wieder aus dem Kleide kommen, wirst du Knöpfe, Haken und Ösen wieder öffnen können?

Während meines Aufenthalts in Delena fand einer jener Einfälle feindlicher Stämme statt, die in Neuguinea so allgemein sind. Meiner Gegenwart und meinem Einfluß gelang es aber glücklicherweise, bald eine befriedigende Einigung wieder herzustellen. Ich lasse mein Tagebuch darüber berichten:

2. Juni. Unsere Freunde scheinen unruhig, und ihr Eifer bei unserm Hausbau erlahmt etwas, da sie gehört haben, daß der Lolostamm einen Angriff auf sie vorbereite. Gilt es ihnen oder uns? Ihre größte Hoffnung ist, daß wir von unseren Gewehren Gebrauch machen und dadurch die Angreifer erschrecken werden. Ich erklärte ihnen aber, daß wir dies nicht tun könnten, da wir Männer des Friedens seien und niemand Furcht einflößen wollten. Es scheint, daß ganz Maiva in Aufruhr ist. Überall kämpft man, um Oa's Tod zu rächen, und bald sind auch hier die Feinde zu erwarten. Maiva würden wir nicht zu fürchten haben, aber Lolo ist nicht zu trauen. Wir müssen deshalb diese Nacht gut aufpassen.

Unsere Freunde werden immer unruhiger und aufgeregter. Ich habe befohlen, daß, wer sich unserm Lager nähert, meinen und seinen Namen zu rufen habe. Übrigens kann sich niemand uns nähern, ohne daß wir es merken, denn mein kleiner Dachshund Flora ist ein vorzüglicher Wächter. Diesen Abend passierten einige Frauen unser Lager, um ihre wertvollere Habe im Busch zu verbergen. Unsere Flinten sind alle in Bereitschaft. Ich denke aber, wir werden nicht belästigt werden.

3. Juni. Vergangene Nacht schlief ich ruhig, bewacht von Flora, neben mir mein Diener Bob, der einen sehr leisen Schlaf hat; nach Mitternacht hielt er Wache. Zu beiden Seiten jenseits der Zelte stellten wir Lichter auf, so daß ihr Schein auf jeden, der sich unserm Lager nähern wollte, fallen mußte. Gegen zwei Uhr nachts kam Lavaos zweite Frau mit ihrem Enkelkind, ihren Gütern und beweglichem Vermögen zu uns, um sich in Sicherheit zu bringen. Die

Loloaner sind im Anzuge; wir sind zu ihrem Empfang bereit. Sehr lautes, lärmendes Schwatzen tönt vom Dorfe her. Um vier Uhr riefen wir nach Kone, der herauf kam und uns meldete, daß der Angriff in erster Linie uns, dann Delena gelten sollte. Als ich hierauf in das Dorf ging, begegnete ich dem alten uns befreundeten Häuptling Lavao. Ich sagte ihm, daß wir jeden Loloaner, der bewaffnet den Hügel heraufkäme, als Feind betrachten und demgemäß empfangen würden.

Um fünf Uhr kamen eine große Menge Kinder und Frauen mit all ihren Habseligkeiten in unser Lager und baten um Schutz. Sicherlich werden wir unser Möglichstes für sie tun. Die Männer stürzen umher und pflanzen an dazu geeigneten Stellen im Busch Waffen auf. Sie ermahnen uns gut aufzupassen, was wir befolgen. Da jetzt heller Tag ist, sind wir ohne Sorge. Im Dorfe hat der Kampf begonnen. Einige Loloaner stürmen hinter fliehenden Deleanern den Hügel hinauf; wir warnen sie, näher heranzukommen, worauf sie sich zurückziehen. Immer lauter wird der Ruf vom Dorfe her, wir sollten kommen und mitkämpfen. Ich lasse Bob mit Flinten und Munition zurück, um das Lager zu bewachen, ich selbst aber habe mehr Vertrauen, mich unbewaffnet ins Gefecht zu wagen, und will nicht, daß die Wilden glauben, ich sei gekommen, um zu kämpfen.

Ich rufe laut „Maino"*); bald tritt eine Pause in dem schrecklichen Sturme ein. Man läßt mich ruhig durch das Dorf gehen und einige entwaffnen, und als ich zu meinem Freunde Kone ans Ende des Dorfes gelange, flüstert er mir zu: „Dort ist Arua!" womit er den Häuptling oder „vata tauna" (Zauberer) meinte. In ihm erkenne ich den Mann, der mir schon bei einem früheren Besuch vorgestellt wurde und der voll Wut mir den Rücken zukehrte. Jetzt hält er gewiß den Augenblick für gekommen, sich an mir zu rächen. Ich aber nehme ihm seine Waffen weg und steige mit ihm Arm in Arm den Hügel hinan. So mache ich ihn unter freundlichem Zureden zugänglich und beteuere ihm, daß wir maino seien. Dagegen warne ich ihn ernstlich, seine Leute unter irgend einer Bedingung den Hügel zu uns hinaufsteigen zu lassen. Er verspricht mir hierauf, dem Kampfe Einhalt zu gebieten.

Während ich mich hinsetze, um dieses aufzuschreiben, stürmen sie wieder zu mir herauf mit der Meldung, man wolle Kone töten. Ich lasse Bob mit den geladenen Gewehren zurück und eile in bloßem Kopfe hinunter ins Dorf. Es sind noch mehr Boote angekommen; welch' ein Menge bemalter Teufel! Ich werde umzingelt. Mir bleibt kein Weg zur Flucht. Um mich herum rasseln Stöcke und Speere. Ein Schlag trifft mich auf den Kopf, das Stück eines Stockes fällt auf meine Hand, mein alter Lavaofreund zieht mich heraus und bringt mich in Sicherheit. Arua und Laumo aus Lolo versichern mir, daß sie den Hügel nicht hinaufsteigen würden, ich sollte mich

---

*) „Maino" heißt Friede!

aber nicht in ihren Kampf mischen. „Wohlan, Freunde, laßt den Streit ruhen und versprecht mir, unter keiner Bedingung meinem Freunde Kone ein Leid zuzufügen.“

Mit den Waffen in der Hand hätten wir ihnen sicher großen Schreck eingejagt, aber dann hätten wir nicht wagen können, noch 24 Stunden länger hierzubleiben. Unbewaffnet kann ich den Eingeborenen viel mehr nützen. Es macht mir Freude, daß ich mich unter beide Parteien mischen kann; ein Beweis, daß sie uns nicht übel wollen und von guter Bedeutung für die Zukunft. —

Endlich haben sie Frieden geschlossen. Niemand war getötet worden, aber einige schwer verwundet; mehrere Häuser waren zerstört. Ich habe mit allen im Dorfe eine Zusammenkunft gehabt, in welcher die Lololeute versprachen, Ruhe zu halten. Ich sagte ihnen, wir könnten nicht bleiben, wenn sie fortwährend den Ort bedrohen. Als nachmittags alle Häuptlinge zu uns kamen, gab ich ihnen die Zusage, sie alle zu besuchen. —

Mein Kopf schmerzte etwas. Wäre ich getötet worden, es wäre nur meine Schuld und nicht die der Eingeborenen gewesen. Die Delenaeingeborenen sagten: „O Tamate, wärst du nicht hier gewesen, so wären viele von uns getötet worden, und die Überlebenden wären nach Naara gezogen, um niemals wiederzukehren.“ Es macht Freude, nützlich zu sein, wenn es auch nur Wilde sind, denen man dient.

Am 6. Juni verließ ich wieder einmal Delena, um nach Maiva zu gehen, und trotz heftigen Seeganges landete ich um 11 Uhr vormittags in dem Dorfe Mirias an der Maivaküste. Ich war besorgt, als ich eine große Anzahl Leute mit langen Stöcken zum Fechten erblickte und fragte meinen alten Freund Rua, der mir am Ufer entgegenkam: „Was ist geschehen, wollt ihr denn kämpfen?“ „Nein, nein,“ erwiderte er, „es ist jetzt alles in Ordnung.“ Ich gab ihm für Meauri und dessen Leute eine große Axt, um Holz zu einem Hause in ihrem Dorfe zu fällen. Zu meinem Befremden war Meauri mit seiner Begleitung schneller zur Stelle, als ich erwarten konnte. Bald ward mir Aufklärung über die Ursache. Als ich mit Rua auf der Plattform saß, wandte sich derselbe an mich mit den Worten: „Tamate, wer ist in Maiva dein wahrer Freund?“ Da ich Verlegenheiten befürchtete, antwortete ich: „Mein rechter Freund war Oa Maoni, der dort im Hause des Todes schläft; jetzt sind Meauri, Rua Paru und Aua meine Freunde.“ „Ich dachte mir das,“ erwiderte Rua, „Miria hat daher kein Recht, für dich ein Haus zu bauen. Ehe wir dein Boot erblickten, waren wir zum Ufer bei Mirias Dorf hinabgekommen, um einen Streit anzufangen; da sahen wir dich kommen und warteten auf dich.“ — „Aber ich brauche sowohl an der Küste wie im Innern des Landes ein Haus. Mirias Dorf ist auch zu klein und zu sehr dem Südostwind ausgesetzt, ich muß mich daher nach einem anderen Orte umsehen.“ — „Sehr wohl, aber dies zuerst.“ —

Wir mußten mit dieser Eifersucht rechnen, wollten wir Blutvergießen vermeiden. Ich gab daher zunächst die Absicht auf, in Mirias Dorf ein Haus zu errichten. Miria, der für den Bau eines solchen das Holz schon gefällt hatte, entschädigten wir für seine Mühe durch Tabak für seine jungen Leute und ein Geschenk für sich selbst. Ich besuchte noch drei Dörfer an der Küste und die übrigen im Innern, die ich vorher in diesem Distrikt noch nicht kennen gelernt hatte, und kehrte alsdann nach Mirias Dorf zurück.

Am 14. Juni hatte ich eine lange Besprechung mit dem alten Paitana-Häuptling Boutu und seinen Begleitern. Als ich sie traf, sahen sie sehr erschreckt und aufgeregt aus, doch legte sich dies während unserer Unterredung. Boutu, seine Begleiter und andere Loloeingeborenen versicherten, daß der Angriff auf Dr. James und den Kapitän Mr. Thorngren, die beide in dieser Gegend von den Eingeborenen ermordet worden waren, ihnen allen unbekannt gewesen sei, nur die im Boote hätten es gewußt. Zu ihrer Entschuldigung erzählten sie, daß am Tage, bevor sie auf der Yuleinsel waren, um Handel zu treiben, ein junger Mann den beiden Weißen Federn zum Verkauf angeboten hatte. Letztere lehnten das Anerbieten aber ab, da jener Eingeborene nicht Lust hatte, seine Federn gegen Perlenmuscheln umzutauschen, sondern darauf bestand, dafür einen Tomahawk zu erhalten. Da es ihm nicht gelang, ging er nach Haus, sammelte in aller Stille Anhänger, schlief im Busch und machte sich vor Tagesanbruch nach dem Schiffe auf. Als er sich mit seiner Gesellschaft diesem genähert, rief Dr. James aus: „Ihr dürft mir nicht nahe kommen, ihr wollt mich töten.“ Sie antworteten: „Nein, wir wollen dich nicht töten, wir wollen nur Yamswurzeln verkaufen.“ Die Wurzeln wurden an Bord genommen, und während Dr. James die einzutauschenden Perlen zählte, wurde er durch einen Keulenschlag niedergestreckt und von einem Speer getroffen, doch nicht ganz kampfunfähig dadurch gemacht, so daß er seinen Revolver herausziehen und seinen Angreifer niederschießen konnte. Thorngren dagegen wurde von hinten getroffen, fiel über Bord und ward nie mehr gesehen.

Die Loloeingeborenen fügten hinzu, daß die Leute im Dorfe, als sie die Kunde hiervon erhielten, sehr betrübt darüber gewesen wären, und daß man seitdem mit Groll auf die Schuldigen blickte, weil sie die Ursache seien, daß der weiße Mann mit seinen Tomahawks, Perlen und Tabak fortgeblieben wäre. Ich fragte sie: „Was nun?“ — „Laßt uns Freundschaft schließen, und nie soll so etwas wieder geschehen.“ Sie werden jetzt gescheiter sein und derartiges nicht wieder tun. Sie fürchten sich zu sehr und sehen ein, daß ihre böse Tat ihnen wie allen andern Dörfern sehr geschadet hat.

Ich erklärte ihnen den Zweck unseres Kommens, und daß sie nicht denken dürfen, wir können alles kaufen, was sie uns bringen. Sie dürfen daher nicht böse auf uns sein, wenn wir uns weigern,

das zu geben, was sie verlangen. Wir kämen nicht, um uns ihre Nahrungsmittel oder ihre Kuriositäten anzueignen; was wir nicht brauchen können, müßten sie zurücknehmen, da wir keine Händler wären. Nachdem wir mit ihnen gebetet, sagten sie: „Tamate, nun laß Freundschaft unter uns herrschen. Gib deine Absicht, nach Mekeo (einem Inlanddistrikt) zu gehen, auf und komm morgen zu uns, wir wollen dann Freundschaft und Frieden schließen.“ — „Ich werde kommen; aber wenn nun die Mutter des jungen Mannes, der erschossen wurde, in Wehklagen ausbricht, was dann?“ — „Sie wird ohne Zweifel wehklagen, aber du brauchst darum keine Furcht zu haben, komm nur und du wirst es sehen.“ — „Dann werde ich morgen kommen.“

Da die „Mayri“ am Abend vorher eingetroffen, setzte ich am folgenden Morgen den beabsichtigten Besuch ins Werk. Der Häuptling von Paitana mit zwei Begleitern und meine Freunde Lavao und Lolo schlossen sich mir an. Unter Führung Lavaos befuhren wir mit unserm Boot denselben Fluß wie nach Motu-Lavao, und nachdem wir denselben eine Strecke hinaufgefahren waren, wendeten wir uns rechts in ein anderes Flüßchen, das zu schmal war, um die Ruder gebrauchen zu können. Ungefähr 3 km weiter hinauf verankerten wir das Boot und marschierten oder wateten 3 km weit durch Sumpf und hohes Gras. Als wir uns dem Dorfe näherten, hörten wir lautes Wehklagen; Lavao, der voranging, hielt es aber für besser, auf den alten Häuptling, der etwas zurückgeblieben war, zu warten. Als dieser sie erreicht hatte, sprachen sie in der Lolosprache miteinander. Darauf warf Lavao seine Keule weg, indem er einem seiner Begleiter zurief, sie zu erheben und ging dann voraus. Auf sein Geheiß folgte ich ihm auf dem Fuße nach, die andern schlossen sich uns an.

So marschierten wir ins Dorf und Lavaos Plattform hinauf. Sie fingen an, Reden zu halten, boten uns gekochte Speisen, Betelnüsse, Schweine und Federn an. Hierauf überreichte ich mein Geschenk und sprach ein paar Worte im Motudialekt. Der Onkel des von Dr. James erschossenen Mannes kam auf die Plattform, faßte mich beim Arm und rief laut „Maino“, wobei er beteuerte, daß sie, die Häuptlinge, von dem Angriff nichts gewußt hätten. Die Mörder wohnten am andern Ende des Dorfes; von vielen begleitet ging ich dorthin. Sie gaben mir ein Schwein; ich gab ihnen ein Gegengeschenk. Der eigentliche Mörder Thorngrens saß neben mir, für diese Gelegenheit besonders aufgeputzt. Vier andere, die mit im Boote gewesen waren, standen dicht neben der Plattform. Die Mutter und beide Witwen waren im gegenüberliegenden Haus, aber vernünftigerweise hielten sie ihr Wehklagen zurück.

Als ich den Beteiligten die Hinterlist und den Verrat, womit sie ihren Angriff unternommen hätten, vorhielt, sagten sie, sie seien zu zehn im Boote gewesen, einer wurde erschossen, drei seien seitdem gestorben, nur sechs lebten noch. Auch sie fühlen, daß sie Unrecht

getan, da sie dadurch nicht nur die Fremden, sondern auch alle umwohnenden Stämme zu Feinden gemacht haben. „Jetzt soll Friede herrschen," riefen sie aus; „wir sind deine Freunde und die Freunde aller Fremden." Ich sagte ihnen, daß ich kein Händler, sondern nur gekommen sei, um ihnen zu lehren und um Frieden zwischen Menschen zu stiften. Was sie am meisten in Erstaunen setzte, war, daß ich allein und unbewaffnet gekommen war.

Ein Besuch bei den Alfuren oder Papua auf Holländisch-Neuguinea.

Nach Heinrich Kühn*) (1886).

Auf der Reise, welche ich nach dem in holländischem Besitz befindlichen Indischen Archipelagus behufs Anlegung entomologischer und ethnographischer Sammlungen machte, hatte ich auch Gelegenheit, mich drei Monate auf Neuguinea, und zwar am Orte Sekar, an der südlichen Seite des Einganges in die Mac-Cluer-Bai, ungefähr unter $2\,^{2}/_{3}{}^{0}$ südl. Breite und $132\,^{1}/_{2}{}^{0}$ östl. Länge von Greenwich gelegen, aufzuhalten.

Von den Aruinseln fuhr ich mit dem Dampfer bis Sekroe, einem der beiden Orte von Neuguinea, wo vierteljährlich einmal der holländische Postdampfer anlegt, um einesteils den Inländern einmal die holländische Flagge ins Gedächtnis zurückzurufen und anderenteils die von inländischen und arabischen Händlern gesammelten Waren weiter zu befördern.

Auf der Reede lagen drei kleine Schoner und 18 größere makassarische, buginesische und ternatanische Fahrzeuge (Prau), ein Beweis, wie wertvoll den Inländern der Handel dort ist. Bald nachdem wir Anker geworfen, kamen drei bis vier Halbblut an Bord, um Briefe in Empfang zu nehmen. Bei ihnen erkundigte ich mich über das Volk und die Zustände und bekam folgendes zu hören.

An einer kleinen Insel, gegenüber von Sekroe, oder besser Kapauer, wie es die Eingeborenen nennen, hatten wohl einige Araber sich Hütten gebaut, konnten dieselben jedoch fast gar nicht verlassen und durften nach Übereinkommen mit den schwarzen Fürsten das feste Land überhaupt nicht betreten, wenn sie sich nicht Unannehmlichkeiten von seiten jener aussetzen wollten.

Die vor Anker liegenden Fahrzeuge waren stets segelfertig, um im Falle eines Überfalls dort auslaufen zu können. Zum Wasserholen aus dem Flusse müssen sich mehrere stark bewaffnete Boote zusammentun, um vor Überrumplung sicher zu sein.

Ich fand es daher für geraten, bis nach Sekar zu fahren, wo mehrere Araber auf dem festen Lande wohnen und es viel sicherer sein sollte. Nachdem wir etwa 500 Sack Muskatnüsse an Bord ge-

*) „Mein Aufenthalt in Neu-Guinea" in der „Festschrift zur Jubelfeier des 25 jährigen Bestehens des Vereins für Erdkunde zu Dresden". Dresden 1888.

nommen, dampften wir nachmittags gegen vier Uhr weiter, um am andern Morgen acht Uhr vor Sekar wieder Anker zu werfen.

Ich begab mich sofort ins Boot, um am Lande zu rekognoszieren.

Nach halbstündigem Rudern kamen wir in Sekar, einem aus Wasserpfahlbauten am Ufer einer kleinen steilen Koralleninsel bestehenden Dorfe, an. Ein holländisch sprechender Araber, der mit mir gekommen war, führte mich bei einem seiner Verwandten, dem Schech Muhammed ben Said Babasir, ein und erwirkte mir bald die Zusicherung einer Wohnung und zwar in dessen eigenem Hause.

Nachdem meine Sachen und mein malaiischer Diener ans Land gebracht waren, verließ auch ich gegen fünf Uhr abends das Schiff. Von hier ab war ich auf drei Monate von aller Zivilisation ausgeschlossen und nur noch auf die malaiische Sprache angewiesen.

Mein Wirt hatte mich von Bord mit einem kleinen, inländischen Boot abgeholt, und erst nach Sonnenuntergang erreichten wir das Land. Unterwegs betete Babasir und machte beim Schwanken des Kanus die wunderlichsten Bücklinge. Dazwischen gab er mir gute Lehren, wie ich mich gegen die Inländer verhalten müsse. Unter anderem teilte er mir mit, daß er alle Papuas unseres Dorfes zu Mohammedanern gemacht habe und ich deshalb kein Schwein, nächst dem ziemlich seltenen Kasuar, das für einen Europäer einzige genießbare Wild, schießen dürfe, weil sonst weder er noch die Eingeborenen mir in irgend etwas helfen würden. So war ich zu größtenteils vegetabilischer Nahrung verdammt, da ich, weder die Sitten, noch die Sprache der Leute kennend, ohne den Araber nichts tun konnte.

Am Lande wurde ich vom Radja, einem alten, mehr einem Schimpansen als einem Menschen ähnlichen Manne, in rotseidener Jacke und grünem Sarong (d. i. dem malaiischen ungenähten Rocke) aus gleichem Stoffe, empfangen. Er verfolgte mich auf Schritt und Tritt und setzte sich zuletzt so dicht an mich heran, daß ich befürchten mußte, er wolle mich umarmen, was in Anbetracht des lebenden und toten Schmutzes, durch den er sich besonders auszeichnete, in mir ein geheimes Grauen erweckte.

Wie schon erwähnt, liegt Sekar am Ufer, oder ich möchte besser sagen, am Fuße einer kleinen, sehr steilen Insel. Ebenso wie diese und wie ja auch das Festland, welches nur an wenigen Stellen einen schmalen Streifen flachen Ufers aufzuweisen hat, sind alle in der Nähe sichtbaren anderen Eilande geformt. Die auf einer Unzahl von Pfählen im Wasser erbauten Hütten sind alle mit einer größeren oder kleineren Plattform vor der Tür versehen, von wo aus eine Leiter oder ein gekerbter Baumstamm ins Wasser und zu den dort angebundenen Booten führt.

Die Häuser sind unter sich mit ½ bis 2 Fuß breiten schwankenden Stegen verbunden, die teilweise aus nebeneinander gelegten Baumstämmen, teilweise aus rohen Planken gefertigt sind. Bis spät in die Nacht hinein war ich von den schwarzen, wollköpfigen, mit Kle-

wangs (Schwertern) bewaffneten Menschen belagert, die mir, so lange ich still saß, immer dichter auf den Leib rückten, wenn ich aber aufstand, schleunigst beiseite traten. Ein alter, fast nackter Alfurenhäuptling war jedoch ganz ungeniert und versuchte es, sich ganz genau zu überzeugen, ob ich auch wirklich männlichen Geschlechtes sei.

Im großen und ganzen ähnelten die Leute den Negern Afrikas: sie sind schwarz, mit krausem, nur viel üppigerem, langem Haare, breiten Nasen und oft sehr schiefem Gesichtswinkel. Jedoch kamen auch sehr schön geformte Züge vor, und man konnte die Hautfarbe von dem tiefsten Schwarz in allen Abtönungen bis zum Hellbraun der Malaien sehen. Es hat dies augenscheinlich seinen Grund in einer ausgiebigen Vermischung dieser Küstenpapuas mit Malaien. Im Gegensatz zu den ruhigen Malaien sind sie meist lustig und fidel, fortwährend schreiend und gestikulierend, so daß man, wenn man ihre Sprache nicht versteht, immer glauben muß, sie wären im heftigsten Streite.

Wenn man mit ihnen handelt, so kommt es oft vor, daß über einen geringfügigen Gegenstand oft ein bis zwei Stunden gefeilscht wird, ehe man zu einem Resultat kommt. Die Verkäufer — denn es kommen gleich mehrere zugleich — setzen sich nebeneinander an den Boden und warten, bis man sie anspricht. Gewöhnlich aber antworten sie auf die ersten Fragen, was sie bringen, mit: „Nichts, Herr!“ Nachdem endlich die Ware geheimnisvoll hervorgebracht ward, muß man wieder acht bis zehnmal erst fragen, was für Waren dafür gewünscht werden, da Geld ihnen nur selten zu Gesicht kommt. Nachdem der Eigentümer mit seinen Begleitern sich beraten, wird meist ein übermäßig hoher Preis verlangt, bis man endlich nach langem Hin- und Herreden mit dem zehnten Teil zufrieden ist.

Oft sendet auch der Eigner einen Unterhändler, der dann nach jedem Gebot ihnen Bericht ablegt und fortwährend hin und herläuft, bis der Handel abgeschlossen ist.

Besonders unangenehm berührte es mich, daß die Alfuren alle mit ihren langen Schwertern in der Hand herumliefen und unverfroren in die Häuser der Araber, ja selbst bis ins Schlafgemach kamen, dabei alles anfassend und ununterbrochen laut schwatzend und lachend.

Einen Tag nach meiner Ankunft reiste mein Wirt nach Sekroe, um für sich und mich Reis zu kaufen, nachdem er vorher den Kronprinzen gebeten, für mich ein kleines Haus zu bauen. Dieser machte sich auch sofort an die Arbeit, indem er vom Morgen bis zum Abend sein Beil schliff, damit er den nächsten Tag Pfosten für das Haus fällen könne. Da ich der Unsicherheit des Eigentums halber noch keine Ausflüge unternehmen konnte, bevor ich nicht meine Sachen unter sicherem Verschluß wußte, so begnügte ich mich damit, das Dorf näher in Augenschein zu nehmen. Es bestand aus etwa 15 Hütten, einschließlich derjenigen der Araber, mit ungefähr hundert Personen. Im Innern waren einige wenige durch einen mittleren

Gang, der mit Matten abgegrenzt war, in zwei Hälften geteilt. Die meisten bestanden nur aus den vier Wänden. An verschiedenen Stellen waren Feuerplätze; das sind einen Quadratmeter große, flache Holzkästen, die mit Erde gefüllt und mit einigen größeren Steinen versehen sind, um Töpfe darauf zu setzen und dann darin die schleimige Papeta, das Hauptnahrungsmittel der Papuas, aus Sago zu bereiten. Besondere Vorrichtungen zum Schlafen sah ich nur im Hause des Radja mudah (junger König), welcher nach Art der Makassaren einen Chamboe, d. i. ein Moskitonetz, hatte. Über den Feuerplätzen waren noch einige Pfeilbündel dem Rauche ausgesetzt, um die Spitzen derselben gefährlicher zu machen. Mit Ausnahme einiger Kriegs- und Fischlanzen, sowie Sirih-(Betel-)kästen und einigen geflochtenen Umhängetaschen und Körbchen war dies in den meisten Häusern der ganze Inhalt.

Bei dieser meiner Entdeckungsreise, bei welcher ich, in steter Gefahr, ins Wasser zu fallen, auf schwanken Stegen von Haus zu Haus klettern mußte, wurden mir auch zwei Albinos, ein Knabe von etwa 10 und eine Frau von 30 Jahren, als meinesgleichen vorgestellt.

Am ersten Abend hatte ich Gelegenheit, einige nicht unmelodische Wechsel- und Chorgesänge mit anzuhören, und bald belehrte mich das Schlagen der Tifals, d. h. der Trommeln, daß man tanze. Die Trommeln sind ausgehöhlte, fußlange Baumstämme, welche entweder mit Schlangen- oder Beutelrattenhaut überspannt sind und mit der Hand geschlagen werden.

Ich folgte dem Tone der Trommel und sah in einem Hause zwei Knaben sich gegenüber am Boden kauern, zwischen sich zwei etwa 2 m lange Hölzer, deren Ende beide gefaßt hatten. Nach dem Takte der Trommeln und des Gesanges schlugen sie dieselben abwechselnd zweimal in einem Abstand von $^1/_2$ m auf den Boden und zweimal aneinander. Rundherum saßen viele Weiber und Männer, von denen bald das eine, bald der andere aufstand und nach dem Takte zweimal zwischen und zweimal neben die Hölzer trat und dabei die Arme hin- und herschleuderte. Wurde dann eine Person, welche nicht Takt hielt, am Fuße getroffen, so mußte sie aufhören und wurde mit lautem Geschrei und Gelächter für ihre Ungeschicklichkeit belohnt. Hübsch sah es aus, als zwei junge Mädchen zu gleicher Zeit tanzten, und zwar so, daß die eine hinübertrat, während die andere herüberschritt, dabei aber sich um sich selbst drehend.

Das Vergnügen schien von groß und klein geteilt zu werden, und besonders waren die alten, fast nackten Weiber dem Tanze leidenschaftlich ergeben. In derselben Nacht lernte ich auch noch eine neue Art von Fieber kennen. Dasselbe war nämlich ganz im Gegensatz von dem in Aru kennen gelernten Wechselfieber sehr anhaltend und von dem heftigsten Kopfweh begleitet. Es fesselte mich volle zwei Tage an mein Haus, war aber die Veranlassung, daß ich Zeuge einer originellen Zeremonie wurde.

Einem der Einwohner war nämlich sein Hackmesser, ein stets

benötigtes, unser Handbeil ersetzendes Hausgerät, abhanden gekommen, mutmaßlich gestohlen worden. Es wurde daher ein alter Mann, wahrscheinlich ein Priester oder Zauberer ersucht, dasselbe wieder herbeizuschaffen. Zu diesem Zwecke nahm er einen meterlangen Pfahl, spitzte denselben, band ein Streifchen roten Kattuns um die Spitze und legte dieses Instrument auf die Hände zweier gegenüber kauernder Knaben. Hierauf nahm er eine Schale mit Sirihfrüchten, Pinang, Tabak und Kalk und stellte dieselbe vor die Spitze des Pfahles hin. Dann nahm er einige glühende Kohlen und streute etwas gepulverten Ingwer darauf, dessen Rauch er um die Spitze des Holzes wehen ließ, während er abgerissene Worte murmelte. Plötzlich ward er lauter und heftiger, legte zwei kleine Stäbchen vor die Pfahlspitze hin und begann mit einem dritten auf letztere loszuschlagen. Unterdessen hatten die Knaben das Holz, erst unmerklich, dann immer stärker, vor- und rückwärts bewegt, bis sie mit der Spitze die zwei Stäbchen beiseite geworfen hatten. Dann erhoben sie sich, um, das Holz stets bewegend, damit wegzulaufen. Zuerst stießen sie mit der Spitze an das Fundament eines neuen Hauses; weil da aber der Dieb nicht sein konnte, gingen sie an demselben vorbei in die See, unter den Häusern durch, immer bis an den Hals im Wasser. Nach einiger Zeit kamen sie triefend mit dem Holze wieder zu dem Ausgangspunkte — natürlich ohne Parang zurück. Wieder schrie und schlug der Alte auf das Holz los, und wieder ging die Reise mit demselben ins Wasser, diesmal jedoch liefen die Knaben direkt in die See und zwar nach einer dem Dorfe abgewandten Seite der Insel, wodurch der Beweis geliefert ward, daß der Dieb nicht im Dorfe zu suchen, sondern das Objekt von einem Angehörigen eines anderen Dorfes in einer Prau hinweggeführt worden sei. Wäre der Dieb im Dorf gewesen, so würde angeblich das Holz denselben angestoßen und dann genau den Platz angezeigt haben, wo das Hackmesser verborgen war. Die Papuas glauben bestimmt, daß das Holz die Knaben mit sich führe und diese demselben willenlos folgen müssen. Später hörte ich, daß die Worte, welche der Alte zum Holze spreche, etwa so seien: „Geh und töte den Parangdieb, den feigen Kerl, das Weib; schnell, schnell! Geh immer schneller, such, such, stich den Dieb tot!" usw.

Später hatte ich Gelegenheit, noch einen anderen Hokuspokus des Alten mit anzusehen. Er ließ 16—20 Männer einen langen, starken Bambus halten und zwar so, daß derselbe auf deren Händen lag, und abwechselnd einer hüben und drüben hielt. In dieser Stellung ließ er sie niederkauern, nahm eine angekohlte Ingwerwurzel, hielt dieselbe unter den Bambus und räucherte ihn der Länge nach, unverständliche Worte murmelnd, an. Am Ende angelangt, kehrte er zum ersten wieder zurück und hieß die kauernden Menschen aufstehen, sodann faßte er den Bambus und bewegte ihn einmal der Länge nach hin und her, rief ihnen zu, festzuhalten, und nun begann eine Balgerei um den Bambus, bis die Leute ganz erschöpft waren. Schnell

trat der Alte hinzu, faßte ein Ende des Bambus und drückte es zu Boden, worauf die Leute aufatmeten und sich freuten, den lebendig gewordenen Bambus endlich bezwungen zu sehen. Sie glaubten steif und fest, daß der durch die Zauberei des alten Spitzbuben stark gemachte Bambus sie in dieser Weise hin- und hergezerrt habe.

Während mein Haus gebaut wurde, konnte ich nur einige kurze, leider meist erfolglose Exkursionen machen. Das Terrain war überall steinig und trocken, so daß ich selten mehr als 10—15 Lepidopteren erbeutete. Oft konnte ich an einem vollen Tage nur 4—5 Exemplare heimbringen.

Die Gegenden, wo ich vielleicht hätte etwas sammeln können, kleine flache Sandstreifen, waren mit Gräben und Kokospalmen besetzt, und, da letztere dort sehr selten sind, wegen der Unsicherheit des Eigentums mit Da-un Sarsi, d. h. jungen Kokosblättern, behangen, was gleichbedeutend ist mit dem Tabu der Südseeinsulaner.

Wer die Da-un Sarsi nicht achtet, wird einesteils krank werden, anderenteils aber auch den Eigner derselben zum Kampf herausfordern und seines Kopfes nicht mehr sicher sein. Weiter vom Dorfe als etwa eine halbe Stunde wegrudern oder gar etwa ins Innere wandern wollten meine Begleiter, in steter Furcht vor den kopfraubenden Alfuren, trotz der reichsten Versprechungen nicht.

Durch das Geringfügigste beleidigt, beginnen diese plötzlich einen Krieg, der aber nur aus dem Hinterhalt geführt wird. Wehe dem armen Opfer, das sich beschleichen läßt! Von einem Flintenschuß niedergestreckt, wird es seines Kopfes beraubt, den der Sieger in seinem Dorfe auf einer Stange aufstellt. Dann wird vom Abend bis Morgen und wieder bis zum Abend drei Tage lang getanzt und der Held besungen, worauf man den Schädel einfach irgendwo an den Meeresstrand wirft. Es ist einerlei, ob das Opfer Weib oder Kind, alt und nicht kampffähig oder ein kampffroher Krieger war; der Ruhm des Helden ist stets gleich.

Oft sollen auch Überrumpelungen im Schlaf vorkommen, wobei man dem Opfer eine Handvoll Kalk ins Gesicht wirft und es dann in seiner Hülflosigkeit abschlachtet. So lange die Anzahl der Köpfe auf beiden Seiten der kämpfenden Dörfer noch nicht ausgeglichen ist, sei es nun durch Köpfe selbst oder durch Zahlung des Wertes der Getöteten, so lange kann der Krieg noch nicht beendet werden, und daher kommt es, daß solche Kriege oft jahrelang dauern, ohne bei der großen Vorsicht der Leute viel Opfer zu kosten. Drei Monate vor meiner Ankunft sollten dicht bei Sekar zwei Menschen aus dem Dorfe, ein alter Mann und ein Knabe, beim Wasserholen überfallen und getötet worden sein; das Kind war sogar buchstäblich der Länge nach in zwei Stücke gehauen worden.

Außer bei Krieg wird der Kopfraub meist bei Streitigkeiten um Frauen ausgeübt. Derselbe wird im Gebirge aber auch noch aus anderen Gründen betrieben; z. B. wenn ein junger Mann Sirih (Betel) zu essen beginnen will, so muß er erst einen Kopf geholt

haben. Unter diesen Umständen sucht er einen billigen Kopf, d. h. einen Sklaven, dessen Wert er eher als den eines Freien bezahlen kann, welcher bis 600 Gulden Wert hat.

Nach Fertigstellung meines Hauses begann ich größere Exkursionen in Begleitung meines Dieners, da ich mein Haus und meine Sachen sicher verschlossen wähnte, wurde aber dennoch bei jeder Gelegenheit um dies und jenes bestohlen.

Am unangenehmsten war mir folgender Fall. Ich hatte mir, da ich nur drei Monate in Sekar bleiben wollte, nur die nötigsten Kleidungsstücke mitgenommen, während der Rest in Key verblieb, wohin ich zurückzukehren gedachte. Meine beiden Waldbeinkleider hatte ich stets abwechselnd in Gebrauch, da ich fast jeden Tag völlig durchnäßt nach Hause kam, und hatte sie deshalb nicht verschlossen. Wer beschreibt aber meinen Ärger, da ich beide eines Morgens nicht wiederfand. Da keine Spur zu entdecken war, so war ich gezwungen, in meinem Nachtkleid, einem inländischen Sarong, einen Besuch bei meinem arabischen Freund zu machen, um seine Hülfe zur Wiedererlangung meiner Unaussprechlichen in Anspruch zu nehmen, die er mir auch bereitwilligst zusagte.

Ich ließ mir also den Radja kommen und erzählte ihm, daß man mich bestohlen. Jedoch kaum hatte ich das Wort ausgesprochen, als Babasir zu zetern und zu schelten anfing, wie ich nur dergleichen sagen könne. Meine Sachen seien jedenfalls ins Wasser gefallen, und kein Einwohner von Sekar habe je gestohlen; solches täten nur Alfuren aus den anderen Dörfern. Der Radja hatte natürlich nichts Eiligeres zu tun, als sich ebenso entrüstet zu stellen und dem Araber in allem beizustimmen. Anfangs war ich sprachlos ob solcher Hilfe, dann aber machte ich meinem Ärger Luft und stellte den Kaufmann zur Rede, der mir ganz gelassen zuhörte. Als ich aber fertig war, antwortete er mir ganz ruhig, er sei selbst überzeugt, daß man mich bestohlen, man dürfe das jedoch nicht aussprechen, das sei Pomali, das könnten die Sekarer nicht vertragen. Ich solle nur abwarten, meinte er, meine Unentbehrlichen würden sich schon im Laufe des Tages wiederfinden. Und richtig, gegen Mittag erschien einer der Einwohner und brachte mir die eine wieder, vorgebend, sie unter meinem Hause im Wasser gefunden zu haben, obgleich ich alles ganz genau durch mehrere Leute hatte untersuchen lassen. Ich war zufrieden, wenigstens die eine wiedererlangt zu haben, und muß sagen, daß die Diebe in Neuguinea doch noch anständiger als die unsrigen sind, welche nicht so brüderlich mit dem Bestohlenen teilen. Ich sah damals ein, daß diese Schwarzen mit Recht sagen konnten: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen!"

Einmal wäre ich bald Zeuge eines Gefechtes geworden, hätte nicht der Radja munda die erregten Gemüter zu besänftigen gewußt.

Zwei kleine Papuaknaben, ein Knabe von Sekar und ein Alfurenkind, waren beim Spiel in Streit geraten und fingen an, sich zu prügeln, wobei der Bergbewohner den Kürzeren zog. Der Alfuren=

papa, welcher dazu kam, fühlte sich beleidigt, daß sein Söhnchen von einem Sklaven verhauen worden war und wollte diesem mit dem Klewang zu Leibe, worauf derselbe schreiend davonlief. Sofort ergriffen einige Strandpapuas die Partei des Kleinen und stellten sich mit Pfeil und Bogen dem rachsüchtigen Papa entgegen, wobei es immer mehr Geschrei gab und zuletzt alle kampffähigen Männer sich bewaffnet mit halbgespanntem Bogen gegenüber standen, jede Partei den Angriff der andern erwartend.

Obgleich gütlich beigelegt, hatte die Geschichte doch noch ein Nachspiel.

Der Radja von Sekar war dem Alfurenradja, dessen Untertan beleidigt worden war, eine Kugel Opium schuldig und konnte dieselbe, als letzterer sie wenige Tage nach der Affäre forderte, nicht bezahlen. Der Alfurenradja kam daher zu mir und erbat meine Hülfe, da ich mich aber nicht in die Angelegenheit mischen wollte, so sagte er, daß er nun den ersten besten Sklaven, der ihm in den Weg käme, rauben würde. Das untersagte ich ihm, indem ich vorgab, ihn sonst als Gefangenen mit nach Ternate zum Sultan zu nehmen, von dem er schwer bestraft werden würde.

Sehr erschreckt beteuerte er, daß er, so lange ich in Sekar sei, nicht wagen würde, einen Sklaven wegzunehmen. Eine Stunde später fuhr er mit seinen Leuten weg, aber bald hörte ich, daß er unterwegs ein Boot mit Frauen angehalten und sich eines der kleinen Sklavenmädchen daraus geraubt habe. Seitdem ließ er sich aber nicht mehr blicken.

Am selben Tage passierte noch ein Unglück, indem eine junge Sklavin einen giftigen Fisch genossen und daran gestorben war. Unter lautem Geheul ward die Leiche vor dem Hause im Kahne aufrecht gesetzt und mit einem neuen Rock geschmückt. Da sie im Freien gestorben, so durfte sie nicht ins Haus gebracht werden, damit keine Krankheit hineingeschleppt werde. Die ganze Nacht hindurch wurden eintönige Klagelieder, unterbrochen von plötzlichem Geheul, gesungen, und am anderen Tage wurde die Leiche in der Nähe des Dorfes auf einem kleinen Stück flachen Strandes begraben und ein leichtes Blätterdach darüber angebracht.

Vom Radja munda und den Arabern, sowie von verschiedenen Papua ward mir mitgeteilt, daß nördlich von Sekar, ungefähr drei Tagereisen entfernt, ein Dorf Prau gelegen sei, dessen Bewohner noch jetzt Menschen fräßen. Wo sie einen einzelnen nicht zum Dorfe gehörigen Menschen fänden, würde derselbe waidgerecht angepirscht, erlegt und mit den Fischen, die sie in der See gefangen, als gute Beute mit heimgebracht. Dort werde der Leiche erst der Kopf abgeschnitten und dieser dann über Feuer gehängt, worauf man den abtropfenden Saft und das Fett auf Sagobrot auffange und mit dem Gehirn zusammen esse. Das übrige Fleisch werde teils geröstet, teils für späteren Gebrauch getrocknet.

Da die Sekarer keine Sagobäume haben, so müssen sie ihren Sago

von diesem Dorfe kaufen, gehen aber nur in einer größeren Anzahl dorthin und bleiben dann mit ihren Böten fern vom Lande liegen, um vor Überfällen gesichert zu sein. Der Sago wird dann von den Bewohnern von Prau zu den Böten gebracht.

Zwei angeblich von Prau stammende Männer hatte mein arabischer Freund als Sklaven, und mir sind nie beschränkter und tierischer aussehende Menschen begegnet, als diese zwei. In der Wahl ihrer Nahrungsmittel waren sie durchaus nicht wählerisch, und einer derselben ward einmal dabei erwischt, als er den Körper einer von mir abgezogenen Schlange, welcher schon zu verwesen begann, sich kochen und verzehren wollte.

Jene Nachrichten reizten mich sehr, das Dorf kennen zu lernen, es war mir jedoch unmöglich, meine Sekarer dazu zu bewegen, mich einmal dorthin mitzunehmen. Sogar viel Opium, welches ich ihnen vorausbezahlen wollte, konnte ihren Entschluß nicht wankend machen. Sie meinten, ich würde dann sicher getötet werden, dann aber kämen Kriegsschiffe, nähmen sie gefangen und würden ihre Dörfer verbrennen. Selbst meinen Diener, einen Makassaren, wollten sie nicht mitnehmen und dann auch erst nach langem Zureden für eine hohe Summe, die ich in Opium vorausgezahlt hatte. Auch wollten sie keine Garantie für seine Rückkehr übernehmen. Die Tour sollte zehn Tage in Anspruch nehmen, jedoch schon nach sechs Tagen brachte ihn ein Boot zurück, weil die Eingeborenen von Prau gesagt, sie wünschten, er käme ans Land, damit sie ihm den Kopf abschlagen könnten; seine Haare seien so lang, daß sie einen prächtigen Schmuck für ihre Schwerter abgeben würden. Aus diesem Grunde hatte man ihm untersagt, sich sehen zu lassen; da er aber Waffen für mich kaufen wollte, so kehrte er sich nicht an das Gebot und wurde mir deshalb sofort wieder zurückgeschickt.

Nur eine kurze Spanne Zeit habe ich mich in Sekar aufgehalten; sie genügte jedoch, meine Gesundheit auf längere Zeit zu untergraben. Die Ausdünstungen des bei Nacht unter den Häusern trockenen Meeresbodens, der häufige Genuß von Regenwasser und die schlechte Ernährung brachten mir fast jeden dritten oder vierten Tag ein heftiges Fieber, welches stets ein nagendes Kopfweh hinterließ. Und als ich mich einmal über das diebische und freche Gebahren der Eingeborenen sehr geärgert hatte, brach ein Gallenfieber aus, welches sich erst verlor, als ich an Bord des mich abholenden Dampfers wieder die reine frische Seeluft einatmen konnte. Den anderen Tag jedoch mußte ich mich schon von neuem legen, da mein vom Fieber erhitzter Körper sich in der frischen Seebrise erkältet und ich mir eine Brustfellentzündung geholt hatte, welche beinahe drei Wochen anhielt.

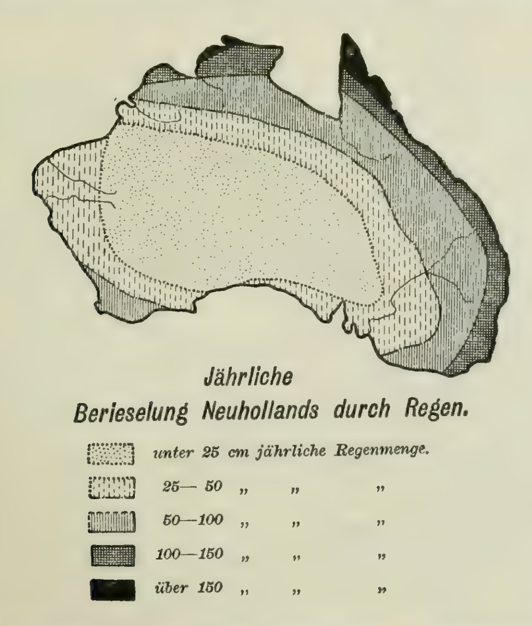
---

4. Die treibenden Jäger Neuhollands.

Neuholländer und Indonesier — wieder ein krasser Gegensatz. Es ist die höchste Armut und der höchste Reichtum, die denkbarste Einheitlichkeit und die weitgehendste Mischung, welche uns in diesen beiden Gruppen entgegentreten.

Neuholland gilt im geographischen Unterricht als Erdteil. Die Kulturgeographie will dieser Behauptung nicht widersprechen, soweit ein Erdteil nicht erst dann sich den Namen eines solchen verdient, wenn die Gliederung in den Vordergrund tritt. Neuholland ist eigentlich jeder Gliederung bar. Es ist ein großer Fleck Erde, dem im Verhältnis zur Fläche Wasseradern mehr fehlen als jedem anderen. Die Wasserarmut Neuhollands bietet auch das Grundgesetz seiner einheimischen Kulturformen.

Nachstehend habe ich zwei Kärtlein skizziert. Die Regenkarte zeigt eine große Wüste im Innern, eigentlich reichere Niederschläge



Jährliche Berieselung Neuhollands durch Regen.

nur am Ostrande und auf den Nordspitzen. Demgegenüber stelle ich eine Skizze der Dichtigkeit der Bevölkerung. Es muß betont wer=

den, daß diese Skizze den heutigen Verhältnissen entspricht, also dem Zustande der Besiedlung nach nunmehr schon sehr kräftiger Einwanderung europäischer Volksmassen. Zur Zeit vor den Europäern würde die Karte ein außerordentlich viel helleres Kleid erhalten haben. Aber auch das heutige Gesicht ist sehr bezeichnend. Das Verhältnis des Regens und das der Besiedlungsdichtigkeit ist ein verhältnis-



Heutige Bevölkerungsdichtigkeit auf Neuholland.

unbewohnt.

etwa 0,1 Mensch per □km.

0,1 bis 10 Menschen per □km.

10 bis 50 und mehr Menschen per □km.

mäßig leicht verständliches. Wesentlich ist es mir nun, festzustellen, in wie weit, abgesehen von der Gesamtdichtigkeit der Bevölkerung, die Schichtung vor den Europäern anders ausgesehen hat. Der einzige Unterschied liegt in den Nordspitzen. Die beiden Hörner der Karpentariabai hätten dichter bevölkert werden können, wenn die Papuarasse einen energischen Siedlungsversuch von Norden her unternommen haben würde. Er ist, so viel wir wissen, nicht verfolgt.

Die Eingriffe fremder Kulturen von außen waren zur Zeit vor der Einwanderung der Europäer offenbar geringfügiger Natur. Ich vermochte es, nur an zwei Stellen fremde Kultursymptome festzustellen: erstens an den Indonesien zugelegenen Küsten, wo sich eine entwickeltere Form des Bootes eingebürgert hatte, und zweitens auf der Tasmanien gegenüber gelegenen Südostecke, auf welcher an den Neuholländern sonst fremden Gütern sich schwache Merkmale der polynesischen Mythologie, der Angelhaken und etwas höhere Schnitzkunst vorgefunden haben. Abgesehen von diesen, fremden Einfluß verratenden Zügen und abgesehen von einigen Eingriffen von der Yorkspitze aus, bietet Neuholland das Bild der größten Einheitlichkeit der primitiven Kulturform. Der Kulturschatz der Eingeborenen war lächerlich gering: Die Lanze zum Werfen mit der Hand und mit einem Wurfbrett, die Keule zum Schlagen und zum Werfen, das Wurfholz

zum Bumerang ausgebildet, der Schild, der Grabstock, das Drehfeuerzeug, der Tragsack, verhältnismäßig schwache Entwicklung der Kleidungs- und Schmuckgegenstände, hie und da ein Fangnetz für Tiere, als Hütte ein loses Gestell aus Baumrinden oder zusammengebogenen Zweigen — das ist im großen und ganzen der materielle Besitz. An geistigem Besitz: Eine außerordentliche Fertigkeit im Zeichnen und in pantomimischer Nachahmung (siehe den nachfolgenden Bericht von Turnbull), ein außerordentlich differenziertes Magiertum (siehe ebenfalls nachstehenden Bericht), bis zum äußersten vielfach gestaltete Verwandtschafts- und Ehebegriffe und das höchste Talent des Jägertumes. Das als Grundlage. Mit einem Wort: das typische Jägertum, wie es uns bezeichnender in keinem Teile der Erde so klar erhalten geblieben ist.

Und diese klare Erhaltung verdanken wir fraglos der Armut des Landes, welche nirgends eine dichtere Bevölkerung zugelassen hat, welche nirgends und niemals fremde Ansiedler anlockte, welche nirgends zum Festsässigwerden, zum auch nur allerprimitivsten Gartenbauerntume die nötigen Mittel bot.

Man hat mit gewissem Erstaunen gefragt, woher denn der Neuholländer seine so unglaublich scharf begrenzten Verwandtschaftsbestimmungen erhalten habe. Man hat das als den Rest einer höheren Kulturform bezeichnen wollen. Und doch wie einfach ist die Sache: Die Natur und diese Armut der Bevölkerung zwang die Menschen, wenn sie nicht aussterben wollten, dazu, die Inzucht zu vermeiden.

Geschichte eines Mordes in Queensland.

Nach Karl Lumholtz*) (1884).

Eines Tages, als ich allein mit dem Eingeborenen Jokkai auf einer Expedition im Lager saß, rief er plötzlich aus: „Poor fellow, white fellow!“ (Armer weißer Mann!) Im Glauben, daß er mich meinte, fragte ich halb ärgerlich, was das zu bedeuten habe. Er schlug sich über den Nacken und sagte: „Jimmy, den weißen Mann im Wasser.“ Ich begriff nun, daß etwas passiert sei und erfuhr durch Jokkai, daß derselbe Jimmy, der mich zu wiederholten Malen auf den Expeditionen begleitet hatte, einen weißen Mann getötet und ins Wasser geworfen habe. Der weiße Mann hatte mitten am Tage unweit Herbert Vale Rast gehalten. Jimmy hatte ihm angeboten, Holz zu holen und Feuer zu machen, was angenommen wurde. Aber als der weiße Mann Tee bereitete und nicht gleich Jimmy davon zu trinken gab, wurde derselbe zornig und schlug den Weißen im Moment, als er die Tasse an den Mund führte, mit seinen Tomahawk so heftig in den Nacken, daß derselbe tot umfiel und nun von Jimmy beraubt und ins Wasser geworfen wurde.

*) „Unter Menschenfressern.“ Hamburg 1892.

Dieser schreckliche Bericht machte einen tiefen Eindruck auf mich. Wie leicht konnte ich einem ähnlichen Schicksal anheim fallen, und vielleicht war es Tollkühnheit, noch länger so vertrauensvoll mit den Wilden zu verkehren! Diesem Gedanken durfte ich aber Jokkai gegenüber keinen Ausdruck geben; doch entschlüpfte mir die Äußerung, daß die schwarze Polizei kommen und Jimmy töten würde.

Diese meine Äußerung wurde gleich Nilgora und den übrigen Schwarzen mitgeteilt, als sie abends heimkehrten, und augenscheinlich erschreckte dieselbe sie sehr; denn sie wußten, daß die schwarze Polizei es nicht so genau mit den Personen nahm, sondern den ersten Besten erschießen würde, der ihr in den Weg käme. Auch fürchteten sie den Zorn von Jimmys Verwandten, wenn diesen die unbedachtsame Mitteilung Jokkais infolge Klatschhaftigkeit zu Ohren kommen würde. Ich fühlte, wie ihre mißtrauischen Blicke mich verfolgten, und es galt, auf der Hut zu sein; denn wie leicht konnten sie die Verbreitung der blutigen Tat verhindern, indem sie mir den Garaus machten. Unter allen Umständen beschloß ich, die Nacht zu durchwachen und feuerte wie gewöhnlich abends einen Schuß ab.

Die Wilden legten sich ums Feuer, und durch die Öffnung der Hütte konnten wir uns gegenseitig beobachten. Um sie von meinem Wachsein zu überzeugen, bat ich sie wiederholt um Holz fürs Feuer, und erst beim Morgengrauen fiel ich, von Müdigkeit überwältigt, in Schlaf.

Als ich wieder die Augen aufschlug, schienen die ersten Sonnenstrahlen in meine Hütte, und ich erwachte mit dem frohen Gefühl, wohl und unversehrt zu sein. Nie hatte mich die taufrische tropische Morgenstunde so erquickt wie nach dieser Nacht!

Ich beschloß vorläufig, mit Jokkai nach Herbert Vale zurückzukehren und alles zur Bestrafung Jimmys aufzubieten, um den Schwarzen ein warnendes Beispiel zu geben. Da Jimmy mich öfters begleitet hatte, kannte ich ihn recht gut. Er war ein brutaler, eigenmächtiger Bursche mit schlechtem Charakter und dabei ziemlich verschlossen. Vor nicht langer Zeit hatte er sogar eine seiner Frauen getötet, die junge hübsche Molle-Molle, die er einem seiner Genossen geraubt. Da dieselbe aber ihren ersten Mann liebte, sich nicht mit Jimmy vertragen konnte und außerdem von seiner andern eifersüchtigen Frau arg geplagt wurde, machte sie einen mißglückten Fluchtversuch, nach welchem sie von Jimmy mit der Axt, um sie zu brandmarken, über die Schulter gehauen wurde. Trotzdem machte sie einen zweiten Fluchtversuch, kam nach Herbert Vale, wo ich mich damals aufhielt, und bat mich dringend, Jimmy zu erschießen, „weil er nicht gut sei". Trotz ihrer hübschen Augen und ihres koketten Lächelns ließ ich mich auf keinerlei Versprechungen ein, riet ihr aber, zu ihrem ersten Manne zurückzukehren, und in derselben Nacht verschwand sie auch. Späterhin erfuhr ich, daß sie zwar den Mann ihrer Liebe, aber doch nur ein kurzes Glück gefunden habe; denn Jimmy war der Stärkere und holte sie zurück, worauf er sie mit einem Stein auf

den Kopf schlug und in den heißen Sand warf. Dort verließ er sie mitten am Tage, nachdem er Steine über sie gewälzt hatte, und fast wäre sie schon damals gestorben. Als ich später Molle=Molle mit Jimmy auf einer Reise nach einem anderen Lande traf, war sie sehr mager und blaß geworden; auch hatte sie tiefe Wunden im Kopfe, und auf dieser Reise war es, wo er sie mit seinem Tomahawk tötete und von einem alten Manne begraben ließ, ungefähr drei Wochen, nachdem er den weißen Mann getötet hatte.

Jokkai fürchtete von den Schwarzen bei Herbert Vale getötet zu werden, weil er den Mord des weißen Mannes ausgeplaudert habe. Ich beruhigte ihn jedoch mit der Versicherung, daß sein Name nicht genannt werden solle.

Bei meiner Rückkehr nach der Station sprach ich mit den Eingeborenen über die Begebenheit. — Zuerst taten sie sehr überrascht; als sie aber meine gründliche Kenntnis in der Sache wahrnahmen, hörten sie auf, Komödie zu spielen und besprachen eingehend den ihnen wohlbekannten Mord, den sie als ganz berechtigt ansahen, da der weiße Mann sein Essen mit Jimmy nicht geteilt habe. Ich belehrte sie eines Besseren und drohte ihnen, die schwarze Polizei holen zu lassen, was ich auch getan haben würde, wäre nicht zufällig drei Tage nachher ein Sergant mit einigen Gemeinen der schwarzen Polizei nach Herbert Vale gekommen, um dort sein Lager aufzuschlagen, nachdem er unten in Cardwell gewesen war, um für seinen oben im Hochlande lebenden Chef Proviant und Trinkwaren zu holen.

Beim Anblick der schwarzen Polizei entwich den Wilden das Gedächtnis, und sie behaupteten, nicht Jimmy, sondern zwei andere, Kamera und Boko hätten den weißen Mann erschlagen. Dies war insofern wahr, als diese beiden wirklich vor anderthalb Jahren einen Weißen ermordet hatten, was erst bei dieser Gelegenheit herauskam; man hatte geglaubt, er sei von einem Krokodil gefressen worden.

Da nun Kamera und Boko den Schwarzen bei Herbert Vale fremd waren, Jimmy aber zu ihrem Stamme gehörte, trachteten sie letzteren zu retten, indem sie die Aufmerksamkeit von ihm ablenkten und sich gut Freund mit der Polizei machten. Sie brachten ihr ihre besten Frauen, holten Wasser und Holz und waren nach jeder Richtung dienstbeflissen. Ich teilte dem Polizeiserganten die ganze Begebenheit mit und ersuchte ihn, Jimmy, den er bei einem großen Vorbobi (Festtanz) treffen könnte, zu verhaften. Am nächsten Tage begab sich der Sergeant in Begleitung einiger Wilden von der Station und mit einem hier ansässigen Südseeinsulaner (Kanake) auf die Suche nach Jimmy, um denselben zu verhaften. Während seines Fortseins erschien der Postmann von Cardwell, der mir, als er von der Begebenheit erfuhr, mitteilte, daß er zu wiederholten Malen an der Stelle, wo der Mord begangen sein sollte, nämlich bei Dalrymple Creek, einen sehr üblen Geruch verspürt habe.

Wir hofften nun am Abend, den Sergeanten mit dem Verbrecher erscheinen zu sehen; aber leider kam ersterer unverrichteter Sache

zurück, indem er erklärte, daß von den drei Jimmys, die ihm beim Vorbobi vorgeführt worden wären, keiner der Gesuchte sei, wie die ihn begleitenden Schwarzen erklärt hätten. Ich wußte, daß dies nicht wahr war und forderte den Sergeanten zu einem neuen Versuche auf. Der Kanake sagte mir, der rechte Jimmy sei wirklich dagewesen, und er hätte sich sehr über den Sergeanten geärgert, der nur Sinn für das schöne Geschlecht und kein Interesse für das Auffinden des Mörders gehabt habe.

Da ich auf meiner Forderung bestand, mußte der Sergeant sich bequemen, sich am folgenden Morgen wieder auf den Weg zu begeben und diesmal noch zwei seiner eigenen Leute mitzunehmen. Auch kehrte er schon früh vormittags mit dem Verbrecher zurück, der mir mit Handschellen vorgeführt wurde, und in welchem ich gleich Jimmy erkannte. Sein verdächtiges Gesicht hatte einen unruhigen Ausdruck. Das Blut stieg ihm in den Kopf, und wenn man überhaupt von Röte bei einem Schwarzen sprechen kann, so zeigte sie sich bei dieser Gelegenheit.

Unter dem Lagerhaus, das auf sehr hohen Pfählen stand, war ein großer Raum von einem dichten Gitter umgeben, und hier wurde Gericht gehalten. Der Gefangene wurde von zwei schwarzen Polizeisoldaten hereingeführt, und das Verhör begann. Zugegen waren der Sergeant, der alte Aufseher, der Postmann, der Kanake und ich. Außerhalb des Gitters standen mit gespannter Aufmerksamkeit die Wilden.

Der Sergeant, ein großer, kräftiger Mann, der die eigentliche gesetzliche Obrigkeit des Ortes war, leitete die Verhandlungen ein, indem er einen Stock aus der Hand eines Schwarzen riß und damit Jimmy auf den Kopf schlug, um ihm auf diese brutale Art die Wahrheit zu entlocken.

„Du hast den weißen Mann getötet!" rief er mehrere Male und gab seinen Worten immer durch neue Schläge Gewicht, aber der Verbrecher leugnete, indem er mit seinen gefesselten Händen die Folgen seiner Hartnäckigkeit abzuwehren suchte. „Du hast auch deine Frau getötet!" schrie der Sergeant, worauf Jimmy stumm blieb und nur die furchtbaren Schläge abzuwehren versuchte. Plötzlich warf der Sergeant den Stock über Jimmys Kopf hinweg, und somit war glücklicherweise der inquisitorische Teil des Verhörs beendet. Der Sergeant, der unterdessen warm von Anstrengung und Zorn geworden war, wandte sich darauf um und stöhnte: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß er schuldig ist; aber laßt uns hören, was die Schwarzen sagen."

Einige derselben wurden hereingerufen; aber sie behaupteten dasselbe wie Jimmy, den weißen Mann habe er nicht getötet. Dagegen räumten sie einstimmig ein, daß seine Frau Molle-Molle von ihm ermordet worden sei. Sie war ein Weib, daher sahen sie ein solches Geständnis als ungefährlich an, und auch Jimmy bekannte sich zu diesem Morde.

„Ja, das ist ganz hinreichend," murmelte der alte Aufseher.

„Bringt ihn an den Fluß und tötet ihn," befahl der Sergeant seinen Leuten.

„Und werft ihn ins Wasser, damit man ihn nicht riecht," fügte der Postmann hinzu.

Zögernd folgten die schwarzen Polizeisoldaten dem Befehl ihres Herrn, und einer derselben, David, deutete an, daß der Gefangene erst die Leiche des weißen Mannes nachweisen müsse. Dies war eine Erfindung, welcher die Absicht zu Grunde lag, die Sache in die Länge zu ziehen und somit Jimmy zu retten; denn die Polizisten wollten gern den Schwarzen, die ihnen neulich Bestechungsmittel gesandt hatten, einen Gegendienst leisten.

Indessen befahl ihnen der Sergeant, Jimmy ins Lager zu führen und kurzen Prozeß mit ihm zu machen. Da dieser sah, daß es wirklich Ernst wurde, erblaßte er förmlich und folgte willenlos, während die Eingeborenen, welche anfangs als stumme Zuschauer ratlos dagestanden hatten, stillschweigend das Gefolge bildeten.

Der Aufseher hatte während des Verhörs die Bemerkung fallen lassen, daß den Weißen gegenüber die Sache nicht bekannt werden dürfe, da es der Polizei nicht erlaubt ist, so weit zu gehen, wie es der Sergeant beabsichtigte. Es war auch meine Ansicht, daß es nach englischen Gesetzen nicht zulässig sei, einen Verbrecher so ohne weiteres zu erschießen, wie klar auch der Mord bewiesen worden war. Der Gefangene hatte ihn ja nicht einmal eingestanden und ein korrektes Vorgehen war mir eine Sache von Wichtigkeit; ich begab mich daher gleich ins Lager, um dem Sergeanten meine Bedenklichkeiten mitzuteilen. Hier war alles ruhig, die Polizisten machten es sich bequem, und Jimmy, dem man zu essen gegeben hatte, schien sich äußerst wohl zwischen ihnen zu befinden.

Der Sergeant empfing mich mit der Nachricht, daß Jimmy nun alles eingestanden und sogar beim Anblick der Gewehre mehrere Details erzählt habe. Er hatte den weißen Mann bei Dalrymple Creek überfallen, ihm einen Hieb in den Nacken gegeben und die Leiche ins Wasser geworfen. Die Stelle, an der der Mord ausgeübt worden war, war er zu zeigen bereit.

Ich schlug dem Sergeanten vor, Jimmy dem Polizeigerichtshof zu Cardwell vorzuführen, da dieser eigentlich mit der Sache zu tun hatte; auf dem Wege dahin könnte der Mörder dann die bewußte Stelle zeigen. Der Sergeant ging willig auf meinen Vorschlag ein, und da er wenig Lust verspürte, über das Vorgefallene zu berichten, überließ er es mir, den Rapport zu schreiben.

Jimmy wurden die Handschellen gelöst, um die Füße gelegt und am Steigbügel befestigt. Dann ward er auf ein Pferd gesetzt und ritt zwischen David und einem anderen Polizisten davon, die ich am nächstfolgenden Abend zurückerwarten konnte.

Der Sergeant gab sich nun einem eigentümlichen dolce far niente hin, indem er in sein Zelt ging und sich mit dem Rum seines

Herrn zu gute tat, der Bequemlichkeit halber sogar den gefüllten Krug vor sein Lager setzte.

Am folgenden Morgen wurde ich durch die zeitige Rückkehr Davids überrascht, der mir meinen Brief zurückbrachte und berichtete, er habe das Unglück gehabt, den Gefangenen unterwegs zu verlieren. Als sie Dalrymple Creek erreicht hatten, war ihnen von Jimmy die Leiche im Fluß gezeigt worden. Aber gleich darauf hatte er die Steigbügelriemen gelöst und war mit den Fesseln um die Beine geflohen. Die Nacht war dunkel und regnerisch, und trotz der ihm von den Polizisten nachgefeuerten Schüsse war es ihm ein Leichtes gewesen, zu entkommen.

Mich ärgerte diese Nachricht sehr, und ich konnte mich des Mißtrauens gegen David nicht enthalten. Ganz gewiß war derselbe im Einverständnis mit den Eingeborenen gewesen und hatte die Flucht begünstigt. Mit dem Sergeanten ließ sich gar nicht verhandeln. Ich fand ihn total betrunken im Zelte liegend, und dieser Zustand währte vier Tage und vier Nächte. Hin und wieder kam er einen Moment zum Bewußtsein, aber nur, um von neuem zu trinken und seine Leute zu ersuchen, ihm Kühlung zuzuwedeln. Der Zustand verschlimmerte sich zusehends, und die Soldaten benutzten die Gelegenheit, indem auch sie dem Kruge zusprachen und sogar den Eingeborenen Grog zu trinken gaben.

Auf eine so schändliche Art handhabte dieser Mensch das Gesetz, und welchen Begriff brachte er den armen Schwarzen von Recht und Unrecht bei! Im nüchternen Zustande pflegte er zu sagen: „Die einzige Art, einen Schwarzen zu zivilisieren ist, ihm eine Kugel durch den Leib jagen.“ Ich schrieb Mr. Stafford, dem Chef des Sergeanten, der in den Polizeibaracken des Hochlandes lebte, einen ausführlichen Bericht, verlangte die Bestrafung Jimmys und fügte hinzu, mich an die Regierung wenden zu wollen, falls in der Sache nichts getan würde.

Nachdem ich meine Sammlungen im Hauptquartier in gute Verwahrung gebracht hatte, bereitete ich mich vor, nach Valley of Lagoons zu gehen, wo ich die unangenehme Regenzeit zubringen wollte.

Ende Februar sagte ich also Herbert Vale für eine Zeitlang Lebewohl, froh, den vielen Unannehmlichkeiten der letzten Wochen zu entgehen. Mein Verhältnis den Schwarzen gegenüber wurde von nun an schwieriger, da sie gesehen, daß meine Bemühungen wegen der Bestrafung Jimmys nutzlos gewesen waren, und sie somit den Respekt vor mir verloren hatten. Vielleicht würde sich derselbe wieder erlangen lassen, wenn Mr. Stafford selber erschienen wäre und ihnen ihren Standpunkt klar gemacht hätte. Ich entschloß mich daher meiner eigenen Sicherheit halber, Mr. Stafford persönlich aufzusuchen, was mit keinen großen Schwierigkeiten verknüpft war, da er nicht weit von Mr. Scotts Station, Valley of Lagoons, wohnte.

Die Landschaft hier oben auf dem Hochlande hat einen ganz anderen Charakter als im Talgrunde von Herbert River. Große grüne Grasfelder erstrecken sich über das Tafelland und sind oft mit hohen

Gummibäumen bewachsen. Sowohl Wärme als Regen treten hier weit geringer auf, wenn auch das Terrain, namentlich in der Gegend von Valley of Lagoons, sehr wasserreich ist und der wohlklingende Name von den vielen sich dort befindenden Seen herrührt.

Einige Tage nach meiner Ankunft besuchte mich Mr. Stafford, der die ungeschickte Aufführung seiner Leute sehr beklagte und mir versprach, nächstens selbst nach Herbert River zu reisen, um die Sache gründlich zu untersuchen.

Mit den Schwarzen in dieser Gegend ist nicht zu spaßen. Mehrere Male hatten sie nachts die Polizeibaracken umringt, und man konnte immer eines neuen Angriffs gewärtig sein. Außerdem waren sie dem Vieh sehr gefährlich und hatten nach dem Berichte des Verwalters schon mehrere 1000 Stück getötet. Übrigens dienten drei zivilisierte Schwarze auf der Station, ohne daß sie ihre wilden Sitten sonderlich abgelegt hätten. So erzählte mir eine von ihnen, ein noch junges Weib, daß einer ihrer Mitdienenden drei Kinder getötet worden seien. Den beiden ersten hatte die Mutter selbst das Leben genommen. Das dritte Kindchen ließ sie leben, damit es groß genug zum Verspeisen werde. Diejenige, welche mir die Geschichte erzählte, hatte dann den Fuß auf die Brust des Kleinen gesetzt und es zu Tode gedrückt, worauf sie es beide gemeinschaftlich verzehrten. Dies wurde alles mit der gleichgültigsten Miene als etwas ganz Natürliches erzählt.

Mein Aufenthalt auf der Station währte nur 14 Tage, und Mitte März war ich schon wieder in Herbert Vale, wo mir der Aufseher berichtete, daß Mr. Stafford auf seiner Durchreise nach Cardwell eine Nacht bei ihm zugebracht, aber nichts in Jimmys Angelegenheit vorgenommen habe, vielleicht würde es bei seiner Rückkehr geschehen. Inzwischen hatten der Postmann und der Sergeant vom Polizeigerichtshof in Cardwell die Leiche des weißen Mannes aufgefunden und begraben, während Jimmy frech genug gewesen war, sein Lager anderthalb Meilen von Herbert Vale aufzuschlagen. Dennoch mußte es schwer sein, seiner habhaft zu werden, und ich suchte die Schwarzen zu überreden, ihn selbst zu töten, indem ich ihnen vorstelle, daß in solchen Fällen keiner erschossen werden würde, während es ihnen im entgegengesetzten Falle schlimm ergehen könne. Sie schienen auch wirklich Furcht zu empfinden und schlugen mir vor, Jimmy zu erschießen. Jedenfalls gaben sie mir das Versprechen, ihn Mr. Stafford bei seiner Rückkehr auszuliefern, und hätte sich dieser wirklich der Sache angenommen, so wäre Jimmy seinem Schicksal nicht entgangen. Aber leider war Mr. Stafford die verkörperte Gleichgültigkeit. Er übernachtete in Herbert River, und als er am folgenden Morgen sein Pferd bestieg, sagte er einigen daneben stehenden Schwarzen: „Es wird am besten sein, daß ihr selber Jimmy erschießt. Bald komme ich wieder und erschieße euch dann alle zusammen."

Das war alles, was er in der Sache tat, und meine Stellung wurde immer unhaltbarer, da mein Ansehen bei den Schwarzen eine

neue Niederlage erlitten hatte. Sie sahen, daß ein weißer Mann ungestraft getötet werden konnte, und daß ich mich Mr. Stafford gegenüber nicht geltend zu machen vermochte. Sie schienen sogar zu glauben, daß Mr. Stafford auf ihrer Seite stünde und sie mich ohne weiteres töten könnten. Sogar Jimmy fühlte sich sicher. Tags darauf rückte er sein Lager viel näher, und es währte nicht lange, bis er einen Besuch auf der Station abstattete; doch kam er mir nicht vor Augen. Einige Wochen später brach er auf Mr. Gardiners Farm bei Lower Herbert ein und tötete dessen Hund.

Unter den Neuholländern von Neusüdwales.

Nach John Turnbull*) (1804).

So wenig liebenswürdig der Charakter der hierher verbannten Verbrecher und zum Teil auch der Ansiedler ist, ebensowenig spricht der Nationalcharakter der Ureinwohner an. Sollte unsere Niederlassung in Neusüdwallis von dem Schicksal bestimmt sein, sich einst durch einen höheren Grad von Kultur auszuzeichnen, so müßten ganz andere Mittel zur Zivilisierung der Eingeborenen angewendet werden, welche jetzt nur das schlechte Beispiel unserer, ihrer Vergehen wegen hierher verbannten Landsleute vor Augen haben.

Die Ureinwohner dieses entfernten Erdstrichs sind die rohesten aller Erdbewohner. — Der Aufenthalt der Europäer hat noch nicht den mindesten Einfluß auf ihre Verfeinerung gehabt; sie sind noch ganz dieselben wie zu Anfang der Niederlassung. Täglich sieht man Männer und Weiber dieses Volkes in den Straßen von Sydney und Paramatte so mutternackt als sie zur Welt gekommen sind. Vergebens haben die menschenfreundlich denkenden hiesigen Beamten sich bemüht, den armseligen Zustand dieser Wilden zu verbessern. Sie beharren noch immer in dem Genusse des ihnen so behaglichen Zustandes der Unabhängigkeit und der ihnen eigenen Lebensart und haben taube Ohren für alles, was man ihnen sagt.

Sollte dies einem höheren Grad von Geistesstumpfheit zuzuschreiben sein, als man gewöhnlich bei Wilden findet? — Gewiß nicht! Denn wenn eine genaue Beobachtung und lebhafte Auffassung alles Lächerlichen für einen Beweis von natürlichen Anlagen gelten kann, so fehlt es dem Ureinwohner von Neusüdwallis gewiß nicht daran. Sie sind so geschickt, die auszeichnenden Eigenheiten, das Äußere, den Gang, die Gebärden und Mienen aller der Europäer, die seit Gouverneur Philipps Zeiten hier waren, auf das genaueste nachzuahmen, daß sie als eine lebendige Darstellung ihres verschiedenen

---

*) „A voyage round the World“ Vol. I. London 1805. — Zum Verständnis des Anfanges dieses Aufsatzes ist es nötig, darauf hinzuweisen, daß Neusüdwales im Beginne des vorigen Jahrhunderts eine Deportationskolonie war, d. h. England siedelte dort seine Verbrecher und alle die Leute an, von deren minderwertiger Betätigung der Staat überzeugt war.

Betragens und ihres Charakters angesehen werden können. Den Gouverneur Philipp und den Oberst Groß stellten sie nach dem Leben dar. Noch jetzt, wenn sie bei einem von unseren Landsleuten, bei einem Offizier oder auch wohl bei einem verbannten Verbrecher irgend etwas Ausgezeichnetes bemerken, sei es ein besonderer Blick oder ein Fehler im Gange, ein linkisches oder ein stolzierendes Äußere, ein Stammeln oder Schnarren im Sprechen, so fassen sie es sogleich auf und äffen es so täuschend ähnlich nach, daß man unmöglich das Original verkennen kann. Auch haben sie von den Verbrechern die Ausdrücke des niedrigsten Londoner Pöbels gelernt, und wenn es zu Zänkereien kommt, so können sie so gut schimpfen wie diese.

Dies ist aber auch alles, was sie zur Zeit von dem Umgange mit den Europäern gewonnen haben. In jeder anderen Rücksicht scheinen sie aller Verbesserung oder Änderung ganz unfähig zu sein. Sie sind noch immer ganz ohne Schutz gegen die Einwirkungen des üblen Wetters, sowie gegen die Abwechslung von Wohlleben und völliger Hungersnot, welche gewöhnlich das Leben der Wilden so unsicher machen. Was ihre körperliche Gestalt betrifft, so ist ihre Magerkeit zum Sprichworte geworden. Ihre Haut ist mittels scharfer Muschelschalen tätowiert, ihr Gesicht mit Muschelkalk und rotem Harze beschmiert, und ihr Haar ist mit Moos bedeckt und mit Haifischzähnen besteckt, welches sie für eine besondere Zierde halten. Durch den Nasenknorpel stecken sie sich ein Stückchen Holz, und so erscheinen sie als die ekelhafteste und widerlichste Völkerschaft auf der Welt.

Sie holen ihre meiste Nahrung aus den Flüssen und aus dem Meere, welches das große Proviantmagazin aller Bewohner der Inseln und Länder der Südsee ist. Es ist daher auch leicht zu schließen, daß auf Neuholland die Seeküsten weit stärker bevölkert sind, als das Land im Innern. — Ein toter Walfisch, der an diese Küsten getrieben wird, gibt den Neuholländern einen köstlichen Schmaus, dann haben sie vollauf und leben herrlich. Dann läuft alles herbei und der Walfisch wird selten verlassen, bevor seine Knochen rein abgenagt sind. Statt des Brotes essen sie eine Art von Wurzeln, welche einigermaßen dem Farrenkraute ähnlich sind. Diese Wurzeln werden geröstet, zwischen zwei Steinen zerquetscht und dann mit Fischen und dergleichen vermischt. Das ist ihre gewöhnliche Speise. Man findet hier Austern oder Muscheltiere von außerordentlicher Größe, von welchen drei hinreichend sind, einen Mann vollkommen zu sättigen. Die Klippen sind mit einer kleineren Art Austern bedeckt, die weiter nichts kosten als die kleine Mühe, sie wegzunehmen und aufzubrechen.

Einige von den Eingeborenen haben doch noch etwas durch unsere Niederlassung unter ihnen gewonnen; sie haben nämlich unsere Fischangeln und andere Fischgerätschaften, deren Vorzüge vor den ihrigen ihnen auffallen mußten, angenommen. — Selten lassen sie sich zu irgend einer Arbeit gebrauchen; nur zuweilen, wenn sie guter Laune sind, fällt es ihnen ein, an einem Fischnetz oder an einem Boot im Hafen ziehen zu helfen. Aber zum Ackerbau oder zu anderen Ge-

schäften scheinen sie ebensowenig Lust und Geschicklichkeit zu besitzen als die Tiere des Feldes.

Es fehlt ihnen nicht an persönlicher Tapferkeit. In den förmlichen Schlachten, welche die Bewohner eines Teiles des Landes oft denen eines andern liefern, wie auch in einzelnen Gefechten und Zweikämpfen zeigen sie, wenn es die Gelegenheit erfordert, den entschlossensten Mut. Sie verteidigen sich gegen den Wurf der Speere der Angreifenden bloß mit Schilden von dicker Rinde, die sie ihnen entgegenhalten. Ehe der Angriff beginnt, singen die Kämpfer gemeinschaftlich eine Art von Lied. Stufenweise erhebt sich das Geschrei, bis sie sich in eine völlige Raserei versetzt haben, in welchem Zustand ihre Bewegungen dann konvulsivisch werden und jeder Gesichtszug Wut ausdrückt. Die Veranlassung zu diesen Kriegen scheint meistens die Eifersucht auf ihre Weiber zu geben. Der Krieg fängt gewöhnlich mit einem Zweikampfe an, und das Gefecht wird erst später allgemein. Nirgends findet man eine so entschlossene Tapferkeit wie bei diesem Volke. Sie werfen ihre Speere mit solcher Gewalt, daß die Schilde davon durchbohrt werden. Wenn ihnen auch das Ausziehen der Speere aus der Wunde, wenn sie getroffen werden, sicherlich den äußersten Schmerz verursacht, so geht ihre Standhaftigkeit oder vielmehr Gefühllosigkeit doch so weit, daß sie keine Empfindung äußern. Auch sieht man sie nie oder höchst selten von dem Schlachtfelde fliehen.

Ein einziges Mal war ich selbst Augenzeuge, daß ein Neuholländer vor seinen Feinden floh; dies war ein ganz besonderer Fall. Der Flüchtling war nämlich ein Mann, der wegen irgend eines Verbrechens zu einer exemplarischen Strafe verurteilt worden war. Ungefähr 14 seiner Kameraden wurden dazu erwählt, die Strafe an ihm zu vollziehen. Sie stellten sich im Halbkreis um ihn auf und warfen ihre Speere nach ihm. Der arme Tropf hatte nichts als seinen Schild aus Baumrinde zu seiner Verteidigung. Mit diesem fing er die Speere auf oder wich mit der bewunderungswürdigsten Geschicklichkeit den Würfen aus. Wahrscheinlich würde er alle Würfe glücklich pariert haben, wenn seine Angreifer in gerader Linie vor ihm gestanden wären; da sie ihn aber umringten, so empfing er mehrere schwere Wunden. Endlich riß er aus und floh in die Stadt Sydney, wo er niederstürzte und starb. — Hier ist auch der Gebrauch, daß, wenn einer umgebracht wird, — es sei in einer Schlacht oder in einer Schlägerei, — der Mörder desselben genötigt ist, sich zur Verteidigung gegen eine bestimmte Zahl von Speeren zu stellen, welche die Hinterbliebenen des Getöteten auf ihn abschleudern. Bleibt er beim Leben, so ist aller Streit zu Ende; wird er aber getötet, so muß der, welcher den tötenden Speer auf ihn abschleuderte, ebenfalls sich den Speeren der andern bloß geben.

Die Schärfe des Gesichts und Gehörs dieser Wilden ist wirklich außerordentlich. Sie können aus weiter Entfernung Töne hören und Dinge sehen, die ein Europäer nicht zu bemerken vermag. Daher

taugen sie in den Wäldern sehr gut zu Führern unserer Jäger. Sie erkennen ein Stück Wild, ehe noch ein Europäer dasselbe gewahr wird. Sie sind auch die geschicktesten Schützen, die man finden kann, und ich sah einen, der einen Vogel von der Größe einer Taube aus einer Entfernung von 30 englischen Ellen niederwarf.

Sie schlafen meistens ohne Bedeckung unter freiem Himmel oder in einer armseligen Hütte, die ebensowenig gegen den Winterfrost wie gegen Stürme schützt. Bei sehr schlimmem Regenwetter verkriechen sie sich in Felsenhöhlen und zünden Feuer vor deren Eingang an, bis das Wetter vorüber ist. Man sagt, daß sie sich sehr vor Gespenstern und Erscheinungen fürchten.

Ihre Kanus sind aus Baumrinde gemacht, welche in kleinen Spänen zusammengebunden wird, — die armseligsten Fahrzeuge, die man sich denken kann. Sie sind gewöhnlich halb mit Wasser angefüllt, und bloß die natürliche Leichtigkeit der Materialien, welche immer auf dem Wasser schwimmen, verhindert ein sofortiges Untersinken. In einem so gebrechlichen Kahne sieht man oft eine ganze Familie, die mit dem Fischfang beschäftigt ist. In der Mitte des Kahnes unterhalten sie glühende Asche, auf dem sie die Fische, welche sie fangen, auf der Stelle rösten oder eigentlich nur erwärmen.

Seit die Europäer sich hier niedergelassen haben, sind diese Wilden in den Bemühungen, sich ihren Lebensunterhalt zu beschaffen, noch kühner geworden, und die entfernteren Pflanzer leiden oft viel von ihren Diebereien. Es ist ja leichter und müheloser zu stehlen als Fische zu fangen, und wenn man aus ihren Diebstählen schließen darf, so schmecken ihnen Kartoffeln und Welschkorn besser als ihre armselige Kost. Glücklicherweise entspringt aus diesem Mangel an Lebensmittel bei den Eingeborenen der einzige Vorteil für die Regierung des Landes, daß die hierher verbannten Verbrecher vor dem Ausreißen zurückgeschreckt werden. Einige derselben haben anfangs die Tollheit begangen, einen solchen Versuch zu wagen; aber sie fühlten bald genug die Folgen ihrer Verirrung und kehrten schnell wieder zurück, um sich in ihre vorige Sklaverei selbst wieder zu überliefern. Einige, die aus Furcht vor der Strafe wegen ihrer Desertion nicht sobald zurückkehrten, starben entweder vor Hunger oder wurden von Eingeborenen ermordet.

Bei der ersten Anlegung dieser Kolonie hatten die Briten sehr wenig Verkehr mit den Eingeborenen, weil diese die Ankunft der fremden Gäste sehr ungern sahen. Nur durch das freundschaftlichste zuvorkommendste Betragen und durch mancherlei Kunstgriffe konnte es der Gouverneur dahin bringen, daß sie besänftigt wurden und sich den neuen Ansiedlern näherten. Einer von den Häuptlingen dieser Wilden namens Bennelong, wie man sagt, ein berühmter Krieger, wurde auf eine sonderbare Art erhascht. Er hatte nämlich ein großes Wohlgefallen an der Jacke eines Matrosen gefunden, und diese wurde ihm auf der Stelle angeboten und ein Matrose beordert, ihm dieselbe anziehen zu helfen. Dieser Schelm legte sie ihm ver-

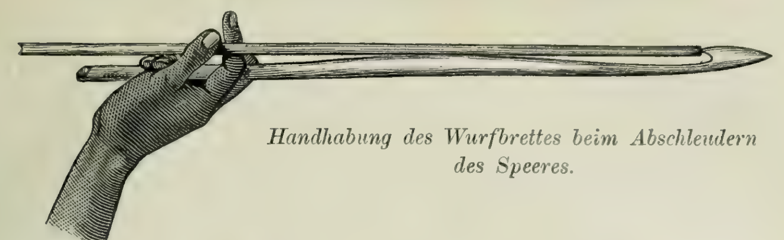
kehrt an, so daß er des Gebrauchs seiner Arme beraubt war, wodurch die Briten den halsstarrigen Wilden in ihre Gewalt bekamen.

Es ist aber gewiß nicht dasselbe, einen Wilden von Neusüdwales zu fangen und ihn zum gesitteten Menschen zu bilden. Vergebens verschwendete der Gouverneur alle Aufmerksamkeit auf ihn, erwies ihm alle Freundschaft, bekleidete ihn und machte ihm täglich neues Vergnügen. Alle diese Sorgfalt war verschleudert. Der Wilde machte mehrere Versuche, sich wieder in Freiheit zu setzen, aber sie mißlangen. Diesen Wilden nahm Kommandeur Philipp mit nach England, als er dahin zurückreiste, um ihn in London als ein Muster oder Pröbchen von der Nation der Neuholländer darzustellen. Aus Gutmütigkeit ward er von der sogenannten großen Welt mit Gunstbezeugungen und ausgezeichneter Behandlung überhäuft, denn alles Neue entzückt. —

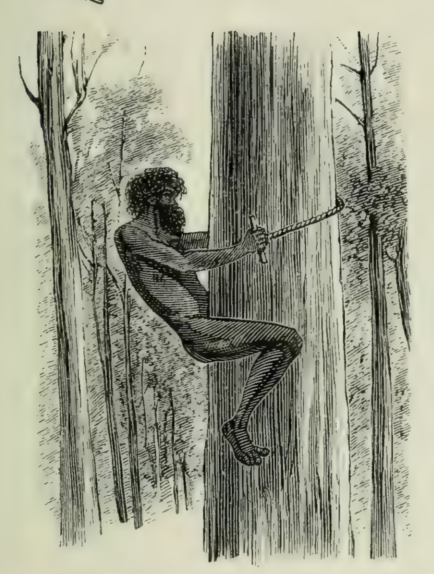
Man erzählte mir eine Anekdote von der Einfalt der Neuholländer, deren Wahrheit ich jedoch nicht ganz verbürgen will, obgleich die Unwissenheit dieser Leute den Vorfall gar nicht unglaublich macht. Die Matrosen eines Schiffes, das im Hafen lag, hatten nämlich am Ufer einen Feldkessel mit Fischen, welche gesotten wurden, im Feuer stehen. Einige Eingeborene sahen es, warfen lüsterne Blicke auf den Kessel und lauerten auf die Gelegenheit, insgeheim und behende einen Fisch herauszuholen. Schnell tauchten sie die Hände in das siedende Wasser im Kessel, aber ebenso schnell zogen sie sie wieder zurück, da sie eine unsichtbare Macht hier festzuhalten schien und rannten mit angstvollen Gesichtern, brüllend wie verwundete Stiere, davon. Ich kann dieser Erzählung um so eher Glauben beimessen, als ich aus eigener Erfahrung weiß, daß diese Wilden, ihre erwähnte Nachäffungskunst ausgenommen, selten im stande sind, zwei Ideen miteinander zu verbinden. — Dessen bedurfte es auch hier nicht. Die Neuholländer, die keine dazu tauglichen Gefäße besitzen, haben auch keinen Begriff von siedendem Wasser, und folglich konnten sie auch die Wirkung desselben, die ihnen allerdings sehr wunderbar vorkommen mußte, nicht voraussehen.

Während Bennelong sich in England aufhielt, wurde er mehreren Personen von hohem Adel und von den ersten Familien des Königsreichs vorgestellt, welche ihn mit Kleidungsstücken und anderen Sachen beschenkten, denen jeder andere Wilde einen unschätzbaren Wert beigelegt haben würde. So dachte aber Bennelong nicht; denn kaum war er wieder in seinem Vaterlande angekommen, so vergaß er alles, und legte sogar den Schmuck und die Hülfsmittel zur Verbesserung seines Zustandes, die er auf seiner Reise eingeerntet hatte, beiseite und kehrte zu den garstigen und rohen Sitten seines Landes zurück, gerade als ob die Erfahrungen, die er gemacht hatte, seine Vorliebe für dieselben nur vermehrt hätten. Er warf seine Kleider als eine lästige Bürde, die nur dazu dienten, den freien Gebrauch seiner Gliedmaßen zu beschränken, weg und ward wieder ein so echter Neuholländer, als ob er nie die Wildnis seines Vaterlandes verlassen

Aus dem Leben des neuholländischen Jägervolkes.



Handhabung des Wurfbrettes beim Abschleudern des Speeres.



Das Erklettern hoher Bäume.



Krieger im Fellmantel mit Speer und Schild.



Ausfahrt in Rindenkanus zum Fischspießen.

Nach R. Brough Smyth.

hätte. Dasselbe bemerkt man bei allen seinen übrigen Landsleuten, die oft von den Europäern Kleidung erbettelten, aber höchst selten sich zum zweiten Male in derselben sehen ließen.

Es kann jedoch auch nicht geleugnet werden, daß er nicht wenigstens einige Fortschritte vor seinen Landsgenossen durch den Umgang mit Europäern gemacht habe. Er kann sich z. B. mit Vergnügen und Interesse von Geschehenem unterhalten. Die Namen der Ladies Sydney und Dundas werden oft von ihm genannt und scheinen ihm aus Dankbarkeit unvergeßlich zu sein, da diese schönen Damen sehr viel für ihn getan haben. Es ist auch nicht uninteressant, ihm zuzuhören, wenn er von den Wunderdingen erzählt, die er während seines Aufenthaltes in England gesehen hat. Auffallend ist es, daß er mit sichtbarem Vergnügen einen Vorfall erzählt, der seine Lieblingsgeschichte zu sein scheint und folgender ist: Er war eines Abends in dem Hause eines angesehenen Mannes, umringt von neugierigen Begaffern. Ein alter Herr, der bloß einen Blick auf ihn geworfen hatte, nahm dann weiter keine Notiz mehr von ihm, trotz des neugierigen Zudringens der übrigen. Er nahm gemächlich eine Priese Schnupftabak und bat die Gesellschaft, ihm die Weinflasche zukommen zu lassen, die infolge des Auftauchens des Schwarzen und der allgemein durch ihn hervorgerufenen Neugierde eine Zeitlang in Vergessenheit gekommen war. Diese Anteillosigkeit und unbiegsame Ernsthaftigkeit scheint auf Bennelongs Gemüt mehr Eindruck gemacht zu haben, als all das wunderbare Neue und der Glanz, den er an diesem Abend sah. Aus dem Vergnügen, mit welchem er diesen Vorfall erzählte, ließ sich schließen, daß er ohne Zweifel den alten Herrn für den weisesten in der Gesellschaft und vielleicht für den größten Weisen in ganz England hält.

Die Neugierde, mit welcher man diesen Wilden in England betrachtet hat, ist leicht zu entschuldigen, da der Wunsch, ein neu aufgefundenes Volk näher kennen zu lernen, so natürlich ist, und da Bennelong, der, wie gesagt, ein Häuptling der Neuholländer war, für einen Inbegriff seiner Nation gelten konnte. Dieser Mann ist jetzt dem Trunke so sehr ergeben, daß er gewiß niemals nüchtern wäre, wenn er nur immer Branntwein haben könnte; wenn er sich berauscht hat, ist er aber unausstehlich unartig. Zwar bereut er seine Ungezogenheiten, wenn er wieder nüchtern ist, aber kaum hat man ihn dieselben verziehen, so verfällt er wieder in neue Unarten, die alle Geduld ermüden. Er ist ein wahrer Wilder, an welchem alle Hoffnung auf Verbesserung und Sittenverfeinerung gänzlich verloren ist. — Bei meiner Abreise wurde er als ein jeder Besserung unfähiger Wüstling nach Coventry geschickt.

Ein sehr menschenfreundlicher Herr machte den Versuch, zwei neuholländische Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, durch Erziehung zu bilden, da er glaubte, daß die moralische Bildung solcher Leute von der frühesten Kindheit an ihren Anfang nehmen müsse, wenn sie gelingen solle.

Man wandte die möglichste Sorgfalt und Aufmerksamkeit an die Erziehung, Wartung und Verpflegung dieser Kinder. Sie wurden mit Nahrung, Kleidern und allem versehen, was dazu erforderlich war, um ihnen ihre Lage angenehm zu machen und sich an europäische Sitten zu gewöhnen. Erst als sie erwachsen waren, wurde ihnen die Wahl ihrer künftigen Lebensart freigelassen. Aber sie zögerten nicht, allen ihren europäischen Bedürfnissen sogleich zu entsagen. Mit Verachtung legten sie alle Gewohnheiten des gesitteten Lebens ab und eilten zu ihren Landsleuten, deren wildes, unsicheres und dürftiges Leben sie dem Überflusse und den Bequemlichkeiten der kultivierten Welt vorzogen. —

Die Beispiele dieser Art sind so zahlreich, daß man dadurch verleitet wird zu glauben, die Neuholländer seien von Natur zu aller höheren Kultur unfähig. Ihre Neigung für eine wilde, umherschweifende Lebensart gestattet ihnen nicht, sich anhaltend mit etwas zu beschäftigen oder sich an einer Stelle festzusetzen. Nur das unstete Leben der Jäger und Fischer, demzufolge sie ihre Wohnsitze nach Laune ändern können, so wie es der Überfluß oder Mangel an Lebensmitteln nötig macht, kann ihren unbeschränkten Hang zur Abwechslung befriedigen. —

Dieselbe unglückliche Neigung, welche alle feinere Kultur hindert, findet man bei allen Südseeinsulanern. Doch zeichnen sich die Eingeborenen von Neusüdwallis vor allen andern Südseeinsulanern darin aus, daß man auch nicht die mindeste Spur von natürlicher Schamhaftigkeit bei ihnen findet. — Täglich schenkt man dem einen oder andern Kleidungsstücke, und doch sieht man sie immer in den Straßen von Sydney und Paramatta mutternackt umherlaufen. Meines Erachtens bilden diese Neuholländer die stupideste und gefühlloseste Menschenrasse, die ich je gesehen habe.

Man findet bei diesen Wilden ganz und gar keinen Schein von Regierungsform, noch eine Familie oder eine Person, welche vor anderen als Gewalthaber, Oberhaupt oder König ausgezeichnet wäre. Bloß Leibesstärke und Tapferkeit geben einem Manne eine gewisse Überlegenheit oder einen Vorzug, der aber weiter keinen Vorteil gewährt, als daß ein solcher Mann desto öfter aufgefordert wird, die wirklichen oder eingebildeten Vergehungen, die seine Freunde oder Nachbarn erlitten haben, zu rächen. — Die Neuholländer kennen keine andere Einteilung des Landes, als nach den Familien, welche einzelne Stellen bewohnen oder häufig besuchen, nach welchen denn auch diese Gegenden benannt werden. So heißen die Familien, welche an der Botanybai wohnen: Widgal, diejenigen an der Rosenbai heißen Kardagall, an der Brokenbai wohnen die Kameragal und bei Paramatta die Wangal. Einer ihrer berühmtesten Krieger namens Kolbe war ein Waegal und Bennelong ein Wangal.

Zuweilen verheiraten sich die Neuholländer auch in andere Familien; doch scheint es, daß sie eine eheliche Verbindung zwischen näheren Verwandten als Geschwisterkindern für unerlaubt halten. Bei

ihren Heiraten beobachten sie keine besonderen Zeremonien, hingegen ist ihre Freierei seltsam genug. Wenn nämlich ein junger Mann ein Mädchen sieht, das ihm gefällt, so meldet er ihr, daß sie ihn nach Hause begleiten müsse; das Mädchen weigert sich; dann aber erzwingt der Freier die Nachgiebigkeit des Mädchens nicht bloß durch Drohungen, sondern auch durch Schläge. Auf diese Weise kann dem Liebhaber der Sieg nicht fehlen, und er führt dann das Mädchen, das sich nur zum Scheine widersetzte, als ein tapferer Kämpfer mit sich fort. Anfangs standen die Kolonisten in dem Wahne, die Weibspersonen würden auf diese Art wider ihre Neigung zur Ehe gezwungen, aber die jungen Weiber bekräftigten ihnen selbst, daß dieser Gebrauch bloß eine Art von Galanterie und ganz nach ihrem Geschmacke sei.

Die Weiber scheinen den Ehemännern, von welchen sie auf diese Art gewählt worden sind, treulich ergeben zu sein. Die Männer sind auch äußerst eifersüchtig auf ihre Weiber, und dazu mögen sie auch wohl begründete Ursache haben. Aus dieser Quelle entspringen die meisten ihrer Streitigkeiten, welche gemeiniglich nur zwischen zwei oder drei einzelnen Leuten ihren Anfang nehmen, dann sich aber bald auf ganze Familien und selbst auf die benachbarten Stämme erstrecken. Bei solchen Veranlassungen sind die Gefechte, wie wir schon angemerkt haben, über alle Begriffe wütend und enden sehr selten, ohne daß mehrere von den Streitenden tot auf dem Platze liegen bleiben. Sie werfen ihre Speere und weichen denselben mit ungemeiner Geschicklichkeit aus. Kommen sie aber in einem engen Raume nahe aneinander, so schlagen sie mit ihren schweren Streitkeulen ebenso geschickt und mit dem entschlossensten Mute aufeinander los. — Da diese Wilden kein anderes Eigentum besitzen, als ihre Weiber, so sind diese auch gewöhnlich die Ursache aller Streitigkeiten und dann die Beute des Siegers.

Das neugeborene Kind wird in eine Art von Korb gelegt, der aus der Rinde des Teebaumes gemacht ist, und mit einer ängstlichen Sorgfalt, welche diesen Wilden wahrhaft Ehre macht, gestillt und auferzogen. Bei ihrer rauhen und armseligen Lebensart erreicht, wie man berechnet hat, kaum ein Kind von vieren das Alter von drei Jahren. Daraus läßt sich die geringe Bevölkerung des Landes erklären. Das Kind, — wenn es ein Junge ist, — kann kaum seine Glieder bewegen, so wird es schon zum Speerwurfe gewöhnt, indem man ihm ein Rohr oder Schilf in die Hand gibt und es damit übt. Den Mädchen werden in der Kindheit zwei Glieder von dem kleinen Finger der rechten Hand abgelöst. Diese Glieder werden durch starkes Unterbinden abgenommen und dann in das Meer geworfen, damit das Kind nachher im Fischfange glücklich sei.

Ebenso ist es hier gebräuchlich, den Knaben zur Zeit ihrer Mannbarkeit einen Vorderzahn auszureißen. Diese Operation wird auf eine ganz einfache Art von den Kuradschis oder den vermeinten klugen Männer verrichtet, indem sie den Zahn mit einem Steine

herausschlagen. Diese Zeremonie findet nur alle drei oder vier Jahre statt. Bei dieser Gelegenheit versammeln sich alle jungen Leute aus den benachbarten Bezirken mit ihren Freunden, und bei dieser feierlichen Zusammenkunft wird ein Fest gehalten, das von Tänzen begleitet wird. Knaben, welche bei dieser Operation eine unerschütterliche Standhaftigkeit beweisen, werden für Jünglinge gehalten, welche sehr viel für die Zukunft versprechen, und da diese Zeremonie zugleich die Einweihung zum männlichen Alter ist, so darf der auf diese Art eingeweihte Jüngling von dem Tage dieser Feierlichkeit an sich gegen Feinde schlagen und Kängerus jagen. —

Ich sah einmal ein Dutzend solcher Jungen, die einen ihrer Kameraden wegen irgend einer Sache abstrafen wollten. Diese kleinen Burschen beeiferten sich ebensosehr wie erwachsene Krieger, sich durch Heldenmut auszuzeichnen. Der Angeklagte verteidigte sich mit dem entschlossensten Mute und warf die Speere seiner Gegner mit doppelter Kraft zurück. Er war ein gewandter, tapferer Bursche.

Trotz ihrer Tapferkeit fürchten sich doch die Neuholländer gar sehr vor dem Feuergewehre, welches den entfernteren Pflanzern zu einem großen Vorteil gereicht, da die Wilden dadurch von den Anfällen, welchen jene sonst ganz gewiß ausgesetzt wären, abgehalten werden.

Die Kuradschis, sehr alte Männer, welche bei diesen Wilden in hohem Ansehen stehen, sind die Ärzte, welche Krankheiten heilen, und diese werden bei allen wichtigen Angelegenheiten um Rat gefragt und sind die Schiedsrichter bei Streitigkeiten. Sie geben vor, zukünftige Dinge vorher zu wissen und Umgang mit den Geistern ihrer verstorbenen Freunde zu haben. Einige Familien behaupten, die prophetische Gabe ererbt zu haben; aber um Kredit zu haben, müssen die Leute alt sein, denn so wie in England nur ein altes Weib ein Hexe sein kann, so kann hier auch nur ein alter Mann ein Kuradschi oder Zauberer sein.

Neuholländische Magier.

Nach Howitt*) (1885).

Den Magiern schrieb man überall die Macht zu, durch die Luft dahinfahren zu können oder von Geistern sich von einem Ort zum andern, sogar von der Erde zum Himmel fortführen zu lassen. Zahlreiche Erzählungen haben sich bei den Schwarzen erhalten, welche alle das „Hinauffahren“ dieser Zauberer bestätigen. Wie zu erwarten ist, geschieht das nur bei Nacht. Die Rückkehr der Zauberer geht häufig vermittels der Bäume vor sich. Von diesen hört man ihn herunterklettern und zu Boden springen. Zuweilen kehrt er auch

*) Nach einer Übersetzung in Bastians interessanter Sammlung: „Allerlei aus Volks- und Menschenkunde“ bearbeitet.

in Begleitung von Geistern zurück, deren murmelnde Stimmen und deren Fußtritte der ganze Stamm, welcher lauscht, hören kann.

Es gibt einen Aberglauben bei allen Stämmen, demzufolge Leute aus der Zauberer- oder Medizinmännerklasse (und zwar aus einem zum wenigsten sehr ausgedehnten Bezirke des südöstlichen Australien) im stande seien, Gegenstände in unsichtbarer Weise auf ihre Opfer zu schleudern. Einen der hervorragendsten Gegenstände soll der Quarz, insonderheit in seiner kristallinischen Form bilden. Solche Quarzkristalle werden immer als Teile der Ausrüstung der schwarzen Ärzte mitgeführt und für gewöhnlich vor den Blicken, speziell der Weiber, sorgfältig verborgen gehalten.

Dafür bot sich bei Durchquerung des Hinterlandes am Darling River ein sehr schönes Beispiel. Es begleitete mich ein schwarzer Doktor eine volle Tagereise hindurch und regte meine beiden schwarzen Burschen nicht wenig auf, als er anscheinend ein Stück Quarzkristall aus seiner Hand in seinen eigenen Körper eindringen ließ.

Diese Quarzkristalle werden von den Zauberern bei den Einweihungszeremonien hervorgeholt. Unter allen magischen Mitteln nimmt der Kristall des klaren und durchscheinenden Quarzes in der Achtung der australischen Ureinwohner den ersten Rang ein. Indessen wird bei den Zentralstämmen des Kurnaivolkes die schwarze Abart des Steines noch mehr geschätzt.

Mit dem Werfen magischer Mittel in einer unsichtbaren Form ist der Glaube verbunden, daß dieselben in den Körper des Opfers einzudringen vermögen, bloß dadurch, daß sie in dessen Fußstapfen oder auch nur in das Mal, welches der ruhende Körper auf dem Boden zurückläßt, vergraben werden. Ebenso werden scharfe Splitter von Quarz, Glas, Knochen, Kohle angewendet, denen sehr häufig rheumatische Eigenarten zugeschrieben werden.

Bei allen diesen Stämmen herrscht der Gebrauch vor, sich einen Gegenstand des in Aussicht genommenen Opfers zu verschaffen. Ein Teil seiner Haare, etwas von seinem Unrat, einen Knochen, den er aufgenommen und wieder hat fallen lassen, ein Stückchen seiner Opossumdecke, seiner Kleidung genügen. Wenn aber gar nichts anderes von ihm erlangt werden kann, so gibt man acht darauf, bis er ausspuckt, wobei mit einem Span Holz sein Speichel sorgfältig aufgenommen wird, um später zu seiner Vernichtung Gebrauch davon zu machen. — Indem man z. B. einen Gegenstand des zu Bezaubernden röstet, gewinnt man Macht über seine Seele.

Die Kunst des Kurnai besteht darin, den Gegenstand des zu bezaubernden Menschen am Ende eines geworfenen Speers zu befestigen, und zwar Adlerfedern zusammen mit etwas Fett von Mensch oder Kängeru. Der geschleuderte Stab bleibt schräg niederfahrend vor dem Feuer stehen. Er wird dann in schwankende Stellung gebracht, sodaß er nach und nach niedersinkt. Während dieser Zeit singt nun der Zauberer seinen Gesang (Zauberspruch); für gewöhnlich sagt man, er „singt des Mannes Namen". Wenn dann der Stab

fällt, ist das Zauberlied aus. Dieser Gebrauch existiert noch. Indem ich diese Zeilen schreibe, kommt einer der Kurnai, mit Namen Tankowilin, den ich bereits länger kenne, zu mir, um einen Wurfspeer, den ich habe, und dem man eine außerordentliche Macht zuschreibt, da er bei einer Einweihungszeremonie im Gebrauch gewesen ist, zu entlehnen. Er sagte mir, daß er ihn benötige, um einen Mann seines Stammes „einzufangen“, der eine seiner Verwandten, eine Witwe, ohne Einwilligung der Verwandtschaft geheiratet habe. Dies geschah nun allzu früh nach dem Tode ihres Gatten, so früh, daß alle seine „armen Freunde nur Schlechtes über ihn dachten“. Als ich ihm die Entlehnung des Murriwun abschlug, sagte er, das täte nichts, denn er und seine Freunde hätten einen Speer (Stock) zurechtgemacht, der stark genug sei. Dieser solle nun nach ihm geschleudert, dabei der Zauberspruch gesungen, und auch ein scharfer Speichel (Gift) über sein Grab gespuckt werden.

Der Begriff des Wortes Gift ist hier nicht in seiner eigentlichen Bedeutung, sondern mehr im Sinne von „magisch“, oder wie das Wort „medizinisch“ bei den Indianern des nördlichen Amerika zu verstehen.

Der Guliwill (Guli bedeutet Ärger, Zorn; Kuli auch Guli hingegen Mann). Eine vorzügliche Illustration des Gebrauchs, geröstete Sachen zu bereiten, der auch zugleich als Vergleich dienen mag für ihre Nachbarn, die Jupagalks, und die etwas weiterab wohnenden Wirajuri, ist bei dem Wotjobaluk-Stamm zu finden. Der einzige Unterschied beim Gebrauch besteht darin, daß die meisten Stämme den gerösteten Gegenstand an den Wurfspeer binden, während die Wotjobaluk einen besonderen Apparat verwenden, Guliwill genannt, und die Jupagalk einen „Yamsspeer“.

Der Guliwill besteht aus verschiedenen kleinen rundlichen Teilen (Zweigen) des Casuarinabaumes, an welchen Markzeichen, wie z. B. das Abbild des Opfers und dasjenige von giftigen Schlangen angebracht sind. An diesen Guliwill bindet man mit Menschenfleisch den von dem vorgesehenen Opfer entstammenden Gegenstand recht fest an; das Ganze röstet man entweder eine bestimmte Zeit lang oder von Zeit zu Zeit. Als die Weißen das Land am Wimmerafluß besiedelten, und als die Wotjobaluk in den Niederlassungen Verwendung gefunden, fingen diese an, ihren Guliwill in den Kaminen oder in den Kochstätten als besonders geeigneten Orten, sie einer fortdauernden Hitze auszusetzen, aufzuhängen.

Den folgenden Bericht von den Wirkungen eines Guliwill und von dem Glauben an solchen habe ich erhalten. „Es träumt einmal irgend einem, daß jemand etwas von seinem Haar, oder ein Stück seines Essens, oder seines Opussumfelles, oder irgend etwas, das er selber im Gebrauch gehabt, an sich genommen habe. Sobald er das zu verschiedenen Zeiten geträumt, ist er davon überzeugt, und ruft nun alle seine Freunde zusammen. Diesen erzählt er, daß ihm allzuviel geträumt hat von „jenem Mann“, der irgend was,

das ihm selber gehöre, in seinem Besitz habe. Zuweilen wird der in Argwohn stehende Bangal (Zauberer) angesprochen, er solle zulassen, daß irgend etwas seiner eigenen Habe verbrannt werde, wobei er sich dann damit entschuldigen mag, es sei ihm zum Verbrennen gegeben worden, ohne daß er wisse, wem es gehöre. In solchem Falle wird der betreffende Gegenstand zurückgegeben, wobei den Freunden des kranken Mannes aufgegeben wird, denselben ins Wasser zu legen, als sei damit auch das Feuer gelöscht. Bei solchem Umstand pflegt sich der Kranke abgekühlt zu befinden, und es geht ihm gut."

Das Netzfett. Unter allen Künsten, die man den Magiern zuschreibt, ist vielleicht das Ausziehen von Menschenfett am gefürchtetsten. Der Glaube hieran ist sehr verbreitet. Derselbe ist nicht bloß auf denjenigen Teil des südöstlichen Australiens beschränkt, von welchem hier die Rede ist; er wird vielmehr an so vielen Plätzen des Kontinents angefunden, daß ich wohl sagen darf, er sei allgemein. Die Bewohner von Murring, Ngarego, Theoddora, Wolgal und Wirajura benennen diese Kunst mit einiger Abänderung des Wortes: Bukin oder Bugin. Die Kurnai nennen sie Bretbung oder „mit der Hand". Die Leute, welche die Kunst ausüben, werden Bura-Buruk oder „Fliegende" oder auch Bretbung mungar-warugi, das bedeutet „mit der Hand auf weite Entfernung wirkend", genannt.

Im Kurnaistamm sind Leute gestorben, weil sie glaubten, ihres Fettes beraubt zu sein, obwohl keine Zeichen einer gewaltsamen Beraubung an ihren Körpern zu bemerken waren. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß ein Entnehmen von Fett wirklich ausgeübt wird. Ein Gewährsmann, auf den ich mich verlassen kann, erzählte mir, daß er, als er noch Knabe war, einst zwei ältere Leute heimlich das Fett eines verstorbenen Schwarzen braten und verspeisen sah, und sie dabei ihm gegenüber bemerkt hätten, nun hätten sie die Stärke des andern erhalten.

Für gewöhnlich glaubt man, daß die Bugin Zauberer benachbarter Stämme sind. Man sagt, daß sie ein Gerät mit sich führen, das aus dem zugespitzten Schenkelknochen des Kängeru angefertigt ist; an diesem ist ein langer Strang zusammengeflochtener Sehnen befestigt, der in einer Öse endigt. Der Zauberer wartet nun ab, bis sein Opfer schläft und kriecht zu ihm hin, wobei er das Instrument aus Knochen unter seinen Knieen hindurch rund um dessen Nacken wirft. Durch die Schlinge zieht er den Strang an und versichert sich so seines Opfers, um es zwecks Ausbratens seines Fettes beiseite zu schaffen. Wie dies gemacht wird, möge man aus folgender Erzählung entnehmen, die mir von einem Jupagalkmann gemacht wurde.

Man sagt vom Bugin, daß er unsichtbar einherschreite und sich je nach Belieben in ein Tier verwandele, so z. B. in ein Kängeru. Als mein Wirajuri-Gewährsmann mir von den Bugins erzählte, sagte er wörtlich: „Wenn ich einen alten männlichen Kängeru herankommen sehe, der sich niedersetzt und mich anstarrt, so würde ich, meine Augen

auf das Tier richtend, versuchen, ihm auszuweichen, denn er könnte ja ein Bugin sein, der mir, sobald er sich hinter meinem Rücken befindet, Leid zufügt."

Wenn nun der Bugin auf das Äußerste getrieben wird, so kann er sich auch in einen Baumstumpf oder in einen Holzblock verwandeln, ja, er kann sogar in den Boden versinken und sich so dem Anblicke entziehen. Derart entwischt er seinen Nachstellern. Eine sehr gefahrvolle, dem Bugin zugeschriebene Praktik besteht darin, daß er sich in den Innenraum eines Baumes begibt. Sobald ein Schwarzer diesen Baum erklettert, läßt der Bugin einen Ast oder Zweig, den der Kletternde, um Halt zu haben, ergreifen will, so plötzlich losbrechen, daß der arme Kerl hinabstürzt und ihm leicht zum Opfer fällt.

Überschreitet man den Nieder-Murrumbidgee und den Muray und wandert bis zum Wimmera, in der Gegend des Hindmarschsee, so wird man denselben Aberglauben in aller Kraft wiederfinden. Ich bringe hier den Bericht, den mir ein alter Mann über das Fettnehmen seitens der Wotjobulakzauberer gegeben hat.

Die beliebteste Art besteht darin, heimlich an den Schlafenden heranzukriechen. Wenn aber der Bangal, der Zauberer, mit seinem in Aussicht genommenen Opfer näher bekannt ist, so betreibt er es in der Weise, daß er sehr spät in seine Hütte gelangt, um zum Dableiben für die Nacht eingeladen zu werden. Er stellt sich dann schlafend, bis sein Wirt im tiefsten Schlummer liegt. Dann bringt er seinen bösen Yulo unter die Kniee und rund um den Nacken, zieht die Schlinge an und schleppt ihn eine kleine Strecke abseits seiner Niederlassung.

Dieser alte Mann gab mir auch darüber Auskunft, wie das Fett entnommen wird, wenn das Opfer erst durch die Yuloschlinge gefesselt, oder durch einen Schlag mit dem Brepent (Keule) auf den Nacken hingestreckt ist. Das Opfer wird dann auf den Rücken gelegt, und der Zauberer, welcher mit gespreizten Beinen auf seiner Brust sitzt, öffnet seine rechte Seite unterhalb der Rippen; dort entnimmt er ihm das Fett. Indem er nun die Ränder der Wunde zusammenlegt und sein Gebet singt, gebietet er den Schnittflächen, sich zu verbinden, so daß keine Narbe davon zu sehen ist. Dann zieht er sich bis auf eine bestimmte Entfernung zurück, indem er den Menschen auf dem Rücken liegen läßt, und endlich singt er ein Lied, das sein Opfer aufwachen und aufstehen heißt. Der Mann taumelt umher und wundert sich, wie er so tief hat schlafen können. Dieser Vorgang wird „Deking-ngaluk" oder „Seitenöffnen" genannt.

Ist nun das Opfer ein Fremder, so macht sich der Zauberer nicht so viel Mühe; er läßt ihn einfach liegen. Ist es indessen einer, den er kennt, so tut er, wie oben berichtet, und obendrein ist er noch sorgfältig, wenn er daran geht, die Operation an ihm vorzunehmen, indem er ihn nämlich in diejenige Richtung legt, in welcher alle Toten seiner Sippe begraben werden.

Die Zeit, welche bis zum Tode des Opfers verfließt, wird vom

Zauberer dadurch festgesetzt, daß er längs eines Stammes eines umgefallenen Baumes dahingeht. Seine Schritte bezeichnen die Zahl der Tage, die er noch zu leben hat. Das Opfer befindet sich auf dem Heimwege schlecht, es weiß nicht, wie ihm zu Mute ist; aber allmählich, kurz vor dem Tod, träumt ihm von dem Mann, oder falls mehr als einer da waren, von den Männern, die sein Fett genommen haben. Das erzählt er seinen Freunden, die nun einen Zug vorbereiten, um ihn zu rächen.

Der Glaube an das Fettstehlen der Magier und an die geheimnisvolle Kraft des Fettes, findet sich auch bei den Jupagalks. Ich erzähle, was ich von einem sehr intelligenten Manne dieses Stammes gehört habe:

„Ich war ein Bube von 10 Jahren und ging eines Tages mit den Männern aus, um zu jagen. Wir schritten alle in einer Linie dahin, als einer aus der Reihe sich auf den warf, der vor ihm ging und ihm mit seiner Keule auf den Nacken hieb und ihn so niederschlug. Zwei oder drei der Leute hielten mich fest, daß ich nicht entrinnen konnte, da ich sehr erschrocken war. Dann schnitt der Mann dem Niedergeschlagenen ein kleines Loch in seine Seite unterhalb der Rippen und nahm sein Fett heraus. Hierauf ließ er die beiden Ränder des Schnittes sich verbinden und sang ein Lied dazu, das sie vereinigen sollte, aber er konnte es nicht bewerkstelligen. Dann sagte er, er könne es nicht fertig bringen, weil schon jemand vor ihm dieses Mannes Fett entnommen habe, wie er aus der Narbe an der Leber erkenne, und daß, wenn je zuvor ein Mann aufgeschnitten und die Wunde dann wieder geschlossen worden sei, niemand es wiederholen könne. Da sie den Mann nicht wieder ins Leben rufen konnten, so begruben sie ihn. Sie räucherten sein Fett über einem Feuer und führten es dann heimlich, in ein Tuch gewickelt, davon. Das trugen sie bei sich, weil sie davon Glück auf der Jagd erwarteten."

Der Yolu. Das Knocheninstrument, das verschiedentlich erwähnt wurde, wird bei allen diesen Stämmen auch noch zu anderen Zwecken magischer Natur verwendet, so z. B. um Leuten ein Leid anzutun, wobei aus einer Entfernung das Gerät bloß auf sie gerichtet zu werden braucht, um sogleich wie der Quarzkristall in den Körper des Opfers zu dringen und seinen Tod zu verursachen.

Die Wotjubaluk benannten es Yulowischinwelli, oder „fliegender Yulo", weil es nicht bloß dahingezielt, sondern in magischer Weise auf jemand hingeworfen wird. Wenn sich der Zauberer heimlich so weit herangeschlichen hat, daß er das Lagerfeuer erkennen kann und das Opfer beim Scheine des Feuers erblickt, schwingt er den Yulo um dessen Kopf und zerrt es mit magischer Gewalt zu sich heran und schleppt es davon.

Regenmacher und Wetterpropheten dürfen in einem Berichte über die gebräuchlichste Magie dieser Stämme nicht vergessen werden. Im Gipsland waren die Regenmacher nicht wie in den trockenen nördlichen Distrikten wohlwollende Persönlichkeiten, die nach einer

Zeit der Dürre erfrischenden Regen herbeiriefen, sondern boshaft gesinnte Menschen, die Stürme, Regengüsse und Fluten verursachten, die nur Böses im Gefolge hatten und den Kurnai hinderten, seinem täglichen Berufe auf Jagden und Fischfang nachzugehen.

Diese Regenmacher werden Bunjil-Willung genannt und man sagt ihnen nach, daß sie wie andere Magier ihre Macht während des Traumes erhielten. Hierher gehört die Erwähnung eines Braiaka-häuptlings, welchem man die Macht zuschrieb, die fürchterlichen Westwinde zu erregen, woher er auch seinen Namen Bunjil-Kraura hatte. Er bediente sich wie alle anderen des Gesanges, der mit einigen entsprechenden Pantomimen begleitet wurde. Ein Bunjil-Willung aus dem Bratauſtamm, der mir noch lebhaft in Erinnerung ist, pflegte Stürme mit Wind und Regen herbeizurufen, indem er seinen Mund mit Wasser anfüllte und dieses alsdann dem Westen zuspritzte, aus welcher Richtung das Unwetter in Westgipsland zu kommen pflegt. Dies machte er, um seinem Liede weitere Kraft zu geben. Sogar Weiber bemächtigten sich dieser Kunst, und augenblicklich existiert dort eine alte Dame, die sich einer großen Berühmtheit erfreut, weil sie die Stürme mit ihren Liedern, die von den wütigen Winden erzählen, welche die Blätter von den Bäumen reißen, zum Schweigen bringt.

Jeder Kurnaistamm hatte eine ganz bestimmte Richtung, aus welcher seine Bunjil-Willungs den Regen heraufbeschworen. Die Bratauaner und die Braiakaner sangen dem Westen und Südwesten, die Tatunger dem Süden und die Brabraner und Krauataner dem Südosten zu. Tatsache ist, daß aus diesen Richtungen in diesen Gebieten der Regen kommt. Wenn z. B. ein aus Westen kommender Regen auf das Braboagefilde niederfällt, so heißt es, daß der Braiaka-Bunjil-Willung ihn geschickt hat und so fort bei den übrigen.

Man glaubt auch, daß der Bunjil-Willung Gewitter herbeiführen kann. Morgan, der Häuptling des Bratauastammes, war, wie überhaupt ein mächtiger Zauberer, auch ein Bunjil-Willung, der ganz nach seinem Belieben den Donner herbeiführen konnte, — so sagte das Volk. Infolge dieser Macht und wegen seiner tiefen, brummenden Stimme, erhielt er den Zunamen Bunjil-Gworun, d. h. Donner.

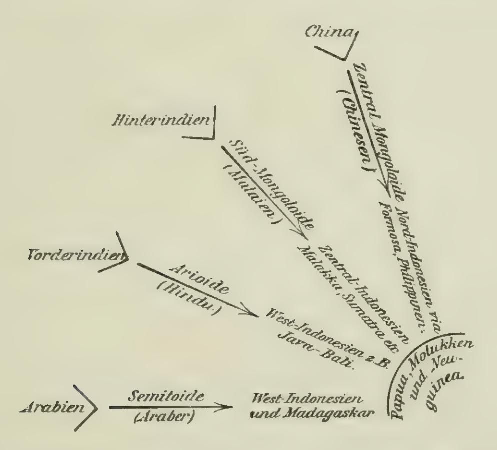
---

5. Die Mischvölker Indonesiens.

Kein Gebiet der Erde ist so vereinsamt und isoliert wie Neuholland, keines so reich an Typen, so gegliedert und so voll von Mischungen wie Indonesien.

Indonesien liegt an der Grenze Südasiens mit einem Teile Mikronesien, mit einem Melanesien, mit einem Neuholland zu. An Hinterindien schließt es sich in gehäufter Masse an, hat aber noch einen mächtig vorragenden Ausläufer bis an die Südostküste Afrikas gesandt; das ist Madagaskar. Wir haben im ersten Kapitel dieses Teiles die dieser Lagerung und Bildung Indonesiens innewohnende erzieherische Kraft kennen gelernt; jetzt wollen wir mit einigen Worten dies in praktischem Beispiele beweisen.

Nachfolgende, absolut schematische Kartenskizze zeigt uns das charakteristische Merkmal der indonesischen Kulturbildung wohl ziemlich deutlich an. Den drei südlichen Halbinseln des Festlandes Asien ent-



sprechen die drei Kultur- und Rassenprodukte der Mongoloiden, Arioiden und Semitoiden (vergl. das erste Kapitel der Abteilung „Asien"). Hinterindien liegt angeschlossen als die Halbinsel der Mongoloiden. Zu den Mongoloiden werden die Poly- und Mikronesier, die Malaien gerechnet werden müssen. In die Gruppe der Mongoloiden sind aber auch die Chinesen zu bringen, welche von Norden her auf dem Wege: Formosa-Philippinen in den Archipel eingewandert

sind. Als weit vorgeschobene Kultursymptome finden wir noch in den Molukken alte Porzellanscherben auf Gräbern stehen — es sind die hochverehrten Reste einer von ferne wirkenden höheren Kultur.

In der Mittellinie haben die Arioiden sich über Vorderindien ergossen. Die Umwälzungen des Brahmanismus und des Buddhismus gehören in das Gebiet der Kulturgeschichte. Sie fordern aber auch in der Kulturgeographie Ozeaniens eine ernste Berücksichtigung. Denn auf Java und Bali sehen wir die Reste dieser Umwälzungen im Hindutume Vorderindiens ein verdrängtes, aber glückliches Leben fristen. Mit einem Worte: der Westrand Indonesiens steht unter vorderindischem Einflusse.

Und drittens ragt die Halbinsel der Semitoiden, das Glückliche Arabien, in den Indischen Ozean hinein. Seine Eroberungen in dieser Inselwelt sind erst jungen Datums; im 15. Jahrhundert drang aber die mohammedanische Lehre siegreich auch in diesem Gebiete vor. In dem vorhergehenden Abschnitt Kühns über die Papua des holländischen Neuguinea sehen wir Araber an der Grenze Melanesiens auftauchen. Und auf Lombok findet Wallace Mohammedaner. Das Hauptkontingent der arabischen Einwanderung in Indonesien konzentriert sich aber naturgemäß auf Madagaskar. Wie Europa die arioide, Amerika die mongoloide, so ist ja Afrika die semitoide Einflußsphäre (siehe den Teil „Asien“). Da versteht es sich von selbst, daß an der Nordspitze Madagaskars auch eine reichere arabische Niederlassung zu finden ist. Den charakteristischen Beleg der arabischen Besiedlung Madagaskars haben wir aber in unserer Geschichte der Geographie: unsere erste Kenntnis Madagaskars verdanken wir einem arabischen Schriftsteller (1153).

Die geographische Lage erklärt uns diese Einflüsse von außen. Ich möchte sie dem Leser recht einprägen und gebe deshalb eine kurze Schilderung des Straßenlebens in Dilly, einer Stadt auf Timor:

„Die Straßen von Dilly bieten dem Reisenden ein schönes Feld für ethnologische Studien, denn eine seltsame Mischung nichteuropäischer Nationalitäten drängt sich in den engen Gassen. Große, gerade einherschreitende Eingeborene sieht man mit afrikanischen Negern von den portugiesischen Besitzungen an der Küste von Mosambik, welche sich hier meist als Soldaten oder Verbrecher befinden; dazu schlanke Ostindier von Goa und seiner Nachbarschaft, Chinesen und Buginesen von Makassar, nebst Arabern und Malaien und Bewohnern der Inseln des Bandameeres: Allor, Savu, Roti und Flores. Dazu kommt noch eine Mischrasse aus allen diesen Völkern, deren Entwirrung die schärfste Beobachtung zu Schanden machen könnte.

Es war interessant, den Charakter der Einzelnen, wie sie sich unbewußt untereinander bewegten, zu beobachten. Der Hindu, in stattlicher Haltung, zeigte natürliche, aber nicht mißfällige Überlegenheit. Der nicht herrschen wollende, berechnende, betriebsame Mongole nahm den nächsten Platz ein, ohne sich vorzudrängen, und wurde mit Respekt und gut nachbarlicher Achtung behandelt. Der derbe Afri-

kaner trieb sich umher, lärmend, meist betrunken, sorglos, ohne Voraussicht, von den Eingeborenen gehaßt und gefürchtet, welche mit keinem der Landfremden fraternisieren, sondern ganz für sich bleiben. Sie saßen zumeist in kleinen Gesellschaften unter den Bäumen an der Küste oder gingen nach ihrer steifen, stolzen, etwas mürrischen und argwöhnischen Weise einher; doch vermeiden sie durchaus nicht die Stadt, wie dies die Leute in Westtimor tun. Der Araber lebt abgesondert unter seiner eigenen Rasse, ist energischen Charakters, spricht wenig, während die Malaien, Halbmalaien und sonstige Händler sich an der Küste und an Bord ihrer Schiffe ohne Scheu untereinander mischen.

Der Laden von Ah Ting, dem Major der Chinesen, war mein liebstes Studierzimmer, so lange ich in Dilly blieb; denn hier drängte sich den ganzen Tag über eine endlose Reihe aller dieser Nationalitäten, um zu handeln, oder auch nur zum Zeitvertreib. Der auffallendste Zug der Timoresen ist ihr Unabhängigkeitsgefühl und Selbstbewußtsein. Mit der größten Kaltblütigkeit besetzen sie alle für die Europäer bestimmten Stühle, ohne, auch wenn ein Regierungsbeamter kam, daran zu denken, ihm den Platz anzubieten. Wenn man sie dann darauf aufmerksam machte, erhoben sie sich gutwillig, als hätte nur eine Unachtsamkeit von ihrer Seite stattgefunden. Sie haben ein angeborenes Gefühl, daß sie so gut sind wie irgend ein anderer. Gegen ihre eigenen Rajas zeigen sie viel Achtung und Ergebenheit, ja Unterwürfigkeit.

Es war interessant, den weiten Kontrast zwischen dem mongolischen und timoresischen Charakter zu beobachten. Der Chinese nahm mit äußerster Geduld und guter Laune ein Stück Zeug herunter, zeigte es vor, legte es wieder weg, besprach den Preis der Ware mit dem Käufer, welcher, ohne Rücksicht auf die Zeit, die für ihn das billigste Ding der Welt ist, plötzlich den Handel abbrach, ein Dutzend anderer Dinge besah, welche ihm zufällig in die Augen fielen oder sich in eine Unterhaltung seiner vielleicht auf der Straße stehenden Bekannten mischte. Bei Gelegenheit trat er zurück, um das Geschäft wieder abzubrechen, welches überhaupt nicht zu stande kommen kann, bis jeder seiner Gefährten in einer geflüsterten Beratung seine Meinung über den betreffenden Kauf geäußert hat. Wenn er sich endlich entschlossen hat, seine Produkte z. B. für so und so viele Armlängen Zeug hinzugeben, und wenn er nur von gewöhnlicher Körpergröße ist, so bringt er den längsten Mann unter seinen Bekannten herbei, um ihm als Elle zu dienen, und dieser betrachtet es als Freundespflicht, auf jede mögliche Weise seine Brust auszudehnen und seinen Arm zu verlängern. Das Ende des Gewebes wird an die Spitze des linken Mittelfingers gehalten, dann holt er tief Atem, reckt den rechten Arm bis zu den Fingerspitzen so weit wie möglich aus, wobei er vielleicht einen oder zwei Zoll Zeug gewinnt, und verläßt die Stelle weder mit den Fingerspitzen, noch mit den Augen, bis das Stück abgeschnitten ist. Sollte er zufälligerweise die

geringste Bewegung mit dem Finger machen, so muß die ganze Messung wieder von vorne angefangen werden, und selbst, nachdem das gekaufte Stück abgeschnitten ist, wird es noch mehrere Male von ihm und seinen Freunden nachgemessen. Der argwöhnische Timorese hat auf die Weise die für ihn wertlose Zeit vergeudet und für den Augenblick seine Laune befriedigt, der Mongole hat aus dem Verkauften und dem Eingekauften doppelten Nutzen gezogen und wird allmählich reich, was dem andern niemals passiert.“ —

Das ist so ein Stück geographischer Kulturkunde ins praktische Leben übersetzt. Wir hören da ohne weiteres und ohne viel zu fragen von den Einwanderern aus den drei Halbinseln.

Wir können aber auch viel von den Alteingesessenen hören. Hier und da hat das Jägertum, das in großen Verhältnissen bis auf Neuholland zurückgedrängt ist, seine Spuren zurückgelassen. So finden sich im Innern der großen Insel noch flüchtige Jägerhorden zurück. Der Gartenbauer Melanesiens bewohnt heute noch einen Teil des östlichen Indonesien. Die Mehrzahl der Bewohner Madagaskars gehört in dieselbe Gruppe.

So wälzen sich alte und neue Horden und Schichten durcheinander. Wir befinden uns in Indonesien, an der Grenze asiatischer Kulturgeschichte auf der einen Seite und an der Grenze dahinschwindender uralter Kulturen auf der andern Seite.

Unter den Japanern, Chinesen und „Wilden“ Formosas.

Nach Adolf Fischer*) (1899)

Gegen Dunkelwerden kam ich nach Polisha, einem etwa 400 Chinesenhäuser zählenden Orte mit ungefähr 2000 chinesischen und 100 japanischen Einwohnern, zudem einer Garnison von 600 Mann. Dem stark an Malaria leidenden Polizeioffizier, der ganz von Kräften war, übergab ich mein Empfehlungsschreiben. Er war von meinem Kommen bereits verständigt worden und wies mir in einem Häuschen, das auf einen kleinen stillen Hof des Polizeihauses mündete, zwei Zimmerchen an, eines bezog ich, eines mein Dolmetscher. Man brachte mir freundlichst herrliche, wohlschmeckende Bananen, auch glühende Kohlen, und suchte mir Freundlichkeiten zu erweisen. Doch bat ich, daß man sich nicht weiter meinetwegen bemühen möge, da

*) „Streifzüge durch Formosa.“ Berlin 1900. — Die Insel Formosa spiegelt in ihren ethnologischen Verhältnissen die Geschichte Ostasiens wie keine andere der vielen Eilande jener Gegenden wieder. Allein die Lage als Fortsetzung der Liu-kiu-Inseln, die eine Abart des südchinesischen Kulturtypus trägt, bedingte schon die ältere, zumal auf kaufmännischem Handelsverkehr beruhende reiche Ansiedelung von Chinesen, — den älteren Kulturträgern Ostasiens. Wie Japan beim japanisch-chinesischen Friedensschluß von Shimonoseki (17. April 1895) die Oberhand in den ostasiatischen Gewässern erhielt, so fiel dem jungen aufblühenden Inselvolk auch der Besitz zu, den sie jetzt auf alle erdenkliche Weise zu japanisieren sich bemühen.

ich Konserven bei mir hätte, die mir mein Lin (ein Chinese, sein voller Name lautete: Lin-ah-ku) über dem Feuer kochen würde.

Auf dem Benmusho machte ich dem Unterpräfekten den üblichen Besuch. Auch der Unterpräfekt stellte sich mir freundlichst zur Verfügung. Auf mein Ersuchen ging er in die Kaserne und fragte, ob ich dort die Pekowantruppen, die die Japaner neuestens nach dem Muster der französischen Freiwilligentruppe in Anam errichtet hatten, besichtigen dürfe. Mit einer bejahenden Antwort kam er alsbald zurück. Von ihm, sowie von einem Polizeioffizier begleitet, ging ich zur Kaserne, wo man mich alsbald in einen großen länglichen Raum führte, der in zwei Hälften geteilt war. Auf dem erhöhten Boden kauerten je 40 Pepowans, halbzivilisierte Wilde, die bereits den Chinesenzopf tragen. Diese Freiwilligentruppe bestand aus einer Kompagnie — zwei andere gibt es an der Ostküste — sie wurde erst vor drei Monaten probeweise gegründet und aus ackerbautreibenden Pepowans der Umgebung zusammengestellt. Ihr Dienst währt von 8½ morgens bis ½3 Uhr nachmittags, dann dürfen sie wieder nach Hause gehen und ihren Geschäften obliegen. Die Leute verpflichten sich, vier Jahre Dienst zu tun; als Entgelt erhalten sie 8 Yen monatlich, wofür sie sich aber auch verpflegen müssen.

Die Uniform dieser barfuß gehenden Truppe besteht aus einem blauleinenen weitärmeligen, bis zu den Knien reichenden Chinesenkittel mit roten Verschnürungen über der Brust; er wird von einem schwarzbraunen Ledergürtel zusammengehalten. Als Abzeichen tragen sie auf dem Ärmel einen handbreiten, roten Streifen. Die Kopfbedeckung ist eine graue Mütze, an der hinten und vorn, zum Schutz gegen die Sonne, ein Schirm angebracht ist. Wie täglich, war an diesem Tage von ½9—½10 vormittags Instruktionsstunde, in der den Leuten etwas japanisch beigebracht wird, da sie nur chinesisch mit Resten ihrer eigenen Sprache vermengt sprechen. Von dem Unterrichtsraum nach dem Offizierszimmer zurückkehrend, bemerkte der Hauptmann, daß die Japaner im allgemeinen mindestens ebensoviel Talent haben wie zum Verschweigen. Dabei sah er mich von der Seite oftmals lauernd, fast hämisch an. Im übrigen gab er sich sehr gemessen und war von geradezu eisig höflicher Kälte. Auf meine Frage, ob ich von den Pepowantruppen eine photographische Aufnahme machen dürfe, wich er aus. Zufälligerweise ließ ich — ich weiß nicht mehr, bei welcher gleichgültigen Gelegenheit — die Bemerkung fallen, dies oder das sei in der deutschen Armee so und so. Der Hauptmann stutzte und fragte meinen Dolmetscher: „Ja, ist denn der Herr kein Russe?" Ich verneinte dies, die andern ebenfalls. — Nun war der gute Mann wie ausgewechselt; er entschuldigte sich bei mir vielmals, daß er mich die ganze Zeit über für einen Russen gehalten habe; hätte er gewußt, daß ich Deutscher wäre, so würde er freundlicher gewesen sein. Ich tröstete ihn über das Mißverständnis mit der Bemerkung, daß es keinesfalls meine Schuld wäre, wenn ich zufälligerweise als Untertan des Zaren auf die Welt gekommen wäre.

Inzwischen war die Instruktionsstunde der Pepowans zu Ende gegangen; die Leute marschierten nun auf den Exerzierplatz, und dort mußte ich über eine Stunde lang Parade abnehmen. Die Unteroffiziere führten mir in kleinen Abteilungen ihre Mannschaft vor und gaben sich alle Mühe, mit Ehren zu bestehen. — Der Wahrheit gemäß muß ich bekennen, daß die Mannschaft für die kurze Dauer von drei Monaten ganz außerordentlich gut gedrillt war und alle Bewegungen mit großer Präzision ausführte. Zudem sah man es den Pepowans an, daß sie mit großer Liebe bei der Sache waren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Japaner, die einstweilen nur Versuche mit mehreren Kompagnien machten, dieses Freiwilligensystem, das auch den großen Vorzug der Billigkeit hat, in größerem Maßstabe ausführen werden.

Als der Major auf den Exerzierplatz geritten kam, wurde ich ihm vorgestellt. Er lud uns alle in eine nahegelegene Lehmhütte — es war das Offizierskasino, — um eine Tasse Tee zu nehmen. Und nun ging die Fragerei los: Ob die Deutschen in Kiautschou ebensolche Truppen heranzögen? Ich antwortete darauf, daß wir kein Recht dazu hätten, denn das Land sei ja von China gepachtet.

Hierauf mißtrauisches, ungläubiges Lächeln.

Wieviel deutsche Soldaten schon in Kiautschou wären, wie viele noch hinkämen, ob Prinz Heinrich bald nach Deutschland zurückreisen würde. Kurz, alle möglichen Fragen stellten die wißbegierigen Japaner an mich, von denen ich mit dem besten Willen nicht die Hälfte hätte beantworten können. Schließlich: „Ja, warum hat denn Deutschland eigentlich Kiautschou besetzt?" Ich: „Um einen Kohlenplatz zu haben, falls Deutschland einmal mit einer europäischen Macht in Verwicklung geriete, denn sonst könnte es geschehen, daß das in den ostasiatischen Gewässern befindliche Geschwader gar nicht heimfahren könnte." Abermaliges mißtrauisches, ungläubiges Lächeln.

Mit den besten Wünschen für die fernere gedeihliche Entwicklung der Pepowantruppe, auf daß sie einst Japan gute Dienste leisten möchte, verabschiedete ich mich vom Offizierkorps.

Komplimente ihrerseits, sowie Wünsche für eine fernere glückliche Reise beendeten den Besuch. Auf dem Wege zu meinem Quartier begriffen, begegnete ich meinem Diener, der mich bat, ins Bukonsho zu kommen, da mich der Direktor erwartete. Gern folgte ich dieser freundlichen Aufforderung.

Shigetoro Nagano, ein Mann in den dreißiger Jahren, ehemaliger Offizier, ist gegenwärtig Direktor des Bukonsho in Polisha. In seiner Stellung hatte er schon vieles erlebt, und auf seinen Streifereien in die Wildengebiete war er mehr als einmal in Lebensgefahr gewesen. Er erwartete gerade Wilde, mit denen er den nächsten Tag eine vierzehntägige Tour in deren Gebiet unternehmen wollte. Er schenkte mir freundlichst den ganzen Tag und gab mir mit größter Bereitwilligkeit wertvolle Aufschlüsse über Verhältnisse, Bräuche und Lebensgewohnheiten der Wilden um Polisha, die er so

gut und genau wie kein zweiter kennt. Aber nicht nur seine deshalb höchst zuverlässigen Mitteilungen, sondern auch seine an Ort und Stelle oft mit Lebensgefahr gemachten Zeichnungen von Geräten, die mit der Sitte des Kopfabschneidens in Beziehung stehen, ferner seine Sammlung von Kleidungsstücken, Geweben, Waffen usw. waren für mich ganz außerordentlich interessant. Da Polisha die Grenze zwischen den nördlichen und südlichen Stämmen bildet, so unterstehen dem dortigen Bukonsho Wilde beiderlei Stämme. Die nördlichen Wilden, „Hokuban" von den Chinesen genannt, tätowieren sich; sie nennen sich selbst „Alan" oder „Kalan", werden aber von den südlichen Wilden „Kadan" oder „Kanaban" geheißen. Die südlichen Wilden, die „Namban", tragen im Gesicht keine Tätowierungen. Sie selbst nennen sich „Mazeganshu" oder „Mazeatsuan", werden jedoch von den nördlichen Wilden „Machina" oder „Matena" genannt. Die Wilden um Polisha leben teils von Jagd, teils von Fischfang, auch etwas Ackerbau treiben sie an den Bergabhängen, wobei sie sich einer aus einem Stück Holz geschnitzten Harke bedienen.

So tief auch die Wilden in kultureller Beziehung stehen mögen, so soll ihr Familienleben glücklicher und geordneter sein als das sogenannter Kulturvölker. Männer und Frauen sollen sich gegenseitig streng die Treue bewahren, Frauen und Kinder von den Männern die liebevollste Behandlung erfahren. Wie ich mich selbst bei den Leuten, die abends aus den Bergen gekommen waren, überzeugen konnte, gebrauchen sie wenig Feuerwaffen, sondern bedienen sich vorwiegend noch des Pfeiles und Bogens. — Die Mädchen erlernen das Weben, Spinnen, Getreidestampfen; auch das Holzschneiden und Wassertragen gehört zu ihren Verrichtungen. Sobald sie in das heiratsfähige Alter treten, werden sie, wenigstens bei den nördlichen Stämmen, von ihren Eltern ebenso tätowiert, wie bei den Wilden, die um Tao leben. Bei Hochzeiten finden stets große Trinkgelage statt. Das junge Paar bezieht meist eine neue Hütte. Die Hütten der Wilden sind äußerst primitiv. An zwei in die Erde eingerammten Pfosten werden zwei Balken, die mit einem Ende auf dem Erdboden stehen, befestigt, während das andere Ende auf dem Pfosten ruht. Dach, sowie Seitenwände bestehen aus Bambus, aus Rottanggeflecht oder darüber gelegtem Schilf. Da die Bewohner das Feuer in den Hütten nie ausgehen lassen, diese aber keine andere Öffnung als die Tür haben, so soll es drinnen derartig rauchen, daß das Atmen dem Ungewohnten eine Unmöglichkeit ist. Götterbilder, wie man sie z. B. bei den Wilden Südformosas, bei den Paiwans antrifft, findet man bei den dortigen Bergbewohnern nicht, obzwar sie auch an einen Berggott und viele Geister, denen sie alle möglichen Eigenschaften beilegen, glauben. Weder Priester noch Ärzte sind hier heimisch. Das medizinische Amt liegt in den Händen alter Weiber, die Beschwörungen, sowie allen möglichen und unmöglichen Hokuspokus vor dem Kranken vollführen. —

Seltsam mutet die bei diesen Stämmen übliche Bestattungsweise

an. Innerhalb der Hütte wird der Leichnam an einem am Gebälk befestigten Seil aufgezogen, alsdann darunter eine Grube gegraben. Ist dies geschehen, schneidet man das Seil durch, so daß der Leichnam hineinfällt. Alsdann wird das Loch mit Erde bedeckt. Sobald der Boden unter der Hütte mit Leichen angefüllt ist, verlassen die Bewohner die Behausung, um sich an einem anderen Platze ein neues Heim zu gründen. Gräber werden oftmals auch außerhalb des Hauses, so auf den anstoßenden umzäunten Höhen gegraben, doch versieht man sie nie mit Steinen oder sonstigen Abzeichen, denn die Lebenden wollen sich nicht der Verstorbenen erinnern. Man kann sich hiernach vorstellen, daß der den Ahnenkultus über alles heilig haltende Chinese die Wilden als unzivilisierte Bestien betrachtet und verachtet, zumal sie zu den eifrigsten und gefürchtetsten Kopfjägern zählen. Sie gebrauchen, wenn sie auf die Jagd ziehen, einen roten, netzartigen Sack mit Achselbändern, an dem ein Chinesenzopf hängt.

Shigetora Nagano zeigte mir auch einen Takanan, so nennen die Wilden den Zierrat, der wie die Nagahatas in den buddhistischen Tempeln vom Gebälk herabhängt. Vom Dachbalken hängt ein aus Bambus geflochtener Ring — er hat 1½—2 Fuß im Durchmesser —, von dem viele, etwa 5 Fuß lange Fäden herabbaumeln, auf die kreisrunde, zolldicke Stücke des Markes der Aralia papyrifera aufgereiht sind. Unten, am Ende der Fäden, sind gewöhnlich Muschelstücke angebracht. Unter diesem baldachinartigen Schirm hängt der Kopfsack; mehrere aufgelöste Chinesenzöpfe sind daran befestigt. — So lange ein erbeuteter Chinesenkopf frisch ist, wird er auf einem zu diesem Zwecke bestimmten, etwa 4 Fuß hohen Pflock mit herausragendem Stachel aufgespießt, sein Mund mit einer Batate geschmückt. Bei dem zur Feier des erbeuteten Kopfes gegebenen Freudenfest wird Samshu in den Mund des Chinesenkopfes gegossen, wobei man der Manen des Verstorbenen gedenkt. Über dem Kopfe hängt wie über dem Netze ein Schirm aus Aralia papyrifera. Die Chinesenköpfe baumeln späterhin meist als Schmuck von der Decke im Innern der Hütte herab, die kahlen Schädel hingegen werden vor oder in der Nähe der Hütte auf Gerüsten aus Bambus in ein oder zwei Reihen übereinander aufgestellt.

Wie mir mein Gewährsmann versicherte, war es mit großen Gefahren für ihn verknüpft, Abbildungen von diesen auf die Kopfjagd bezüglichen Gegenständen zu erhalten. Nur verstohlen gelang es ihm, die Takanans abzuzeichnen. Hätten die Wilden es bemerkt, er würde lebend die Hütte schwerlich verlassen haben. — Die Kleider der Wilden, die bis oberhalb der Knie reichen, — die Ärmel gehen nur bis zum Ellenbogen —, sind meistens aus Hanfgeweben verfertigt. Der bunte Besatz ihrer Festkleider wird aus scharlachroten und dunkelblauen gezupften, von Chinesen eingetauschten Wollstoffen gestickt. Auch kleine, aus Horn geschnitzte Perlen, sowie Metalltroddeln nähen sie sich gern zur Verschönerung an den Besatz.

Gegen Abend kam noch eine Anzahl sogenannter südlicher Wil-

der angezogen; sie trugen langes, im Nacken zusammengebundenes Haar, die Augenzähne hatten sie ausgebrochen, doch zeigten die Männer keine Tätowierungen im Gesicht. Seltsam waren, an die Kappen deutscher Landsknechte erinnernd, die Kopfbedeckungen. Helmartige Lederkappen mit Nackenberg, oftmals mit Figuren bemalt oder oben in einen mit Federn geschmückten Kopf endigend.

Geldeswert kannten sie nicht, sie bedienten sich der Münzen nur als Schmuck. Bei ihnen besteht die Sitte des Freundschaft-Antrinkens, der ich mich jedoch begreiflicherweise zu entziehen suchte. Um ein offenes Feuer lagernd, kochten sie darüber in einer großen Pfanne Hirse, die sie dann später mit den Händen aus einer flachen Holzschüssel langten. Der Häuptling würzte das Mal dadurch, daß er ab und zu von einer getrockneten Hirschkeule Stücke abriß und an seine Leute verteilte. Mit flachen Schalen schöpfen sie aus einem großen, mit Samshu gefüllten, waschschüsselartigen Gefäß. Da sie gierig und in großen Massen tranken, so waren sie bald berauscht und schliefen ein.

Nur mit leichtem Gepäck machte ich mich am nächsten Tage mit meinen Leuten, begleitet von zwei Polizeisoldaten, zu Fuß nach dem Suisha- oder Drachensee auf, der auch nach dem in den Jahren 1627 bis 1631 auf Formosa weilenden, verdienstvollen holländischen Missionar Candidus „Candidus lake" genannt wird.

Nach einstündigem Marsch begann der Aufstieg; mein hasenfüßiger Lin, den Schreckengespenster verfolgten, und der seinen Zopf schon irgendwo am Dachgebälk einer Wildenhütte baumeln sah, bekam es wieder einmal mit der Angst, als der Weg sich schluchtenartig verengte und ein Polizeisoldat erzählte, daß hier vor zwei Monaten zwei Chinesen ihrer Köpfe beraubt worden seien.

Längs des Pfades standen vielfach uralte Schitanbäume von imposantem Wuchs; dann zog sich der schmale Pfad, nachdem wir über Paßhöhen steigend über ein liebliches Plateau gegangen waren, durch mit Farren und Schlingpflanzen bewachsene Schluchten. Nach mehrstündigem Bergauf- und Bergabwandern, vorbei an Hügeln mit sehr schlecht gehaltenen Teeanpflanzungen erblickten wir die Ufer des lieblichen Drachensees zu unsern Füßen. Die westlichen Ufer mit den dahinter sich erhebenden Gebirgszügen sind die imposantesten der Landschaft, sie dürften gewiß 8000 Fuß Höhe erreichen, da der Drachensee selbst 3—4000 Fuß hoch liegt. Sanfte Höhenzüge — verschwenderische, unberührte Vegetation, ein wahres Pflanzenmeer bedeckte sie — schließen den See von allen Seiten ein. Nichts als Grün, wohin das Auge blickt. Ausgehöhlte, unbehauene Kampherstämme werden ohne Kiel und Steuer als Boote benutzt und vermittels lanzettenförmiger, kurzer, freier Ruder fortbewegt. — Nur in Kaschmir, am Jhelamstrom bei Srinagar, sowie auf den dortigen Seen sah ich einst ganz ähnliche Ruder, doch waren diese etwas breiter, mehr herzförmig. Wie erstaunte ich, nun inmitten Formosas einer ähnlichen Ruderform und Art des Ruderns zu begegnen. —

Die größten der plumpen Boote können an 20 Personen fassen;

doch nur langsam schleppen sich diese kiellosen Fahrzeuge durch die grünlich gelben, lehmigen Fluten des untiefen Sees, dessen größte Wassermassen westwärts fließen. Auf den ersten Blick ist nicht der ganze See zu übersehen; ein Inselchen liegt vor seinem länglichen, südlichen Arm und trennt ihn in zwei Hälften. Am schilfbedeckten Strand bestieg ich einen ausgehöhlten Kampherstamm. Die überragenden Büsche und Bäume spiegelten sich im Wasser, das von zögernden kleinen Wellen durchkräuselt war. Inmitten des Sees begegneten wir einem kleinen Kampherkahn, in dem der Bürgermeister ruderte. Sobald er hörte, daß ich bei ihm absteigen wollte, machte er mit seinem Boote sofort Kehrt und verschob seine geplante Reise nach Polisha.

Dicht am nordöstlichen Ufer des Sees mit hübschem Blick auf ihn liegt das große Gehöft meines patriarchalisch aussehenden, doch verschmitzt dreinschauenden Chinesen, des reichsten, ja eigentlich einzigen wohlhabenden Mannes der Umgebung. Es besteht aus einem gemauerten, doch schilfbedeckten Mittelbau mit zwei Seitenflügeln und wird auf drei Seiten von Bambusgebüschen, sowie einem roh gezimmerten, mannshohen Zaun eingerahmt. — Düngerhaufen, eine Tenne, auf der Getreide gedroschen wird, Hühner, Gänse, Schweine in Massen, ein Tümpel, in dem Büffel baden, Heuschober, sowie birnenförmige Rechen, an denen die Garben und das Heu hängen, erweckten in mir Erinnerungen an die Bauerngehöfte der Heimat. Aber der Bauer selbst und das Innere des Hauses waren wenig erbaulich und weit davon entfernt, Behagen zu erwecken. Ein dumpfer, muffiger, süßsäuerlicher Geruch verschlug mir den Atem beim Eintreten. Was mein Auge sonst erblickte, war auch nicht danach angetan, das einmal hervorgerufene Gefühl des Ekels zu verscheuchen. Als Schlafgemach wurde mir eine Vorratskammer angewiesen, in der eine Holzpritsche stand. Oben in der Mauer war eine Öffnung angebracht, die jedoch ängstlich mit Holzbalken verbarrikadiert war, damit gar kein Sonnenstrahl oder gar frische Luft eindringe. —

Meine garstigen Wirte, der alte Chinese und sein Bruder, zwei wunderbar malerische Typen mit famosen alten Chinesenschädeln, bemühten sich unausgesetzt, mir alle Liebe zu erweisen, um ein reiches Geschenk zu erhalten — beileibe nicht etwa aus Menschenliebe! — aber sie hatten so widerwärtige Lebensgewohnheiten, schnäuzten sich unaufhörlich mit der Hand, husteten, spukten und rülpsten um die Wette, daß auch dem Hungrigsten der Appetit vergehen konnte. Der Herr des Hauses wollte mir in der Küche eine Mahlzeit herrichten lassen, aber ich protestierte energisch dagegen, indem ich erklärte, nur Selbstgekochtes zu essen; ich habe dies denn auch dort tatsächlich zur Wahrheit gemacht. Über einem mit glühenden Kohlen gefüllten Hibachi kochte ich mir stets entweder eine Konservensuppe, einen Fisch oder ein in Stücke geschnittenes Huhn; an Zuschauern fehlte es mir dabei nie.

Der Aufforderung des alten Chinesen folgend, mußte ich, um

nicht gar zu unhöflich zu erscheinen, dem in der Mitte des Gebäudes gelegenen Hauptraum, in dem den Ahnen geopfert wurde, einen Besuch abstatten. Die Mauern dieses Staatsgemaches waren mit Lehm verkleidet, der Mittelbalken der Decke mit roter und grüngrauer Farbe bemalt. Darauf stand in der Mitte in Goldbuchstaben ein Segensspruch. An der Rückwand dem Eingang gegenüber hing ein Kakemono der Göttin Kwanon, ein anderes mit dem Bilde der Göttin Tenjiosego, der Mutter des berühmten chinesischen Seeräubers Koxinga, der im 17. Jahrhundert die Holländer von Formosa vertrieb und dann dort selbst regierte. Andere Kakemonos stellten einen weißbärtigen Erdgott und eine nahrungsspendende Gottheit dar. Zwei kleine schmutzige Kakemonos, mit Sprüchen bemalt, befanden sich daneben. Vor diesen Wandbildern standen mit zahlreichen Ahnentafeln bedeckte Tische, davor in Stühlen sitzende, angezogene Puppen, Götter und Göttinnen.

Die den Chinesen weitaus heiligsten Gegenstände sind bekanntlich die Ahnentafeln; sie enthalten nach chinesischem Glauben eine der drei Seelen des Verstorbenen. Eine flieht — so heißt es — in die Geisterwelt, eine ruht im Grabe, die dritte aber umschwebt ihr altes Heim. Diesem Glauben zufolge entspringt der so ausgebildete und keineswegs der Poesie entbehrende Gräber- und Ahnentafelkultus. In der Ahnentafel, einem kaum 3 Zoll breiten, 1 Fuß hohen Stück Holz mit niederem Fußgestell, auf dem der Name des Verstorbenen steht, nimmt die Seele ihren Aufenthalt. Dem ältesten Sohne liegt es ob, den Ahnen die täglichen Opfer zu bringen, die die Seelen vor Notdurft im Jenseits schützen. Wird sie dagegen vernachlässigt, so irrt diese ruhelos, von Hunger und Durst gepeinigt, umher und bestraft ihre pflichtvergessenen Hinterbliebenen. Jeden Abend konnte ich den Alten in Suisha beobachten, wie er Sake und Reis in Schälchen auf den Ahnenaltar stellte, darauf imitiertes Papiergeld verbrannte, um den Geistern im Jenseits ihre Unabhängigkeit zu erhalten.

Aber auch außerhalb der Halle stellte der pietätvolle Sohn jeden Abend auf ein hohes Tischchen Reis und Sake und zündete dazu Weihrauch an.

Unter den Puppen vor den Ahnentafeln stellte die größte den göttlich verehrten Koxinga dar. Weihrauch entströmte Bronze- und Tongefäßen, in denen aufrechtstehende Weihrauchstäbe brannten. In anderen Behältern staken schmutzige Fähnchen, Geschenke für Götter, die Genesende spenden; kleine Votivtäfelchen, auf denen die Schenkungsurkunde geschrieben steht, enthalten den Namen des Stifters.

Als seltsamster Gegenstand der Ahnenhalle, an deren Wänden auch allerlei Fetische angebracht waren, durfte wohl eine an einem Strick hängende Kugel angesehen werden, aus der zwei Zoll lange Nägel zu Dutzenden hervorragten. Das Ganze war mit roten Stricken umwunden und sah wie ein Morgenstern aus. Vergeblich zerbrach ich mir den Kopf über die Bedeutung dieses seltsamen Gegenstandes. Auf mein Befragen erfuhr ich endlich, daß, sobald ein Familienmit-

glied schwer erkrankt, ein heiliger Mann, ein Priester geholt wird, der sich unter Beschwörungen damit geißelt, bis sein Blut in Strömen herabrinnt. Genest der Kranke, so wird allein dem Priester infolge dieser Prozedur die Heilung zugeschrieben; seiner harrt alsdann reiche Belohnung.

Auf Truhen längs der Wände der Ahnenhalle erblickte ich außerdem allerlei Hausrat untergebracht. Links vom Altar standen auf etagerenartigem Gestell aus Bambus geflochtene Schwingen, gefüllt mit Reis und Hirse. An der gegenüberliegenden Wand klebten rote längliche Zetttel; es waren an ihn ergangene Einladungen zu Theatervorstellungen, die mein alter Chinese ebenso pietätvoll aufhob, wie bei uns junge Damen ihre Tanzkarten. An der Decke hing eine reich bemalte, große Sänfte, in der am 16. Januar nach dem chinesischen Kalender, dem Fest des Koxinga, die auf dem Tische stehende Puppe, sein Götzenbild, spazieren getragen wird.

Nach dieser nicht ganz mühelosen Besichtigung des Ahnensaales bestiegen wir ein primitives Boot und fuhren nach dem Südende des Sees, um das Dorf der Tsuichuan, der sogenannten Wasserwilden zu besuchen, die keine Kopfjäger mehr sind und nur im Falle der Notwehr oder um sich für erlittene Unbill zu rächen, einen Chinesenkopf holen, im übrigen aber ganz wie vor Urzeiten leben.

Die Fahrt über die spiegelglatte Fläche des Sees, in dem sich die überreiche Vegetation der bergigen Ufer spiegelte, die unendliche Ruhe, die nur selten durch den Schrei eines im Waldesdickicht verborgenen Affen oder den Flügelschlag eines Silberreihers gestört wurde, lud zu Träumereien und stillem Sinnen ein. Es waren unvergeßliche Stunden, die ich auf diesem schönen, weltentlegenen See verlebte! Bis zum Wasserspiegel sind die Gelände wie mit einem Pflanzenteppich üppigster Vegetation überzogen; nirgends erspäht das Auge eine kahle Stelle. Auf über den See ragenden Ästen ruhen graue und weiße Silberreiher, die, da ihnen niemand nachstellt, nicht scheu davonfliegen. Ab und zu trifft man ein grünes, winziges Inselchen, wie für eine Zwergenkolonie geschaffen. Als wir in die Nähe des Wildendorfes Seki-in kamen, begegneten wir einem Kahn gleich dem unsrigen, darin stand mit einem Dreizack bewaffnet ein Wilder, der Fische spießte. Ihn bekleidete eine ärmellose Jacke aus Hirschfell, und langes Haar fiel bis auf seine Schultern herab. Um die Stirn trug er, gleich einem Diadem, ein rotes Band, das mit Muschädel, denen bekanntlich die Macht zugeschrieben wird, böse Geister zu vertreiben. Sie scheinen den frommen Spruch oder die Heiligenbilder zu ersetzen, die uns vor dem Eingang vieler tiroler Bauerngehöfte grüßen. Jedes kleine Gehöft ist von einem bis zur Schulter steil aufsteigenden Ufergelände; zwischen Bananen, hohen Bambussträuchern und prächtigen Bäumen liegen mehrere Dutzend Schilfhütten verstreut. Über der Eingangstür hängen eine Anzahl Affenscheln und Metallstücken besetzt war.

Das Dorf Seki-in erhebt sich wunderbar malerisch dicht über dem

ragenden Zaun umgeben, dicht dabei steht ein offener Stall für die Büffel. Die Vorratskammer befindet sich entweder unter dem meist überragenden Schilfdach neben dem Eingang des Hauses, oder es sind auf Pfeilern 5—6 Fuß über der Erde ruhende Häuschen, die im Gehöft stehen.

Unter den Jünglingen sah ich schöne Gestalten; eine verhaltene Schwermut schienen ihnen eigen zu sein. Ich fand junge Männer, — und ich erstaunte nicht wenig darüber — die etwas Weiches, Träumerisches in ihren von langen Wimpern beschatteten Augen hatten. Die Haare trugen sie meist lang, über der Stirn abgeschnitten, hinten in einen Knoten aufgebunden oder bis zu den Schultern herabfallend. Die Männer fand ich nicht tätowiert, wohl aber die Weiber, die etwas sehr Scheues, Zaghaftes an sich hatten, wie das Wild im Walde.

Nach dem Dunkelwerden kamen, auf meine Einladung hin, auch die Wilden vom Südende des Sees in mehreren Booten herangerudert. Sie kauerten sich im Kreise um ein offenes Feuer im Hofe, und als man ihnen ein großes krugartiges Tongefäß voll Samshu brachte, fingen sie sofort an, es eiligst mit höchst einfachen Bambuslöffeln auszuschöpfen. Dazu begannen sie mit nasaler Stimme immer in dem gleichen Tonfall zu singen, temperamentlos und monoton. Aber als die Lebensgeister erst angefacht waren, regten sich die Füße zu wildem Tanze um das Feuer, ein höchst phantastisches, wildromantisches Schauspiel. Etwas erhöht sitzend, sah ich auf die tanzenden Gruppen herab. Vor mir lag der See; die in geisterhaftes Dunkel gehüllten Berge schlossen ihn im Hintergrunde ab.

Das Fest gestaltete sich zu immer schaurigerer Schönheit; alle Empfindungen und Instinkte, die in diesen Naturmenschen unbewußt leben, schienen die wirbelnden Gestalten zu durchbeben; alle Schranken schienen durchbrochen, alle Leidenschaften entfesselt zu sein. Wild flatternd sausten die mantelartigen Überwürfe durch die Luft, als die leidenschaftlich erregte Gruppe mit verschränkten Armen einen Kreis bildend, unter rhythmischem Geheul gleichzeitig gegen das düster glimmende, ab und zu auflodernde Feuer und dann wieder zurücksprang. Inzwischen angezündete Bambusfackeln erleuchteten den Platz. Die fanatischen Sprünge der dabei im Kreise sich bewegenden Menge gingen in wildestes Rasen über. Im glühenden Dunkel der rauchenden Fackeln beobachtete ich eine von leidenschaftlicher Freude erfaßte, stürmisch dahersausende, schrille Jubelschreie ausstoßende Schar, die wie von Dämonen besessen erschien. Das war keine harmlos heitere Ausgelassenheit mehr, keine sinnenfrohe Karnevalsfreude, die da zum Durchbruch kam, wie etwa bei unseren Volksfesten oder öffentlichen Belustigungen. Diese zügellosen Temperamentsergüsse hatten etwas Schreckenerregendes. Eine bestialische, wildbacchantische Lebenslust schien die von Leidenschaften verzerrten Gestalten zu bewegen, bis sie endlich, von physischer Ermattung überwältigt, halb bewußtlos zu Boden fielen.

Als die Erschöpften wieder zu Atem kamen, tranken sie mit

doppelter Begierde, und nun begannen Ringkämpfe zwischen den chinesischen Ackerbauern und den Wilden von Seki-in. Der Sieg neigte sich bald auf diese, bald auf jene Seite, doch gewannen zuletzt meist die katzenartig gewandten Wilden die Oberhand über die scheinbar stämmigeren Gestalten ihrer Gegner. Als sich die Ringenden — der Sieg war entschieden, wenn der zu unterst Liegende mit beiden Schultern den Boden berührt hatte — auf der Erde wälzten, oder sich gegenseitig mit dem Aufgebot aller Kräfte niederzuwerfen suchten, da wurde mir auf Augenblicke angst und bange; ich fürchtete, daß aus dem Spiel Ernst werden würde, und es zwischen den vom Trinken und Tanzen erhitzten Wilden und den Chinesen zu einer blutigen Schlägerei käme. Die Hausmutter schien derselben Ansicht zu sein, denn händeringend stolperte sie mit ihren verkrüppelten Fußstümpfen über den Hof und bemühte sich, die Ringenden zu trennen. Wir versuchten gemeinsam, die unheimlichen Gäste nach Hause zu schicken, aber die Geister, die wir riefen, wurden wir nicht los, sie wollten durchaus nicht eher nach Hause fahren, als bis der Mond käme. Um sie wieder zum Lagern um das Feuer zu bringen, gab es kein anderes Mittel, als sie mit einer neuen Auflage Samshu zu traktieren.

Endlich, endlich tauchte das sehnlichst erwartete Himmelsgestirn über den Bergen auf — mit ähnlichen Empfindungen hatte ich es noch nie erwartet —; die Bewohner von Seki-in schifften sich ein, und unter dem weithin vernehmbaren Geplätscher ihrer Ruder entschwanden sie in horizontaler Ferne in den vom Mond versilberten zarten Nebeln meinen Blicken. Eine wundervolle Ruhe lag nun über der üppigen Landschaft, verklärt durch den Mond, dem milde Ströme keuschen Lichtes entströmten. . . .

Nur wenige Stunden Ruhe waren mir auf meiner Pritsche gegönnt, denn schon bei Nebelgrauen fuhren wir in der Morgendämmerung nach dem Südende des Sees. Vorher aber zündete der mich begleitende Hausherr noch Räucherstäbchen vor dem Ahnenaltar an und verrichtete ein kurzes Gebet. Lotosblätter schwammen auf dem Spiegel des Sees, der vielfach von den schönen, fein gezackten zarten Blättern der Hishi-Pflanze, deren Nüsse ein beliebtes Nahrungsmittel sind, bedeckt war. Nur langsam schwamm unser Kahn auf der bräunlich grünen Flut; ich versuchte die zahlreich schwimmenden Schlingpflanzen, die sich wie Haare aus der Tiefe auftauchender Nixen anfaßten, zu haschen.

Träume umspannen mich und die schwimmenden Gärten, halb unter Wasser stehende Strecken lockeren Erdreiches, durch welche Kanäle ziehen, und welche die Wilden von ihren Kähnen aus bepflanzen, leisteten dieser phantastischen Stimmung nur noch Vorschub.

Als wir uns dem südlichen Ende des Sees näherten, kamen uns zwei Polizeisoldaten aus Tosha, der nach Chip-Chip zu gelegenen nächsten Station, entgegengefahren, um uns mitzuteilen, daß wir unter keinen Umständen nach Chip-Chip dürften, denn dort werde seit gestern abend mit den Rebellen gekämpft.

Auch Wilde, die gestern in den Bergen jagten, hatten uns schon gesagt, daß sie in der Ferne vielfach schießen gehört hätten und uns ganz ängstlich gefragt, was es gäbe.

Mich interessierte es, zu wissen, wie groß die Zahl der Rebellen sei. Einer der Polizeisoldaten antwortete, daß Gendarmen, die aus Chip-Chip gekommen seien, versicherten, die Zahl derselben würde auf 3000 geschätzt. Über Paßhöhen, bald bergauf, bald bergab, durch Schluchten, in denen tropische Vegetation wuchernd sproßte und die Bambusse, diese segensvollste, nützlichste aller Grasarten der Erde, Riesengröße erreichten, ging nun unser Marsch $2^1/_2$ Stunden. Endlich erklommen wir einen Berg namens Ko-an-re; von seinem Gipfel aus kann man bei klarem Wetter den gewaltigen Mount Morisson, Formosas Montblanc, erblicken, doch dies nur selten und dann am ehesten im Spätherbst. Die Hitze an diesem Tage überstieg das Maß des Erträglichen; die großen, verdorrten, grasbedeckten Abhänge schienen, wie die ganze Natur, zu dürsten. Das Auf- und Abklettern auf den jeden Schattens baren Pfaden bei brütender Sonnenhitze machte diese Tour keineswegs zu einer genußreichen; ich war tatsächlich mit meinen Kräften zu Ende, als wir auf der letzten Höhe anlangten. Zu meinen Füßen schlängelte sich in dem breiten mit Steingeröll bedeckten Tal, das der aus den Bergen des Ostens kommende Dakusuike („trübes Wasser" auf chinesisch) durchfloß. Der Mount Morisson war — ich war darob nicht erstaunt — unsichtbar. Dieser höchste Gipfel Ostasiens, der bis vor kurzem nur dem Namen nach bekannt war, verdankt diesen einem englischen Kapitän, der ihn zu Ende des vorigen Jahrhunderts entdeckte. Erstaunlich lange währte es, bis der Gipfel erstiegen wurde, ein Unternehmen, das zuerst im Oktober 1896 durch Seiroko Honda, Professor der Forstwissenschaften in Tokyo, ausgeführt wurde. Im Auftrage der japanischen Regierung unternahm dieser eine Expedition zur Erforschung des Mount Morisson, von der — nebenbei gesagt — er und alle seine japanischen Begleiter schwer fieberkrank heimkamen. —

Die Vegetation auf dem Mount Morisson soll eine wunderbar reiche sein. Bis zu 6500 Fuß Höhe fand Honda Kampherwaldungen und Eichen aller Art, von da ab Fichten. Von 10500 Fuß Höhe bis zur Spitze aber Tannen und Juniperusarten. Die höchste Spitze, die ich zu sehen bekam, war die des im Osten sich erhebenden ca. 8000 Fuß hohen Ran-to-san. Drei bis vier Kulissen tief erhoben sich terrassenförmig aufsteigende Gebirgszüge im Osten, über die jedoch ein zarter Schleier gebreitet schien. Längs der Hauptkette, an der viele Ausläufer, gleich Rippen an der Wirbelsäule, saßen, zog sich der Dakusuike, westwärts lag zwischen überschwemmten Reisfeldern Chip-Chip, der unglückselige Ort, der seit dem Erscheinen der Japaner auf Formosa schwer zu leiden hatte.

Von Osten her tönten mehrere Schüsse aus Gebirgskanonen, ein Zeichen daß noch gekämpft wurde und sich die Rebellen ostwärts in die Berge geschlagen haben mußten, wohin sie von den Japanern

verfolgt wurden. Nach Versicherungen sämtlicher Europäer sowohl im Norden, als auch im Süden Formosas müssen die Japaner gerade in dieser Gegend um Chip=Chip, Unrin usw. arg gehaust und durch nicht zu rechtfertigende Grausamkeit und sonstige Mißwirtschaft die Rebellen gezüchtet haben. Weib und Kinder wurden von den Japanern im Osten, wo sie vergeblich Rebellen suchten, oder wo auch einzelne empörende Grausamkeiten gegen Japaner stattfanden, niedergemacht, Ortschaften verbrannt und zerstört. Die Männer, ihrer Existenz beraubt und zur Verzweiflung gebracht, hatten keine andere Wahl, als Briganten zu werden.

Der Unterpräfekt von Chip=Chip, um einen der vielen Fälle von Mißwirtschaft zu erwähnen, machte selbst Kamphergeschäfte, zwang die Chinesen, ihm den Kampher zu liefern, der rechtmäßig europäischen Kaufleuten gehörte, die darauf bereits Vorschüsse gegeben hatten und nun ihr Geld verloren.

Vormals, so wurde mir auch allgemein versichert, war das Reisen in dieser Gegend ohne jedwede Gefahr, heute hingegen hört man auf Schritt und Tritt von Rebellen und Räubern reden.

Die Bevölkerung von Chip=Chip soll früher friedfertig, brav und arbeitsam gewesen sein; dies versicherten höchst ehrenwerte, zuverlässige Personen. Heute ist alles auf den Kopf gestellt, Mord und Totschlag an der Tagesordnung, und der meist blühende Kampherhandel ist dort nun gänzlich vernichtet. Hoffentlich kehren nun bald für diese einst gesegneten Fluren normale Zustände zurück, und gelingt es den Japanern, anständige Werkzeuge zu finden, die den guten Willen der Regierung zur Tat werden lassen.

Eine halbe Stunde gönnte ich mir Ruhe im Schatten eines Abhanges, dann mußte ich mich, wenn auch widerwillig, entschließen, den Rückzug anzutreten, und zwar bei brennender Sonnenhitze. Ich floß mehr als ich ging.

Vier Stunden war ich bei unerträglicher Temperatur, bei völligem Schattenmangel bergauf, bergab geklettert — da war es eine wahre Erlösung, als sich endlich das elende Nest Tosha zeigte. Gleichzeitig mit mir traf hier ein Leutnant mit 30 Mann ein. Der kam von Polisha und zog gegen Chip=Chip. Er hatte Ordre erhalten, zersprengte Rebellenbanden, die ihm in den Weg kämen, zu verfolgen und in die Berge zu treiben, da man verhindern wollte, daß sie wieder gegen Polisha zu kämen, wo sie noch vor anderthalb Jahren ihr Unwesen getrieben hatten.

Zwei komischen, dicht aufeinander folgenden Aufzügen begegnete ich hinter Tosha; durch den Kontrast, den sie zueinander bildeten, wirkten sie noch viel drolliger als einzeln. Zuerst traf ich einen Wilden; er hatte auf seine Hippe, die er auf dem Rücken trug, einen Stuhl gebunden. Auf diesem saß, mit dem Antlitz nach rückwärts gekehrt, eine festlich geputzte Chinesin mit zierlichen Füßchen, denen es jedenfalls zu sauer wurde, über die Berge zu humpeln. —

Gleich darauf stieß ich wieder auf einen Wilden, der keuchend

und schwitzend, den steilen Berg hinaufpustend, eine weniger süße Last schleppte. Er hatte nämlich ein dickes schwarzes Schwein, mit dem Kopf nach vorwärts auf seine Hippe gebunden, und zwar so fest, daß es sich nicht bewegen konnte. Damit es aber nicht seinem Träger durch seine musikalische Begabung unangenehm würde oder denselben beiße, war dieser so vorsichtig gewesen, ihm die Schnauze zuzubinden. Über sein Haupt aber hatte der schlaue, unter seiner Last stöhnende Wilde ein Bananenblatt gestülpt, als schirmendes Dach gegen den herabträufelnden, geifernden Schaum des erzürnten Schweines.

Diese zwei Aufzüge zählten zu den originellsten, die mir je begegneten. Ich möchte sie beide im Bilde verewigt haben; unter dem Titel „Kontrast" würden sie auf jeder Ausstellung Furore machen und die Lachmuskeln der Beschauer in Bewegung setzen.

Auf halbem Wege passierten wir wieder eine Stelle, wo vor kurzem zwei Chinesen ihre Köpfe und Zöpfe los wurden. Meinem Lin gab es stets an solchen Orten einen Riß. Es war bei einer Art Kapelle; in einer Felsennische stand eine Gottheit; davor staken halb abgebrannte Weihrauchstäbe. Wahrscheinlich wurden die armen Chinesen, während sie dort ihre Andacht verrichteten, Opfer wilder Mordlust.

Der Distrikt um Polisha ist aber auch für die Chinesen der gefährlichste; denn wie ich aus dem statistischen Ausweis, den man mir auf meine Bitte im Gouvernementsgebäude in Taipeh überreichte, ersah, kamen von den im Jahre 1897 496 geköpften Chinesen 232 auf Polisha, während selbst der Distrikt um Tao, der zweitleistungsfähigste in diesem Punkte, bloß 136 Köpfe aufzuweisen hatte. Man rechnet natürlich nur die Köpfe, von denen man die Körper fand; ob sonst noch viele andere fielen, wüßte ich nicht zu sagen.

Außerdem wurden 1897 auf Formosa 21 Japaner geköpft; 77 Chinesen und 3 Japaner wurden von den Wilden verwundet.

Laut jauchzte ich auf, als ich vollständig ausgepumpt nach einer weiteren Stunde wieder das südliche Ufer des Suishasees erreichte und das dort unserer harrende primitive Boot erblickte. Kaum hatten wir es erreicht, so streifte ich die klatschnassen Kleider und Wäsche ab, und mit halbem Leib im Wasser, mich an das Boot haltend, ließ ich mich durch die kühlen Fluten schleifen. So wie ich in mein chinesisches Gehöft einzog, wandelten einst Adam und Eva im Paradiese. Schnell machte ich darauf Toilette, kochte ab und fuhr nach dem Südende des Sees, um mich nach dem Befinden meiner lieben Gäste von tags zuvor zu erkundigen. Wozu mit der Wahrheit hinter dem Berge halten? Die Bande war in einem fürchterlichen Zustand, alle Männlein und Weiblein waren voll süßen Samshus. Der See, die ganze Landschaft vom Abendsonnengold in verklärtem Glanze strahlend schien zu beschaulicher Betrachtung, zu friedlichen Träumereien wie von Gott geschaffen, aber die wilden Damen störten mich darin, sie waren ekelhaft aufdringlich in ihrer Trunkenheit.

Eben war ich im Begriff, in mein Boot zu steigen, als der Häupt-

ling, vielleicht der Betrunkenste von allen, ein großes Stück rohes, blutendes Kuhfleisch in der Hand, auf mich zugetaumelt kam. Es sollte eine Ehrengabe sein, die er mir zugedacht hatte!

Nun hatte ich vollends genug. Ohne Abschied stieß ich vom Lande, hinaus in den bereits mit leichtem Abendnebel sich überziehenden See.

Der Mond stand noch am Himmelszelt, zarte Nebel, wie Rauchwolken zogen über die Spiegelfläche des Wassers, als ich von dem malerischsten Fleckchen, das ich auf diesem grünen Eilande je geschaut, Abschied nahm — ein glückvolles Nachempfinden all der weihevollen Stunden, die ich dort verleben durfte.

Volk und Volkszählung auf Bali und Lombok.

Nach Alfred Russel Wallace*) (1860).

Die Inseln Bali und Lombok, am Ostende von Java gelegen, sind von besonderem Interesse. Es sind die einzigen Inseln im ganzen Archipel, auf denen die Hindureligion sich noch erhalten hat.

Es war am 13. Juni 1856, als wir nach einer Überfahrt von 20 Tagen von Singapore aus in dem „Kembang Djepoon" (Rose von Japan), einem Schoner, der einem chinesischen Kaufmanne gehörte, mit javanischem Schiffsvolke bemannt war und von einem englischen Kapitän befehligt wurde, auf der gefährlichen Reede von Baliling, auf der Nordseite der Insel Bali, Anker auswarfen. Als ich mit dem Kapitän und dem chinesischen Supercargo an Land ging, sah ich mich sofort in eine neue und interessante Szene versetzt. Wir gingen zuerst in das Haus des chinesischen Bandar oder Hauptkaufmanns, wo wir eine Anzahl Eingeborener fanden. Sie waren gut gekleidet und alle in auffälliger Weise mit Krisen bewaffnet, deren lange Handhaben aus Elfenbein oder Gold oder aus schön marmoriertem und poliertem Holze sie zur Schau stellten.

Die Chinesen hatten ihr Nationalkostüm aufgegeben und den malaiischen Anzug angenommen und konnten so kaum von den Eingeborenen der Insel unterschieden werden — ein Beweis der nahen Verwandtschaft der malaiischen und mongolischen Rasse. Unter dem dichten Schatten einiger Mangobäume nahe dem Hause verkauften mehrere Händlerinnen Baumwollenwaren; denn hier handeln und arbeiten die Frauen zum Vorteil ihrer Ehegatten, ein Brauch, den mohammedanische Malaien nie annehmen. Man brachte uns Obst, Tee, Kuchen und Zuckerwerk. Viele Fragen wurden in betreff unseres Geschäftes und über den Stand des Handels in Singapore gestellt, und wir machten dann einen Spaziergang ins Dorf. Es war ein sehr unfreundlicher und trauriger Ort. Eine Anzahl enger, von hohen

*) „Der Malaiische Archipel. Die Heimat des Orang-Utan und des Paradiesvogels." Autorisierte Deutsche Ausgabe von A. B. Meyer. Braunschweig 1869.

Lehmwänden eingefaßter Straßen mit Bambushäusern, von denen wir einige betraten und wo wir sehr freundlich aufgenommen wurden.

Während unseres zweitägigen Aufenthaltes hier besuchte ich die Umgegend, um Insekten zu fangen, Vögel zu schießen und um über die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Landes etwas zu erfahren. Ich war erstaunt und erfreut zugleich; denn da mein Besuch auf Java erst einige Jahre später stattfand, so habe ich noch nie außerhalb Europas einen so schönen und gut bebauten Distrikt gesehen. Eine leicht wellige Ebene dehnt sich von der Seeküste etwa 10—12 Meilen landeinwärts aus, wo sie von einer schönen Reihe bewaldeter und bebauter Hügel begrenzt wird. Häuser und Dörfer, bezeichnet durch dichte Gebüsche von Kokosnußpalmen, Tamarinden und anderen Fruchtbäumen, sind nach allen Richtungen hin verstreut. Zwischen ihnen dehnen sich üppige Reisfelder aus, von einem sorgsamen Bewässerungssystem durchzogen, welches der Stolz der bestkultivierten Teile Europas sein würde. Die ganze Oberfläche des Landes ist in unregelmäßige Felder geteilt, welche den welligen Erhebungen des Bodens folgen, von der Größe vieler Morgen bis herab zu wenigen Ruten, und jedes derselben ist vollkommen eben, aber liegt einige Zoll oder mehrere Fuß über oder unter den angrenzenden. Jedes dieser Fleckchen kann nach Willkür vermittels eines Systems von Gräben und kleinen Kanälen, in welches alle von den Bergen herabkommenden Flüsse abgeleitet sind, berieselt oder drainiert werden. Die Frucht stand auf jedem Stückchen in verschiedenen Stadien der Reife, manchmal schon fast reif zum Schneiden, überall aber in dem blühendsten Zustande und in den ausgesuchtesten grünen Färbungen.

Die Seiten der Straßen und Reitwege waren oft mit stacheligem Kaktus und mit einer blattlosen Euphorbie eingefaßt, aber das Land war so ausgiebig bebaut, daß für einheimische Vegetation, außer am Seegestade, nicht viel Raum blieb. Wir sahen eine Menge Rinder von feiner Rasse, Abkömmlinge des javanischen Bos banteng, von halbnackten Knaben getrieben oder auf Weideplätzen angebunden. Es sind große und schöne Tiere von hellbrauner Farbe mit weißen Beinen und hinten mit einem in die Augen fallenden ovalen Fleck von derselben Farbe. Wildes Vieh derselben Rasse soll noch jetzt in den Bergen vorkommen.

Wir verließen Baliling und kamen nach einer angenehmen Segelfahrt von zwei Tagen nach Ampanam auf Lombok, wo ich zu bleiben beschloß, bis ich eine Gelegenheit zur Überfahrt nach Mangkassar erhalten könne. Wir genossen herrliche Aussichten auf die Zwillingsvulkane von Bali und Lombok, von denen jeder ungefähr 8000 Fuß hoch ist. Sie machen sich bei Sonnenauf- und untergang ganz prächtig, wenn sie sich aus dem Dunst und den Wolken, welche sie umgeben, erheben und in den reichen und wechselnden Tinten derselben erglühen — entzückende Augenblicke eines tropischen Tages.

Die Bai oder Reede von Ampanam ist sehr groß, und da sie

um diese Jahreszeit vor den herrschenden Südostwinden geschützt lag, so war sie ruhig wie ein See. Der Strand von schwarzem vulkanischen Sand ist sehr tief, und jederzeit tobt eine heftige Brandung, welche während der Springfluten so bedeutend wird, daß es Booten oft unmöglich ist, zu landen und viele ernste Unglücksfälle vorkommen. Dort, wo wir vor Anker lagen, etwa eine viertel Meile vom Ufer, war nicht die leiseste Bewegung zu verspüren, als wir uns aber näherten, begannen die Schwankungen und wurden so rasch größer, daß die Wellen sich am Ufer in regelmäßigen Zwischenräumen mit einem donnerähnlichen Getöse überstürzten. Manchmal wächst diese Brandung plötzlich bei vollkommener Windstille zu solcher Stärke und Wut an, als ob ein Sturm wehte, zerschlägt alle Schiffe, welche nicht hoch genug auf das Ufer hinaufgezogen sind und schwemmt unvorsichtige Eingeborene mit fort.

Ich fühlte mich sehr erleichtert, als alle meine Kisten und ich selbst in Sicherheit durch die verzehrende Brandung gekommen waren, auf welche die Eingeborenen mit Stolz sehen und sagen, daß „ihre See stets hungrig sei und alles auffräße, was sie bekommen könne".

Während mein Diener Manuel am Nachmittage seine Vögel abbalgte, gewöhnlich von einem kleinen Haufen Malaien und Sassaks (wie die Eingeborenen von Lombok genannt werden) umgeben, hielt er ihnen oft Vorträge mit der Miene eines Lehrers, und man hörte ihm mit tiefer Aufmerksamkeit zu. Er sprach sehr gern über die „speziellen Schickungen", die ihm nach seiner Meinung täglich beschieden waren. „Allah ist heute dankbar gewesen", sagte er z. B. — denn obgleich Christ, hatte er doch die mohammedanische Sprechweise angenommen — „und hat uns einige sehr schöne Vögel beschert; wir können ohne ihn nichts tun." Dann antwortete einer der Malaien: „Sicherlich, Vögel sind wie Menschen; sie haben ihre bestimmte Zeit zum Sterben; wenn diese Zeit kommt, so kann sie nichts retten, und wenn sie nicht gekommen ist, so kannst du sie auch nicht töten." Ein Beifallsgemurmel folgte dieser Meinungsäußerung und Rufe von „Butul! Butul!" (Wahr! wahr!). Dann konnte Manuel eine lange Geschichte erzählen von einer seiner erfolglosen Jagden; — wie er einen schönen Vogel gesehen und ihn weit verfolgte und ihn dann verlor und ihn wiederfand und zwei- oder dreimal danach schoß, ohne ihn je treffen zu können. „Ah!" sagte ein alter Malaie, „seine Zeit war nicht gekommen, und daher war es dir nicht möglich, ihn zu töten." Diese Lehre ist für den schlechten Schützen sehr tröstreich und trägt den Tatsachen durchaus Rechnung, aber sie ist denn doch nicht ganz zufriedenstellend.

Man glaubt allgemein auf Lombok, daß manche Leute die Macht haben, sich in Krokodile zu verwandeln, was sie tun, um ihre Feinde zu verschlingen, und viele sonderbare Geschichten werden von solchen Wandlungen erzählt. Ich war deshalb etwas überrascht, als

ich eines Abends die folgende seltsame Tatsache feststellen hörte, und da von keiner der anwesenden Personen widersprochen wurde, so bin ich geneigt, sie vorläufig als einen Beitrag zur Naturgeschichte der Insel anzunehmen.

Ein Malaie von Borneo, welcher seit vielen Jahren hier wohnte, sagte zu Manuel: „Eine Sache ist in diesem Lande sonderbar — die Spärlichkeit von Geistern." „Wieso?" fragte Manuel. „Aber du weißt doch," sagte der Malaie, „daß wir in unsern westlichen Ländern, wenn jemand stirbt oder getötet wird, nachts nicht bei dem Orte vorbeigehen dürfen, denn man hört allerhand Geräusche, welche beweisen, daß Geister dort herum sind. Aber hier werden viele Menschen getötet und ihre Körper liegen unbegraben in den Feldern und auf der Straße, und doch kannst du des Nachts dort gehen und hörst und siehst überhaupt nichts, wie es in unserm Lande der Fall ist und wie du sehr wohl weißt." „Sicherlich weiß ich das," sagte Manuel; und so kam man überein, daß Geister sehr selten, wenn nicht ganz unbekannt auf Lombok seien. Ich möchte mir aber zu bemerken erlauben, daß wir es, da der Beweis ganz negativ ist, an wissenschaftlicher Vorsicht mangeln lassen würden, wenn wir diese Tatsache als genügend gut festgestellt ansähen.

Eines Abends hörte ich Manuel, Ali und einen Malaien emsig zusammen vor der Tür flüstern und konnte verschiedene Anspielungen auf „Krise", Kehlenabschneiden, Köpfe usw. unterscheiden. Endlich trat Manuel ein, sah sehr feierlich und angstvoll aus und sagte auf englisch zu mir: „Herr — in acht nehmen; — hier nicht sicher; — Kehle abschneiden." Bei näherer Nachfrage erfuhr ich, daß der Malaie ihnen erzählt hatte, der Rajah habe gerade einen Befehl in das Dorf gesendet, man solle eine bestimmte Zahl von Köpfen als Tempelopfer herbeischaffen, um sich eine gute Reisernte zu sichern. Zwei oder drei andere Malaien und Bugis sowohl, als auch der Ambionese, in dessen Hause wir wohnten, bestätigten diese Erzählung und erklärten, daß das regelmäßig in jedem Jahre wiederkehre, und daß es notwendig sei, gute Wache zu halten und nie allein auszugehen.

Ich lachte über die ganze Geschichte und versuchte sie zu überzeugen, daß es ein bloßes Gerede sei, allein ohne Erfolg. Sie waren alle fest von ihrer Lebensgefahr überzeugt. Manuel wollte nicht allein zum Schießen ausgehen, und ich war genötigt, ihn jeden Morgen zu begleiten, aber im Dschungel entwischte ich ihm heimlich. Ali fürchtete sich, ohne Begleitung Feuerholz zu suchen und holte, nur mit einem enormen Speer bewaffnet, Wasser aus dem Brunnen ein paar Schritte hinter dem Hause. Ich war durchaus überzeugt während der ganzen Zeit, daß ein solcher Befehl weder gegeben noch empfangen worden sei, und daß wir vollkommen sicher wären. Das zeigte sich auch kurze Zeit darauf, als ein amerikanischer Seemann von seinem Schiffe an der Ostküste davonlief und seinen Weg zu Fuß und unbewaffnet quer durch die Insel nach Ampanam machte. Überall war man ihm mit der größten Gastfreundschaft entgegengekommen. Nirgends wurde

die geringste Bezahlung für Nahrung und Wohnung genommen, sondern sie wurden ihm bereitwilligst gegeben. Als ich Manuel auf diese Tatsache verwies, sagte er: „Er ein schlechter Mann, — lief weg von Schiff, — kein Wort, was sagt, kann glauben." So war ich genötigt, ihn in der unbehaglichen Überzeugung zu lassen, daß ihm eines Tages die Kehle abgeschnitten sein würde.

Die Ureinwohner von Lombok werden Sassaks genannt. Sie sind malaiischer Rasse und unterscheiden sich in ihrem Aussehen kaum von der Bevölkerung Malakas oder Borneos. Sie sind Mohammedaner und machen die Rasse des Volkes aus. Die herrschenden Klassen aber sind Eingeborene der anliegenden Insel Bali und haben die braminische Religion. Die Regierung ist eine absolute Monarchie, aber sie scheint mit mehr Weisheit und Maß gehandhabt zu werden als gewöhnlich in malaiischen Ländern. Der Vater des jetzigen Rajah eroberte die Insel, und das Volk scheint nun ganz mit seinen neuen Herrschern versöhnt zu sein, welche sich um ihre Religion nicht kümmern und sie wahrscheinlich nicht schwerer besteuern, als es die eingeborenen Häuptlinge taten, denen sie folgten. Die jetzt auf Lombok geltenden Gesetze sind sehr strenge. Diebstahl wird mit dem Tode bestraft.

Ein Herr Carter erzählte mir, daß einmal ein Mann aus seinem Hause eine metallne Kaffeekanne stahl. Er wurde gefaßt, die Kanne zurückgestellt und der Mann Herrn Carter überliefert, daß er ihn nach Gutdünken bestrafen solle. Alle Eingeborenen empfahlen Herrn Carter, ihn auf der Stelle zu „krisen"; „denn wenn Sie es nicht tun, wird er Sie wieder berauben." Herr Carter aber ließ ihn laufen mit der Warnung, daß, wenn er je wieder in seinen Räumlichkeiten betroffen würde, er sicherlich sterben müsse. Einige Monate später stahl derselbe Mann ein Pferd des Herrn Carter. Das Pferd wurde gefunden, aber der Dieb nicht gefangen. Es ist eine geltende Regel, daß, wenn jemand in einem Hause nach eingebrochener Dunkelheit betroffen wird, es sei denn, daß er sich dort mit Wissen des Eigentümers aufhält, er getötet und sein Körper auf die Straße oder ans Ufer geworfen werden kann, ohne daß jemand danach fragt.

Die Männer sind außerordentlich eifersüchtig und sehr strenge mit ihren Frauen. Eine verheiratete Frau darf unter Todesstrafe nicht eine Zigarre oder ein Sirihblatt von einem Fremden annehmen. Man erzählte mir, daß vor einigen Jahren einer der englischen Händler eine balinesische Frau aus guter Familie hatte, die mit ihm lebte. Während eines Festes verstieß dieses Mädchen gegen das Gesetz, indem sie eine Blume oder irgend eine andere Kleinigkeit von einem andern Manne annahm. Dieses wurde dem Rajah hinterbracht, dessen Frauen zum Teil mit dem Mädchen verwandt waren. Er sandte sofort in das Haus des Engländers und befahl ihm, die Frau aufzugeben, da sie „gekrist" werden müsse. Vergebens bat und flehte dieser,

erklärte sich bereit, jede Buße, welche der Rajah ihm auferlegen wolle, zu bezahlen und weigerte schließlich, sie aufzugeben, wenn er nicht mit Gewalt dazu gezwungen würde. Dazu wollte der Rajah seine Zuflucht nicht nehmen, denn er dachte ohne Zweifel, daß er ebenso sehr für die Ehre des Engländers als für seine eigene einträte. Es schien also, als hätte er die Sache fallen lassen. Aber einige Zeit darauf sandte er jemanden aus dem Gefolge in das Haus, der die Frau bat, herauszukommen; dann sagte er: „Der Rajah sendet dir dies," und stieß ihr den Dolch in das Herz.

Eines Morgens, als wir beim Frühstück saßen, benachrichtigte uns der Diener des Herrn Carter, daß ein Amokläufer im Dorfe sei. Sofort wurde der Befehl gegeben, die Tore unserer Wohnung zu schließen und zu befestigen; aber da wir eine Zeitlang nichts hörten, so gingen wir hinaus und fanden, daß es ein falscher Lärm gewesen sei, von einem Manne herrührend, der fortgelaufen war und erklärt hatte, er werde „Amok" laufen, weil sein Herr ihn verkaufen wollte. Eine kurze Zeit vorher wurde ein Mann an einem Spieltische getötet, weil er einen halben Dollar mehr, als er besessen, verloren und sich anschickte „Amok" zu laufen. Ein anderer hatte 17 Menschen getötet oder verwundet, ehe er unschädlich gemacht werden konnte. In ihren Kriegen kommt manchmal ein ganzes Regiment dieser Menschen zu dem Entschlusse „Amok" zu laufen, und sie stürzen dann in so energischer Verzweiflung einher, daß sie für Männer, welche nicht so erregt sind wie sie selbst, sehr verderbenbringend werden. Bei den Alten würde man auf sie als auf Heroen oder Halbgötter geblickt haben, welche sich für ihr Vaterland hinopferten. Hier sagt man einfach, — sie liefen „Amok".

Mangkassar ist der berühmteste Ort im Osten für das Amoklaufen. Man sagt, daß es ein- oder zweimal im Monat durchschnittlich vorkommt und manchmal werden 5, 10 oder 20 Personen von einem getötet oder verwundet. Es ist bei den Eingeborenen von Celebes die nationale und daher die ehrenhafte Art, Selbstmord zu begehen, und es ist der anständige Weg, um sich aus einer schwierigen Lage zu befreien. Ein Römer fiel in sein Schwert, ein Japaner schlitzt sich den Bauch auf, und ein Engländer zerschmettert sich mit einer Pistole das Gehirn. Die Mode der Bugis hat viele Vorzüge für jemanden, der zum Selbstmorde neigt. Ein Mann glaubt von der Gesellschaft geschädigt zu sein — er ist in Schulden und kann sie nicht bezahlen — er wird zum Sklaven gemacht oder hat sein Weib und Kind in die Sklaverei verspielt — er sieht keinen Weg, das, was er verloren hat, wiederzugewinnen und verzweifelt. So grausames Unrecht will er nicht geduldig ertragen, er will sich an der Menschheit rächen und als Held sterben. Er packt sein Kris, zieht die Waffe im nächsten Moment und stößt sie einem Manne ins Herz. Er rennt fort mit dem blutigen Kris in der Hand und stößt nach jedem, der ihm in den Weg kommt. „Amok! Amok!" tönt es dann durch die Straßen. Speere, Krise, Messer und Flinten werden gegen ihn ge-

richtet. Wie besessen eilt er daher, tötet alles, was er zu töten vermag — Männer, Weiber und Kinder — und stirbt, überwältigt von vielen, mitten in allen Erregungen des Kampfes. Und was eine solche Erregung sagen will, das wissen die am besten, welche einen Kampf bestanden; aber ein jeder, der jemals heftigen Leidenschaften Raum gegeben, oder der nur heftige und erregende Leibesübungen getrieben hat, kann sich eine sehr gute Vorstellung davon machen. Es ist eine Vergiftung der Phantasie, eine temporäre Verrücktheit, die jeden Gedanken, jede Tatkraft absorbiert. Und kann es uns Wunder nehmen bei dem kristragenden, unwissenden, brütenden Malaien, daß er einen solchen Tod, der als ein ehrenhafter angesehen wird, den kaltblütigen Einzelheiten eines Selbstmordes vorzieht, wenn er überwältigenden Sorgen zu entfliehen wünscht, oder daß er ihn den mitleidlosen Klauen des Henkers und der Schande einer öffentlichen Hinrichtung vorzieht, wenn er sich selbst Rechte geschaffen oder zu hastig selbst an seinem Feinde gerächt hat? In jedem Falle wählt er lieber das Amoklaufen.

Die Haupthandelsartikel von Lombok sowohl als auch von Bali sind Reis und Kaffee; ersterer wächst in den Ebenen, letzterer auf den Hügeln. Der Reis wird sehr viel nach den andern Inseln des Archipels ausgeführt, nach Singapore und selbst nach China, und gewöhnlich liegen ein oder mehrere Schiffe Reis ladend im Hafen. Nach Ampanam wird er auf Packpferden gebracht, und fast täglich kam eine Reihe solcher in Herrn Carters Hof. Das einzige Geld, das die Eingeborenen für ihren Reis nehmen, ist chinesische Kupfermünze, von der 1200 auf einen Dollar gehen. Jeden Morgen mußten zwei große Säcke dieses Geldes in zur Bezahlung passenden Summen aufgezählt werden. Von Bali führt man ferner Mengen getrockneten Ochsenfleisches und Zungen aus und von Lombok sehr viele Enten und Ponies. Die Enten sind von einer besonderen Zucht; sie haben sehr lange platte Körper und gehen aufrecht fast wie die Pinguine. Sie sind gewöhnlich von einer blassen, rötlich grauen Farbe, und man hält sie in großen Herden. Sie sind sehr billig und werden von den Matrosen der Reisschiffe, die sie Balisoldaten nennen, viel gegessen. Andernortes sind sie unter dem Namen Pinguinenten allgemeiner bekannt.

Als passenden Schluß zu obiger Skizze dieser interessanten Inseln will ich eine Anekdote erzählen, welche ich von dem jetzigen Rajah hörte, die, ob sie nun durchaus wahr sei oder nicht, den inländischen Charakter sehr gut beleuchtet und dazu dienen kann, einige Einzelheiten der Sitten und Gebräuche des Landes, von denen ich noch nicht gesprochen habe, vorzuführen.

Der Rajah von Lombok war ein sehr weiser Mann und zeigte seine Weisheit in hohem Maße durch die Art, wie er eine Volkszählung vornahm. Meine Leser müssen nämlich wissen, daß die Haupteinkünfte des Rajah durch eine Kopftaxe von Reis bestritten wurden, indem jährlich jeder Mann, jede Frau, jedes Kind auf der Insel ein kleines Maß lieferte. Es bestand darüber kein Zweifel, daß ein jeder

diese Taxe zahlte, denn es war eine sehr geringfügige, und das Land war fruchtbar, und das Volk befand sich wohlauf. Aber sie hatte durch vieler Leute Hände zu gehen, ehe sie in die Regierungs-Vorratshäuser gelangte. Wenn die Ernte vorbei war, brachten die Bauern ihren Reis dem Kapala kampong oder Häuptling des Dorfes, und er hatte zweifellos manchmal Mitleid mit den Armen oder Kranken oder sah von ihrem kleinen Maße ab. Auch war er manchmal genötigt, sich denen, welche Klage gegen ihn zu führen hatten, gnädig zu erweisen; dann aber mußten seiner Ehre halber seine Kornböden besser gefüllt sein als die seiner Nachbarn, und so war der Reis, den er zum „Waidono" brachte, der seinem Distrikte vorstand, gewöhnlich ein gutes Teil geringer, als er hätte sein sollen. Und alle Waidonos hatten natürlich für sich selbst Sorge zu tragen, denn sie waren alle verschuldet, und es war ja so leicht, etwas von dem Regierungsreis zu nehmen; für den Rajah würde ja doch noch eine Menge bleiben. Und ebenso bedienten sich die „Gustis" oder Fürsten, welche den Reis von den Waidonos erhielten. So kam es denn, daß, wenn die Ernte vorüber und der Reistribut eingebracht war, die Menge desselben mit jedem Jahre geringer befunden wurde.

Krankheit in einem Distrikt, Fieber in einem andern, Fehlschlagen der Ernte in einem dritten wurde natürlich als Ursache dieses Ausfalles angegeben. Aber wenn der Rajah am Fuße des großen Berges zur Jagd ging oder einem „Gusti" einen Besuch abstattete an der andern Seite der Insel, sah er stets die Dörfer voll von Menschen, die alle wohlgenährt und glücklich schienen. Und als er bemerkte, daß die Krise seiner Häuptlinge und Offiziere stets hübscher und hübscher wurden, und die Griffe von gelbem Holze sich in elfenbeinerne verwandelten, und die elfenbeinernen in goldne und daß Diamanten und Smaragden auf vielen glitzerten, da wußte er sehr wohl, welche Wege der Tributreis wandelte. Aber da er keine Beweise in den Händen hatte, so blieb er still und beschloß eines Tages bei sich, eine Zählung zu veranstalten, um die Größe seiner Bevölkerung kennen zu lernen und um nicht um mehr Reis betrogen zu werden, als recht und billig war.

Aber es war eine Schwierigkeit, eine Volkszählung zu bewerkstelligen. Er konnte nicht selbst in jedes Dorf und jedes Haus gehen und alle Leute zählen; und wenn er anbefohlen hätte, daß es von den angestellten Beamten geschehen sollte, so würden sie sofort die Absicht bemerkt haben, und sicherlich hätte dann die Zählung genau gestimmt mit der Menge Reis, die er im letzten Jahre erhalten. Es war daher einleuchtend, daß, um zu seinem Ziele zu gelangen, niemand argwöhnen dürfe, weshalb die Volkszählung vorgenommen würde; und um ganz sicher zu gehen, durfte auch niemand wissen, daß überhaupt eine Zählung stattfände. Das war ein schweres Problem; und der Rajah dachte und dachte, so emsig wie man von einem malaiischen Rajah nur erwarten kann, daß er denkt, aber er konnte das Problem nicht lösen. Und so wurde er sehr unglücklich und tat nichts,

als mit seiner Lieblingsfrau zusammen rauchen und Betel kauen; er aß fast nichts. Und selbst, wenn er zum Hahnenkampfe ging, schien er nicht darauf zu achten, ob seine besten Vögel gewönnen oder verlören. Er verblieb einige Tage in diesem traurigen Zustand, und der ganze Hof fürchtete, daß ein böser Blick den Rajah behext habe. Ein unglücklicher irischer Kapitän, der gerade um eine Ladung Reis eingelaufen war und der furchtbar schielte, war nahe daran, gekrist zu werden, aber als man ihn vor des Königs Majestät brachte, so wurde ihm gnädig anbefohlen, an Bord zu gehen und dort zu bleiben, so lange sein Schiff im Hafen läge.

Eines Morgens jedoch, nachdem diese unerklärliche Melancholie etwa eine Woche gedauert hatte, trat eine willkommene Veränderung ein, denn der Rajah ließ alle Häupter, Priester und Fürsten zusammenrufen, welche in Mataram, seiner Hauptstadt, waren; und als sie alle in gespannter Erwartung versammelt waren, redete er sie folgendermaßen an:

„Viele Tage lang war mein Herz sehr krank, und ich wußte nicht weshalb, aber jetzt ist die Unruhe von mir gewichen, denn ich habe einen Traum gehabt. In der letzten Nacht erschien mir der Geist des „Gunong Agong" — des großen Feuerberges — und sagte zu mir, ich solle auf die Spitze des Berges gehen. Ihr alle sollt mit mir bis in die Nähe der Spitze kommen, aber dann muß ich allein hinaufgehen, und der große Geist will mir wieder erscheinen und will mir etwas von großer Wichtigkeit mitteilen, mir und euch und dem ganzen Volke der Insel. Geht nun alle hin und gebt es kund über die ganze Insel und laßt jedes Dorf Männer senden, um uns einen Weg zu bahnen durch den Wald hinauf auf den großen Berg."

Es wurde nun die Neuigkeit, daß der Rajah den großen Geist auf der Spitze des Berges treffen wolle, über die ganze Insel verbreitet. Und jedes Dorf sandte seine Leute, und sie lichteten das Dschungel und schlugen Brücken über die Bergwässer und ebneten die rauhen Pfade für des Rajahs Durchzug. Und als sie an die steilen schroffen Felsen des Berges gekommen waren, suchten sie die besten Wege anzulegen, oft das Bett der Gebirgswässer entlang, oft auf schmalen Felsenriffen. Hier fällten sie einen hohen Baum zu einer Brücke über einen Abgrund, dort bauten sie Leitern auf, um die glatte Oberfläche eines Abhanges zu erklimmen. Die Häuptlinge, welche das Werk überwachten, bestimmten die Länge jeder Tagereise im voraus, je nach der Natur des Weges und wählten liebliche Plätze an den Ufern klarer Ströme und in der Nähe schattiger Bäume, wo sie Schuppen und Hütten von Bambus bauten, wohl bedacht mit Blättern von Palmen, in welchen der Rajah und sein Gefolge am Ende jeden Tages essen und schlafen könne.

Und als alles fertig war, kamen die Fürsten, Priester und Häuptlinge wieder zum Rajah, um ihm zu sagen, was getan sei und um ihn zu fragen, wann er den Berg besteigen wolle. Und er bestimmte einen Tag und befahl jedem Manne von Rang und Ansehen, ihn zu

begleiten, um den großen Geist zu ehren, der ihm die Reise vorgeschrieben, und ihm zu zeigen, wie willig sie dessen Befehlen folgten. Da gab es viel Vorbereitungen über die ganze Insel. Das beste Vieh wurde geschlachtet und das Fleisch gesalzen und an der Sonne getrocknet, und eine Menge von rotem Pfeffer und süßen Kartoffeln wurde gesammelt. Und die hohen Pinangbäume wurden erklommen, um die würzige Betelnuß herunterzuholen. Das Sirihblatt wurde in Bündel gerollt, und jeder Mann füllte seinen Tabaksbeutel und seine Kalkbüchse bis an den Rand, um während der Reise nicht Mangel zu leiden an Stoff zum Kauen des erfrischenden Betel. Und die Vorräte wurden einen Tag vorauf gesendet. Am Tage aber vor dem zum Aufbruch bestimmten kamen alle Häuptlinge, sowohl große als kleine nach Mataram, der Behausung des Königs, mit ihren Pferden und Dienern und den Trägern ihrer Sirihbüchsen und ihrer Schlafmatten und Mundvorräte. Und sie lagerten unter den hohen Waringibäumen, welche alle Straßen um Mataram beschatten und verscheuchten mit lodernden Flammen die Dämonen und bösen Geister, welche nächtlich die düstern Alleen besuchten.

Am Morgen nun wurde eine große Prozession gestellt, um den Rajah auf den Berg zu geleiten. Und die königlichen Prinzen und Verwandten des Rajah bestiegen ihre schwarzen Pferde, deren Schwänze den Boden fegten. Sie brauchten keine Sättel und Steigbügel, sondern saßen auf hellen, farbigen Decken. Die Gebisse waren von Silber und die Zügel von farbigen Bändern. Das weniger gewichtige Volk ritt auf kleinen, starken, für Gebirgstouren sehr passenden Pferden von verschiedenen Farben, und alle, selbst der Rajah, waren nacktbeinig bis an die Knie, nur mit der hellfarbigen wollenen Leibbinde, einer seidenen oder baumwollenen Jacke und einem großen Tuche, das geschmackvoll um den Kopf geschlungen war, bekleidet. Einen jeden begleiteten ein oder zwei Diener, welche Sirih- und Betelbüchsen trugen und auch auf Ponies ritten. Und eine große Anzahl Leute waren voraufgegangen oder warteten, um den Nachtrupp zu bilden. Die Männer von Ansehen zählten nach Hunderten und ihr Gefolge nach Tausenden, und die ganze Insel war gespannt, was daraus werden würde.

Die ersten zwei Tage ging es gute Straßen entlang und durch viele Dörfer, welche rein gefegt waren und wo helle Tücher aus den Fenstern wehten; und alles Volk kauerte respektvoll auf den Boden nieder, als der Rajah kam, und jeder berittene Mann stieg ab und kauerte auch nieder, und viele schlossen sich in jedem Dorfe der Prozession an. An dem Orte, wo sie die Nacht blieben, hatten die Leute an jeder Seite der Straße vor den Häusern Pfähle aufgestellt. Diese waren an der Spitze quer gespalten, und kleine Lampen aus Ton hingen daran, und dazwischen waren grüne Blätter von Palmbäumen angebracht, welche vom Abendtau tropfend hübsch in den vielen funkelnden Lichtern erglänzten. Wenige gingen in jener Nacht vor dem hereinbrechenden Morgen zu Bett, denn jedes Haus barg eine Ge-

sellschaft emsiger Erzähler, und viel Betelnuß wurde konsumiert, und endlos waren die Vermutungen, was wohl daraus werden würde.

Am zweiten Tage ließen sie das letzte Dorf hinter sich und betraten die wilde Gegend, welche den großen Berg umgibt und blieben in den Hütten, welche für sie an den Ufern eines Stromes mit kaltem und sprühendem Wasser gebaut worden waren. Und des Rajah Jäger, bewaffnet mit langen und schweren Büchsen, gingen auf die Jagd nach Hirschen und wilden Ochsen in dem angrenzenden Gehölz und brachten frühmorgens Fleisch von beiden heim und sandten es vorauf, um es zum Mittagsmahle zu bereiten. Am dritten Tage kamen sie soweit, als die Pferde gehen konnten und lagerten an dem Fuße hoher Felsen, zwischen denen nur enge Fußwege angelegt werden konnten, um die Bergspitze zu erreichen. Und am vierten Morgen, als der Rajah aufbrach, war er nur von einer kleinen Anzahl Priester und Prinzen mit ihrem nötigsten Gefolge begleitet. Sie schlichen sich mühsam den langen Pfad hinauf und wurden oft von ihren Dienern getragen, bis sie jenseit der großen Bäume in das dornige Gebüsch kamen und dann den schwarzen und verbrannten Felsen, also den höchsten Teil des Berges, betraten.

Und als sie dem Gipfel nahe waren, befahl der Rajah ihnen allen, Halt zu machen, während er allein den großen Geist auf der höchsten Spitze des Berges treffen wollte. So ging er nur mit zwei Knaben weiter, welche seinen Sirih und Betel trugen, und erreichte bald die Spitze des Berges zwischen den großen Felsen an dem Rande des tiefen Schlundes, aus dessen Rachen fortwährend Rauch und Dämpfe aufstiegen. Der Rajah befahl Sirih und hieß die Knaben unter einem Felsen niedersitzen und den Berg hinabsehen und nicht sich rühren, bis er zu ihnen zurückkehre. Und da sie müde waren, und die Sonne warm und angenehm schien, und der Felsen sie vor dem kalten Winde schützte, so schliefen die Knaben ein. Der Rajah aber ging noch etwas weiter, unter einen andern Felsen. Auch er war müde, und die Sonne schien warm und angenehm, und er schlief auch ein.

Und die, welche auf den Rajah warteten, fanden, daß er lange Zeit auf der Spitze des Berges bliebe, und meinten, der große Geist müsse viel zu sagen haben oder möchte ihn vielleicht auf immer auf dem Berge behalten, oder der Rajah habe vielleicht beim Herabsteigen den Weg verfehlt. Und sie debattierten noch, ob sie sich aufmachen sollten, um ihn zu suchen, als sie ihn mit den beiden Knaben herabkommen sahen. Und als er zu ihnen stieß, blickte er sehr ernst, aber er sagte nichts. Dann stiegen alle zusammen hinab, und die Prozession kehrte zurück, wie sie gekommen. Der Rajah ging in seinen Palast und die Häuptlinge in ihre Dörfer und das Volk in seine Häuser, um ihren Weibern und Kindern alles zu erzählen, was sich ereignet hatte und wieder in Spannung zu harren, was wohl daraus werden möge.

Und drei Tage darauf berief der Rajah die Priester und Prinzen und Häuptlinge von Mataram, auf daß sie vernähmen, was der

große Geist ihm auf dem Bergesgipfel gesagt habe. Als sie alle versammelt waren und Betel und Sirih rundgegangen waren, erzählte er ihnen, was sich ereignet. Auf dem Bergesgipfel sei er in Verzückung gesunken, und der große Geist sei ihm erschienen mit einem Gesicht wie glänzendes Gold und habe gesagt: „O Rajah, viel Plage und Krankheit und Fieber wird über die ganze Erde kommen, über Männer und Pferde und über das Vieh; aber da du und dein Volk mir gehorcht, und da ihr auf meinen großen Berg gekommen seid, so will ich euch lehren, wie ihr, du und das ganze Volk von Lombok, dieser Plage entgehen könnt." Und alle warteten gespannt, zu vernehmen, wie sie von einer so fürchterlichen Plage errettet werden könnten. Nach einem kurzen Schweigen sprach der Rajah wieder und sagte, daß der große Geist befohlen habe, zwölf heilige Krise anzufertigen und daß zu ihrer Anfertigung jedes Dorf und jeder Distrikt ein Bund Nadeln senden müsse — eine Nadel für jeden Kopf in dem Dorfe. Und wenn eine ernste Krankheit in dem Dorf sich zeige, so müsse eins der heiligen Krise dorthin gesandt werden. Wenn jedes Haus in jenem Dorf die rechte Zahl von Nadeln gesandt hätte, so würde die Krankheit sofort schwinden. Aber wenn die Zahl der gesandten Nadeln nicht genau richtig wäre, so würde der Kris keine Gewalt haben.

Es sendeten nun die Fürsten und Häuptlinge in alle ihre Dörfer die Botschaft von dieser wunderbaren Neuigkeit, und alle eilten sich, die Nadeln mit der größten Genauigkeit zu sammeln, denn sie fürchteten, daß, wenn nur eine fehle, das ganze Dorf leiden würde. So brachten die Häuptlinge der Dörfer einer nach dem andern ihre Nadelbünde. Diejenigen, die Mataram nahe wohnten, kamen zuerst, die entfernteren später. Der Rajah nahm sie eigenhändig in Empfang und legte sie sorgsam in eines der inneren Gemächer in einen Kasten von Kampherholz, dessen Schloß und Scharnier von Silber waren. Auf jedes Bund wurde der Name des Dorfes und Distriktes, von wo es gekommen, geschrieben, auf daß man wisse, ob alle die Befehle des großen Geistes vernommen und ihnen gehorcht hätten.

Und als es ganz sicher war, daß jedes Dorf sein Bund gesandt hatte, teilte der Rajah die Nadeln in zwölf gleiche Teile und beorderte die besten Stahlarbeiter in Mataram mit ihren Schmieden und Blasebälgen und Hammern in den Palast, um die zwölf Krise unter den Augen des Rajah und in Gegenwart aller Leute, welche es sehen wollten, anzufertigen. Als sie geschmiedet waren, wurden sie in neue Seide eingehüllt und sorgfältig weggelegt, bis man sie brauchen sollte.

Es war nun die Reise auf den Berg in der Zeit des Ostwindes, bei dem kein Regen auf Lombok fällt, unternommen worden. Bald nach Anfertigung der Krise kam die Zeit der Reisernte heran, und die Häuptlinge der Distrikte und Dörfer brachten dem Rajah ihre Abgaben, der Kopfzahl ihres Dorfes entsprechend. Und dort, wo nur wenig an der vollen Zahl fehlte, sagte der Rajah nichts. Aber zu denen,

welche nur die Hälfte oder ein Viertel von dem brachten, was sie eigentlich bringen sollten, sagte er milde: „Die Nadeln, welche du aus deinem Dorfe gebracht hast, waren viel zahlreicher, als die aus dem Dorfe jenes anderen, und doch ist dein Tribut geringer als seiner. Geh hin und sieh, wer seine Taxe nicht entrichtet hat.“ Und im nächsten Jahre wuchs der Ertrag der Taxe bedeutend, denn sie fürchteten, der Rajah möchte gerechterweise diejenigen töten, welche ein zweites Mal den rechten Tribut zurückbehielten. Und so wurde der Rajah sehr reich und vermehrte die Zahl seiner Soldaten und schenkte seinen Frauen Gold und Juwelen und kaufte schöne schwarze Pferde von den bleichen Holländern und gab große Feste bei der Geburt und Verheiratung seiner Kinder. Keiner der Rajahs oder Sultane der Malaien war so groß oder so mächtig wie der Rajah von Lombok.

Und die zwölf heiligen Krise hatten große Macht. Wenn eine Krankheit in einem Dorfe ausbrach, wurde einer hingesendet. Manchmal schwand die Krankheit, dann wurde der Kris mit großen Ehrenbezeugungen zurückgetragen, und der Häuptling des Dorfes erzählte dem Rajah von seiner wunderbaren Macht und dankte ihm. Manchmal schwand die Krankheit aber nicht, dann war ein jeglicher überzeugt, daß in der Zahl der Nadeln, die aus dem Dorfe gesandt wurden, ein Irrtum vorgefallen sei, und daß daher der heilige Kris seine Wirkung nicht habe, und er wurde mit schwerem Herzen von den Häuptlingen zurückgetragen, aber stets doch mit den gebührenden Ehrenbezeugungen — denn war es nicht ihre eigene Schuld?

Die Arbeit der Dajak auf Südostborneo.

Nach Carl Bock*) (1890).

Gegen sieben Uhr sind an jedem Morgen die meisten Eingeborenen in Bewegung. Männer und Frauen und auch die arbeitsfähigen Knaben gehen an ihre gewohnte Arbeit. Alle tragen einen Korb auf dem Rücken und ein Ruder in der Hand; die Männer nehmen auch ein Blaserohr und Pfeile mit sich; — so gehen sie nach dem Flusse hinunter und schiffen sich in die Praus (Kähne) ein, — 8—10 Personen in jeden. Einige Hunde begleiten sie in der Regel und nehmen ihren Platz in der Mitte der Prau, wo die notwendigen Dinge für das Tagewerk aufgehäuft liegen. Von Long Wai pflegten jeden Morgen 15—20 Praus auszufahren, deren Mannschaft auf die Jagd, das Feld, den Fischfang oder sonst wohin ging. Mit Sonnenuntergang kehrten die Dajak von ihrer schweren Tagesarbeit zurück; die Männer brachten Brennholz, die Frauen gewöhnlich einige Früchte, wie Pisang, Wassermelonen und Obi.

Der Landbau steht unter allen Beschäftigungen der Dajak obenan. Jeder Dajak hat sein Reisfeld, worauf hinreichend viel zu seinem

*) „Unter den Kannibalen auf Borneo.“ Jena 1882.

eigenen Bedarf wächst. Er wählt sich ein Stück Waldland aus — oft eine oder zwei Meilen von dem Dorfe entfernt — und beginnt mit Hilfe seiner Familie, das Feld zu klären. Die großen Bäume werden gefällt und entweder zu Ziegeln oder Planken geschlagen oder als Brennholz verbraucht. Sobald der Grund hinreichend von dem großen Holz befreit ist, legt der Dajak Feuer an das Unterholz. Dieses alles geschieht in den Monaten März und April, in der sogenannten „trockenen Jahreszeit", — denn sie haben keinen Begriff, das Jahr in Monate einzuteilen. Von August bis Mitte September verfertigen sie, ebenso wie die Malaien, kleine, 3—6 Fuß lange Flöße und bedecken sie mit einer dünnen Schicht Erde, worin sie die Reissaat sehr dick einstreuen. Diese Flöße werden alsdann in den Fluß gebracht, so daß sie stets feucht bleiben, und in sehr kurzer Zeit sind sie mit jungen, ganz hellgrünen Pflanzen bedeckt. Wenn die Dajak ihren Reis gesät haben, so bauen sie kleine Hütten auf den Feldern und verbleiben darin, bis die Pflänzchen auf ein anderes Feld versetzt werden. Auf dem letzteren sind inzwischen die Frauen beschäftigt gewesen, das Unkraut auszujäten, das aber immer wieder aufs neue wuchert.

Die Dajak müssen auch ihre Pflanzungen gegen die wilden Schweine, die auf Borneo sehr zahlreich sind, sowie gegen die Schwärme von Ratten und Mäusen, die gefährlichen Feinde der Reisfelder, schützen. Diese Plage läßt sich indessen nicht bezwingen, und binnen vier oder fünf Jahren verwüsten sie die Reisfelder dermaßen, daß die Dajak beständig gezwungen sind, einen neuen Boden zu wählen. Der Boden Borneos ist von geringerer Güte als derjenige Javas, wo der „Sawah" oder Terrassenbau gebräuchlich ist.

Außer ihren Reisfeldern besitzen die Leute neben ihren Häusern noch Pflanzungen von Mais, dessen Körner sie gern gebacken essen, ferner Bananen oder Pisangs, eine Art Steckrübe, welche „Kudjang" genannt wird, Zuckerrohr, Penang und einige Kokospalmen.

Der Ertrag dieser Gärten und Felder reicht eben nur für den unmittelbaren Bedarf des Volkes aus, und sobald eine Dürre eintritt, wie im Jahre 1878, so ist eine Hungersnot die Folge. Viele Dajak erzählten mir, welche Not sie in der langen trockenen Jahreszeit gelitten, welche kurz vor meinem Besuche geherrscht hatte. Viele von ihnen hatten länger als ein Jahr von Wurzeln und wildem Obst gelebt, und auch daran würde Mangel eingetreten sein, wenn die Dürre noch länger angehalten hätte. Die übelsten Folgen der Hungersnot wurden durch die Hilfe des Sultans von Kutei abgewandt, welcher seinen darbenden Untertanen in den Wäldern große Sendungen von Nahrungsmitteln machte. Aber noch als ich mich im Jahre 1879 in Long Wai befand, war die Reisernte infolge jener Dürre so gering, daß das Volk Reis aus Tangarung holte.

Ihrer Ackergeräte sind nur wenige. Ich kenne nur zwei: den Mandau mit dem daran befestigten kleinen Messer und eine besondere Art Axt oder vielmehr Beil, dessen Eisen an den Schaft aus hartem

Holze mittels gekreuzter Schnüre aus Hirschsehnen befestigt ist. Das Holzstück ist wieder mit einem Bande aus Guttapercha an eine lange Handhabe festgemacht. Dieses Werkzeug liegt bequem in der Hand, und die Dajak gebrauchen es mit großem Geschick, namentlich zum Fällen großer Bäume. Das Unterholz und die Kriechgewächse werden mittels der Mandau fortgeschafft. Die Frauen bedienen sich nur selten des Mandau und gebrauchen bei ihrer Arbeit, wie z. B. beim Abschneiden des ungehülsten Reises, ein kleines Messer, das sie in einer Scheide mit sich führen.

Während der trockenen Jahreszeit gehen die Dajak, namentlich die Frauen, zahlreich aus, um „Damar" zu sammeln, eine Art Harz, welches von gewissen Bäumen im Überfluß erzeugt wird. Man kennt davon drei verschiedene Sorten, nämlich dunkelbraunes, gelbes und weißliches, welches fast durchsichtig ist. Das „Damar" fließt vom Baume auf den Boden und ist oft mit Erde und Schmutz vermischt. In diesem Falle machen die Eingeborenen daraus eine Art Kitt, indem sie zuerst das Harz zerstampfen und dann ein wenig Kalk und Kokosöl hineinsetzen. Als ich meine Vögelsammlung einpackte, nahm ich wahr, daß das Holz an verschiedenen Stellen gespalten war, so daß Ameisen und andere schädliche Insekten mit Leichtigkeit eindringen konnten. Sobald dies ein Dajak bemerkte, machte er ein wenig „Dumpul" (Kitt) und verschmierte die Ritzen damit, so daß der Kasten völlig dicht wurde. Der Kitt verhärtet schnell, nachdem er gebraucht ist und ist sehr dauerhaft. Das Damar wird auch zur Anfertigung von Fackeln verwandt, indem man Bündel von Blättern mit dem Harze vermischt. Diese Fackeln verbreiten, indem sie brennen, nur ein schwaches Licht, aber einen starken Geruch und viel Rauch. Ohne Zweifel werden auch die Dajak bald die Vorzüge des Petroleums schätzen lernen, wie es bereits bei den Malaien der Fall ist. Diese brennen schon seit mehreren Jahren dieses Öl, welches sie „Minia tania" (Erdöl) nennen.

Das Schneiden des Rattan oder Rotang (unser Stuhlrohr) ist jedoch die wichtigste Beschäftigung der Dajak. Dies geschieht während der Regenzeit, wo sie Ausflüge nach den zahlreichen Flüssen und Bächen machen, an deren Ufern die verschiedenen Arten dieser schätzbaren stacheligen Kletterpflanze im Überfluß wachsen. Drei besonders begehrte Sorten kommen in den Handel: der „Rotang irit", welcher die beste Sorte ist, der „Sankolirang" und eine noch geringere Art. Zu Samarinda wechselt der Preis zwischen 95 und 25 Gulden für 100 „Ikkat" oder Bündel — das Bündel 40 Rotang enthaltend. Der Unterschied in der Qualität ist so unbedeutend, daß es ein geübtes Auge erfordert, um denselben zu bemerken. Der Rotang wird an malaiische Händler verkauft, und diese führen ihn auf ungeheuer großen Flößen nach den Hafenplätzen. Die Fahrzeuge auf dem Baritoflusse messen zuweilen 300—400 Fuß in der Länge und 60—70 Fuß in der Breite und bestehen aus einer Menge Baumstämme, die mittels Rotangschnüren miteinander verbunden sind. Auf diesem Floßholze ist ein

Fußboden aus gespaltenem Bambus, worauf die Ladung aufgehäuft liegt. In der Mitte ist ein Platz gelassen, zu welchem ein freier Gang führt; hier lebt der Besitzer nebst seinen Frauen und sklavischen Schuldnern während der Reise, die oft viele Wochen dauert, da man keine Mittel anwendet, um das Floß schneller fortzutreiben, sondern es nur mit dem Strom hinuntergleiten läßt. Rund um das Fahrzeug ist am Rande ein 3—4 Fuß breiter Raum frei gelassen, worauf das Schiffsvolk entlanggehen und nach allen Seiten umschauen kann. Die Schiffahrt besteht nur darin, daß mittels einer am Hinterteile befestigten Stange, welche als Ruder dient, gesteuert wird. So nimmt sich der langsam stromabwärts schwimmende hohe Rotanghaufe wie eine schwimmende Festung aus.

In Samarinda und Bandjermasin wird der Rotang an die Chinesen verkauft, welche den Malaien oftmals große Summen vorschießen, damit sie eine Reise in das Binnenland unternehmen und das Produkt sammeln. Weder der Malaie, noch der Chinese will die geringste Arbeit verrichten, bevor er nicht einen „Vorschott“, einen Vorschuß, erhalten hat. Natürlicherweise hat der Kaufmann keine Sicherheit für seinen „Vorschott“, aber ein Vorkaufsrecht an den Rotang, wenn er ankommt und erhält ihn ein wenig billiger, als der Marktpreis ist. Das Floß wird gleichzeitig mit der Ladung verkauft und das Holz, in Bretter geschnitten, ausgeführt.

Außer daß der Rotang in seinem Rohzustande den Haupthandelsartikel ausmacht, liefert er auch das Material zur Verfertigung von zahllosen nützlichen Gegenständen. Nähme man dem Dajak den Bambus, so nähme man ihm auch sein Haus; würde man ihm seinen Rotang nehmen, so beraubte man ihn der Hälfte aller Dinge, die zu seinem Leben unentbehrlich sind. Was die feine Stickerei für eine europäische Dame ist, das ist das Rotangflechten für eine Dajakhausfrau. Sie verfertigt Bettdecken, Sitzmatten, Sirihbüchsen, Körbe von allen Formen und Größen und zu allerlei Gebrauch, außerdem lange Geflechte, die als Fäden, Bänder oder Seile dienen und beim Schneidern, Häuser- und Schiffsbau und zu tausenderlei Zwecken für das tägliche Leben im Walde verwandt werden.

In einigen Teilen des inneren Landes sah ich Körbe, die aus Bambusrinde gefertigt und vollkommen wasserdicht waren.

Das nächste Produkt, welches die Aufmerksamkeit des Dajak in Anspruch nimmt und vielfach ausgeführt wird, ist das Guttapercha, welches von verschiedenen Arten Bäumen gewonnen wird. Der Baum, welcher das beste Guttapercha liefert, wird von den Eingeborenen „Komallau Durian“ genannt, weil seine Blätter Ähnlichkeit mit denen des Durian haben. Eine andere Art ist unter dem Namen „Komallau Ramas“ bekannt. Die Eingeborenen essen die Frucht, welche einen süßlichen Geschmack hat. Der frisch ausgezogene Saft ist zuerst milchweiß, wird aber schokoladenbraun und hart, sobald er der Luft ausgesetzt wird. In der Wissenschaft, die Wälder zu schonen, sind die Dajaks noch nicht bewandert. Anstatt in regelmäßigen Zwischen-

räumen Einschnitte in den Baum zu machen und zu bestimmten Zeiten einen Teil des Saftes ausfließen zu lassen, wenden sie gewöhnlich das radikale Verfahren an, den ganzen Baum umzuhauen. Infolge davon wird das Material immer schwieriger zu beschaffen und wird allmählich auf der Insel selten werden oder ganz ausgehen.

Eine andere Beschäftigung besteht darin, das Wachs aus den einheimischen Bienennestern zu sammeln. Längs der Flußufer kann man Hunderte von hohen, schlanken Bäumen sehen, die mit 20—60 Nestern bedeckt sind. Es ist eine seltsame Tatsache, daß die Bienen stets einen Baum mit hellgrauer Borke wählen, auf welchem ihre dunkelfarbigen Nester auffallend abstechen, während doch sonst fast alle Tiere die Gewohnheit haben, ihre Nester so viel wie möglich zu verbergen. Jene wundervollen Bauwerke sind außerdem stets in der Nähe der Flüsse, niemals im Innern der Wälder aufgeführt. Wenn dies aus dem natürlichen Antriebe geschieht, die Nester vor den Verwüstungen seitens der Affen und anderer Tiere des Waldes zu schützen, so ist es doch seltsam, daß die Insekten nicht auch die Farbe ihrer Nester in Betracht ziehen. Die Dajak erzählten mir, die Orang Punan (Waldmenschen) wären vorzugsweise die Wachssammler, indem sie die Nester bei dunkler Nacht herunterreißen und die Insekten mittels ihrer rauchigen Damarfackeln ersticken. Oft werden sie dabei gestochen, ertragen aber den Schmerz gleichgültig. Der Honig wird von den Eingeborenen fast nur für den Hausbedarf verbraucht und das Wachs auswärts verhandelt.

Die Eingeborenen, besonders die Orang Punan, machen es sich auch zweimal im Jahre zum regelmäßigen Geschäft, die Höhlen aufzusuchen, worin eine Schwalbenart, die Hirundo esculenta, brütet, und ihre Nester zu sammeln, welche den Hauptbestandteil der berühmten Vogelnestersuppe ausmachen. Dieser eßbaren Vogelnester gibt es zwei Arten, die hoch im Preise stehen.

Ein merkwürdiger Industriezweig ist das Einsammeln von „Galiga" oder Bezoarsteinen, womit sich die Orang Punan besonders beschäftigen. Diese „Galiga" werden zu arzneilichem Gebrauche sehr geschätzt und zu fabelhaften Preisen an die Bugis verhandelt, welche sie wieder an die Chinesen verkaufen. Es gibt zwei Sorten, die „Galiga landak" und die „Galiga buhis". Die ersteren, die teureren von beiden, kommen von einer äußeren Wunde am Stachelschwein. Sie sind von leichtem Gewicht und hellbrauner Farbe. Der bittere Geschmack ist dem Chinin ähnlich und schon wahrzunehmen, sobald man ein Stück in die Hand nimmt und mit der Zunge berührt. Mir scheint es, als ob diese Galiga aus Blätterstückchen beständen, die sich allmählich auf der Wunde gesammelt und sich mit dem geronnenen Blute zusammengeballt haben. Die andere Sorte, die „Galiga buhis", findet man, wie die Dajak sagten, in verschiedenen Körperteilen des Buhisaffen, wie er im Innern des Landes genannt wird. Sie sind von verschiedener, meist von grünlich-brauner Farbe, oft schön poliert und gewöhnlich von nierenförmiger Gestalt und sind eigentlich nichts

anderes als die Gallensteine, die man im menschlichen Körper findet. Die Chinesen zermalmen die Galiga zu einem Pulver und schütten ein wenig davon in einen Becher Wasser. Die heilsamen Wirkungen, die man diesem Tranke zuschreibt, sind unzählig; es gibt keine Krankheit, die sich nicht damit heilen ließe.

Die Dajak sind eifrige Sportsmänner und verwenden viel Zeit auf Jagd und Fischfang; nicht bloß, um Lebensmittel anzuschaffen, sondern zu ihrem Vergnügen. Vor allem lieben sie den Fischfang. Die zahlreichen Seen, Flüsse und Bäche wimmeln von Fischen, welche den größten Teil der täglichen Nahrung ausmachen. Gewöhnlich fangen sie ihre Schuppenbeute mittels eines Netzes, gebrauchen aber auch die Angel mit einer Blume oder einem Wurm als Lockspeise. Für die sehr großen Fische haben sie eine sehr seltsame Erfindung; sie verfertigen ein roh geschnitztes Modell von einem Vogel und befestigen am unteren Teile eine starke, etwa zwei Zoll lange Schnur mit einem Haken. Diesem Vogel bindet man eine Leine um den Hals und läßt ihn dann auf dem Wasser schwimmen, so daß der Haken unten herabhängt. Es erscheint dies als ein sehr ungeeignetes Mittel, Fische zu fangen; die Eingeborenen versicherten mir jedoch, daß sie es nur bei trübem Wetter anwenden, und daß das wunderliche Ding selten ausgesetzt werde, ohne daß sich ein Fisch daran anhake.

Während der Fischfang in Kutei sehr leicht ist, bietet andererseits die Jagd viele Schwierigkeiten dar, da die dichten Wälder undurchdringlich sind und der Boden während der Regenzeit sehr sumpfig ist und in der Nähe der Flüsse oft ganz unter Wasser steht. Hirsche und wilde Schweine werden jedoch regelmäßig gejagt. Die letzteren sind besonders zahlreich, und die Dajak stellen ihnen nicht bloß des Fleisches wegen nach, das sie sehr gern essen, sondern auch wegen des Schadens, den diese Tiere den Reisfeldern zufügen. Die Dajak jagen mit Hunden und Lanzen. Zuweilen sieht man seltsamerweise einen alten Krieger mit einem altmodischen Feuersteingewehr auf die Jagd gehen — bei solcher Gelegenheit sah ich das einzige Mal, daß sich ein Dajak der Feuerwaffe zu einem anderen Zwecke als zum Lärmmachen bediente.

Wie wir gesehen haben, sind die Dajak keineswegs faul; sie haben genug Beschäftigungen, je nach der Jahreszeit. Wenn sie nicht mit ihren täglichen Arbeiten beschäftigt sind, so gehen sie daran, eine Prau, d. i. einen Kahn zu bauen, denn sie siedeln sich stets an den Ufern des Stromes an, und das Wasser ist ihr einziger Verkehrsweg. Ihre Praus sind zweckmäßige Fahrzeuge, aus einem einzigen großen Baume verfertigt.

Sie sind durchaus gute Handwerker, erfahren im Gebrauch des Mandau, der ihnen sowohl als Axt sowie als Säbel dient, und geschickt im Schmieden von Waffen und in kunstreicher Verfertigung von Elfenbein- und Holzschnitzereien.

Die Frauen machen aus Pflanzenfasern den Zwirn, womit sie die Kleidungsstücke, die sie zu Hause aus Rinde verfertigen, zusammen-

nähen. Auch bereiten sie selber ihre Pflanzenfärbestoffe, von welchen Blau, Rot und Gelb die beliebtesten sind. Außerdem sind sie in Perlarbeiten sehr geschickt. Die Decken und Seiten ihrer Hüte und anderer Kopftrachten und Kleidungsstücke sind oft mit ausgezeichneten Perlenmustern verziert, in Streifen oder geometrischen Figuren, und zeugen sowohl in der Zeichnung, wie in der Farbenzusammenstellung von Geschicklichkeit und Geschmack. Die Frauen holen auch Wasser aus den Flüssen und verrichten die notwendigen häuslichen Arbeiten, wie Waschen, Reißstampfen, Kochen usw.

Frauen und Kinder baden dreimal täglich: morgens, mittags und abends. Am Morgen und Abend geht jedes Weib oder Kind mit einigen Bambusröhren, die als Wasserflaschen dienen, nach dem Flusse, füllt dieselben mit Wasser und trägt sie in einem Korbe auf dem Rücken nach Hause. Seife ist bei den Dajak noch nicht eingeführt; statt derselben bedienen sie sich der Zitronen. Eine tägliche Beschäftigung beider Geschlechter besteht auch darin, die Eindringlinge aus ihrem Haar abzusuchen, denn trotz allem Baden finde ich, daß dieses Volk sehr schmutzig ist.

Gefahrvolle Tage unter den Battak auf Sumatra.

Nach Joachim Freiherr von Brenner*) (1887).

Einige kräftige Leute nahmen unser Gepäck auf die Schulter und schlugen den Weg landeinwärts ein. Wie gewöhnlich ging ich wieder voraus, während mein Begleiter, Herr von Mechel, zurückblieb und den letzten Trägern folgte.

Nach etwa 10 Minuten erreichten wir einen mit Wall und Bambus umgebenen Weiler, der aus nur vier Wohnräumen bestand. Hier wurde uns ein kleines, auf 10—15 Fuß hohen Bambuspfählen ruhendes Reishaus als Quartier angewiesen, welches selbst für battakische Verhältnisse erbärmlich war.

Auf einer weitsprossigen Bambusleiter gelangte ich zu dem schmalen und niederen Eingange und befand mich in einem entsetzlich düsteren und schmutzigen Raume, der etwa acht Schritte tief und fünf breit war. Hier sollten wir mit unsern beiden Boys, einem im letzten Augenblicke in Negori in unser Boot gesprungenen Chinesen, Assam mit Namen, und Butu (im ganzen sechs Personen) und unserem Gepäck Platz finden. Dicht beim Eingange befand sich etwas wie eine Feuerstelle.

Endlich traf auch Herr von Mechel ein, der durchaus nicht ro-

*) „Ein Besuch bei den Kannibalen Sumatras." Würzburg 1894. — Freiherr von Brenner hat mit großem Geschick und mit Kühnheit die unabhängigen Battakländer des inneren Sumatra als erster Europäer durchquert. Die nachfolgend wiedergegebene Schilderung schloß sich der Kahnfahrt über den Tobasee an. Die Reisenden befanden sich zur Zeit der Ereignisse auf der großen Insel, die von den Fluten des genannten großen Binnengewässers umspült wird.

siger Laune war und meinte, wir seien da wohl in ein Wespennest geraten. Er erzählte dann, daß die Träger auf dem Wege hierher ihre Überzeugung dahin ausgesprochen hätten, daß wir, so sehr wir es auch leugnen wollten, Holländer seien. Ferner habe er in Erfahrung gebracht, daß eben hier im Orte die schwarzen Blattern wüten.

Dies alles trug natürlich dazu bei, unsere Stimmung noch düsterer zu machen, und so kauerten wir auf dem Boden nieder und dachten über unser böses Geschick nach, denn daß wir als Gefangene betrachtet wurden, war uns leider nur zu klar.

Unsere Leute gingen aber rüstig an die Arbeit, um auszupacken und zu kochen. Wir bekamen nicht wie bisher, wenn wir in ein Dorf eingezogen waren, den Besuch neugieriger, zudringlicher Menschen, die uns mit lautem Schreien und Treiben umstanden; statt dessen umgab uns eine beängstigende Ruhe, unheimliche Stille, vielsagende Gleichgültigkeit. Wohl erschien dann und wann eine Gestalt am Eingang der Hütte, aber bloß, um einen Blick auf uns zu werfen und dann wieder zu verschwinden. Nur drei junge Burschen setzten sich eine Zeitlang vor uns hin, ohne ein Wort zu sprechen.

Nach und nach gelang es uns aber doch, unsere Lage mit einem gewissen Galgenhumor zu betrachten und uns mit dem voraussichtlich langen und unbequemen Aufenthalte einigermaßen auszusöhnen, d. h. die Situation weniger tragisch zu nehmen. Ließ sich ja doch heute nichts an der Sache ändern.

Butu*) schickten wir fort, um besonders im Weiler des Häuptlings die allgemein herrschende Stimmung und wenn möglich auch die Pläne der Leute auszukundschaften. Er blieb aber weit länger fort, als wir erwartet hatten, und es wurde neun Uhr, ohne daß er zurückkehrte.

Als wir für einen Augenblick unsern Taubenschlag verlassen wollten, um uns etwas frische Luft zu gönnen, bevor wir unser Lager aufsuchten, machten wir die unangenehme Entdeckung, daß die Leiter in der Dunkelheit mit Vorsicht entfernt worden war. Auf unser Rufen antwortete ein Lachen, das die teuflischste Schadenfreude erkennen ließ. Glücklicherweise fanden wir nach kurzer Untersuchung, daß es bei einiger Geschicklichkeit möglich war, mittels einer Querstange an die Bambusträger des Hauses zu gelangen, und so auch ohne Leiter den Boden zu erreichen.

Wir begegneten einigen Leuten mit Gewehren, welche sich in der Nähe unserer Behausung aufhielten, und auch in den vier Häusern war es noch lebendig.

In unseren Speicher zurückgekehrt, gedachten wir mit ängstlicher Spannung Butus, den wir abwarten wollten, bevor wir uns zur

*) Butu, so berichtet Frh. von Brenner, war ein Battakjüngling, der vom jenseitigen Ufer des Tobarsees der Expedition gefolgt war. Er hat sich während der ganzen Reise als Mann von großer Treue und Brauchbarkeit erwiesen; er war stets bereit, die Pläne der Eingeborenen zu erkunden und seinen Herren mitzuteilen.

Ruhe begaben. Es stieg schon der Verdacht in uns auf, daß vielleicht auch er uns abwendig gemacht worden sei, was sehr schlimm für uns gewesen wäre, da er uns im gegenwärtigen Augenblicke unentbehrlich war.

Allmählich war es still um uns geworden. Wir suchten uns mit Lesen zu beschäftigen, gaben aber auf jedes etwaige Geräusch acht, da wir an Butus Rückkehr noch immer nicht verzweifeln wollten.

Plötzlich fiel es uns auf, daß Leute um unser Haus schlichen. Es waren wohl Wachen, vielleicht jene, die wir vor kurzem mit Gewehren versehen erblickt hatten. Das gab uns neuerdings zu denken und mahnte zu doppelter Vorsicht. Manchmal hörten wir leises Sprechen, aus dem wir einmal doch so viel entnehmen konnten, um mit einem Schlage den ganzen ungeahnten Ernst unserer Situation kennen zu lernen. Eine Stimme sagte nämlich: „Wir müssen sie heute nacht noch überfallen und auffressen!" worauf eine zweite antwortete: „Noch nicht; sie haben noch Licht, es muß später geschehen!"

So schlimm stand es also mit uns! Unser Tod war beschlossene Sache, und der Zusatz klang in dunkler Nacht doppelt schaurig. Wieder fielen mir die Worte des erfahrenen Reisenden Junghuhn ein, die mir in Ambarita den Schlaf verscheuchten: „Mit Grausamkeit und unerbittlicher Strenge verhindern sie stets das Eindringen von Fremden, und ihr Hadat*) erklärt jeden ungerufenen Fremdling für vogelfrei." Ja, die Wahrheit dieses Ausspruches lag in diesem Augenblicke nur zu deutlich vor unsern Augen. Wer kann das Schicksal ändern?

Tausend Gedanken stürmten auf mich ein, mein Leben lag wie ein aufgeschlagenes Buch vor mir, so kurz und schön und doch so reich an Leid. Viele teuere Gestalten tauchten vor mir auf, als kämen sie, um Abschied von mir zu nehmen. Ich glaubte, meine Mutter zu sehen, und der schmerzlich vorwurfsvolle Ausdruck des teuren Antlitzes tat mir unsagbar weh. „Arme Mutter, daß ich dir solchen Schmerz bereite!" Und so wie sich die Vergangenheit vor mir auftat und mich tief ergriff, so wähnte ich auch zu sehen, was die nächste Zukunft unerbittlich bringen sollte, und doch zog Ruhe und Fassung in meine Seele ein, und ich konnte ohne Bangen dem entgegensehen, was ich für unvermeidlich hielt.

Francis, Asseng und Assam schliefen ruhig, so sorglos und friedlich, als wären sie daheim. — Wie glücklich die Jungen sind! Sollte ich sie wecken? Wozu? Zu unserem Schutze konnten wir ja vorläufig nichts tun, als wachen und das Licht brennen lassen. Wir mußten abwarten, wie sich die Dinge entwickeln würden.

Endlich um 10 Uhr erschien Butu, der uns begreiflicherweise auch keine besonders guten Nachrichten brachte. Sie lauteten jedoch nicht so schlimm, als wir erwartet hatten, denn sie brachten uns auf die Vermutung, daß sich unter den Leuten zwei Parteien gebildet

---

*) Religiöser Gebrauch, Sitte, auch weltlicher Rechtssatz in Indonesien.

hatten, von denen nur eine unsern Tod begehrte. Zwar war uns das Vorhaben der Mildergesinnten, wenn sie sich einigermaßen an ihr althergebrachtes Gewohnheitsrecht halten wollten, unklar, aber dennoch klammerten wir uns an diesen schwachen Hoffnungsstrahl wie Ertrinkende an ein morsches Tau. Butu erzählte ferner, daß wir von allen für Holländer gehalten würden. „Und was denkst du von uns, Butu," wandten wir uns an ihn, „glaubst auch du, daß wir Holländer seien?" „Ja," erwiderte er etwas verlegen, „aber," setzte er sofort freundlich und treuherzig hinzu, „ich habe euch sehr gern und werde euch nicht verlassen!" Er hat Wort gehalten und ist uns treu geblieben in jenen schweren Tagen, in denen das Damoklesschwert über unserm Haupte schwebte und der Todesengel dicht an uns vorüberging.

Draußen wurde es dann und wann wieder laut, man ging also noch immer nicht zur Ruhe, jedes Wort, jeder Ruf oder Schritt war in der tiefen Stille der Nacht deutlich zu hören und geeignet, unsern Verdacht zu erregen. Die Gewehre und Revolver lagen geladen in Bereitschaft, eine Kerze erleuchtete trüb und matt den kleinen Raum, und Butu saß stumm vor sich hinbrütend bei uns. Oft herrschte lange Zeit Grabesstille, welche nur das gleichmäßige Atmen der sorglos schlafenden Diener und das sonst so gemütliche Ticken meiner Weckeruhr unterbrach. Wie langsam schlich so die Zeit dahin, wie wurden Minuten zu qualvollen Stunden in dieser beängstigenden Ungewißheit. Plötzlich rief eine Stimme laut in die Nacht, aber undeutlich und unverständlich, in großer Hast, so daß wir Butu fragen mußten, was dies zu bedeuten habe. „Oh," meinte er, „das braucht euch nicht zu ängstigen, da ruft nur jemand um Wasser für einen Blatterkranken, der im Sterben liegt!" Nun wurden rasche Schritte und das Zuschlagen einer Tür vernehmbar, dann war alles still wie zuvor. Wieder verging eine lange Stunde, während welcher sich nur unsere Wächter wohl unabsichtlich dann und wann bemerkbar machten.

Die Uhr zeigte schon auf eins, da ertönte unerwartet dreimal vielstimmiges Rufen, wie festliche Hochrufe bei einem Gastmahle, und Butu erklärte, es sei eben ein Kind zur Welt gekommen, welches auf diese Weise begrüßt werde.

Dann wurde es abermals still, und selbst unsere Wächter rührten sich nicht mehr, sie waren wohl abgezogen oder eingeschlafen. Als wir endlich um drei Uhr das Krähen der Hähne vernahmen, glaubten wir für den Rest der Nacht keine Besorgnis mehr empfinden zu müssen. Noch einige Stunden, und der erste Schimmer des grauenden Morgens brach durch die Fugen unserer Behausung und weckte die Schläfer.

Wir waren von dem Wachen und der Aufregung müde und gedachten nun noch etwas Schlaf nachzuholen. Kaum hatten wir uns jedoch auf unserem Lager ausgestreckt, als der Ruf „Musuch! Musuch!" (Feind! Feind!) zu uns drang und sich eine große Aufregung im Weiler bemerkbar machte. Es entstand ein Laufen und ein Schreien, und alles griff nach den Waffen. Ein heftiges Rütteln an unserer

Hütte verriet, daß jemand eilig die wieder angelehnte Leiter heraufkam, und alsbald erschien am Eingange einer der Rajahs und sprach mich um ein Gewehr gegen den Feind an. Die ersten Alarmsignale hatten in uns den Verdacht erregt, daß diese stürmischen Rufe „Feind! Feind!" uns gelten sollten und das Zeichen seien, uns zu überfallen und niederzumachen. Auch in diesem Augenblicke war ich nicht frei von Besorgnis, gab dem Manne aber doch eines der Schrotgewehre mit vier Hasenpatronen, worauf er befriedigt fortstürmte. Nach kurzer Zeit krachten in einiger Entfernung mehrere Schüsse. Herr von Mechel hatte sich ein Stück um die Mauer nachgeschlichen, konnte aber nichts erspähen. Wir erfuhren dann, daß Leute von Si Gaul dagewesen seien und zwei Frauen geraubt hätten. Die Lontonger waren jedoch zu spät auf dem Schauplatze erschienen, um den Räubern ihre Beute wieder zu entreißen. Der Rajah blieb, als er das Gewehr zurückbrachte, eine Zeitlang bei uns, und nach und nach folgten noch andere Eingeborene seinem Beispiele. Jetzt erst konnte ich den auffallenden Mann mit Muße betrachten und war erstaunt über sein schönes, edles, durchaus nicht battakisches, sondern geradezu arisches Profil, das sich durch eine feingeschnittene Adlernase und ein energisch zugespitztes Kinn auszeichnete. Der Ausdruck seiner Augen verriet Intelligenz und Entschlossenheit.

Schließlich erschien auch der eigentliche Häuptling des Ortes, ein noch jüngerer, etwas weibisch gebauter Mann mit beständig sich verändernden Zügen und einem unsteten und daher unheimlichen Blick. Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß allmählich ein Gespräch in Gang kam. Wir wurden befragt, was wir von ihnen und unserer Situation dächten, und ob wir Furcht vor ihnen hätten. Dann erkundigten sie sich eingehend nach dem Inhalte der einzelnen Kisten und Gepäckstücke, und nach und nach entwickelte sich eine wirkliche Konversation, indem sie auf den Missionar Nomensen in Balige zu sprechen kamen, von welchem einige Bibeln in battakischer Sprache, die sich in ihrem Besitze befanden, stammten. Es schien ihnen Vergnügen zu machen, uns ihre Bildung zu zeigen, indem sie mit uns von diesem Buche sprachen. Sie erzählten vom Tuwan Gesu (Herrn Jesus), vom Könige David usw., und es war vor allem der Rajah mit dem auffallenden Profil, den ich dieser Kenntnisse halber den frommen Kannibalenfürsten nannte, der darin besonders gut Bescheid wußte. Uns schien es, als suchten sie durch das Gesprächsthema zu erforschen, in welchem Verhältnisse wir zu den Missionaren stünden, während wir zugleich die für uns jedenfalls günstige Wahrnehmung machten, daß sie mit sichtlicher Hochachtung von Missionar Nomensen sprachen, was uns auf den Gedanken brachte, seine von den Leuten so geschätzten Eigenschaften, wie Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit, womöglich zu unserer Rettung auszunützen.

Nachmittags wurden wir vom Hauptrajah aufgefordert, ihm nach seinem Weiler zu folgen und die mitgebrachten Geschenke zu überreichen. Mit wenig Vertrauen auf die Ehrlichkeit und Verläßlichkeit

dieser Einladung folgten wir derselben, nahmen aber für alle Fälle insgeheim unsere Revolver mit, Francis und die beiden Chinesen blieben zur Bewachung des Gepäcks in der Hütte zurück. Wir mußten vorausgehen, ließen uns aber von Butu, der die für den Häuptling bestimmten Geschenke trug und gleichzeitig als Eclaireur dienen sollte, führen. Hinter mir kam Herr von Mechel, dann folgte der große Häuptling und schließlich gegen 30 Battak. Wir hatten begreiflicherweise das Gefühl, eskortiert zu werden.

Die Handlungsweise der Leute wurde uns immer unverständlicher. Waren sie von ihrem ursprünglichen Plane, uns umzubringen, abgekommen, oder konnten sie sich hierüber nicht einigen! Vormittags waren wir gefragt worden, was wir wohl dazu sagen würden, wenn wir einige Monate oder Jahre in ihren Reisfeldern arbeiten müßten, d. h. mit anderen Worten, wenn sie uns zu ihren Sklaven machen würden. Wir antworteten freilich: „Das werdet ihr nicht!" Was konnte sie aber schließlich daran hindern; denn eine Flucht war unter allen Umständen unmöglich.

Der Pfad, welchem wir nun folgten, führte zwischen Reisfeldern hin, und wir erreichten nach einer Viertelstunde den etwas mehr als einen Kilometer entfernten Weiler, der von einer starken Mauer umgeben war.

Aufmerksam blickten wir und Butu auf den auf der Mauer wuchernden Bambus, der nur zu leicht versteckt lauernde Gewehre verbergen konnte. Wir hätten den Schützen auch die Arbeit recht leicht gemacht, denn auf die geringe Entfernung boten wir, einer hinter dem andern gehend, ein leicht zu treffendes Ziel.

Vor dem Eingange befand sich ein mächtiger Baum, in dessen Schatten uns einige Leute, die sofort in den Weiler eilten, um unsere Ankunft zu verkündigen, zu erwarten schienen.

Mit sehr zweifelhaften Gefühlen traten wir durch das enge, niedere Tor in das Innere, wo wir zu unserer Überraschung anfänglich nur vier Männer sahen. Es herrschte Totenstille, und der Ort schien wie ausgestorben. Doch dauerte es nicht lange, so wurde es laut und lebendig, ja bald befanden wir uns in der Mitte eines uns dicht umdringenden Menschenknäuels.

Dann wurden wir aufgefordert, in das öffentliche Gebäude zu treten, in welchem Matten ausgebreitet waren und wo zu unserer nicht geringen Verwunderung ein Armsessel stand, auf welchem wir abwechselnd Platz nehmen mußten. Der Häuptling war nicht anwesend, er hatte sein Haus aufgesucht, um die Mahlzeit einzunehmen. Als er nach ungefähr einer Viertelstunde eintrat, überreichte ich ihm meine Geschenke, bestehend aus rotem Zeug, einer Jacke, einigen Kopftüchern und einem Revolver mit 50 Patronen, nach welchem er so hastig griff, als fürchtete er, es könnte mich gereuen, ihn aus der Hand gegeben zu haben. In der Tat war es ein gefährliches Geschenk, das ich ihm da überreicht hatte, aber erstens war mein Vorrat sehr zusammengeschmolzen und mir nichts anderes übrig geblieben,

diesen mächtigen Häuptling genügend auszuzeichnen, und zweitens hatte ich meine Handlung wohl überlegt und dabei folgendes im Auge: Ich hoffte, daß gerade die Einhändigung einer solchen Waffe ihn abhalten würde, tätlich gegen uns vorzugehen, da wir uns dadurch gleichsam entwaffneten, und ferner, daß er durch dieses Geschenk, das ihn in den Augen seiner Landsleute so mächtig machte, für uns günstig und versöhnlich gestimmt werde.

Der Rajah versuchte sofort die handsame Feuerwaffe, indem er von dem einen Ende des Gebäudes nach dem Walle schoß, wobei ihn die starke unter dem hohen Dache wiederhallende Detonation und die kräftige Wirkung des Geschosses sehr befriedigte. Hierauf eilte er wieder in sein Haus und überließ uns längere Zeit unserm Schicksal.

Nun drängten sich Leute heran, um uns ein Buch zu zeigen, das sich als das Evangelium Matthäi in battakischer Sprache und Schrift erwies. Sie hatten es nebst einigen anderen, wie sie sagten, vom Missionar Nomensen erhalten. Nach den zahlreichen Fingerspuren auf den ersteren Seiten zu schließen, waren sie wirklich daran gegangen, den Inhalt kennen zu lernen, was wir durch einige Gespräche schon erfahren hatten. Wir wurden dann von denselben Leuten wie vorher wieder nach unserem Gefängnis zurückgeleitet.

Als sich der Häuptling uns anschloß, erklärten wir ihm, daß wir den Bewohnern dieser Gegend nicht trauen könnten, indem sie Böses gegen uns im Schilde führten, und wir aus diesem Grunde das uns angewiesene Haus bisher nicht verlassen hätten, außer soeben, um die Geschenke zu überreichen. „Jetzt, großer Häuptling," fügten wir hinzu, „haben wir dir unsere freundschaftliche Gesinnung durch Geschenke, unter denen sich auch ein Revolver befindet, genügend bewiesen und erwarten nun von dir Anerkennung und Dankbarkeit. Das aber sagen wir dir für alle Fälle ohne Rücksicht auf deinen Entschluß: uns könnt ihr kein Haar krümmen, ohne daß unsere Brüder in unserer Heimat davon erfahren, und es fällt kein Tropfen Blut aus unsern Adern auf euren Boden, der in diesem Falle, wo Freundschaft mit feindlicher Gesinnung beantwortet wurde, nicht blutig gerächt würde. An dich, den Weisesten und Mächtigsten, wenden wir uns, daß du für uns einstehest und wir Freiheit unserer Bewegung erhalten!"

Diese Worte hatten denn auch zur Folge, daß uns der Häuptling seinen Schutz zusagte.

Wir sandten nun Assam mit den für ein Bad notwendigen Dingen an das Ufer des Sees, während die Leute uns nur noch eine kurze Strecke begleiteten und sich dann zu einer Beratung auf freiem Felde niederließen.

Nach Hause zurückgekehrt füllte sich unsere kleine Behausung allmählich und nahm bald das, diesem Lande eigentümliche Aussehen an.

Um die Neugierde der Eingeborenen zu befriedigen, öffneten wir einige Kisten, bei welcher Gelegenheit mehrere Konservenbüchsen ihren Verdacht erregten. Zu ihrer Beruhigung ließen wir dieselben er-

brechen und durch Francis ihren Inhalt kunstgerecht zubereiten, den wir ihnen, nachdem wir zuerst gekostet, vorsetzen. Damit kam eine gewisse Fröhlichkeit zum Durchbruche, welche die Wolken, die bisher über uns geschwebt, zerstreute und sich endlich auch uns mitteilte. Nun wollten einige, vielleicht auf Grund der bisherigen günstigen Resultate, unser Gepäck noch weiter durchsuchen und hatten es vor allem auf die Kiste mit photographischen Platten abgesehen, welche uns für gewöhnlich als Tisch und Schreibpult diente. Ich konnte diese nicht öffnen, ohne den für mich sehr wertvollen Inhalt zu gefährden, versprach jedoch, ihren Wunsch im Beisein des Missionars Romensen zu erfüllen.

Damit gaben sie sich zufrieden und benutzten die Gelegenheit, um neuerdings ihre Kenntnisse der christlichen Religion, mit denen sie so gerne prahlten, zur Schau zu tragen.

Einige zählten die zehn Gebote auf, wobei das siebente Gebot lautete: „Du sollst nicht essen, was du nicht bezahlt hast", andere wünschten die Geschichte von Kain und Abel zu hören, welche wir ihnen zum besten gaben usw.

Nach und nach hatte es den Anschein, als faßten die Leute Vertrauen zu uns. Der Goldschmied unter ihnen griff sogar zu einem einheimischen Saiteninstrument, einer Art Leier, welche er zu schlagen begann, indem er dazu sang. Eines der Lieder gefiel auch uns recht gut, es trug den eigentümlichen Titel: „In der Höhe singt, was in der Tiefe spricht".

Dies Instrument zeichnete sich durch eine große ovale Öffnung im Boden aus, welche bald an die Brust angedrückt, bald von dieser entfernt wird, wodurch reizende Nuancen von piano und forte erzielt werden. In der Form erinnert es an die Rabab Vorderindiens und Kaschmirs, sowie an die Rabab der Perser.

Die Stimmung war heiter, die Musik schien die Gemüter versöhnlich anzuregen, und nun hielten wir den Augenblick für gekommen, nochmals mit dem Häuptling zu unterhandeln. Wir machten ihm wiederum begreiflich, daß wir keine Holländer seien und erklärten uns bereit, den Missionar Romensen zum Schiedsrichter zwischen uns und ihnen anzunehmen. Ferner wollten wir ihm einen Einblick in unsere Papiere gewähren, die ihn gewiß über die Ungefährlichkeit unserer Absichten aufklären würde. Dieser Vorschlag fand denn auch endlich seinen Beifall.

Wir schrieben daher unsere Namen mit Angabe der Heimat auf ein Blatt Papier, worunter der Rajah die battakische Transkription setzte. Zum Schlusse forderten wir alle anwesenden Häuptlinge zum Zeichen ihres guten Willens und des Einverständnisses mit unserem Plane auf, uns die Hand zu reichen und zu geloben, daß keine Feindseligkeiten zwischen ihnen und uns vorkommen sollten, bis nicht das Urteil vom Missionar Romensen vernommen worden sei. Mit wahrer Begeisterung reichten uns alle die Hände und schworen, ihr Wort zu halten.

Dies ereignete sich um 11 Uhr. Unsere Herzen waren erleichtert, und wieder fiel ein freundlicher, heiterer Hoffnungsstrahl in die düstere Stimmung unserer Gefangenschaft, aus der uns eigentlich nach Landesbrauch und Sitte nur der Tod befreien konnte.

Die Unterhaltung ging fort, fröhlich und laut, bis Mitternacht längst vorüber war und wir müde und schläfrig wurden. Als um ein Uhr noch niemand Miene machte, aufzubrechen, baten wir den Häuptling, die Leute zur Ruhe und zum Verlassen des Raumes zu bewegen, was nach längerer Zeit auch endlich geschah. Die meisten setzten sich jedoch zu unserem Erstaunen auf der Altane fest, und da mir ein geheimnisvolles Lispeln, sowie eigentümliche, hinterlistige Blicke, sogar Zeichen bei verschiedenen aufgefallen waren, so stieg mit einem Male neuer Verdacht in mir auf.

„Haben Sie die Leute beobachtet?“ wandte ich mich an Herrn von Mechel.

„Ja,“ antwortete er, „aber was ich sah, war nicht vertrauenerweckend.“

„Dem Schlafe dürfen wir uns nicht hingeben, müssen aber tun, als legten wir uns zur Ruhe, um selbst keinen Verdacht zu erregen, vor allem aber müssen wir den Häuptling im Auge behalten. — Die Leute sind nicht nach Hause gegangen, sondern befinden sich noch zum großen Teile auf der Veranda. Das spricht deutlich genug. Ich ahne abscheulichen Verrat — seien wir auf unserer Hut!“

Unsere Blicke nach der Türe schienen verstanden worden zu sein, und wohl, um jeden Keim von Verdacht in uns zu ersticken, fühlte sich der Häuptling verpflichtet, eine Entschuldigung wegen des Verhaltens seiner Leute hervorzubringen, indem er erklärte, sie müßten die Nacht hier zubringen, da es zu weit und zu gefährlich für sie sei, jetzt noch nach Hause zu gehen.

Herr von Mechel aber wandte sich zu mir mit den Worten, die auch ich empfand: „Heute nacht geschieht etwas, man hat mit uns etwas Besonderes vor!“

Butu, der treue, gute und anhängliche Bursche, hatte vielleicht mehr verstanden von dem, was die Leute gelispelt hatten, denn er befand sich in großer Aufregung und seine Züge sahen verstört aus. Er schob den Riegel vor die Tür, und indem er dreimal gegen dieselbe spuckte, sprach er halblaut, aber doch so, daß wir es verstehen konnten: „Soll ich jetzt schon mein junges Herz wegwerfen? Wenn ihr so seid, laufe ich noch in dieser Nacht davon!“ Als aber seine Blicke auf uns fielen, kehrte Ruhe und Vertrauen in seine geängstete Seele zurück. „Nein, nein, ich bleibe,“ flüsterte er leise und kauerte zu unseren Füßen nieder, während seine Augen bewiesen, daß er die Wahrheit sage und wir uns auf ihn verlassen konnten.

Wir überlegten nun, was zu tun sei; es stand uns nur ein Weg offen: abzuwarten, wie sich die Dinge gestalten würden, — und dann rasch zu handeln.

Sieben zum Teil geladene Gewehre, darunter zwei Repetierer,

lehnten hinter meinem Feldbette in der Ecke, und außerdem waren zwei Revolver zur Hand. Aber was konnten uns diese Waffen unter solchen Verhältnissen gegen diese Übermacht nützen? Wir waren samt unsern kriegsunkundigen Dienern sechs gegen mehr als hundert, ohne Freiheit der Bewegung, ohne Rückzugslinie. Und wenn auch Wunder geschehen, und wir unsere Angreifer zurückdrängen würden, ja wenn wir sogar unsere Hütte verlassen könnten, so blieben wir doch ihre Gefangenen, denn wir hatten ja kein Boot und keine Bemannung für dasselbe, um die Insel zu verlassen.

Der Häuptling erklärte, nun auch schlafen zu wollen, eine Mitteilung, die uns einigermaßen angenehm berührte, wenngleich nicht vollständig beruhigte.

Die drei Begleiter des Rajah lagen schon auf dem Boden und schienen in Schlaf versunken. Ich ließ keinen, vor allem den Häuptling nicht, aus den Augen. Plötzlich bemerkte ich, trotz des nur matten Lichtes der Kerze, daß der battakische Fürst sich mit dem Gesicht nach unten auf den Boden legte und mit der rechten Hand nach dem Gürtel fuhr. Nach einiger Zeit wandte er sich um, wie wenn er schlecht gelegen hätte, und ich sah trotz der Schnelligkeit, mit welcher er seine Rechte unter dem blauen Überwurf verbarg, in dieser den Lauf des Revolvers blitzen, den ich ihm heute morgen zum Geschenke gemacht hatte.

Sofort teilte ich Herrn von Mechel das Geschehene mit und sprach meine Absicht dahin aus, daß jetzt nur unsere moralische Überlegenheit, die größte Ruhe und Entschlossenheit uns retten könnten und daß es meiner Meinung nach das Beste wäre, den Häuptling direkt zu fragen, was er mit uns vorhabe.

Wenige Augenblicke berieten wir uns über den Wortlaut dieser Ansprache, von der soviel abhing, dann richteten wir uns beide auf unserem Lager auf, und Herr von Mechel sprach in unserem Namen ernst und vernehmlich: „Häuptling von Lontong! — Bekenne, was du mit uns vorhast; du bist durchschaut, und deine Pläne sind schwarz. Wir wissen, daß du es nicht aufrichtig mit uns meinst und wissen, daß du deinen feierlichen Schwur brechen willst; darum der Revolver in deiner Hand und darum die Leute auf der Veranda, die auf dein Zeichen warten. Aber glaube nicht, daß wir uns vor dir oder deiner Sippe fürchten. Wir wissen wohl, daß wir einmal sterben müssen, und wenn nicht heute, so später einmal. Ihr aber jagt uns keine Angst ein, überzeuge dich, fühle an unser Herz, es schlägt so ruhig wie früher, greife nach unserm Puls, das Blut fließt ruhig durch die Adern. Laß dich warnen und denke an das, was wir dir heute nachmittag gesagt. — Was ist nun deine Antwort?"

Die Wirkung dieser Worte übertraf bei weitem unsere kühnsten Erwartungen.

Keine Antwort — die deutlichste, die er geben konnte — kam über seine Lippen. Grabesstille herrschte in der Hütte, und die Leute auf der Veranda schienen in gespannter Erwartung den Atem anzuhalten.

Der Häuptling sah gebrochen aus; das Gesicht war fahl, verstört; er fühlte sich mit einem Schlage entwaffnet — und, wie ich zu vermuten Grund hatte — überwältigt durch den Glauben, daß er es in uns mit einem Geiste zu tun habe, der nicht nur die Eigenschaft besitze, uns alles zu sagen, uns selbst die geheimsten Gedanken anderer Menschen zu verraten, sondern uns gleichzeitig schütze, daß wir hier mit Gleichmut ihren Anschlägen entgegensehen können.

„Ich bin krank Herr," hauchte er nach einiger Zeit, „laß mich nach Hause gehen." „Nein," war unsere Antwort, „du bleibst hier bei uns, wir haben noch Wichtiges mit dir zu sprechen, aber schicke deine Leute heim!" Da Selbständigkeit und Wille in ihm erstorben schienen, so folgte er uns ohne Widerrede, ein Werkzeug in unserer Hand, und trat hinaus, um nach unserem Wunsche zu handeln.

Noch einmal glaubten wir an eine neue Gefahr, als unsere Hütte zu wanken anfing und jemand rasch die Leiter heraufkam. Es erschien der fromme Rajah am Eingange, aber es fiel kein Schuß, er begnügte sich, uns noch einmal gesehen zu haben und stieg alsbald wieder hinab, um den Weiler gänzlich zu verlassen und vielleicht seinen Genossen zu erzählen, wie wir in dem Augenblicke ausgesehen, in welchem dic Fäden ihres verräterischen Komplottes mit einem Schlage zerrissen wurden. Unser Häuptling aber kehrte zurück, und wir verriegelten von neuem die Hütte, denn das Eisen mußte geschmiedet werden, so lange es warm war.

Die momentane Gefahr war zwar beseitigt, aber nun hieß es, der Zukunft vorzubeugen und vor allem dahin zu wirken, daß wir von diesem Orte und der Insel fortkämen.

Dies war jedoch nur durch den Rajah möglich, und daher mußte es unsere nächste Aufgabe sein, die Lage dahin auszunutzen, uns seiner Hilfe — so gut es eben ging — zu versichern. Er schien auf unseren Plan eingehen zu wollen, nur konnten wir über die Festsetzung des Preises nicht einig werden, denn er verlangte 65 Dollars, während ich nur noch 12 in meiner Tasche hatte. Auf das Versprechen, ihm den Überfahrtspreis in Balige auszuzahlen, wo ich mein Papiergeld wechseln konnte, ging er nicht ein, erklärte sich aber schließlich bereit, die Begleichung der halben Summe nach Vollendung der Fahrt anzunehmen. Da auch so das Geld nicht langte, blieb uns nur noch eine Möglichkeit übrig. Der Häuptling von Ambarita, der, wie wir durch Butu erfuhren, sich noch in Lontong aufhielt, mußte uns aus der Verlegenheit helfen. Er war es ja gewesen, der uns nicht nur in diese Mausefalle gelockt, sondern auch um ein nettes Sümmchen betrogen hatte. Wir wollten ihm ins Gewissen reden, damit er wenigstens einen Teil seines Raubes herausgebe.

Jedenfalls war aber unter diesen Umständen an eine Abreise am folgenden Tage nicht zu denken, und wir mußten dieselbe bedingungsweise auf den nächstfolgenden Morgen festsetzen. Nach zweistündiger Besprechung schien die Sache vollständig erledigt, und der Häuptling legte sich schlafen.

Da wir es jedoch für ratsam hielten, wach zu bleiben, so vertrieben wir uns die Zeit mit Rauchen, Teetrinken und allerhand gleichgiltigen Gesprächen, wobei wir schließlich sogar in unserem Gefängnis noch zu Kritikern deutscher Klassiker wurden. So verging die Nacht.

Wieder brach ein neuer Tag an, und die lichten, warmen Strahlen tropischer Sonne drangen durch die Ritzen unserer Behausung. Sollten wir sie mit Freude begrüßen? Hatten wir es nicht auch tags zuvor getan? Dieses Volk ist zu treulos, zu unberechenbar, kein Versprechen gilt, und auf keinen Schwur kann man sich verlassen.

Groß war daher unsere Überraschung, als uns vom Häuptling, der die Hütte mit dem ersten Tagesgrauen verlassen hatte, zwei Ziegen und mehrere Umhängetücher zum Geschenk übersandt wurden. Ich dankte, äußerte aber meine Bedenken, sie anzunehmen, da ich ja leider nicht mehr in der Lage war, das übliche Gegengeschenk zu leisten. Er erklärte jedoch feierlich, daß er auf ein solches, an das er gar nicht gedacht habe, verzichte und sich durch die Annahme meinerseits hinlänglich belohnt fühle.

Kurze Zeit darauf erschien der fromme Fürst, begleitet von mehreren anderen Leuten und nahm bei uns Platz. Alle sahen friedlich, ja freundlich aus, taten, als wäre in der verflossenen Nacht gar nichts vorgefallen, und der Rajah wiederholte seine am letzten Abend vorgebrachte Einladung, ihn in seinem Hause zu besuchen, was wir, wenn auch ungern, am Nachmittag zu tun versprachen.

Jetzt wollten wir mit dem Häuptling von Ambarita unterhandeln und sandten Butu nach ihm aus. Während seiner Abwesenheit erschienen drei junge Leute bei uns, denen wir abends Brot gegeben, und die uns dafür je ein Ei versprochen hatten, das sie nun wirklich brachten.

Butu kehrte ohne den Rajah von Ambarita, aber mit der Botschaft zurück, dieser werde sogleich kommen, was wir jedoch sehr bezweifelten. Gleichzeitig erfuhren wir, daß eben eine große Ratsversammlung auf freiem Felde abgehalten werde, bei welcher man über uns debattiere. Es ständen, so erzählte Butu, noch immer zwei Parteien im Orte einander gegenüber, von denen die eine in ihrer feindseligen Stimmung gegen uns verharre und unsern Tod oder zum mindesten unsere Festnahme als Sklaven verlange, während die andere, die uns von Anfang an milder zu behandeln wünschte, nun die Ungerechtigkeit unserer Behandlung fühle und uns freilassen wolle, sobald tatsächlich der Beweis geliefert wäre, daß wir keine Holländer seien.

Nach dem Frühstück schickten wir den braven Butu nochmals zu dem Häuptling von Ambarita, da dieser, wie wir richtig vorhergesehen, vergebens auf sich warten ließ. Diesmal erschien der alte Schurke wirklich und wurde vor den ziemlich zahlreich versammelten Vornehmsten des Ortes tüchtig ins Gebet genommen. Wir hielten ihm seine Sünden vor und erinnerten ihn daran, wie er uns hintergangen und betrogen habe, mußten dabei aber doch mit einer ge-

wissen Vorsicht zu Werke gehen, da er eine Äußerung über mich gehört hatte, durch deren Verlautbarung wir unrettbar verloren gewesen wären. Die Sache verhielt sich folgendermaßen:

Der Si Bajak von Kaban Djahe hatte uns den Leuten von Pengambatan auf das wärmste empfohlen und seine ganze Beredsamkeit angewandt, um sie zu bewegen, uns bei der Durchquerung des Landes behilflich zu sein. Er glaubte — und dies charakterisiert die Gesinnung der Karoleute den Holländern gegenüber — mir einen großen Dienst zu erweisen, wenn er, wiewohl auf eigene Verantwortung und ohne jegliche Veranlassung unsererseits, hier aussprengte, ich sei der Bruder des Kontrolleurs in Balige. Diese Äußerung, von der ich erst viel später durch Butu erfahren hatte, war mir wie mein Schatten bis Ambarita gefolgt, hier jedoch zum Glück noch nicht bekannt und durfte auch um keinen Preis ruchbar werden.

Die Unterredung ging glücklich ab. Der Häuptling von Ambarita schien gefürchtet zu haben, daß unsere Ersatzansprüche weit höher sein würden, und zeigte sich bald bereit, die geforderten 20 Dollar zurückzugeben. Damit war aber die Zahlungsfrage unserer Überfahrt erledigt, und es stand ihr nun nichts mehr im Wege. Aber was konnte nicht alles bis zum nächsten Morgen geschehen?

Der fromme Rajah hatte sich wieder unter den Anwesenden befunden und forderte uns nun zum dritten Male auf, mit der Erfüllung unseres Versprechens nicht länger zu zögern.

Wir mußten Folge leisten, schnallten aber zur Vorsorge unsere freilich nicht mehr vollständig geladenen Revolver um. Als wir die Hütte verließen, schärfte ich ihnen ein, daß niemand, und wer immer es sei, unser Gepäck anrühren dürfe; Herr von Mechel setzte aber zu mir gewandt hinzu: „Diese Anordnung ist wohl kaum mehr notwendig, denn ich glaube nicht, daß wir von diesem Gange je wieder zurückkehren werden.“ „Nun,“ entgegnete ich, „dann werden wir unser Leben so teuer als möglich verkaufen, — aber ich teile nicht Ihre trübe Meinung und glaube, daß wir heute weniger zu befürchten haben als gestern.“

In ähnlicher Weise wie tags zuvor setzten wir uns in Bewegung, schlugen aber eine andere Richtung, nämlich landeinwärts, den Bergen zu, ein. Nach einem sanften Anstiege näherten wir uns dem mit Steinmauern und Bambus wohlbefestigten Weiler, an dem wir jedoch vorbeischritten und einem Pfade, der zwischen Reisfeldern hinführte, folgend bald zwei bescheidene, abgelegene Hütten erreichten. Sie machten durchaus nicht den Eindruck, als bildeten sie die anständige Wohnung des frommen Rajah, der uns nun als Hausherr begrüßte, indem er uns mit gewählten Worten willkommen hieß und gleichzeitig einlud, auf den vor dem Eingange ausgebreiteten Matten Platz zu nehmen. Er selbst, der erste Häuptling, der Rajah von Ambarita und die übrigen Anwesenden ließen sich in einem Halbkreise um uns nieder, worauf eine feierliche Stille eintrat, welche wie ein Alp auf uns lastete.

Die Sonne brannte so glühend hernieder, daß uns bald der Schweiß aus allen Poren hervortrat. Vor uns lag unvergleichlich schön, freundlich und friedlich der tiefblaue See, jenseits eingeschlossen von dunkeln, hohen Ufern, hier von sanft ansteigendem Lande mit bambusumwachsenen und von Feldern umgebenen Ortschaften, während hinter uns die Berge der Insel emporstiegen. Dicht in unserm Rücken befand sich auf fünf Schritt eine beiläufig vier Fuß hohe, frisch aufgeführte Erdmauer, die uns einen unbehaglichen Eindruck machte.

Endlich unterbrach der fromme Häuptling die schwüle Stille, indem er uns folgendermaßen ansprach:

„Es gibt einen Gott dort oben, der alles sieht und alles weiß!"

„So ist es," war unsere Antwort.

„Möge er euch auf eurem Wege stärken!"

Das klang wie die Worte des Geistlichen, der den Verurteilten zur Richtstätte begleitet. Auf Herrn von Mechel wirkte dieser Ausspruch mächtig, er sah in ihm die Bestätigung seiner Befürchtung, und ich bemerkte, wie seine Hand nach dem ihm zur Seite sitzenden Rajah von Ambarita zuckte. Später erzählte er mir, er habe im Augenblicke des Verrates dem Schurken sein Messer entreißen und in den Leib stoßen wollen, damit dieser, der an allem die Schuld trug, nicht über uns triumphieren könne.

Auch mir kam die Situation einen Augenblick sehr bedenklich vor, und ich dachte die zwei Schüsse, die ich noch im Revolver hatte, dem Häuptling und dem frommen Rajah zu.

Nun begann unser Gastherr ein förmliches Examen mit uns, das über eine halbe Stunde dauerte. Er frug die sonderbarsten und unmöglichsten Sachen, so, ob der Mensch fliegen und sich unsichtbar machen könne, ob es ein Instrument gebe, mit welchem man bei Nacht sehen könne und ob man dabei nicht rotes Licht benötige, womit er unverkennbar auf die Photographie und speziell auf das Einlegen der Platten bei der roten Lampe anspielte, was zum letztenmale in Ambarita so große Verwunderung hervorgerufen hatte. Mit der Beantwortung der zahlreichen Fragen, die mit großer Vorsicht unsererseits geschehen mußten, schien der offizielle Teil der Sitzung beendet, und da er befriedigend ausgefallen war, nahm die Stimme des Rajah einen freundlicheren, weicheren Ton an, und wir waren nicht wenig überrascht, als er uns schließlich gar von Geschenken sprach, die aus einer Ziege und zwei Lanzen bestehen sollten.

Als wir wesentlich erleichtert aufbrachen, bat man uns, noch einen andern Rajah in einem nahe liegenden Weiler zu besuchen.

Nach ungefähr 15 Minuten erreichten wir einen gut befestigten Ort, dessen Eingang sehr kompliziert angelegt war. Sein Inneres zerfiel in zwei Teile und machte den Eindruck, als seien es tatsächlich zwei Weiler, deren Mauern sich berührten. Auch war die Anordnung der Baulichkeiten anders, als wir sie sonst in dieser Gegend gesehen hatten.

Im zweiten Teile fanden wir auf dem freien Platz zwischen den Häusern eine Matte ausgebreitet, welche bezeugte, daß man unsern Besuch bereits erwartet hatte.

Hier begrüßte uns ein Mann in den besten Jahren mit einem breiten Elfenbeinring an dem linken Oberarm, hieß uns freundlich Platz nehmen und ließ, was uns schon lange nicht mehr widerfahren war, frische Kokosnüsse vorsetzen, während ein Sklave eine Ziege für uns bringen mußte. Welch auffallende und rasche Wendung des Schicksals!

An einem der Häuser vor uns bemerkten wir die Werkstätte des Goldschmiedes, der eben an dem Bambus-Kohlenblasebalg beschäftigt war.

Nach unserem Hause zurückgekehrt, hatten wir das Gefühl, nun doch die eigentliche Gefahr glücklich überstanden zu haben, und nur der Gedanke an die Unbeständigkeit der Leute und einen möglichen Rückschlag trübte mir die frohe Hoffnung, den freudigen Blick in die Zukunft.

Für den nächsten Tag stellte uns der Häuptling die Abreise nochmals sicher in Aussicht, nur meinte er, daß im ganzen drei Solus (Boote) zur Fahrt nötig seien, nannte aber, trotzdem wir ihm unverhohlen unser Befremden hierüber ausdrückten, keinen Grund, der ihn zu dieser Maßregel bestimmte.

Vormittags war offenbar eines dieser Boote eingetroffen, denn wir hatten in unserer Hütte das laute und typische „Holjahe-holera" der Ruderer gehört, welches wie Kriegsgeschrei an unser Ohr drang. Man schien uns damals im Ungewissen lassen zu wollen, denn auf unsere Frage, was dies bedeute, antwortete man, es seien Kinder aus Ambarita, welche sich im Rudern übten. Was für tiefe und kräftige Stimmen diese Kinder hatten! Aber wozu nun drei Solus? Herr von Mechel sprach seine Ansicht dahin aus, daß man wohl die Absicht haben mochte, sobald wir einmal auf hoher See seien, über uns herzufallen, was sich auf solche Art leichter bewerkstelligen ließ.

Neuer Verdacht und nicht mit Unrecht. Doch beunruhigte er uns weniger, denn in diesem Falle konnten wir mit gutem Erfolge unsere Waffen gebrauchen, uns in den Besitz der Solu setzen und mit dieser, selbst rudernd, den Weg nach Balige einschlagen, ein Mittel, zu dem ich nur im äußersten Notfalle greifen wollte, um der holländisch-indischen Regierung durch meine Expedition nicht unnütze Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten zu bereiten. Dies hatte auch in den letzten Tagen als leitende Idee mein Verhalten bestimmt.

Abends war unsere Hütte wieder voll lärmender Eingeborener, doch ersuchten wir sie schon gegen neun Uhr, uns zu verlassen, damit wir früher zur Ruhe gehen könnten, welchem Begehren anstandslos willfahrt wurde.

Wir hatten nun allerlei wichtige Dinge für den kommenden Tag in Ordnung zu bringen, denn der Häuptling wollte, wie ausgemacht war, bevor wir das Boot verließen, beim Missionar auf Grund un-

serer Papiere über unsere Nationalität und Stellungen Erkundigungen einziehen. Bis dahin sollten wir seine Gefangenen bleiben und das Boot nicht verlassen, Romensens Ausspruch würde über unser ferneres Schicksal entscheiden.

Diese Maßregel hatte nun freilich viel von ihrer Gefährlichkeit verloren, aber dennoch hielt ich es für nötig, alles zu tun, um jegliches Mißverständnis fernzuhalten.

Mit Rücksicht auf diesen Moment wurde uns auch die Maßregel der drei Solus einigermaßen verständlich, denn so blieben wir sicherer in ihrer Gewalt, während der Häuptling ans Land ging und die gewünschten Auskünfte über uns einholte.

Asseng war ausersehen, den Häuptling unter dem Vorwande, Zeuge der Unterredung mit Romensen zu sein, zu begleiten. Es galt daher, den klugen Chinesen kurz über das zu unterrichten, um was es sich handelte, ihm seine Rolle genau einzuprägen und einen ausführlichen Bericht auszuarbeiten, in welchem die ganze Geschichte unserer Gefangennahme, sowie die Bedingungen, unter welchen uns die Freilassung zugesichert wurde, auseinandergesetzt würden. Dies Schriftstück sollte Asseng dem Missionar insgeheim mit den Worten überreichen, er möchte es lesen, bevor er sich mit dem Häuptlinge in ein Gespräch einlasse.

Kaum waren wir mit dieser Arbeit zu Ende — es war beinahe Mitternacht — als jemand an der Tür klopfte. Wer konnte uns zu so später Stunde aufsuchen? Papier und Bleistift wurden rasch beiseite gelegt, um nicht unnötigen Verdacht zu erregen, und Assam, der als Wächter vor dem Eingang schlief, beiseite geschoben. In der geöffneten Tür aber erschien der alte Gauner von Ambarita.

„Ich bin gestern abend nicht bei euch gewesen," sprach er, „und will euch daher heute meinen Besuch machen!" „Du bist willkommen, Alter," antwortete ich, „nimm hier bei uns Platz." Der schlafende Chinese wurde mit Mühe geweckt und mußte Tee machen.

Nach einiger Zeit sagte der Rajah: „Ihr habt geschrieben!" Also hatte der Heuchler an der Türe gelauscht und wohl durch die Ritzen hereingesehen, ja fast schien es, als sei er in der Absicht zu spionieren gekommen, denn wir hatten seine Annäherung nicht bemerkt, was bei seinem Gewicht und dem unsoliden Baue unserer Behausung nur durch Anwendung der größten Vorsicht möglich war.

„Ja," war unsere Antwort, „wir haben gerechnet und auch die 20 Dollars, die du uns zurückgegeben hast, aufgezeichnet."

Sein Gesicht verklärte sich; seit der Ordnung dieser Angelegenheit schien er seine Scheu vor uns mit einem Male abgelegt zu haben; er schien sich sogar bei uns jetzt recht behaglich zu fühlen.

Der Thee wurde vorgesetzt, Zigaretten oder Tabak jedoch konnte ich ihm nicht bieten, denn unser Vorrat ging zur Neige. Im Grunde waren wir mit seinem Besuche recht zufrieden, denn er erleichterte unser Vorhaben, auch diese Nacht noch zu wachen, — worin er selbst uns noch bestärkte und sich sogar bereit erklärte, es mit uns tun zu

wollen. Wir entschlossen uns daher, ihm abwechselnd Gesellschaft zu leisten, damit jeder von uns nach so langer Entbehrung doch wenigstens 2½ Stunden schlafen könnte. Der Alte vertrieb sich die Zeit mit Betelkauen und benahm sich dabei ziemlich lärmend, indem er die Arrekanüsse in seinem kleinen Mörser zerstampfte und dazu oft erschrecklich laut gähnte und nieste. Das war die letzte Nacht in Lontong. —

Der nächste Tag brachte die Rettung aus der Gefangenschaft.

Glauben und Aberglauben der Alfuren Cerams.

Nach C. Ribbe*) (1885).

Eine abergläubische Sitte, die ich auf Ceram fand, war so merkwürdig und auch so hübsch, daß man eher geglaubt hätte, in einem europäischen Lande als in den Molukken zu sein. Einer von mehreren Alfuren, die in der Nähe von Illu beschäftigt waren, weigerten sich verschiedene Male, von einer bestimmten Sorte Fisch zu essen. Erst fiel mir das wenig auf, da jedoch der Mann auch weiterhin nichts von dem betreffenden Fisch, den seine Genossen mit großem Behagen zu dem Sago aßen, nehmen wollte, wurde mir das auffällig, und ich fragte daraufhin nach dem Grund, warum er diesen absonderlichen Geschmack besäße. Ich bekam darauf folgendes zu hören: Der Mann fürchtete, ängstlich gemacht durch viele Vorzeichen, wie er sagte, daß ihn ein großes Unglück treffen würde; um nun die Wirkung bei Eintreten dieses Umstandes zu mildern oder um sie aufzuheben, habe er gelobt, seine Lieblingsspeise zum Sago und Reis, den von mir gereichten Fisch, nicht mehr zu essen und zwar, wie er mir fest versicherte, zeit seines Lebens nicht. Auf weitere Erkundigungen hörte ich, daß manche Leute bei ähnlichen Anlässen geloben, nur zeitweilig irgend etwas nicht zu essen, und daß dann meistens, nachdem der Zeitpunkt, wo das Unglück eintreten sollte, vorbei ist, das Gelübde nicht aufgehoben wird.

Krankheiten, die plötzlich eine Person befallen, Unglück, das urplötzlich hereinbricht, muß durch Zauberei eines anderen, sei er Teufel oder Mensch, hervorgerufen worden sein.

In einem kleinen Dorfe war der Rajah schwer krank und fühlte, daß sein Ende nicht mehr weit wäre. Die bestürzten Angehörigen, welche sich die Krankheit und Todesschwäche des Rajah nicht zu erklären wußten, suchten nach der Ursache. Bald fiel ihre Vermutung auf zwei einzelne Frauen, Mutter und Tochter; diese sollten durch Zauberei böse Geister auf den Kranken herabbeschworen haben. Diese beiden Frauen stammten nicht aus dem betreffenden Orte, sondern waren durch den verstorbenen Mann der Frau, der in dem Dorfe Heimatrechte hatte, hingebracht worden. Sie waren beide ohne ver-

*) Im „XXII. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden.“ Dresden 1892.

wandtschaftlichen Anhang und Schutz und auch wenig beliebt, da sie als Fremde der Dorfbevölkerung teilweise zur Last fielen. Nachdem man die beiden armen Opfer mehrere Tage gefangen gehalten und versucht hatte, durch Hunger und Gewalttätigkeiten sie zu bewegen, die bösen Geister von dem Radjah hinwegzuzaubern, beschloß man, sie zur Strafe und Abschreckung zu erwürgen. Unter Beteiligung beinahe aller Familienangehörigen wurde die furchtbare Prozedur an der Mutter vorgenommen, und es mußte diese letztere für den Aberglauben ihrer Stammesgenossen den Tod erleiden; der Tochter gelang es glücklicherweise zu fliehen. Der Rajah wurde trotz alledem nicht besser, sondern starb nach wenigen Tagen. Die Angehörigen nahmen nun nicht einen durch die Krankheit hervorgerufenen Tod an, sondern glaubten ganz bestimmt an einen solchen durch Zauberei und meinten, daß, wenn auch die Tochter erwürgt worden wäre, der alte Kranke sicher hätte genesen müssen.

Sehr oft habe ich beim Abzeichnen von Menschen und Häusern in Ceram Unannehmlichkeiten gehabt, ja selbst meine Schmetterlings- und Käfersammelei wurde von den braunen Ceramesen mit großem Mißtrauen betrachtet. Sie hatten Furcht, daß, wenn ihr Bild von mir fortgenommen würde, ich in der Ferne über sie Gewalt behielte und ihnen jeden Augenblick Böses zufügen könnte.

In Europa macht man sich gar keinen Begriff, wie schwer es hält, von den Insulanern ethnographische Gegenstände zu erhalten. Weder für Geld, noch gegen Tauschartikel gelingt es meistens, etwas von Hausratgegenständen, die alle einen sehr geringen wirklichen Wert haben, zu kaufen. Mit der Fortgabe der betreffenden Gegenstände glauben die Leute etwas von ihrem Leben wegzugeben, und nur durch die zwingendste Not sind sie dazu zu bringen, die für europäische Sammlungen so erwünschten Gegenstände fortzugeben. Waffen sind in der Regel leicht gegen Geld zu erlangen, nur alte Erbstücke, die auch meistens als Familienpomali gelten, werden schwer verkauft. Götzenbilder, alte Schüsseln, überhaupt Pomalisachen, Kleidungsstücke, vor allem solche, die schon benutzt worden sind, sind für den Ethnographen so gut wie unerlangbar. Mir gelang es z. B. auf den Aruinseln, von welcher Gegend ich eine sehr reichhaltige Sammlung ethnographischer Gegenstände nach Europa brachte, lange Zeit nicht, die merkwürdigen, die Beine zusammenschnürenden Bast-Sarongs der Frauen, von den Leuten zu erwerben. Nur dadurch, daß ich im Hinterland mehreren Eingeborenen größeren Vorschuß an Waren gab und sie mir die dafür bestimmten Tauschsachen nicht zur rechten Zeit liefern konnten, gelang es mir, sie zu zwingen, mir einige von den gewünschten Sarongs zu überlassen. Wie sehr dieser Verstoß gegen die Landessitte von den Landsleuten der Verkäufer verurteilt wurde, hörte ich noch später, als ich nach dem Vorderlande zurückgekehrt war. Überall bei den Eingeborenen hatte sich der Vorfall herumerzählt, ja der Regierungsbeamte, bei dem sich die Stammesgenossen der Übeltäter beschwert hatten, machte mir Vorwürfe, daß ich durch

solche Zwangsmittel mich gegen alle Landessitte in Besitz von Gegenständen gesetzt hätte, die pomali, d. h. heilig wären. Ich hätte durch diese Handlungsweise leichtsinnigerweise meine Reiseziele und selbst mein Leben aufs Spiel gesetzt.

Wenn eine Prau (Segelkahn) auf Reisen gehen soll, so muß sie eine Person haben, die während der Reise für das Wohlergehen des Segelschiffes verantwortlich ist. Die betreffende Person befindet sich nun nicht etwa auch auf dem Schiffe, sondern sie bleibt am Lande zurück, damit die Dorfbewohner ersehen können, wie es der Prau auf der Reise geht; die Person wird mit der Prau beinahe ein Begriff. Meistens wird zu dem betreffenden Amte ein Mädchen gewählt. Dasselbe darf nicht arbeiten, nicht gehen, nicht singen, noch lustig sein, darf nicht spielen, darf keinen Betel kauen und vor allem nicht das Haus verlassen.

Es ist nicht nötig, daß das Mädchen irgend einen Angehörigen auf der Prau hat, sondern es genügt, wenn es aus demselben Dorfe wie die Prau stammt. Wird das Mädchen krank, so geht es dem Segelschiffe nach Ansicht der dummen Menschen schlecht, stirbt es jedoch, so geht die Prau zu Grunde. Wird die Prau auch ohne diese Anlässe vom Unglück verfolgt, so hat das Mädchen irgend etwas gegen die vorgeschriebenen Pomaligesetze getan und natürlich allein die Schuld an dem Unglück.

Erst wenn die Prau wohlbehalten wieder mit ihren Insassen im heimatlichen Dorfe angekommen ist, hat die für das betreffende Mädchen unangenehme Verantwortlichkeit ein Ende, und sie kann nun wieder wie ihre Gespielinnen sich frei bewegen.

Jede Prau, mit der zum erstenmal eine Seereise unternommen wird, muß vorher durch heiliges Öl pomali gemacht werden. Zu diesem Zwecke wird in den Boden des Schiffes ein Loch gemacht und unter verschiedenen Zeremonien warmes Öl hindurchgegossen. Vor der jedesmaligen Abfahrt der Prau werden die Geister befragt, ob auch eine günstige Reise zu erwarten sei oder nicht. Junge Kokosnüsse werden in die Höhe geworfen, und nach ihrem Niederfallen und Zerspringen erklärt der Geisterbefrager dann, ob eine glückliche oder unglückliche Reise zu erwarten sei. Auf der Fahrt wird der Ceramese, wie wohl alle Volksstämme in Holländisch-Indien, an gewissen Stellen, die sich meistens durch das Vorhandensein von starken Strömungen und das Auftreten von heftigen Winden auszeichnen, es vermeiden, etwas ins Wasser zu werfen. Vor allem ist das Ausspucken streng verboten, denn der Herr des Wassers, Tuwan-ajer, würde durch solche Vorfälle sehr beleidigt werden und dem Schiff sicher Unglück und Verderben bereiten.

Folgende sagenhafte Geschichte von einem großen Vogel wurde mir, als ich in Illu war, von verschiedenen Eingeborenen erzählt. Eines Tages erschien in dem Stranddorfe eine Anzahl Alfuren aus dem Gebirge und erzählten ganz erregt, daß dicht bei der Quelle des Flusses Deut ein hausgroßer Vogel sich niedergelassen habe und

dort gestorben sei. Die Alfuren trauten sich nicht nach der betreffenden Stelle hin und erbaten von dem Rajah des Stranddorfes Rat und Hilfe. Derselbe sandte Leute hinauf in das Gebirge mit der Weisung, ihm die Knochen des Vogels zu bringen, welchem Befehl die Abgesandten auch nachkamen. Durch Vermittlung des Herrn Wassmer wurden mir, als ich mich in Illu aufhielt, die fraglichen Knochen zur Ansicht gebracht, und ich mußte recht über die Übertreibung der Eingeborenen lachen, denn nach den wenigen Knochenresten des Körpers und der Brust, die mir gezeigt wurden, konnte ich leicht erkennen, daß der ganze Vogel etwa über Gänsegröße gehabt haben muß. Die Beinknochen stammten sicher von einem anderen Tiere, wahrscheinlich von einem Kasuar; es ließ sich dies nicht genau feststellen, da ich nur Bruchstücke sah. Ein Stück Schnabel stammte meiner Ansicht nach von einem entenartigen Vogel, denn er war breit und löffelartig geformt. Auf mein Befragen, ob die Eingeborenen die Knochen verkaufen wollten, wurde mir gesagt, daß sie dies nicht gern tun würden, wenn ich jedoch einen hohen Preis bieten würde, würden sie sich zum Verkauf vielleicht entschließen können. Mir lag natürlich an dem ganz wertlosen Zeug nichts, um so weniger, als ich hörte, daß die Vogelgeschichte vor beinahe 50 Jahren vorgefallen war.

Höchst sonderbar ist, daß die meisten Europäer, die jahrelang unter den Eingeborenen gelebt haben und beinahe ganz auf sich selbst angewiesen sind, vieles von dem Aberglauben der Inländer angenommen haben.

Herr Wassmer war ein Beispiel davon, denn nach seiner Ansicht war die ganze Gegend bei Illu verhext; sonst, sagte er, hätte er mit seiner Arbeit und Mühe mehr Glück haben müssen. Er zeigte mir Bäume im Walde, von denen er fest behauptete, sie wären ebenfalls verhext, denn derjenige, der darunter hinwegginge, würde vom Unglück verfolgt, und ganz unmöglich wäre es, einen solchen Baum zu fällen.

Den Ceramesen ist auch der Eid wohlbekannt und wird von ihnen in großen Ehren gehalten; er ist ihnen heilig. Nachgehend gebe ich die Beschreibung eines solchen Eides, der von den Eingeborenen geleistet wird, wenn sie der holländischen Regierung Treue schwören; ich entnehme dieselbe dem Werke v. d. Grab's.

In einen irdenen Topf werden Arrak, Schießpulver und Kugeln getan. Ferner müssen ein Wurfspieß, ein Gewehr, eine Lanze, eine Puppe mit krummen Armen und Beinen und mit Löchern durchbohrt (die Löcher sollen die Folgen der Pocken darstellen) vorhanden sein. Die Worte lauten: „Himmel, Erde, Mond, Sonne, Abendstern, Morgenstern, neun Drachen, neun Tiger, neun Krokodile, neun Haie, neun Giftschlangen, neun Schweine, neun Flüsse, neun Pockenkrankheiten, neunundneunzigmal rufen wir zum Gezeugen an, daß wir treu und ehrlich den abgelegten Eid dem Gouvernement halten wollen.

„Wenn sie das Gouvernement betrügen und die gegebenen Befehle nicht befolgen, dann mag die Kompagnie (allgemein gebräuchlicher

Ausdruck bei den Eingeborenen für die holländische Regierung) sie bestrafen und ihre Dörfer vernichten, so daß kein Hund mehr heult, kein Hahn mehr kräht an der verlassenen Stätte.

„Himmel, Erde, Mond und Sonne sollen sie mit Unglück treffen, so daß sie sterben müssen, der Morgen- und der Abendstern sie töten. Neun Drachen, neun Krokodile, neun Haie sollen sie vernichten, neun Patolaschlangen, neun wilde Schweine mit Schlagzähnen, neun Tausendfüße, neun giftige Schlangen sie töten. Die Pocken sollen neunundneunzigmal sie befallen und sie alle daran sterben. Die Treppe, welche ihnen den Aufgang zu ihren Wohnungen verschafft, soll weggenommen werden und in ihren Häusern kein Licht mehr brennen. Das Pulver und das Blei der Regierung soll sie töten, die Lanze und das Bajonett sie tödlich verwunden. Wenn sie auf die Bäume steigen, sollen sie herabfallen, schlafend und wachend sollen sie sterben."

Nachdem dieser Eid geleistet worden ist, stoßen die Beteiligten dreimal einen Kriegsruf aus und trinken von dem oben erwähnten Arrak.

Eine recht unangenehme und bei dem sonst guten Charakter der Alfuren kaum erklärliche Eigenschaft ist das sogenannte Kopfabschnellen. Nicht nur in Kriegszeiten werden den Toten, Verwundeten und Gefangenen die Köpfe abgeschnitten, sondern auch in Friedenszeiten geht der Alfure auf die Kopfjagd. Hinterlistig bei Nacht begibt sich der Mörder auf die Suche; vorzugsweise werden die Stranddörfer bedacht, weil es da am leichtesten ist, ein unvorsichtiges Menschenkind zu erwischen. Meilenweit muß der Kopfjäger oft laufen, um ein Dorf, das für sein Vorhaben günstig gelegen ist, zu erreichen, — stundenlang, oft bis gegen Morgen, oft durch viele Nächte hintereinander liegt er auf der Lauer, am Tage in die Tiefen unwegsamer Wälder verschwindend.

Wehe dem armen Dorfbewohner, der, um seine Notdurft zu verrichten, sein Haus verläßt und auf seinem Wege an dem Hinterhalt des Lauernden vorbeikommt! Mit einem Schlage seines gewichtigen Clevangs schlägt der Jäger sein Opfer nieder; in wenigen Sekunden hat er das Haupt des Hingestürzten abgeschlagen, und fort eilt er und läßt die durch den Angstschrei aufgescheuchten Bewohner weit hinter sich. Er muß auch eilen, denn augenblicklich, nachdem die Tat erkannt ist, folgen die männlichen Verwandten des Hingeschlachteten, leider meistens mit wenig Erfolg, denn der Vorsprung, den der Kopfjäger hat, genügt, um ihn aus dem Bereich seiner Verfolger zu bringen. Ist er einmal im Walde, so ist er auch sicher, denn der Ceramese versteht es nicht, einer Fußspur, die sich nur schwach auf dem Waldboden abzeichnet, zu folgen. Dem Kopfjäger bleibt es gleich, ob sein Opfer ein Mann, ein Weib oder ein Kind war. Er hat seinen Zweck erreicht, er hat einen Menschenschädel mehr.

Bei allen möglichen Gelegenheiten mußte früher der Alfure der Sitte gemäß Köpfe abschneiden. Bei eintretender Mannbarkeit, die besonders gefeiert wird, mußten ein oder mehrere frische Menschen-

schädel zur Stelle sein. Ebenso bei Heiraten, denn kein Alfurenmädchen würde einen Mann nehmen, der nicht zuvor erfolgreich auf der Kopfjagd gewesen wäre; er würde verlacht worden sein, wenn er überhaupt, bevor er nicht einige Schädel aufzuweisen hatte, an das Freien gedacht hätte. Bei Todesfällen, vor allem, wenn angesehene und beliebte Häuptlinge starben, verlangte es der Adad (Sitte), daß von den Verwandten einige zum Kopfschnellen ausgingen. Diejenigen Schädel, welche nicht an den Opferstellen niedergelegt wurden, waren in den Beratungshäusern aufgestellt, weshalb man oft in diesen Häusern Sammlungen von mehreren Hunderten von Menschenschädeln findet. Rosenberg sah über 200 Schädel in einem einzigen Beratungshause aufgeschichtet.

Wie groß in Ceram die Furcht vor Kopfjägern ist, kann man daraus ersehen, daß niemand, sei es bei Tage oder Nacht, ohne Waffe weggeht; ja selbst die Frauen und Kinder tragen Messer bei sich.

Glücklicherweise hat die Neuzeit auch in diesen traurigen Gebräuchen Änderung gebracht. Die Regierung im Verbande mit den Strandbewohnern stellt bei vorkommenden Fällen genaue Untersuchungen an, und der Mörder wird, wenn er erwischt wird, unbarmherzig aufgeknüpft. Die unnachsichtige Strenge und wohl auch die Vorsichtigkeit haben es zu Wege gebracht, daß in den letzten Jahrzehnten immer nur vereinzelte Fälle von Kopfschnellen vorgekommen sind.

Höchst merkwürdig ist die Ansicht der Eingeborenen, daß auch Europäer zu gewissen Zeiten Köpfe abschlagen, und zwar findet man diesen Glauben nicht nur in Ceram, sondern in den ganzen Molukken, vor allem dort, wo die Eingeborenen zum Christentum übergetreten sind. Die dummen Menschen glauben, daß aus dem menschlichen Gehirn die meisten Medikamente der Weißen gemacht werden. Häufig herrscht bei Epidemien unter den Braunen eine reine Panik, wenn sich ein Europäer in der Nähe ihres Dorfes sehen läßt. Alles flüchtet, und nur mit Widerwillen und Furcht läßt man den Weißen das Dorf betreten. Beständig wird der Beargwöhnte von mehreren Männern begleitet, die acht geben müssen, was er vornimmt.

Am schlechtesten kommen Reisende weg, die naturwissenschaftliche Zwecke verfolgen. Mir war von Aru der Ruf vorausgegangen, daß ich Menschenschädel sammele und daß ich auch, wenn nötig, Lebende aus diesem Grunde totschlüge. Dies hatte zur Folge, daß ich in Ambon, Banda, Ceram und Batjan bei der inländischen Bevölkerung eine gefürchtete Person war.

Namen der Malagassysprache auf Madagaskar.

Nach James Sibree*) (1881).

Für jeden mit der Malagassysprache noch nicht vollständig Vertrauten hat die Länge der Orts- und Personennamen, besonders der

*) „Madagaskar.“ Leipzig 1881, F. A. Brockhaus.

letzteren, etwas ungemein Überraschendes. Eine ganz übertriebene Länge für ein europäisches Ohr haben z. B. Namen wie Ravoninahitriniarivo, Rainivoninahitriniony und Rabodonandrian-Ampoinimerina! Der vorletzte derselben war der Name des letzten Premierministers; der letzte aber der heilige Name der Königin Ranavalona. Alle derartigen Namen sind zusammengesetzte Wörter, deren jedes oft einen ganzen Satz für sich bildet; in ihre einzelnen Bestandteile zerlegt, stellen sie sich als eine Anzahl zwei- und dreisilbiger Wurzeln dar, die oft eine tiefe und poetische Bedeutung haben. So bedeutet Ra-vonin' ahitri-ni-arivo (ohne die weiter unten zu erklärende Silbe Ra) „der Ruhm von tausend", wobei das Wort für Ruhm „die Blüte des Grases" heißt. Rai-ni-vonin' ahitri-ni-ony aber ist „der Vater des Ruhmes (oder der Blüte des Grases) „des Flusses" oder, mit anderen Worten, der Vater eines Sohnes namens Ravoninahitriniony. Und Ra-bodon' andrian-am-poin-imerina ist „der Einfache (oder das Kind) des Andrian-am-poin-imerina", welcher letzterer Name wieder „der Fürst in dem Herzen von Imerina" (der Zentralprovinz) bedeutet.

Es gibt indessen auch eine Menge von malagassischen Namen, die viel kürzer und einfacher sind als die oben angeführten; so z. B. Rasoa, Ravelo, Raivo, Rabodo, Ranoro, Ravony, Razafy, Razay, Ravao usw., und alle diese werden wieder in der verschiedensten Art zusammengesetzt, wie Rasoavelo, Rabodosoa, Rasoanoro usw.

Wie bei den meisten Wörtern des Orients gibt es auch in Madagaskar keine Familiennamen, wohl aber Stammesbezeichnungen von ähnlicher Art wie die unter den irischen und schottischen Clans üblichen. Dieser verhältnismäßige Mangel an Namen macht die Unterscheidung der Personen oft zu einer schwierigen Sache; es gibt so viele Rakoto und Ranaivo, Raivo und Rasoa und auch Rainisoa, Rainikota usw., daß zur Unterscheidung aller der gleichnamigen Leute immer noch andere Bestimmungen hinzugefügt werden müssen, die sie als Sohn oder Bruder einer anderen, besser bekannten Persönlichkeit bezeichnen, ihren Rang als Regierungsbeamte oder ihre Stellung als Diakonus, Pastor oder Prediger in der Gemeinde angeben. Doch ist dies vielleicht kaum schwieriger, als bei uns die ja auch nicht immer leichte Unterscheidung der verschiedenen Smiths, Browns und Jones unter unseren Bekannten, und noch nicht so verwirrend wie die betreffenden Zustände in Wales, wo jeder zweite Mensch Davies oder Griffiths heißt, oder wie in einigen Gegenden Schottlands, wo jeder ein Campell oder Macdonald ist.

Wie man bemerkt haben wird, fangen die oben angeführten Namen sämtlich mit den Silben Ra- oder Raini- an. Die erstere ist eine Partikel, die jedes Wort, dem man sie vorsetzt, zu einem Eigennamen macht. Als Präfixum vor gewissen Wörtern bezeichnet sie auch eine respektvolle Art der Anrede; so werden z. B. Kinder, ankizy, ehrerbietig mit der Zusammensetzung Rankizy angeredet; aus anabavy, Schwester (eines Bruders), wird Ranabavy usw. Das Wort Andriana, Fürst, wird ebenfalls anderen Wörtern vorangesetzt, um sie zu Eigen-

namen zu machen. So wird aus Ravelo Andriambelo usw. Zu einer weniger ehrfurchtsvollen, vertraulicheren Form der Anrede dient dagegen die Präfixpartikel I; z. B. Ikoto, Inaivo usw.

Durch die Verbindung mit diesen Vorsilben werden die Namen von Säugetieren, Vögeln, Insekten, Bäumen und anderen Pflanzen, sowie die Wörter für jede beliebige Sache oder Handlung zu Eigennamen. So führten zwei von den Knaben aus vornehmem Geschlecht, die Radama I. zur Erziehung nach England schickte, die Namen Voalavo und Totozy, d. h. Ratte und Maus; und ebenso begegnet man häufig den Wörtern mamba, Krokodil; lambo, wildes Schwein; osy, Ziege; amboa und alika, Hund und anderen als Eigennamen.

Das zweite häufig vorkommende Präfixum: Raini, „Vater von", wird gewöhnlich von Männern angenommen, wenn ihnen ein Kind geboren ist. So wird z. B. ein Mann, der sein Leben lang Rakoto geheißen hat, nach der Geburt einer Tochter, die er vielleicht Rasoa nennt, seinen alten Namen ablegen und sich von nun an Rainisoa, d. i. „Vater der Soa", nennen. Oft, wenngleich nicht so häufig, wird auch die Mutter des Kindes den Namen Renisoa, „Mutter der Soa", annehmen. Es scheint demnach unter den Malagassy die Neigung zu herrschen, lieber durch ihre Kinder als durch ihre Eltern bekannt zu sein; und hierin spricht sich ein Gefühl aus, das an den altrömischen Stolz erinnert, wie er uns aus den Worten der Cornelia: „Nennt mich nicht Scipios Tochter, nennt mich die Mutter der Gracchen," entgegentritt. Nicht selten verändern auch Leute, die keine Kinder haben, ihren Namen in dieser Weise, besonders wenn sie, was sehr häufig geschieht, die Kinder anderer Verwandten adoptieren. Die Malagassy haben ein sehr starkes Familiengefühl und betrachten die Kinder ihrer Brüder und Schwestern fast wie ihre eigenen, ihre Oheime und Tanten aber wie ihre Eltern; sie nennen sie sogar auch mit diesem Namen, da sie keine besonderen Wörter zur Bezeichnung von Geschwisterkindern oder Elterngeschwistern haben.

Nur in einem der Andrianen- oder adeligen Stämme wird die allgemeine Regel, sich nach dem Namen der Kinder zu nennen, nicht befolgt, und so bildet derselbe (der Clan Andriamasinavalona) in dieser Beziehung eine Ausnahme von dem allgemeinen Malagassyschen Brauche.

Ich hatte oft mit Erstaunen wahrgenommen, daß die Malagassy vielfach Namen führen, die bei uns für beleidigend gelten würden, wie z. B. Rafiringa, „Misthaufen"; Rabezezika und Rabetay, „viel Mist" usw.; der erstere von diesen „Misthaufen" kommt sehr häufig vor, und er ist unter anderem auch der Name des jetzigen Gouverneurs von Tamatave, eines sehr hochgestellten Beamten. Als ich mich indessen nach dem Grunde dieser wunderbaren Erscheinung erkundigte, wurde mir mitgeteilt, daß man diese unschönen Namen aus einem gewissen alten Aberglauben zu wählen pflegte, demzufolge eine angenehm klingende Benennung den Neid böser Mächte erweckt. Es geschieht somit aus eben demselben Gefühl, welches die Leute ängst-

lich macht, wenn jemand das Aussehen ihrer Kinder rühmt. Tut man dies und bemerkt vielleicht, daß ein Kind hübsch sei oder wohlgediehen, so antworten sie regelmäßig: „Nein, es ist häßlich oder garstig,“ und glauben damit die Folgen des bösen Blickes abzuwenden, der bekanntlich im Orient der Gegenstand eines weitverbreiteten Aberglaubens ist. Man scheint die Vorstellung zu hegen, daß jedes unumwundene Lob menschlicher Schönheit oder Güte den Neid der bösen Mächte erregen und dieselben zu Versuchen aufreizen müsse, den also Gerühmten Schaden zuzufügen.

Schon früher ist auf den seltsamen Gebrauch aufmerksam gemacht worden, die Wörter und Silben, aus denen die Namen der Häuptlinge und Könige bestehen, zu tabuieren*): einen Gebrauch, der zahlreiche dialektische Wandlungen nach sich zieht. Dieser geheiligte Charakter des Herrschernamens macht nun auch jede leichtsinnige oder achtlose Nennung desselben zu einer Beleidigung. Mehr als einmal ist es bei Gastmahlen und anderen Festlichkeiten, die zu Ehren der Europäer von Eingeborenen veranstaltet wurden, vorgekommen, daß die ersteren, die den Namen der Königin frei und ungezwungen in der Unterhaltung erwähnten, von ihren Wirten höflich gebeten wurden, sich dieses für die Herrscherin höchst beleidigenden Gebrauches zu enthalten. Ebenso gilt es auch für sehr unpassend, die Namen der königlichen Paläste bei Vergleichen der Größe und des Umfanges verschiedener Gebäude zu nennen.

Es muß hier noch hinzugefügt werden, daß diese Achtung vor dem königlichen Namen bis zu einem gewissen Grade sich auch auf den Namen eines jeden erstreckt, der eine höhere Stellung in der Gesellschaft einnimmt. In öffentlichen Reden und Kabarys (Volks-Verhandlungen) wird ein Malagassy nie den Namen irgend einer Person erwähnen, ohne eine weitschweifige Entschuldigung vorauszuschicken. Dieselbe Scheu haben sie auch vor jeder Erwähnung eines Verstorbenen. Sie vermeiden es, wenn irgend möglich, seinen Namen zu nennen und geben statt desselben gern eine schmeichelhafte Umschreibung. So vertritt der Name wirklich die Stelle der Person, die er bezeichnet, und wird derselben Ehren für würdig gehalten wie diese. Einem jeden Bibelkundigen werden hierbei zahlreiche Schriftstellen einfallen, in denen der „Name“ Jehovas und Jesu Christi häufig für die Person Gottes steht.

---

*) Das Tabu oder Tapu der Polynesier entspricht dem oben erklärten Begriff Pomali der Indonesier. Auf Madagaskar heißt die gleiche Sache „Fady“, das Wort Tabu und sein Verbum tabuieren hat sich aber so eingebürgert, daß es für alle Länder heute verwendet wird. Hier bedeutet tabuieren = verbieten, die Verwendung untersagen, wie es überall ein Verbot in sich schließt, das dem Fasten und vielen indischen Kasteiungen entspricht. Vergleiche auch, was in dem Kapitel über die Polynesier von deren Religion gesagt ist.

Amerika
und die Amerikaner.

1. Die Amerikaner und ihr Land.

Vom nördlichen Polarkreise bis etwa zum 55. Grad südlicher Breite in einer Breitenausdehnung von höchstens 50 Graden (auf dem Äquator gemessen) erstreckt sich Amerika als eigentlich neue Welt im älteren und jüngeren Sinne. Durch mächtige Meere ist der Erdteil von allen größeren Landflächen geschieden und nur an der Beringstraße ist in einer kalten und unwirtlichen Region ein Übergang nach Asien, das man so gern als Heimat des Menschen bezeichnet, geboten. Da ist es denn selbstverständlich, daß stets alle Gelehrten, die die Frage aufwarfen, ob die Menschheit eines Ursprungs, eines Stammes sei, ihre Augen immer nach Amerika richteten und sich die Frage vorlegten, ob denn auch die Menschen dieses Erdteiles von dem allgemeinen großen asiatischen Stamme hergeleitet werden können, dürfen und müssen.

Geographisch gefaßt hat man sich mit Ernst die Frage vorgelegt, ob Amerika überhaupt als ein Erdteil aufgefaßt werden dürfe oder ob man ihn prinzipiell in zwei Abschnitte zergliedern müsse. Kulturgeschichtlich haben wir jedenfalls eine geographische Einheit vor uns, das Heimatland eines Typus, das Gebiet einer einzigen Form, beziehentlich eines einzigen Typus der menschlichen Kultur. Daß dieser Typus in einer außerordentlich großen Zahl von Spielformen sich äußert, ist bekannt; jedermann hat von den ganz niedrig stehenden Feuerländern auf der einen Seite und von dem großartigen Kulturvolke des zentralen Amerika auf der andern Seite gehört. Also diese Abweichungen müssen wohl als das Bekanntere in den Vordergrund gestellt werden. Die Einheit ist nicht ganz so deutlich zu ersehen, und ich muß deshalb auf zwei wesentliche äußere Merkmale hinweisen, erstens die außerordentliche äußere Übereinstimmung der Rasse, die bei weitem nicht die große Verschiedenartigkeit wie etwa Afrika seine schwarzen Westmenschen, seine gelben Zwerge und seine roten Berber gezeitigt hat, und zweitens die Übereinstimmung des Sprachenbaues. In der Tat hat kein Erdteil so viel verschiedene Sprachstämme aufzuweisen wie Amerika. Trotzdem man schon viele Verwandtschaften entdeckt hat, bleiben immer noch über 100 übrig. Aber in ihrem Bau stimmen sie doch vollständig miteinander überein. Die amerikanischen Sprachen gehören sämtlich zu den polysynthetischen und einverleibenden, d. h. sie verknüpfen gern einzelne Satzglieder, die dabei häufig verstümmelt werden, zu einem Worte. Beiwörter und Fürwörter werden ebenso gut wie die Hauptwörter in das Zeitwort aufgenommen,

mit ihm zusammen umgebildet und konjugiert. Es ist das eine eigentümliche Sache, die aber als Grundeigenschaft von größter Bedeutung ist. Eine solche Übereinstimmung der Rasse und des Sprachenbaues zu verstehen, ist nicht so ganz einfach. Jedenfalls zeigt die ganze Art, wie amerikanische Sprachen sich entwickeln, in einem gewissen Sinne eine beständige Verarmung auch reicher ausgestatteter Zuflüsse. Ich will es versuchen, diese Erscheinung aus der Eigenschaft des geographischen Grundprinzips beider Hälften des amerikanischen Kontinents zu erklären.

Führen wir uns die Regenkarte Amerikas vor Augen, so nehmen wir vor allen Dingen wahr, daß die Südhälfte bei weitem reicher mit



Regen bedacht ist, als der Nordteil. Aber noch charakteristischer ist die Verteilung nach West und Ost. Der Ostteil Amerikas ist der regenreiche, der Westteil der regenarme. An der Ostseite des Kontinents zieht sich bekanntlich das langgestreckte Felsengebirge hin. Größere Regenmassen sinken nur an zwei Stellen reichlicher im Westen nieder, nämlich einmal in dem ethnologisch unter dem Namen „Nordwestamerika" bekannten Gebiet und zweitens auf der Südspitze. Am regen=

reichsten ist jedenfalls das Quellgebiet der großen Ströme Südamerikas, am regenärmsten dagegen das nördliche Kordillerengebiet und die anliegenden Steppen. Diese beiden Gebiete, das westliche Steppengebiet Nordamerikas und das westliche Quellgebiet Südamerikas sind offenbar für die ganze Entwicklung der Kultur dieses Erdteils von ausschlaggebender Bedeutung gewesen. Ich zeichne nachfolgend eine Karte der Kulturverhältnisse Amerikas, in welche ich die größten Wandergebiete eingetragen habe. Da erkennen wir denn sofort, daß die Tinnehstämme in Nordamerika vom nördlichen Polarkreise bis in unheimliche Nähe des Wendekreises des Krebses, also durch



die ganze gemäßigte Zone hindurch ihre Ausläufer gesandt haben. Die Apachen, die so weit nach Süden gedrungen sind, gehören dem Sprachstamme dieser Tinneh an, wenn sie auch kulturell eine starke Umbildung erfahren haben. In dem nachfolgenden Kapitel über die Südamerikaner werde ich zeigen, welche gewaltigen Wege die Völker hier auf dem Wasser zurückgelegt haben.

Also ein Wandergebiet der Steppenvölker und ein Wandergebiet der Wassernomaden!

Der Nomadismus, von welcher Kultur er auch getragen sei und welchen Verhältnissen er auch angehören mag, hat stets eine ausgleichende Wirkung. Wir haben in Asien die mongolischen Wüstenwanderungen charakterisiert durch die historischen Daten der Hunnenwanderung und der Wanderung der Mongolen unter Dschingis-Chan. Auch die Araber müssen als charakteristisch nomadisches Wandervolk bezeichnet werden. In Afrika haben wir das ostafrikanische Jagatum, das, wie in dem Teile über Afrika gezeigt wird, kreuz und quer durch den Erdteil, von der West- zur Ostküste und zurück wanderte. Wir haben in Ozeanien das polynesische Wandervolk, welches vom malaiischen Archipel halb gezwungen und halb freiwillig nach der Osterinsel sich verbreitete. Jedesmal, wenn wir derartige Stämme sehen, werden wir zu der Bemerkung gezwungen, daß spezielle und selbstständige Formen nicht gezeitigt werden. Die heutige Wanderung der Europäer bringt auch eine gewisse Verflachung der Volksindividualität zu stande, und Unterschiede des Stils in der Kunst, z. B. wie sie noch im Mittelalter an den verschiedenen Teilen Europas zu Tage traten, werden heutzutage sicherlich nicht wieder gezeitigt. Differenzierungen und Variationen werden nur in der Abgeschlossenheit entwickelt. In dem ozeanischen Teil ist zu zeigen, wie die niedriger stehenden Melanesier infolge ihres festsässigen Gartenbauerntumes mehr selbständige Entwicklungsformen gezeitigt haben, als die kulturreichen Mikronesier, die als Kulturvolk genommen nicht zu gering angeschlagen werden dürfen.

Das also ist die ausgleichende Wirkung der Beweglichkeit, die in Amerika im Norden durch das Hochland- und Steppengebiet, im Süden durch die reichen Wasserstraßen erzielt wird. Natürlich ist ein großer Unterschied, welcher Kulturstufe und welcher Kulturhöhe die Nomadisierenden angehören. In Ostafrika sind es Hackbauern, im Innern Asiens Viehzüchter. Und daß es in Amerika Jäger sind, das verleiht den gesamten Kulturen dieses Erdteils seine typische Ausdrucksweise. Bei dieser Gelegenheit wird es richtig sein, dem Jägertum einige erläuternde Worte zu widmen. Wir müssen uns darüber klar werden, welcher Art diese Kultur ist, welches ihre Grundbedingungen sind, um es so zu verstehen, welche Bedeutung der Jägernomadismus großen Stils für die Kulturentwicklung der Amerikaner bedingte.

Ich unterscheide drei Kulturperioden, deren erste als animalistische und deren zweite als manistische bezeichnet werden können. In der ersten sieht der Mensch im Tiere seinesgleichen, vermag er keinen Unterschied zu erkennen, der ihn vom Tiere trennt, es sei denn, daß er ihm mit einigen Kulturgeräten voraus ist. In diesem Zustande der Kultur leben die Zwergvölker Afrikas, die Neuholländer und ein nicht zu gering zu bemessender Teil der amerikanischen Völker. In der manistischen Kulturperiode, welche einen bedeutenden Aufschwung darstellt, ist dem Menschen das Verständnis für seine Sonderstellung der Tierwelt gegenüber schon eher aufgegangen. Es ist die Zeit des

Gartenbaues, die Zeit, in der der Mensch unabhängig wird von der Tierwelt, selbständig wird durch die Pflanzenwelt; es ist die Zeit, in welcher er gleich der Pflanze am Boden festwächst, in der er seine Ahnen um sich in Gräbern schlummern sieht, sich vor seinen Ahnen fürchtet, seine Ahnen zu Hilfe ruft, es ist mit einem Worte die Zeit, in der der Mensch sich mit Problemen des Daseins, des Sterbens und Entstehens der Menschen beschäftigt, während ihn in der ersten Periode eigentlich nur seine Stellung zur Tierwelt interessiert hat. Die dritte Periode, — um wenigstens mit einigen Worten den Anschluß zu bieten, — wird charakterisiert durch die Beschäftigung mit dem Probleme der Weltkörper, mit der Frage, welche Rolle die Sonne und das Licht im Gesamtbilde der Natur einnimmt.

Die Animaliden (Träger der animalistischen Kultur- und Weltanschauung) leben in der denkbar primitivsten Wirtschaftsform. Sie suchen und nehmen alles Eßbare, das sich ihnen bietet und wo es sich ihnen bietet. Die Raupe ist ihnen gerade so angenehm, wie die Wurzel, wie das Fleisch des Dickhäuters, wie der Fisch, wie die Muschel. Sie wandern meistenteils familienweise umher, denn die Erwerbsfähigkeit reicht nicht hin, größere Gruppen zu ernähren. Dementsprechend ist auch ihre Hütte, als Unterkunft der Unsteten, wie das Nest des Vogels aus Zweigen oder aus in die Erde gestecktem Stangen- und Blätterwerk zusammengebogen. Ihre Toten werfen sie fort oder verscharren sie.

Diese Animaliden finden wir heute im großen und ganzen von den Völkern höherer Kulturformen aus allen anbaufähigen Ländern zurückgedrängt auf trostlose „Reservationen". Es sind die Völker der regenarmen Wüsten und der unzugänglichen Wälder. Nur in Amerika haben sie sich auf einem breiteren Raume erhalten. In Amerika ist nicht wie in den anderen Erdteilen die animalistische Kultur in die wüsteren Gegenden zurückgedrängt worden, beziehentlich verschwunden, sondern alle andern Kulturen sind gleichsam im Animalismus aufgegangen oder haben unter der Einwirkung des Animalismus eine so bedeutende Umwandlung erfahren, daß wir sie kaum wiederzuerkennen vermögen. Das liegt eben daran, daß die Gebiete der Beweglichkeit in Amerika die Gebiete der Fesselung weit überwiegen. Das Problem ist tatsächlich ein kulturgeographisches. Wir wollen bei einer kurzen Besprechung zunächst die Einführung von außen gänzlich außer Betracht lassen und uns auf eine Berücksichtigung der internen Verhältnisse beschränken.

Die Frage ist: Wie kann sich die Kultur aus dem Jägerstadium in das Gartenbauernstadium erhoben haben?

Das kann nur stattgefunden haben durch die Fesselung an den Boden. Die Fesselung an den Boden erfolgt, wenn in den fruchtbaren Tälern die Bevölkerung zunimmt und demnach die Beute des Jägers und Sammlers immer seltener wird, wenn diese Nahrungsquellen schließlich nicht mehr fließen und nunmehr die Ergebnisse der Frauenarbeit aus der Pflanzenwelt einen Ersatz schaffen müssen. In solchem

Falle wird der Mensch seßhaft. Auf diese Weise erklären wir ja den Aufschwung der Kultur im Nilbecken, in Mesopotamien. Dort liegt eine Oase der Pflanzenwelt in einer Wüste. In dieser Oase der Pflanzenwelt konzentrieren sich die Menschen. Hier entwickelt sich nicht nur selbständig der Anbau, hier wächst nicht nur infolge günstiger Nahrung die Bevölkerung an, sondern hier ist auch der Boden geboten, um eventuelle Kulturbereicherungen von auswärts zu erhalten. Die Wüsten, die diese Täler umgeben, sind die Schutzwälle der Kultur.

Indem ich dies Beispiel in den Vordergrund stelle, will ich zeigen, was den Amerikanern fehlt. Kein amerikanisches fruchtbares Tal ist durch einen derartigen natürlichen Wall gegen den Andrang der Hochsteppenvölker, welche sich ebenfalls nach der Bereicherung in den üppigen Flußtälern sehnen, geschützt.

Und in den Ebenen, resp. nahe liegenden Hochländern Amerikas wohnen eben überall treibende Jägervölker, welche immer wieder den Ausgleich zwischen dem fruchtbareren Tale herbeiführen. Die Jäger der Steppe werden auf diese Weise reicher, und den Bauern der Täler wird auf diese Weise die Ansässigkeit verleidet. Das gilt besonders für Nordamerika. Man sollte annehmen, daß in dem glücklichen Mississippitale, das über genügenden Regenreichtum verfügt, eine festsässige Bevölkerung eine reichere Kultur gezeitigt haben müsse. Daß die Kultur hier wirklich reicher war, werde ich zeigen. Daß sie aber stets wieder verflachte und nie festen Fuß faßte, daran sind die regenärmeren Steppen des Westens schuld. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Südamerika. Unwillkürlich erwartet der Kulturgeograph hier entsprechende Verhältnisse anzutreffen wie in den außerordentlich ähnlich gestalteten Ländern Westafrikas. (Siehe dort.) Wenn das nicht der Fall ist, wenn, wie wir nachstehend sehen werden, immer wieder Bewegung in die im Anwachsen begriffenen Stämme des Tales kam, wenn eben nur in den höher gelegenen Schlupfwinkeln der Quellgebiete der großen Zuströme festere Kulturreste sich ansiedeln konnten, dann sehen wir gerade aus diesen Anzeichen, daß die treibende Kraft der Stromfahrer, der Wassernomaden, hieran schuld war.

Das sind die geographischen Grundzüge des Ausgleichs. Es soll jetzt noch unternommen werden, zu schildern, was dieser Ausgleich zur Folge hatte. Es ist sicher, daß immer wieder neue Versuche unternommen wurden, sich fester anzusiedeln. Jede siegreiche hereingebrochene größere Völkerwelle wurde durch die glücklichen Eigenschaften der Talgründe veranlaßt, den Versuch zu unternehmen, sich anzusiedeln. Wir sehen etwas derartiges aus dem Beispiele der Moundbuilder im Mississippitale, aus der Verbreitung der Aruaksprache im Amazonengebiet. Wie wirkte aber umgekehrt der Ausgleich auf die Jägervölker?

Die Animaliden ziehen sonst in Familiengruppen über das Land. Sie haben im allgemeinen keinen Anbau. In Amerika ist das anders. So echte Animaliden, wie wir sie in Bakairi, in den Apachen usw. kennen

lernen, besitzen nicht nur den Anbau des Maises oder der Mandioka, sondern sie haben sich zu Völkern vereinigt. Sie ziehen mit diesen reicheren Nahrungswaffen ausgerüstet nicht mehr familienweise, sondern in Stämmen über das Land. Wohl ist die Familiengruppierung in der Form des Totemismus (eine Familieneinteilung nach Tiernamen, welche verbietet, daß Mitglieder derselben Tierbezeichnung sich heiraten) und der Altersgruppen noch erhalten, aber die Stämme sind doch schon zu Völkern vereinigt. Gerade die großen Überschwemmungen gehen von reicher ausgestatteten Völkern aus. Wir sehen also, daß wir fast überall Animaliden mit einer von höherem Stadium herabgestiegenen Kulturausrüstung antreffen.

Aber sind es wirklich noch Animaliden? Die Frage ist ernst und darf nicht über das Knie gebrochen werden.

Wir dürfen da nicht allein nach äußeren Merkmalen gehen. Die vollkommene Ansässigkeit ist nicht ausschlaggebend für den Manisten, wie auch die vollständige Beweglichkeit nicht allein den Animaliden auszeichnet. Was ausschlaggebend ist, ist im wesentlichen die ganze Anschauungsweise, welche, wenn der Animalide auch einmal seßhaft geworden ist, ihn immer wieder aufscheucht und die den Manisten, wenn er auch einmal für längere Zeit zum Herumtreiben gezwungen ist, doch wieder an den Boden fesseln wird.

Ausgezeichnet sind die Beobachtungen, die Karl v. d. Steinen bei den allerdings festgewachsenen Bakairi des oberen Schingutales gemacht hat. Die Bakairi erklären, die Trumai seien Wassertiere und fügen ganz ernsthaft hinzu, daß dieselben auf dem Grund des Flusses schliefen. Gehen wir auf den Grund, so bleibt als Ursache nichts weiter übrig, als daß die Trumai früher wohl Wassernomaden gewesen sind, also viel auf dem Wasser gelebt haben. Das genügt für den Bakairi, um den Trumai als Wassertier zu bezeichnen. Von demselben Autor hören wir, daß die Bororo sich selbst als Araras bezeichnen und zwar dies, weil sie glauben, daß sie nach dem Tode in Araras verwandelt würden. Von einem Stamme, der Menschenfleisch ißt, behaupten die Indianer, er müßte von einem Jaguar abstammen. Denn diese Indianer kennen kein anderes größeres Menschenfleisch fressendes Tier. Das Feuer wollen diese Leute von dem Fuchs erhalten haben, und zwar weil dessen Augen im Dunkeln leuchten. — Und so geht dieses Durcheinander von Verquickungen menschlicher Tätigkeit, tierischer Eigenschaften und kultureller Eigentümlichkeiten weiter. Wir kommen mit unseren Anschauungen nicht mehr nach. Man möchte sagen, es bestände zwischen unseren naturwissenschaftlich klaren und jener animalistisch unklaren Anschauungen eine Kluft.

Nicht als ob v. d. Steinens Angaben vereinzelt wären. Das, was der gelehrte Reisende aus Südamerika berichtete, läßt sich für den Norden ebenfalls mit Leichtigkeit feststellen. Wir brauchen nur dem alten Heckewelder zu folgen, der an einer Stelle schreibt:

„Ein delawarischer Jäger schoß einmal einen gewaltigen Bären

und zerschmetterte ihm das Rückgrat. Das Tier stürzte und fing an, ein äußerst klagendes Geschrei zu erheben. Der Jäger, anstatt noch einen Schuß auf ihn zu tun, trat ganz nahe zu ihm hin und redete ihn mit diesen Worten an: „Höre, Bär, du bist eine feige Memme — wärest du ein Krieger, wie du vorgibst, so würdest du nicht weinen und heulen wie ein altes Weib — du weißt, Bär, mein Stamm und dein Stamm haben Krieg miteinander, und daß dein Stamm den ersten Angriff gemacht hat. Ihr habt erfahren, daß euch die Indianer zu mächtig sind, und nun schleicht ihr im Walde umher und stehlt ihre Schweine. — Hättest du mich überwunden, so würde ich wie ein braver Krieger gestorben sein — du aber beschimpfst deinen Stamm durch dein feigherziges Betragen.“ Ich war bei dieser seltsamen Strafrede gegenwärtig, und nachdem der Jäger das Tier getötet hatte, fragte ich ihn, wie er sich einbilden könnte, daß der Bär ihn verstände? „O,“ sagte er, „der Bär verstand mich sehr gut; hast du nicht bemerkt, wie beschämt er aussah, als ich ihm die Wahrheit sagte?“ — Ein andermal war ich Zeuge von einem ähnlichen Auftritt nahe den Wasserfällen des Ohio. Auch in diesem Fall wurde ein angeschossener Bär, welcher erbärmlich schrie, von dem Jäger angeredet und wegen seines feigherzigen Betragens geschimpft. „Wäre ich in die Gewalt meines Feindes geraten,“ sagte der Jäger, „so würde ich meiner Nation keine solche Schande gemacht haben, sondern würde wie ein wahrer Krieger entschlossen und standhaft gestorben sein.“ —

Das heißt wieder nichts anderes, als daß diesen Indianern Pennsylvaniens der Bär gerade so gut eine Menschennatur besaß, wie der Mensch vollkommenes Verständnis für den Bären voraussetzt. Mensch und Tier sind hier vollständig *eine* Gruppe von Wesen.

Das ist der echte Animalismus, die Anschauung des Animaliden. Und wir finden sie wieder, wo und in welchem Teile wir auch in Amerika nachspüren, — ausgenommen in den Kulturländern.

Diese amerikanischen Kulturländer haben der Wissenschaft wohl mehr Kopfzerbrechen bereitet als die gesamten Kulturländer Asiens zusammengenommen. „Abstammung von den Chinesen“, „Abstammung von den Semiten“, „Abstammung von den Ariern“ — das ist so fröhlich durcheinander geworfen und behauptet worden, als ob es nicht gelte, vorhistorische Kulturformen eben als *Formen* zu behandeln. Für *Zeiten*, die nicht mit der Geschichte verbunden sind, gibt es zunächst keinen historischen Zwang, da gibt es nur Formen, die entweder aus sich, oder aus verwandten Erscheinungen zu erklären, die aber niemals direkt historisch zu verknüpfen sind, wenn nicht *historische Beweise* unbestritten vorliegen.

Und für die Beziehung der amerikanischen Kulturen nach Asien oder Afrika gibt es gar keine *historischen* Beweise. Eine fremde Formwelt tritt uns hier entgegen, eine Blüte aus den großen Gefilden der Animaliden, die die höchsten Stufen einer älteren, solaren Weltanschauung, eines älteren Wirtschaftszustandes mit Bewässerung und fein durchgeführtem Hackbau zeigt. Als festes, mächtiges Gebäude

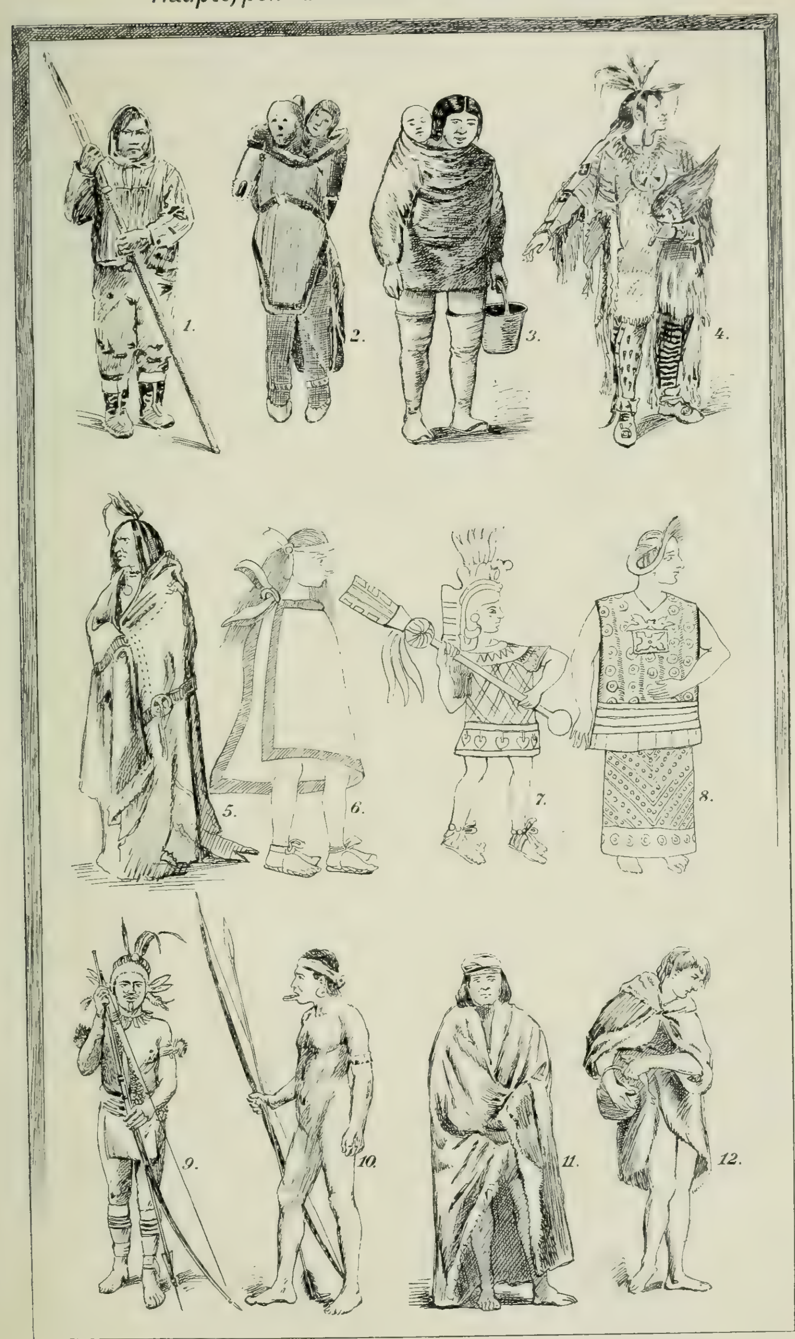


Haupttypen der amerikanischen Tracht.

(Von Norden nach Süden gehend.)

I. Gruppe. Kleidung der nordpolaren Völker und ihrer Nachbarn. (Jacke zum Überziehen; Stiefelhose.) *A-Familie. — Winter- und Sommerkleidung. Fellbevorzugung.* *Fig. 1. Eskimo. (Nach Photogr.)* *Fig. 2. Eskimoweib; bekleidetes Schnitzwerk. (Nach Turner.)* *B-Familie. — Mehr Winterkleidung und Lederbevorzugung. Im Sommer oft nur Mantel oder Schurz.* *Fig. 3. Nordwestamerikaner. (Nach Cook.)* *Fig. 4/5. Krähenindianer; der letztere nur im Mantel. (Nach Prinz Wied.)*	*Die reichere Kleidung entspricht nicht nur dem harten Klima, sondern auch der Nähe der asiatischen Kultur.*
II. Gruppe. Kleidung der äquatorialen Völker und ihrer Nachbarn. *A-Familie der höher gebildeten Kulturvölker: Hemd (Fig. 7); Schulter-Schlussmantel (Fig. 6); Mantel mit Halsöffnung zum Überwerfen (Fig. 7); bei Frauen rockartig erweiterter resp. verlängerter Schurz (Fig. 8).* *Fig. 6/7. Zentralamerikaner, Fig. 8. Zentralamerikanerin — aus dem Bereich der Kulturvölker. (Nach alten Zeichnungen.)*	*Die reichere Kleidung entspricht nicht dem Klima, sondern der höheren Gesittung.*
B-Familie der weniger gebildeten Naturvölker. *Fig. 9. Umauaindianer. (Nach Friedrich Ratzel); der höhere Typus; mit Schamschurz.* *Fig. 10. Suyaindianer. (Nach Karl v. d. Steinen); der niedere Typus; ohne Schamschurz.*	*Die ärmliche Kleidung entspricht den günstigen Naturverhältnissen und der niederen Kultur.*
III. Gruppe. Kleidung der gegen den Südpol wohnenden Völker (vor allen Dingen der Fell- oder Ledermantel). *Fig. 11. Araukaner. (Nach Photogr.)* *Fig. 12. Feuerländer. (Nach Cook.)*	*Die ärmliche Kleidung entspricht nicht der rauhen Witterung, wohl aber der weiten Entfernung von den Mittelpunkten der Kultur.*

Haupttypen der amerikanischen Tracht.



liegt zwischen den nomadischen Gefilden des Südens und denen des Nordens diese höhere Kultur.

Wie sollen wir sie verstehen?

Das charakteristische Merkmal aller asiatischen und afrikanischen höheren Kulturen lehrt uns den kulturgeographischen Grundsatz, daß höhere Kulturen in den Flußtälern oder auch anderen Küsten festwachsen oder entstehen. Die amerikanischen höheren Kulturen liegen aber nicht in Flußtälern, sondern auf Hochländern. Es handelt sich um die berühmten Kechuastaaten in den Anden, um das Reich Cuniamarka, um die zentralamerikanischen, die sogenannten Toltekenstaaten. Die Entstehungsweise können wir kulturgeographisch nicht erklären. Ich beschränke mich darauf, die Frage zu erörtern, wie wir ihre Erhaltung verstehen können. Ich verweise auf die oben entworfene Skizze der Kulturkarte. Da sehen wir denn, daß Mittelamerika gegen Norden hin wie gegen den Süden durch seine schmale Front den Wandergebieten gegenüber geschützt ist. Eine verhältnismäßig schwache Verteidigungsmasse kann hier einen Ansturm der Jägernomaden verhindern. Es ist das im Gegensatz zum Mississippitale, welches überall Zugangsflächen bietet. Und der Streifen Südamerikas, auf welchem die höheren Kulturen Cuniamarkas und der Inkastaaten gelegen sind, sind dadurch geschützt, daß die sämtlichen Ströme eben nach Osten hin ablaufen, daß also alle Völkerbewegung der gefährlichen Hochlandstämme des östlichen Andenabhanges in die Niederungen abgeleitet und dort in den Wassernomadismus übergeführt wurde. Tatsächlich vermögen wir so wenigstens zu verstehen, wie hier in der Abgeschlossenheit eigene, selbständige Kulturformen vor dem Eingreifen der Animaliden geschützt werden konnten. Aber wir wollen auch diesen Schutz nicht allzu hoch anschlagen. Die starke Zersetzung der zentralamerikanischen Staaten, die Unterbrechung von alten Kulturverbindungen, die Zerschneidung der Kulturflächen in einzelne Inseln, wie dies tatsächlich das Symptom der zentralamerikanischen Kulturwelt ist, das läßt sich nur erklären, indem wir eine häufigere Durchsetzung und Überschwemmung des Jägervolkes mit Animaliden, mit hereinbrechenden Nomadenvölkern annehmen. Es wäre ein kulturgeographischer Unsinn, wenn man zu der Ansicht neigen wollte, diese einzelnen Staaten mit der innerlich absolut gleichartigen Kultur wären selbstständig und unabhängig voneinander entstanden.

Und nun zum Schluß noch ein Wort über die geographische Beziehung des Asien zugelegenen Nordens. Unleugbar stellt die Beringstraße und der mächtige Ausläufer des nordwestlichen Amerika eine Brücke dar, auf der Völker und Kulturen gewandert sein müssen. Wohnen ja doch die Eskimos auf beiden Seiten dieser Straße und ragen sie nach Amerika hinein wie ein Finger nordasiatischer Kultur, der uns andeuten will, in welcher Richtung sich die Strömung der Mongoloiden schon seit langen Jahrtausenden ergossen haben. Dieser Wink ist nicht zu verkennen. Es ist auch sicher, daß die nordamerikanischen Indianer bei weitem reicher sind an Kultur als die süd=

amerikanischen. Das Feuerland liegt auch von diesem Standpunkt aus betrachtet an der Grenze der bewohnten Erde.

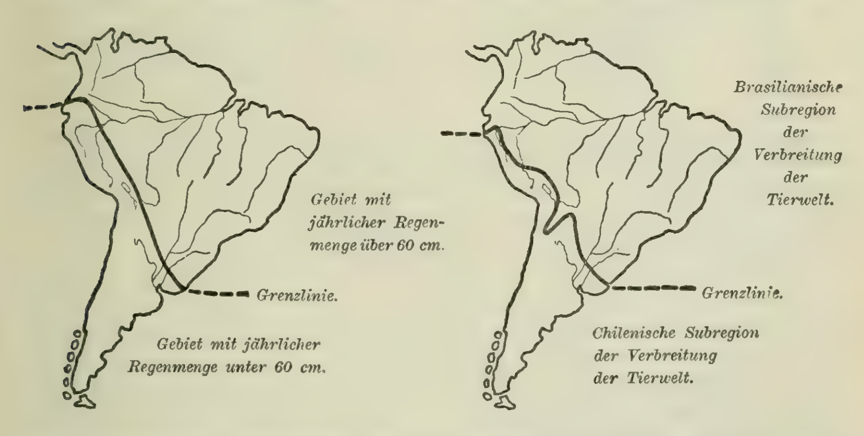
Aber noch ein zweiter Weg, eine zweite Verbindung nach Asien vermag wohl alte Beziehungen anzudeuten und gewisse Kulturerrungenschaften der Amerikaner uns verständlich zu machen. In dem Teile über Ozeanien ist zu zeigen, daß eine Brücke und nicht eine Kluft zwischen Amerika und Asien besteht. Es wäre ein Widerspruch gegen alle aus der ozeanischen Kultur redenden Gesetze, wenn man annehmen wollte, daß die Polynesier auf der Osterinsel Halt und Kehrt gemacht hätten. Und von Hawai führt eine oft befahrene Brücke der Windströmung nach Nordwestamerika.

Also so vereinsamt, wie es auf den ersten Blick scheint, liegt Amerika nicht da. Das Nähere über die kulturgeographischen Beziehungen nach außen werden wir in den nächsten Kapiteln kennen lernen. Jedenfalls genügt das hier Gesagte schon, um den Schluß nahe zu legen, daß die kulturgeographische Beschaffenheit des amerikanischen Besitzes nicht das Produkt abgeschlossener Entwicklung sein kann. Ein Produkt der Abgeschlossenheit und des Überwiegens der animaliden Kulturen im Norden wie im Süden aber ist die Einheit der Rasse und die gleichförmige Anlage der Sprachen. Diese Sprachen haben sich entwickelt wie die Steine in einem stark schäumenden Bachbett. Je stärker der Strom, desto glatter die Steine, die zuletzt alle gleichgestaltig in Abgeschliffenheit und Glätte werden. Ebenso die amerikanischen Sprachen, denen infolge des regen Nomadenströmens alle charakteristischen Eigenarten abgeschliffen sind, so daß sie heute wie die Kiesel im Bach formenarm sind.

---

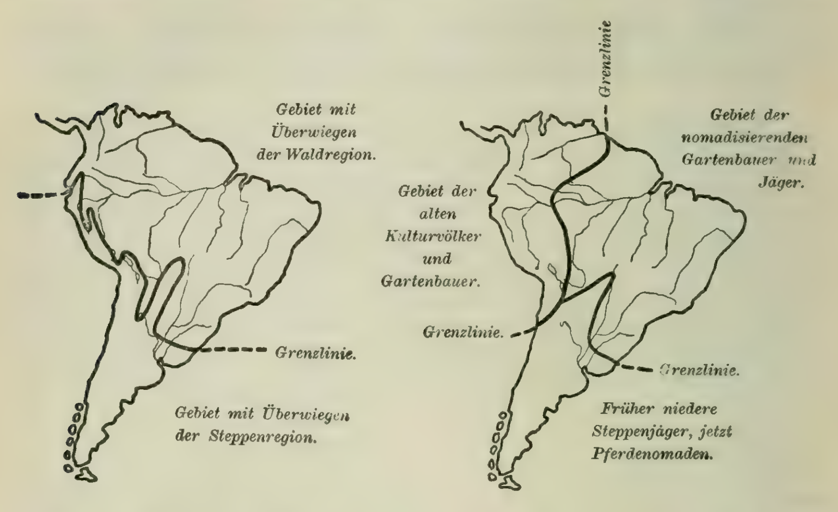
2. Die Gartenbauern Südamerikas unter dem Einfluß der Wasser- und Waldjäger.

Südamerika stellt etwa ein Dreieck dar, dessen längste Seite nach Westen gekehrt und durch ein sich ihm parallel laufend und anschließendes Gebirge, die Kordilleren, charakterisiert ist. Diese längste Seite des südamerikanischen Dreiecks ist gleichzeitig die regenärmste. Auf der andern Seite der anschließenden Kordilleren, von deren Rücken nach Osten hin die mächtigsten Wasserzuflüsse zum Gebiete des Amazonenstromes rinnen, dehnt sich dagegen ein reich berieseltes Gebiet aus. Diesen Grundzug der südamerikanischen Lebensbedingungen will ich an vier Kartenskizzen klar zu machen versuchen. Oben stehen zunächst nebeneinander eine Regen- und eine zoogeographische Skizze. Die



charakteristische Verteilung des Tierreiches auf einem Gebiete der brasilianischen Subregion und der chilenischen Subregion richtet sich ganz entschieden nicht allein nach den Kältegraden, welche natürlich nach Süden hin anwachsen. Es ist vielmehr die Wirkung des Hoch- und Tieflands, dann der Regenmenge und endlich der durch den Regen bedingten Pflanzenverhältnisse, die diese Gestaltung der Regionen hervorgerufen hat. Denn wenn wir als drittes Kartenbild, das hier gleich folgen soll, diese Pflanzenverhältnisse näher ins Auge fassen, so erhalten wir wieder eine Doppelteilung und zwar unter Berücksichtigung des Vorwiegens des Waldes und des Vorwiegens der Steppe. Ist hier die Abhängigkeit der natürlichen Verhältnisse also ziemlich

durchsichtig, dann werden wir nicht fehl gehen, wenn wir eine gewisse Einwirkung auch auf die Kulturverhältnisse annehmen. Und in der Tat ist der Anschluß ohne Schwierigkeit zu finden. Vergegenwärtigen wir uns nämlich, daß die Kulturvölker aus dem direkten Rahmen der Naturverhältnisse deswegen herausfallen, weil sie den natürlichen Zwang überwunden haben, indem sie sich ihre künstliche



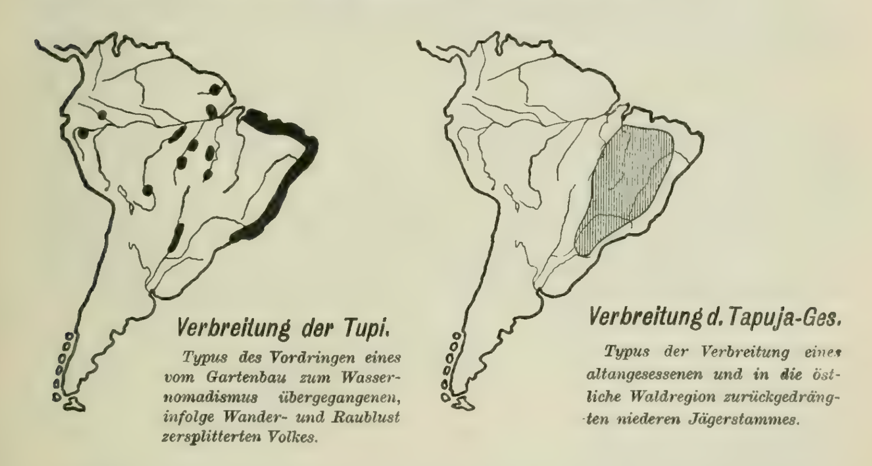
Bewässerung schufen, machen wir uns dazu klar, daß in jenen Hochländern des Ostens eine gewisse Hochsteppenkultur mit beginnender Viehzucht*) entstand, dann erkennen wir, daß der in Frage kommende Osten des Erdteiles in zwei Regionen zerfällt, die abermals den Grundzügen der natürlichen Verbreitung entsprechen.

In dem einleitenden Kapitel wurde gesagt, daß die Südamerikaner unter dem Einflusse der leichten Beweglichkeit zu Wasser ständen. Ich werde dies gleich an der Hand der Verbreitung einiger Sprachfamilien erörtern, möchte hier aber noch einige Bemerkungen über die moderne Verschiebung der natürlichen Verhältnisse entsprechend den älteren Kulturformen einschieben. Die romanische Einwanderung hat die alte Beweglichkeit in Brasilien zum Stillstand gebracht. Sie hat aber den Schwerpunkt der Beweglichkeit an einer andern Stelle wachgerufen, das ist nämlich im südlichen Steppengebiet. Was in den folgenden Abschnitten der alte Dobritzhofer von den Abiponern erzählt, charakterisiert das zur Genüge. Alle patagonischen Stämme gehören heute zu den charakteristischen Reitervölkern. Trotzdem sie vielfach einem gesunden Wirtschaftsleben, der Viehzucht, gewonnen sind, zeigen sie auch heute noch dann und wann die ungemütlicheren Seiten des reitenden Nomadenvolkes. Die patagonischen Stämme haben auf

*) Vergl. den Abschnitt über Ackerbau und Viehzucht der Inka nach Dr. Brehm.

diese Weise an Kultur gewonnen, während die alten Völker der Wasserbewegung nicht gerade eine glückliche Entwicklung eingeschlagen haben. Zu den kümmerlichsten Wassernomaden Südamerikas und zu den echten Animaliden gehören die Völker der Südspitze, die Feuerländer, welche niemals auf der Höhe der Völker des Nordens standen und welche als eine der weitest vorgeschobenen Posten der Menschheit naturgemäß den Charakter archaistischer und vielleicht auch verkümmerter Kulturverhältnisse tragen. Sie sind von der neuen Kultur noch am wenigsten beeinflußt worden.

Sehen wir von diesen neuen Umbildungen ab und treten wir mit der Entdeckungszeit in Brasilien ein, so erschallt uns an den meisten Punkten der mittleren Ostküste dieses Halbkontinents der Kriegsruf der Tupistämme entgegen. Das Bild der Verbreitung dieser Völker, die einem Sprachstamm zugehörten, möge neben das der sogenannten Gesstämme gestellt und nachfolgend skizziert werden.



Verbreitung der Tupi.
Typus des Vordringen eines vom Gartenbau zum Wassernomadismus übergegangenen, infolge Wander- und Raublust zersplitterten Volkes.

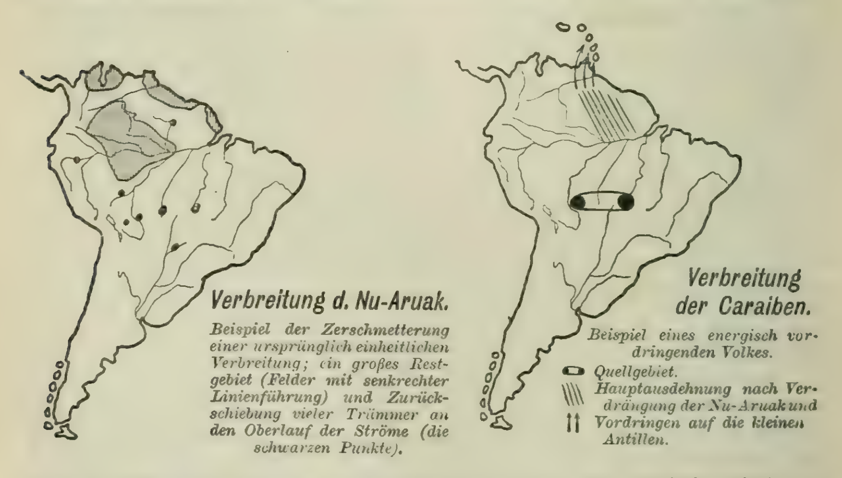
Verbreitung d. Tapuja-Ges.
Typus der Verbreitung eines altangesessenen und in die östliche Waldregion zurückgedrängten niederen Jägerstammes.

Diese beiden Bilder der Verbreitung stellen den größtdenkbaren Gegensatz dar. Die Tupi überall als Enklaven auftauchend, nur an der Küste dort, wo sie ein ärmeres Volk leicht zurückdrängen konnten, einen breiteren einheitlichen Verbreitungsstrich einnehmend, repräsentieren das typische junge Wandervolk. Das sind die Wassernomaden κατ᾽ ἐξοχήν. Die Gesvölker dagegen sind Vertreter des primitiven Waldjägertumes. Wir können uns das Bild der Kultur an der Hand der nachfolgenden Schilderungen ja leicht klar machen. De Lerys Beschreibung der gesellschaftlichen Zustände der Tupinambas, die absichtlich in dem alten Deutsch erhalten ist, sowie die Schilderung Martius von den Mundruku charakterisieren die Tupi. Es sind Menschen, die eine gewisse Ordnung im Stammesleben und die Vorbedingungen für eine kulturelle Arbeit aufweisen. Das sind offenbar früher Gartenbauern gewesen, die in Bewegung gerieten. Dagegen lese man die Schilderung, die der Prinz Wied von den Botokuden entworfen hat.

Das ist der echte Gesstamm, das stets umherschweifende Jägertum, das sich nur dann und wann zu kleinen Stämmen vereinigt, im großen und ganzen aber infolge der schlechten Nahrungsverhältnisse nur das familienweise Zusammenhalten erlaubt. Die Verbreitung der Ges ist außerordentlich bezeichnend. Sie wohnen in dem der breiten Seite Südamerikas gegenüberliegenden Ostwinkel, der am wenigsten unter den die Stromläufe herabkommenden Wassernomaden zu leiden hat. Von der Küste wurden sie leicht durch die höher gebildeten und in Standesorganisation auftretenden Tupi verdrängt. Daß Karl v. d. Steinen ihren westlichen Stamm, die Suya, am Schingu traf, beweist uns, daß diese Stämme, die Vertreter des einfachen Jägertums, der animaliden Wirtschaftsform sich eben nur noch in diesem wenig von Wassernomaden bedrängten äußersten Dreieck haben erhalten können.

Und um uns die Wanderformen noch verständlicher zu machen, um uns ein Bild der Verbreitung höheren Gartenbauerntumes zu verschaffen, gebe ich nachfolgend in zwei Kartenskizzen noch das Bild der Verbreitung der Nu-aruak und der Wanderung der Karaiben, wie uns Karl v. d. Steinen letztere verständlich gemacht hat.

Die Nu-aruak müssen als die eigentlich festsässigen Gartenbauern des südlichen Amerika bezeichnet werden. Sie sind die Träger der höheren Kulturform, die geschickten Weber und Töpfer usw. Als aktiv vordringende Völker wurden sie wohl nirgends angetroffen. In dieser Hinsicht stellen sie den Gegensatz zu den Tupistämmen dar. Und ihre Verbreitung ist dementsprechend außerordentlich charakteristisch. Im reicheren Regengebiet wohnen sie geschlossen, ebenso in größeren Gruppen dem zentralamerikanischen Mittelmeer zur Seite.



Verbreitung d. Nu-Aruak.
Beispiel der Zerschmetterung einer ursprünglich einheitlichen Verbreitung; ein großes Restgebiet (Felder mit senkrechter Linienführung) und Zurückschiebung vieler Trümmer an den Oberlauf der Ströme (die schwarzen Punkte).

Verbreitung der Caraiben.
Beispiel eines energisch vordringenden Volkes.

Aber ihre Verbreitung ist durchbrochen worden. Die südlichen Stämme wurden an den Stromläufen hinaufgedrängt. Die ruhigen Gartenbauern mußten sich offenbar vor den Wassernomaden zurückziehen. Im Norden wurde ihr Verbreitungsgebiet durchbrochen von den Ka-

raiben. Die äußersten Vorläufer dieser Karaiben sind im Norden bekanntlich auf die Inselflur des zentralamerikanischen Mittelmeeres eingefallen. Sie haben sich zwischen die Nu-aruakstämme gedrängt und sitzen hier in größerer Masse. Ihren südlichsten Sitz hat Karl v. d. Steinen im Schinguquellgebiet nachgewiesen, und er hat es uns bewiesen, wie wir diese Völker und diese Wanderung verstehen können. In dem Wortschatze der Karaiben finden sich Worte der alten Kulturvölker Perus. Aber das Wesentlichste ist doch, daß die beiden großen Ahnen, die Kulturheroen der Karaiben Keri und Kame, der Mond und die Sonne sind. Diese beiden Worte sind nämlich Nu-aruakwörter. Es ist damit angedeutet, daß diese Völker ihre Kultur von den älteren Gartenbauern, gerade den heute in ihren Wohnsitzen so zersprengten älteren Nu-aruak erhalten haben.

Damit wird das ganze Bild der Verbreitung klar. An die Kulturvölker schließt sich das Gartenbauerntum an, aber der Wassernomadismus zersprengt es, trägt es teilweise in die Ferne, hemmt aber seine ruhige Entwicklung. Wir werden das in den nächsten Abschnitten eingehender erörtern.

Die Wasser- und Landnomaden Südamerikas.

Als bezeichnend für die Kulturentwicklung im südlichen Amerika lernten wir die großen Wasserströme im Osten einerseits und die hohe Ebene im Süden andererseits kennen. An der Hand einiger Beispiele, die wir aus den Arbeiten des reich erfahrenen und in der Literatur sehr bewanderten Martius entnehmen, soll das hier des Näheren ausgeführt werden. Der Reisende hat selbst mancherlei Beobachtung in diesem Sinne gemacht, und es ist daher von Wert, zu hören, wie er über die von den geographischen Verhältnissen ausgehende Erziehungskraft spricht.*)

Der Indianer, sagt er, ist mehr als der gebildete Mensch Sklave der ihn umgebenden Natur und folgt instinktmäßig ihren Anweisungen. Demgemäß steht der zunächst am Hauptstrome, auf den Inseln und im Walde lebende, zumeist ichthyophage (fischessende) Fischer und Jäger tiefer als der mit einem, wenn auch ärmlichen Landbau vertraute, meist zu zahlreicheren Gemeinschaften vereinigte Bewohner des höher gelegenen Inneren an den Beiflüssen. Jener unterliegt der periodischen Herrschaft des Wassers, sowohl am Hauptstrome als in den Niederungen der mächtigsten Nebenflüsse, von denen jeder zu einer gewissen Zeit sein Hochwasser und seine tiefste Entleerung hat.

Es ist also nicht bloß der Wechsel im Gange von Sonne und Mond, was das Leben dieser Wassernomaden bestimmt, sondern unter ihren Füßen in dem flüssigen, oft plötzlich daherrauschenden Elemente vollzieht sich Jahr für Jahr ihr Geschick. Man muß die wilde Großartigkeit dieser Überschwemmungen gesehen haben, um des Indianers Abhängig-

---

*) Vergl. das vorzügliche Werk: Martius, Beiträge zur Ethnographie Brasiliens.

keit von ihm zu begreifen. Wenn der Amazonenstrom in den ersten Monaten des Jahres steigt, — von Stunde zu Stunde schwellend, in rasender Schnelligkeit die Sandinseln und dann meilenweit den Wald und die Brüche des Tieflandes überschwemmt, die steilen Ufer unterwühlt und einstürzt, Grasgeflechte und entwurzelte Bäume dahertreibt, durch zahllose Abzugkanäle seine trüben Fluten in entlegene Seen und in die Nebenströme hinausführt, Fische und Schildkröten weit binnenwärts, die Landtiere auf Bäume treibt, — dann muß der Indianer dieser Niederungen seine Wohnsitze verlassen. Er fährt in seinem leichten Nachen durch einen dicht umschattenden Wassergarten hin, dessen Bäume nun oft in Blüte stehen, aber keine Frucht darbieten.

So weist ihn der Strom selbst auf die Wanderschaft und auf sein Fischerglück an, und da er dies im Hauptzug der Gewässer mit mehr Gefahr und Mühe suchen würde, so verfolgt er oft weithin die bequemeren Wege in ruhigerem Gewässer. Es wird versichert, daß ein erfahrener Indianer von Madeira bis an die Grenze Brasiliens schiffen könne, ohne jemals in den Hauptstrom einzutreten.

Diese Naturbeschaffenheit beeinflußt also wesentlich die Lebensweise der Indianer im äußersten Tieflande. Sie haben keinen ständigen Landbau, weil er hier unmöglich ist, und ihre Trägheit und vererbte Gewohnheit ihnen nicht erlaubt, auf gastlicherem Grunde Hütten zu bauen. Die dem Flusse zunächst liegenden Gegenden sind, wenn auch der Überflutung nicht unterworfen, für den Anbau der perennierenden Mandioca (siehe den Abschnitt über die Jäger und Gartenbauern Südamerikas) nicht geeignet, und die Maispflanze, von deren kurzlebigster Varietät nach drei Monaten eine Ernte erwartet werden kann, wird hier viel weniger angebaut, als in den vom Äquator weiter entfernten Gegenden.

So sieht sich diese Bevölkerung am Ufer von fischreichen Gewässern, aus denen alljährlich Heere von Schildkröten hervorwimmeln, an Sandbänken, in denen sie nach Schildkröteneiern graben kann und über denen zu bestimmter Jahreszeit große Schwärme von Zugvögeln vorüberfliegen, in einem Walde, den mancherlei Vögel und zahlreiche Affen bevölkern, auf Jagd und Fischerei und außerdem auf die Nährpflanzen des Waldes angewiesen. Das Einsammeln dieser Wurzeln und der eßbaren Waldfrüchte, sowie des wilden Honigs befördert aber wieder den angeborenen Drang zu einer herumschweifenden Lebensweise, der der Indianer fast immer einzeln und abgesondert huldigt. Nur die Ernten der nahrhaften, mandelähnlichen Samen der Kastanie werden gemeinschaftlich vorgenommen. Im letzten Drittel des Jahres, wenn diese großen topfförmigen Früchte ihre Samen reifen, ziehen ganze Gesellschaften nach den Gegenden des binnenländischen, den Überflutungen nicht unterworfenen Hochwaldes, wo der große Baum gesellig wächst. —

Diese erziehende Kraft hat selbstverständlich ein gewisses Wassernomadentum zur Folge. Alles treibt dahin. Wir haben gesehen, und

wir werden das gelegentlich der Besprechung der Kulturvölker noch einmal erörtern, daß der Höhepunkt der südamerikanischen Kultur auf den westlichen Hochländern des Randes lagerte. Hochlandvölker waren stets bereit, in die Tiefen der fruchtbaren Ebenen und Stromtäler hinabzupilgern. Wer von den Anden dort herunterkam, betrat das Quellgebiet irgend eines Zuflusses des Amazonas, und so ist es denn sicher, daß Martius recht hat, wenn er sagt:

In früherer Zeit, bevor europäische Fahrzeuge an den Küsten Amerikas erschienen und die primitiven Seefahrer in das Innere des Kontinents zurückgescheucht haben, mögen mächtigere und einflußreichere Einwanderungen in das Tiefland des Amazonas auch auf dem Wasserwege stattgefunden haben. Dieser erleichterte den Transport von Mundvorräten und die Ortsveränderung jenen Küstenbewohnern, die sich, gleich ihren kontinentalen Stammesgenossen, in rastloser Bewegung gefielen. Der angeborene Trieb des Indianers zu Jagd und Wanderung machte ihn auch zum Wassernomaden. Die Jüngsten, Mutigsten, Unternehmendsten des Stammes trennten sich von dem seßhafteren Teile, um auf Flößen oder in Kähnen stromabwärts oder auch in wohlbemannten, selbst für die Küstenschiffahrt im Ozean gebauten Kähnen stromaufwärts in das Tiefland des Amazonas einzudringen. So hat auch jeder der Hauptäste des gewaltigen Stromes aus einer anderen Gegend Bewohner herbeigeführt. Wie lange schon solche Einwanderungen stattgefunden haben, wird stets unermittelt bleiben.

Aus Osten kamen jedenfalls jene schiffahrtskundigen Indianer, welche sich an den Küsten des Atlandischen Ozeans umhertrieben, ins Innere. Sie gehörten zur Zeit der Conquista, wie aus den Berichten der Portugiesen hervorgeht, größtenteils dem Tupivolke an. Aber das unstete Leben des Indianers fand auf dem beweglichen Elemente noch mächtigeren Antrieb, noch weitere Veranlassung zur Vermischung mit anderen Horden und Stämmen. Wer sich, vom Hunger oder von abenteuernder Wanderlust auf das Meer hinausgetrieben, hier oder an unbekannten Gestaden auch immer begegnete, der traf doch immerhin weit von der heimischen Hütte und der ärmlichen Pflanzung, die in der Sorge der Weiber geblieben war, mit Leuten zusammen, die dieselben Interessen wie er verfolgten, sodaß sie sich zum Zwecke des Fischfanges oder zur Plünderung überfallener Feinde vereinigten. Oft war es ihm auch unmöglich, die Seinen wiederzufinden, und da Weiber nur in geringerer Zahl an diesen Streif- und Raubzügen teilnahmen, so ging der rohe Wilde, wo er konnte, neue Verbindungen ein. So mußte sich bei diesen unsteten Küstenindianern dieselbe Tatsache in großem Maßstabe wiederholen, welche wir sogleich im kleinen bei den sogenannten „Canoeiros“ auf dem Tokantins schildern werden, daß nämlich eine, aus den verschiedenartigsten Horden und Stämmen zusammenfließende Menschenmasse als eine genetisch zusammengehörende Gemeinschaft, als ein Strom oder Volk betrachtet wurden, weil sie in ihrer Lebensweise eben übereinstimmten.

Derartige Flüchtige, ihre Heimat stets wechselnde Indianer, schwärmten einst an den atlantischen Küsten von Maranhão bis zu den Mündungen des Amazonas, des Orinoko, des Magdalenenstromes und weiter nach Norden umher; sie besuchten die atlantischen Inseln unter und über dem Winde. Schon Columbus hörte von ihnen auf Haiti, und seitdem hat sich im Volksgebrauche der Name Kariben für diese vielgemischten Seeräuber eingebürgert. — (Karl v. d. Steinen war es vorbehalten, unter den Völkern dieses Namens den Grundstock einer eigenen Stammesgenossenschaft aufzufinden.)

Wie derartige „Räuberstämme" sich von einem Strome in den andern und die Ströme dann aufwärts begeben, dafür sind in der neuesten Zeit auch noch Beispiele gefunden worden. Karl v. d. Steinen schreibt von den Yuruna am mittleren Schingu: „Es macht den Eindruck, als ob sie seit einigen Generationen, um sich ihre Freiheit zu erhalten, auf einer Wanderung flußaufwärts begriffen seien. Im 17. und 18. Jahrhundert bildeten sie das Hauptobjekt der Bekehrungen zum Christentum in den unteren Missionen. Prinz Adalbert fand sie auf dem dritten und am Beginn des vierten Grades konzentriert. Daß wir sie bereits auf der Mitte des 8. Breitengrades antrafen, war sehr überraschend." — Es ist der Typus des letzten Trümmers der großen längst gebrochenen Tupiwanderung, welcher hier erhalten von einem geringen Reste der einstigen Volkskraft, im Oberteile der Ströme eine Zuflucht sucht. Es ist außerordentlich bezeichnend für alle die Völkerverhältnisse, daß auf den breiten, schiffbaren Unterläufen sich die jungen, energischen Stämme tummeln, während die geschwächten und entnervteren Überbleibsel vergangener Größe sich in die Quellgebiete retten.

Ein sehr schönes Beispiel dafür, wie sich aus der zusammengewürfelten Gesellschaft tatenlustiger Strolche aller möglicher Herkunft ein neues Volk bildet, bieten die Canoeiros am Tonkantins.

Diese Leute — auf Deutsch Kahnindianer — bemühten sich im Anfang des vorigen Jahrhunderts, jeden Verkehr auf dem Strome zu unterbinden und waren der Schrecken für alle ruhige Betriebsamkeit. Es war gänzlich unmöglich, mit der Bande in eine Unterhandlung zu treten; jeder derartige Versuch scheiterte. Wo sie dem Reisenden an Zahl nicht überlegen waren, wagten sie keinen offenen Angriff. Schwächere Reisegesellschaften dagegen und einzelne nicht sehr volkreiche Gehöfte wurden von ihnen hinterlistig überfallen. Besonders lüstern waren sie auf Pferde, Maultier- und Rindfleisch, und ihre Überfälle hatten oft die Wegführung der Herden zur Absicht. Plünderung und Mord war stets die Losung, wenn sie mit den Brasilianern zusammenkamen. Es wurde kein Pardon gegeben, und selbst die Weiber sollen am Kampfe mit aller Grausamkeit teilgenommen haben. Sie führten sehr große und starke Hunde mit, welche in unbeschreiblicher Wut den Angriff ihrer Herren unterstützen. Es war angeblich eine Mittelrasse zwischen dem Bullenbeißer und der englischen Dogge und jedenfalls keine Abart des ursprünglich bei den

Indianern vorgefundenen Hundes. Vergeblich haben sich die Weißen bemüht, dieser Hunde habhaft zu werden.

Man erzählt sich Wunderdinge von der Geschicklichkeit dieser Canoeiros im Schwimmen und Tauchen. Sie sollen es vermocht haben, sich stundenlang auch in der stärksten Strömung auf dem Wasser zu erhalten. Ein Bündel von Palmblattstielen diente als Schwimmer. Man hat gesehen, wie diese Wassermenschen sich mit dem Ruder in das Wasser stürzten, es als Steuer mit den Füßen festhielten oder einen dahertreibenden Baumstamm ergriffen und auf ihm reitend, mit unglaublicher Schnelligkeit über den wilden Strom setzten. Sie konnten lange Zeit untertauchen und in der Tiefe gegen den Strom schwimmen. Wassertiere, sogar den Kaiman und große Schlangen verfolgten und erlegten sie mit großer Kühnheit. Nichts flößte diesen menschlichen Amphibien im Wasser Furcht ein als ein gewisses fabelhaftes Tier, das wie ein dicker, mehrere Fuß langer Regenwurm gestaltet, die stärksten Tiere, Pferde und Rinder in den Abgrund ziehen soll.

Wenn die Canoeiros verfolgt und gezwungen wurden, ihre Kanus am Ufer zu verlassen, so zerstreuten sie sich nicht eher in den nahen Wald, als bis sie das Fahrzeug, mit Steinen überladen, an geeigneter Stelle versenkt hatten. Sie sollen ganz genau die Schwere der Ladung zu beurteilen gewußt haben, welche unter jedem möglichen Wasserstande nötig ist, um das Fahrzeug an diesem Orte oder nach einer gewissen Zeit an einem tieferen unversehrt wiederzufinden, und mit großer Geschicklichkeit hoben sie es wieder.

Am häufigsten machten sich diese Canoeiros am Rio Maranhão zwischen der Barra da Palma und jener des Rio Manoel Alvez Grande furchtbar, aber auch auf dem Araguaya und der Vereinigung beider Arme ist man mit ihnen ins Handgemenge gekommen. Auch mit allen übrigen Indianern lebten sie im Kriege und wurden deshalb auch als vogelfrei verfolgt. Da sie stets flüchtig auf und ab zogen, so wußte man nichts Zuverlässiges über ihre Heimat oder über ihre letzten Schlupfwinkel.

Wahrscheinlich ist, daß die Canoeiros Reste von jenen Tupihorden waren, die ehemals die Gewässer des unteren Amazonas und die Mündung seiner nächsten Nebenströme unsicher gemacht haben. Aber auch vom Gesetz verfolgte Brasilianer verschiedener Rasse sollen sich unter den Canoeiros aufgehalten haben und wo sie erkannt zu werden fürchteten, sich durch Malerei und indianische Zierraten unkenntlich gemacht haben. —

Also so weit geht die vermischende Kraft des Wassernomadismus, daß sogar Europäer und Europäermischlinge unter den Indianern als Stammesmitglieder erscheinen. Es erinnert uns das an die Verhältnisse der Südsee, der Inselflucht Ozeanien, welches den gewaltigsten Meeresnomadismus auf der Erde erzeugt hat. Auch dort sind oftmals europäische Matrosen geflüchtet und unter die eingeborenen Polynesier aufgenommen worden. Sie machten sich deren Sprache,

Tätowierung und andere Stammesmerkmale zu eigen und gingen in der fremden Rasse auf. (Siehe, was oben im 1. Kapitel dieses Teiles und in dem Kapitel Nomadismus in der Abteilung „Asien“ von der ausgleichenden Eigenschaft des Nomadismus gesagt ist.)

Aber nicht nur in Brasilien, nicht nur im Stromgebiet des Amazonas drängt sich uns diese Erscheinung des Wassernomadismus auf. Auch am Paraguay treffen wir gleiche Verhältnisse. Auch hier wieder können wir uns an Beispiele, die Martius geliefert hat, halten.

Als die Brasilianer zuerst auf den Wasserstraßen von Osten bis zu dem Strombecken des Paraguay vordrangen, wurden sie mit Indianern bekannt, die in kleinen Gesellschaften an den viel verschlungenen Flüssen und Kanälen jenes ausgedehnten Wasserreiches wohnten und die sie in Kähnen, die bis 40 Mann Besatzung hatten, mit großer Geschicklichkeit und Kühnheit befuhren. Es waren hinterlistige räuberische Wegelagerer, genau vertraut mit den Örtlichkeiten, die, aus dem Versteck von Röhricht oder dicht beschatteten Flußbuchten unversehens die Schiffenden anfielen oder vom Ufer aus mit Pfeilschüssen verfolgten. Man lernte sie nicht anders als Feinde kennen und nannte sie gemeinsam mit einem Worte, das wahrscheinlich von den als Ruderknechte auf den Fahrzeugen der Europäer dienenden Guarani-Tupi herstammt: Payaquoa. Dies Wort soll zusammengesetzt sein aus Paracuahygoata, was ein: Läufer oder Schwärmer auf den Gewässern des Paraguay bedeutet. — Wie bezeichnend ist schon dieser Name!

So wurde der Name Payaquoa ein Schrecken der sich in jenem Gebiete Ansiedelnden und der Reisenden. Noch in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts wurden sie Martius gegenüber als eine Nation der grausamsten Feinde bezeichnet. Und doch — ein Volk der Payaquoa hat es nie gegeben; es ist dies nur eine gemeinsame Bezeichnung für alle jene feindlichen Indianer, welche die Ufer des Paraguay und seiner Nebenströme unsicher machten. Ohne Zweifel waren es die der verschiedenen Stämme, welche in diesem Stromsystem wohnten, da alle diese nomadischen Horden zu Wasser und zu Lande große Streifzüge ausführten.

Denn bevor die Guaycurus und ihre Verwandten in diesen Gegenden mit dem Gebrauche des Pferdes bekannt gemacht wurden, scheinen sie ihrer Neigung zu schnellen Wanderungen auch in Schiffahrten auf den großen Gewässern des Landes schon gefolgt zu haben. Ihre Wohnungen waren nur für den Moment aus Stangen und Matten errichtet, beherbergten kaum die einzelne Familie, geschweige, daß sie ständiger Aufenthalt für viele Stammesgenossen werden konnten. Schlafstätte war der Boden oder ein Lattengerüst, mit Tierhäuten bekleidet.

Von diesen Attributen des rohesten Nomadenlebens sind die Guaycurus jetzt teilweise zu ständigen Rohrhütten und dem Gebrauche der Hängematte gekommen. Gegenwärtig sind sie auf ihren mageren Kleppern in rastloser Bewegung zu Jagd, Plünderung und kriegerischem Überfall, der bei Nacht ausgeführt wird. Sie laden Weib

und Kind nebst dem wenigen Gerät auf und verlassen das Standquartier im Galopp, wie sie gekommen sind. Kecke Reiter, oft ohne den höchst unvollkommenen Sattel, leiten sie das Tier mit einem einfachen Zaum von Leder oder aus den Haupthaaren ihrer Weiber, der die Unterlippe faßt. —

So wurden aus den Wassernomaden die berühmten Landnomaden der Pampas. Wie der Prozeß vor sich ging, ist ohne weiteres zu verstehen. Das verbindende Element war das Wasser der Ströme. Auf dem Lande war der Mensch, der primitive Naturmann, der kein Reittier kennt, ein verhältnismäßig unbeholfener Jäger. Erst als er die Pferde erhielt, vermochte die Steppe ihre erziehende Kraft auszuüben, erst da ward er zum eigentlichen Landnomaden. Ein charakteristisches Bild dieses Nomadismus gibt uns Dobritzhofer in dem folgenden Abschnitt: „Wie die Abiponer ihre Pferde erhielten.“ Heute erstreckt sich der Landnomadismus vom Süden Brasiliens bis zum Feuerlande. Die patagonische Kulturform ist eine in diese Gruppe gehörige. Sie vereinigt in ihren Trägern Völker des Südens, Ostens, Nordens und Westens, Stämme der verschiedensten Herkunft. Der Nomadismus hat aber hier wieder seine ausgleichende und rassenbildende Kraft bewiesen: Alle diese Stämme sind kaum noch voneinander zu unterscheiden.

Die Jäger und Gartenbauern Südamerikas.

Das alte Schema lehrt uns die Stufenfolge Jägertum, Nomadentum, Ackerbautum. Die Anschauung ist längst veraltet, aber noch immer sind wir nicht bis zur Erkenntnis der einzelnen Varianten und Übergänge in dem volkswirtschaftlichen Leben und Aufbau der Kultur gelangt. Jedenfalls ist aber so viel sicher, daß das alte Schema falsch ist und zur Erkenntnis dieses Fehlers hat das Studium der südamerikanischen Kulturformen wesentlich beigetragen. Es ist besonders ein Verdienst Karl v. d. Steinens, den einzelnen Erscheinungen dieser Art nachgegangen zu sein. Deshalb ist es nur recht und billig, daß wir den ausgezeichneten Darlegungen dieses Mannes wenigstens in einzelnen wesentlichen Punkten folgen.

Es wurde oben schon gesagt, daß in Südamerika Gartenbauern und Jäger nebeneinander wohnen, daß ein großer Teil dieser Stämme sogar beide Typen in einer Familie vereinigt. Denn die wesentliche Form des Gartenbauerntums beruht hier in der Teilung:

Dem Manne die Jagd!
Der Frau den Gartenbau!

Bei der Betrachtung der merkwürdigen Erscheinung, daß die als unstete Jäger so sehr berüchtigten Brasilianer doch wunderhübsche Resultate der Technik, die man im allgemeinen sonst nur auf die Erzeugnisse eines beschaulichen Lebenswandel zurückführen möchte, erzielt haben, sagt Karl v. d. Steinen*):

*) K. v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens.

„Es gibt für unsere Indianer noch einen tiefer liegenden und doch recht einfachen Grund, der das Nebeneinander von blutiger Jagd und stiller Bestellung des Bodens sehr wohl erklärt. Um es schroff auszudrücken: der Mann hat die Jagd betrieben und währenddessen die Frau den Feldbau erfunden. Die Frauen haben wie in ganz Brasilien, ausschließlich nicht nur die Zubereitung im Hause, sondern auch den Anbau der Mandioka in Händen. Sie reinigen den Boden mit spitzen Hölzern von unten auf, legen die Stengelstücke, mit denen man die Mandioka verpflanzt, in die Erde und holen täglich ihren Bedarf, den sie in schwer bepackten Kiepen heimschleppen. Der Mann pflanzt dagegen den Tabak, den die Frau nicht gebraucht. Am Schingu hat die Frau bereits ein kräftiges Wörtlein mitzureden; in den primitiveren Zuständen mag sie wirklich ein Last- und Arbeitstier gewesen sein, noch heute muß sie den meisten Festen und Tiertänzen der Männer fernbleiben Aber man überlege den Fall etwas näher. Der Mann ist mutiger und gewandter, ihm gehört die Jagd und die Übung der Waffen. Wo also Jagd und Fischfang noch eine wichtige Rolle spielen, muß, sofern überhaupt eine Arbeitsteilung eintritt, die Frau sich mit der Sorge um die Beschaffung der übrigen Lebensmittel, mit dem Transport und mit der Zubereitung beschäftigen. Die Teilung ist keine der Willkür, sondern eine der natürlichen Verhältnisse, aber sie hat die nicht genug gewürdigte Folge, daß die Frau auf ihrem Arbeitsfelde ebenso gut eigene Kenntnisse erwirbt wie der Mann auf dem seinen. Notwendig muß sich dies auf jeder niederen oder höheren Stufe bewähren. Zu der den Mandiokabau mit klugem Verständnis betreibenden Indianerin findet sich das Gegenstück bereits im reinen Jägertume. Die Frau des Bororo ging mit einem spitzen Stock bewaffnet in den Wald und suchte Wurzeln und Knollen; bei den Streifereien durch den Kamp*) oder wo immer eine Gesellschaft von Indianern den Ort veränderte, war solcherlei Jagd, während der Mann den Tieren nachspürte, die Aufgabe der Frau. Sie holte die Palmnüsse kletternd herunter und schleppte schwere Lasten davon heim, und war die Indianerin die Untergebene des Mannes, so kam ihr diese Stellung bei der Verteilung von Fisch und Fleisch gewiß nicht zu gute, sie war dabei auch angewiesen auf die Beute an den Vegetabilien, die sie selbst erwerben konnte. Am Schingu flochten die Männer den Bratrost, brieten Fisch und Fleisch, die Frauen buken die Beijus (siehe weiter unten), kochten die Getränke, die Früchte und rösteten Palmnüsse, — welchen andern Sinn konnte diese Teilung in animalische Männer- und vegetabilische Frauenküche haben, als daß ein jedes der beiden Geschlechter noch in seinem uralten Ressort geblieben war? — Die Männer brieten, sie kochten aber niemals!" —

Karl v. d. Steinen hat uns hier nicht nur den Tatbestand geschildert, sondern auch den Werdegang angedeutet. Wie ein solcher

---

*) „Campos" nennt der Brasilianer die mehr oder weniger mit stachligen Hecken und dornigem Gestrüpp bedeckte Heideflächen.

primitiver Gartenbau entstehen kann, schildert mir ein Brief aus dem zentralen Afrika. Dort sind gewisse Zwergstämme an der Grenze des Gartenbauerntumes angekommen. Die Männer treiben sich jagend im Urwalde umher. Haben sie ein Wild erlegt, dann sind sie zu faul, es nach dem Platze am Bache, wo die Frauen zurückgelassen sind, zu schleppen. Sie kehren zu dem provisorischen Bachquartier zurück, geben den Weibern an, wo das erlegte Wild zu finden sei, und diese machen sich dann auf den Weg, es herbeizuschaffen. Unterwegs sind sie nicht müßig. Emsig schauen sie im Walde und an den Wildpfaden umher, und wenn sie irgend eine Knolle oder Wurzelpflanze, die als Nahrungsmittel geschätzt wird, finden, dann graben sie sie mit einem spitzen Holze, das sie immer bei sich führen, aus. Soweit entspricht das der geschilderten Tätigkeit der Bororoweiber. Das Zwergenweib geht aber noch weiter. Hat sie viele Knollen gefunden, so daß sie sie nicht alle in den nächsten Tagen verzehren kann, dann gräbt sie sie wieder in den Boden ein, „damit sie sich frisch erhalten". Dann kommt es häufiger vor, daß, wenn sonst genug Nahrungsmittel da sind, das Wurzelwerk aufs neue im Boden Fuß faßt und aufs neue treibt, — der erste Gartenbau ist, wenn auch in primitiven Formen, gewonnen.

Wir verstehen dies Verhältnis leicht; wenigstens im allgemeinen. Im speziellen gibt uns aber der Mandiokabau seine Rätsel auf. Es ist nicht damit getan, daß man die Stengelstücke in die Erde legt und sich selbst überläßt, daß man die nachgewachsene Erträgnis sammelt, zerreibt und dann zu den berühmten Beijus, d. h. Brötchen oder Fladen aus Mandiokamehl bäckt. Es ist nicht damit getan, — denn die Mandioka ist von Natur giftig. Es gehört also die lange Entwicklung eines verhältnismäßig verwickelten Industriezweiges dazu, und die ist allerdings unter der Obhut der Indianerfrauen sehr segensreich verlaufen. Die Zucht der Mandioka ist eine Leistung, die nicht unterschätzt werden darf.

Ist diese Leistung der südamerikanischen Gartenbauerinnen nun auch außerordentlich achtenswert, dann müssen wir doch daran denken, was Karl v. d. Steinen von dem geistigen Leben seiner Urwaldfreunde berichtet:

„Geistig — und das ist ein Punkt von hoher Bedeutung — lebten die Schinguindianer trotz eines intensiven Feldbaues noch im vollen, echten Jägerstadium. Wenigstens von den Bakairi kann ich diesen Satz in seinem ganzen Umfang bestätigen. Ich habe es ja geschildert, mit welcher Aufmerksamkeit sie selbst im Dorf jeden Laut, der aus dem Walde drang, jeden Vorgang aus dem Tierleben, den ihnen der Zufall vor Augen führte, beobachteten. Draußen auf dem Kampf- oder Waldpfad, im Kanu, im Nachtlager fühlte sich der Indianer stets auf der Jagd. Er wußte sich nicht durch eine Kluft von der Tierwelt geschieden, er sah nur, daß sich alle Geschöpfe im wesentlichen benahmen wie er selbst, daß sie ihr Familienleben hatten, sich durch Laute miteinander verständigten, Wohnungen besaßen, sich zum

Teil befehdeten und von der Jagdbeute oder von Früchten ernährten, kurz, er fühlte sich als Primus inter pares, nicht über ihnen. Er wußte nichts von all den guten Dingen, daß es ein anderes ist, ob man in Situationsbildern oder in Begriffen Schlußfolgerungen zieht, und ob man Assoziationen, die sich fertig innerhalb der Art fortleben oder nach der Tradition, die von den Eltern durch die Sprache übermittelt wird, zweckmäßig handelten. Seine Sagen und Legenden, die uns als reine Märchen und Tierfabeln erscheinen, und die er genau so ernst nimmt, wie wir die heiligen Bücher und ihre Lehren, in denen er auch Menschen und Tiere sich vermischen läßt, müßten ihm selbst nur scherzhafte Spielereien sein, wenn er seine Person aus anderem Stoff geformt wüßte als die übrigen Geschöpfe. Wir können diese Menschen nur verstehen, wenn wir sie als das Erzeugnis des Jägertums betrachten. Den Hauptstock ihrer Erfahrungen sammelten sie an Tieren, und mit diesen Erfahrungen, weil man nur durch das Alte ein Neues verstehen kann, erklärten sie sich vorwiegend die Natur, bildeten sie sich ihre Weltanschauung. Dementsprechend sind ihre künstlerischen Motive mit einer verblüffenden Einseitigkeit dem Tierreich entlehnt, ja ihre ganz überraschend reiche Kunst wurzelt in dem Jägerleben und ist nur erblüht, als ein ruhigeres Dasein den Knospen Schutz gewährte." —

Also das geistige Leben wurzelt doch noch in dem ursprünglichen Jägertum. Aber es ist ein Unterschied auch bei diesen Völkern zu vermerken. Denn es gibt in Südamerika ganz primitive Jägervölker, die noch gar keine Ahnung vom Gartenbau haben, dann Völker, die erst jüngst den Gartenbau von ihren Nachbarstämmen erlernt haben, weiterhin Stämme, die wie z. B. die Bakairi Karl v. d. Steinens den Gartenbau schon länger besitzen, die aber dennoch geistig im Jägertume leben, und endlich gibt es auch schon die höhere Staffel von Völkern, die geistig und wirtschaftlich vollkommen im Gartenbauerntum angelangt sind. Wollen wir geographisch die Stufenfolge noch einmal durchstreifen, dann müssen wir vom Nordwesten Südamerikas, etwa von den Nu-aruak ausgehen; wir würden hier die höchstentwickelte Form finden und würden quer durch Brasilien zu den Gesstämmen wandern, die zu den primitivsten Jägern zählen. (Über die Wohnorte und die Verbreitung dieser verschiedenen Stämme, siehe die einleitenden Absätze dieses Kapitels.)

Und es läßt sich sehr leicht sogar beweisen, wie verschiedenartig die Kultureigenschaften jener Völker, die noch gar nicht im Besitze des Gartenbaues sind, und jener, deren Frauen ihn wie die der Bakairi schon längere Zeit besitzen, aussehen. Denn die Bakairi schätzen nicht nur den Gartenbau ihrer Weiber, sondern dieser Gartenbau hat sie auch zu einer gewissen Ansässigkeit getrieben. Bei dem nachstehend geschilderten Gesstamme der Botokuden, einem echten, primitiven Jägervolke, finden wir das Fehlen jedes Gartenbaues und jeder Ansässigkeit. Und nicht nur das. Denn wenn wir diese primitiven Jäger nun auch ansässig machen, wenn wir für sie auch den Gartenbau be-

treiben — sie brauchen also gar nicht die Anpflanzung selbst gemacht zu haben! — dann äußert sich die Abneigung gegen das Aufspeichern, gegen Gartenbau und allen konservativen Besitz dieser Art doch so energisch, daß diese zwangsweise angesiedelten Jäger den für sie von anderen Leuten angelegten Gartenbau — vernichten. Das ist das Jägertum, das noch nicht den Gartenbau sich angeeignet hat und das noch weit tiefer wie dasjenige der Bakairi steht.

Karl v. d. Steinen hat uns selbst wundervolle Bilder aus dem Leben eines derartig angesiedelten Jägerstammes, der Bororo, gemalt, und ich will einige Stücke aus der Serie hier wiedergeben:

„Die Bororo sollten in ihrer Kolonie roden und pflanzen! In Wirklichkeit dankten die Offiziere ihrem Schicksal, wenn es ihnen nur gelang, die von den Soldaten angelegten Pflanzungen vor den Bororo zu retten. Sobald die Eingeborenen im Besitz der Äxte waren, machte es ihnen weit mehr Spaß, die Pikibäume umzuhauen als hinaufzuklettern und die Früchte abzunehmen. In der Militärkolonie stand ein schöner Canavial, eine Anpflanzung von Zuckerrohr. Es mußte eine Wache ausgestellt werden, um die Verwüstung zu verhindern. Allein die Indianer machten nächtliche Besuche und fanden Mittel, sie zu verheimlichen und ihren Gönner zu täuschen, indem sie die Pflanzen nicht brachen, sondern sich auf den Boden legten und das Rohr, wie es stand, anbissen und behaglich auslutschten. Die Mandiokapflanzung wurde vollständig geplündert; die Frauen, des Wurzelgrabens vom Walde her gewöhnt, rissen die nicht meterlangen Sträucher aus und gruben fleißig nach, ob nicht noch Wurzeln im Erdreich versteckt seien. Dem Jägerstamm fehlte alles Verständnis für planmäßiges Anpflanzen, namentlich aber die Geduld, zu warten, bis die Wurzel ihre volle Entwicklung erreicht hatte.

Das Problem, diese Böcke zu Gärtnern zu machen, konnten die Soldaten nicht gut lösen. Die Aufgabe wäre auch für andere Männer, die nicht nur auf Kommando und von eigennützigen Wünschen erfüllt, sondern aus eigenem Antrieb und um des humanen Zweckes willen und jeder Habsucht fern, sich ihr gewidmet hätten, eine schwere Geduldsprobe gewesen. Dabei sahen die Indianer nur zu gut, daß Leben und Lebenlassen die einzige Parole ihrer Vorbilder war, daß von auswärts alles hübsch geliefert wurde, was man brauchte; für sie, die herzlich gern mit ihrer kriegerischen Vergangenheit brachen, sobald sie keinen Zweck mehr hatte, und die sich vor den Brasilianern genau ebenso gefürchtet hatten, wie diese sich vor ihnen, bedeutete die Kolonie nur ein bequemes und vergnügtes Dasein mit wenigen Pflichten, die darin bestanden, daß sie gelegentlich mit anfaßten usw. Daß sie die wahren Herren der Kolonie waren und nicht der Leutnant, dessen Macht sich darauf beschränkte, daß er in der Lage (tatsächlich in der Zwangslage) war, sie zu verwöhnen — ein Blinder hätte es sehen können. —

„In der Regenzeit sind sie Tage und Tage ohne irgend welches Essen," — berichtet Clemente. Sie trinken dann viel mit Lehm an-

gerührtes Wasser zur Stärkung, essen aber keinen Lehm. Sie pflanzten nur Tabak, Baumwolle und Kuyen, und zwar täten dies nur die im Quellgebiete des S. Lorenzo an kleinen Flüßchen wohnenden oberen Bororo, die geschicktere Fischer seien. Von ihnen tauschten die unteren Dörfer jene pflanzlichen Erzeugnisse gegen Pfeile ein. Hier sehen wir also das Anpflanzen nicht mit den Nahrung liefernden Gewächsen beginnen! Unsere soeben in der Militärkolonie kurz betrachteten Bororo hätten überhaupt nichts pflanzen gelernt. Kalabassen und lange zur Aufbewahrung der Federn geeignete Kuyen waren in der Tat nicht vorhanden, kleinere Kuyen selten und hauptsächlich als Rasselkürbisse für den Gesang oder als kleine Blaskürbisse verwendet. Die Männer auf der Jagd bedurften keiner Gefäße oder wußten sich mit Fruchtschalen und Bambus zu helfen, ihre Federn bewahrten sie in großen Bambusschachteln auf, und zu Hause machten die Frauen Topfschalen und Wassertöpfe. Der Riesenbambus wächst auch nicht in der Nähe der Kolonie, sondern wird weiter her geholt; wir fanden Büchsen von 50—60 cm Länge und 9 cm Dicke, aus denen ein Längsdeckel ausgeschnitten war.

Für die große Verständnislosigkeit, die dem Bororo gegenüber der Feldkultur der Brasilianer eigen war, wurden soeben drastische Beispiele angeführt. Die Männer zogen tage- und wochenlang auf die Jagd; zuweilen wurden sie von einigen Weibern begleitet. Es war also kein reines Nomadenleben, sondern Ansässigkeit war vorhanden. Sie wurde ermöglicht durch das Braten des Wildprets und den Fischfang.

Wir sahen eine Schar heimkehrender Jäger; in Tragkörben brachten sie eine Menge Fleisch heim, sehr gut durchgebraten, schwarz, trocken, hauptsächlich Wildschwein, Geflügel, Schildkröten, dabei große verkohlte Stücke Haut mit nur wenig daran sitzendem Fleisch. Die Brasilianer schätzten die Bororo als ausgezeichnete Fährtensucher; desertierende Soldaten wurden mit ihrer Hülfe rasch eingefangen.

Fische wurden mit Pfeilen geschossen oder mit Angeln gefangen, die sie nach dem brasilianischen Vorbild aus gestohlenem Eisen und aus dem Panzer der Schildkröten fertigten, oder in Netzen gefischt, indem man einen Kreis bildete und die Fische zusammentrieb. Schmälere Flüsse sperrten sie auch mit Ästen und Gras, einige trichterförmige Eintrittslöcher übriglassend, hinter denen eine Umzäunung mit Bambusstöcken angebracht war, ab. In flachen Flüssen, erzählte Clemente, blieben die Indianer Nächte hindurch im Wasser, bei Palmfackeln arbeitend. Unverständlich ist mir die Behauptung geblieben, daß sie längere Zeit unter Wasser zu bleiben vermöchten. —

Sicher ist, die Bororo hielten sich gern im Wasser auf. Die von der Jagd Heimkehrenden sah man ein oder zwei Kilometer oberhalb der Kolonie im Fluß erscheinen und schwimmen oder bis an den Hals im Wasser watend die Strecke zurücklegen, statt den Landweg zu wählen und nur quer herüberzuschwimmen. Schon von ferne hörte man sie lachen und schwatzen; paarweise folgten sie sich in kurzem

Abstand, alle die Bogen, an denen die Pfeilbündel oben horizontal angebunden waren, gleichmäßig steil wie Kreuze emporhaltend und auf der Brust oder unter den Armen die erbeuteten Tiere tragend.

Ebenso schwammen auch die Frauen heim, die schwerbefrachtete Körbe voller Palmnüsse und Wurzeln oder mächtige Bündel langer Palmblätter für Dach und Hauswand mitbrachten. — Kanus hatten die Bororo nicht.

Hunde, von denen wir uns nach dem Beispiel unserer Vorfahren vorzustellen pflegen, daß sie dem primitiven Jäger unentbehrlich seien, fehlten den Bororo nicht nur in der Heimat, sie wurden auch jetzt kaum je gebraucht, wo sie ihnen leicht in großer Zahl zur Verfügung gestanden hätten.“ —

Nicht uninteressant ist, was Karl v. d. Steinen von der Vorliebe der Bororo fürs Wasser erzählt. Das Boot fehlt diesen Leuten noch. Die Gewohnheit zum Wasserleben ist schon da. Jetzt nur noch das Fahrzeug, und der Jäger ist zum Wassernomaden geworden. Das Fahrzeug scheinen aber in Südamerika nicht die Jäger, sondern die Gartenbauern mitgebracht zu haben.

Der erste und spätere Besuche bei den Feuerländern.

Nach James Weddell*) (1824).

Am 26. November hatten wir sehr schönes Wetter, der Wind war schwach. Ich schickte den Kutter „Beaufoy“ ab, um die benachbarten Inseln des Robbenfanges wegen zu untersuchen, und noch war er mir nicht aus dem Gesicht, als ich zu meinem Erstaunen zwei Kanus mit Eingeborenen auf uns zukommen sah. Ein Teil meiner Leute war an Bord des Beaufoy, doch traute ich bei verständiger Behandlung den Fremden keine feindlichen Gesinnungen zu und rief somit den Kutter nicht zurück.

Als die Feuerländer näher kamen, erhoben sie eine Art Gesang und machten eine Menge Pantominen, wie ich später erfuhr, lauter Zeichen der Freundschaft. Als sie 8—10 Yards vom Schiff waren, machten wir ihnen ähnliche Zeichen und winkten ihnen, an Bord zu kommen, aber sie blieben in der Entfernung. Ihr Betragen erwies großes Erstaunen; sie waren so lebhaft bewegt, daß sie über eine Viertelstunde ohne Unterbrechung laut sprachen. Als sich ihr Staunen etwas gelegt hatte, ruderten sie um das Schiff herum, betrachteten es von allen Seiten und schienen ungewiß, ob es tot oder lebendig

*) „Reise in das südliche Polarmeer.“ Weimar 1827. — Die Begebenheiten dieser Begegnungen zeigen uns so recht die Züge einer weltentlegenen niederen Kultur. Das Nachahmungstalent ist das der primitivsten Jäger. Der Schmuck wird noch dem nützlichen Gerät bevorzugt; daher das Zerbrechen des Gefäßes und die Aufteilung in Glasscherben. Alles in allem: Bilder aus dem Kindesleben der Kultur, das hier an der äußersten Grenze der alten Kulturformen, im fernsten Südosten besonders interessant erscheint. — James Weddell kreuzte in den Jahren 1822 bis 1824 mit einer Brigg (Johanna) und einem Kutter (Beaufoy) zur Robbenjagd in dem Südpolarmeer.

sei, und da sie nie zuvor ein Schiff gesehen hatten, wußten sie nicht, was sie daraus machen sollten. Endlich erhielten sie mehr Zutrauen, kamen an die Steuerbordseite, und zwei Männer stiegen herauf. Da sie jämmerlich aussahen, so glaubte ich, ihnen mit Nahrungsmitteln den besten Dienst erweisen zu können. Sie erhielten Rindfleisch, Wein und Brot; Fleisch aßen sie, aber wenig; Brot und Wein wurden gar nicht angenommen.

Ich bemerkte, daß sie ihre Weiber nicht aus den Kanus ließen, was ich der bei den Wilden gewöhnlichen Eifersucht zuschrieb; ich wollte meinerseits jedoch die Damen nicht vernachlässigen und schickte ihnen etwas Wein in einer Porzellanschale. Das Gefäß erregte ihre Aufmerksamkeit so, daß sie bei der Untersuchung desselben den Wein verschütteten und es ohne Umstände behielten. Ich dachte nicht daran, es wieder zu verlangen und glaubte, sie würden es benutzen, um daraus zu trinken. Aber am folgenden Tage sah ich es in kleinen Stückchen am Hals der Weiber hängen.

Die Männer staunten alles an, was sie sahen; das Eisenwerk zog besonders ihre Aufmerksamkeit auf sich, und vor einem Kessel von Gußeisen, der 200 Gallonen enthielt, schienen sie zu erschrecken. Da ich eine Menge eiserne Reifen an Bord hatte, so schenkte ich jedem ein Stück, worüber sie sehr erfreut waren. Sie verließen uns mit diesem Geschenk sogleich und begaben sich nach ihren Hütten, die in der Nähe des Hafens lagen.

Am 27. November erschienen sie bei Sonnenaufgang wieder und erhoben ein großes Geschrei, das ihre Angst über unser Dableiben auszudrücken schien. Ich hatte Befehl gegeben, daß keiner eher an Bord gelassen werden sollte, bis die Mannschaft auf dem Deck versammelt wäre, was um 4 Uhr geschah. Nach einiger Zeit erschien noch ein drittes Kanu, das ebenfalls an das Schiff kam; das bewies, daß unsere ersten Gäste ihren Landsleuten unsere freundliche Aufnahme gerühmt hatten. Nun waren 22 Personen an Bord, Männer, Weiber und Kinder, und jetzt, da sie von unserer Freundschaft überzeugt waren, wurden sie immer zutraulicher. Ich zeigte ihnen die Kajüte, wo besonders der glänzende Ofen und der Spiegel sie zu interessieren schien. Vor dem Spiegel betrugen sie sich just wie Affen und suchten eifrig das zurückgeworfene Bild hinter dem Glas, und wenn sie sich gewiß auch oft genug schon im Wasser gesehen hatten, so war doch ihre Urteilskraft nicht scharf genug, um die Ähnlichkeit beider Erscheinungen zu entdecken.

Da ich die Neigung der Wilden zum Diebstahl wohl kannte, so ließ ich beständig acht auf sie geben; aber als der Hochbootsmann vom Hafen zurückkam, meldete er, daß sie die Reifen von einem Faß abgeschlagen hatten. Auch hatte, trotz unserer Aufmerksamkeit, ein Meister in der Kunst zu stehlen, einen starken eisernen Nagel entwendet. Ich hielt es deshalb für rätlich, ihnen eine Idee von der Strafbarkeit des Diebstahls zu geben: Der Nageldieb wurde an das Tauwerk gebunden und erhielt einen derben Hieb mit den neun Strän-

gen, wobei ich ihm deutlich zu machen suchte, wofür er bestraft würde. Dies Verfahren hatte die gewünschte Wirkung, keiner nahm von nun an auch nur das kleinste Stückchen Eisen ohne Erlaubnis.

Am 27. November hatten wir schönes Wetter. Die Zimmerleute fällten Bäume und sägten sie in Bretter, was den Feuerländern viel Spaß zu machen schien. Die Säge gefiel ihnen so wohl, daß sie sie gewiß gestohlen haben würden, wenn wir sie nicht über Nacht an Bord gebracht hätten. An diesem Tage kamen bloß Männer und Knaben an Bord; wahrscheinlich waren die Frauen anderweitig beschäftigt. Unter ihnen war ein hübsch gewachsener Bursche von 14—15 Jahren, den ich gern bei mir behalten hätte, aber als er meinen Wunsch bemerkte, kehrte er schnell in das Kanu zurück und kam nicht wieder an Bord.

Am 28. November war der Wind so veränderlich, daß er rund um den Kompaß herumging. Am Morgen erschienen die Feuerländer wieder, aber in einer anderen Tracht oder eigentlich Farbe, denn die Weiber, die sonst rot aussahen, waren jetzt pechschwarz, und die Männer waren mit weißen und roten Strichen verziert, die horizontal und kreuzweise über das Gesicht liefen. Sie glaubten sehr schön geputzt zu sein, hatten aber ein groteskes Aussehen.

Im Anfang unserer Bekanntschaft gaben sie mir die Kleinigkeiten, die ich von ihnen verlangte, ohne weiteres; jetzt aber hatten sie schon eine Idee vom Tauschhandel und verlangten gewöhnlich irgend etwas Glänzendes, wie Knöpfe usw. Am liebsten blieben ihnen aber die eisernen Reifen, und ich bin überzeugt, daß sie das Eisen für unsern größten Reichtum hielten.

Den besten Handel machte ein hübscher, junger Matrose, mit dem sich vorzüglich die Weiber abgaben. Durch ihn erhielt ich einen jungen Hund, der sich durch seine Klugheit auszeichnete. Sie haben nur diese Art Hunde, die dem Fuchs sehr gleicht und ziemlich die Größe eines Stäuberhundes hat. Sie lieben ihre Hunde sehr, und wenn sie irgend einem Objekt eine übernatürliche Kraft zuschreiben, so sind es wahrscheinlich die Hunde, denn ihre Aufmerksamkeit und Sorge für das Wohl derselben ist außerordentlich.

Am 29. November war das Wetter schön; am Morgen kam der „Beaufoy", der sogleich von den Feuerländern einen Besuch erhielt. Sie begingen bei dieser Gelegenheit mehrere kleine Diebstähle, von welchen ich nur einen als Beweis ihrer Nachahmungsgabe anführen will.

Ein Matrose hatte einem Feuerländer einen zinnernen Topf voll Kaffee gegeben; der trank ihn aus und wendete alle Kunst an, ihn zu stehlen. Nach einiger Zeit fiel dem Matrosen ein, daß er den Topf nicht zurückerhalten hatte; er verlangte ihn, aber statt des Topfes gab ihm der Feuerländer jedes seiner Worte deutlich zurück. Endlich wurde der Matrose ärgerlich, nahm eine drohende Stellung an und rief in heftigem Tone: „Du kupferfarbiger Spitzbube, wo ist mein Zinntopf?" Der Feuerländer nahm ganz dieselbe Stellung an und

rief in demselben Tone: „Du kupferfarbiger Spitzbube, wo ist mein Zinntopf?“ Alle Umstehenden lachten überlaut, denn die Nachahmung war sehr täuschend; nur der Matrose blieb ernsthaft und untersuchte den Dieb, den den Topf unter dem Arme verborgen hatte. Er sollte bestraft werden, aber Herr Brisbane (der Kapitän des „Beaufoy“) schenkte ihm die Strafe und schickte ihn bloß in sein Kanu mit dem Bedeuten, nicht wieder an Bord zu kommen.

Am 2. Dezember um Mittag versammelten sich die Feuerländer an der Küste und fuhren mit den Kanus aus dem Hafen heraus, ohne daß wir früher bemerkt hatten, daß sie wegziehen wollten. Ich vermutete, sie hätten uns einige Kleinigkeiten gestohlen und wollten sich nun mit ihrer Beute heimlich entfernen. Statt ihres gewöhnlichen Geschreies wahrten sie heute das tiefste Schweigen, und sie ruderten so dicht an der Küste, daß man sie kaum bemerkte. Ich ließ sogleich ein Boot bemannen und verfolgte sie; sie ruderten mit allen Kräften, aber vergebens; ich holte sie ein, und sie schienen allerdings eine Untersuchung nach gestohlenem Gut zu erwarten. Aber ich beschenkte jeden Mann mit einem Stück Reifen und jede Frau mit einem glänzenden Halfpenny, der durchlöchert war, damit sie ihn um den Hals hängen konnten. Sie waren sehr erfreut über diese Gaben, die sie keineswegs erwartet hatten, und als ich mit einem Händedruck von jedem Abschied genommen hatte, ruderten sie mit ihrem gewöhnlichen Freudengeschrei weiter.

Zu Ehren der Menschheit möchte ich gern diesen so geringgeschätzten Menschen etwas mehr Achtung in intellektueller Hinsicht verschaffen, aber ich muß leider zugeben, daß sie noch auf der allerniedrigsten Stufe stehen.

Da ich bei den Feuerländern nichts fand, was eine fremde Hand verriet, so läßt sich wohl daraus schließen, daß wir die Ersten waren, welche sie besuchten, wenigstens für die jetzige Generation waren wir es gewiß.

Bei ihnen gilt dieselbe Sitte wie bei vielen anderen Wilden, nämlich daß den Weibern alle Arbeit aufgebürdet wird. Sie rudern, während der Mann ruhig im Kanu sitzt, sie sammeln die Muscheln, erziehen die Kinder, bauen die Hütten, kurz, sie verrichten alles, was Mühe kostet. Dagegen zeigen die Männer viel Zärtlichkeit für ihre Frauen und Sorgfalt für ihre Kinder. Einen Zug ihrer elterlichen Liebe bemerkte ich bei einem unerwarteten Besuch ihrer Hütten, wo sie in der Furcht, ich käme, um ihre Kinder zu stehlen, diese mit ihren Armen umschlangen und trotz aller Zeichen der Freundschaft von meiner Seite ließen sie sie nicht wieder los.

Diese Feuerländer waren von kleiner Gestalt. Ich maß zwei Männer, von denen einer 5 Fuß 4 Zoll, der andere 5 Fuß 5 Zoll hatte. Ihre Gesichtsbildung und die Form ihrer Köpfe ist die bei den meisten Indianern gewöhnliche. Sie haben flache Nasen, kleine Augen, volle gut gebildete Brüste, schwache Arme, ihre Schenkel sind dünn und schlecht gestaltet, wahrscheinlich weil sie die Gewohnheit

haben, auf den Waden zu sitzen, in welcher Lage sie ein höchst unbeholfenes Ansehen haben.

Die Frauen sehen besser aus als die Männer. Manche unter ihnen haben interessante Züge, und meines Erachtens zeigten sie auch einen lebhafteren Beobachtungsgeist. Das einzige Kleidungsstück der Männer ist ein Fell, das von den Schultern bis auf den halben Rücken herabreicht; einigen fehlt auch dies ärmliche Gewand. Die Frauen tragen ein größeres Fell, und selbst die kleinsten Mädchen sind derart verhüllt, — was ein Gefühl der Schamhaftigkeit beweist, wie man es selten unter so ungebildeten Völkern findet.

Am 2. Dezember befuhr ich bei schönem Wetter mit Herrn Brisbane in einem Walfischboot die Bai. Nachdem wir eine sehr gute Ankerstelle gefunden hatten, kehrten wir an Bord zurück.

Um 10 Uhr morgens am 3. Dezember lichteten wir die Anker, und beide Schiffe segelten den Ildefonsoinseln zu. Wir blieben hier bei gutem Wetter bis zum 7. Dezember, wo ich mit der Brigg nach dem Feuerland abging, um dort einen Ankerplatz zu suchen. Ich sendete den Hochbootsmann mit einem Walfischboot zwischen die Inseln, um eine solche Stelle aufzufinden. Er kehrte bald zurück und meldete, er habe hinter einer Landspitze, die ich Turnpoint nannte, eine Bucht mit gutem Boden gefunden, in dem mehrere Schiffe bequem liegen könnten. Da ich aber diesen Ankerplatz nicht für zweckmäßig hielt, so ging ich mit einem Walfischboot zur Aufsuchung eines besseren ab, und kaum war ich eine Meile östlich gekommen, als wir vier Kanus voll Feuerländer sahen. Zuerst schienen sie erstaunt, dann erhoben sie ihrem Gebrauche gemäß ein Freudengeschrei und machten allerlei lächerliche Pantomimen. Wir ruderten bis auf 12 Yards auf sie zu und zeigten ihnen Stücke von eisernen Reifen, um ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Wie unsere ersten Gäste, waren auch diese sehr besorgt um ihre Weiber. Die Männer stiegen in zwei Kanus und kamen allein zu uns gerudert. Wir suchten ihr Zutrauen zu erhalten und machten ihnen Zeichen, mit uns nach den Schiffen zu rudern, was sie taten und selbst ihre Weiber mitbrachten. Jetzt, wo die Männer selbst mitruderten, blieben sie in der hohen See neben unserem Walfischboot.

Da diese Feuerländer von einem anderen Stamme waren und ein besseres Aussehen hatten, als unsere früheren Gäste, so versprachen wir uns eine Unterhaltung von diesem Zusammentreffen. Sie zeigten übrigens dasselbe Erstaunen wie jene und besaßen gar nichts, was eine Bekanntschaft mit Europäern verriet, weshalb ich glaube, daß wir auch hier die ersten Fremden waren, die die Eingeborenen sahen. Sie hatten allerlei selbstgefertigte Dinge bei sich, die wir größtenteils durch Tausch an uns brachten. Auch ihnen waren unter allen Dingen Eisenstückchen das Angenehmste, denn die einzigen Instrumente, die sie zum Schneiden hatten, waren Muschelschalen, und unsere Geschenke werden daher wohl noch nach vielen Jahren einen Beweis unseres freundschaftlichen Vernehmens ablegen können.

Da wir nach der Trennung von dem „Beaufoy" nur zwei Boote zu unserer Disposition behielten, so hielt ich es für nützlich, ein Kanu von den Feuerländern für uns zu kaufen. Da ihnen ein solches Fahrzeug viele Mühe und Arbeit kostete, so glaubte ich mich freigebig zeigen zu müssen; ich bot ihnen zwei ganze eiserne Reifen, worüber sie vor Freude aufjauchzten. In weniger als fünf Minuten war die ganze Familie mit all ihren Gerätschaften in ein anderes Kanu gestiegen und hatte uns das ihrige übergeben. Ich ließ es sogleich auf das Schiff bringen, bei welchem Transport sich meine Leute über die Schwere desselben beklagten, was sich daraus erklärte, daß der ganze Boden 6 Zoll hoch mit Lehm als Ballast belegt war; hierdurch war das Kanu vor dem Anbrennen gesichert, denn die Leute haben beständig Feuer darin. Es war 12 Fuß 4 Zoll lang und maß an der breitesten Stelle 2 Fuß 2 Zoll. Es war aus starker Birkenrinde gebaut, die breiter schien, als sie die Bäume an der Küste lieferten und wahrscheinlich aus dem Innern herbeigeholt worden war.

Das ganze Fahrzeug bestand aus drei Stücken, zwei bildeten die Wände und eins den Boden; alle Teile waren durch zähe Zweige aneinander befestigt. Die Rippen waren von halbzirkelförmiger Gestalt, mit der flachen Seite nach unten, so daß sie sich vertikal berührten und durch den Lehm zusammengehalten, ein starkes Kanu bildeten, das selbst gegen den Wind rasch geht. Die innere Einrichtung zeugt von einer gewissen Ordnung. In der ersten Abteilung liegen die zum Fischen nötigen Gerätschaften, in der zweiten sitzen die Weiber, die das erste Ruder führen, in der vierten sammelt sich das Wasser, das ausgeschöpft wird, dann kommt der Aufenthaltsort der Männer, hierauf der der Weiber, welche das hintere Ruder führen, und endlich kommt der Raum, in welchem sie ihre sonstigen Gerätschaften aufbewahren. Ihre Speere liegen gewöhnlich quer über dem Stern des Kanus.

Nachdem ich das Kanu und die Ruder in Sicherheit gebracht hatte, kehrte ich zu den Feuerländern zurück, die ich noch immer sehr erfreut über ihren Handel fand. Sie fingen jetzt an zu hungern und richteten deshalb ihre Aufmerksamkeit auf einige meiner Leute, die Fischbein rissen, um Besen daraus zu bereiten; als sie die an den Knochen sitzende schleimige Substanz bemerkten, schabten sie sie ab und aßen sie begierig. Diese Nahrung erschien mir schon sehr unappetitlich, aber an einer andern Stelle traf ich sie bei einer noch ekelhafteren Mahlzeit. Sie verzehrten nämlich schmutziges, ranziges Robbenfett, das schon mehrere Tage dagelegen hatte. Dies Schauspiel war mir so widerlich, daß ich sie zwang, aufzuhören und ihnen frischen Tran und etwas Brot geben ließ, das sie sogleich in ihre Kanus trugen. Da wir keinen Branntwein an Bord hatten, so gab ich ihnen Wein, aber er behagte ihnen so wenig als ihren Landsleuten am Kap Horn.

Das gewöhnliche Wurfzeug der Feuerländer ist die Schleuder, die sie aus Robben- und Otternhäuten verfertigen. Sie ist etwa 3 Fuß lang und hat die sonst übliche Gestalt. Die Bänder bestehen

gewöhnlich aus schmalen Därmen, die gut zusammengeflochten und durch geschickt geschlungene Knoten verbunden sind. Ich tauschte einige Schleudern von ihnen und bat einen der geschicktesten, uns die Art, sich ihrer zu bedienen, zu zeigen. Er tat es, aber Herr Brisbane verstand es wenigstens ebenso gut, worüber sie nicht wenig erstaunt waren. Ihre Speere bestehen aus festen Knochen, sind 7 Fuß lang, scharf zugespitzt und haben 4 Zoll von der Spitze einen Widerhaken an der einen Seite. Sie haben noch eine andere Art, die an einer Seite mit vielen kleinen spitzigen Widerhäkchen besetzt ist und an eine 10 Fuß lange, glatte, gerade hölzerne Stange befestigt wird. Am Knochen ist ein kürzerer oder längerer Streif von Haut befestigt, und diese Waffe dient ihnen bei allen Jagden. Sie halten den Speer in der Mitte, zielen mit dem rechten Auge und werfen dann mit großer Sicherheit.

Nach dem Mittagsmahl suchte sich das Schiffsvolk mit unseren Gästen einen Spaß zu machen. Ein lustiger Matrose fing zu singen und zu tanzen an, worauf die Feuerländer sogleich einen Kreis um ihn bildeten und Gesang und Tanz genau nachahmten. Endlich artete der Tanz in ein Kampfspiel aus, in welchem ein Matrose und ein Feuerländer rangen. Ich hoffte, der Fremde würde geworfen werden, aber trotzdem der Matrose ein kräftiger 23 jähriger Bursche war, täuschte ich mich; der Feuerländer stand fest und war wenigstens ebenso gewandt, wie der Matrose, so daß zu befürchten war, dieser würde endlich unterliegen. Einige Feuerländer glaubten ihren Landsmann in Gefahr und sprangen ihm zu Hilfe, worauf ich sogleich dem ganzen Kampf ein Ende machte. Die Feuerländer schienen eine Art Triumph zu feiern, was mir sehr unangenehm war. Ich verbot jeden ähnlichen Kampf, weil es gefährlich war, den Fremden die Idee einer gleichen Kraft und Gewandtheit beizubringen.

Ich bemühte mich sehr, zu erforschen, ob sie eine Idee von einem göttlichen Wesen hatten; ich las ihnen ein Kapitel aus der Bibel vor, nicht, als wenn ich geglaubt hätte, sie würden es verstehen, sondern nur, ihnen dabei durch Zeichen Tod, Auferstehung und Gebet deutlich zu machen. Sie schienen mich nicht zu verstehen, ahmten aber genau alles nach, was ich tat, und beim Nachsprechen ließen sie ebenso wie ich, die Stimme fallen und erhoben sie wieder. Übrigens zeigten sie die größte Aufmerksamkeit und sahen mir mit Erstaunen starr ins Gesicht. Einer von ihnen hielt sein Ohr an das Buch und schien zu glauben, es spräche; ein anderer wollte es in sein Kanu mitnehmen, kurz, alle zeigten ein Interesse dafür.

Auch bei diesem Stamm fehlte es nicht an Dieben. Als man ihnen den Gebrauch eines Feuerzeuges wies, entwendete einer den Stahl und verbarg ihn unter seinem Arm. Ich schickte den Verbrecher unter ernsten Drohungen, die er sehr gut verstand, in sein Kanu zurück. — Um Feuer zu machen, reiben sie Eisenschwefelkies mit einem Feuerstein zusammen und fangen die Funken in einer trockenen, moosähnlichen Substanz auf.

Unsere Matrosen verschenkten ihre alten, entbehrlichen Kleider, und die Feuerländer erschienen nun in einem sehr lächerlichen Kostüm, einer hatte eine Jacke an, der andere ein Hemde, der dritte eine Weste usw.

Einen Anführer schienen sie nicht zu haben, auch keines zu bedürfen. Sie betrugen sich gegeneinander mit der größten Liebe und besaßen alles gemeinschaftlich, doch zeigte jeder einen Eifer, etwas von uns zu erhalten, sei es nun der Ehre willen, es erworben zu haben, oder um es zuerst zu besitzen. Diese menschenfreundliche Verfahrungsart und ihr freundliches Betragen gegen uns sprechen gewiß sehr zu ihren Gunsten. Ihre geringe Zivilisation ist bloß eine Folge der Örtlichkeit. Sie zeigen übrigens mehr Gelehrigkeit, als alle andern wilden Stämme, mit denen ich je zusammentraf.

Am 9. Dezember lichteten wir die Anker und gingen in See, der „Beaufoy“ nach Süd-Schettland, wir nach der Ostseite der Ildefonsos. Am 25. Dezember trafen aber beide Schiffe wieder zusammen. Brisbane hatte einen sehr bequemen Hafen an der Küste gefunden, den ich Neujahrshafen nannte, weil wir das Neujahrsfest dort zubrachten. Da wir zum Ausbessern der Brigg eines guten Ankerplatzes bedurften, so steuerten wir nach diesem Hafen, und am 26. Dezember um 10 Uhr morgens ankerten wir in einer Bucht, in deren Nähe ein Stamm der Feuerländer wohnte.

Wir lagen an der Südspitze der Bucht und brachten die Brigg etwas über Wasser, um sie auszubessern.

Die Wohnungen der Feuerländer waren auf einer Insel am Eingang der Bai, sodaß sie unsere Ankunft sogleich bemerkten; sie kamen bald in mehreren Kanus heran, erhoben ihr gewöhnliches Geschrei und breiteten die Arme aus, — dem Anschein nach mit einem aus Furcht und Freude gemischten Gefühl. Ich bewog sie bald, an Bord zu kommen, wo ich mehrere bemerkte, die eine andere Gesichtsbildung hatten. Sie hatten hohe Nasen und waren etwas größer als die übrigen Feuerländer. Es schien mir, als wären dies Abkömmlinge von den Spaniern, die sich vor 244 Jahren an der Magelhaensstraße niederließen, aber nur 7 Jahre dablieben. Meine Vermutung wurde dadurch bestätigt, daß sie zwei spanische Wörter kannten, Canoa, das Kanu und Perro, der Hund. Mein Proviantmeister, ein geborener Spanier, sprach mehrmals mit ihnen spanisch, aber er fand keine weiteren Spuren ihrer Kenntnis dieser Sprache. Da sie unsere Worte immer wiederholten, so war es schwer, ihre Sprache kennen zu lernen.

Am 27. Dezember schickte ich den „Beaufoy“ mit einem Zusatz von 14 Mann von der Brigg nach den Diego Ramirez-Inseln. Gegen Mittag kamen ungefähr 40 Feuerländer an Bord. Ich ließ sie durch einen Matrosen genau bewachen, aber da sie überall herumgingen, so waren kleine Diebstähle nicht ganz zu verhüten. Ich schenkte ihnen Robbenfett und eine junge Robbe, die etwa 8 Wochen alt war, aber dennoch stahl ein 60jähriger Mann eine weitere kleine Robbe, die ein Matrose für sich zubereiten wollte. Gewöhnlich lachen die Feuer-

länder, wenn man sie bei einem Diebstahl erwischt, aber dieser alte Mann war sehr bestürzt, ging sogleich in sein Kanu und kam nicht eher wieder an Bord, als bis ich ihm mehrmals durch Zeichen zu verstehen gegeben hatte, er sei wieder in Gnaden aufgenommen.

Dieser Stamm war ebenso bekleidet wie die andern, doch waren einige ganz nackt, wenn man nicht den roten Ocker, mit dem sie bemalt waren, für ein Gewand gelten lassen will. Wir hatten nur wenig Kleider mehr zu verschenken, weil wir früher zu freigebig gewesen waren, doch gab ich mehreren für die Otterfelle, die sie auf dem Rücken hatten, irgend ein Kleidungsstück. Einem schenkte ich ein weißes Flanellhemd, was er sogleich anzog und mit dem er voller Freude unter seinen Gefährten herumhüpfte. Dies Geschenk wurde sehr geachtet, jeder trug es 10—12 Minuten lang, dann rissen sie es in kleine Stücken, die sie gewissenhaft untereinander verteilten.

Da ich, um das Schiff vorne in die Höhe zu bringen, im hinteren Raum mehrere Fässer mit Wasser anfüllen ließ, so ließ ich die Feuerländer Wasser tragen, was sie bald ebenso gut verrichteten, wie meine eigenen Leute. Auch zum Ziehen und Heben benutzte ich sie, wenn Kraft nötig war; sie zeigten dann großen Eifer, nur war ihr Gesang dabei kaum auszuhalten; besonders als sie bemerkt hatten, daß ein Matrose bei der Arbeit sang, glaubten sie, es gehöre dazu und schrien alle unisono. Die Weiber blieben mit den Kindern hart am Schiff in den Kanus, wo wir sie von Zeit zu Zeit mit kleinen Geschenken erfreuten. Um zu erfahren, welchen Eindruck die Musik auf sie machen würde, ließ ich die Violine spielen, was ihnen zu gefallen schien, doch fand die Querpfeife noch mehr Beifall, und am besten gefiel ihnen die Vokalmusik. Die Weiber schienen bei dem Gesang eines jungen Menschen, der eine hübsche Stimme hatte, ganz bezaubert. Ich zeigte ihnen einige Seestücke, die ihre Aufmerksamkeit nur kurze Zeit fesselten. Am längsten besahen sie die mit hellen, glänzenden Farben gemalten.

Als sie im Schiff ein Faß voll Lehm fanden, den wir von den Falklandsinseln mitgebracht hatten, beschmierten sie sich am ganzen Körper damit und schienen über ihre neue Kleidung sehr erfreut. Die Weiber legten nicht so viel auf, und wenn der Lehm trocken geworden war, rieben sie ihn wieder ab.

Da ich bemerkte, daß ein Feuerländer an bösen Augen litt, so bereitete ich eine Salbe und bestrich ihn damit. Er begriff meine Absicht sogleich und war nach drei Tagen völlig hergestellt. Ich schnitt ihm das über die Augen hängende Haar ab, um jeden Reiz zu verhüten, aber seine Landsleute glaubten, dies diene zur Verschönerung und kamen alle zu mir, um sich die Haare schneiden zu lassen, welchen Wunsch ich gern erfüllte, ihre Haare obendrein mit Mehl bepudernd. Den Weibern gefiel dieser Kopfputz außerordentlich wohl, aber ich fand ihn wegen unseres geringen Vorrates für die Zukunft nicht rätlich.

Ich machte sie mit der zerstörenden Wirkung der Feuergewehre

bekannt. Beim Abbrennen einer Kanone schrieen die Weiber, die Männer wurden blaß und sahen mit einem gedankenlosen Staunen nach dem Geschütz.

Ich bemerkte einen verschmitzten, mutigen Burschen unter ihnen, der der angestellte Dieb dieses Stammes zu sein schien. Er wurde eines Tages erwischt, als er in der Takelage beschäftigt war, das Eisenwerk von einer großen Stange abzubrechen. Ich befahl ihm durch Zeichen, herabzukommen, aber er achtete nicht darauf. Um ihn zu erschrecken, zielte ich mit einer Taschenpistole nach ihm, worauf er herabstieg; aber auf dem Deck nahm er eine drohende Stellung an und warf mir einen Lappen in das Gesicht. Um diese Grobheit zu bestrafen, ergriff ich meine Vogelflinte und legte sie auf ihn an, worauf er sogleich nach dem Vorderteil des Schiffes lief; seine Gefährten folgten ihm mit großem Geschrei, in welches auch die Weiber einstimmten. Ich legte das Gewehr nieder und schickte den Übeltäter in sein Kanu, doch war für heute das gute Vernehmen gestört, und unsere Gäste entfernten sich viel früher als gewöhnlich.

Da ich jetzt nur 8 Mann an Bord hatte, worunter zwei Knaben waren, so hielt ich es für nötig, sie mit Säbeln, Flinten oder Pistolen zu bewaffnen, im Fall die Feuerländer sich irgend eine Feindseligkeit erlauben sollten. Am Morgen des 30. Dezember um 4 Uhr kamen, ehe es meine Leute noch bemerkt hatten, 40—50 Feuerländer an Bord. Der Unterschiffer erschien sogleich in meiner Kajüte und meldete, die Feuerländer wollten das Schiff in Besitz nehmen, ein Verdacht, der nicht ganz unbegründet war. Als ich, die Pistolen in der Hand, die Treppe hinaufstieg, fand ich mehrere im Begriff, herabzusteigen. Sie flohen sogleich, und die auf dem Deck Befindlichen brachte ich bald zur Ordnung. Ich nahm von diesem Versuch weiter keine Notiz, und in kurzer Zeit trat das alte freundschaftliche Vernehmen wieder ein. Um Mittag versammelte ich sie um mich herum und versuchte, wie bei dem vorigen Stamm, ob sie eine Idee von Gott und der Zukunft nach dem Tode hätten. Es schien mir, als hätten sie irgend eine solche Ahnung. Sie sahen einander mit großem Erstaunen in das Gesicht und sprachen mit leiser Stimme. Übrigens bemerkte ich nie eine Art Gottesdienst unter ihnen.

Ich tauschte eine Menge Kleinigkeiten von ihnen ein, als Halsbänder, Körbe, Bogen, Pfeile. Die Halsbänder bestanden aus gewundenen Muschelschalen von schöner, glänzender Farbe, die nahe an der Öffnung durchlöchert und auf eine sehr zierlich geflochtene Schnur aufgeschnürt waren. Das Band war nicht dicker als eine dünne Peitschenschnur, bestand aber aus fünf einzelnen Streifen und war so kunstreich geflochten, daß man sich kaum denken kann, daß es bloß mit der Hand gearbeitet sei.

Die Körbe bestanden aus starkem Gras und waren ebenfalls künstlich gefertigt. Alle Halme waren in rechten Winkeln verbunden wie ein Gewebe und oben war ein Griff, der den halben Umkreis des Korbes hatte.

Die Bogen waren gewöhnlich 3 Fuß 8 Zoll lang und aus einem glatten, festen, elastischen Holz gearbeitet. Die Schnur bestand aus Robbenhaut oder geflochtenen Därmen. Die Pfeile waren von hartem Holz und fein poliert, 25 Zoll lang und vorne mit einem eingeklemmten dreieckigen, spitzigen Stein versehen. Wenn der Pfeil irgendwo eindringt, so kann das Holz herausgezogen werden, der Stein aber bleibt stecken. Sie besaßen noch eine andere Waffe; ein wie die Pfeilspitze gestalteter Kiesel wird nämlich vorne in einem 9 Zoll langen Griff eingepaßt und dient wahrscheinlich als Dolch. Krieg schienen übrigens diese Stämme nicht zu führen, doch sah ich drei Männer unter ihnen, die Narben am Körper hatten, welche von Wunden herzurühren schienen.

Am 31. Dezember kam der „Beaufoy" mit einem Posten Robbenfellen an. Unsere Zimmerleute hatten die Außenseite der Brigg ziemlich ausgebessert und waren nun mit der Verwahrung des Raumes beschäftigt. Gleich nach der Ankunft des „Beaufoy" erschienen die Feuerländer, wahrscheinlich in der Hoffnung auf einen Schmaus von Robbenfleisch und Fett, welches sie auch von Herrn Brisbane erhielten. Unsere Leute schnitten den Tran von den Fellen ab, zu welcher Arbeit sich auch unsere Gäste meldeten, um die Fettstreifen zu erhalten. Sie stellten sich ziemlich geschickt an, aber bald bemerkte ich, daß sie noch andere Absichten hatten; einer hatte ein ganzes Fell in kleinen Stückchen auf eine listige Weise unter seinem Arm verborgen. Der Unterschiffer bemerkte es, als der Dieb sich eben entfernen wollte. Der Feuerländer lachte herzlich, aber als ich hinzutrat, sprang er in sein Kanu, weil er wohl wußte, daß er sich gegen mich vergangen hatte.

Seit sie eine Idee vom Tauschhandel bekommen hatten, stahlen sie noch mehr, und zwar suchten sie das auf dem Kutter gestohlene Gut auf der Brigg für Dinge zu vertauschen, die ihnen besser gefielen.

Da wir jetzt wieder stark genug waren, um sie nicht fürchten zu brauchen, so ließ ich den Burschen, der mir den Lappen in das Gesicht geworfen hatte, wieder an Bord und machte ihm deutlich, daß er jetzt ganz in meiner Gewalt sei. Da er aber sich sehr furchtsam und untertänig bezeigte, so wurde er begnadigt.

Nachmittags ging ich mit Brisbane auf die Insel zu den Feuerländern, denen ich unsere Absicht vorher deutlich gemacht hatte. Sie ruderten vor uns her, und einige empfingen uns am Ufer, von wo sie uns nach ihrer Stadt führten, die aus wenigen schlecht gebauten Hütten bestand und von etwa 60 Personen bewohnt wurde.

Der erste Umstand, der mir auffiel, war, daß sie alle Weiber und kleinen Kinder entfernt hatten; sie waren in den Wäldern, wo sie überall Feuer anzündeten. Es schien dies eine Art Freudenbezeigung über unsern Besuch, vielleicht aber war es auch ein Signal für andere Feuerländer; wirklich kamen zwei fremde Kanus an. In einer Hütte fand ich eine völlig zahme Seemöwe, ein Beweis der Neigung dieser Völker zu den Tieren. Ich ließ der Sicherheit halber das Boot

in der Nähe; die ganze Mannschaft war bewaffnet, so daß wir unbesorgt unter ihnen herumgehen konnten. Da ich Muscheln zu essen wünschte, so rösteten sie mir sogleich einige, und jeder beeilte sich, mir die besten zu bringen. Der alte Mann, der die kleine Robbe gestohlen hatte, zeigte sich hier zum erstenmal wieder, und ich gab ihm zu verstehen, daß ich ihm verziehen habe. Um sie etwas zu schrecken, schoß ich auf einen Schuß mit meiner Doppelflinte zwei Möwen, worüber sie und besonders die Neuangekommenen sehr erstaunt waren. Ich vermied, ihnen die Art des Ladens zu zeigen und setzte nach dem Abschießen allemal die Mündung an meinen Mund, wobei sie davonliefen, weil sie glaubten, das Gewehr werde durch bloßes Hineinsprechen geladen; bei diesem Glauben ließ ich sie auch, weil Feuergewehre in den Händen der Wilden oft gefährlich werden.

Meine Leute tanzten und sangen mit den Feuerländern, als aber einige in die Wälder gehen wollten, wurden sie für ihre Weiber besorgt, weshalb ich die Matrosen zurückhielt.

Am 1. Januar landeten die Feuerländer an der Spitze der Bai und zündeten das Gehölz an. Da der Rauch, der Richtung des Windes gemäß, gerade auf uns zukam, ließ ich eine Flinte über die Köpfe abschießen; aber sie kehrten sich nicht daran und fuhren fort, anzuzünden, so daß wir ganz in den Rauch eingehüllt waren und ich mich genötigt sah, eine Kanone abfeuern zu lassen, natürlich nach einer Stelle, wo keine Menschen standen, aber doch so nahe, daß sie das Pfeifen des Schusses hörten. Sowie sie den Knall hörten, eilten sie in ihre Kanus und ruderten so schnell als möglich nach ihren Hütten. Da sie recht gut wußten, daß uns der Rauch recht unangenehm war, so mußte ich ihr Betragen für eine regelrechte Neckerei halten und durch eine kräftige Maßregel ihr ein Ende machen.

Im übrigen störte das das gute Einvernehmen nicht, und am folgenden Morgen kamen die Wilden so harmlos an Bord, als ob nichts vorgefallen sei. —

Wie die Abiponer zu ihren Pferden kamen.

Nach Martin Dobrizhoffer*) um 1780.

In was für einer Gegend von Chaco sich die Abiponer im 15. Jahrhundert aufgehalten oder was sie daselbst gemacht haben, ist unbekannt. Ich vermute, daß sie sich zu der Zeit, als eine noch unberittene Völkerschaft, wie andere Indianer, ohne Aufsehen zu machen, in irgend einem Winkel verborgen, mehr den Spaniern zu entgehen, als sie zu bekriegen bedacht waren. Und in der Tat konnte ihnen die Erhaltung ihrer Freiheit in den Jahren, in denen die benachbarten Völkerschaften eine nach der andern der Kriegsmacht der Europäer unterlag, als der herrlichste Triumph gelten. Im Jahre 1641

*) „Geschichte der Abiponer.“ Bd. III. Wien 1784. — Ein Bild, wie das neue Steppennomadentum entstand.

hatten sie schon Pferde und wußten auch trefflich mit denselben, wie man aus den paraguayischen Jahrbüchern ersieht, umzugehen. Nach ebendenselben sollen sie bereits um diese Zeit die Mataras, ein indianisches, den Spaniern unterwürfiges Volk, welches sie ganz unversöhnlich haßten, bekriegt haben. Außerdem jagten sie auch anderen unberittenen Völkern Furcht ein, — eben weil sie ritten. Es ist kein Zweifel, daß die amerikanischen Völker bloß darum von den eben nicht zahlreichen Spaniern so schnell unterjocht wurden, weil diese hoch zu Roß angeritten kamen und mit ihrem Schießgewehr den Donner nachahmten. Das erste verwirrte die Augen, das zweite erschütterte die Ohren der Eingeborenen, beides aber benahm ihnen gänzlich den Mut. Es bedurfte aber keiner besonderen Kunst, die schon beim ersten Anblick Verblüfften zu überwinden, zumal diese dem Eisen und Blei der Europäer weiter nichts als Holz und Rohre entgegenzusetzen hatten. Ebenso wurden später den Abiponern die Pferde die vornehmsten Werkzeuge im Kriege und taten ihnen die Dienste der Waffen oder richtiger: noch bessere als Waffen.

Man wird nun wissen wollen, woher die Abiponer ihre ersten Pferde bekommen haben. Ich werde hier alles sagen, was ich über diesen Gegenstand von einem hundertjährigen, redlichen Abiponer gehört habe. Etliche seiner Ahnen, sagte er, schlichen sich dazumal noch zu Fuß nach einer weiten Reise heimlich in die Felder, welche jetzt zu der Stadt Santa Fè gehören, und wo sich dazumal die Calchaquies, berittene und kriegerische Indianer, aufhielten, und brachten von dort einige Pferde samt etlichen eisernen Messern als Raub mit in ihr Vaterland zurück. Dieser Pferde bedienten sie sich nachmals, um andere Scharen von Pferden aus den Feldern der Spanier wegzutreiben. In Paraguay ist so ein Raub nicht schwierig. In den ungeheuren Wiesen weiden jahraus, jahrein, Tag und Nacht unzählige Pferde, wie auch allerhand anderes Vieh. Oft macht sie das ungestüme Stechen der Schnacken und oft die Furcht vor den Tigern scheu. Da rennen sie denn im vollen Galopp davon und einige Meilen weit auseinander.

Viehhirten gibt es daselbst manchmal überhaupt nicht, meistens nur sehr wenige, und diese sind wehrlos; an Mut gebricht es ihnen allen. Was ist also für einen Wilden leichter, als diese Hüter entweder außer der Hütte zu erschlagen, oder wenn sie schlafen, zu hintergehen? Sie fürchten schon die Wilden, wenn diese überhaupt ihnen nahe kommen. Wenn die Indianer sich also mit ihrem Raube wieder davonmachen, getraut sich keiner, ihnen nachzusetzen, sowie sie auch keiner einzuholen im stande wäre. Die Viehwärter wollen aber lieber ihre Pferde als ihr Leben verlieren. Die Räuberei schmerzt sie wohl, aber sie freuen sich dennoch über den Abzug der Räuber. Daß es noch jetzt in Paraguay eine so ungeheure Menge Pferde und Maultiere gibt, als man anderweitig schwerlich antreffen dürfte, wissen alle, die dieses Land durchreist haben. In manchen Meiereien der Spanier und christlichen Indianer zählt man 2000 Reitpferde und

bisweilen 20 000 für die Pferdezucht bestimmte Hengste und Stuten. Hierzu rechne ich noch nicht die vielen 100 000 verwilderten Pferde, die dem gehören, der sie zuerst fängt, wie bei uns in Europa die Sperlinge.

Auf der unermeßlichen Ebene, die sich von Buenos Aires gegen 400 Meilen weit nach allen Seiten hin erstreckt, wimmelt es allenthalben von dergleichen vogelfreien Pferden. Unzählige Wilde, die sich zwischen der Magelhaens'schen Meerenge und gedachter Stadt aufhalten, essen täglich Pferdefleisch und brauchen die Pferdehäute zu Kleidern, Zelten, Waffen und Sätteln. Wer von Cordova nach Santa Fé oder von dort längs den Ufern des Paraguay und Uruguay reist, begegnet täglich ganzen Scharen solcher herumstreifender Zelter, und gibt ihm dies oft nicht wenig zu schaffen; denn sie stellen sich entweder auf den Weg, oder sie entführen auch die zahmen, welche die Reisenden brauchen. Diese Ungemächlichkeiten zu vermeiden, muß man oft zu allerlei Kunstgriffen seine Zuflucht nehmen. Ich führe dieses an, damit meine Leser es nicht etwa für eine Fabel halten, wenn ich sage, daß die Abiponer den Spaniern aus ihren Meiereien innerhalb 50 Jahren wohl gegen 100 000 Pferde weggetrieben haben. Dieser Meinung sind die Paraguayer durchgängig.

Die angegebene Zahl ist nicht im geringsten übertrieben; denn wenn man sie nach den verschiedenen Vermutungsgründen ausrechnet, so kommen mehr als 200 000 heraus. Es ist auch hieran nichts Unbegreifliches. Oft nahmen die jungen Abiponer, welche weit diebischer als die Alten sind, bei einem einzigen Überfall 4000 Pferde mit. Hierzu braucht man nur List und Scharfsinn, keine Macht. Wenn nun auch die bekehrten Abiponer zu rauben aufhören, so gibt es doch immer Pferde die Menge, die keinen Herrn haben und die sie wegfangen und zureiten dürfen. In den neuen Kolonien habe ich nicht wenig Abiponer gekannt, welche gegen 500 besaßen. Nun ist noch zu erzählen übrig, welchen Mißbrauch die Abiponer mit den Pferden zum Verderben der Spanier getrieben haben.

Die Calchakies, ein vormals den Spaniern furchtbarer Stamm, sind, nachdem sie das Gebiet von Santa Fè oftmals schrecklich verheert hatten, in einem Treffen zu Paaren getrieben worden. Bei dieser Unternehmung wie auch bei anderen Gelegenheiten leisteten die Qaranier, welche der Statthalter aus den Flecken am Uruguay aufgeboten hatte, den Spaniern redlich Beistand. Die bei dieser Niederlage übrig gebliebenen Calchakies wurden zuletzt noch von Kinderpocken aufgerieben. Die traurigen Überbleibsel dieses äußerst kriegerischen Volkes sind an den Fluß Carcaranal versetzt worden und belaufen sich heutzutage noch auf ungefähr 20 Köpfe. Auf dem Boden der Calchakies ließen sich die Abiponer nieder und erbten nicht bloß ihr Vaterland, sondern auch ihren Haß gegen die Spanier. Sie haben sich die ganze Gegend vom großen Fluß bis zur Gegend von Sante Fè und das Gebiet zwischen dem Parana und dem Paraguay bis zum Gebiet von S. Jakob zugeeignet. Mochten sich auch die

Der Hüttenbau der südlichen ärmeren Indianer.



Hütte einer südostbrasilianischen Familie.

Nach dem Kupferatlas Maximilians, Prinzen zu Wied-Neuwied.

Spanier widersetzen, sie mußten dennoch zuletzt, um wenigstens das nackte Leben zu retten, ihr altes Eigentum den Feinden überlassen.

Im Jahre 1718 ritten sogar die Weiber ohne Gefahr von S. Jakob nach Santa Fè und von dort nach Cordova hin und wieder, obwohl die Reise immer einige Tage währte. Dies hat mir unser P. Joannes Franziskus Aquilar, ein mehr als 80 jähriger Greis, erzählt. Daß dazumal selbst eine vollkommene Sicherheit geherrscht und man an gar keinen Feind gedacht habe, beweisen die vielen Meiereien der Spanier, die, wie ich im Vorüberziehen aus deren Überbleibseln einige Male sah, in unterbrochenen Reihen an allen Wegen lagen, die aber später von den wilden Abiponern derart verwüstet worden sind, daß von denselben weiter nichts als der Schutt der zerstörten Gebäude übrig geblieben ist. Die Felder haben die Namen ihrer vormaligen Besitzer beibehalten. So heißt eine Gegend noch jetzt Don Gil, eine andere Donna Lorenza, Alarcon, La viuda, Rincon de Cano usw., weil sie einst Leute dieses Namens bebaut und bewohnt hatten. Leider ist jetzt ja auch ein Acker, wo vormals Troja stand. Auf 100 Meilen weit sieht man heutzutage nicht einmal eine Hütte.

Die Landschaft, in welcher die Abiponer wie in ihrem Eigentum frei herumziehen können, erstreckt sich heute von Mittag gegen Mitternacht ungefähr auf 120 Meilen weit. Von Osten nach Westen ist sie an vielen Orten fast ebenso breit. Sie sind nach der Anzahl ihrer Caciquen (Häuptlinge) in verschiedene Horden eingeteilt. Sie verändern ihre Wohnplätze, wählen aber immer eine Lage, wie sie die Zeitumstände, ihre Furcht und Jagdlust erheischen. Nachdem sie ihre Weiber, Kinder und wehrlosen Greise an einen sicheren Ort gebracht haben, unternehmen sie von dort aus in die umhergelegenen christlichen Kolonien von Zeit zu Zeit Streifzüge, um zu plündern und zu rauben, den Spaniern die Köpfe abzuschneiden und dann mit ihrer Beute wieder nach Hause zurückzukehren. Die Scharen der Gefangenen und Pferde und der glückliche Ausgang der Unternehmung bewegt die andern, ein Gleiches zu wagen, so daß, wenn ein Haufe zu Hause wieder anlangte, ein anderer auszog. Kaum verging ein Monat, in dem nicht eine spanische Kolonie von den Feinden überfallen wurde. Wie der einschlagende Blitzstrahl alles erzittern macht, so zagte auch die ganze Gegend, wenn der Feind einen Ort angriff, und zwar desto mehr, je weniger man die Gefahr vermutete.

Es ist schwer zu begreifen, wie 1000 Wilde (so viel Streitbare zählte damals etwa das ganze Volk) eine so ungeheure Provinz in Schrecken versetzen konnten. Freilich ergänzten ihr einmütiges Vorgehen gegen die Spanier, ihre Schlauheit, ihre gegen alles Ungemach abgehärteten Körper und das Bündnis mit den Mokobiern ihre schwache Anzahl an Kriegern. Franz Barreda, Oberbefehlshaber zu S. Jakob, versicherte mir einige Male, daß, wenn auch die ganze Völkerschaft der Abiponer in einer allgemeinen Niederlage aufgerieben würde und nur 10 diesem Blutbade entgingen, so müßte man in ganz Paraguay dennoch die nämliche Wachsamkeit fortsetzen. Er glaubte also, daß 10 Abiponer

zureichten, ganz Paraguay in Unruhe zu setzen. Es ist kein Winkel, den sie nicht wie Furien ausgeraubt, kein von der Natur auf allen Seiten noch so verschlossener Ort, den sie für unzugänglich gehalten hätten. Über die ungeheuren Ströme, den Parana und den Paraguay, schwammen sie, auch dort, wo beide in einem Bette vereinigt sind, so oft es ihnen einfiel. Über die steilen Felsenwände ritten sie, wenn sie über Cordova und die nahen Ortschaften von S. Jago herübersausten, bald hinauf und auch, — was schreckbar anzusehen war, — hinab.

Gott! wie viel Blut wurde da nicht vergossen! Durch unwegsame Wälder, die ganz mit Röhricht und dicht aneinanderstehenden Bäumen bewachsen waren, über Plätze und tiefe schlammige Seen setzten sie ohne Mühe. Die große wohl 150 Meilen lange Ebene, welche zwischen dem Parana und dem Fluß Salado liegt, schwillt oft, wenn ein lang anhaltender Regen fällt, wie ein See an. Regnet es hingegen, wie sich das in Paraguay öfters ereignet, einige Monate nicht, so trocknen die unermeßlichen Landstriche bei der strengen Sonnenhitze dermaßen aus, daß auch ein Vogel kein Tröpfchen süßes Wasser daselbst finden würde. Von beiden Zuständen war ich vielmals Augenzeuge.

Die Abiponer aber hielt keines von beidem auf, sondern sie kamen ebensogut ohne Wasser, als auch durch Überschwemmung nach einer Reise von vielen Tagen unversehrt zu den Wohnplätzen der Spanier, die sie entweder zu plündern oder zu erschlagen im Sinne hatten. Wenn ich mit spanischen Soldaten und Abiponern zugleich reiste, sah ich selbst oft, daß letztere ohne die geringste Schwierigkeit über die tiefsten Moräste zu Pferde setzen, von welchen die ersten schworen, daß sie nicht zu überwinden wären. Es zeige sich ihm eine Hoffnung, Ruhm und eine ansehnliche Beute zu erhaschen, so wird sich kein Abiponer weigern, eine Reise von 300 und mehr Meilen zu unternehmen. So wenig schreckt sie der rauhe Weg oder die Entfernung des Ortes von ihrem Vorhaben ab!

Würde nicht die neue Welt von der alten durch das große Weltmeer geschieden, so wären sie längst nach Europa herübergestreift, um die prächtigen englischen und spanischen Zelter abzuholen. Dies war unser Sprichwort in Paraguay!

Wie gewisse Völkerschaften in Asien Krokodile, Affen und Drachen als eine Gottheit verehren, so würden die Abiponer gewißlich das Pferd anbeten, wenn bei ihnen der Götzendienst Wurzel schlüge. Sie schätzen aber auch nicht ohne Ursache ihre Pferde so hoch; denn sie sind ihre besten Gehilfen im Kriege, durch die sie den spanischen Pflanzern unendlich viel Furcht eingejagt und oftmals Verderben gebracht haben. Den unberittenen Völkerschaften mangelt es zwar nicht an gutem Willen, den Spaniern zu schaden, aber sie haben nicht so gute Gelegenheit hierzu wie die berittenen Stämme und müssen daher öfter die Waffen zu ihrer Verteidigung als zum Angriff gegen die Spanier ergreifen. Werden also die Spanier von

den Abiponern, Mokobiern, Tobas, Charruas, Malbalaes, Mbayas, Quaykurus, Serranos, Pampas und anderen südlichen Indianern am meisten beunruhigt, so mögen sie die Schuld davon sich allein zumessen, da sie selbst nach Paraguay Pferde gebracht haben.

Aber so hat sich das Blatt gewendet! Die Indianer lernten es von den Pferden, dem Geschenke der Spanier, gegen diese selbst einen fürchterlichen Gebrauch zu machen. Die spanischen Reiter besiegten einstmals fast regelmäßig die Indianer; heutzutage werden sie von den indianischen Reitern nicht selten überwunden.

Die Botokuden, ein Jägerstamm.

Nach Maximilian Prinz zu Wied*) (1817).

Unter den Stämmen der Urbewohner von Brasilien existieren heutzutage noch manche, welche kaum dem Namen nach in Europa bekannt sind. Selbst zwischen der Ostküste und dem höheren Rücken von Minas Geraes, in dem großen Striche der Urwälder, der sich von Rio de Janeiro bis zur Bahia de todos os Santos ausdehnt oder zwischen dem 13. und 23. Grade südlicher Breite, leben verschiedene umherziehende Horden wilder Völker, von denen wir bis jetzt nur sehr wenig wußten. Unter diesen zeichnen sich die Botokuden durch mancherlei eigene Charakterzüge besonders aus.

Ehemals waren diese unter dem Namen Aymores bekannten Eingeborenen im höchsten Grade für die schwachen portugiesischen Ansiedlungen furchtbar, bis man sie späterhin mit Nachdruck angriff und in die Wälder zurücktrieb, wo sie heutzutage unter dem Namen der Botokuden leben. Von den Aymores, die ehedem am Flusse Ilheos gewohnt haben, existiert nur noch ein kleiner Rest: ein paar alte abgelebte Personen, die unter dem Namen der Guerens am Flusse Itahype sich aufhalten. Aber noch immer weckt der Name Aymores oder Botocudos bei den europäischen Ansiedlern Empfindungen von Abscheu und Schrecken, weil diese rohen Menschen allgemein in dem Rufe stehen, Menschenfresser zu sein. Den Namen Botocudos haben sie von den großen Holzpflöcken, womit sie Ohren und Lippe verunstalten; denn Botoque bedeutet im Portugiesischen ein Faßspund. Ob sie gleich von der Küste verdrängt worden sind, so blieb ihnen dem ungeachtet noch ein weiter Strich undurchdringlicher Urwälder zum ruhigen, ungestörten Zufluchtsorte frei. Heutzutage bewohnen sie den Raum, der sich längs der Ostküste, jedoch mehrere Tagereisen vom Meere entfernt vom 15. bis zu 19½ Graden südlicher Breite ausdehnt. Sie unterhalten von dem einen dieser beiden Flüsse

*) „Reise nach Brasilien." Bd. II. Frankfurt a. M. 1821. — Diese Beschreibung des Gesstammes hat dem Volke der Botokuden eine gewisse Popularität in Deutschland erworben. „Botokude" ist bei uns nicht gerade ein Schmeichelname und soll auf ein niederes Kulturniveau hinweisen!

bis zum andern eine Verbindung. Westlich dehnen sich die Botokuden bis zu den bewohnten Gegenden von Minas Geraes hin aus.

Die Natur hat diesem Volke einen guten Körperbau gegeben, denn sie haben bessere und schönere Formen als die übrigen Stämme. Sie sind größtenteils von mittlerer Statur, einzelne erreichen eine ziemlich ansehnliche Größe. Dabei sind sie stark, fast immer breit von Brust und Schultern, fleischig und muskulös, aber doch proportioniert. Hände und Füße sind zierlich. Das Gesicht hat wie bei den anderen Stämmen starke Züge und gewöhnlich breite Backenknochen, zuweilen etwas flach, aber nicht selten regelmäßig gebildet. Die Augen sind bei mehreren klein, bei anderen groß, aber durchgängig schwarz und lebhaft. Der Mund und die Nase sind oft etwas dick. Zuweilen soll man jedoch auch blaue Augen unter ihnen antreffen, wie dies von der Frau eines Anführers am Belmonte gerühmt ward, die unter ihren Landsleuten für eine große Schönheit galt.

Sie durchstechen Ohren und Unterlippe und erweitern die Öffnungen durch zylindrische, von einer leichten Holzart geschnittene Pflöcke, die immer größer genommen werden, dergestalt, daß ihr Gesicht dadurch ein höchst sonderbares, widerliches Ansehen erhält. Da sie sich durch diese häßliche Entstellung so auffallend auszeichnen, so schien es mir wichtig, darüber genaue Nachforschungen anzustellen, und ich teile meinen Lesern hier mit, was ich teils durch eigene Ansicht, teils durch glaubhafte Nachrichten davon in Erfahrung gebracht habe.

Der Wille des Vaters bestimmt die Zeit, wann die Operation vorgenommen und das Kind die seltsame Zierde seines Stammes erhalten soll, welches gewöhnlich schon im 7. oder 8. Jahre, öfters auch noch früher geschieht. Man spannt zu dem Zwecke die Ohrzipfel und die Unterlippe aus, stößt mit einem harten, zugespitzten Holze Löcher hindurch und steckt in die Öffnungen erst kleine, dann von Zeit zu Zeit größere Hölzer, welche endlich Lippe und Ohrläppchen zu einer ungeheuren Weite ausdehnen. Ich maß ein solches zylindrisches Ohrholz des Chefs Kerengnatnuck und fand, daß dasselbe 4 Zoll 4 Linien englisches Maß im Durchmesser hielt, bei einer Dicke von anderthalb Zoll. Diese Scheiben verfertigen sie aus dem Holze des Barrigudobaums, welches leichter als Kork und sehr weiß ist. Die weiße Farbe erhält dasselbe erst durch sorgsames Trocknen am Feuer, indem dadurch der Saft sich verflüchtet. Obgleich diese Hölzer äußerst leicht sind, so ziehen sie bei älteren Leuten dennoch die Lippe niederwärts; bei jüngeren hingegen steht sie geradeaus oder etwas aufgerichtet. Es ist dies ein auffallender Beweis von der außerordentlichen Dehnbarkeit der Muskelfieber; denn die Unterlippe erscheint nur als ein dünner um das Holz gelegter Ring und ebenso die Ohrläppchen, welche bis beinahe auf die Schultern herabreichen. Sie können das Holz herausnehmen, so oft sie wollen; dann hängt der Lippenrand schlaff herab und die Unterzähne sind völlig entblößt. Mit den Jahren wird die Ausdehnung immer größer und oft so stark, daß das Ohr-

läppchen oder die Lippe zerreißt, alsdann binden sie die Stücke wieder zusammen und stellen den Ring wieder her. Bei alten Leuten findet man meist, daß eine oder selbst beide Ohren auf diese Art zerrissen sind. Da der Pflock in der Lippe beständig gegen die mittleren Vorderzähne des Unterkiefers drückt und reibt, so fallen diese zeitig, ja schon im 20.—30. Jahre aus oder sind mißgestaltet oder verschoben. Tauschten wir ihnen die Ohrhölzer ab, so hingen sie den dadurch leer gewordenen weiten Rand des Ohrläppchens auf den oberen Teil des Ohres. Das weibliche Geschlecht schmückt sich wie das männliche mit dem Botoque, doch tragen die Weiber ihn kleiner und zierlicher als die Männer.

Eine zweite äußere Verzierung, welche der Botokude liebt, ist die Verschneidung des Kopfhaares. Alle rasieren es um den unteren Teil des Kopfes bis drei Finger breit oder noch höher über die Ohren hinauf glatt ab, so daß bloß auf dem Scheitel eine kleine Haarkrone stehen bleibt, die sie von allen ihren Landsleuten an der Ostküste unterscheidet. Sie bedienten sich zum Abscheren der Haare eines Stückes Rohr, welches sie spalteten und auf der einen Seite schärften. Diese Art Messer sind sehr scharf und nehmen die Haare gut hinweg, allein jetzt sind sie zum Teil schon durch eiserne ersetzt.

Sonst wird der Körper dieser Wilden nicht entstellt; indes ist doch das Bemalen desselben unter ihnen üblich. Bei allen Völkern der Ostküste findet man nichts von der künstlichen Tätowierung der Nukahiver (Markesas-Inseln). Eine kleine Figur im Gesichte eines jungen Coropoindianers war das einzige Zeichen dieser Art, welches ich sah. Die Farben, womit die Botokuden sich bemalen, werden von dem in jenen Wäldern häufig wachsenden Urucu und von der Genipabafrucht genommen. Die erstere gibt ein brennendes Gelbrot und kommt von der Haut, welche die Samenkörner einhüllt; aus der andern erhält man ein sehr dauerhaftes Blauschwarz, welches 8—14 Tage auf der Haut sichtbar bleibt und womit auch die jetzt christlichen Indianer am Amazonenstrome Figuren von Tieren, von Sonne, Mond und Sternen, auf ihre Zeuge malen.

Man findet bei ihnen weder den Gebrauch der Omaguas oder Cambevas, welche, um das Gesicht ihrer Kinder dem Vollmonde ähnlich zu machen, ihnen die Stirn zwischen zwei Stücken Holz flach drückten, noch den Gebrauch des Nasendrückens, dessen ältere französische Reisende bei den Tupinambas erwähnen, Gewohnheiten, welche aber selbst unter jenen jetzt zivilisierten Völkern nicht mehr gefunden werden. Die Kinder der Botokuden sind im Gegenteil oft sehr hübsch, und ihr Haupt ziert schon in frühester Jugend eine kleine Haarkrone.

So wie verschiedene brasilische Stämme in ihrer äußeren Körperbildung einander ähnlich sind, so sind sie es auch in Ansehung ihres sittlichen Charakters. Ihre geistigen Kräfte werden von der rohesten Sinnlichkeit beherrscht. Man hat oft Gelegenheit, die verständigsten Urteile und selbst Witz an ihnen wahrzunehmen. Diejenigen, welche man unter die Weißen bringt, bemerken alles, was sie sehen, genau,

ahmen, was ihnen lächerlich dünkt, mit höchst komischen Gebärden und so treffend nach, daß niemand ihre Pantomimen verkennen kann. Ebenso begreifen sie leicht und erwerben bald mancherlei Kunstfertigkeiten, wie Tanz, Musik usw. Aber weder von sittlichen Grundsätzen geleitet, noch durch Gesetze in den Schranken bürgerlicher Ordnung gehalten, folgen diese rohen Wilden den Eingebungen ihres Instinktes und ihrer Sinne, gleich der Unze in den Wäldern. Die rohen ungezügelten Ausbrüche ihrer Leidenschaften, besonders der Rachsucht und Eifersucht, sind bei ihnen oft um so furchtbarer, als sie schnell aufwallen. Oft aber verschieben sie auch die Befriedigung der Leidenschaft bis zu einer günstigen Gelegenheit, lassen dann aber auch ihrer Rache vollen Lauf. Eine ihm zugefügte Beleidigung rächt der Wilde gewiß, und es ist ein Glück, wenn er nicht mehr zurückgibt, als man ihm zugefügt hat. Ebenso heftig sind sie in der Aufwallung des Zornes. Ein Botokude in der Nähe des Quartels am Belmonte erschoß eins seiner Weiber, das sich durch körperliche und geistige Vorzüge vor allen anderen auszeichnete, aus Eifersucht. Die geringste Beleidigung kann sie aufbringen. Ein Soldat ging am Belmonte mit einigen Botokuden in den Wald, um zu jagen; einer der sonst sehr friedlich gesinnten Wilden verlangte das Messer des Mulatten, und als dieser es verweigerte, suchte er ihm dasselbe mit Gewalt zu nehmen. Der Soldat machte eine drohende Bewegung, als ob er den Wilden stechen wolle, und sogleich schoß dieser ihn nieder. Als eines Tages mehrere Botokuden auf dem Quartel Dos Arcos durch einen Unteroffizier in der Abwesenheit des Oberoffizieres beleidigt wurden, machten sie sogleich gemeine Sache und zogen sämtlich fort, und nur mit vieler Mühe und vielen guten Worten brachte man sie, um den Frieden mit ihnen zu erhalten, endlich wieder zurück.

Behandelt man sie mit Offenheit und Wohlwollen, so zeigen sie sich öfters ebenfalls sehr gutherzig, ja selbst treu und anhänglich. Eine gute Behandlung pflegen sie nicht leicht zu vergessen, wie man dies bei unverdorbenen Naturmenschen gewöhnlich findet. In der Nähe von St. Cruz, sieben bis acht Meilen vom Belmonte, lebte eine Familie, bei welcher ein junger Botokude Zutritt hatte und stets gut und freundlich behandelt worden war. Seine Landsleute streiften zuweilen in feindlicher Absicht in jener Gegend. Eines Tages kam der Wilde in das Haus gerannt und gab durch ängstliche Zeichen zu verstehen, man möchte sich retten, denn seine Landsleute seien im Anzuge. Man achtete nicht auf diese Warnung. Allein bald erschien in der Tat ein wilder Schwarm von Botokuden und ermordete beinahe alle Bewohner des Hauses. Dennoch ist der Umgang, selbst mit den besten jener Menschen, in ihren Urwäldern immer gefährlich; denn da weder ein inneres noch ein äußeres Gesetz sie bindet, so kann oft ein unbedeutender Vorfall sie feindselig stimmen, und es bleibt daher immer sicherer, ihren Zusammenkünften auszuweichen. Am Rio Grande de Belmonte sind sie jetzt von den guten Absichten der Portugiesen gegen sie überzeugt. Man wagt es dort, mit ihnen

in den Wald und selbst auf die Jagd zu gehen, aber doch findet man dabei immer noch eine gewisse Vorsicht und Behutsamkeit nötig.

Trägheit ist ebenfalls ein Hauptzug im Charakter dieser Wilden. Voll natürlicher Indolenz ruht der Botokude untätig in seiner Hütte, bis das Bedürfnis der Nahrung ihn mahnt, und selbst dann macht er Gebrauch vom Rechte des Stärkeren, indem er seine Weiber und Kinder die meisten Arbeiten verrichten läßt. Indessen ist doch ihre Trägheit nicht so groß, wie die der Guaranis, denn sie sind lustig, aufgeräumt und reden gern. Wenn man ihnen etwas Mehl und einen Schluck Branntwein verspricht, so gehen sie einen ganzen Tag mit auf die Jagd.

Die Frau muß dem Manne knechtisch gehorchen, und von einem rasch aufwallenden Zorne zeugen die häufigen Narben an dem Körper des Weibes. Was nicht zur Jagd und zum Kriege gehört, ist alles ihr Geschäft. Sie müssen die Hütte erbauen, Früchte aller Art zur Nahrung aufsuchen, und auf Reisen sind sie beladen wie Lasttiere. Diese mannigfaltigen und mühsamen Arbeiten erlauben ihnen nicht, sich viel um ihre Kinder zu bekümmern. Sind diese noch klein, so tragen sie sie beständig auf dem Rücken mit sich umher; sind sie schon etwas größer, so bleiben sie sich selbst überlassen, wo sie schnell ihre Kräfte gebrauchen lernen. Der junge Botokude kriecht am Boden umher, bis er den kleinen Bogen spannen kann; alsdann fängt er an, sich zu üben, und nun bedarf er zu seiner Ausbildung nichts weiter als die Lehren der Mutter Natur. Die Liebe zu einem freien, rohen und ungebundenen Leben drückt sich ihm von früher Jugend an tief ein und dauert sein ganzes Leben hindurch. Alle jene Wilden, welche man aus ihren mütterlichen Urwäldern entfernt und in die Gesellschaft der Europäer gezogen hat, hielten wohl eine Zeit lang diesen Zwang aus, sehnten sich indessen immer nach ihrem Geburtsorte zurück und entflohen oft, wenn man ihren Wünschen nicht Gehör gab. Wer kennt nicht die magisch anziehende Kraft des vaterländischen Bodens und der früheren Lebensweise!

Wo ist insbesondere der Jäger, der sich nicht nach den Wäldern zurücksehnt, die er von Jugend auf im Genusse der schönen Natur zu durchstreifen gewöhnt war, wenn man ihn in das ängstlich treibende Getümmel großer Städte versetzt? Unter Europäern erzogene Wilde, die nachher entflohen, schafften den europäischen Ansiedlungen oft Nutzen, wenn man sie gut behandelt hatte. Im Kriege hingegen schadeten sie nicht selten, da sie alle Schwächen der Kolonien kannten.

Wenn eine Horde von Botokuden im Walde angezogen kommt und sich niederlassen will, so zünden die Weiber nach der Weise der meisten wilden Völker sogleich Feuer an. Sie nehmen nämlich ein längliches Stück Holz mit einigen kleinen Vertiefungen, in welche ein anderes Stück senkrecht gestellt wird, befestigen häufig an das obere Ende des letzteren ein Stück Pfeilrohr, um es zu verlängern und besser fassen zu können, nehmen dies zwischen beide flache Hände und drehen den Stock schnell hin und her. Unter dem horizontalen

Stück Holz, worin sich die Spitze des Stockes drehen muß, liegt Bast, welches von anderen Personen festgehalten wird; die losgedrehten Fähnchen fangen Feuer und entzünden die Bastfäden. Die Anwendung dieses Feuerzeuges kostet aber viel Zeit und Anstrengung, das Umdrehen ermüdet sehr, und öfters müssen mehrere dabei einander ablösen. Auch die Portugiesen bedienen sich zuweilen auf ihren Zügen in den Wäldern dieser Art Feuer zu machen, wenn es ihnen an einem anderen Feuerzeuge fehlt. Ist das Feuer im Brande, so legen die Weiber sogleich Hand an den Bau der Hütten, schneiden die großen Blätter der wilden Kokospalmen ab und stecken sie gewöhnlich in einer länglichen Rundung dergestalt in die Erde, daß ihre von Natur schlanken Spitzen sich oben in der Mitte übereinander hinneigen und auf diese Art ein Gewölbe bilden. Gewöhnlich sind diese einfach erbauten Hütten von länglicher Gestalt, aber oft auch rund. In der Mitte der Hütte liegen Steine, teils um zwischen denselben Feuer anzuzünden, teils um die harten Kokosnüsse auf denselben aufzuschlagen. In einer solchen Hütte leben fast immer mehrere Familien beisammen, und mehrere Hütten zusammen werden von den Portugiesen eine Rancharia genannt. Bleiben sie lange an einem Orte, so vervollkommnen sie ihre Wohnung, indem sie Holz und Pfähle hinzufügen, auch Zweige, sowie Stroh und große Blätter oben darauf legen, um die Decke recht dicht zu machen. Aller Hausrat liegt in diesen Hütten bloß auf der Erde umher. Es sind ebenfalls wieder die Weiber, welche die meisten dieser Gerätschaften verfertigen. Man findet bei ihnen Kochtöpfe aus einem grauen Ton, die sie am Feuer backen, doch bedienen sich nicht alle Botokuden derselben. Zu Trink- und Wassergefäßen benutzen sie meistens die Schalen von Kürbissen, und wo sie europäischen Wohnungen näher sind, zuweilen die ausgehöhlte Frucht des Kalebassenbaumes, in den großen Waldungen aber gewöhnlich lange Stücke Rohr. Um ein Trinkgefäß zu erhalten, schneiden sie ein Glied des Rohres dergestalt ab, daß der Knoten unten an dem Stücke bleibt und den Boden desselben bildet. Diese Gefäße springen aber leicht auf; indes kleben sie die Risse öfters mit Wachs wieder zu. Die Weiber und Kinder holen das Wasser herbei, welches in ihren Hütten nie fehlen darf, verfertigen von der Tukumpalme Leinen zum Fischfange und aus Blattfäden starke Schnüre, womit sie auch ihre Bogen bespannen. Zu diesem Behufe läßt man die fleischigen Blätter der Pflanze etwas anfaulen und zieht alsdann die äußere Haut ab. Solche Fäden sind dauerhafter als Hanf. Aus dem Pao d'Etopa, wovon auch die Portugiesen den in großen Lagen abgeschälten weichen Bast in Menge verbrauchen, bereiten diese Wilden ihre Betten; denn sie schlafen nicht, wie die meisten südamerikanischen Völker, in Netzen oder Hängematten: ein Stück Etopa, auf der Erde ausgebreitet, dient ihnen zum Lager. Allerhand Früchte und andere Lebensmittel, sowie Waffen, das nötige Rohr und Federn dazu, machen den Rest des Hausrates in der Hütte des Botokuden aus.

Das erste Bedürfnis der so eingerichteten Wilden ist nun die

Nahrung. Ihre Eßlust hat keine Grenzen, und dabei essen sie äußerst gierig und sind während der Mahlzeit für alles andere taub und blind. Füllt man ihnen den Magen recht voll, so ist dies der sicherste Weg, zu ihrer Freundschaft zu gelangen, und fügt man noch einige Geschenke hinzu, so ist man ihrer Anhänglichkeit gewiß. Die Natur hat dem rohen Menschen zur Befriedigung des Hungers die Tiere des Waldes angewiesen, sie lehrte ihn die Jagd und ließ ihn beinahe in allen Teilen der Erde dieselbe einfache Waffe, den Bogen und den Pfeil erfinden. Unter allen Waffen der rohen Urvölker scheint der kolossale Bogen und der dazu im Verhältnis stehende Pfeil der Brasilianer die furchtbarste zu sein. Ein kräftiger, untersetzter Botokude mit scharfem Auge und muskulösem Arm, von Jugend auf geübt, das steife, zähe Holz des hohen Bogens zu spannen, ist in der finster verflochtenen Urwildnis wahrlich ein Gegenstand des Schreckens. Die Waffen aller brasilianischen Wildenstämme gleichen einander in der Hauptsache vollkommen; indes bemerkt man doch kleine Abänderungen unter den verschiedenen Stämmen, die auch zum Teil von örtlichen Ursachen herrühren.

Das Tierreich gewährt in diesen weiten Strichen aneinanderhängender Urwaldungen dem Wilden eine reiche Menge von Nahrungsmitteln, und die Natur schuf auch im Reiche der Gewächse eine Menge der leckersten Speisen für ihre rohen Gaumen. Für alle ihre Bedürfnisse ist dadurch gesorgt, um so mehr, da sie die Sorge für den kommenden Tag nicht kennen. Sie können im Notfalle lange hungern, aber auch dann wieder unmäßig essen. Bringt ihnen der Zufall ein großes Tier in die Hände, so haben alle gleichen Anteil daran, und in kurzer Zeit ist der ansehnliche Vorrat aufgezehrt. Man hat oft gesehen, daß sie bei unmäßiger Überladung des Magens sich wechselweise den Bauch traten. Mäßigkeit ist ihnen ganz fremd, daher sind ihnen Branntwein und alle starken Getränke so gefährlich. Da sie selbst im nüchternen Zustande ihre Leidenschaften nicht zu zügeln wissen, so entstehen im Rausche nur zu leicht blutige Händel unter ihnen. In ihrer Hauptbeschäftigung, der Jagd, sind sie sehr gewandt und geübt, sie beschleichen die Tiere mit einer erstaunlichen Sicherheit, wobei ihnen ihre äußerst feinen Sinne sehr zu statten kommen. Sie kennen alle Fährten und wissen ihnen sicher zu folgen, selbst da, wo unsere Augen nichts mehr sehen; dabei verstehen sie alle Lockstimmen täuschend nachzuahmen. Ihr abgehärteter Körper hilft ihnen, jedes Ungemach, die Hitze des Tages wie die kühle Feuchtigkeit der Nacht leicht ertragen.

Müssen sie im Walde ohne Hütten schlafen, was sehr oft vorkommt, so unterhalten sie ein starkes Feuer; sie lassen dasselbe indessen selbst in ihren Hütten während der Nacht nie ausgehen. Wenn Moskiten, wie es häufig der Fall ist, ihre nackten Körper quälen, so schlagen sie dieselben mit lautem Geräusch tot. Es ist, nebenbei gesagt, auffallend, daß die Fremden von jenen blutdürstigen Insekten weit mehr geplagt werden als die Eingeborenen.

An Wasser fehlt es den Wilden auf ihren Jagdzügen nicht leicht, denn außer den überall in jenen felsigen und bergigen Wäldern rauschenden kleinen Bächen, gibt es hier eine Menge Pflanzen mit erfrischendem Safte. Wenn man von diesen die jüngeren Stämme abhaut, so findet man in den Gliedern eine Menge kühles, etwas fade süßlich schmeckendes Wasser.

Die Wilden schwimmen mit großer Gewandtheit, selbst schon kleine Kinder beiderlei Geschlechts. Auf Bäume, selbst die höchsten, klettern sie mit Leichtigkeit. Zur Jagd ziehen sie teils einzeln, teils truppweise aus. Ihre Anführer sind auch gewöhnlich die besten Bogenschützen und Jäger, weswegen sie in Ansehen stehen. Um mit dem Bogen schießen zu können, trägt der Botokude beständig das linke Handgelenk mit einer Schnur umwickelt, damit er von der Bogensehne beim Losschnellen nicht verwundet werde. An der Stelle dieser ehemals am Handgelenke getragenen Embiraschnur, sieht man jetzt bei den Botokuden gewöhnlich eine Angelschnur, welche ihnen also zu doppeltem Gebrauche, zur Jagd und zur Fischerei dient. Die Angelhaken erhalten sie durch Tausch von den Portugiesen.

Große Jagdtiere, etwa ein Rudel wilder Schweine oder einen Anta suchen die Wilden zu umringen, und ist ihnen dies geglückt, so beeifern sie sich, dem Tiere in größter Schnelligkeit so viele Pfeile in den Leib zu schießen, als nur möglich ist, um es durch den Blutverlust zu entkräften; denn Pfeilschüsse töten selten schnell. Zur Jagd und zum Waldkriege ist der Pfeil eine gute Waffe, und ob er gleich nicht den Nachdruck einer Flinten- oder Büchsenkugel hat, so reicht er doch so weit, als unsere stärksten Schrote und ist dann noch sicherer. Der Schuß geschieht still, wird durch kein Geräusch verraten und ist daher um so gefährlicher; dabei hat die Feuchtigkeit auf denselben keinen Einfluß, und der Bogen versagt nie, wie unser Feuergewehr. Wie oft ist die Witterung in Brasiliens Urwäldern den europäischen Eroberern verderblich gewesen! Waren ihre Gewehre feucht geworden, so wurden sie ohne Mühe von den Wilden gemordet. Aus der dicht verflochtenen Masse des Laubes und der Zweige jener endlosen Wälder fährt der Pfeil schnell hervor, ohne daß man bemerkt, woher er gekommen sei. Daher können die Wilden mehrere Tiere von einer Gesellschaft hinwegschießen, ohne daß die andern etwas bemerken und zu entfliehen suchen. Neben jenen Vorteilen hat diese Art zu jagen doch auch ihre Nachteile, denn der lange Pfeil, welchen der Wilde nach den Tieren in die hohen mit Cipo zu einem Knäuel verflochtenen Baumkronen sendet, bleibt sehr oft dort oben hängen, der Jäger muß alsdann hinaufsteigen, um ihn wiederzuholen. Die Wilden, welchen wir auf unseren Reisen zur Jagd der Vögel für unsere zoologischen Sammlungen gebrauchten, entledigten sich in solchen Fällen stets ihrer Kleidungsstücke, da sie nackt weit leichter klettern können. Sie setzen dabei an Stämmen von mäßiger Dicke die Füße gleich hoch gegen die Rinde und halten sich mit den Zehen fest. Ja, ich sah wohl, daß sie die Sohlen mit ihrem Speichel benetzten und sich auf diese

Art schnell in die Höhe schoben, wie etwa Frösche, mit welchen sie in einer solchen Stellung zu vergleichen sind, sich in Sümpfen fortschnellen.

Wenn der Brasilianer sich zum Schlusse fertig macht, so legt er den Pfeil immer auf die linke Seite des Bogens, hält mit dem Zeigefinger der linken Hand denselben fest, während die beiden ersten Finger der rechten ihn mit der Bogensehne zurückziehen. Die drei übrigen Finger dieser Hand werden bloß um die Sehne gelegt, um dieselbe zurückziehen zu helfen. Das Auge wird in die Linie des Pfeiles gebracht, der Bogen aber immer in senkrechter Stellung gehalten. Eine Haupterfordernis bei diesem Geschosse ist, daß die Pfeile sehr gerade und völlig im Gleichgewichte gearbeitet sind.

Unter allem Wildbret sind die Affen dem wilden Jäger am angenehmsten, sie gelten für einen großen Leckerbissen. Bemerken die Wilden diese Tiere auf einem großen Baume, so umringen sie denselben und geben genau acht, wohin sie zu entfliehen suchen. Ist der Baum sehr hoch, so steigt einer der Jäger auf einen benachbarten Stamm und sucht von da in geringerer Entfernung einen Pfeil abzuschießen. Die Botokuden verzehren die meisten Tierarten, selbst die Arten des Katzengeschlechts. Unter den Schlangen, welche sie im allgemeinen hassen und töten, benutzen sie nur die größte Art des Geschlechts der Boa. Sie beschleichen diese Wasserschlange, wenn sie ruht und schießen ihr womöglich den Widerhakenpfeil durch den Kopf, um sie fest zu heften, können sich aber auf diese Art nur der jüngeren, kleineren Tiere bemächtigen. Sie sollen sie besonders ihres Fettes wegen töten. Wie oben schon bemerkt, ziehen sie indessen aller anderen animalischen Speise das Affenfleisch vor, und da diese Tiere an Körper- und Knochenbau Ähnlichkeit mit dem Menschen haben, so gaben die Europäer, wenn sie Reste von den Mahlzeiten der Botokuden fanden, ihnen vielleicht aus Verwechslung Schuld, daß sie besonders das Menschenfleisch liebten. Wenn indessen auch diese Wilden von dem Vorwurfe, Menschenfleisch zu essen, nicht freigesprochen werden können, so scheint es doch gewiß, daß sie nicht aus Wohlgeschmack, sondern nur selten und bloß, um ihre wütende Rachgier zu befriedigen, sich einer solchen Unmenschlichkeit schuldig machen. Man behauptet zwar, daß die Tapuyas das Fleisch der Neger allem andern vorzögen; ich kann hierüber nicht entscheiden; man behauptet aber auch, daß die Botokuden die Neger für eine Art Affen gehalten und sie daher „Erdaffen“ genannt haben.

Alle zum Essen bestimmten Tiere nehmen die Weiber vorher aus, sengen ihnen hierauf am Feuer die Haare ab und spießen sie an einen Stock, welcher in der Nähe des Feuers als Bratspieß aufgesteckt wird. Kaum ist das Tier ein wenig durchgebraten, so zerreißen sie dasselbe mit den Händen und Zähnen und verschlingen es halb roh und oft noch blutend. Die vorher ausgenommenen Gedärme werfen sie indessen nicht weg, sondern ziehen sie zwischen den Fingern durch, um sie auszuleeren, braten und essen sie dann gleichfalls. Die Köpfe

werden so abgenagt, daß selbst die harten Knochen zerbissen und ausgesogen werden: kurz, es darf ihnen nichts verloren gehen.

Die Klasse der Insekten liefert den Wilden einige große im Holze wohnende Larven, nach welchen sie sehr lüstern sind. In dem Stamme des Barrigudobaumes findet man die beinahe Fingers lange Larve des Prionus cervicornis und andere. Um diese aus dem weichen Marke des Baumes hervorzuziehen, schneiden sie sich Stöcke, schärfen dieselben am unteren Ende, bohren damit das Insekt heraus, stecken alsdann mehrere derselben an einen Spieß, braten und essen sie. Doch führt ihnen nur der Zufall dieses Gericht zu, da sie keine Instrumente haben, starke Bäume umzuhauen. Vogeleier wissen sie geschickt aufzufinden. Um sich der Fische zu bemächtigen, verfertigen sie kleine Bogen von 3—3 ½ Fuß Länge nebst einem kleinen verhältnismäßig unbefiederten Pfeile ohne Widerhaken mit glatter Spitze. Vorher sollen sie oft eine gewisse zuvor wund geklopfte Baumwurzel in das seichte Wasser werfen, um die Fische anzulocken oder zu betäuben. Sie fehlen die Fische im Wasser nicht leicht, ja, ich habe sie selbst oft mit ihren großen Jagdpfeilen dieselben treffen gesehen. Besonders die Kinder üben sich im Bogenschießen auf die Fische. Angeln, welche sie von den Portugiesen kennen gelernt haben, schätzen sie sehr, und man kann ihnen kein willkommeneres Geschenk machen.

Ebenso reichhaltig als das Tierreich ist auch das Pflanzenreich an Nahrungsmitteln für den Urbewohner dieser Wildnisse. Die Waldungen enthalten eine solche Menge verschiedener Gewächse, besonders an Bäumen und Sträuchern, daß der Botaniker hier sein ganzes Leben zubringen müßte, um sich eine einigermaßen vollendete Kenntnis derselben zu erwerben. Hier wachsen eine Menge aromatischer Früchte, von welchen viele, in den Gärten kultiviert, weit größer, fleischiger und schmackhafter werden würden. Den Gebrauch des Salzes haben die Tapuyas erst durch die Europäer kennen gelernt. Wie man mir in Brasilien versicherte, soll es die Zahl der Eingeborenen sehr vermindert haben.

Um endlich die Liste der mannigfaltigen Lebensmittel der Botokuden zu vervollständigen, muß ich noch einer Ameise mit ungewöhnlich großem Hinterleibe gedenken, deren Leib sie rösten und für sehr schmackhaft halten.

Das Gesagte wird hinlänglich zeigen, daß die ohnehin nicht heiklen Botokuden nicht leicht Hunger zu leiden brauchen, besonders, da sie sich in jeder Lage des Lebens zu helfen wissen. Dennoch aber tritt bei ihrer heftigen Eßlust zuweilen Mangel ein, in welchen Fällen man sie bei den Ansiedlungen um Lebensmittel bitten, und wenn diese verweigert wurden, die Pflanzungen mit Gewalt plündern sah. Als Mitesser findet man unter ihnen magere Hunde, die sie von den Europäern erhalten haben. Sie gebrauchen sie häufig zur Jagd, füttern sie aber schlecht; gewöhnlich sind sie falsch und fallen die Fremden laut bellend an. Sie benutzen vorzüglich große Hunde zur Jagd der wilden Schweine, die in diesen Wäldern sehr häufig sind

und leicht von denselben gestellt werden, eine Eigenart, worin sie mit unseren europäischen wilden Schweinen ganz überein kommen. Schlägt der Hund laut, so gewinnt der Jäger Zeit, herbeizuschleichen und dem Tiere einen Pfeil zuzusenden. In den Ansiedlungen waren daher immer große Hunde ein vorzüglicher Gegenstand ihrer Raubsucht.

Hat eine Horde Botokuden eine Gegend so ausgejagt, daß sie sich den Unterhalt nicht recht bequem mehr verschaffen kann, so verläßt sie plötzlich die Hütten und zieht weiter, wie dies die andern wilden Stämme auch zu tun pflegen. Der Abschied von ihrem bisherigen Wohnplatze wird ihnen nicht schwer, denn sie hinterlassen nichts, was sie fesseln könnte und finden auf jeder Stelle dieser weiten Wildnisse neue Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Von ihren verlassenen Wohnungen sieht man dann keine weitere Spur, als vertrocknete Palmblätter, welche die Hütten bildeten, und man sucht daselbst vergebens Bananen- und Melonenbäume.

Wenn die Gesellschaft aufbrechen will, so laden die Weiber ihre wenigen Habseligkeiten in die aus Bindfaden geknüpften Reisesäcke, welche größtenteils auf dem Rücken durch einen über die Stirn laufenden Strick getragen werden. Oft werden diese schon schwer gefüllten Säcke noch drückender durch ein auf dieselben gesetztes Kind.

Der Mann geht leer mit Bogen und Pfeilen in der Hand nebenher. Nicht zu breite und reißende Flüsse passieren sie auf Übergängen von Schlingpflanzen, welche sie in jeder Gegend gewöhnlich schon vorher zu diesen Endzwecken angebracht haben. Sie sind sehr kunstlos und bestehen bloß in einer langen, einfachen, etwas schlaff an der Oberfläche des Wassers gespannten Cipo. Auf dieser gehen sie mit den Füßen und halten sich mit den Händen an einer andern, höher ausgespannten. Über solche rohe Stege arbeitet sich die ganze Truppe hinüber, alt und jung mit allem Gepäck.

Ein Mann hat gewöhnlich so viel Weiber, als er ernähren kann, und ihre Zahl soll zuweilen bis zu 12 anwachsen. Ich habe indessen nie Männer mit mehr als 3—4 Weibern gefunden. Die Ehen sollen ohne alle Zeremonien geschlossen und bloß durch den Willen der beiden Personen und der Eltern bestimmt, aber auch ebenso leicht wieder aufgelöst werden. Eine Frau soll die Abwesenheit ihres Mannes benutzen dürfen, um zu einem andern zu entfliehen, wenn dieser eine große Jagdbeute gemacht hat, ohne daß eine solche Entweichung für sie unangenehme Folgen herbeiführt.

Bei den Spielen der Tapuya sah ich nie Uneinigkeit, Zank oder Schlägerei entstehen, dagegen habe ich aber wohl Gelegenheit gehabt, einem großen Zweikampf mit Prügeln beizuwohnen, der wegen eines Eingriffs in die Jagdgerechtigkeit entstanden war. Förmliche Streitigkeiten, wovon die ganze Horde oder Familie wie in dem genannten Falle, teilnimmt, können durch heftige Beleidigung eines einzelnen Gliedes derselben oder besonders durch Eingriffe in das Jagdrevier entstehen, da eine jede Gesellschaft oder Horde bei ihren Streifereien gewisse Jagdgrenzen beobachtet. Oft sind häusliche Uneinigkeiten die

Ursache der Schlägereien. Die Kinder z. B. haben Hunger und quälen die das Fleisch bratende Mutter zu sehr, indem sie schreien und weinen. Der Vater kommt dazu und schlägt sie, aber die Mutter verteidigt sie. Nun wird der Mann zornig und prügelt seine Frau sehr heftig, deren Verwandte nehmen teil, und eine Schlägerei ist die Folge. Oft nehmen ganze Horden oder Stämme daran teil. Nach Beendigung trennen sich Mann und Frau. Die letztere behält die Kinder und wird von ihrem Vater ernährt. Solche cholerische Männer hingegen sind gewöhnlich dadurch gestraft, daß sie nicht leicht eine Frau finden. Diese Gefechte ziehen oft noch andere nach sich. Wichtigere Streitigkeiten erfordern die Teilnehmer des ganzen Stammes, und es entsteht dann Krieg.

Das Gesellschaftsleben der Tupinamba.

Nach Johann von Lery*) (1559).

Achtzehntes Hauptstück.

Was man bei den Brasilianern Gesetze und Polizei nennen könne? Wie höflich sie die Fremden aufnehmen. Von den Tränen und Reden, mit welchen die Fremden sogleich bei ihrem Eintritte von den Weibern empfangen werden.

Was die Polizei der Barbaren angeht, so ist es kaum zu glauben, wie schön einig sie von dem einzigen Lichte der Natur geleitet, leben, was nicht erzählt werden kann, ohne zur größten Schande derjenigen, welche in den göttlichen und menschlichen Gesetzen unterwiesen sind. Dies ist jedoch bloß von den Angehörigen einer Nation untereinander oder von Verbündeten zu verstehen, denn gegen ihre Feinde gehen sie mit aller Rücksichtslosigkeit vor. Entsteht bei ihnen ein Streit, (was aber sehr selten geschieht, denn das ganze Jahr hindurch, welches ich unter ihnen zugebracht, habe ich nur zweimal Streit gesehen,) so kümmern sich die Zuschauer gar nicht darum, den Streit beizulegen, sondern lassen die Streitenden ruhig nach Gefallen handeln, und sollten sie auch einander die Augen ausschlagen. Verwundet jedoch einer den andern, und man kann seiner habhaft werden, so wird ihm von den Anverwandten des Verwundeten an demselben Teile des Körpers eine Wunde beigebracht; ja, wenn vielleicht auf die Wunde der Tod folgen sollte, so wird der Mörder von den Verwandten des Erschlagenen aus dem Wege geschafft. Sie bezahlen also Leben mit Leben, Auge mit Auge, Zahn mit Zahn. Jedoch der Fall kommt, wie gesagt, sehr selten bei ihnen vor.

Unbewegliche Güter sind bei ihnen Hütten und Felder, die viel größer sind, als die Eingeborenen brauchen. In Ansehung der Hütten

*) Nach der Bearbeitung von 1794. — Das alte „Deutsch“ wurde soweit als möglich beibehalten, um die alte, kräftige Ausdrucksweise des Berichterstatters möglichst wiederzugeben. — Der Tupistamm im Mittelalter! (Siehe den nächsten Abschnitt.)

ist zu bemerken, daß jedes Dorf 600 Menschen faßt und daher mehrere in einem Hause wohnen müssen. Weil jedoch jede Familie in den bis zu 60 Fuß langen Häusern ihren besonderen Platz hat, so hat jeder Hausvater seine Weiber und Kinder besonders. Hierbei ist zu bemerken (was in der Tat zu bewundern ist), daß die Amerikaner nicht nur fünf oder sechs Monate an demselben Orte wohnen bleiben, sondern mit den Materialen und dem Kraute Pengdo (Pindo), woraus ihre Häuser bestehen, fortwandern, und so die Dörfer häufig versetzen, welche jedoch immer dieselben Benennungen behalten. Ich selbst habe einige Dörfer über 50 Schritte fortrücken sehen.

Hieraus wird nun klar, daß bei unseren Amerikanern nicht nur keine ungeheuren Paläste aufgeführt werden (wie einer von den Peruanern geschrieben, dieselben hätten so prächtige hölzerne Häuser, daß Zimmer von 150 Fuß in der Länge und 80 in der Breite darin seien), sondern, daß auch keiner eine Hütte erbaue, welche er vervollkommnen könne, ja, welche er sein Leben lang nicht über zwanzigmal abreißen und wieder aufbauen müsse, wenn er nur die gewöhnliche Zeit eines Mannes lebt. Fragt man sie um die Ursache dieser ihrer so wiederholten Veränderung ihrer Wohnplätze, so sind sie sogleich mit der Antwort fertig, die Veränderung der Luft trage vieles zur Gesundheit bei, und wenn sie von der Gewohnheit ihrer Voreltern abgingen, würden sie sogleich sterben.

Was die Felder betrifft, so hat zwar jeder Eingeborene einige besonders, welche er nach Wohlgefallen, wo er will, sich zur Anlegung von Gärten auswählt, überlassen aber die ängstliche Sorge der Abteilung der Felder, Setzung der Grenzsteine und genauer Bestimmung derselben unseren Geizhälsen und Scharrern.

Um von ihrem Hausrate wenigstens einiges zu berichten, will ich hier die Kunst der amerikanischen Weiber im Baumwollespinnen, deren sie sich sowohl zu Stricken, als zu ihren Hängebetten häufig bedienen, erwähnen.

Wenn die Baumwolle aus den Hülsen genommen ist, rupfen sie sie, statt allen Blähungen, mit den Fingern etwas auseinander und werfen sie in einem Haufen auf die Erde, denn sie wissen nichts vom Gebrauche der Spinnrocken. Statt der Spindel haben sie einen fingerdicken und fußlangen Stab, welchen sie durch eine durchbohrte hölzerne Kugel stecken. Hierauf befestigen sie die Baumwolle oben an der Spitze des Stabes, drehen das ganze Instrument alsdann unten (wie unsere Weiber die Spindeln) und lassen es aus der Hand fahren. Diese Kugel rollt nun in den Häusern und Straßen wie ein Knäuel umher, und so bringen sie einen Faden zustande, der nicht nur zur Verfertigung der Hängematten taugt (zu welchen dicke Fäden gebraucht werden), sondern auch von der feinsten Art ist. Von dem letzteren habe ich nach Frankreich mitgebracht, und ein Brustlatz aus weißem Gespinste auszieren lassen, und wirklich war er so fein, daß er von allen für die ausgesuchteste Seide gehalten wurde.

Ihre baumwollenen Betten heißen sie Inis*). Die Weiber, deren Geschäft es ist, sie zu verfertigen, haben hierzu Weberstühle, welche ein wenig anders als die unsrigen sind, denn sie liegen nicht in der Länge, sind auch nicht aus so vielen Maschinen zusammengesetzt, sondern sie stehen so hoch, als die Weiber selbst sind, in die Höhe, und so fangen sie auf ihre Art an von unten herauf zu weben. Einige machen sie wie Netze, andere aber dichter, wie das lockerste Leinenzeug. Sie sind fünf bis sechs Schuhe lang und eine Elle breit. An jedes Ende werden baumwollene Stangen gemacht, an welche Stricke befestigt werden, um sie in die zu diesem Gebrauche angebrachten Balken in den Hütten aufzuhängen. Sind sie im Lager, im Walde, auf der Jagd oder an der Küste auf dem Fischfange, so hängen sie selbige an Bäumen auf.

Sind diese Betten (damit ich nichts übergehe) von dem menschlichen Schweiße oder wegen der immerfort brennenden Feuer vom Rauche schmutzig geworden, so werden sie auf folgende Art gewaschen. Die Weiber sammeln in den Wäldern eine Frucht, die von einer platten Gurke in der Gestalt nicht sehr verschieden, allein viel größer ist, so, daß man kaum eine in der Hand tragen kann. Diese Früchte schneiden sie in Stücke, werfen sie in ein sehr großes irdenes Geschirr und befeuchten sie mit Wasser, rühren sie dann mit einem Stocke stark um und bringen aus ihnen auf diese Art einen Schaum zustande, dessen sie sich statt der Seife bedienen und ihre Betten so reinigen, daß sie an Weiße dem Schnee oder den Färberstüchern gleichkommen.

Übrigens lasse ich es der Beurteilung derjenigen, so es erfahren, ob es sich, besonders zur Sommerszeit, in dergleichen Betten nicht angenehmer schlafen läßt, als in unsern gewöhnlichen, und ob ich ohne Grund behauptet habe, der Gebrauch dergleichen Betten sei auf der Wache viel gemächlicher als unsere gewöhnlichen Pritschen, worauf sich unsere Soldaten herumwälzen müssen. Denn erstlich werden die Kleider beschmutzt und Läuse herbeigezogen, und zweitens, was noch mehr ist, wenn sie zum Gefechte aufstehen sollen, so ist der Leib von den Waffen, welche immer am Leibe kleben, gleichsam zerquetscht, wie wir bei der Belagerung der Stadt Sancerre im Ernste erfahren haben, denn der Feind blieb ein ganzes Jahr vor unsern Mauern.

Den übrigen Hausrat der Amerikaner ziehe ich in der Kürze zusammen. Die Weiber, denen überhaupt die Besorgung des Hauswesens obliegt, bereiten ungeheure Röhren und verfertigen sehr große irdene Geschirre, um in denselben ihre Getränke aufzubewahren. Ferner machen sie Töpfe von verschiedener Form, kleine und mittelmäßige Waschbecken, Schüsseln und dergleichen Geschirre mehr, welche von außen nicht im geringsten poliert, inwendig aber so geglättet sind, daß diese Weiber unseren Töpfern an Kunst nichts nachgeben. Nebstdem feuchten sie eine goldgelbe Farbe mit Wasser an, mit welcher sie allerhand auswärts auf ihre Gefäße malen; besonders jedoch auf die,

---

*) Natürliche Hängematten.

worin sie ihr Mehl und andere Speisen aufbewahren. Sie sind nachher sehr niedlich zum Gebrauche und viel besser als die hölzernen Gefäße, deren sich hier nicht wenige bedienen. Die Malereien haben jedoch den Fehler, daß sie ihre Pinselarbeiten, worin sie denn alles nach ihrem Wohlgefallen machen, nicht wiederholen können, weil sie kein anderes Original als ihre Phantasie vor sich haben. Daher kommt es denn auch, daß man kaum zwei ähnliche dergleichen Malereien antreffen wird.

Überdies haben die Barbaren Gurken und andere Fruchtarten, welche sie voneinander schneiden, aushöhlen und statt Becher, welche sie Kui nennen, und anderer verschiedenen Geschirre brauchen. Sie haben auch große und kleinere Körbe und sogar Henkelkörbe von Binsen und gelblichen Pflanzen, die dem Weizenstroh nicht unähnlich sehen, sehr schön geflochten. Diese heißen sie Panakong, legen in selbige Mehl und sonstige Sachen.

Wir haben nun die Häuser der Barbaren erbaut und mit Geräte ausgerüstet gesehen, jetzt müssen wir sie darinnen selbst besuchen. Dies müssen wir aber etwas weiter herholen.

Wiewohl die Tupinambolsier ihre Gäste äußerst höflich empfangen, so werden doch die Franzosen und andere Fremde, die ihrer Sprache noch nicht kundig sind, anfänglich über ihre ungewöhnlichen Gebräuche erstaunen. Als ich das erste Mal unter sie kam, welches ungefähr den 20. Tag nach unserer Ankunft im Fort des Coligny geschah, führte mich ein Dolmetscher in etliche Dörfer auf dem festen Lande. Das Erste, welches mir zu Gesicht kam, heißt in der Sprache der Eingeborenen Yburasi, bei den Franzosen aber Pepeng, von einem Schiffer, der einst hier ein Schiff befrachtet hatte und liegt nur 4000 Schritte von unserem Fort.

Bei meinem Eintritte kamen eine Menge Barbaren um mich herum und redeten mich mit diesen Worten an: „Marape derere? Marape derere?“ d. i.: Wie heißest du? Dies waren mir nun ganz unbekannte Worte. Einer von ihnen nahm mir meinen Hut und setzte ihn auf seinen Kopf, ein anderer band meinen Gürtel und Degen um seinen bloßen Leib, ein dritter zog mein Unterkleid an, alle machten mich mit ihrem Geschrei bald taub und liefen mit der Beute vor mir hin und her. In diesen Umständen glaubte ich alle meine Sachen verloren zu haben und wußte nicht, wie sicher ich bei ihnen sei. Allein, wie ich nachher selbst erfahren, diese Furcht war von der Unwissenheit ihrer Gebräuche entstanden; denn sie pflegen dies alles jedem Fremden, besonders jenen, welche sie noch nie gesehen haben, zu tun. Sind sie aber zu ihrem Vergnügen eine Zeit lang in dieser Tracht umhergegangen, so bringen sie alles mit der größten Genauigkeit wieder zurück.

Nach diesem bedeutete mir der Dolmetscher, sie wünschten sehnlich, meinen Namen zu wissen. In der Angebung desselben aber dürfte ich unsere Art nicht gebrauchen, denn sie könnten unsere Namen nicht einmal aussprechen, (statt Johann sagten sie Niang,) geschweige denn behalten; man müsse daher ihnen eine Sache nennen, welche

sie kennen. Es ging mit meinem Namen auch sehr glücklich von statten, denn, wie mir der Dolmetscher versicherte, der in der brasilianischen Sprache sehr erfahren war, bedeutet hier mein Name Lery eine Muschel. Ich antwortete ihnen daher, ich hieße Lery ussu. Sie lobten das, wiederholten ihr Verwunderungszwischenwort „Tech" zum öfteren und sagten zu mir: „In der Tat, ein vortrefflicher Name! Nie haben wir einen Mann angetroffen, der einen solchen Namen gehabt hätte." — Hier kann man auch noch beiläufig bemerken, daß sie ein starkes Gedächtnis haben, daß sie eines Namens, welchen sie einmal gehört haben, nie wieder vergessen.

Die übrigen Gebräuche bei Empfang der Gäste werde ich nachher erzählen. Jetzt will ich nur noch erklären, was mir bei meinem ersten Aufenthalte unter den Barbaren begegnete.

Ich ging mit dem Dolmetscher an diesem Tage noch weiter und kehrte in dem Dorfe Oeramiri in der Landessprache, bei den Franzosen aber Goset, von dem Namen eines Dolmetschers, welcher eine Zeitlang darin gewohnt hatte, ein. Wir kamen beim Untergange der Sonne an, und trafen die Barbaren beim Tanzen und Kauiren (Kneipen) wegen eines Gefangenen, welchen sie an dem Tage geschlachtet hatten. Man kann sich leicht vorstellen, was mich für ein Schrecken befallen habe, als ich die Stücke Fleisch noch auf dem Bukang (Bratrost) liegen sah. Jedoch das war alles noch nichts, in Vergleichung mit der Furcht, von der ich nachher heimgesucht wurde.

Wir gehen in eine Hütte, setzen uns, dem hergebrachten Gebrauche gemäß, auf die Hängebetten; die Weiber weinen auf die weiter unten zu erklärende Art; der Hausvater nimmt uns mit freundlichen Worten auf. Der Dolmetscher, der an dies alles gewöhnt war und an ihren Saufgelagen großes Vergnügen fand, ließ mich, der ich von allen diesem nichts wußte, ganz allein und mischte sich unter die Tänzer und Säufer. Ich aber schlummerte vor Mattigkeit, nachdem ich mich mit Mehl und einigen andern uns vorgesetzten Speisen erquickt hatte, in dem Bette ein. Jedoch ward ich durch den Lärm der tanzenden und saufenden Barbaren, die den Gefangenen fraßen, aufgeweckt, besonders aber durch einen, der mit einem gebratenen Fuße in der Hand zu mir trat und mich, wie ich nachher hörte, (denn damals verstand ich ihn nicht,) fragte, ob ich nichts davon essen wollte, so in Furcht gesetzt, daß mir meine Schläfrigkeit völlig verging. Und wirklich glaubte ich, durch dieses Betragen, welches ich mir auf die böse Seite auslegte, wollte mir der Barbar anzeigen, bald würde mein Fleisch ebenso verzehrt werden. Nebstdem (wie denn Furcht Argwohn erzeugt) kam mir sogleich in den Sinn, der Dolmetscher habe mich verraten und den Barbaren in die Hände geliefert. Ich würde daher ohne Anstand aufs schleunigste die Flucht ergriffen haben, wenn ich nur einen Weg dazu offen gefunden hätte. Allein die Barbaren, deren Absicht ich nicht wußte, denn sie hatten gar nichts Böses mit mir vor, standen auf allen Seiten um mich herum. Hierdurch ward ich noch in meiner Furcht bestärkt und glaubte immerfort, jetzt sei

der Augenblick da, daß ich geschlachtet würde. Ich betete daher die ganze Nacht zu Gott. Leser, welche ernstlich über meine Erzählung nachdenken, mögen es überlegen, ob mir diese Nacht ohne Grund lang geworden sei! —

Beim Anbruche des Tages kam der Dolmetscher, welcher sich die ganze Nacht unter den Barbaren lustig gemacht hatte, zu mir zurück und fand mich bleich und vom Fieber ergriffen. Er fragte mich, ob ich mich nicht wohl befände, ob ich nicht sanft geschlafen hätte? Ich schalt ihn heftig, daß er mich unter den Barbaren allein gelassen, deren Rede ich nicht verstände, kurz, als ich meine Furcht nicht ablegen konnte, bat ich ihn inständig, aufzubrechen. Er hieß mich hingegen guten Mutes sein und bedeutete mir, daß die Barbaren gar nicht übel auf uns gesinnt seien. Hierauf erklärte er diesen, die die ganze Nacht, doch nur um mir zu meiner Ankunft Glück zu wünschen, um mich herum gestanden hatten, die Sachlage. Sie bedeuteten uns, daß sie etwas davon gemerkt hätten, dabei aber sehr bedauerten, daß ich die Nacht in solcher Furcht vor ihnen habe zubringen müssen. Endlich brachen sie in ein Gelächter aus, zum Troste für diese meine Furcht.

Von da gingen wir noch zu einigen anderen Dörfern, allein, das da sei genug von meinem ersten Irrtume unter den Barbaren. Zum übrigen!

Die Zeremonien der Barbaren bei Aufnehmung der Fremden sind folgende:

Zuerst muß der Fremde, sobald er in das Haus des Mussakat, den er sich zum Wirte gewählt hat (dies muß man in jedem Dorfe tun, und man darf ja zu keinem andern gehen, wenn man nicht bei dem ersteren in Ungnade kommen will), sich auf ein baumwollenes Hängebette setzen und eine Zeitlang still so sitzen bleiben. Kaum ist er da, so kommen die Weiber, umgeben das Bett, setzen sich auf die Erde, legen die Hände auf ihre Augen, beweinen so die glückliche Ankunft ihres Gastes und bringen unzähliges zu seinem Lobe vor, z. B.: „Du hast so viele Mühe auf dich genommen, um zu uns zu kommen. Du bist ein guter, ein tapferer Mann." Ist der Fremde ein Franzose, so setzen sie hinzu: „Du hast uns sehr viele vortreffliche Waren gebracht, die uns hier fehlen." — Kurz, wie ich gesagt habe, empfangen die Weiber mit Tränen und schmeichelhaften Reden ihre Gäste. Will der Gast, der in dem baumwollenen Bette sitzt, seinem Wirte gefällig sein, so muß er, wenn er nicht in der Tat weint (wie ich denn einige der unsrigen gesehen, die von dem Geheule dieser Weiber so weich wurden, daß sie wirklich Zähren vergossen), mit einem dazu gestellten Gesichte, wenigstens etwas antworten, seufzen und so ein Weinen erkünsteln.

Nachdem dieser artige Gruß der Weiber zu Ende ist, tritt endlich der Mussakat, der während der Zeit mit dem größten Eifer an irgend etwas gearbeitet, und, gleichsam, als ob er seinen Gast nicht bemerkte, die Augen nicht einmal auf ihn gewendet, (Schmeicheleien, die von

unseren Umarmungen ganz verschieden sind) zu seinem Gaste, und fängt mit ihm zu reden an: „Bist du gekommen? Wie befindest du dich? Was suchst du?“ usw. — Nachgehends fragt er, ob man hungerte? Sagt man ja, so läßt er gleich allerhand Speisen, als Mehl, was ihnen statt des Brotes dient, Wildbret, Geflügel, Fischwerk und andere dergleichen Sachen, in irdenen Geschirren vorsetzen. Weil sie jedoch den Gebrauch von Tischen und Bänken nicht kennen, wird das alles auf dem Boden vorgetragen. Ist man durstig und will Kaueng, so erhält man denselben gleich, wenn er nur da ist.

Sind die Weiber endlich mit der Beweinung der Ankunft der Gäste zu Ende, so bringen sie letzteren Früchte und andere Geschenke und fordern auf diese Art stillschweigend Kämme, Spiegel und Glaskorallen, um sie um ihre Arme zu wickeln.

Will man ferner in dem Dorfe übernachten, so läßt der Eingeborene ein sehr reines Bett aufhängen, um selbiges herum kleine Feuer anzünden und letzteren die Nacht durch mehrmal aufhelfen mit Hülsen, welche sie Tatapekua nennen und den Feuerschirmen nicht unähnlich sehen, womit bei uns die zarten Weiber das Feuer vom Gesicht abhalten.*) Dies geschieht aber alles nicht der Kälte halber, sondern wegen der Feuchtigkeit der Nächte, besonders aber, weil es so Gebrauch bei ihnen ist.

Weil wir aber auf die Rede vom Feuer gekommen sind, welches sie Tata, den Rauch aber Tatateng nennen, halte ich es der Mühe wert, die vortreffliche Art, es zu erwecken, hier zu erklären. Sie verdient nicht weniger Bewunderung, als der skotische Stein, der (wie ein Untersucher der Seltenheiten dieses Reiches erzählt) mit Werg oder Stroh umwickelt von sich selbst Feuer hervorbringt. Die Barbaren lieben das Feuer sehr und vermissen selbiges daher ungern, sie mögen nun zu Hause oder auf der Jagd in den Wäldern oder auf dem Fischfange an der Küste sein, besonders zur Nachtzeit, denn sie fürchten sich entsetzlich, unvorhergesehen überfallen zu werden. Selbiges aber zu erwecken, bedienen sie sich statt des bei uns gebräuchlichen Steines und Stahls, welche bei ihnen unbekannt sind, zwei Gattungen Holzes, wovon eins ganz weich, das andere hingegen sehr hart ist. Sie spitzen eine schuhlange Rute aus dem harten an einem Ende wie eine Spindel zu, stecken diese Spitze in ein Stück des weichen Holzes, welches sie auf die Erde oder auf einen Stumpf eines Baumes gelegt haben und drehen dann die harte Rute mit der größten Geschwindigkeit in den Händen herum, gleichsam als ob sie das unterlegte Stück Holz durchbohren wollten. Durch diese so geschwinde und gewaltsame Reibung wird nicht nur ein Rauch hervorgebracht, sondern auch Feuer erzeugt, welches mit Baumwolle oder trockenen Blättern (statt unseres Zunders) leicht aufgefangen wird. Ich habe das selbst probiert.

Wir wollen nun zur Besorgung der Aufnahme der Gäste zurück-

---

*) Also mit Fächern.

kehren. Nachdem die Gäste auf die angezeigte Art Speise zu sich genommen und sich gelegt haben, so geben sie, wenn sie freigebig sind, den Männern Messer, Scheren und kleine Zangen, den Bart auszuzupfen, den Weibern Kämme und Spiegel, den Kindern aber Angeln. Hat der Gast Lebensmittel nötig, so werden ihm selbige, sobald man über den Preis einig geworden, herbeigebracht.

Weil ferner Lasttiere unbekannte Sachen sind, muß alles zu Fuße reisen! Ist jedoch ein Ankömmling ermüdet und bietet einem Barbaren ein Messer an, so wird ihm dieser auch sogleich (denn sie sind sehr dankbar) seine Dienste anbieten und den Ermüdeten tragen. Ich selbst habe mich während meines Aufenthaltes mehr als einmal, und zwar über 2000 Schritte weit, auf den Schultern fortschleppen lassen. Ermahnten wir unsere Träger, ein wenig zu ruhen, so lachten sie uns mit folgenden Worten aus: „Wie, haltet ihr uns für so weibisch und schwach, daß wir der Last unterliegen sollten? Ich wollte dich vielmehr den ganzen Tag unausgesetzt tragen." — Wir bewunderten unsere lachenden zweibeinigen Träger mit ihren gleichen Tritten, sprachen ihnen Mut zu und sagten: „Wohlan denn! Weiter!"

Die natürliche Liebe üben sie untereinander im Übermaße aus; denn es schenkt einer dem andern täglich Fische, Wildbret, Früchte und andere Sachen, ja, sie würden nicht wenig Schmerz empfinden, wenn sie ihre Nachbarn an Sachen Mangel leiden sähen, welche sie selbst haben. Ebenso freigebig sind sie gegen Fremde. Es wird hinlänglich sein, hier nur ein Beispiel anzuführen.

Ich und zwei andere Franzosen waren einst auf einer Reise einer ungeheueren Eidechse, die uns begegnete, mit knapper Not entgangen. Wir waren damals mitten im Walde seit zwei Tagen vom Wege abgekommen und hatten nicht wenig Hunger gelitten. Endlich jedoch gelangten wir zu einem Dorfe, Javo mit Namen, wo wir schon vorher eingekehrt waren. Die Barbaren nahmen uns aufs freundschaftlichste auf. Als sie von unseren ausgestandenen Unfällen und besonders der äußersten Gefahr hörten, von den wilden Tieren verschlungen oder, was noch mehr ist, von den Morgäaten, unseren gemeinschaftlichen Feinden, geschlachtet zu werden, deren Lande wir uns aus Unvorsichtigkeit genähert hatten, als sie ferner das Ungemach sahen, welches wir von den Dörfern erlitten, die unsere Haut erbärmlich zugerichtet hatten, nahmen sie sich unser Unglück so sehr zu Herzen, daß ich mit Wahrheit behaupten kann, die erdichteten Schmeicheleien, womit man bei uns in Europa die Unglücklichen zu trösten pflegt, seien doch sehr weit von der aufrichtigsten Höflichkeit dieses Volkes entfernt, welches wir wild, barbarisch nennen. Denn sie wuschen uns unsere Füße mit klarem Wasser (was mir den Gebrauch der Alten ins Gedächtnis brachte), wobei jeder von uns in einer besonderen Hängematte saß. Hierauf ließen die Hausväter, welche schon für die Zubereitung der Speisen gesorgt, und frisches Mehl, welches, wie ich schon anderwärts gesagt habe, der Krume des weißen Brotes an Güte nicht im wenigsten weicht, hatten reiben

lassen, nachdem wir uns ein wenig erholt hatten, sogleich die besten Speisen, als Wildbret, Geflügel, Fische, woran sie immer einen Überfluß haben, uns vorsetzen.

Beim Einbruche der Nacht schaffte der Mussakat, unser Wirt, alle Kinder von uns, damit wir desto ruhiger schlafen konnten. Am folgenden Tage aber trat er gleich frühe zu uns: „Nun, wie ist es, Aturassap (d. i. Innigst Verbündeter), habt ihr diese Nacht sanft geruht?“ — „Sehr sanft,“ antworteten wir. — „Nun gut,“ erwiderte er, — „ruht noch ferner, meine Kinder, denn ich habe bemerkt, daß ihr gestern sehr abgemattet wart.“ — Überhaupt kann ich es mit den Worten nicht ausdrücken, wie höflich und artig wir von den Barbaren aufgenommen wurden, welche uns nicht weniger liebreich behandelten, als die Malteser Barbaren den Paulus und die übrigen Schiffbrüchigen, von welchen Lukas in der Geschichte der Apostel redet.

Hier will ich noch einen Vorfall erzählen, den ich einst mit ihnen gehabt, damit meine Leser sehen mögen, wie sehr sie dergleichen Sachen schätzen. Ich war einst in einem Dorfe eingekehrt, wo mich mein Mussakat bat, ihm zu zeigen, was ich in meinem Sacke habe und mir ein großes irdenes Geschirr vorstellen ließ, meine Sachen darein zu legen. Ich nahm alles heraus und legte es nach der Ordnung hin. Er erstaunte darüber, rief die übrigen Barbaren herbei und sagte: „Seht doch her, ihr guten Leute, was ich für einen Mann bei mir aufgenommen habe! Ist es nicht sonnenklar, daß er überreich ist, da er so viele und schätzbare Güter bei sich führt?“ — Und diese Waren (wie ich meinem französischen Begleiter lächelnd bedeutete), welche der Barbar so hoch schätzte, nämlich: sechs Messer mit allerlei Stielen, ebensoviele Kämme, drei Spiegel und andere wenige Sachen von schier gar keinem Werte, hätten zu Paris kaum zwei Livres gekostet. Weil sie, wie ich schon gesagt habe, freigebige Leute sehr lieb haben, gab ich meinem Mussakat damals, um mir Ansehen und Liebe bei ihnen zu erwerben, im Beisein aller, mein schönstes Messer, welches er ebenso hoch schätzte, als bei uns einer eine goldene Halskette vom größten Werte, wenn sie ihm geschenkt würde.

Fragt man jetzt, ob wir sicher bei ihnen wohnen könnten, so antworte ich, daß sie, so sehr sie die Feinde hassen, daß sie selbige sogar, wenn sie sie gefangen haben, schlachten und fressen, im Gegenteil ihre Freunde (in deren Anzahl wir waren) so sehr lieben, daß sie vielmehr alles zu ihrem Schutze unternehmen, als daß sie leiden würden, daß ihnen etwas Ungemach zustoßen sollte. Nachdem ich also einmal ihre Treue erfahren, traute ich ihnen damals schon vollkommen und traute ihnen jetzt noch viel eher, als den meisten ungetreuen Franzosen, die von der Redlichkeit ihrer Voreltern abgewichen. Ich nenne aus Vorbedacht die von Redlichkeit ihrer Voreltern Abgewichenen: denn ich will den Guten, woran Frankreich durch die Gnade Gottes noch keinen gänzlichen Abgang hat, auf keine Weise etwas abgezogen haben.

Um jedoch nichts zu übergehen, was ihre Sitten betrifft, will

ich hier noch eine Sache erzählen, die mir dem Ansehen nach äußerst gefährlich schien.

Von ungefähr trafen sechs unserer Franzosen uns in dem Dorfe Okarangteng. Weil wir hier nun übernachten wollten, schossen unserer drei mit Bogen nach einem Ziele, unter der Bedingung, derjenige, der am schlechtesten schösse, sollte welsche Hühner und andere Speisen zu Tische hergeben. Weil ich von meinen Gefährten übertroffen war, ging ich herum, zu sehen, wo ich die Hühner zu kaufen bekäme. Einer von den Knaben, welche in dem Schiffe „Rose" zur Erlernung der amerikanischen Sprache hierher gebracht worden waren, lief mir entgegen und sagte: „Sehen Sie, hier ist eine sehr fette indianische Ente. Töten Sie selbige, nachher können Sie sie bezahlen." — Ich gehorchte ihm und das desto leichter, weil wir schon öfter in anderen Dörfern Hühner geschlachtet hatten, welche wir nachher mit gutem Willen der Barbaren mit einigen Messern erkauften. Als sie tot war, nehme ich sie in die Hand, gehe damit in ein Haus, worin die Barbaren häufig zum Saufen zusammengekommen waren und frage, wem die Ente sei, ich wolle sie bezahlen. Es tritt ein alter Mann hervor mit einer gerunzelten Stirn und sagt, es sei sein. Ich fragte ihn, was er dafür haben wolle. „Ein Messer," sagt er. Ich gebe ihm eins ohne Anstand. Er wendete ein, er wolle ein besseres. Ich biete ihm ein besseres an. Auch das gefiele ihm nicht, sagte er. „Was willst du denn von mir?" fragte ich ihn. „Eine Sichel," antwortete er. Wie ich nun sah, daß man einen unerhörten Preis von mir verlange, und ich grad damals keine Sichel bei mir hatte, bedeutete ich ihm, er solle mit dem Messer zufrieden sein, ich würde ihm nichts mehr geben. Der Dolmetscher, welcher die Sitten der Barbaren kannte (wiewohl er sich hier, wie ich bald sagen werde, betrog), bedeutete mir, der Barbar sei sehr zornig; es müsse daher mit was immer für einem Preise eine Sichel aufgetrieben und ihm bezahlt werden. Ich erhalte daher noch eine von dem Knaben, von welchem ich oben sprach, geliehen und gebe sie dem Barbaren. Er will sie nicht annehmen. Ich frage ihn etwas böse zum dritten Male, was er denn haben wolle? Mit der größten Frechheit antwortet er: „Ich will dich töten, weil du meine Ente getötet hast, denn sie gehörte ehemals meinem Bruder, und deshalb schätze ich sie vor meinen übrigen allen."

Hierauf geht dieser alberne Kerl nach Hause und kommt mit einer sechs Fuß langen, ungeheuren Keule zu mir zurück und droht mir von neuem mit dem Tode. Ich erschrak hierüber zwar heftig, verbarg aber meine Furcht mit der größten Sorgfalt. Der Dolmetscher ermahnte mich aus dem Hängebette, das zwischen mir und meinem Gegner war, zur rechten Zeit, was ich zu tun habe. „Ziehen Sie Ihren Degen und zeigen Sie ihm Ihre Bogen und Pfeile, und sagen Sie zu ihm: Womit er glaube, daß er zu tun habe? Sie seien mutig und tapfer und würden sich nicht ungestraft den Tod drohen lassen." Endlich, nach langem Wortwechsel, während welchem sich kein Mensch darum kümmerte, unserer Uneinigkeit ein Ende zu machen, ging mein

trunkener Barbar, der den ganzen Tag mit Saufen zugebracht, ohne sich etwas von seiner wahren Gesinnung merken zu lassen, nach Hause schlafen. Auch ich begab mich mit dem Dolmetscher zu unsern Gefährten, die von meinem Streite keine Silbe wußten, um zu essen.

Der ganze Hergang war aber von meinem Barbar nur zum Spaße gemacht worden. Denn sie wissen, daß sie, weil sie mit den Portugiesen in unsterblicher Feindschaft leben, gar keine Waren mehr bekommen würden, wenn sie nur einen Franzosen umbringen sollten. Und wirklich ließ er mir bald darauf, als er aufwachte, durch einen Barbaren sagen, ich sei sein Sohn, und was er getan, sei nur geschehen, damit er einmal versuchte, wie tapfer ich mich im Kriege gegen die Portugiesen und Margäaten verhalten würde. Ich aber antwortete ihm (um ihm alle Lust zu benehmen, hinfür dergleichen mehr gegen mich oder andere vorzunehmen, zumal, da niemand an dergleichen Spielen Vergnügen zu finden pflegt), einen solchen Vater, der mit ausgezogenem Schwerte seine Kinder prüfe, könnte ich leicht entbehren. Ja, ich ging den folgenden Tag, um ihm ernstlich zu zeigen, wie übel ich seine Behandlung aufgenommen habe, in ein Haus, worin auch er war, und beschenkte in seiner Gegenwart die Umstehenden mit Messerchen und Angeln, ihn aber ließ ich unbeschenkt stehen.

Aus diesem Beispiele aber und dem oben angeführten, von der Gefahr, in welcher ich bei meinem ersten Aufenthalte unter ihnen zu sein glaubte, erhellet klar, was ich schon gesagt habe, daß sie ihren Freunden sehr getreu sind.

Obenhin ist auch noch zu bemerken, daß die Alten, welche ehedem keine Äxte, Sicheln und Messer hatten, deren sie doch zum Holzschneiden, Bogen- und Pfeilemachen sich jetzt mit so vieler Gemächlichkeit bedienen, nicht nur die Franzosen sehr höflich aufnehmen, sondern auch die Jüngeren fleißig ermahnen, dasselbe in Zukunft fort zu tun.

Die Mundruku am Amazonas.

Nach Spix und Martius*) (1820).

Die Mission Novo Monte Carmel do Canoma liegt eine halbe Stunde oberhalb der Vereinigung des Iraria mit dem Canoma am westlichen Ufer des letzteren Flusses. Sie war im Jahre 1811 durch den Carmelitermönch Frey José Alvarez das Chagas errichtet worden und ward jetzt von einem Weltpriester, Anton Jesuino Gonsalvez, geleitet, der mich mit liebenswürdiger Gutmütigkeit empfing und bewirtete. Er befindet sich mit seiner Familie ganz allein unter einer Gemeinde von etwa 1000 Mundruku, welche jedoch nicht alle in der Mission selbst, sondern hier und da im Walde und besonders auf der östlichen Seite des Flusses in offenen Hütten hausen.

Ich mußte die Standhaftigkeit und den Mut bewundern, womit dieser mit der sanftesten Gemütsart ausgestattete Mann sich hier unter

*) „Reise in Brasilien." Bd. III. München 1831. — Der Tupistamm in der Neuzeit! (Vergleiche dagegen den vorhergehenden Abschnitt.)

Wilden, die erst vor wenig Jahren ihre unbedingte Freiheit verlassen hatten, behauptete. Viel ward er hierin von seinen beiden Schwestern unterstützt, welche es unternommen hatten, mehrere junge Indianerinnen in ihrem Hause aufzuziehen, bis sie an die benachbarten Mundruku verheiratet werden konnten, eine ebenso einfache als wirksame Weise, die Wilden der Zivilisation zugänglich zu machen.

Die Nachricht von meiner Ankunft hatte alsbald Schrecken unter den Zöglingen des guten Padre verbreitet, weil sie meinten, ich wollte sie für den öffentlichen Dienst aufgreifen. Man hatte seit kurzem angefangen, ungeachtet des Einspruchs des Pfarrers, alle Vierteljahre eine gewisse Zahl von Mundruku zu Frondiensten zu verlangen, wodurch die Indianer schon schwierig geworden waren; sie drohten, wieder in die Wälder zurückzuziehen. Mein Wirt beeilte sich daher, dem üblen Eindrucke zu begegnen und sendete eine Botschaft in die oberen Mallocas am Canoma ab, um die Wilden vom Tatbestand zu unterrichten und zugleich ethnographische Merkwürdigkeiten für mich einsammeln zu lassen.

Wir besuchten die Hütten, welche reihenweise auf einer gelichteten Niederung liegen, in welcher Weise die sehr geselligen Mundruku ihre Dörfer ja auch in den Wäldern anzulegen pflegen. Männer waren wenig zu Hause, aber die Weiber boten uns überall mit Freundlichkeit Kastanien oder dünne Scheiben sehr feiner und weißer Beiju an und schienen dem würdigen Geistlichen mit Ehrfurcht und Neigung zugetan. Die Kinder, deren Katechisierung das tägliche Geschäft des Geistlichen ist, wußten ihr Credo geläufig herzusagen. Außerdem aber schien es, als wäre die Horde über manche Begriffe, wie Staat, Recht, Königtum usw. noch nicht weiter aufgeklärt als im Zustande der Freiheit, und Pater Gonsalvez beklagte die Abneigung gegen alles, was eine solche Fortbildung zum Bürgertume bezwecken sollte.

Unter den anwesenden Männern zeichnete sich einer durch seine offenen, derben Manieren aus. Ich erfuhr, er sei der Scharfrichter dieses Haufens gewesen, habe viele feindliche Jumas und Parentintins geköpft und das fürchterliche Amt bekleidet, Mundruku, deren Krankheit für unheilbar gehalten wurde, mit einer schweren Keule vom Leben zum Tode zu bringen. Dieser scheußlichen Sitte liegt, nach der Versicherung des Pater Gonsalvez, Mitleid zu Grunde; die Kinder glauben den greisen Eltern einen Dienst zu erweisen, wenn sie ein Dasein enden, das ohne Jagd, Festtanz und Cajiri (sehr beliebtes Getränk, Absud von frischen Früchten) kein Glück mehr biete.

Eine größere Anzahl von Männern fand ich in Caiaue und einigen anderen Niederlassungen auf dem gegenseitigen Ufer des Flusses, der hier über 400 Klafter Breite hat. Als uns die Indianer herbeirudern sahen, kamen sie aus ihren großen kegelförmigen Hütten hervor und tanzten uns in wilden Sprüngen entgegen. Sie waren mit einer Federhaube auf dem Kopf und langen, über den Nacken herabhängenden Schleifen von Federn geschmückt und schwangen außerdem ein zylindrisches Zepter aus Federn in den Händen. Noch

ehe wir aber ans Land gestiegen waren, hatten sie sich in die Hütten zurückgezogen, wo sie uns nach ihrer Weise empfingen, auf den Zehen um einige Schüsseln herumgekauert, aus denen sie die Speisen langsam und ohne zu reden mit den Fingern langten. Es war ein Gericht aus zerstampften Kastanien und aus dem spinatähnlichen Kraute des Cararu-acu. Daneben stand eine Schale mit dem süßen Safte aus frischen Kakaobohnen, die über einem Siebe gerieben worden waren. Sie boten uns von diesen Gerichten an; es kümmerte sie aber wenig, daß wir nichts nahmen. Nach dem Mahle legten sie sich in die Hängematten, von wo aus sie ruhig auf uns hinblickten. Diese seltsame Sitte, den Gast speisend oder ruhend zu empfangen, habe ich bei den meisten Indianern bemerkt.

Auffallend war die große Unreinlichkeit dieser Mundruku. Besonders die Kinder starrten vor Schmutz. Hieran mag der Mangel an Badeplätzen in ihren ursprünglichen Wohnorten und die Ungewohntheit, in das Wasser zu gehen, schuld sein. Die Weiber, deren Männer abwesend waren, schienen ängstlich, uns mehr Aufmerksamkeit zu erweisen, als ihren Eheherren lieb sein möchte. Aus einer Hütte, deren männliche Bewohner fehlten, nahm ich einen Bogen und Pfeil mit, indem ich reichlichen Ersatz an Messern und Angeleisen zurückließ. Allein, wir hatten uns kaum eingeschifft, so kam ein Alter aus dem nahen Gebüsche mit so drohender Gebärde ans Ufer, daß der Geistliche dringend bat, die Waffen eiligst zurückzugeben.

Die hier Anwesenden hatten nur für kurze Zeit Hütten errichtet, um den benachbarten Kakaowald abzulesen. Hier hatte nämlich früher die Ortschaft gestanden, welche später nach Serpa verlegt ward, und eine künstliche Pflanzung war nun zu einem um so fruchtbareren Walde verwildert. An jedem Baume hingen sechs bis acht Früchte. Sowohl diese Mundruku als alle übrigen, die ich noch zu Gesicht bekam, waren große (mehrere maßen $6^1/_2$ Fuß), breitbrüstige, äußerst muskulöse Leute, oft von sehr heller Hautfarbe, mit breiten, stark ausgeprägten, zwar gutmütigen, aber rohen Gesichtszügen, das glänzend schwarze Haar über der Stirn kurz geschnitten und den ganzen Körper mit schmalen Linien tätowiert. Die Genauigkeit, womit jene schmerzhafte Verschönerung vom Haupte bis zu den Füßen ausgeführt ist, mußte Erstaunen erregen.

Die Mundruku haben entweder das ganze Gesicht oder in dessen Mitte einen halbelliptischen Fleck tätowiert. Von diesem erstrecken sich zahlreiche, ganz parallele Linien über Kinn, Unterkiefer und Hals zur Brust hinab. Von der Mitte der einen Schulter bis zur andern laufen über der Brust zwei oder drei Linien einen halben Zoll weit voneinander; unter diesen, bis an das Ende der Brust befinden sich Zeichnungen von stehenden, bald angefüllten, bald leeren Rauten. Der übrige Rumpf ist entweder mit parallelen oder mit gegitterten Linien überzogen. Der Rücken ist auf ähnliche Weise, doch minder vollständig gezeichnet, und die Extremitäten wiederholen denselben Verlauf der Linien mit oder ohne Rauten. Je nach dem individuellen Ge-

schmacke finden Verschiedenheiten statt. Bei den Weibern ist selten das ganze Gesicht geschwärzt; sie haben nur ein halbmondförmiges Zeichen, dessen Hörner nach oben spitz zulaufen. Die Ohren durchbohren sie nicht unten, sondern oben in der ersten Furche und tragen darin Rohrpflöckchen.

Im wilden Zustande sind sie unbekleidet, nur die Männer tragen die Taconha-oba. Die Weiber sah ich selbst in der Mission ganz nackt, und es kostet Mühe, sie zu überreden, für die Kirche eine Schürze anzuziehen. Dagegen sind diese Indianer nebst den Mauhes die größten Künstler in Federarbeiten. Ihre Zepter, Hüte, Mützen, ellenlange Girlanden und Quasten, die sie bei den Tänzen wie eine Mantille über die Schultern und Schürzen von Straußen- und anderen Federn, die sie um die Lenden tragen, wetteifern mit den zierlichsten Arbeiten dieser Art in den Nonnenklöstern von Portugal, Bahia und Madeira. Das ethnographische Kabinett zu München besitzt eine große Menge dieser Gegenstände, welche wir hier einhandeln konnten. Die Federn werden von den Mundruku mit großer Sorgfalt sortiert, zusammengebunden oder mit Wachs aneinandergeklebt, und viele Papageien und Hoccos werden besonders deshalb lebend gehalten. Man versicherte mir auch hier, daß sie die Gewohnheit hätten, den Papageien die Federn auszurupfen und die wunden Stellen so lange mit Froschblut zu betupfen, bis die nachgewachsenen Federn die Farben wechselten, namentlich von Grün in Gelb.

Wahrscheinlich will sich der Mundruku durch die Tätowierung ein kriegerisches und furchtbares Ansehen geben, denn mehr als den meisten Stämmen ist ihm Krieg ein angenehmes Handwerk. Alles scheint ursprünglich darauf berechnet, sich im Kriege geltend zu machen. Auch die Umgebungen der Hütten konnten als kriegerisch gelten: auf Pfählen waren einige mumifizierte Schädel erschlagener Feinde und um die landeinwärts liegenden Hütten eine Menge Skelette von Raubtieren, Schweinen usw. aufgestellt. Die Mundruku sind gegenwärtig die Spartaner unter den wilden Indianern des nördlichen Brasiliens, wie die Guaycuru unter denen des südlichen, und sie erhalten sich eifersüchtig die Hegemonie unter ihren Verbündeten, deren mächtigste die Mauhes sind. Sie wohnen in großer Anzahl — ich hörte die Stärke des Stammes mit 18 000, ja sogar mit 40 000 Köpfen angeben — am Rio Tapajoz, östlich und westlich von ihm, verfolgen mehrere andere Stämme mit solch unerbittlicher Wut, daß die schwächeren Stämme in kurzer Zeit gänzlich durch sie aufgerieben sein werden.

Bei ihren Angriffen verteilen sich die Mundruku in weite Linien, warten die Pfeile der Feinde ab, welche von den daneben stehenden Weibern im Fluge mit großer Geschicklichkeit abgefangen werden sollen, oder suchen ihnen durch flüchtige Sprünge auszuweichen und schießen erst dann die eigenen, von den Weibern dargereichten Pfeile mit größter Eile ab, wenn der in dichten Haufen kämpfende Feind nicht mehr viele Waffen übrig hat. Sie machen ihre Angriffe lediglich

bei Tage und werden deshalb von den ebenfalls kriegerischen Arara bei Nacht überfallen. In ihren ständigen Wohnsitzen sind sie dagegen durch einen vollkommen militärischen Gebrauch geschützt. Alle waffenfähigen Männer schlafen nämlich während des Krieges in einem großen gemeinschaftlichen Rancho, entfernt von den Weibern, und werden durch Patrouillen bewacht, die mit dem Ture, einer schnarrenden Rohrtrompete, Signale geben. Durch dies Instrument erteilt auch der Anführer während der Schlacht seine Befehle, indem er es seinen Adjutanten blasen läßt.

Im Sieg schont der Mundruku keinen männlichen Feind. Sobald er diesen durch Pfeil oder Wurfspieß, die niemals vergiftet sind, zu Boden gestreckt sieht, ergreift er ihn bei den Haaren und schneidet ihm mit einem kurzen Messer aus Rohr Halsmuskeln und Wirbelknorpel mit solcher Geschicklichkeit durch, daß der Kopf in einem Nu vom Rumpfe getrennt wird. Nach Cazal hat diese barbarische Sitte den Mundruku von seiten der übrigen Stämme den Namen Pai-quice, d. i. Kopfabschneider erworben. Der glücklich errungene Kopf wird nun Gegenstand der größten Sorgfalt des Siegers. Sobald dieser sich mit seinen Kameraden vereinigt hat, werden viele Feuer angezündet, und der vom Gehirn, den Muskeln, Augen und der Zunge gereinigte Schädel wird auf Pflöcken gedörrt; täglich widerholt mit Wasser abgewaschen, mit Öl getränkt und in die Sonne gestellt, wird er ganz hart, worauf man ihn mit künstlichem Gehirn von gefärbter Baumwolle, mit Augen von Harz und Zähnen versieht und mit einer Haube von Federn ausschmückt. So ausgestattet wird diese scheußliche Trophäe unausgesetzt Begleiter des Siegers, der es auf Jagd und Krieg an einem Stricke mit sich trägt, und, wenn er in dem gemeinschaftlichen Rancho schläft, bei Tag in der Sonne oder im Rauche, bei Nacht wie eine Wache neben seiner Hängematte aufstellt.

Man sagt, daß die Mundruku, um ihre große Muskelstärke zu erhalten, der Genuß der abgekochten Brühe von Mandioka, welchen wir bei allen übrigen Indianern gefunden haben, vermeiden. Ebenso haben sie den Gebrauch, gewisse Samenarten zu schnupfen, der bei ihren Nachbarn, den Mura und Mauhe gilt, nicht, wohl aber kommen sie mit den letzteren in der seltsamen Sitte überein, ihre Mädchen, wenn sie eben Jungfrauen werden, einem anhaltenden Fasten und dem Rauche im Giebel der Hütte auszusetzen.

Die Mundruku waren in Brasilien vor dem Jahre 1770 kaum dem Namen nach bekannt. Damals aber brachen sie in zahlreichen Horden längs des Rio Tapajoz hervor, zerstörten die Niederlassungen und machten sich so furchtbar, daß man Truppen gegen sie absenden mußte, denen sie mit großer Unerschrockenheit widerstanden. Im 8. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts kam eine mehr als 2000 Köpfe starke Horde derselben aus ihren Mallocas hervor, setzte über die Flüsse Xingu und Tocantins und zog, Krieg und Verheerung verbreitend, an die westlichen Grenzen der Provinz Maranhão. Hier aber erlitten sie eine schwere Niederlage durch die kriegerischen Api-

nagez, so daß sich nur Überbleibsel des mörderischen Kampfes nordwärts an die Flüsse Moju und Capim ziehen konnten, wo sie die portugiesischen Ansiedlungen verheerten. Von den vereinigten Pflanzern gedrängt, zogen sie sich endlich wieder zu dem übrigen Stamme am Tapajoz zurück. Das Gouvernement sandte eine Abteilung von 300 Mann gegen sie aus, welche zehn Tagereisen vom Ufer jenes Stromes auf eine stark bevölkerte Malloca stieß und sich ringsum von zahlreichen gerüsteten Feinden umgeben sah. Nur mit Not konnte sie sich durchschlagen und den Fluß wieder erreichen. Doch solle sie den Mundruku einen Verlust von beinahe 1000 Mann beigebracht haben, wie ein Häuptling derselben, der zuerst ein Freundschaftsbündnis einging, gemäß seinem Kerbholze, erklärte.

Im Jahre 1803 ward die erste Ansiedlung der Mundruku, S. Cruz, sieben Tagereisen oberhalb Santarem, am Tapajoz gegründet, und seit jener Zeit hat der ganze Stamm mit den Brasilianern Friede gemacht. Mehrere ihrer ganzen Dorfschaften haben sich zu Missionen umgestaltet und treiben Handel mit den Weißen. In S. Cruz, Bohim, Pinhel und den übrigen Villas am Tapajoz zählt man 1000 Bögen (streitbare Männer), in der Mission von Mauhe 1600, in der von Juruty 1000 Köpfe.

Dieser Stamm ist fleißiger als irgend ein anderer. Man rechnet, daß die in Villas am Tapajoz ansässigen Mundruku jährlich 6000, die von Mauhe 1500 und die von Canoma 800 Alqueires Farinha*) bereiten, welche größtenteils nach Santarem und den benachbarten Ortschaften ausgeführt werden. Ihren Geistlichen machen sie gern große Mengen davon zum Geschenke. Als wir von den Malloca Caiaua nach Canoma zurückkehrten, war der Kahn mit vollen Körben angefüllt.

Bei solcher Anlage zu bürgerlichem Fleiße wäre die baldige Niederlassung aller Mundruku unter den Weißen zu erwarten, wenn keine Mißgriffe der Regierung dazwischenträten. Dahin aber gehört die Forderung, daß die Aldeas Kontigente für die öffentlichen Arbeiten in der Barra do Rio Negro und in Para stellen sollen. Diese unpopuläre, den wahren Interessen widerstrebende Maßregel hindert das Gedeihen von S. Cruz, Canoma usw., und wir hörten deshalb oft Klagen einsichtsvoller Patrioten. Schon früher haben die Mundruku wesentliche Dienste geleistet, indem sie den Räubereien der Mura Einhalt getan und dieselben im Zaume gehalten haben.

Eine Kur in Guyana.

Nach Everard Im. Thurn**) (1879).

Ein oder zwei Stunden nach Dunkelwerden brachte ich meine Hängematte in ein Haus und hing sie dort auf. Der Aufforderung entsprechend hatte ich auch eine Tasche voll Tabakblätter mitgenommen.

---

*) Alqueire, ein älteres portugiesisches Getreidemaß gleich etwa 40 Liter in Rio de Janeiro. Farinha gleich Mehl, im vorliegenden Falle Maniokmehl.

**) „Among the Indians of Guiana." London 1883. — Die Schilderung führt

Diese wurden nun in eine Schale, die voll Wasser war, getaucht und auf die Erde gestellt. Der Peaiman (Zauberpriester) selber hatte sich mit verschiedenen Bündeln grüner Sträucher versehen, die von den Büschen der Savannah geschnitten waren. Da der Eingang in das Haus verschlossen wurde, so waren wir vollständig abgesperrt; denn das Haus war, wie gemeiniglich bei den Savannen-Indianern, aufgemauert und ohne Fenster und Rauchfang. Die Herdfeuer wurden ausgelöscht, und alles war dunkel. Außer dem Peaiman und mir waren noch etwa 30 Menschen in dem Raume. Die Mehrzahl war offenbar herangelockt, dem Schauspiel beizuwohnen, wie bei einem Weißen das Peai-ing vollzogen wird. Wir lagen alle in unseren Hängematten; man ermahnte mich besonders, meine Füße nicht auf den Boden zu setzen, denn es könnten Keneaemas (Geister) am Boden vorhanden sein, und diese könnten leicht furchtbares Unglück über mich bringen, wenn sie meiner habhaft würden.

Jetzt war zur Ausführung der Zeremonie alles fertig; aber es entstand eine Pause. Zuletzt schien es, als ob der Peaiman schüchtern und argwöhnisch geworden sei, in Gegenwart eines Weißen zu arbeiten. Ich tat alles, was ich konnte, ihn zu beruhigen, und als mir das endlich gelungen war, wobei ich ihm versprach, nicht aus meiner Hängematte zu steigen, auch auf nichts zu achten, — freilich ein Versprechen, das leicht zu halten ist, da man in der Dunkelheit so wie so nichts sieht —, auch nicht zu versuchen, auf Gegenstände, die mich berühren würden, zu tasten, — da endlich fing die Zeremonie an.

Einen Augenblick war alles still. Plötzlich wurde das Schweigen durch wahrhaft unbeschreibliches Geschrei, Geheul und Gewimmer unterbrochen, das das Haus erfüllte. Es erschütterte die Wände und das Dach, indem es sich wie rhythmisch zu einem Gebrüll erhob, dann wieder zu einem leisen, wie von fernher klingendem Brummen hinabsank. Das dauerte ununterbrochen sechs Stunden lang. Es schien, als ob Fragen ausgestoßen und dann wieder Antworten zurückgeschleudert würden. Einzelne Wörter und Sätze, Fragen und Antworten folgten so schnell aufeinander, daß eine Pause in dem Gesang nicht stattfand. Mir, der ich zu wenig von der Makusisprache wußte, erschien das Ganze unverständlich. Aber während ich noch Herr meiner Sinne war, tat ein Makusibube, der auch englisch sprach, sein Bestes, mir die Übersetzung eines Teiles dessen, was dort vor sich ging, zuzuflüstern. Seine Hängematte befand sich neben der meinigen. Er erzählte mir, es sei der Peaiman, der seine Fragen und Befehle den Kenaimas zuriefe und es seien die Kenaimas, welche schreiend und brummend ihre Antworten zurückgäben.

Dann erklang hin und wieder durch das tolle Getöse ein wunderlicher Ton, zuerst leise und unbestimmt, dann zu einem vollen Laut

---

uns ein Bild aus dem manistischen Leben, Denken und Treiben der Gartenbauern vor. — Im. Thurn hatte sich, um die Zeremonien der Eingeborenen zu beobachten, gelegentlich einer Erkrankung einem eingeborenen Zauberdoktor anvertraut.

anschwellend. Es war, als ob sich irgend ein starker oder schwerer Gegenstand, der fliegend geschwungen wird, dem Hause nähere. Dieser durchschnitt das Dach und fiel heftig auf den Boden nieder. Dann wieder, eine Weile später war es, als ob derselbe Gegenstand sich erhöbe und dahin gehe, von wo er gekommen. Wie derart die geheimnisvollen Gegenstände kamen und verschwanden, war es mir auch, als ob die Luft, die von Flügeln oder Fittichen in Bewegung gesetzt schien, über meinem Antlitz hin und herbewegt wurde. Das waren die Kenaimas, wie sie kamen und verschwanden.

Jeder einzelne, der herankam, ließ seine Schreie hören, anfangs unbestimmt, wie von weitem erschollen, dann aber lauter und lauter, bis sie beim Erreichen der Hausdiele ihren Höhepunkt gewannen. Das Erste, was sie taten, war, etwas von dem aufgeweichten Tabak zu lecken und zwar mit ausgeprägtem Geräusch, denn die Schale stand am Boden. Beim Lecken unterließ der Peaiman die Schreie, bis der Kenaima fertig sein und wieder antworten könne. Als jeder einzelne Kenaima mir einen Bericht über sich selbst erstattet und mir versprochen hatte, meine Ruhe nicht zu trüben, entfloh er rauschend. Sie kamen daher in Form von Tigern, Wild, Affen, Vögeln, Tauben und Schlangen oder von Ackawoi- und Arekuna-Indianern. Ihre Stimmen waren nur gering abweichend im Ton und alle schrieen sie in Stimmen, welche augenscheinlich ihrer bestimmten Vorstellung angemessen waren, — indessen wunderbar und seltsam genug: sie alle waren rauh.

Es war ein sehr geschicktes Stück von Bauchrednerkunst und Spielerei. Das ganze, lange, schreckliche Geräusch rührte von dem Gebrüll des Peaiman her; ein Teil vielleicht auch von dem seines Weibes. Das einzige Wunder bestand eigentlich nur darin, daß dieser Mensch es so andauernd aushalten konnte, ein derartig erbebendes Geräusch zu erheben, das sechs Stunden lang anhielt.

Das Rauschen der Flügel der Kenaimas und den Stoß, den man hörte, sobald sich jedes am Boden niederließ, wurden, wie ich später erfahren, dadurch hervorgerufen, daß man erst die buschigen Zweige heimlich schüttelte, dann aber urplötzlich auf den Boden schlug. Die gleichen Zweige, welche in nächster Nähe meines Gesichtes durch die Luft geweht wurden, riefen die Windzüge hervor, die ich wahrgenommen hatte. Einmal, — höchst wahrscheinlich durch Zufall, — berührten die Zweige mein Gesicht. Dabei entdeckte ich ihre Beschaffenheit; denn ich ergriff mit meinen Zähnen einige von den Blättern. Einmal oder zweimal wurde mir gegen Ende des ganzen Unternehmens, und als ich beinahe die Besinnung verloren hatte, wie es mir vorkam, eine Hand auf mein Gesicht gelegt. Das war offenbar die Krisis meiner Krankheit.

Der Eindruck, den das Ganze auf mich machte, war überwältigend. Noch lange hernach hörte ich die Lautrufe des Knaben neben mir. Ich verfiel in eine Art von erkünsteltem Schlaf und in Unempfindlichkeit.

Einer freiwilligen Bewegung entzogen, erschien es mir, als ob ich einem endlosen, unaufhörlichen Getöse ausgesetzt sei, das ständig anschwoll. Meine einzigen Gedanken waren darauf gerichtet, das Wunder zu ergründen, das die Ursache des Geräusches bildete. Wenn hin und wieder das Geräusch für Augenblicke verschwand, — dann nämlich, wenn der Peaiman vermutlicher Weise durch das Dach verschwunden war, oder wenn er nur von großer Entfernung aus gehört werden konnte, erwachte ich zu schwacher Besinnung. Sobald er aber zurückkam und das Geräusch anschwoll, verfiel ich wieder mehr und mehr in einen Zustand von Betäubung.

Als am Morgen das Getöse geendet hatte, erwachte ich allmählich. Als dann die Stangen, die das Haus versperrt gehalten hatten, abgenommen waren, entfloh ich in die weite, offene Savanne. Es war eine öde und pechdunkle Nacht, der Regen schlug nieder, der Donner rollte unaufhörlich. Hier und da fuhren die Blitze nieder, auf Augenblicke die Linien des fernen Bergzuges erleuchtend und die zerrissenen Zacken des dunklen Gebirges am Nachthimmel klar abzeichnend. Barhäuptig, barfüßig und kleiderlos, nackend verbrachte ich die kurze Zeit mitten im Unwetter, bis die Dämmerung hereinbrach. Aber mir erschien Savanne, Nacht und Unwetter ungemein erfrischend und angenehm nach dem Aufenthalt in der dunklen, engen, mit Geräusch erfüllten Hütte.

Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß mein Kopf nichts weniger als von seinen Schmerzen befreit war. Aber der Peaiman behauptete nun, ich müsse jetzt geheilt sein und bestand auf Bezahlung. Er zeigte mir sogar den Kenaima vor, der eigentlich nur eine Raupe war. Diese, sagte er, habe meine Schmerzen verursacht, und diese habe er in dem Augenblicke hervorgeholt, als er mit der Hand über mein Gesicht dahingestrichen habe. Ich schenkte ihm einen Spiegel, der ein Vierpencestück wert war. Damit war er sehr befriedigt.

Auf solche Art, aber mit verschiedenen Variationen vollzieht der Peaiman überall die Heilung seiner Patienten. Die Variationen, die er anwendet, sind je nach dem Stamme verschieden. So z. B. arbeitete ein Peaiman unter einigen Stämmen, wie eben geschildert, in einer gewöhnlichen Hütte und inmitten der gewöhnlichen Leute. Anderweitig vollziehen sich die Vorgänge in schlichten, zu diesem Zwecke errichteten Hütten aus Palmblättern, ohne Türen und Fenster, in welchen der Peaiman ganz allein sich befindet. Die Leute umstehen das Haus, lachen und plaudern. In keinem Falle — möge jener nun allein wirken oder zusammen mit anderen — wird seinen Zeremonien unbedingtes Schweigen und höchster Respekt entgegengebracht. An Stelle des einfachen Strauchbüschels, der meistenteils in Anwendung kommt, wird auch wohl eine Art Klapper gebraucht, die aus Kürbisschalen hergestellt und mit trockenen Samenkörnern gefüllt ist. Außen ist sie mit langen Kränzen von Federn, die in allerlei Farben strahlen, verziert. Diese Klapper weicht je nach den Stämmen, in

welchen sie verwandt wird, ab. Hin und wieder kommt auch eine Trommel zur Anwendung.

Noch eine andere Kraft in Verbindung mit jener Beschwörung besteht darin, daß der Peaiman die Macht besitzt, die Kenaimas zu bannen und unter seine Befehle zu stellen. Er ist im stande, sie anzurufen und Fragen an den Geist eines schlafenden Indianers seines Stammes zu richten. Wenn z. B. ein Indianer zu wissen wünscht, was sein abwesender Freund tut, so hat er nur nötig, den Peaiman zu veranlassen, daß er den Geist des entfernten Indianers anrufe und frage. Oder aber der Peaiman schickt seine eigene Seele hinauf, während sein Körper zurückbleibt, um die erbetene Auskunft zu gewinnen.

In jedem der größeren Dörfer wohnt ein Peaiman, ebenso in jedem Distrikte, in dem die Leute etwas zerstreut wohnen. Sobald ein Indianer krank ist, schickt er zum Peaiman. Dieser haucht dann dreimal den Patienten an, wobei man glaubt, daß er im stande sei, durch sein Blasen den bösen Geist der Krankheit hinwegzuwehen. Und sollte dies fehlschlagen, so wird jene oben geschilderte Zeremonie vorgenommen. Sollte der erste Peaiman sich irren, so tritt ein zweiter hinzu, der herbeigeholt wird. Diese beiden erfüllen mit ihrem Geheul die zweite Nacht. Zuweilen zelebrieren bei sehr schweren Fällen drei Peaimans in der dritten Nacht.

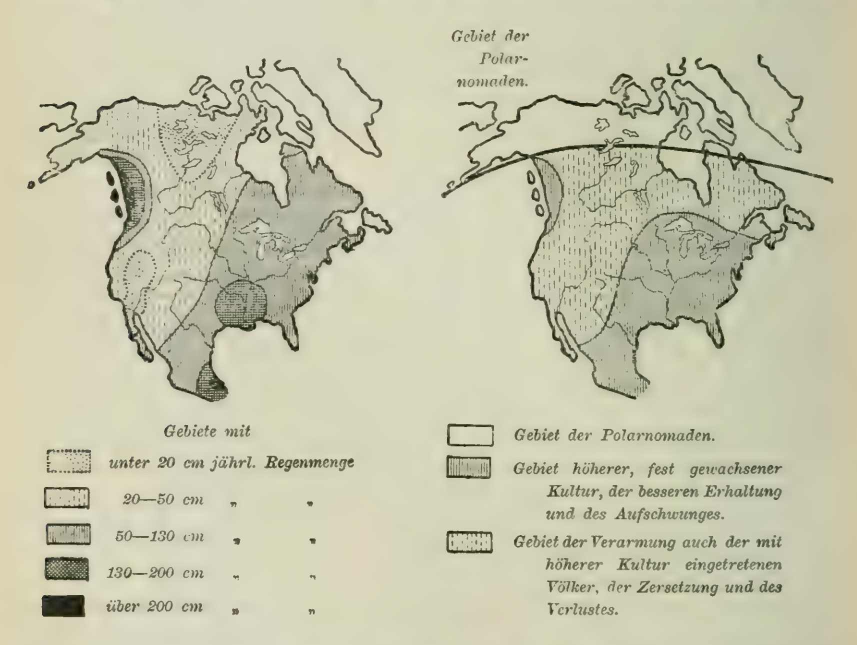
Wenn indessen kein bestimmter Fall von Krankheit vorliegt, aber das Zwitschern gewisser Vögel gehört wird, oder in der Umgebung des Dorfes andere Anzeichen der Kenaimas beobachtet werden, so wird der Peaiman gerufen, um die Feinde zu vertreiben. Um dieses zu vollbringen, umgeht er nächtlich, schreiend, eine Trommel schlagend oder auch eine Klapper rasselnd, das Haus. Manche Nacht geht deshalb in den Ansiedlungen der Indianer schlaflos dahin.

Für jegliche vermeinte Heilung und für jegliche Vertreibung der Krankheit, ebenso für jede Vertreibung von Kenaimas aus einem Dorfe, wird der Peaiman bezahlt. Bei weitem der größte Teil seiner Belohnung ist aber indirekt und besteht in dem großen Einfluß, welchen er ausübt. Welche Grille er auch nur haben mag, — von einer Kleinigkeit in Essen und Trinken bis hinauf zum Weibe eines anderen Indianers, das er begehrt, — es wird ihm alles zu teil; denn kein Indianer darf ihm irgend etwas verweigern. Und so führt er ein faules Leben, er tut gar nichts, es sei denn sein Peaimanamt, wobei er aller Genüsse eines Indianerlebens sich erfreut und mehr Weiber, oder besser mit anderen Worten: Arbeiterinnen sich zum Vergnügen halten kann, als irgend ein anderer.

---

3. Die Feldbauern Nordamerikas unter dem Einfluß der Steppenjäger.

Ein breiter, regenarmer Streifen zieht in Nordamerika von der Polarregion, von den großen Seen des Nordens, dem Bären= und Sklavensee über die Felsengebirge und seine Hochebenen zum Kolorado und nach Kalifornien herunter. Dieser Streifen der Regenarmut zerteilt Nordamerika, so daß zwei verschiedene Gebiete höherer



Kultur zutage treten, wie in beiden obigen Kartenskizzen angedeutet ist. Berücksichtigen wir diesen kulturgeographisch ausschlaggebenden Grundzug, dann vermögen wir ohne große Schwierigkeit die Verhältnisse der Kulturen dieses Halberdteiles zu verstehen. Auf der einen Seite vermochte in dem kleineren, außerdem durch die Rockymountains im Osten sehr glücklich geschützten Gebiete Nordwestamerikas die Kultur an den Gestaden des Stillen Ozeans, der, wie wir im 1. Kapitel gesehen haben, und wie in der Wanderkarte im Teile

Ozeaniens*) noch ausdrücklich darzustellen ist, hier nicht eine Kluft, sondern eine Verbindungsstraße darstellt, eine ruhige Entwickelung zu durchleben. Die Nordwestamerikaner mit ihrem außerordentlich reichen Mythengehalt und ihrer blühenden Zeremonial-Schnitz- und -Webkunst sind in dieser geschützten Lage gegenüber Ozeanien ein Bindeglied der alten und neuen Welt.

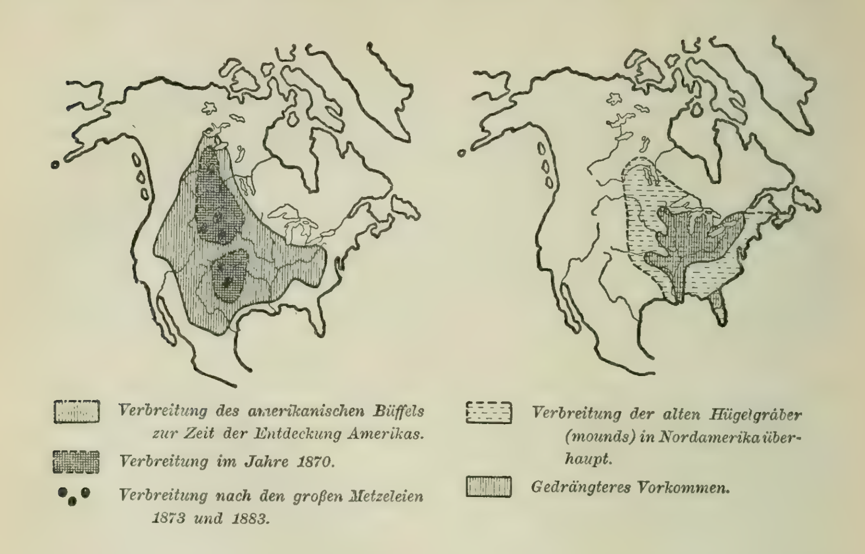
Auf der andern Seite der regenarmen Zone begegnen uns im Mississippitale und in dem östlichen Seenbecken allerhand verschiedene Kulturformen nebeneinander. Es ist hier vielerlei durcheinandergewürfelt, so daß die Übersicht erschwert wird. Erschwert wird sie nicht nur dadurch, daß die Verhältnisse von den ersten Europäern schon außerordentlich zersetzt angetroffen wurden, sondern auch dadurch, daß diese Europäer sie schneller und eher zerstörten, als ihnen das Bewußtsein dafür aufging, daß es wünschenswert sei, die Verhältnisse und den Kulturzustand vor der vollständigen Zerstörung in Schilderungen festzulegen.

Kein anderes Volk der Erde ist so phantastisch und falsch geschildert worden wie gerade diese Stämme auf der Ostseite Nordamerikas. Bald wurden sie zu ruhmreichen Helden des Kriegertums erhoben, bald zu gemeinen Räubern und Jägern herabgedrängt. Und das kommt daher, daß an diesen Leuten die Kriegsform auffiel. Die „Wilden" Nordamerikas schlossen sich teilweise den ersten europäischen Eindringlingen an, teilweise traten sie ihnen kriegerisch entgegen. An den Freunden schätzte man die Tapferkeit in hohem Maße, die Feinde haßte man ihrer Hinterlist und Roheit wegen. Ich habe unter den nächsten Abschnitten eine alte Beschreibung der nordamerikanischen Indianer aus dem östlichen Seenbecken gebracht, welche sich bemüht, den Formen des Kriegslebens dieser Leute gerecht zu werden. Aus diesen Formen erkennt man, daß hier in wirrem Durcheinander Charakterzüge höherer Entwickelung und Charakterzüge des Animaliden durcheinanderlaufen. Aber das Schlimme ist, daß die weniger gebildeten Stämme auf der Seite der Europäer standen, und daß z. B. gerade die höher entwickelten Stammesgruppen unter den Cherokesen und Sioux den Europäern feindlich gesinnt waren, und daß eben deswegen dieser höhere, offenbar klarere Typus der Kultur den Europäern wesentlich fremd blieb.

Denn auf jeden Fall müssen hier im Osten höhere Typen der Kultur vorgeherrscht haben. Um nun die Gesetze dieses Aufschwunges und Niederganges, des Festwurzelns und der Loslösung dem Leser deutlicher vor Augen zu führen, seien hier zwei korrespondierende

*) Dem Teile über die geographischen Vorbedingungen der Kulturentwickelung in Ozeanien wurde eine Kartenskizze „der wichtigsten unter den regelmäßigen Abtreibungen und Verschlagungen von Segelbooten im Großen Ozean" eingefügt. Auf diesem Bilde tritt als klar ausgebildete Wanderstraße der Kultur die Strömung von Hawai nach Nordwestamerika hervor. Diese Strömung ist der Beleg für eine alte Kulturverbindung Ozeaniens und Nordwestamerikas.

Kartenskizzen gegeben. Man wird erstaunt sein, diese beiden Erscheinungen, einmal des Verschwindens des Bison und zweitens der Auffindung alter Grabhügel in Gegensatz gestellt zu finden. Der



Kulturgeograph muß es aber verstehen, aus allen Charakterzügen Material als Werkzeug der kulturgeschichtlichen Pionierarbeit zu gewinnen. Und das vorliegende Material ist nicht das schlechteste.

Das Bild der Verbreitung, resp. Ausrottung des Büffels durch die Europäer und auch durch die Indianer selbst, zeigt einen rapiden Verfall, — den Verfall der Jägerkultur. Die Tatsachen sind sehr einfach. Die wesentliche Ausrottung des Büffels fand statt in dem Jahre 1872—74 und 1882—84. In einem Gemetzel, wie die Naturgeschichte kein zweites kennt und auch nie wieder kennen lernen wird, wurde die südliche Büffelherde in einer Stärke von etwa 5 1/4 Millionen Stück ausgerottet, in dem zweiten Zeitraume, nach Fertigstellung der nördlichen Pacificbahn, hatte die nördliche Herde dasselbe Geschick. Diese unglaublichen Schlächtereien entsprangen lediglich schnöder und rücksichtsloser Geldgier, wurden geschäftsmäßig und offenkundig betrieben und gingen nur auf die Erlangung der Felle, höchstens noch der Zungen aus. Die Kadaver verkamen und wurden eine Beute des wilden Getieres, das in diesen Jahren mächtig angewachsen sein soll. Die Ausrottung der Büffel war eine so vollständige, daß es 1889 in ganz Nordamerika nur noch 635 wilde Büffel gab und von diesen nur 85 im Gebiet der Vereinigten Staaten. Hierzu kamen noch 456 in Gefangenschaft befindliche, so daß die Gesamtzahl der zu jener Zeit in Nordamerika vorhandenen Exemplare des Bison Americanus auf 1901 belief. In älteren Zeiten wurde dagegen die Zahl der vor-

handenen Büffel auf etwa 18 Millionen geschätzt. Jetzt, nach einem Jahrhundert, sind nicht 1000 mehr vorhanden.

Was heißt das?

Betrachten wir auf der Karte die einstige Verbreitung des Büffels, so erkennen wir, daß die Hochländer im Westen die bei weitem größere Menge dieser riesigen Jagdtiere bargen. Die Hochsteppe war das wichtigste Heimatland des Bison. Der Bison war aber das geschätzteste Jagdtier der Amerikaner und erhielt in Wahrheit das Jägertum in ihrer Blüte, so daß man sagen kann, die Vernichtung des Bisons in Amerika bedeute den Untergang des großartigen Jägertums.

Schlüsse zu ziehen, ist hier sehr einfach. Wo auf den Hochebenen ein derart riesiges Wild in solcher Fülle und verhältnismäßig leicht erlegbar, vorhanden war, da fand das Jägertum eine unendlich breite Basis der Existenz und der Erhaltung. Das Jägertum war sicher keines von der primitivsten Sorte, daß es aber dennoch der ausschlaggebende Faktor der Kultur jener Länder war, geht daraus hervor, daß bei fast allen Völkern der westlichen Hochebenen der vorübergehende Hüttenbau vorherrschte, daß nur im eigentlichen Mississippitale der Hausbau so ausgebildet war, daß er uns darauf schließen läßt: der Mensch baute für längere Zeit. Und durch die Bisonjagd wurde eben ein höheres Jägertum, ein gefährlicheres Nomadentum erzeugt. Dieses höhere Jägernomadentum ergoß sich wieder und immer wieder in die fruchtbaren Täler des Mississippi, und was hier ansässig wurde, war der ständigen Gefahr dieser Nachbarschaft, die durch keine Schranke getrennt war, ausgesetzt.

Und dennoch blühte hier der Anbau höher als man im allgemeinen annimmt. Es war tatsächlich ein Unterschied zwischen den Indianern des Ostens und des Westens, der regenärmeren und der regenreicheren Länder, der Hochsteppen- und Tälergebiete. Das will ich mit meiner Karte der Verbreitung der Mounds, teilweise großartiger Hünengräber, beweisen. Gerade in den Flußtälern werden diese Mounds häufiger und in größeren Gruppen angetroffen. Hier erreichen sie die imposante Ausdehnung von 30 m bei einem Flächenraum von 100 m Ausdehnung. Ein Volk, das solche Bauten ausführt, muß festsässig sein, muß ein Verständnis des höher ausgebildeten Manismus besitzen. Man hat mit Recht gesagt, daß diese Mounds sich in gewissem Sinne an die Teokali oder Tempel der Mexikaner anschlössen.

Also war hier ein höheres Anbauertum mit verhältnismäßig kunstreicher Verwertung des Maises (also Hackbau) heimisch. Es wurde aber ständig an der höheren Entwickelung gehindert durch die schwach begrenzte Nachbarschaft der Steppenjäger.

Und noch in anderer Weise zeigte sich der Osten dem Westen überlegen. Wir finden diesem Teile eine Tafel beigegeben, auf welcher Zeichnungen und Schriftarten der Eingeborenen Amerikas wiedergegeben sind. Zuerst Zeichnungen der Eskimo, geschickte Darstel-

lungen von allerhand Getier, dann Zeichnungen der Indianer, weniger geschickt und naturgetreu, aber mit einem gewissen Sinn versehen, ferner Zeichnungen der Mexikaner, eine Bilderschrift, und zum Schluß Schriftzeichen der Maja, hervorgegangen aus Bildern.

Das ist ein charakteristisches Merkmal der östlichen Indianer. Sie haben das Eigentum der Animaliden schon gründlich verarbeitet.

Das Leben der Kalifornier.

Nach Bägert*) (1768).

Seit ich aus Kalifornien zurück, in meinem Vaterlande angekommen, bin ich oft über die kalifornischen Städte und Dörfer, auch über die Collegia der Jesuiten ausgefragt worden, weil man sich kein bewohntes Land ohne jene und keinen Mönch ohne Kloster vorzustellen pflegt. Ein französischer Schriftsteller bedient sich auch nicht selten der Worte: villes, villages, das ist Städte, Dörfer, und sogar des Ausdruckes Metropole, welcher, wenn ich es recht verstehe, eine Haupt- oder eine erzbischöfliche Stadt besagen will, obschon nicht allein kein Bischof oder Erzbischof in Kalifornien wohnt, sondern auch noch keiner einen Fuß in dasselbe gesetzt hat, noch vielleicht je in dasselbe setzen wird. Es meinte zwar der Feldprediger des Herrn Portola, wirklichen Gouverneurs von Kalifornien, es würde in der kalifornischen Stadt Loreto an Goldschmieden nicht fehlen, die ihm ein silbernes Heiligtumkästlein, das ihm auf der Reise beschädigt worden war, wieder einrichten könnten, er fand sich aber sowohl in diesem, als in anderen Dingen jämmerlich betrogen.

Außer den Kirchen und den Wohnungen der Missionare, welche ein jeder, so gut er konnte und wie die Zeit und andere Umstände es zuließen, von Stein und Kalk oder Kot, von ungebrannten, ungeheueren Backsteinen und von anderen Stoffen gebaut hat, und außer einigen Baracken, welche die Missionare als zum Haus oder Kirchendienst notwendig in den 14 Missionen, wie auch denen, die die kleinen Garnisonen, die Schiffsleute, die Kuhhirten und die Bergknappen gebaut hatten, — außer diesen, sage ich, ist in Kalifornien nichts zu sehen, das einer Stadt, einem Dorf, einer menschlichen Wohnung, einer Hütte oder einem Hundestall gleich wäre.

Die Kalifornier wohnen, essen, schlafen und leben allezeit unter dem freien Himmel, im offenen Feld und auf der bloßen Erde. Dennoch machen sie, wenn im Winter der Wind etwas scharf ist, um sich herum und von der Seite, wo der Frost herkommt, einen zwei Spannen hohen, halbmondförmigen Schirm von Reisern, und wissen folglich, so dumm sie sonst sind, den Mantel nach dem Winde zu hängen. Es ist auch nicht mehr für sie möglich, und man kann von ihnen auch

---

*) „Nachrichten von der amerikanischen Halbinsel Kalifornien.“ Mannheim 1772. — Ein vorzügliches Bild der westlichen Regenarmut und dementsprechende Kulturverkümmerung in der schlimmsten Form.

nicht mehr verlangen, wenn man nicht will, daß sie wie die Schnecken und Schildkröten ihre Behausung allezeit auf dem Rücken nachtragen oder wie die Tataren auf Karren mit sich führen sollen, wozu das Land freilich sehr bequem ist. Denn sie bringen ihr ganzes Leben in fortwährendem Herumschweifen zu, wozu sie die Not, ihre Nahrung zu suchen, zwingt. Sie können nicht das ganze Jahr von dem nämlichen Ort früh ausgehen und abends dahin zurückkehren, weil ein kleiner Strich des Landes nicht hinreicht, sie das ganze Jahr mit Nahrung zu versehen, so wenig sie auch, ein jedes Völklein für sich, an der Zahl sind, und weil heut da das Wasser und morgen dort dieser oder jener Samen, den sie sammeln, ausgeht. Sie erfüllen also dem Buchstaben nach, was von uns allen geschrieben steht, daß wir auf dieser Welt keine bleibende Statt haben.

Gott allein, der alle unsere Schritte, noch ehe wir geboren waren, gezählt hat, weiß, wieviel tausend Meilen ein Kalifornier, der 80 Jahre alt geworden ist, in seinem Leben herumgeirrt ist, bis er das Grab, von welchem er doch täglich nur einen Finger breit entfernt war, gefunden hat. Ich werde nicht weit fehlen, wenn ich sage, daß viele von ihnen ihr Nachtquartier über hundert mal in einem Jahre ändern und kaum dreimal nacheinander auf dem nämlichen Platze und in der nämlichen Gegend schlafen. Übrigens werfen sie sich, wo sie die Nacht überfällt, ohne alle Sorge wegen schädlichen Ungeziefers oder Unsauberkeit des Bodens nieder. Sie wohnen also auch nicht, wie andere Schriftsteller sagen, unter dem Schatten der Bäume, aus dem einfachen Grunde, weil es in Kalifornien keine hierzu geeignete gibt. Auch wohnen sie nicht in Erdhöhlen, die sie etwa selbst machten, und in den Felsengrüften und Löchern nur dann, wenn es stark regnet und solche Unterschlupfe gerade in der Nähe sind.

Wenn sie über einen Kranken wegen Hitze oder Kälte ein Verdeck zu machen sich einfallen lassen, ist dessen Eingang gewöhnlich so niedrig, daß man auf Händen und Füßen hineinkriechen muß, und der ganze Bau ist so eng, daß man weder darin aufrecht stehen, noch Platz finden kann, sich auf die Erde niederzulassen. Fast das Gleiche tun jene, welche beständig in der Mission wohnen und deswegen sich Hütten bauen. Diese sind oft so klein, so eng und niedrig, daß kaum Mann und Weib darin sitzen oder liegen können. Es hängt das wohl damit zusammen, daß die Kalifornier ein geselliges Beisammenstehen, ein Plaudern während Auf- und Abgehens in oder außer der Hütte nicht kennen. Auch nimmt ihr Gerät nicht viel Raum in den Hütten ein. Die ihren Geschäften nicht nachgehen, bringen die ganze Zeit sitzend oder liegend zu. Wenn sie den Missionar besuchen und ihren Vortrag getan haben, setzen sie sich auch ungeheißen gleich auf die Erde nieder; die Weiber zwar mit gradausgestreckten, die Männer aber mit auf asiatische Art verschränkten Füßen, welche Stellung sie auch in der Kirche und sonst einnehmen.

Wie die freie Luft den Kaliforniern zur Behausung, so dient ihnen ihre schwarzbraune Haut allein an Stelle des Rocks und Mantels,

der Hosen und des Wamses, des Schafpelzes und Hemdes, der Sommer= und Winter=, der Feier= und werktäglichen Kleidung und allen Schmuckes; — wobei sie aber unter anderem die nicht geringen Vorteile haben, daß sie sich weder vor einem Feuer in ihren Häusern, noch vor Insekten und vor Dieben zu fürchten haben, daß ihnen der Rock nie zu eng, der Mantel nie zu kurz wird, daß sie das Hemd am Leib nicht verspielen können, und daß sie endlich zu jeder Stunde sich fertig angezogen und bekleidet befinden.

Ungeachtet dessen, was ich eben jetzt gesagt habe, und daß im nördlichen Teil von Kalifornien die Weibsbilder unbekleidet gefunden worden sind, hat doch unter den anderen Nationen das Frauenvolk in Kalifornien (aber auch dieses allein) sich allezeit ein wenig zu bedecken gesucht. Der allgemeine Gebrauch unter ihnen war und ist noch, daß sie aus den Ästen des in Deutschland unter dem Namen Aloe bekannten Gewächses, einen weißen Faden ziehen, aus diesem dünne Schnürlein machen, diese Schnürlein mit hundert und aberhundert von kleinen Wasserrohren abgeschnittenen Köpfen, ähnlich einem Rosenkranz versehen, und von den also verzierten und garnierten Schnürlein eine gute Anzahl dick zusammen, sowohl unter dem Bauch als von hinten, ungefähr eine Spanne breit an einem Gürtel und zwar unter einigen Stämmen bis auf die Knie, unter anderen bis an die Waden oder auf die Füße herabhängen lassen. Beide Seiten aber und der ganze übrige Leib sind und bleiben mit nichts als der bloßen Haut überzogen. Etliche von ihnen behängen sich — um Mühe zu sparen — hinten statt mit besagten Schnürlein, mit einem Stück ungegerbten Hirschfell oder mit jedem Lumpen von Wolle oder Leinwand, den sie bekommen können, nach Art der Bergknappen.

Von zwei ebensolchen Hirschfellen stellen sie auch ihre Schuhe oder Sandalen her, — eigentlich nur Sohlen, welche an der Ferse und dem kleinen und großen Zeh, mit groben, aus Aloe gemachten Stricken befestigt sind.

Das Haupt trägt Mann und Weib, groß und klein, bei Wind, Nebel, Regen und Sonnenschein allezeit bloß. Doch verstehen sie zierliche Hüte aus Palmblättern für die Missionare zu flechten. Bei gewissen Gelegenheiten und an ihren Galatagen bemalen sie den ganzen Leib hier und dort mit roter und gelber Farbe, welche sie aus Steinen brennen. Dies wäre nun die Tracht und der Aufputz, das Trauer= und das Hochzeits=, das Sommer= und das Winterkleid der ungetauften Kalifornier.

Die liegenden, unbeweglichen Güter der Kalifornier sind keine andern als harte Felsen, kahle Berge und das sandige, dürre Erdreich; die beweglichen sind Steinhaufen und Dornbüsche, samt alledem, was auf oder unter der Erde läuft und kriecht. Ihre Hausgeräte, wenn ich es also nennen kann, sind Bogen, Pfeile, ein Stein als Messer, ein Knochen oder spitziges Holz, Wurzeln auszugraben, eine Schildkrötenschale als Korb und Kinderwiege, ein großer Darm oder

die Blase von einem Vieh, um Wasser zu holen oder auf den Reisen mit sich zu führen, und schließlich, wenn das Glück gut ist, ein aus oben beschriebenem Aloegarn wie ein Fischernetz gestricktes Säcklein oder der Balg einer wilden Katze, um Proviant, Sandalen und allerhand unflätige, alte Lumpen darin aufzubewahren, oder von einem Ort nach dem andern zu schleppen.

Will man das Gerät und die Güter der Kalifornier noch weiter betrachten, so ist der liebe Erdboden als ihr Eß- und Spieltisch, ihr Sessel, ihre Lagerstatt und ihr Bett, ihr Sprach-, Studier- und Schlafzimmer, ihre Küche und Speisesaal zu bezeichnen; die rauhen Berge und Klippen sind ihre Vorhänge und Tapeten; das grüne oder dürre Geheck, und die greulichen Dornstauden sind ihre Lustgärten, ihre Spazierwege und Alleen; und ihre klafterhohen Spiegel und Spiegelzimmer sind die allezeit stehenden Wasser und Wassersümpfe und Pfützen. Darin besteht der Schatz und Reichtum der Kalifornier, im Genusse dessen sie aber die Tage ihres Lebens in Gesundheit und in unvergleichlich größerer Zufriedenheit, Ruhe und Lustbarkeit zubringen, als tausend und abertausend Menschen in Europa, welche ihres Hab und Gutes kein Ende wissen, und ihre alten und neuen Münzen kaum zu zählen imstande sind.

Alle Handwerke und Künste, welche ihre Vorfahren mögen verstanden und getrieben haben, wie auch alles Werkzeug, dessen Gebrauch sie mögen gewußt haben, sind bei den Kaliforniern mit der Zeit in gänzliche Vergessenheit geraten. Bogen und Pfeile sind das einzige wichtigere Gerät, dessen Gebrauch sie noch verstehen.

Die Bogen der Kalifornier sind mehr als einen Klafter hoch, ein wenig krumm und gewöhnlich aus der Wurzel wilder Weiden verfertigt, fünf Finger in der Mitte dick, rund und nach und nach gegen beide Enden etwas dünner und zugespitzt. Die Schnur ist von Viehdärmen gemacht. Ihre Pfeile sind aus gemeinem Rohr, welches sie am Feuer schnurgerade ziehen. Sie sind sechs gute Spannen lang, haben unten an dem einen Ende eine Kerbe, die Schnur zu fassen, und drei oder vier nicht weit hervorstehende fingerlange Federn, eingefügt in die für sie vorgesehenen Ritzen. Im andern Ende steckt ein anderthalbe Spannen langes, in das Rohr eingeschobenes, spitzes, schweres Holz, auf dessen Spitze sie gewöhnlich noch eine einer Schlangenzunge gleichende, dreieckige Feuersteinspitze aufsetzen, deren Ränder wie die Zähne einer Säge ausgearbeitet sind. Sie üben sich von Kindheit an im Pfeilschießen; deswegen gibt es gute Schützen unter ihnen. Es besteht die ganze Wissenschaft, Arbeit und Beschäftigung der Kalifornier männlichen Geschlechtes im Bogen- und Pfeilmachen; diese führen sie allezeit, wohin sie auch gehen, mit sich.

Das Weibervolk weiß von nichts anderem, arbeitet und beschäftigt sich mit nichts, als wie oben geschildert, Schürzen für sich und die Ihrigen herzustellen. Was die Küche angeht, so ist jeder sein eigener Koch, Mann und Weib, jung und alt. Im übrigen tun sie den ganzen Tag und das ganze Jahr nichts weiter: — können auch nichts

anderes tun, als ihre Nahrung suchen und verzehren, schlafen, schwätzen und müßig gehen, es sei denn, daß in den nunmehr errichteten Missionen eine Beschäftigung abfällt.

So unfruchtbar Kalifornien ist, so stirbt doch kein Kalifornier vor Hunger; höchstens Erkrankte, um die sich die Gesunden gar wenig zu bekümmern pflegen, wenn es auch ihre Männer, ihre Weiber oder sonst nahe Anverwandte selbst sind. Auch ein kleines Kind, welches seine Mutter oder beide Eltern frühzeitig verloren hat, ist in gewisser Gefahr, da es selten einen Ersatz für die Mutter findet und sogar ein Vater oft wenig Fürsorge für den kleinen Weltbürger an den Tag legt.

Die Speisen der Kalifornier sind zwar schlecht, aber zugleich wohlfeil, und die Kalifornier bleiben gesund, werden stark und alt dabei. Man kann diese Speisen und alle kalifornischen Leckerbissen, welche alle wild und ohne Handanlegen eines Menschen wachsen, in vier Gattungen teilen. Unter die erste gehören einige Wurzeln, zum Beispiel die Juka. Bei anderen Völkern macht man eine Art Brot oder Kuchen daraus; den Kaliforniern wäre das aber zu langweilig, sie braten also die Juka nur wie die Erdäpfel im Feuer. Ich habe sie auch die Wurzeln von gemeinem Wasserrohr, wie sie dieselben aus dem Wasser zogen, roh essen sehen. Vor allem aber gehört unter diese erste Gattung der Kopf von Aloestauden, deren es gar vielerlei Arten in Kalifornien gibt und die nicht alle zu genießen sind. Man findet sie aber nicht so häufig, und die Kalifornier müssen sie oft zwei oder drei Stunden weit herbeiholen, da die Aloe zumeist an Orten wächst, wo kein Wasser zu beschaffen ist.

Unter die zweite Gattung gehören allerhand kleine Samen, die sie sogar von dem dürren Heu sammeln, dazu allerhand Hülsenfrüchte, die an Hecken und Bäumen wachsen. Wenn auch 16 Sorten aufgezählt worden sind, so sind die Samen doch so klein und kümmerlich, daß sie nur eine sehr spärliche Nahrung darstellen.

Unter die dritte Gattung rechne ich alles, was Fleisch ist oder einige Ähnlichkeit mit Fleisch hat und lebt, — als da sind: außer jagdbaren Tieren und Vögeln heutigen Tages auch Hunde und Katzen, Pferde, Esel und Maultiere, Nachteulen, Mäuse und Ratten, Eidechsen und Schlangen, Fledermäuse und Heuschrecken, Grillen, eine Art von grünen, fingerlangen, aber nicht haarigen Raupen und ein abscheulicher, in altem, faulem Holz zuweilen befindlicher, daumdicker und ebenso langer weißer Wurm, von dem sie sagen, daß er eitel Speck sei.

Die vierte Gattung besteht aus allerhand Unsauberkeiten und aus allem dem, was die Zähne kauen und der Magen verdauen kann, als da sind: die Blätter von den indianischen Feigenstauden, eine gewisse Art zarter Hölzer und junger Sprossen, gegerbtes und ungegerbtes Leder, alte Riemen aus rohem Felle, womit Jahr und Tag ein Zaun oder sonst etwas gebunden war, und endlich was ein anderer schon eine gute Weile im Mund gekaut und ausgespieen hat, Knochen von kleinem Federvieh, von Schafen, Geisen und Kälbern;

ferner von Fäule grünes, von Würmern wieder lebendig gewordenes und einen unerträglichen Gestank von sich gebendes Fleisch und Fisch, roher und fauler Weizen und Welschkorn, und was dergleichen niedliche Sächlein noch mehr sein können; alle diese Dinge wissen die Kalifornier sich zu Nutzen zu machen und sind ihre Arzneimittel gegen den schwarzen Hunger.

Ich glaube nicht, daß man den Schweinen in Europa etwas vorschüttet, was man nicht auch den Kaliforniern vorsetzen könnte, ohne sie zu beleidigen, oder daß sie schlecht gehalten zu sein meinten. Deswegen läßt sich niemand einfallen, den Weizen oder das Welschkorn, das für sie in einem großen Kessel gekocht wird, von den schwarzen Würmern oder Käfern vorher zu reinigen, wenn deren auch ebensoviel als Weizenkörner da wären.

Ich traf einst einen siebzigjährigen blinden Greis, welcher zwischen zwei Steinen einen alten, aus rohem Hirschleder gemachten Schuh zerstückelte und mit den rohen Stücken seinen Hunger stillte, ungeachtet er eine große Tochter und zwanzigjährige Enkel hatte. Mit 20 Malter Kleie (welche sie ebenfalls trocken und roh essen) für jeden Tag würde ich mein ganzes Volk in der Mission haben seßhaft machen können, die Zeit des Pitahajas ausgenommen. Kaum ist ein Ochse oder eine Kuh geschlachtet und das Fell zum Trocknen auf der Erde ausgespannt, so rutscht gleich ein halbes Dutzend Knaben oder Mädchen auf demselben herum, kratzen, schaben und reißen so gut und so viel sie können mit Messer, Stein und Zähnen herab, fahren mit der Beute sogleich zum Munde, und zwar währt das so lang, bis das Fell durchlöchert ist.

In des heiligen Ignatii und in anderen weiter gegen Norden gelegenen Missionen gibt es Leute, welche einen Bissen Fleisch an einem Faden gebunden zwölf und mehrmal in den Magen hinunterschlingen und ebenso oft, wie einen Perlenfischer aus dem Wasser, wiederum aus dem Magen herausziehen, um den Geschmack und Genuß desto länger zu haben.

Hier bitte ich den Leser um Erlaubnis, noch etwas Unmenschliches und sehr Ekelhaftes anführen zu dürfen, dessengleichen man kaum von einem andern Volk auf der Welt gehört haben mag, das aber die Armut und die Gefräßig- und Unsauberkeit der Kalifornier am besten an den Tag legt. Früher habe ich gemeldet, daß die Pitahajafrüchte eine Menge kleinen Samen wie Pulverkörnlein in sich schließen, welche der Magen nicht zerstört, sondern welche ganz unversehrt wieder zum Vorschein kommen. Diese Körner zu benutzen, sammeln die Kalifornier zur Zeit des Pitahajas alle Exkremente, klauben besagten Samen heraus, rösten, zermahlen, fressen ihn und machen sich dabei lustig. Die Spanier nennen das die Nach- oder die zweite Ernte der Kalifornier. Ob dies aus Bedürftigkeit, aus Freßgier oder aus Liebe zu den Pitahajas geschieht, lasse ich dahingestellt. Sehr glaublich sind alle drei Gründe. Es wurde mir schwer, dieser Angabe Glauben beizumessen; ich habe es aber mehr-

mals sehen müssen und weiß, daß sie diesen alten Gebrauch auch nicht lassen. Indessen haben sie sich allezeit des Menschenfleisches enthalten im Gegensatz zu so vielen anderen Amerikanern, die doch viel leichter sich zu ernähren vermögen, weil es ihnen viel weniger als den Kaliforniern an anderer Nahrung gebricht.

Ich melde hier nichts von dem Getränk der Kalifornier, da sie von einem andern Trank als Wasser nichts wissen.

Bisher haben wir die Bestandteile der kalifornischen Küche und Speisekammer gesehen. Es wird nun Zeit sein, auch von der Zubereitung etwas zu berichten. Es wissen die Kalifornier nichts vom Kochen, Sieden oder Braten, wie man dies letztere bei uns versteht, teils weil sie des dazu gehörigen Geschirres entbehren, teils weil ihnen die Zeit viel zu lang würde, wenn sie drei oder vier Stunden warten sollten, bis ein Stück Fleisch gar gekocht oder gar gebraten wäre. Sie brennen demnach, sengen und rösten in und auf dem bloßen Feuer alles, was sie nicht roh verzehren. Denn sie werfen das Fleisch, den Fisch, den Vogel, die Schlange, die Feld- oder Fledermäuse wie ein Stück Holz mitten ins Feuer und in die Flammen oder auf die heißen Kohlen und lassen es eine Viertelstunde rauchen und schwitzen, wonach sie den Braten, der auswendig schwarz und verbrannt, inwendig aber noch roh und bluttriefend ist, auf die Erde, in den Sand oder Staub werfen, ein wenig abschütteln und sich wohl schmecken lassen. Alles, was nach obiger Einteilung zum Fleisch gerechnet werden kann, richten sie auf diese Weise zu. Es ist aber zu bemerken, daß sie weder der Maus vorher den Balg abziehen oder die Ratte ausweiden, noch das im Unrat gelegene Fleisch vor dem Braten säubern und waschen.

Sie essen alles ungesalzen, obschon sie es salzen könnten.

Die Herrichtung der Aloe oder Meskale, wie die Mexikaner und Spanier sie nennen, braucht mehr Zeit und kostet mehr Arbeit. Nachdem die Äste abgeschnitten sind, müssen die Köpfe in starkem Feuer etliche Stunden braten, worauf sie zu 12 oder 20 in ein Loch unter die Erde verscharrt, mit heißen Steinen, heißer Asche und Erde gut zugedeckt und endlich, nach 12 oder 14 Stunden, am folgenden Tag wieder ausgegraben werden. Alsdann erscheinen die zuvor inwendig weiß gewesenen Aloeköpfe goldgelb und ganz zart. Es ist kein übles Essen, verursacht aber denen, die daran nicht gewöhnt sind, leicht Durchfall und macht den Schlund für einige Stunden etwas rauh.

Was in Kalifornien nicht auf besagte Weise gebraten wird, das wird auf heißen Kohlen geröstet, die in einer Schildkrötenschale oder in einer geflochtenen Bratpfanne beständig emporgeworfen und geschüttelt werden. Das Geröstete wird zwischen zwei Steinen zu Pulver gemahlen und ganz trocken in den Mund geschoben, ohne daß übrigens gleichzeitig ein labender Trank das trockne Mehl hinunterspülte. Auf diese Weise bereiten sie alles Samenwerk, Hülsenfrüchte und alle Fleischsorten, die sich zwischen dem Holz und im Feuer verlieren würden, also die Heuschrecken, grüne Raupen, die Holzwürmer

und dergleichen. Ebenso werden die Knochen auf der Glut geröstet und zu Mehl gerieben. Das Feuer schlagen sie nicht mit dem Stahl aus einem Stein, sondern sie reiben es aus zwei dürren Holzstäbchen, indem sie das eine, welches rund, unten spitzig und senkrecht in einer Vertiefung des andern steht, so geschwind und so lange zwischen beiden Händen drehen, bis das unten liegende zu rauchen anfängt und Feuer fängt.

Die Kalifornier haben keinerlei Zeit- und Tageseinteilung. Sie essen, wenn sie etwas zu essen haben und wenn sie dazu Lust verspüren, an der es ihnen selten gebricht. Ich habe nie einen gefragt (und wenn sein Bäuchlein auch noch so voll und gespannt war), ob er hungere, der mir nicht mit ja geantwortet hätte. Das Mittagessen ist am wenigsten bei ihnen im Brauch, weil sie jeden Morgen zeitig auf die Nahrungssuche ausgehen, und vor Abend oder Nacht nicht ihr altes oder neues Nachtquartier erreichen. Sie bringen also beinahe den ganzen Tag mit Hin- und Hergehen und Suchen zu, ohne um den Mittag entweder Zeit oder etwas zu beißen zu haben; denn sie heben nichts von einem auf den andern Tag auf. Sollte etwas des Abends übrig geblieben sein, so muß dies in der Nacht, wenn sie erwachen, oder am Morgen, wenn sie ihre Stelle verlassen, verzehrt werden.

Sie können den Hunger viel länger und besser als andere Leute ertragen; sie können aber auch, wenn sie es haben, besser als andere Leute mahlzeiten. Ich habe mehrmals, als das Hirschfell noch ganz frisch war, ein Stück von dem Wildbret für Bezahlung von ihnen begehrt, es wurde mir aber allezeit geantwortet, daß nichts mehr übrig sei, und ich wußte wohl, daß der Schütze gar wenig Gehilfen vonnöten hatte, um das Tier so geschwind zu verzehren. 24 Pfund Fleisch in 24 Stunden für eine Person ist eben nicht zu viel; denn eine Eßware vor sich sehen, ist für einen Kalifornier eine Versuchung, der er nicht leicht widersteht, und die Speise vor dem Schlafengehen nicht zu verschlingen, ist ein Sieg, den er selten über sich selbst gewinnt.

Es hatte einmal einer von seinem Missionare etliche Ziegen begehrt, um — wie er sagte — als ein Mensch zu leben, das sollte heißen: Haus zu halten, die Ziegen zu weiden, von deren Milch und Jungen sich und seine Familie zum Teil zu ernähren. Es verflossen aber nur wenige Tage, da war schon von den zwölf Geißen, die ihm der Missionar geschenkt hatte, keine einzige mehr am Leben. Ein glaubwürdiger Priester, der mehr als 30 Jahre in Kalifornien gelebt hat, versicherte mir, daß er einen Kalifornier gekannt hat, welcher 17 Wassermelonen auf einen Sitz heruntergejagt hat. Ein anderer war von einem Soldaten mit 6 Pfund ungeläuterten Zuckers bezahlt worden. Dieser Kalifornier setzte sich vor die Tür, an der der Zucker ihm gegeben worden war, und hörte nicht auf, ein Stück nach dem andern zu versuchen, bis er alle 6 Pfund aufgegessen hatte. Dieser bezahlte seinen Fraß in wenigen Stunden mit der Haut, der erstere aber wurde durch ein gewisses Heilmittel noch vom Tode errettet.

Mich rief man eines Abends eiligst, drei oder vier Beichten Sterbender zu hören. Ich vernahm aber, als ich an dem Ort ankam, wo sie lagen, daß ihre Krankheit nur in Bauchweh und Brechen bestand, und erinnerte mich, daß frühmorgens an ungefähr 26 Männer mit ihren Weibern und Kindern, alles in allem vielleicht etliche 60 Personen, drei Stiere als Zahlung für vollendete Arbeit ausgeteilt worden waren. Damit kam ich bald zur Erkenntnis der Krankheit und kehrte, nachdem ich ihre Freßgier gebührend getadelt hatte, beruhigt nach Hause zurück.

Tinne-Stämme der nördlichen Seenplatte.

Nach Richardson und Wentzel*) (1822).

Die Kupferindianer werden von den Tseppewe Tantsawhootdinneh oder Birkenrindenindianer genannt. Sie stammen ursprünglich von demselben Volke ab und bewohnten, nach ihrer Aussage, vor nicht sehr langer Zeit, die südlich vom großen Sklavensee gelegenen Landstriche. Ihre Sprache, Traditionen und Gebräuche sind im wesentlichen ganz dieselben wie die der Tseppewe; jedoch haben sie einen bei weitem besseren Charakter. Wahrscheinlich liegt der Grund davon in örtlichen Umständen und ist vielleicht darin zu suchen, daß sie sich ihren reichlichen Unterhalt leichter verschaffen können. Die Weiber werden bei ihnen sehr gering geschätzt, und sie betrachten dieselben als eine Art von Eigentum, welches der Stärkere dem Schwächeren entreißen kann, sobald sich eine genügende Ursache zur Feindschaft darbietet. Wenn sie Hundsrippenindianern und überhaupt Fremden begegnen, rauben sie die Weiber ohne allen sonstigen Grund. Indes lassen sie doch auch zuweilen zartere Gefühle durchblicken und leben im allgemeinen mit ihren Frauen glücklich. Diese sind mit ihrem Los zufrieden und einer mehr als gewöhnlichen Anhänglichkeit fähig. Daß Fremde von ihnen wohlwollend behandelt werden, haben wir selbst erfahren. Ihre Habsucht, ihr Wachen über ihr Interesse und die Besorgnisse für die Zukunft machen sie zuweilen unruhig und wankelmütig; allein die zarte und menschenfreundliche Aufmerksamkeit, welche sie uns später in der höchsten Not bewiesen, werden wir nie vergessen können. In betreff ihrer Begriffe von der Gottheit oder einem künftigen Leben konnten wir nie etwas Befriedigendes ermitteln; vielleicht wollten sie ihre Meinungen nicht dem Gespötte preisgeben. Ein Häuptling namens Akaitcho wich zum Beispiel meist unseren Fragen über diesen Punkt aus, zeigte dagegen Eifer, von uns zu lernen und wohnte, solange er sich im Fort befand, regelmäßig dem Gottesdienst bei. Er benahm sich dabei äußerst anständig.

Dieser Häuptling offenbarte in der Tat, gleich vielen seiner Leute. eine lobenswerte Wißbegierde, die man leicht zur Erreichung

---

*) In den Berichten der ersten Franklin-Expedition. — Die Tinne sind charakteristische Wanderer der westlichen Steppen.

der wichtigsten Zwecke benutzen könnte; ich zweifle nicht daran, daß christliche Missionare hier einen erfreulichen Wirkungskreis finden werden. Nur der alte Keskarrah pflegte sich offen darüber zu äußern, daß er an das Dasein eines höchsten Wesens, dessen Gewalt sich aller Orten äußere, deshalb nicht glauben könne, weil er in seinem langen Leben dasselbe nicht gesehen habe. Der alte Skeptiker hat keine geringe Meinung von sich selbst. Dies kann man aus seiner Äußerung abnehmen: „Es ist doch äußerst befremdend, daß ich nie mit jemanden zusammentreffe, der mir an Verstand gleich steht.“ Derselbe Alte erzählte uns in einer vertraulichen Stunde folgende Tradition: Die Erde war geschaffen, aber noch in gänzliche Finsternis gehüllt; da begegneten sich ein Bär und ein Eichhorn am Ufer eines Sees. Sie fingen an, darüber zu streiten, wer von ihnen die meisten Kräfte besitze und einigten sich dahin, daß sie in entgegengesetzter Richtung um den See laufen wollten; wer von ihnen zuerst ankäme, sollte seine Überlegenheit auf irgend eine ausgezeichnete Weise beurkunden. Das Eichhorn gewann, lief einen Baum hinan und verlangte mit lauter Stimme Licht, welches sogleich hervorstrahlte, und nun zeigte sich ein Vogel, welcher die Finsternis mit den Flügeln auseinandertrieb und später als Krähe erkannt ward. Alsdann brach das Eichhorn ein Stück Rinde von dem Baume, verlieh ihm die Schwimmkraft und sprach: Siehe, das Material, durch welches es den künftigen Bewohnern der Erde gelingen wird, die Gewässer zu durchschneiden.

Die Indianer sind nicht das erste Volk, welche den Ursprung der Schiffahrt von der Erfindsamkeit eines Eichhorns herleiten. Die Kupferindianer betrachten den Bären, die Otter und andere Raubtiere oder vielmehr gewisse Geister, welche die Gestalt dieser Geschöpfe annehmen, als ihre unversöhnlichen Feinde und die Ursache alles Übels, welches sie trifft. In Zeiten der Not und Krankheit quälen sie dieselben und bitten ihnen dann das Geschehene wieder ab.

Nur wenige von diesem Volke haben mehr als eine Frau zu gleicher Zeit, und nur die Häuptlinge mehr als zwei Weiber. Akaitcho hat deren drei, von denen die Mutter seines einzigen Sohnes die Favorite ist. Sie heiraten häufig zwei Schwestern, und Geschwisterkinder dürfen sich ohne weiteres verehelichen. Nicht so der Onkel mit der Nichte.

Der letzte Kriegszug, welchen die Kupferindianer gegen die Eskimo unternahmen, fand vor etwa 10 Jahren statt. Sie brachten damals etwa 30 Personen ums Leben und zwar an der Mündung des Stoneypointflusses, unfern derjenigen des Kupferminenflusses. Gegenwärtig scheint ihnen daran gelegen zu sein, mit diesem geächteten Volke in gutem Verständnis zu leben; auch hoffen sie durch unsere Vermittelung einen gewinnvollen Handel mit ihm anzuknüpfen. Die Kupferindianer sehen wohl ein, wie vorteilhaft der Transithandel zwischen den Pelzhändlern und Eskimo für sie werden könnte.

Zur Zeit, als Hearne reiste, wurden die Kupferindianer, die damals keine Feuergewehre hatten, von den Tseppewe unterdrückt. Doch hatte selbst jener Reisende Gelegenheit, sich von ihrer Herzens-

güte zu überzeugen. Seitdem sie von den Pelzhändlern mit Flinten versehen werden, wagen sich die Tseppewe nicht mehr in ihr Gebiet, und wer von jenem Stamme den großen Sklavensee besucht, ehrt den Namen Akaitchos. Unter den Tseppewe trifft man keinen Häuptling, der dessen Ansehen genösse.

Die Zahl der Kupferindianer kann sich auf 190 Seelen belaufen, nämlich 80 Männer und Knaben und 110 Weiber und kleine Kinder. Der Stamm zählt 45 Jäger. Zu Akaitchos Horde gehören etwa 40 Männer und Knaben. Die übrigen folgen Häuptlingen von minderer Wichtigkeit.

Folgende Nachrichten über die am Mackenzie wohnenden Völkerschaften verdanken wir meist Herrn Wentzel, welcher viele Jahre lang in jenen Gegenden wohnte. Die Thlingcha-dinneh oder Hundsrippenindianer, auch nach den Crihs, welche früher mit ihnen Krieg führten, Sklavenindianer genannt, wohnen westlich von den Kupferindianern bis zum Mackenziefluß. Ihrem Naturell nach sind sie gutmütig, gastfrei, aber etwas träge. Ein großer Teil ihrer Zeit ist dem Vergnügen gewidmet, zu dem vorzüglich Singen und Tanzen gehört. In dieser Hinsicht und ganz besonders durch die gütige Behandlung, deren sich ihre Weiber erfreuen, unterscheiden sie sich auffallend von den meisten anderen Ureinwohnern Nordamerikas. Die Männer verrichten die harte Arbeit, während sich die Weiber mit Verfertigung von Putz und dergleichen beschäftigen. Wentzel war oft Zeuge, daß junge Ehemänner Proben von ihrer Frauen Geschicklichkeit im Nähen nach den Forts brachten und selbst mit vielem Dünkel vorzeigten. Da man eine zarte Behandlung des schönen Geschlechtes gewöhnlich für ein Zeichen von besonderen Fortschritten in der Zivilisation ansieht, so verlohnte es sich wohl der Mühe, den Ursachen nachzuforschen, welchen dieses Volk diesen erheblichen Vorzug vor seinen Nachbarn verdankt. Ohne Zweifel stammt es von demselben Urvolke ab wie die Tseppewe; denn die Sprachen sind nur im Akzent verschieden, und ihre Lebensart ist im wesentlichen dieselbe. Es fehlen uns genügende Data, um tief in den Gegenstand eindringen zu können. Doch wollen wir den Leser erinnern, daß die Hundsrippenindianer behaupten, sie kämen von Westen, während die Tseppewe von Osten eingewandert sein wollen.

Wenn zwei Horden Hundsrippenindianer sich nach langer Trennung begegnen, so führen sie eine Art von Tanz auf. Zu diesem Zwecke wird ein Platz, im Winter von Schnee, im Sommer von Vegetation gereinigt. Der Tanz dauert oft zwei bis drei Tage lang, da die Müden immer durch frische Leute ersetzt werden. Die beiden Horden beginnen den Tanz damit, daß sie sich einander den Rücken zukehren und reihenweise, den Bogen in der Linken und einen Pfeil in der Rechten, in schiefer Richtung aufeinander zutanzen. Stehen sie Rücken an Rücken, so kehren sie sich um, stellen sich, als ob sie einander zum erstenmal sehen und nehmen sogleich den Bogen in die rechte und den Pfeil in die linke Hand, um dadurch anzuzeigen, daß sie diese Waffe

Der Hüttenbau der nordischen reicheren Indianer.



Blick in eine Hütte Nordwestamerikas.

Nach der französischen Bearbeitung der dritten Reise von James Cook.

nicht gegen ihre Freunde gebrauchen wollen. In der Nähe eines Forts nehmen sie statt der Bogen Federn. Zum Tanze wird gesungen. Diese Leute sind die Tanzmeister in hiesigen Landen, denn die Kupferindianer haben diese Belustigung, sowie die Musik, einzig von ihnen entlehnt.

Die Hauptthorde der Hundsrippenindianer, die sogenannten Hornbergindianer, bewohnt das Land zwischen dem großen Bärensee und der westlichen Spitze des großen Sklavensees. Es sind ihrer etwa 200 jagdfähige Männer und Knaben. Kleine Trupps von dieser Stammesgruppe besuchen den Mardersee und jagen im Sommer in der Nähe vom Fort Entreprise. Dieser Teil des Landes war überhaupt sonst ausschließlich ihr Eigentum, und die meisten Seen und merkwürdigen Berge führen noch jetzt die Namen, welche jener Stamm ihnen beigelegt hat. Da ihnen die Kupferindianer, wo sie können, Weiber und Pelzwerk abnehmen, so suchen sie dieselben zu vermeiden, und besuchen daher ihre alten Reviere in den kahlen Landstrichen nur verstohlenerweise.

Gleich nördlich von den Hundsrippen- wohnen am nördlichen Ufer des Bärenflusses die Kawcho-dinneh, oder Hasenindianer, die gleichfalls einen Dialekt der Tseppewe reden und in ihren Sitten den Hundsrippenindianern sehr nahe kommen, allein sowohl von diesen, als den Kupferindianern für große Zauberer gehalten werden. Dies Volk trifft auf seinen Jagdzügen, nördlich vom großen Bärensee, mit kleinen Horden Eskimo zusammen.

Hart neben den Hasenindianern wohnen nördlich an beiden Seiten des Mackenzieflusses die Tykothee-dinneh, Loucheux, Schielaugen- oder Zänkerindianer. Sie reden eine von den Tseppewe verschiedene Sprache. Sie leben häufig in Fehde mit den Eskimo an der Mündung des Mackenzieflusses, verkehren indes auch zuweilen friedlich mit ihnen, und ihre beiderseitigen Sprachen scheinen so viel Ähnlichkeit zu haben, daß sie sich recht wohl verstehen können. Auch in der Kleidung gleichen sie den Eskimo mehr, als den übrigen Bewohnern des Mackenzieflusses. Die Zänkerindianer stehen in Handelsverkehr mit dem Fort Good Hope (gute Hoffnung), welches eine bedeutende Strecke unter dem Zusammenfluß des Bärenflusses mit dem Mackenzie und, wie die Pelzhändler behaupten, nicht volle drei Tage vom Polarmeer liegt. Es ist die nördlichste Niederlassung der Nordwestgesellschaft, und einige kleine russische Kupfermünzen waren einst über das Festland von Westen aus dahingelangt. Blaue oder weiße Glasperlen sind fast die einzigen europäischen Manufakturwaren, nach denen die Loucheux trachten. Sie durchbohren die Scheidewand der Nase und stecken in die Öffnung drei kleine Muscheln, welche sie zu einem hohen Preise von den Eskimo erhalten.

Am Westufer des Mackenzieflusses finden wir mehrere Stämme, welche bisher unbekannte Dialekte des Tseppewe reden. Der erste, zu dem man gelangt, wenn man den Fluß vom Fort Good Hope aus südlich verfolgt, ist derjenige der Ambawtawhoot-dinneh oder Schaf-

indianer. Diese bewohnen das Felsengebirge um die Quellen des Dawhoot-dinneh-Flusses her, welcher in den Mackenzie fällt, und sind den Pelzhändlern nur wenig bekannt. Einige derselben haben Fort Good Hope besucht.

In einiger Entfernung südlich von diesem Volke gelangt man zu den Felsengebirgsindianern, einer kleinen Horde, welche etwa 40 Männer und Knaben auf die Jagd schickt. Sie unterscheiden sich nur wenig von dem Volke, das wir jetzt nennen werden, den Edchawtawhoot-dinneh, den Starkbogen-, Biber- oder Dichtwaldindianern, welche die Rivière aux Liards oder den südlichen Arm des Mackenzieflusses besuchen. Die Starkbogen gleichen den Hundsrippen in Ansehung des Charakters einigermaßen; treffen sie jedoch mit letzteren zusammen, so behandeln sie dieselben äußerst hochmütig, und diese lassen es sich auch gutwillig gefallen. Bis zum Jahre 1813, da ein kleiner Trupp derselben, welche man zur Rache gereizt hatte, das Fort Nelson an der Rivière aux Liards zerstörte und die Bewohner ermordete, sah man die Starkbogen für eine gutmütige und friedliche Horde an; vorzüglich schätzte man sie wegen ihrer Geschicklichkeit in der Jagd. Kinder werden bei diesen Indianern nach Hunden benannt; ein junger Mann wird als der Vater eines gewissen Hundes betrachtet; sobald er aber heiratet und einen Sohn bekommt, so nennt er sich als den Vater des Knaben. Die Weiber pflegen die Hunde äußerst zärtlich zur Rede zu stellen, wenn sie sich miteinander beißen: „Schämst du dich nicht," sprechen sie, „daß du deinen kleinen Bruder zanken kannst." Die Hunde scheinen gegen den Tadel nicht unempfindlich zu sein und schleichen davon.

Die Starkbogen und Felsengebirgsindianer haben, wie die Hundsrippen, die Tradition, daß sie von Westen aus einem ebenen Lande gekommen seien, wo kein Winter herrsche, sondern Bäume und große Früchte wüchsen, und das sie jetzt nicht mehr kennen. Es war auch von vielen sonderbaren Tieren bewohnt, unter denen sich ein kleines befand, dessen Gesicht mit dem menschlichen viel Ähnlichkeit hatte. Als ihre Vorfahren in jenem Lande wohnten, wurden sie von einem Manne besucht, welcher die Kranken heilte, die Toten erweckte und viele andere Wunder verrichtete. Dieser lehrte zugleich, wie man gut leben, die Eingeweide der Tiere nicht essen, auch das Gehirn nicht vor dem dritten Tage zum Gerben der Häute verwenden solle. Nie dürfe man die Schädel des Wildprets auf der Erde liegen lassen, so daß Hunde und Wölfe dazu gelangen könnten, sondern müsse sie sorgfältig an Bäumen aufhängen. Niemand wisse, woher dieser gute Mann gekommen, noch wohin er gegangen sei. Aus jenem Lande wurden sie durch eine Wasserflut vertrieben, und indem sie den Fährten der an der Meeresküste lebenden Tiere folgten, schlugen sie einen nördlichen Weg ein. Endlich kamen sie an eine Straße, über welche sie auf einem Floß setzten; doch seitdem ist die See gefroren, und nie war es ihnen möglich, wieder zurückzukehren. Mit diesen Sagen sind die Tseppewe unbekannt.

Unter den Starkbogenindianern mögen etwa 70 Männer und Knaben imstande sein, der Jagd obzuliegen.

Noch befinden sich an den oberen Armen der Rivière aux Liards einige andere Stämme, welche gleichfalls Dialekte des Tseppewe sprechen, z. B. die Nohhannies und Tsillawhawdoot-dinneh oder Strauchholz (Brushwood)-Indianer. Sie sind nur wenig bekannt, doch sollen die letzteren zuweilen einige der Niederlassungen am Friedensflusse besuchen.

Schamanismus der Tlinkit in Nordwestamerika.

Nach Aurel Krause*) (1881).

Die Religion der Tlinkit geht im Schamanismus auf, d. h. in dem Glauben an die Geister, die in das Leben des Menschen eingreifen, und deren Macht durch einzelne Wissende, die Schamanen, gebrochen werden kann. Der Schamane, „Ichta" genannt, ist durch sein wildes, schmutziges Äußere und sein in Strähnen herabhängendes, oder hinten in einen Knoten gebundenes Haar, das weder durch Schere noch Kamm entweiht werden darf, gekennzeichnet. Bei der größten Trauer selbst schert er nur den vorderen Teil seines Hauptes. — Die Schamanenwürde ist mit dem Besitz von allerhand Aufputz, geschnitzten Knochenstäben, Gesichtsmasken, Klappern, Trommeln und dergleichen verbunden. Für jeden Geist besitzt der Schamane eine besondere Maske, deren er sich bedient, wenn er diesen Geist beschwören will. — Die Beschwörungen bestehen in einem wilden Tanze um das Feuer herum, bei dem die gewaltigsten Umdrehungen des Körpers vorgenommen werden. — Der Schamane heilt Kranke, indem er die bösen Geister aus ihnen heraustreibt, macht gutes Wetter, läßt reichliche Fischzüge in die Gewässer aufsteigen und Ähnliches mehr. Für seine Künste nimmt er jedoch gute Bezahlung, und zwar stets im voraus. Haben die Beschwörungen nicht die gehoffte Wirkung, so ist er um eine Ausrede nicht verlegen; andere böse Geister sind hindernd dazwischen getreten, und ihre Austreibung erfordert wieder neue Beschwörungen und neue Bezahlung.

Über die Art und Weise, wie ein Tlinkit Schamane wird, gibt ein alter russischer Schriftsteller, Weniaminow mit Namen, ausführlichen Bericht, dem wir bei der nachstehenden Schilderung in der Hauptsache folgen.

Die Schamanenwürde ist meistens erblich; sie geht mit all ihren Insignien, den Masken, Trommeln usw. auf den Sohn oder Enkel über. Aber nicht jeder, der es wünscht, kann Schamane werden,

---

*) „Die Tlinkit-Indianer." Jena 1885, H. Costenoble. — Diese und die folgende Schilderung führen uns Charakterbilder aus dem Treiben und Denken der nordwestlichen Völker vor. Es sind viele Grundzüge des ozeanischen Lebens enthalten (z. B. die im folgenden Abschnitt besprochene Sonnenmythologie), der amerikanische Charakter ist aber durch das Vorherrschen animalistischer Anschauungszüge erhalten.

sondern nur derjenige, der sich Geister verschafft und mit diesen in Beziehung tritt. So hörte Weniaminow von zwei Schamanensöhnen, von denen der eine Schamane werden sollte, es aber nicht konnte, da er keinen Geist sah, der andere dagegen, trotzdem er es nicht wollte, von den Geistern verfolgt und nicht in Ruhe gelassen wurde, selbst als er zu den Weibern ging, wodurch sonst die Geister sofort vertrieben werden, bis daß er sich entschloß, Schamane zu werden. Er wurde dann ein sehr berühmter Schamane in Jakutat, dessen Einfluß man es zuschrieb, daß während der großen Blatternepidemie vom Jahre 1836 diese Krankheit nicht bis zu seinen Landsleuten gelangte.

Wer die Schamanenwürde erlangen will, begibt sich in die Einsamkeit der Berge und Wälder und lebt hier abgeschlossen von jeder menschlichen Gemeinschaft ein bis zwei Wochen, mitunter aber auch mehrere Monate lang, während welcher Zeit er sich nur von den Wurzeln der in dieser Gegend häufigen Araliazee, Panax horridum, ernährt. Die kürzere oder längere Dauer seines Aufenthaltes in der Wildnis hängt von dem früheren oder späteren Erscheinen der Geister ab. Wenn er diesen endlich begegnet, so sendet ihm der Vornehmste unter ihnen eine Fischotter entgegen, in deren Zunge das ganze Geheimnis des Schamanismus enthalten ist. Die Fischotter geht gerade auf den Schamanenlehrling los, der, sobald er sie sieht, stehen bleibt und sie durch den einzigen Laut „o", welchen er viermal hintereinander mit verschiedener Betonung ausstößt, tötet. Sowie die Fischotter diesen Laut hört, fällt sie auf den Rücken und stirbt, indem sie die Zunge hervorstreckt. Der Schamane aber reißt ihr dieselbe mit den Worten aus: „Möge ich in meinem neuen Beruf tüchtig sein, möge ich gut zaubern und tanzen können" u. a. und verbirgt sie in einem eigens dazu verfertigten Körbchen, welches er an einem unzugänglichen Orte versteckt; denn wenn ein Uneingeweihter diesen Talisman, der „kuschtaliute", d. h. Zunge der Fischotter, genannt wird, finden sollte, so würde er sofort den Verstand verlieren. Das Fell aber zieht er sorgfältig ab und verwahrt es als ein wichtiges Zeichen seiner Würde, während er das Fleisch in die Erde vergräbt. Infolge dieses Glaubens an die in der Fischotter verborgenen Kräfte soll vor der Ankunft der Russen auch kein Tlinkit gewagt haben, ein solches Tier zu töten, dann aber überwand Gewinnsucht und die Wahrnehmung, daß nichts Böses daraus erfolge, alle Bedenken.

Wenn dem Tlinkit, der sich in der Waldeinsamkeit zum Schamanenberuf vorbereitet, die Geister nicht erscheinen wollen, dann begibt er sich zu dem Grabe irgend eines Schamanen, bringt eine Nacht bei demselben zu, nimmt auch der Leiche einen ihrer Zähne weg, oder schneidet die Spitze ihres kleinen Fingers ab und hält diese Dinge im Munde, um so leichter die Geister und die Fischotter zu erlangen. Wenn ihm dieses endlich geglückt ist, dann kehrt er, durch das lange Fasten ganz abgemagert, zu seinen Landsleuten zurück und beginnt sofort mit der Ausübung seiner Kunst.

Der Ruf eines Schamanen hängt von der Anzahl der Geister

ab, die er in der Gewalt hat, und welche ihm, wenn er ein guter Schamane ist, große Reichtümer verschaffen; wenn er aber nicht Enthaltsamkeit bewahrt, wird er von seinen eigenen Geistern getötet.

Jeder Schamane hat seine eigenen Geister, für welche besondere Namen und bestimmte Gesänge existieren. Die Geister der Vorfahren erbt er nur selten; doch erscheinen sie ihm bisweilen, und dann pflegt der Schamane aus Freude darüber seine Gäste zu bewirten. Derselbe hat auch nach dem Glauben der Tlinkit die Macht, seine Geister in diejenigen zu werfen, welche nicht an ihn glauben; und diese fallen dann in Krämpfe und in Ohnmacht.

Der Glaube an die wunderbare Macht und an die Worte des Schamanen, der jetzt einigermaßen wankend geworden ist, war früher unter den Tlinkit allgemein. Von einem berühmten Schamanen in Sitka, der vor kurzem gestorben war, erzählte man, wie Weniaminow berichtet, daß er sich einst habe ins Meer werfen lassen. Mit seinen Verwandten und Freunden fuhr derselbe hinaus in eine Bucht der Insel Tschistych (am Fuße des Berges Edgecumbe) und ließ sich selbst von seinen Gefährten, welche anfänglich aus Besorgnis für sein Leben sich geweigert hatten, ihm zu gehorchen, in einer Matte, die mit Riemen aus dem Fell der Schamanenotter umwickelt war, unter viermaligem Aufschrei in die Tiefe herunterlassen. Schneller als ein Stein und schneller als ein angeschossener Walfisch ging er zu Grunde, so daß der nachgelassene Riemen ihm kaum zu folgen vermochte. An das Ende dieses Riemens aber banden die Gefährten die Blase einer Fischotter; dann, nachdem sie noch eine Weile vergeblich auf irgend ein Zeichen gewartet hatten, begaben sie sich an den Strand, um ihren Freund zu beweinen. An den folgenden Tagen besuchten sie denselben Ort, ohne irgend etwas Auffälliges wahrzunehmen. Als sie aber am vierten Tage ebenfalls dorthin kamen, hörten sie einen Ton gleich dem einer Schamanentrommel, und, da sie ihm nachgingen, sahen sie an einem steilen Felsen den Schamanen hängen, ohne angebunden zu sein, mit blutüberströmtem Gesicht und den Kopf nach unten gekehrt und umschwärmt von kleinen Vögeln. Mit Mühe brachten ihn die Freunde in ihr Boot, in welchem er sofort wieder seine Besinnung erlangte und nach Hause zu fahren begehrte. All diese Wunder waren aber die Folge davon gewesen, daß der Schamane einen neuen, mächtigen Geist erlangt hatte.

Ein berühmter Schamane in Tschilkat soll die Maske eines Geistes besessen haben, deren linke Hälfte in Stein umgewandelt war, während die rechte Hälfte aus Erlenholz, aus welchem gewöhnlich die Masken gearbeitet werden, bestand. Auch ein Teil des Schamanenstabes und des Hermelinfelles, welches an demselben getragen wird, war versteinert worden. — Dieser Schamane hatte eine große Menge von Apparaten in verschiedenen Kisten, welche er alle im Walde verborgen hielt, und nur, wenn er sie brauchte, hervorholte.

Von einem der gegenwärtigen Tschilkatschamanen berichtete man uns das folgende Wunder: Vor zwei Jahren hatte das Erscheinen

des Ssag, des Ölfisches, lange auf sich warten lassen, und große Not unter der Indianerbevölkerung war die Folge gewesen. Da fuhr der Schamane, nachdem er vier Tage lang gefastet hatte, in einem Kanu mit all seinem Geräte hinaus ins Meer und ließ sich hier an einem 20 Faden langen Tau auf den Grund sinken. Als er nach längerer Zeit sich wieder hinaufziehen ließ und mit seinen Klappern und Schellen, die man bereits unter Wasser vernahm, über der Oberfläche erschien, verkündete er, daß der Ssag am folgenden Tage kommen werde. In der Tat wurden am nächsten Morgen viele Seehunde und Delphine gesehen, welche als sicheres Zeichen der Ankunft des Fischzuges gelten, und als man zum Flusse ging, traf man dort auch den Fisch in großen Mengen an.

Auch um besseres Wetter herbeizuführen, geht der Schamane ins Meer; wenn sein Haar naß wird, soll Regen fallen.

Noch füge ich eine in Tschilkat vernommene Sage über den großen Schamanen Kaka in Sitka bei, wenn auch einzelne Punkte derselben uns unverständlich geblieben sind.

In Sitka lebte einst ein Indianer namens Kaka, der zwei Weiber hatte, von denen die jüngere jedoch in einen andern Mann verliebt war. Sie trachtete nun danach, ihren Gatten aus dem Wege zu räumen, und steckte ihm deshalb zwei Ringe, die aus den Sehnen der Fischotter gefertigt waren, in die Ohren. Dann ließ sie ihn durch Kuchta, welcher im Norden wohnt und die Gestalt eines großen Affen hat, in eine Fischotter verwandeln. Kaka ertrinkt bei einer Kanufahrt, wird aber von den Fischottern gerettet und nach einer Insel geführt, woselbst er sich in die beiden Töchter des Häuptlings verliebt, bei dem er Sklavendienste tun muß. Eines Tages begegnet er seiner Tante, welche ihm den Rat gibt, die Sehnenringe aus den Ohren zu nehmen. Er tut dies und kommt zum Bewußtsein seiner traurigen Lage. Vorher war er fröhlich gestimmt, aber jetzt wird er traurig und verlangt nach der Heimat. Da versprechen ihm seine beiden Oheime, ihn zurückzuführen, doch solle er sich um nichts kümmern, was während der Reise vor sich gehe. Sie fahren nur zur Nachtzeit; einmal jedoch erscheint die Dämmerung, bevor sie das Land erreicht haben, und ein Sternbild, das einem Fische gleicht, erscheint am Himmel. Die Gefährten stimmen den Todesgesang an, das Kanu strandet und verwandelt sich in einen Rochen, sie selbst aber springen als Fischottern heraus. Sogleich reißt ihnen Kaka die Zungen aus, um durch ihren Besitz die Kraft eines Ichta zu erlangen. Den Rochen aber bedeckt er mit Tang, damit ihn nicht die Raben fressen sollen. Nach Sonnenuntergang erschienen die Fischottern wieder als Menschen, und auch der Rochen hatte die Gestalt eines Kanus angenommen. So kam Kaka nach Sitka, woselbst er sogleich als ein großer Schamane gefeiert wurde. Die eine von seinen Frauen war ihm treu geblieben, die jüngste jedoch hatte einen andern Mann geheiratet, und wollte nicht an ihn glauben, wiewohl alles Volk zu ihm strömte. Eines Tages aber fühlte sie sich so zu ihm hin-

gezogen, daß sie ihm durch die Rauchöffnung zuschaute. Da ließ sie der Schamane mitten in den Wohnraum herunterfallen, worüber sie sich so sehr schämte, daß sie sich selber das Leben nahm.

Bei der Krankheit eines Schamanen fasten seine Verwandten mehrere Tage lang. Auch die Art seiner Bestattung ist von der aller anderen Tlinkit verschieden. Der Leib des Schamanen soll niemals verwesen, weil einer der ersten Geister immer bei ihm bleibt, sondern trocknen wie gedörrter Lachs; auch sollen die Zweige niemals auf das Grab eines Schamanen fallen, sondern immer daneben. Die Pfähle aber, auf welchen das Grab errichtet ist, sollen zu derselben Zeit vermodern, so daß sich das Grab gleichmäßig auf die Erde senkt, weder das Fuß- noch das Kopfende zuerst.*)

Die großen Schamanenvorstellungen werden nur zur Winterszeit, während des Neu- oder Vollmondes aufgeführt. Die Schamanen rufen dabei feierlich ihre Geister herbei, damit sie in dem kommenden Jahre dem Dorfe, den Verwandten und ihnen selbst Glück zuteil werden lassen und Krankheiten von ihnen abwenden.

Von dem Morgen des für die Vorstellung bestimmten Tages bis zum nächsten Morgen darf niemand von den Verwandten des Schamanen, welche ihm bei der Ausübung seiner Künste behilflich sind, etwas essen noch trinken. Tags zuvor reinigen sie sogar ihren Magen durch ein Brechmittel, indem sie Wasser trinken und dann durch eine Feder, die sie in den Schlund stecken, einen Brechreiz verursachen.

Wenn die Sonne sich zum Untergange neigt, begeben sich alle in die für die Vorstellung bestimmte Hütte, welche möglichst gereinigt und um das Feuer herum mit neuen Brettern belegt worden ist. Sogleich beginnen die Gesänge, die von den Männern und Frauen zusammen gesungen werden, wobei der Takt auf einer Trommel, die sich stets zur Rechten vom Eingang aus befindet, angegeben wird. Nachdem

*) Während alle gewöhnlichen Sterblichen dieses Volkes mit mehr oder weniger Feierlichkeit verbrannt werden und ihre Asche in Kästlein gefüllt, auf Pfosten ausgestellt wird, werden beim Tode eines Schamanen gänzlich abweichende Zeremonien abgehalten.

Wenn ein Schamane stirbt, so bleibt er die erste Nacht über in dem Winkel liegen, in dem er seinen Geist aufgab; am folgenden Tage wird er in einen anderen gebracht, desgleichen am dritten und vierten, bis er in allen Winkeln des Hauses gewesen ist. Während dieser Zeit fasten alle Bewohner der Hütte. — Am fünften Tage findet die Beerdigung selbst statt. Der Leichnam wird, in die bunte Schamanentracht gekleidet, mit Handschuhen an den Händen und Mokassins an den Füßen auf ein Brett gelegt, das an den Seiten mit einigen Löchern versehen ist, und an dasselbe mit Riemen festgebunden. Von den beiden Knochenstäbchen, welche der Schamane bei der Ausübung seiner Kunst gebraucht, wird das eine durch die Nasenscheidewand gesteckt, das andere in das zusammengebundene Haupthaar; den Kopf aber bedeckt man mit einem großen, aus Zweigen geflochtenen Korbe. Darauf legt man die Leiche in ein auf vier freien Pfählen ruhendes Totenhäuschen, welches stets an solchen Stellen errichtet wird, welche vom Wasser aus wahrgenommen werden. Jeder Tlinkit, der an dem Grabe eines Schamanen vorbeifährt, bringt ein kleines Opfer dar, indem er etwas Tabak oder ein kleines Stückchen getrockneten Lachses in das Meer wirft.

der Schamane seine Festtracht angelegt hat, beginnt er um das Paar herumzulaufen, und zwar immer in demselben Sinne wie die Sonne (also von Osten ausgehend nach Süden, Westen und über den Norden nach Osten zurückkehrend), krümmt seinen Körper in gewaltsamer Weise nach dem Takte der Trommel und Gesänge, bis ihm schließlich die Augen, welche während der ganzen Zeit nach der Rauchöffnung gerichtet sind, ganz verdreht im Kopfe stehen. Plötzlich bleibt er stehen, richtet seinen Blick auf die obere Seite der Trommel und schreit laut auf. Sogleich verstummen Trommel und Gesänge, und aller Augen sind auf den Schamanen gerichtet; denn aus ihm spricht der Geist, der in ihn gegangen ist.

Nach Beendigung dieser Vorstellung erfolgt die Bewirtung der Gäste mit Tabak und allen möglichen Speisen, welche bis zum Beginn der Morgenröte währt.

Der bekannte Reisende Erman war Zeuge eines großen Schamanenfestes, das am 12. November, dem ersten Tage nach Eintritt des Vollmondes, um 8 Uhr abends begann. In dem unteren Raume des Festhauses umstanden Hunderte von nackten Männern ein in der Mitte des Fußbodens brennendes Feuer. Nur an einer der Längswände waren die oberen Bänke von bekleideten Männern und Frauen eingenommen. Die meisten der in dem unteren Raume befindlichen hielten einen der prachtvollen Dolche gebrauchfertig in ihrer Rechten; während sich die kleinere Zahl derselben im Kreise um das Feuer aufstellte, zogen sich die übrigen auf die unteren Bänke zurück, so daß ein freier Ring entstand. Als der Gesang, der in eintöniger, anfangs langsamer und dann immer lebhafterer und lauterer Ausstoßung einzelner Silben bestand, anfing, hob sich nach einigen Paukenschlägen ein Vorhang, durch den das dem Eingangsloche gegenüber gelegene Ende des Hauptraumes von dem übrigen getrennt war. Der Schamane erschien in demselben mit fliegenden Haaren und allerhand buntem Behang seines Mantels, der sich aber jeder näheren Beschreibung entzog durch die außerordentliche Schnelligkeit, mit der er nun sogleich um das Feuer zu laufen anfing. Die Sänger schwangen ihre Dolche und schienen durch ihr leidenschaftliches Geschrei ihn hetzen und dann fangen zu wollen, während er durch künstliche Luftsprünge und Verdrehungen des Körpers diesen Verfolgungen auswich. Unter anderem zog er ein brennendes Holzscheit aus dem Feuer und warf es bis an das Dach des Hauses, wodurch der Enthusiasmus der Verfolger vermehrt schien. Sie kehrten bei der nächsten Deklamation ihre Dolche bald gegen die Alten und Vornehmen in den Logen, bald wieder gegen den rasenden Seher, den sie dann endlich mit einer Wurfschlinge fingen und banden. Er wurde mit einer Matte bedeckt und von einigen seiner Verfolger hinter den Vorhang geschleppt. Man hörte ihn stöhnen, während der an dem Feuer gebliebene Teil des Chores seinen Gesang wieder leiser und langsamer fortsetzte.

Derselbe Hergang wiederholte sich bei der zweiten und den folgen-

den Darstellungen des Schamanen, nur mit dem Unterschiede, daß er jedesmal eine andere Gestalt annahm. Sein Kopf war nun immer in eine ringsum geschlossene Maske gesteckt, welche das erste Mal den Kopf eines reh- oder schafartigen Tieres darstellte, dem auch das Fell, welches ihn bekleidete, zu gehören schien. In diesem umkreiste er das Feuer ebenso schnell und geschickt wie früher, aber seiner Rolle gemäß auf allen Vieren, bis daß er wieder gebunden und röchelnd und stöhnend hinter die Szene geschleppt wurde. Als er zum letztenmal entsprungen war, trug er dagegen ein Raubtier- oder vielleicht auch verzerrtes Menschengesicht von blauer oder roter Färbung mit weißen Zähnen in dem offenen Rachen. Er lief nun teils aufrecht, teils wiederum auf Händen und Füßen, bald rückwärts, bald vorwärts. Nach der darauffolgenden Überwältigung und Fortschaffung verstummte der Gesang vollständig. Alle Zuschauer in den Logen, die bis dahin in gewisse Teile des Chorgesanges mit eingestimmt hatten, gebärdeten sich höchst erwartungsvoll, während der Ichet (Ichta) sich hinter dem Vorhange zuerst durch das frühere Stöhnen, dann aber in abgestoßenen Sätzen einer prophetischen Rede vernehmen ließ, deren einige der Dolmetscher folgendermaßen erläuterten: „Ich sehe den Jek — er ist auf dem Meere — sein Boot kommt zu mir;" während er anderes nicht auf russisch wiedergeben zu können erklärte.

Die Geister oder Jek, mit welchen der Schamane in Verbindung tritt, zerfallen nach Weniaminow in drei Klassen, in die Kijek, d. h. die oberen Geister, von dem Worte kina oben, in die Takijek oder Landgeister und in die Tekijek oder Wassergeister. Die Kijek, welche dem Schamanen immer als Krieger erscheinen, sind die Seelen der im Kampfe erschlagenen Personen. Sie haben ihren Wohnsitz am nördlichen Himmel, der sich bei der Aufnahme neuer Seelen öffnet, was von denen, welchen ein baldiges Ende bevorsteht, gesehen werden kann.

Die Takijek oder Landgeister erscheinen dem Schamanen immer in Gestalt von Landtieren. Sie sind die Geister der eines gewöhnlichen Todes verstorbenen Tlinkit. Ihr Wohnsitz, der im fernen Norden liegt, heißt Takanku.

Die Tekijek oder Wassergeister erscheinen in der Gestalt von Seetieren und sollen nach einigen auch die Geister dieser Tiere selbst sein.

Jeder Tlinkit hat auch seinen eigenen Schutzgeist, den Tukijanek; aber einen schlechten und unreinen Menschen verläßt sein Geist oder tötet ihn auch wohl.

Alle Geister lieben Sauberkeit und den Ton der Trommeln und Klappern. Deswegen muß ein Schamane, der die Geister herbeirufen will, 3—12 Monate lang Enthaltsamkeit üben, und die Hütte, in welcher die Beschwörung vor sich gehen soll, muß sorgfältig gereinigt und Gesänge und Tänze genau nach dem Takt der Trommeln ausgeführt werden.

Die Schamanen behaupten, daß sie bei ihren Produktionen eine

Anzahl verschiedener Geister aus verschiedenen Klassen und mit verschiedenen Gesichtern sehen, die aber nicht auf einmal, sondern einer nach dem andern, ohne bestimmte Reihenfolge erscheinen. Der Schamane legt stets die Maske desjenigen an, welchen er vor sich sieht, auch wechselt er seinen Schmuck je nach der Tracht dieses Geistes.

Außer bei den großen Schamanenfesten übt der Schamane seine Kunst auch bei verschiedenen anderen Gelegenheiten aus, bei welchen keine noch so geringe Bewirtung stattfindet. Namentlich besteht die Aufgabe auch darin, Hexen zu entdecken, d. h. solche Personen, welche andere Menschen durch Zauberei zu verderben suchen und als die Urheber vieler Krankheiten gelten.

Die Hexen, männliche und weibliche, werden Nakutsati genannt, und sollen ihre Künste von Jelch erlernt haben, der sie dieselben lehrte, als er auf der Erde weilte. Wenn sie jemanden zu verderben trachten, so suchen sie irgend etwas von ihm zu erlangen, sei es seinen Speichel oder sein Haar oder etwas von einer Speise oder den Schmutz von seinem Körper, den die Tlinkit oft abkratzen statt abzuwaschen. Damit begeben sie sich auf den Begräbnisplatz und legen es hier unter allerlei Verwünschungen auf einen nicht verbrannten Leichnam oder in die Asche eines verbrannten oder auf den Leichnam eines Hundes.

Nach Verlauf einiger Zeit, und wie es heißt, gerade dann, wenn der Leichnam, auf welchen die genannten Dinge gelegt sind, verwest, wird der Mensch, von dem sie genommen sind, krank und zwar gerade an dem Teile des Körpers, von welchem sie herrühren. Wenn der Kranke glaubt, bezaubert zu sein, so schickt er einen Boten zum Schamanen, der durch die Tür der Schamanenhütte die Worte: o! igukchuati! d. h. für dich, ruft. Diese Worte läßt der Schamane viermal hintereinander wiederholen, weil er in der Stimme des Boten die Stimme desjenigen erkennen soll, welcher den Kranken bezaubert hat; dann entläßt er den Boten mit der Antwort, daß er am folgenden Tage kommen werde. Am nächsten Tage aber besucht der Schamane mit seinen Verwandten und Freunden die Hütte des Kranken, die vorher sorgfältig gereinigt worden ist. Hier legt er seinen Ornat an, und während die Gefährten singen und mit Stäben den Takt schlagen, begibt er sich zu dem Kranken und verzerrt und krümmt seinen Leib auf die gewöhnliche Weise. Wenn dann die Gesänge aufhören, geht er auf einen der Verwandten des Kranken zu und bezichtigt ihn der Hexerei, womit seine Aufgabe gelöst ist.

Die beschuldigte Person aber wird, wenn sie nicht durch mächtige Verwandte beschützt wird, ergriffen und, nachdem ihr die Hände auf dem Rücken mit den Handflächen nach außen zusammengebunden worden sind, in eine leere Hütte geschleppt, woselbst sie, ohne Speise und Trank zu erhalten, so lange gefangen gehalten wird, bis sie ihre Schuld eingesteht, oder infolge der Martern, die bisweilen noch dadurch erhöht werden, daß man ihr Salzwasser zu trinken gibt, stirbt. — Aber wenn der vermeintliche Zauberer geständig ist, dann wird er an den Ort geführt, wo er die dem Kranken abgenommenen

Gegenstände verborgen haben will. Dieselben aber sollen immer unversehrt bleiben, selbst wenn der Leichnam, auf welchem sie liegen, schon völlig verwest ist. — Sobald der Zauberer, der dabei von seinen Fesseln befreit, aber streng bewacht wird, diese Gegenstände gefunden hat, legt er sie in Baumrinde, oder in ein Blatt oder in eine Falte seines Mantels und zeigt sie den Umstehenden, welche nicht wagen, sie zu berühren. Dann, wenn diese sich überzeugt haben, daß dieselben in der Tat dem Kranken gehören, rennt er in Begleitung seiner Wächter an den Meeresstrand und geht bis zu den Knien in das Wasser hinein. Dort bleibt er stehen und wendet sich viermal langsam nach der Sonne, indem er mit beiden Händen die erwähnten Gegenstände vor sich hält. Beim vierten Mal aber taucht er sie ganz in das Wasser, geht noch weiter, bis zum Hals, in dasselbe hinein und taucht auch selbst viermal unter, indem er ausruft, daß der Kranke ebenso gesund und rein werden solle, wie er jetzt aus dem Wasser gehe.

Bisweilen sollen auch die Verwandten denjenigen töten, der im Verdacht eines Hexenkünstlers steht, um einen so verhaßten Menschen nicht in ihrer Gemeinschaft zu haben. — Wenn aber jemand aus vornehmem Geschlecht der Hexerei bezichtigt wird, dann gehen die Verwandten heimlich in der Nacht zu ihm und bitten ihn inständig, den Kranken zu heilen, aber wagen es nicht, ihn zu ergreifen und zu binden.

Die Tlinkit glauben, daß die Hexenmeister auch fliegen können; sie sollen mitunter aus der Hütte, in der sie gefangen gehalten wurden, mit Zurücklassung ihrer Fesseln entflohen sein, indem sie durch den Rauchfang davonflogen. — Zur Zeit der Morgendämmerung sollen sie sich gern zu den Begräbnisplätzen begeben, woselbst sie mit den Verstorbenen verkehren.

Ich komme jetzt zu dem, was wir selbst unter den Tlinkit vom Schamanismus und Hexenglauben zu beobachten und zu erfahren Gelegenheit hatten. — Der Glaube an die Kraft und an die Kunst der Schamanen ist auch jetzt noch, trotz der Belehrungen seitens der Missionare, überall herrschend, und selbst solche, die sich äußerlich zum Christentum bekennen, nehmen in Krankheitsfällen oder bei anderen Gelegenheiten noch immer zum Schamanen ihre Zuflucht.

Als wir im Jahre 1882 Klokwan, das Hauptdorf der Tschilkats, besuchten, war gerade vor wenigen Wochen der alte Schamane des Rabenstammes gestorben und bestattet worden. Während unserer Anwesenheit wurde nun die Einführung des neuen Ichta gefeiert. Alle erwachsenen Angehörigen des Rabenstammes hatten vier Tage lang zu fasten, die Kinder nur zwei, der neue Schamane dagegen acht Tage lang, jedoch mit der Erlaubnis eines Imbisses am Morgen des fünften Tages. Der ganze Stamm war in dem Hause des verstorbenen Schamanen versammelt, und an den Abenden wurden feierliche, von Gesängen begleitete Tänze um das lodernde Feuer des aus mächtigen Kolben aufgebauten Holzstoßes ausgeführt. Rings um

das Feuer herum standen die Teilnehmer am Tanze, Männer und Knaben, die Knaben dem Feuer zunächst, alle in festlicher, sauberer Kleidung, geschmückt mit frischen Tannenzweigen, die um den Hals geschlungen waren. Im Hintergrunde und an der linken Seitenwand vom Eingange her hockten die Frauen mit ihren kleinen Kindern, der übrige Raum wurde von den dicht gedrängt stehenden Zuschauern eingenommen. Zur Rechten vom Eingang her stand auf einem etwas erhöhten Platze der Leiter der Feier, der den Takt zu den Gesängen angab, wobei er jedoch auch von einigen andern alten Indianern unterstützt wurde. — Auf Stangengerüsten in seiner Nähe hingen die Attribute des Schamanen, der mit Zähnen, Schnäbeln und anderen klappernden Gegenständen besetzte Reif, welcher um den Nacken getragen wird, der Kopfschmuck mit den über den Rücken fallenden Hermelinfellen, die Tanzschürze, aus der Wolle der Bergziege gewebt, verschiedene Masken und anderes mehr. — Zwei ältere Schamanen, kenntlich an ihrem langen, aufgelösten Haar und dem phantastischen Kopfschmuck, waren ebenfalls anwesend. — Die Gesänge wurden im Chor gesungen und durch Paukenschläge und Aneinanderschlagen von zwei Holzstäben begleitet. Als Pauke diente ein bunt bemalter, hölzerner Kasten, dessen eine Seite mit einem Fell überzogen war; die Schläge wurden mit dem Fuß erteilt. — Von Zeit zu Zeit wurde der Gesang durch Ausrufe, kurze Fragen und Antworten unterbrochen; dann rückten wieder alle Teilnehmer mit wilden Gebärden, indem sie die geballten Fäuste vorstreckten und mit den Füßen auf den Boden stampften, gegen das Feuer vor und wieder zurück. — Alle diese Bewegungen wurden außerordentlich taktmäßig und mit großer Genauigkeit ausgeführt. Nur kurze Erholungspausen gönnte man sich zwischen den einzelnen Gesängen, deren im ganzen vier mit großem Ernste und unter andachtsvoller Aufmerksamkeit der Versammlung gesungen wurden. Beim dritten Gesange wurden zwei hölzerne Truhen, die Hinterlassenschaft des verstorbenen Schamanen, durch die Rauchöffnung in den Raum hinuntergelassen, und die in ihnen enthaltenen Masken, Klapper, Trommeln usw. einzeln ausgepackt. Jede Maske wurde eine Zeitlang von einem Indianer gegen das Feuer gehalten, während der Gesang ununterbrochen fortdauerte.

Der vierte Gesang hatte ein lebhafteres Tempo. Während des wildesten Lärms durchbrach plötzlich ein junger Indianer, der sich vorher unter den Zuschauern verborgen gehalten hatte, in höchster Aufregung die Reihen der Tänzer, stürzte beinahe durch das Feuer hindurch auf die Holzpauke zu und fiel nach einigen krampfhaften Zuckungen scheinbar bewußtlos neben derselben nieder, nachdem ihm noch von einem der Nächststehenden der Schamanenkranz über den Nacken geworfen worden war. — Es war dies der neue Schamane. — Einige Zeitlang blieb er hier anscheinend bewußtlos liegen, während der Gesang ruhig fortgesetzt und die Störung scheinbar nicht beachtet wurde. Als er sich wieder erholt hatte, zog er sich unbe-

achtet in die Reihen der Zuschauer zurück und bald darauf hatte auch die Feier ihr Ende.

Die Schamanengerätschaften, welche in den Truhen enthalten gewesen waren, wurden nun wieder auf demselben Wege, auf welchem sie in den Raum gekommen waren, nämlich durch die Rauchöffnung, aus demselben entfernt und zum Schluß weiße Dunenfedern, die vorher gleichfalls durch die Rauchöffnung heruntergelassen worden waren, in die Luft geblasen. Darauf verließen die Zuschauer den Raum, während der Rabenstamm, Männer, Frauen und Kinder, zu gemeinsamem viertägigen Fasten versammelt blieb. — Am Abend des dritten Tages führte auch der neue Schamane, nur mit einer bunten Tanzdecke bekleidet und ein spitzes Messer in der Hand haltend, einen Tanz um das Feuer aus. — Der vierte Abend, der letzte der Feier, wurde im wesentlichen mit denselben Zeremonien wie der erste begangen; doch bemerkten wir eine große Abspannung und Ermüdung der Teilnehmenden, und einige der jüngeren Knaben schienen bereits aus den Reihen derselben ausgetreten zu sein.

Ich füge hier noch die Schilderung einer Krankenbeschwörung hinzu, welcher mein Bruder im September 1882 in einer temporären Niederlassung der Hunas am Lynn-Kanal beiwohnte. Aus einer Hütte tönte Gesang; als er eintrat, fand er dieselbe gedrängt voll von Personen beiderlei Geschlechts, die hier als Zuschauer oder aktive Teilnehmer der Zeremonie versammelt waren. Auf einer Matte neben dem Feuer saß ein kranker, etwa fünfjähriger Knabe, ihm zur Seite der Schamane, eine hünenartige Greisengestalt, dem das bereits ergraute Haar in dichten Strähnen bis auf die Kniekehlen herabfiel. Auf dem Haupte trug er eine Krone aus gebogenen, den Hörnern der Bergziege gleichenden Holzstäben, welche bei jeder Bewegung klappernd aneinanderschlugen; um den Nacken hing ein, mit allerlei Zieraten besetzter Kranz. Bis auf die Lenden, welche mit einer bunten Tanzdecke umgürtet waren, war er völlig nackt. Auf den Knieen hockend, bewegte er den Oberkörper unter konvulsivischen Zuckungen mit solcher Gewalt hin und her, daß er bald in heftigen Schweiß geriet. In der Hand hielt er eine hölzerne Klapper, welche die Gestalt eines Kranichs zeigte, und mit der er heftig gestikulierend seinen Gesang begleitete, den er öfters durch unartikulierte Laute, „uf, uf“, wildes Ächzen und Stöhnen unterbrach. — Auch benutzte er zwei etwa drei Dezimeter lange Stücke von rundem Erlenholz, welche klammerartig gespalten waren, und eine Stärke von drei Zentimeter hatten. — Mit diesen umklammerte er bald die Füße, bald den Kopf des Knaben. Nach einiger Zeit faßte er dann die Hände des Kranken, legte sie über seine Hüften und seinen Bauch, und indem er Namen von verschiedenen Tieren ausrief, führte er den Knaben bald in der einen, bald in der entgegengesetzten Richtung um das Feuer herum. — Einige Männer, welche in einem Kreise hockend das Feuer umgaben, schlugen mit kleinen Stäben auf untergelegten Brettern und Ruderstangen den Takt zu dem einförmigen

Gesange, und gaben auch auf eingestreute kurze Fragen des Schamanen ebenso einsilbige Antworten. — Die Frauen verhielten sich während der ganzen Zeit als schweigende Zuschauer, ebenso der Vater des Knaben, der übrigens dem Schamanen für seine Dienste Waren im Werte von etwa 50 Mark im voraus bezahlt hatte. Dieser führte den Knaben einigemal in verschiedener Richtung um das Feuer herum und erklärte dann nach ungefähr einstündiger Arbeit die Macht der bösen Geister für gebrochen und den Knaben für gesund.

Hexenverfolgungen sind bis in die neueste Zeit hinein von den Tlinkit in Szene gesetzt worden, trotzdem die amerikanischen Behörden sowohl wie auch die Missionare ihnen möglichst zu steuern suchen. In den uns bekannt gewordenen Fällen sind immer nur weibliche Personen der Hexerei beschuldigt worden. Im Jahre 1878 wurden in Wrangell zwei Mädchen als Hexen verdächtigt und grausamen Martern unterworfen. Man schleppte sie bei den Haaren an den Strand, tauchte sie unter Wasser und hielt sie so lange unter demselben, bis sie beinahe erstickten; dann legte man sie nackend auf heiße Asche und dergl. mehr. Durch die Bemühungen der Missionarin konnte nur ein Mädchen vom Tode errettet werden, während das andere in der darauffolgenden Nacht erhängt wurde.

Im Sommer 1882 wurden zwei Tschilkatfrauen aus Klokwan der Hexerei angeklagt. Um sie zum Bekenntnis ihrer Schuld zu bewegen, von der sie übrigens selber überzeugt zu sein schienen, hatte man sie gefesselt, und zwar der Art, daß man den hinten herabhängenden Zopf mit den Händen, welche auf den Rücken zusammengebunden worden waren, verknüpfte, wodurch der Kopf nach hinten gezogen wurde. Dann wurden sie mit Fichtenzweigen und stachligen Ruten gegeißelt. Es gelang den Unglücklichen noch, zu dem Missionar zu entfliehen, der sie einige Zeit lang verborgen hielt, bis sie mit dem Dampfer nach Süden gehen konnten.

Selbst in Sitka, unter den Augen der amerikanischen Behörden, versuchten im Winter 1881/82 die beiden Schamanen, das Volk zu einer Hexenverfolgung aufzureizen. Die Schamanen wurden deshalb mehrere Tage lang im Wachthause gefangen gehalten und schließlich vor ihrer Freilassung ihres langen Kopfhaares beraubt, welches als Wahrzeichen am Wachthause aufgehängt, doch in einer Nacht von den Indianern wieder gestohlen wurde.

Die Freiheit des Handelns, welche der durch die äußeren Verhältnisse wenig eingeschränkte Tlinkit in ausgedehntem Maße besitzen könnte, wird durch zahllose abergläubische Vorstellungen und Befürchtungen in enge Schranken gezogen. Jede Abweichung von den herkömmlichen Gebräuchen, jedes Außergewöhnliche wird als „chlakaß“ bezeichnet und als die allgemeinste Ursache für jedes Mißgeschick, für Unwetter, Krankheit, Jagd- und Kriegsunglück angesehen. — So glaubten die Tschilkats, daß das anhaltend schlechte und stürmische Wetter in den ersten Monaten des Jahres 1881 davon herrührte, das im vorhergegangenen Herbst auf Betrieb des Missionars zwei

Kinder begraben und nicht verbrannt worden waren. Dann wieder fand man die Schuld darin, daß die Abschließung eines Mädchens während der Entwickelungsperiode unterlassen war. Andere Gründe für das schlechte Wetter waren, daß ein Mädchen ihr Haar außerhalb des Hauses gekämmt, und daß der Missionar die Schneeschuhe innerhalb des Hauses angelegt hatte, daß die Schulkinder beim Spielen das Geschrei wilder Gänse nachgeahmt, und daß wir selber das Fell einer Bergziege im Meerwasser abgespült und ein getötetes Stachelschwein über den Schnee gezogen hatten. — Das letztere zu tun, weigerte sich bei einem anderen Jagdausfluge unser indianischer Begleiter ganz entschieden, indem er angab, daß starker Wind davon die Folge sein würde, und lieber nahm er das Tier, trotzdem es besonders schwer war, auf den Rücken, um es nach dem Lagerplatz zu tragen.

Von den Mitteln, die der Tlinkit kennt, gutes Wetter herbeizuführen, haben wir die folgenden beobachtet. Bei Kanufahrten spritzt er, um günstigen Wind zu bekommen, das Wasser nach vorn, indem er mit dem flachen Ruder mehrmals auf die Oberfläche schlägt. — Als einmal das Wetter für den folgenden Tag sich zu verschlechtern drohte, ergriff unser indianischer Begleiter beim Lagerfeuer einen Feuerbrand, schwang ihn unter wiederholtem Ausruf von „göß, göß" mehrmals um sich und warf ihn dann weit hinter sich. Als darauf am folgenden Tage nebliges Wetter eintrat, raffte er Pflanzen und Erde vom Boden auf und warf sie in gebückter Stellung durch die gespreizten Beine hinter sich.

In einem Gehölze bei Klokwan, etwas abseits vom Wege, standen an einen Baumstamm gelehnt drei in Holz völlig ausgearbeitete männliche Figuren, eine größere, welche den rechten Arm wie zum Speerwurf erhoben hatte, in der Mitte und zwei kleinere Figuren neben ihr. Man schien diese Bilder hier beiseite geschafft zu haben und sie zu fürchten. Wer sich ihnen näherte, sollte dem Tode verfallen sein, und in der Tat wagte aus einer großen Kinderschar, die uns begleitete, nur ein halbwüchsiges Mädchen bis in die Nähe derselben zu gehen. Rings herum waren die Vaccinienstäucher mit Früchten dicht besetzt, während sonst die Beeren größtenteils schon eingesammelt waren. Man sagte uns, daß die Tschilkat in Zeiten der Not ein Feuer jenseits des Flusses, den Holzbildern gegenüber, anzündeten, angeblich, um den Zorn derselben zu besänftigen.

Sagen der Nordwestamerikaner.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen im Kulturbesitz der Nordwestamerikaner ist der Reichtum an Mythen, von denen hier einige der Tlinkit an der Hand des von Boas*) gesammelten Materials besprochen werden sollen.

---

* Nachdem der Russe Wenjaminow, dann Erman und Krause und einige amerikanische Forscher aus Nordwestamerika einzelne Mythenteile gerettet hatten, hat

Rabensagen.

1. Ein mächtiger Häuptling bewahrte das Tageslicht, Sonne und Mond in einer Kiste auf, welche er sorgsam in seinem Hause bewachte. Er wußte, daß einst Yetl, der Rabe, in Gestalt einer Fichtennadel kommen würde, sie ihm zu rauben; deshalb verbrannte er alles trockene Laub, das sich in der Nähe seines Hauses fand. Der Rabe aber wollte das Tageslicht befreien. Er flog lange, lange Tage, um das Haus des Häuptlings zu finden. Als er endlich ankam, setzte er sich am Rande eines kleinen Teiches nieder und dachte nach, wie er in das Haus kommen könne, in das er nicht einzutreten wagte. Endlich kam die Tochter des Häuptlings, um Wasser aus dem Teiche zu schöpfen. Er sprach zu ihr: „Ich will dich zur Frau haben, aber dein Vater darf es nicht wissen, denn er will nicht gestatten, daß ein Fremder sein Haus betritt.“ Jene aber fürchtete den Zorn ihres Vaters und schlug die Werbung des Raben aus. Da verwandelte Yetl sich in eine Fichtennadel und ließ sich in den Teich fallen. Nach kurzer Zeit dachte er: „O, käme doch des Häuptlings Tochter, Wasser zu holen!“ Kaum hatte er das gedacht, da nahm jene einen Eimer und machte sich bereit, zum Teiche zu gehen. Ihr Vater fragte: „Warum gehst du selbst? Ich habe doch viele Sklaven, die für dich Wasser holen können.“ „Nein,“ erwiderte die Tochter, „ich will selbst gehen, denn sie bringen mir immer trübes Wasser.“ Sie ging zum Teiche und fand viele Fichtennadeln auf dem Wasser schwimmen. Vorsichtig schob sie dieselben zur Seite, ehe sie Wasser schöpfte. Eine aber war trotz ihrer Vorsicht in den Eimer geraten. Sie versuchte es, sie zu fangen und hinauszuwerfen, aber immer wieder entschlüpfte dieselbe ihrer Hand. Da ward sie ärgerlich und trank das Wasser mit der Nadel. Die war aber Yetl. Als sie ins Haus zurückkam und ihr Vater fragte, ob sie reines Wasser gefunden, erzählte sie, wie eine Fichtennadel ihr immer wieder aus der Hand geschlüpft sei und sie dieselbe endlich mit heruntergeschluckt habe. Infolgedessen ward sie Mutter, und als nach neun Monaten ihre Zeit gekommen war, veranstaltete ihr Vater ein großes Fest und hieß seiner Tochter, ein Lager aus Kupferplatten bereiten, die mit Biberfellen bedeckt wurden. Da genas sie eines Knaben, der aber niemand anders war als Yetl.

Der Knabe wuchs rasch heran, und sein Großvater liebte ihn über die Maßen. Alles, was der Knabe sich wünschte, gab er ihm, selbst die kostbarsten Felle. Eines Tages aber schrie der Knabe unaufhörlich und wollte sich nicht beruhigen lassen. Er rief: „Ich will die Kiste haben, die oben am Dachbalken hängt.“ Es war aber die Kiste, in welcher der Häuptling das Tageslicht, die Sonne und den Mond aufbewahrte. Der Großvater versagte ihm seine Bitte auf das entschiedenste. Da schrie der Knabe, bis er halbtot war vor Weinen

Boas in jahrelanger Arbeit die Mythen dieser Völker systematisch gesammelt und in dem Werke: „Indianische Sagen von der Nordpacifischen Küste Amerikas“ Berlin 1895 (Asher & Co.) herausgegeben. Aus dieser Sammlung stammen beifolgende Mythenteile.

und seine Mutter weinte mit ihm. Da der Großvater fürchtete, sein Enkel könne sich zu Tode weinen, nahm er endlich die Kiste herunter und ließ ihn hineinblicken. Da sah Yetl das Tageslicht. Der Häuptling verschloß die Kiste wieder und hing sie an ihren früheren Platz. Sogleich fing der Knabe wieder an zu schreien, und zwang so endlich den Alten, die Kiste wieder herunterzunehmen und zu öffnen. Jener ließ ihn durch den eben geöffneten Spalt hineinblicken. Da rief der Knabe: „Nein mehr, mehr!" und ließ sich nicht beruhigen, bis der Alte die Kiste wieder öffnete. Ehe er dies tat, verstopfte er aber alle Ritzen und Löcher des Hauses, besonders den Rauchfang. Dann gab er dem Kleinen die Kiste, um damit zu spielen. Dieser freute sich sehr damit. Er ging im Hause herum und warf sie wie einen Ball in die Höhe. Bald aber wollte er den Rauchfang geöffnet haben, und als der Großvater nicht sogleich einwilligte, schrie er wieder. Endlich öffnete dieser den Rauchfang ein wenig. „Nein mehr! mehr!" schrie der Knabe. Als er endlich ganz offen war, nahm der Knabe die Gestalt des Raben an, barg die Kiste unter seinen Flügeln und flog von dannen.

2. Und er flog zu den Menschen, welche im Dunkeln fischten und sprach: „O, gebt mir etwas Fisch!" Die Menschen aber verspotteten und verlachten ihn. Da sprach er: „O, habt Erbarmen mit mir, gebt mit etwas Fisch, dann gebe ich euch auch das Tageslicht." Da lachten die Menschen und sagten: „Du kannst ja doch kein Tageslicht machen. Wir kennen dich, Rabe! Du Lügner!" Er bat nochmals um etwas Fisch, und als sie es ihm wieder abschlugen, hob er einen Flügel etwas auf und ließ den Mond hervorschauen. Da glaubten ihm die Menschen und gaben ihm etwas Hering, der damals noch keine Gräten hatte. Der Rabe aber war böse geworden, weil die Menschen ihm nicht geglaubt hatten. Deshalb steckte er den Fisch voll Fichtennadeln und seitdem haben die Heringe Gräten. Dann setzte er Sonne und Tageslicht an den Himmel, zerschnitt den Mond in zwei Hälften, setzte die eine als Mond an den Himmel und ließ diesen abwechselnd zu und abnehmen. Die andere zerschlug er in kleine Stücke und machte die Sterne daraus. Als es aber Tag wurde und die Menschen einander sahen, liefen sie auseinander. Die einen wurden Fische, die andern Bären und Wölfe, die dritten Vögel. So entstanden alle Arten von Tieren.

3. Einst war der Rabe durstig und wollte Wasser trinken. Er durchsuchte die ganze Erde, fand aber keinen Tropfen. Er wußte indessen, daß Kanuk, der Adler, Wasser besaß. Dieser, ein alter Mann, lebte auf Nekhino (Fels in offener See), einer Insel zwischen der Mündung des Stikinflusses und Sitka. Das Wasser bewahrte er in einem im Felsen ausgehauenen Trog, der mit einem Steine bedeckt war, auf welchem der Alte saß, die Augen geschlossen und die Beine in die Höhe gezogen. Wenn er die Augen geschlossen hielt, wachte er und schlief, wenn er die Augen offen hatte. Das wußte Yetl. Zu jener Zeit gab es noch keine Ebbe und Flut, denn die emporgezogenen

Beine Kanuks hielten das Wasser hoch oben. Yetl wollte nicht nur das Süßwasser haben, sondern wünschte auch, daß es Ebbe und Flut geben möchte, damit er Seetiere am Strande fangen könne. Da Kanuk beides nicht gutwillig den Menschen geben wollte, gebrauchte der Rabe eine List. Er setzte sich nahe bei Kanuk nieder, der mit geschlossenen Augen dasaß und rief: „Hu! Wie kalt bin ich geworden, als ich Seeigel fing!" Da der Alte nicht antwortete, sagte Yetl noch einmal: „Hu! Wie kalt bin ich geworden, als ich Seeigel fing!" Da murmelte Kanuk, ohne sich zu bewegen: „He, was für Toren sind doch die Menschen! Ich sitze hier und bewege meine Beine nicht, deshalb können sie keine Seeigel fangen. Erst wenn ich meine Beine ausstrecke, wird es Ebbe werden!" Der Rabe versetze: „Wenn du mir nicht glaubst, so fühle doch!" und er rieb des Alten Rücken mit etwas Rauhem, das sich gerade wie Seeigelschalen anfühlte. Da verwunderte Kanuk sich dermaßen, daß er seine Beine lang ausstreckte. Nun lief das Wasser weit, weit vom Strande zurück, und Yetl fing Heilbutten, Muscheln und Seeigel, so viel er haben wollte.

Dann flog er zu Kanuk zurück, setzte sich zu ihm und dachte: „O, schliefe doch Kanuk." Tagelang saß er bei ihm und dachte immer dasselbe. Da endlich öffneten sich Kanuks Augen weit und er schlief fest. Yetl nahm nun den Deckel von dem Steintroge und trank, bis er ganz voll war. Dann flog er von dannen. Sogleich erwachte Kanuk, und als er sah, was geschehen war, verfolgte er Yetl. Dieser aber erreichte glücklich Ata (die äußerste seewärts gelegene Landspitze an der Mündung des Stikin), und dort ist an zerbrochenen Felsen und Bäumen noch heute der Weg zu sehen, welchen er genommen und auf dem Kanuk ihn verfolgt hat.

4. Im Anfange hatten die Menschen kein Feuer. Yetl aber wußte, daß Koky, die Schneeeule, die fern draußen im Ozean wohnte, es bewachte. Er hieß alle Menschen (die damals noch die Gestalt von Tieren hatten), einen nach dem andern gehen, um das Feuer zu holen: aber keinem gelang es. Endlich sagte der Hirsch, welcher damals noch einen langen Schwanz hatte: „Ich nehme Fichtenholz und binde es an meinen Schwanz. Damit werde ich das Feuer holen." Er tat, wie er gesagt, lief zum Hause der Schneeeule, tanzte um das Feuer herum und brachte endlich seinen Schwanz demselben nahe. Da entzündete sich das Holz und er lief davon. So geschah es, daß sein Schwanz verbrannte, und seither hat der Hirsch einen Stumpfschwanz.

5. Der Rabe war damals noch weiß wie die Möwe. Seine Frau war die Tochter eines mächtigen Häuptlings, des Spechts, welcher im Besitze von einem reichen Vorrate an Harz war. Allzu gern hätte der Rabe einen Teil davon gehabt. Eines Tages, als alle Spechte gerade vor dem Hause spielten, schlich er hinein, tauchte seinen Finger in das rote Harz und steckte ihn dann in den Mund. Da klebte der Finger fest, und er konnte ihn nicht wieder aus dem Munde entfernen. Als die Spechte nach Hause kamen und sahen, daß der Rabe Harz

gestohlen hatte, ergriffen sie ihn, räucherten ihn und warfen ihn in eine Kiste, auf deren Boden sie ihn, den Rücken nach unten gewandt, festklebten; seine Augen verschmierten sie mit Harz, worauf sie ihn ins Meer warfen. Als er nun so auf den Wellen herumtrieb, rief er: „O, rettet mich, rettet mich!“ Nachdem er tagelang umhergetrieben war, hörte er eine Raubmöve über sich schreien. Diese flehte er an, ihm Nahrung zu reichen und ihn zu erlösen, sie aber beschmutzte ihn nur statt dessen. Endlich, nachdem er lange auf dem Wasser umhergetrieben war, erbarmte sich eine Möwe seiner. Sie bespie ihn mit Fett; das Harz löste sich, und er konnte wieder seine Augen öffnen und sich bewegen. Als er endlich ans Land gelangte, sah er, daß er ganz schwarz geworden war.

6. Er ging weiter und kam an einen Ort, wo man viel Heilbutten fing. Die Leute nahmen Yetl gut auf und bewirteten ihn auf das beste. Trotzdem spielte er ihnen einen Schabernack. Als die Männer zum Fischen gingen und ihre Angeln in das Wasser gesenkt hatten, tauchte Yetl unter und fraß ihnen den Tintenfisch, den sie als Köder gebrauchten, von den Angeln. Er wagte aber nicht, ordentlich zuzubeißen und pickte nur an dem Fleische. Nach einiger Zeit ward er kühner, biß fest zu und fing sich so an einer Angel. Trotz allen Widerstrebens ward er heraufgezogen und stemmte sich endlich gegen den Boden des Bootes. Die Fischer zogen mit vereinten Kräften an der Angelschnur und rissen ihm so die Nase ab. Da schwamm Yetl ans Land, nahm ein Stück Rinde, das er mit Haaren beklebte, und setzte es sich statt einer Nase an. Er verwandelte sich dann in einen alten Mann und ging in das Dorf zurück. Als er in das erste Haus kam, lud man ihn zum Essen ein, und einer der Fischer sagte: „Alter, denke dir, heute haben wir eine Nase gefangen.“ „Wo ist sie,“ fragte Yetl. „Dort in des Häuptlings Hause.“ Yetl ging dort hin, um die Nase zu sehen. In des Häuptlings Hause bewirtete man ihn ebenfalls. Bald sagte er: „O, ich höre, ihr habt eine Nase gefangen; zeigt sie mir doch.“ Er betrachtete sie sorgfältig und sagte dann: „Behaltet sie ja nicht, sonst werden viele Leute kommen und mit euch kämpfen.“ Da erschraken die Dorfbewohner und gaben ihm bereitwillig die Nase.

7. Yetl ging weiter und fand einen Himbeerbusch. Diesen schüttelte er und verwandelte ihn so in einen Mann, den er Kitsino nannte, und der ihm als Sprecher dienen mußte. (Der Häuptling spricht nicht selbst zu Leuten aus niederem Stande, sondern hält sich einen Sklaven, der seine Wünsche mitteilt.) Sie gingen zusammen weiter und kamen bald an ein Dorf, in dem große Vorräte aufgespeichert waren. Der Häuptling des Dorfes lud Yetl zum Essen ein und fragte ihn, was er haben wollte. Yetl sagte zu Kitsino: „Sage, daß ich Fisch essen will.“ Kitsino aber sagte: „O, der große Häuptling will nichts essen.“ „O, sage das nicht!“ sprach Yetl. „Sage, ich wolle Fische essen.“ Aber wiederum sprach Kitsino: „Der große Häuptling will nichts essen.“ So kam es, daß der Rabe hungrig blieb, während alle anderen aßen und tranken.

8. Sie gingen weiter und kamen zu einem Dorfe, in dem große Vorräte von Fischöl waren. Yetl sprach zu Kitsino: „Wir wollen in das Haus des Häuptlings gehen. Dort soll etwas Öl in mein Auge kommen. Dann sage du den Leuten, daß ich bald sterben werde. Wenn ich dann tot bin, so lege mich in eine Kiste und heiße alle Leute fortgehen. Laß sie aber ja kein Fischöl mitnehmen.“ Der Häuptling des Dorfes bewirtete Yetl und Kitsino, und abends legten sich alle schlafen. Nachts aber spritzte etwas Fischöl in Yetls Auge, und der ward krank. Er rieb den ganzen Tag über sein Auge und endlich starb er. Da sang Kitsino Trauerlieder ohne Ende. Er legte ihn in eine kleine Kiste und sagte den Leuten: „Nun bindet die Kiste fest zu; ich weiß, er stellt sich nur als ob er tot sei.“ Sie gehorchten und hingen die Kiste am Dachbalken auf. Nun hieß Kitsino die Leute fortgehen und verbot ihnen, Fischöl mitzunehmen. Er sagte ihnen, daß, wenn sie nicht gehorchten, Krankheit und Unglück sie heimsuchen würden. Die Leute gingen fort und Yetl und Kitsino blieben allein zurück. Der Rabe wollte nun aus der Kiste herauskommen, fand dieselbe aber fest zugebunden. Kitsino fing an zu essen, was er fand und ließ es sich wohl schmecken. Yetl hörte ihn essen und sprang zornig in der Kiste hin und her. Er rief: „Iß nicht alles auf, iß nicht alles auf!“ Er bewegte sich so heftig, daß die Kiste endlich auf den Boden fiel, dort umherrollte und zerbrach. Unterdessen hatte aber Kitsino alles Öl aufgegessen und nur etwas trockenes Fleisch für Yetl übrig gelassen.

9. Yetl schloß nun Freundschaft mit dem Schmetterling und sie durchwanderten zusammen die ganze Welt. Einst kamen sie an einen langen Fjord. Sie wollten hinübergehen, und nach langem Suchen fand Yetl einen Riesentang, der sich wie eine Brücke hinüberstreckte. Auf diesem überschritt er den Fjord, der Schmetterling aber fürchtete sich, ihm zu folgen. Der Rabe, der schon an der gegenüberliegenden Seite angekommen war, rief ihm zu, ebenso den Tang zu überschreiten, wie er selbst getan habe. Der Schmetterling aber rief: „Nein, ich werde ins Wasser fallen.“ „Sei nur ruhig,“ versetzte der Rabe, „du wirst nicht fallen.“ Als nun der Schmetterling endlich die Tangbrücke betrat, machte der Rabe, daß jene sich umdrehte. Da ertrank der Schmetterling und sein Leichnam trieb ans Land. Yetl ging zum Ufer hinab, schnitt ihn auf und aß seine Eingeweide. Dann begrub er ihn unter Steinen. Nach einiger Zeit kehrte er zu dem Grabe zurück, erweckte den Schmetterling und sprach: „O Freund, ich glaubte, du seist verloren. Lange habe ich dich gesucht und nun schläfst du hier.“

10. Einst ließ Yetl sich von einem Walfisch verschlucken. Drinnen im Magen machte er es sich bequem und zündete ein kleines Feuer an. Der Wal bat ihn, sich ja in acht zu nehmen, daß er nicht sein Herz verletze. Der Rabe konnte aber der Versuchung nicht widerstehen und pickte daran. „O!“ schrie der Wal, denn es tat ihm weh. Er bat den Raben nochmals, ja sein Herz nicht anzurühren. Yetl entschuldigte sich, indem er vorgab, nur zufällig daran gestoßen zu haben.

Bald aber pickte er wieder daran und biß diesmal herzhaft zu. Da verschied der Wal. Yetl wußte nicht, wie er wieder herauskommen sollte, denn das Maul des Tieres war fest geschlossen. Er dachte: „O strandete doch der Walfisch an einem flachen Ufer.“ Bald hörte er die Brandung brausen und fühlte den Körper des Wals auf die Steine am Ufer stoßen. Da freute er sich. In der Nähe war ein Dorf und Kinder spielten mit Bogen und Pfeilen am Strande. Als sie den Wal erblickten, liefen sie gleich nach Hause und riefen ihre Eltern herbei, die daran gingen, den Speck abzulösen. Als sie damit beschäftigt waren, hörten sie jemand im Bauche des Wals singen und schreien, konnten sich aber nicht denken, wer das täte. Da dachte Yetl: „O schnitte doch einer von oben her gerade zu mir herab!“ Kaum hatte er das gedacht, so war sein Wunsch erfüllt. Ein Mann schnitt ein Loch in den Magen und sogleich flog Yetl von dannen und schrie: „Kola, kola, kola!“

11. Er flog in den Wald, trocknete sich mit Moos ab und pflückte Flechten von den Bäumen, die er mit Harz auf seinen Kopf und auf sein Gesicht klebte, so daß sie wie graue Haare aussahen. Er nahm einen Stab in die Hand und humpelte in solcher Gestalt in das Dorf. Alle, die ihm begegneten, hielten ihn für einen uralten Mann. Er ging in ein Haus, setzte sich ans Feuer, und die Leute gaben ihm zu essen. Da hörte er sie erzählen, wie ein Wal beim Dorfe gestrandet und ein Rabe aus seinem Magen herausgeflogen sei. Er sprach: „Ich weiß nun gewiß, daß bald eure Feinde kommen und euch alle töten werden. Macht alles fertig, geht in die Boote und laßt den Wal hier. Nur so könnt ihr jenen entfliehen.“ Die Leute folgten seinem Rate. Er selbst ging mit einer der Familien in deren altes Boot, das ein Leck im Boden hatte, welches nur notdürftig mit Moos verstopft war. Als sie weit vom Ufer entfernt waren, zog er den Moospfropfen heraus, das Boot ging unter und alle Insassen kamen elendiglich um. Er aber flog zum Dorfe zurück und fraß den Walfisch und alle Nahrungsmittel, die im Dorfe aufgespeichert waren.

12. Yetl und seine Frau gingen einst aus, Muscheln zu holen. Bald hatten sie eine volle Ladung gesammelt und brachten dieselbe nach Hause zurück. Die Frau öffnete die Muscheln und aß sie. Der Rabe aber schärfte die Schalen auf einem Stein. Die Leute hörten das Geräusch, wußten aber nicht, was es bedeutete. Als die Muscheln nun scharf waren, ging der Rabe zu einem großen, weißen Felsen, welcher damals den Lauf des Stikin versperrte, und schnitt ihn mitten durch.

13. Dann fuhr er in seinem Boote den Fluß hinauf, bis er ein Haus fand. Er ging hinein, fand aber keinen Menschen. Das Haus war von den Schatten und Federn bewohnt, die darin auf- und abschwebten. Zuerst fürchtete sich der Rabe; da er aber viele Heilbutten und Fett von Hirschen und Bergziegen in den Kisten aufgespeichert sah, ging er entschlossen hinein und kochte ein Gericht Heilbutten mit Bergziegenfett. Als das Essen fertig war, suchte er eine Schüssel,

fand aber keine. Da brachte ihm einer der Schatten eine Schüssel, und Yetl freute sich, daß er hier so gute Wirte gefunden hatte. Er aß, bis er nicht mehr konnte, tat dann den Rest in seinen Korb und ging zum Boote hinab. Schon wollte er abfahren, als ihm einfiel, es sei doch schade, so viele gute Nahrungsmittel in den Kisten zurückzulassen. Er kehrte um und machte sich über die Vorräte der Schatten und Federn her. Aber siehe da! sogleich fielen diese über ihn her, prügelten ihn, bis er sich nicht mehr rühren konnte und warfen ihn dann zum Hause hinaus. Als er sich endlich wieder aufraffte und zum Boote hinunterhumpelte, fand er dasselbe ganz leer. Er ward traurig, kehrte nach Hause zurück und legte sich ins Bett. Sein Gesicht und sein Rücken waren geschwollen von den Schlägen, die er bekommen hatte. Als man ihn aber fragte, was ihm zugestoßen sei, sagte er, er sei einen Felsen herabgestürzt.

14. Die Lumme, die Schwester des Raben, hatte den Kormoran zum Mann. Einst ging der Rabe, der Kormoran und dessen Bruder, der Bär, aus, um Heilbutten zu fangen. Kormoran und Bär waren sehr geschickt und fingen viele Fische, während Yetl gar keine bekam. Deshalb ward er neidisch auf seine Gefährten. Er sprach zum Kormoran: „Sieh doch, du hast eine große Laus auf deinem Kopfe sitzen!“ Er tat, als finge er sie und sagte: „Sie hat dich gebissen, nun beiße sie wieder. Strecke deine Zunge aus, ich will sie dir geben.“ Der Kormoran streckte wirklich seine Zunge aus und der Rabe riß sie ihm aus. „Nun sprich,“ rief er ihm höhnend zu. Der arme Kormoran sagte aber nur: „Wule, wule, wule.“ „So ist es gut,“ fuhr der Rabe fort, „so haben deine Onkel früher auch gesprochen.“ Dann bewirkte er, daß der Bär in sein Messer fiel und so ums Leben kam. Er fuhr dann ans Land, nahm die Fische, welche beide gefangen hatten, und versteckte den Leichnam des Bären. Vorher schnitt er ihm aber die Blase aus. Als er nun in Begleitung des Kormoran nach Hause kam, fragte die Lumme: „Wo ist mein Schwager Bär?“ Yetl antwortete: „Er ist im Walde und sucht Wurzeln.“ Da schlug der Kormoran in die Hände und rief: „Wule, wule, wule!“ Er wollte sagen, daß Yetl löge, konnte sich aber nicht verständlich machen. Seine Frau sagte: „Was sagst du, was ist dir denn zugestoßen?“ „Ich glaube, er hat sich erkältet,“ sagte der Rabe; „siehe nur, wie viele Heilbutten ich gefangen habe! Es sind so viele, daß unser Boot fast gesunken wäre. Schneide du die Fische auf und nimm sie aus.“ Er legte dann Steine ins Feuer und schnitt die Handrücken der Lumme auf. Da tropfte Fett heraus. Und er nahm heimlich die Blase des Bären, wickelte einen glühenden Stein hinein und schluckte ihn herunter. Dann hieß er seine Schwester dasselbe tun. Diese hatte aber nicht gesehen, daß er den Stein eingewickelt hatte, und verschluckte einen glühenden Stein. Da schrie sie laut auf vor Schmerz. Der Rabe rief ihr zu: „Trinke rasch Wasser darauf!“ Sie folgte ihm. Sogleich fing das Wasser an zu kochen, und so kam die Lumme ums Leben. Den Kormoran aber hieß der Rabe am Strande sitzen bleiben.

Seitdem findet man den Kormoran immer am Strande und seither ist sein Ruf nur: „Wule, wule, wule!"

15. Der Rabe wollte Häuptling werden und lud alle Tiere zu einem großen Gastmahle ein. Alle kamen, unter ihnen auch der Finnwal, welcher einen Hut mit vielen Auffätzen trug. Der Rabe gab ihnen Fisch und Fett zu essen. Plötzlich stieß er einen Schrei aus und alle wurden in Steine verwandelt. Noch heute kann man Haus und Tiere am Stikinflusse sehen.

Wir haben in dem vorhergehenden Abschnitt über den Schamanismus der Tlinkit schon einige sehr bemerkenswerte Sitten und Vorstellungen kennen gelernt, deren Bedeutung ich hier in den Vordergrund stellen möchte. Bei dem Feuertanze der Schamanen geht die Wanderung immer entsprechend dem Lauf der Sonne (also im Kreislauf von Osten aus über Süden, Westen, Norden wieder nach Osten zurück). Es wird also in diesen Tänzen der Sonnenlauf symbolisiert. Fernerhin darf ich daran erinnern, daß bei allen, solare Mythen bildenden Völkern die Strahlen der Sonne als Haare gedacht und bezeichnet und der Kopf des Menschen in symbolischer Handlung als die Sonne, eine Glatze oft als die Scheibe und die herumflatternden Haare als Sonnenstrahlen betrachtet werden. Die große Bedeutung der langen Haare bei den Schamanen Nordwestamerikas weist uns also wiederum auf die Sonne. Und die Beziehung zur Sonne wird noch in der merkwürdigen Sitte des „ins Wasserwerfens" angedeutet. Die Sonne sinkt für diese Völker im Meere unter. Der Schamane, der ein Repräsentant der der Sonne folgenden Schatten der Verstorbenen ist, muß also auch mit der Sonne untergehen.

Daß eine große Menge der Züge des Kultus schon auf die Sonne und auf eine einzige Sonnenverehrung hinweist, dürfte damit klar geworden sein. Es wird also nicht wundernehmen, wenn ich jetzt sage, daß der größte Teil der nordwestamerikanischen Mythen dem Sonnenlaufe gewidmet ist und diesen zur geistigen Grundlage macht. Was das heißt, will ich an der Hand der vorliegenden Mythenbeispiele im Folgenden kurz zeigen.

Die Sonne wird in Nordwestamerika repräsentiert durch Yetl, den Raben. Yetl raubt die Sonne, Yetl erregt auch die Flut, Yetl läßt sich im Meere vom Walfisch verschlingen (die Sonne geht unter) und kriecht dann aus dem aufgeschnittenen, ans Land geschwemmten Meerungeheuer wieder aus, (die Sonne geht auf) und Yetl entspricht damit Maui, der auch vom Fische verschlungen ist und aus seinem Bauche wieder befreit wird. (Siehe den Abschnitt über die Mythologie der Polynesier in dem Teile Ozeanien.) Solare Züge treten in der Form dieser Mythen ziemlich häufig und sehr klar hervor. Wenn z. B. die Mutter Yetls auf einem Lager von Kupferplatten dem Kinde das Leben gibt, so kann das nur bedeuten, daß das strahlende Metall hier die strahlende Sonne verkörpert. Wenn es Yetl ist, der es weiß,

daß das Feuer im Ozean ruht, und wenn dagegen der Hirsch dies Feuer holt, dann können wir nicht anders, als daraus schließen, daß der Rabe zwar den Weg nach der untergehenden Sonne (hier im Meere gelegen) weist, daß aber der Hirsch, also ein ausgesprochenes Landtier, das Feuer holen muß; denn das Feuer ist die Sonne. Und die Sonne geht hier im Lande auf, weswegen auch ein Landtier die Tat vollbringen muß.

Diese Züge sind also sehr deutlich. Wir sehen demnach, wie hier im Gewande der Tierfabel die Erscheinungen des Sonnenlaufes geschildert sind. Die Ereignisse desselben stellen also in ausgeprägter Weise die geistige Grundlage der Mythologie dar. Ebenso bemerkenswert und ausgesprochen ist aber das krause Durcheinander der Tiere, die hier an die Stelle der Götter oder Helden getreten sind.

Wir befinden uns eben auf der einen Seite an der Küste des von mythenbildenden Völkern bewohnten Ozeans und auf der andern Seite am Rande eines der größten Bezirke des Jägernomadismus. Alle Mythen gehen in Nordamerika in die Gestalten des Animalismus über.

Zwei Winter als Indianer unter Indianern.

Nach John Tanner*) (1830).

Es war Schnee gefallen und das Wetter so kalt geworden, daß wir keine Biber mehr jagen konnten. Es stellte sich daher bald Hunger ein. Wa-me-gon-a-biew war unsere einzige Stütze und arbeitete aus allen Kräften, um uns den nötigen Lebensunterhalt zu verschaffen. Während einer seiner weiten Jagdausflüge traf er auf eine Hütte der Oschibbeways, die viel Fleisch hatten, ihm aber nur für eine Nacht, welche er bei ihnen zubrachte, zu essen gaben, obschon er ihnen sagte, daß es ihm sowohl wie seiner ganzen Familie sehr elend ginge. Am andern Morgen auf dem Rückwege erlegte er ein junges, sehr mageres Moosetier. Das hielt aber nicht lange vor, und als wir es verzehrt hatten, brachen wir unser Lager ab, um es neben jenen ungastfreundschaftlichen Indianern aufzuschlagen.

Wir sahen, daß sie im Überfluß mit Lebensmitteln versehen waren; sie gaben uns aber nicht mehr, als wir gegen unsere silbernen Schmucksachen und andere wertvolle Dinge eintauschten. Ich erwähne den Geiz und die Ungastlichkeit dieser Leute, weil ich von beiden sonst nie Beispiele unter Indianern angetroffen hatte; denn gewöhnlich

*) „Denkwürdigkeiten über seinen dreißigjährigen Aufenthalt unter den Indianern Nordamerikas" aus dem Englischen übersetzt von Dr. Karl Andree. Leipzig 1840. — Als kleiner Bube ward unser Berichterstatter von den Indianern gestohlen. Sein Vater war ein Geistlicher. Von den räuberischen Schahnis kam er zu den Ottawahs. Ein altes Weib, Net-no-kwa, adoptierte ihn. Der im Berichte häufiger erwähnte Wa-me-gon-a-biew war deren Sohn, also Tanners Pflegebruder. Tanner hat in dem Werk, dem wir diese Zeilen entnehmen, eine der wertvollsten Chroniken des Indianertums geschaffen, denn er lebte ja selbst als Indianer unter Indianern.

teilen sie sehr gern ihre Vorräte mit jedem, der Mangel leidet und sie um Hilfe anspricht.

Wir waren drei Tage bei den Indianern, da töteten sie zwei Moose-tiere und luden mich sowohl als Wa-me-gon-a-biew ein, an ihrer Mahlzeit teilzunehmen. Aber sie gaben uns nur das schlechteste Stück eines Vorderschenkels, und wir kauften ihnen für Silberschmuck etwas fettes Fleisch ab. Nun war die Geduld der alten Net-no-kwa erschöpft, und sie verbot uns, in Zukunft irgend etwas von ihnen zu kaufen. Solange wir uns neben diesen Leuten aufhielten, hatten wir schrecklich vom Hunger zu leiden.

Eines Morgens stand Net-no-kwa sehr früh auf, nahm ihr Beil zur Hand und ging aus, kam aber abends nicht wieder zurück. Erst am andern Tage, da es schon ziemlich spät war, und wir alle in der Hütte lagen, trat sie herein, rüttelte Wa-me-gon-a-biew an der Schulter und sprach: „Steh auf, mein Sohn, du bist ein flinker Läufer; jetzt zeige, wie schnell du die Lebensmittel herbeiholen kannst, welche der große Geist mir in der gewichenen Nacht gegeben hat. Ich habe zu ihm gebetet und fast die ganze Nacht hindurch gesungen. Heute früh, als ich eben eingeschlafen war, ist er mir erschienen und hat mir einen Bären geschenkt, damit meine hungrigen Kinder etwas zu essen bekommen. Du wirst das Tier in einem kleinen Gehölze, mitten in der Prärie finden; nun mache dich flugs auf den Weg, der Bär wird nicht weglaufen, wenn er dich auch kommen sieht."

„Nein, Mutter," entgegnete Wa-me-gon-a-biew, „es ist schon sehr spät, die Sonne geht bereits unter, und der Weg ist im Schnee schwer zu finden. Morgen soll Shaw-shaw-wa-ne-ba-se eine Decke und einen Kessel mitnehmen. Ich will den Bären bei Tage erlegen. Mein junger Bruder soll mitgehen, und wir wollen die Nacht dableiben, wo wir ihn getötet haben werden."

Die Alte war aber ganz anderer Meinung als der Jäger. Es entstand ein lebhafter Wortwechsel, denn Wa-me-gon-a-biew hatte wenig Achtung vor seiner Mutter und machte sich, was kaum ein anderer Indianer gewagt haben würde, über ihre vorgeblichen Unterredungen mit dem großen Geiste lustig. Er verhöhnte sie besonders darüber, daß sie gesagt hatte, der Bär würde nicht fortlaufen, wenn er Jäger kommen sähe. Die Alte, unwillig und beleidigt, machte ihrem Sohne schwere Vorwürfe, ging zur Hütte hinaus, erzählte ihren Traum den anderen Indianern und bezeichnete ihnen die Stelle, wo sie den Bären ganz gewiß treffen würden. Sie waren aber ganz derselben Ansicht wie Wa-me-gon-a-biew und meinten, es sei schon zu spät. Da sie aber an Net-no-kwas Gebete glaubten, so machten sie sich am nächsten Morgen schon in aller Frühe auf den Weg.

Der Bär war richtig an der bezeichneten Stelle und wurde ohne Schwierigkeiten erlegt. Er war groß und fett, aber Wa-me-gon-a-biew, der mitgegangen war, erhielt kaum ein Viertel desselben für uns. Die Alte war sehr zornig; denn wenn ihr auch nicht gerade der große Geist den Bären gegeben und sie auch nicht im Traume die Stelle

gesehen hatte, wo er lag, so war doch wenigstens gewiß, daß sie seine Spur bemerkt hatte, und um sich zu überzeugen, daß er das Gehölz nicht verlassen, um dasselbe herumgegangen war. Ich glaube, daß sie sich solcher Kunstgriffe oftmals bediente, um uns glauben zu machen, daß sie mit dem großen Geiste in Verkehr stehe.

Der große Mangel zwang uns, eine andere Lagerstelle zu suchen, und nachdem das Bärenviertel verzehrt war, machten wir uns auf den Weg nach dem roten Flusse, in der Erwartung, unterwegs entweder auf Indianer oder auf Wild zu stoßen. Ich hatte gelernt, Kaninchen zu fangen. Und als wir den ersten Rastplatz erreicht hatten, legte ich auf dem Wege, welchen wir am andern Tage verfolgen mußten, mehrere Fallen. Nach dem Abendessen, das in Zeiten des Mangels und der Not gewöhnlich unsere einzige Mahlzeit war, blieb uns nichts mehr als ein wenig Bärenfett, das in einen mit einem Felle zugedeckten Kessel gelegt und eingefroren war. Dieser Kessel befand sich auf meinem Schlitten. Ich ging voraus, um nach meinen Fallen zu sehen, fand wirklich ein Kaninchen und steckte es, um meiner Mutter eine Überraschung zu bereiten, lebendig in den Kessel.

Abends, nachdem wir uns gelagert hatten, wartete ich die Zeit ab, wo sie unsere Mahlzeit bereiten wollte, und paßte auf, ob nicht das Kaninchen herausspringen werde. Aber zu meiner größten Enttäuschung war das Fett, ungeachtet der strengen Kälte, auseinander geschmolzen und das kleine Tier fast ersoffen. Die Alte zankte mich derb aus; sie hat aber späterhin noch oft mit Lachen diesen Vorfall erzählt, hat übrigens auch ihr Lebelang das ungastliche Benehmen jener Indianer nicht vergessen.

Nachdem wir ein paar Tage unterwegs waren, bemerkten wir Spuren von Jägern und waren auch bald so glücklich, einen Kopf von einem Bison zu finden, den sie hatten liegen lassen. So konnten wir unerwarteterweise unsern Hunger stillen und folgten dann ihrem Pfade. Wir erreichten denn am Ufer des roten Flusses auch richtig eine Horde, die uns befreundet war.

Es war nämlich eine zahlreiche Bande von Kris, die unter einem Häuptling, genannt der kleine Assinneboin, und seinem Schwiegersohne Sin-a-peg-a-gun, standen. Sie nahmen uns herzlich auf, gaben uns so viel zu essen, als wir nur mochten, und kamen allen unseren Bedürfnissen zu Hilfe. Zwei Monate später, als keine Bisons mehr da waren und auch anderes Wildbret anfing, seltener zu werden, hatten wir alle viel vom Hunger zu leiden. Eines Tages durchstreiften Wa-me-gon-a-biew und ich die Prärie, um an einem etwa eine Tagereise entfernten Flusse, dem Pond-River, zu jagen. Dort trafen wir einen mageren Bison, der so alt war, daß kein Haar mehr nachwuchs. Wir konnten von ihm weiter nichts als die Zunge genießen. Der weite Weg und die Anstrengung hatten uns sehr erschöpft. Der Wind wehte scharf und trieb den Schnee vor sich her. Im weiten Umfange der Ebene sahen wir weiter kein Holz, als verkrüppelte Eichen, die einem

Manne nur bis an die Schulter reichten, und mit einem so armseligen Obdache mußten wir uns behelfen. Nach vieler vergeblicher Mühe kamen wir endlich mit einem Feuer zu stande, das wir mit den dünnen Zweigen dieser Bäume unterhielten. Als es nach einiger Zeit den Boden ausgetrocknet hatte, schoben wir die Zweige und die Kohlen zur Seite und setzten uns auf die heiße Asche und verbrachten derart eine schlaflose Nacht.

Am andern Morgen ging der Wind noch schärfer, und das Wetter war noch schlechter als am vorigen Tage. Wir machten uns aber doch auf den Weg, um unsere Hütte wieder zu erreichen. Wir hatten eine starke Tagereise vor uns und kamen erst spät an. Wa-me-gon-a-biew, weil er nicht so abgemattet war, ging etwas vor mir her, als er sich einmal umdrehte, sahen wir beide zugleich, daß jedem von uns das Gesicht erfroren war. Wir waren aber jetzt nicht mehr weit von der Hütte entfernt. Ich konnte nicht mehr gehen, und er ließ mich liegen, schickte aber die Weiber zu meiner Hilfe herbei. Uns waren Gesicht und Hände erfroren, die Füße aber unbeschädigt, weil wir gute Mocassins hatten.

Fortwährend herrschte Hunger im Lager, und man hielt eine Trennung für nötig. Net-no-kwa entschloß sich, mit ihrer Familie nach dem Kontor des Herrn Henry zu gehen, der späterhin im Kolumbiastrome ertrunken ist. Er hielt sich damals an derselben Stelle auf, wo nachher die Niederlassung Pembona gegründet wurde. Dort jagten wir den ganzen Winter hindurch mit den übrigen Indianern für die Pelzhändler und gingen mit ihnen im Frühlinge nach dem See zurück, wo unsere Kanu lagen. Wir fanden dort alles in gutem Zustande, taten das, was wir in unseren Sunjegwuns*) fanden, zu dem, was wir vom roten Flusse mitbrachten, zusammen und hatten an Biberfellen elf Ballen, jeden von vierzig Stück, und noch zehn Ballen von anderen Pelzwerken. Es war unsere Absicht, das Ganze in Mackinack zu verkaufen.

Wir besaßen noch ein bedeutendes Sunjegwun am Regensee, und in demselben hatte Net-no-kwa, welche von der Redlichkeit des Kaufmanns keine hohen Begriffe besaß, mehreres sehr wertvolles Pelzwerk versteckt. Es lag in einiger Entfernung von dessen Kontor. Dieser reiche Vorrat war, zusammengenommen mit dem, was wir sonst noch hatten, mehr als hinreichend, um uns in Überfluß zu versetzen. Aber wir fanden den Sunjegwun verletzt, nicht ein Ballen, nicht ein einziges Fell war liegen geblieben. Wir sahen bei dem Kaufmanne einen

*) Ein Versteck, worin die Indianer ihre Habseligkeiten niederlegen. Ehe die „Wilden" mit den Europäern verkehrten, war ein solches geheiligt und wurde nie angetastet. Wie ja überhaupt alle schätzenswerten Eigentümlichkeiten der alten eingeborenen Kultur von den ersten habsüchtigen Europäern, die durchaus sich nicht wie die Vertreter einer höheren Gesittung benahmen, vernichtet wurden, so wurde auch die Heiligkeit dieser Sunjegwuns sehr schnell hinfällig, und es war nicht selten, daß die Europäer mit Hilfe diebischer Eingeborener die Verstecke Abwesender und Entfernter plünderten.

Ballen, der wahrscheinlich uns gehörte. Wir konnten aber nicht wissen, ob Indianer oder Weiße jene Plünderung verübt hatten. Die Alte war sehr ärgerlich und nahm keinen Anstand, alle Schuld dem Handelsmanne beizumessen.

Als wir an das kleine Haus kamen, das auf der andern Seite des großen Tragplatzes, am Oberen See, liegt, machten die Männer, welche im Dienste der Handelsleute standen, uns den Vorschlag, wir möchten doch unsere Ballen auf ihre Wagen laden. Die Alte wollte das aber nicht, denn sie wußte gar wohl, daß es schwer, wo nicht unmöglich sein würde, die Waren wieder herauszubekommen, wenn sie einmal in den Händen der Weißen waren. So mußten wir denn mehrere Tage dazu verwenden, unser Pelzwerk fortzubringen, denn die Alte wollte nicht einmal denselben Weg einschlagen, welchen die Kaufleute gezogen waren.

Trotz aller dieser Vorsicht ließ sie sich überreden, bei Herrn Mac-Gilveray und Herrn Shabboyea, welche sie sehr zuvorkommend behandelten und ihr ein wenig Wein gaben, für sich und alle ihre Warenballen ein Zimmer anzunehmen. Anfangs suchten sie es durch freundliche Bitten dahin zu bringen, daß sie ihnen ihr Pelzwerk ablassen möchte, fingen aber bald, als sie damit nichts ausrichteten, an zu drohen. Ein junger Mensch, der Sohn des Herrn Shabboyeas, wollte endlich alles mit Gewalt nehmen. Der Alte kam aber dazu, tadelte seinen Sohn und befahl ihm, von seinem Beginnen abzustehen.

Als Net-no-kwa sich auf diese Art wieder im Besitze ihres Pelzwerkes befand und sich anschickte, es nach Mackinack zu schaffen, kam beim Tragplatze an der Spitze einer kleinen Bande ein Indianer an, der sich Bit-te-gisch-scho (der Zickzack, welchen der Blitz bildet, wenn er durch die Wolken fährt) nannte und sich gewöhnlich am Middle-Lake aufhielt. Wa-me-gon-a-biew stellte sich mit ihm und seinen Begleitern auf einen sehr vertrauten Fuß. Nachdem alle unsere Vorbereitungen zur Reise getroffen waren und die einzelnen Ballen schon im Kanu lagen, konnten wir meinen Bruder nirgends finden. Wir suchten überall, bis wir einige Tage nachher von einem Franzosen hörten, er befände sich auf der andern Seite des Tragplatzes bei Bit-te-gisch-scho und dessen Gefährten. Nun wurde ich zu ihm geschickt, konnte ihn aber in seinem Entschlusse nicht wankend machen, denn er hatte sich ohne unser Wissen an eine der Töchter des Blitzes gehängt.

Die Alte, welche sein hartnäckiges Wesen kannte, fing laut zu schreien an und rief: „Wenn ich zwei Kinder hätte, könnte ich seinen Verlust schon ertragen, da ich aber weiter keins habe, so muß ich mit ihm ziehen.“ Sie gab der verwitweten Tochter ihrer Schwester, die seit früher Jugend von ihr auferzogen worden war, fünf Ballen Biberfelle, wovon sie eins ihr zum Geschenk machte, die vier andern und sechzig Otterfelle sollten nach Mackinack und dort ihrer Anweisung gemäß verteilt werden. Die Witwe reiste im Kanu der Handelsleute ab, überließ das Pelzwerk an Herrn Lapomboise von der Nordwestkompanie und bekam dafür eine Quittung, die später, als unsere Hütte

verbrannte, mit zu Asche wurde. So bekam weder Net-no-kwa, noch irgend jemand von unserer Familie für diese wertvollen Sachen jemals auch nur einen Penny.

Die Alte, tief betrübt über die schlechte Aufführung ihres Sohnes, über anderes Mißgeschick und das Fehlschlagen so mancher Pläne, suchte Trost in starken Getränken. An einem einzigen Tage vertauschte sie 120 Biberfelle, viele Bisonhäute und noch andere Sachen gegen Rum. Es war, wenn sie sich betrank, ihre Gewohnheit, alle andern Indianer, die sich in der Nähe befanden, gleichfalls betrunken zu machen. So blieb uns denn von unserem gesamten Reichtum, den wir mit soviel Schweiß und Anstrengung auf unseren langen und beschwerlichen Jagdzügen zusammengebracht hatten, nichts als eine Decke, drei Fäßchen Rum und die armselige Kleidung, welche wir auf dem Leibe trugen. Ich konnte weder bei dieser noch bei irgend einer anderen Gelegenheit die Verschleuderung unseres Pelzwerkes und der übrigen Habe mit der Gleichgiltigkeit betrachten, welche die Indianer dabei zeigen.

Wir machten uns also mit Bit-te-gisch-scho und einigen andern Indianern auf den Weg nach dem Wäldersee, und sie waren uns beim Erbauen eines Kanus, sowie auf dem Tragplatze behilflich. Am Wäldersee überraschte uns die Kälte, und Net-no-kwa beschloß, dort zu bleiben, obwohl viele unserer Gefährten anderswohin zogen. Es ergab sich jetzt, daß Wa-me-gon-a-biews Anhänglichkeit für die Tochter des Blitzes nicht so stark war, als daß jenes Verhältnis nicht hätte abgebrochen werden können. Man darf annehmen, daß die Kunstgriffe und Ränke der Handelsleute, die gern unsere Waren haben wollten, wenigstens ebensosehr als das Betragen jenes jungen Menschen schuld daran waren, daß wir die Reise nach dem Huronsee nicht antreten konnten.

Wir sahen bald ein, daß wir, mit so geringen Mitteln versorgt und den Winter vor der Tür, hier nicht allein bleiben konnten. Wir begaben uns also nach dem Kontor am Regensee, wo wir gegen das Versprechen, 120 Biberhäute einzuliefern, einen Vorschuß an Decken, Kleidungsstücken und anderen Dingen erhielten, deren wir notwendig bedurften. Dort trafen wir einen Indianer, Waw-be-be-nais-sa, der uns den Antrag machte, er wolle für uns jagen und den Winter hindurch bei uns bleiben. Darauf gingen wir mit Freuden ein, sahen aber bald, daß er ein armseliger Jäger war. Ich brachte immer mehr Wild heim als er.

Als der Schnee stärker fiel und das Eis dicker ward, stellten sich auch bei uns Elend und Hunger ein. Wir konnten keine Moosetiere mehr töten oder Biber in Fallen oder auf die gewöhnliche Weise fangen, wiewohl es an Wild nicht mangelte.

Als die Hungersnot anfing, unerträglich zu werden, nahm die Alte zu ihrem letzten Mittel Zuflucht und tat eine ganze Nacht weiter nichts als beten und singen. Am andern Morgen sprach sie zu ihrem Sohne und Waw-be-be-nais-sa: „Geht auf die Jagd, der

große Geist hat mir Wild gegeben." Wa-me-gon-a-biew antwortete: „Das Wetter ist zu kalt und zu ruhig, wir können unmöglich den Moosetieren nahe genug kommen." „Ich kann den Wind kommen lassen," entgegnete Net-no-kwa, „jetzt ist freilich das Wetter kalt und ruhig, aber bevor die Nacht kommt, soll Wind gehen, macht euch auf, Kinder! Ihr dürft sicher hoffen, Wild zu erlegen, denn ich sah in meinem Traume, wie Wa-me-gon-a-biew mit einem Biber und einer schweren Tracht Fleisch zurückkam."

Sie gingen endlich, nachdem sie an ihren Köpfen und Pulverhörnern kleine Beutel, welche Zaubermittel enthielten, befestigt hatten. Diese waren ihnen von Net-no-kwa zugestellt worden, und sie äußerte dabei, nun sei am Erfolge gar nicht zu zweifeln. Bald, nachdem sie fortgegangen waren, fing der Südwind an, sich aufzumachen und stark zu wehen; das Wetter wurde gelinder. Bei Einbruch der Nacht kamen die Jäger mit Moosetierfleisch beladen und Wa-me-gon-a-biew brachte, wie seine Mutter im Traume gesehen hatte, einen Biber mit. Das Moosetier war sehr groß und fett, und darum verlegten wir unsere Hütte nach der Stelle, wo es erlegt worden war. Doch half dieses Fleisch nur augenblicklich aus der Not; indessen töteten wir doch noch einige Biber.

Zehn Tage nach dieser glücklichen Jagd fehlte es uns wieder an Lebensmitteln. Einst befand ich mich in einiger Entfernung von unserer Hütte auf der Biberjagd, da entdeckte ich die Spur von vier Moosetieren. Ich nahm einen Zweig mit, an dem sie herumgefressen hatten und warf denselben bei dem Eintritt in die Hütte vor We-ma-gon-a-biew, der wie gewöhnlich faulenzend am Feuer lag, mit den Worten hin: „Sieh hier, trefflicher Jäger, und sei uns behülflich, einige Moosetiere zu erlegen." Er nahm den Zweig, betrachtete ihn einige Zeit und fragte dann: „Wieviel sind es?" „Vier." — „Ich werde sie erlegen."

Am andern Morgen sehr früh folgte er der Spur und tötete drei Moosetiere. Er war ein guter Jäger, wenn er einmal in den Zug kam. Für gewöhnlich aber war er so träge, daß er lieber alle Qualen des Hungers duldete, als Wild aufzusuchen oder auch nur der Spur des entdeckten zu folgen sich die Mühe genommen hätte. Jetzt war eine Zeitlang genug zu essen; der Hunger stellte sich jedoch bald wieder ein. Manchmal hatten wir zwei oder drei Tage auch nicht das Mindeste zu leben. Dann machten einige Kaninchen oder irgend ein Vogel es möglich, unsere Körper wieder ein paar Tage hinzuschleppen. Wir boten alles auf, um den Waw-be-be-nais-sa zu bewegen, daß er sich etwas mehr Mühe gäbe, weil wir wußten, daß er fast immer auf Wild stieß. Er antwortete aber weiter nichts, als die Worte: „Ich bin zu elend und zu krank."

Wa-me-gon-a-biew und ich waren der Meinung, daß von weiteren Ausflügen, als jene waren, die wir gewöhnlich zu machen pflegten, wohl mehr zu hoffen sein könnte, und so zogen wir eines Morgens sehr früh aus und gingen den ganzen Tag hindurch sehr schnell

weiter. Als es dunkel wurde, töteten wir einen jungen Biber, und Wa-me-gon-a-biew sprach zu mir: „Mein Bruder, mache ein Lager zurecht und brate ein Stück von unserem Biber. Ich will weitergehen und zusehen, ob ich noch etwas Wild erlegen kann.“ Er kam bald darauf mit Fleisch beladen zurück, denn er hatte zwei Caribous geschossen. Am andern Morgen standen wir früh auf, um die Vorräte den weiten Weg bis zur Hütte unserer Familie zu schleppen. Das ging über meine Kräfte, aber Wa-me-gon-a-biew ging voraus, schickte mir die junge Frau zu Hilfe, und so kam ich vor Mitternacht an.

Die Erfahrung hatte uns gelehrt, wie gefährlich es für uns war, so abgeschieden und allein zu leben. Und da unsere Vorräte uns jetzt erlaubten, anderswohin zu ziehen, so beschlossen wir, uns irgend einem bewohnten Orte zu nähern. Das nächste Kontor lag am Klarwassersee und etwa vier bis fünf Tagereisen entfernt. Wir ließen unsere Hütte stehen und nahmen nur die Decken, einige Kessel und was wir sonst höchst notwendig zur Reise nötig hatten, mit. So machten wir uns auf den Weg. Das Land, durch welches wir reisen mußten, war voller Seen, Inseln und Sümpfe. Wir konnten aber, da es gefroren hatte, den geraden Weg gehen.

Eines Morgens sehr früh fing Waw-be-be-nais-sa, wahrscheinlich vom heftigen Hunger aufgeregt, an zu singen und zu beten und rief zuletzt: „Heute werden wir Caribous sehen.“ Die Alte, welche infolge der langen Entbehrungen etwas herbe geworden war und den Waw-be-be-nais-sa eben für keinen sonderlichen Jäger hielt, antwortete: „Männer hätten nicht gesagt, wir werden heute Wild sehen, sondern: wir werden welches essen.“

Kaum waren wir einige Schritte weiter gegangen, so kamen sechs Caribous gerade auf uns und die Spitze einer kleinen Insel zu. Wir warfen uns sogleich ins Gebüsch nieder und sie näherten sich uns bis auf Schußweite. Aber Wa-me-gon-a-biews Gewehr versagte und alle sechs liefen davon. Wa-be-be-nais-sa drückte auch los und traf eins an der Schulter. Als aber spät am Abend beide Jäger zurückkamen und den ganzen Tag mit Verfolgung des Wildes hingebracht hatten, bekamen wir dennoch keinen Bissen zu essen, und unsere Lage wurde so erbärmlich, daß wir uns, um nur schneller fortkommen zu können, darein ergaben, einen Teil unseres Gepäckes zurückzulassen. Zugleich schlachteten wir unsern letzten Hund, denn er war so schwach, daß er uns nicht mehr folgen konnte. Die Alte wollte nichts davon essen; aus welchem Grunde, weiß ich nicht.

Einige Tage später ergab es sich, daß wir uns verirrt hatten. Wir wußten nun nicht, wo der Weg war, und unsere Schwäche und Ermattung gestatteten uns nicht, auf gut Glück weiter zu gehen. Net-no-kwa, die in der äußersten Not immer weniger niedergeschlagen schien, als alle übrigen, bestimmte wie gewöhnlich unsern Lagerplatz, schleppte so viel Holz herbei, als nötig war, um ein großes Feuer zu unterhalten, wickelte sich in ihre Decke und ging, den Tomahawk in der Hand, fort. Am andern Morgen kehrte sie zurück und sprach:

„Meine Kinder, nach langem Beten bin ich in der vorigen Nacht bei einem einsamen, abgelegenen Orte eingeschlafen. Ich sah im Traume den Weg, welchen ich genommen hatte, die Stelle, wo ich anhielt, und nicht weit davon entfernt den Anfang eines Pfades, der gerade nach dem Hause des Kaufmanns führt. Auch habe ich im Traume weiße Männer gesehen, darum laßt uns keine Zeit verlieren, denn der große Geist will uns zu einem guten Feuer geleiten."

Etwas ermutigt durch die Zuversicht und Hoffnung, welche die Alte in uns erregte, brachen wir sogleich auf. Als wir aber das Ende des Pfades, welchen sie gegangen war, erreicht hatten, gingen wir lange Zeit weiter fort, ohne irgend eine Spur von Menschen zu entdecken. Nun wurde sie von den einen getadelt, von den andern lächerlich gemacht, bis wir endlich zu unserer größten Freude die frischen Fußtapfen eines Jägers erblickten, der ganz gewiß nach dem Kontor gegangen war. Wir strengten nun alle unsere Kräfte an und erreichten unser Ziel wirklich, nachdem wir zwei Tage und eine Nacht unterwegs gewesen waren. Dort trafen wir den Handelsmann, welcher uns am Regensee Kredit für 120 Biberfelle gegeben hatte. Wir berichtigten, da er eben abreisen wollte, unsere Schuld, und es blieben uns noch zwanzig Felle, für die ich noch vier Fallen eintauschte. Die Alte bekam auch noch drei kleine Fässer Rum.

Nachdem wir mehrere Tage Rast gehalten, traten wir den Weg nach unserer letzten Hütte wieder an und folgten anfangs dem großen Jagdwege, welchen die Bewohner des Kontors gewöhnlich zu nehmen pflegen. Als wir denselben verließen, gab die Alte ihren ganzen Rumvorrat an Waw-be-be-nais-sa mit dem Auftrage, auf dem betreffenden Wege weiter fortzugehen, und zwar solange, bis er die Jäger treffen würde. Bei ihnen sollte er den Rum gegen Fleisch eintauschen und mit demselben wieder zu uns kommen. Er aber öffnete sogleich ein Fäßchen und trank es bis zur Hälfte aus. Am andern Morgen war er wieder nüchtern und zog, von We-ma-gon-a-biew begleitet, ab. Ich ging mit den Weibern nach der Stelle, wo wir uns verabredetermaßen treffen wollten. Nachdem wir einen ganzen Tag gewartet, kam mein Bruder mit Fleisch beladen zurück. Waw-be-be-nais-sa aber ließ sich nicht blicken, und doch hatten sein Weib und seine kleinen Kinder an demselben Tage ihre Mocassins verzehren müssen!

Wir teilten unsere Lebensmittel mit dieser Familie, die uns gleich darauf verließ, um sich zu jenem zu begeben. Die Jäger hatten uns durch Wa-me-gon-a-biew einladen lassen, zu ihnen zu kommen. Wir mußten jedoch vor allen Dingen erst das holen, was wir in unserer Hütte zurückgelassen hatten. Als wir von dort zurückkamen, machten wir an demselben Platze wieder Rast, hatten aber seit einiger Zeit von nichts als Baumrinde gelebt, namentlich von der einer Weinrebe, die dort sehr häufig ist. Wir waren also sehr matt und kraftlos.

Wa-me-gon-a-biew konnte gar nicht mehr gehen, aber von uns allen schien die Alte am wenigsten zu leiden. Sie vermochte fünf bis sechs Tage zu fasten, ohne sehr mitgenommen zu sein. Nur aus

Furcht, die andern möchten während ihrer Abwesenheit zugrunde gehen, erlaubte sie, daß ich nach dem Kontor ging, dem wir näher zu sein glaubten als dem Lagerplatze der Jäger. Bis dorthin waren es höchstens zwei ganz gewöhnliche Tagereisen. Bei meiner Schwäche und Mattigkeit war es aber sehr zweifelhaft, ob ich überhaupt bis dahin würde gelangen können.

Sehr früh am Morgen brach ich auf. Das Wetter war kalt und der Wind wehte scharf. Ich mußte über einen großen See und hatte von der schneidenden Luft viel auszustehen. Vor Sonnenuntergang erreichte ich das jenseitige Ufer und setzte mich dort nieder, um zu übernachten. Als ich spürte, daß ich kalt wurde, wollte ich aufstehen. Es wurde mir dies aber so sauer, daß ich es für unklug hielt, mich wieder hinzusetzen, ehe ich das Kontor erreicht hätte. Die Nacht war nicht dunkel, und der Wind schwächer geworden, und ich litt nicht soviel als am Tage. Daher ging ich immerfort und erreichte morgens früh mein Ziel. Als ich die Tür öffnete, sahen die Weißen auf den ersten Blick, daß ich halb tot vor Hunger war, und fragten gleich nach unserer Familie. Kaum hatte ich gesagt, wie es stand, so ging ein Franzose, der ein tüchtiger Fußgänger war, mit Lebensmitteln ab und wenige Stunden nach meiner Ankunft hörte ich Net-no-kwas Stimme. Sie fragte: „Ist mein Sohn hier?" Ich öffnete die Tür, und sie war sehr erfreut, als sie mich erblickte. Sie war dem Franzosen nicht begegnet.

Bald nach meiner Entfernung war der Wind sehr heftig geworden. Die Alte hatte gemeint, ich würde wohl nicht bis ans Ufer des Sees kommen können, und war mir nachgegangen. Der Wind hatte aber den Schnee in meine Fußtapfen gefegt, und sie darum meine Spur verloren. Sie befürchtete daher sehr, ich möchte wohl unterwegs umgekommen sein. Zwei Tage nachher kam auch Wa-me-gon-a-biew mit den übrigen in Begleitung des Franzosen an. Die Indianer ihrerseits, in der Meinung, wir würden ohne Lebensmittel, die uns, wie sie mit Recht vermuteten, wahrscheinlich fehlten, nicht zu ihnen kommen können, hatten Waw-be-be-nais-sa mit Vorräten nach dem alten Lagerplatz geschickt. Er war gleich nach meinem Abgange in der Nähe desselben angekommen, hatte ihn aber entweder aus Dummheit, Trägheit oder irgend einem anderen Grunde nicht ganz erreicht, sondern sich im Angesichte desselben hingesetzt und eine gute Mahlzeit gehalten, von welcher die Familie auf ihrem Wege einige Spuren fand.

Von den Kriegen und den Gefangenen der Wilden.

Nach alten Berichten*) (1758).

Der Krieg ist bei allen diesen indianischen Völkerschaften die feierlichste und wichtigste aller Unternehmungen. Pater Charlevoix, welcher sich im Jahre 1721 in dem Fort Catarocu befand, war ein Zeuge der

*) „Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande" Bd. XVII Leipzig 1759. — Gesammelt aus den Erfahrungen der ersten Kolonisten, welche in die östliche Seeen-

Art und Weise, wie solcher angekündigt wird. Gegen Mitternacht, als er sich hinwegzubegeben gedachte, hörte er ein entsetzliches Geheul. Man sagte ihm, es wäre das Kriegsgeschrei; und bald darauf sah er einen Haufen Missisaguer, welche singend in das Fort kamen. Diese Wilden, welche Freunde der Franzosen waren, hatten sich in einen Krieg verwickeln lassen, welchen die Irokesen wider die Cheraguier, ein ziemlich zahlreiches Volk, führten, das ein schönes Land gegen Süden von dem Eriesee bewohnt. Drei oder vier dieser Eisenfresser liefen zunächst in einem schrecklichen Aufzuge und im Gefolge fast aller Wilden, die um das Fort wohnten, durch die Hütten, wobei sie ihre Kriegslieder unter dem Schalle eines Instrumentes absangen, welches sie Chickikue*) (eine Kürbisrassel) nennen. Darauf kamen sie auch mit der gleichen Musik in das Fort und ließen sie zu Ehren des Befehlshabers hören. „Ich gestehe es," sagt der Reisende, „diese Zeremonien flößen Schrecken ein, und bis hierher hatte ich es noch nicht so sehr empfunden, daß ich bei Wilden war. Ihr Gesang hat stets etwas Trauriges an sich; hier aber fand ich ihn entsetzlich."

Es scheint, daß man in diesen Liedern den Kriegsgott anruft. Es ist eben derselbe, den die Huronen Areskuri und die Irokesen Agrekue nennen. Wenn er auch das Oberhaupt der Götter, der Schöpfer und der Herr der Welt, der Schutzgeist, welcher alles regiert, und nach dem Ausdrucke der Wilden „der große Geist" ist, so wird er doch insbesondere zu den Kriegsverrichtungen angerufen, als ob die Eigenschaft, die ihm am meisten Ehre mache, die wäre, daß er der Gott der Heerscharen sei. Sein Name ist das Kriegsgeschrei in dem heftigsten Gefechte. Auf den Märschen selbst wiederholt man ihn oft, um einander anzufeuern und ihn um Beistand anzuflehen.

„Die Axt aufheben" heißt den Krieg ankünden, und jede Privatperson hat ein Recht dazu. Wenn aber von einem förmlichen Kriege zwischen zwei oder mehreren Völkerschaften die Rede ist, so sagt man „den Kessel aufhängen". Der Ursprung dieser Redensart soll die barbarische Gewohnheit sein, die Gefangenen und Erschlagenen zu fressen, nachdem man sie in einem Kessel hat kochen lassen. Eine andere Redensart dafür, daß man einen blutigen Krieg führen wolle, ist, „wir wollen einen Volksstamm verzehren". Wenn man einen Bundesgenossen mit in seinen Streit ziehen will, so schickt man ihm eine große Muschelschale. Das bedeutet, daß er hiermit eingeladen sei, Blut, oder nach den eingeführten Redensarten „Brühe von Feindesfleisch" zu trinken. Zuweilen schickt man ein mit Blut gefärbtes Zelt. Diese Gewohnheit aber ist neu, und vermutlich haben die Wilden dieses Symbol entsprechend den weißen Flaggen der Franzosen und den roten Flaggen der Engländer ausgebildet. Es wird auch das Calumet (die

---

platte vordrangen, gibt diese Schilderung ein wirres Netz von Fäden höherer Kulturzüge und roher Brutalität.

*) Der Prinz von Wied schreibt in dem Abschnitt über das „heilige Fest der Mandan" dies Wort Schischikue. (Siehe den später folgenden Abschnitt.)

berühmte Rauchpfeife) gebraucht; das Instrument ist dann mit roten Federn geschmückt. Weil es aber mehr zu den Unterhandlungen und Friedensverträgen gebraucht wird, so muß ich mir die Beschreibung desselben hier versagen.

Es geschieht selten, daß die Wilden den Krieg ausschlagen, wenn sie von ihren Bundesgenossen dazu eingeladen werden. Oftmals bringt sie der geringste Beweggrund ohne Einladung dazu; die häufigste Ursache ist die Rache. Denn sie haben stets eine alte oder neue Beleidigung zu rächen, und die Zeit heilt diese Wunden niemals gänzlich. Der Friede ist also unter zwei Völkerschaften, die lange Zeit Feinde gewesen sind, allezeit ungewiß. Die Begierde, die Toten durch Gefangene wieder zu ersetzen oder ihre Schatten zu besänftigen, der Eigensinn einer Privatperson, ein Traum oder ein anderer Vorwand bewirken es oftmals, daß ein Haufe von Abenteurern, die den Tag vorher an nichts weniger gedacht haben, in den Krieg zieht. In Wahrheit sind diese kleinen Feldzüge, die ohne Gutachten des Rates geschehen, im wesentlichen ohne Folge. Überhaupt ist der Stamm nicht verdrießlich, wenn junge Leute zum Kampf ausziehen, und man widersetzt sich dem nicht ohne wichtige Ursachen. Doch braucht man gar nicht Gewalt dabei; ein jeder ist Herr seiner eigenen Entschließungen. Man macht die einen durch falsche Gerüchte furchtsam; man bittet die andern auf eine listige Art. Man bewegt die Häuptlinge durch Geschenke, die Partei zu trennen; das ist niemals sehr schwer, weil man nur eines Traumes bedarf, — er mag wahr oder erdichtet sein. Bei einigen Völkerschaften ist die letzte Zuflucht die Dazwischenkunft der Matronen, deren Wirkung fast stets gewiß ist; man greift aber nur bei wichtigen Gelegenheiten zu diesem Mittel.

Ein Krieg, welcher die ganze Völkerschaft angeht, wird nicht so leicht in Szene gesetzt. Die Unbequemlichkeiten und Vorteile desselben werden lange gegeneinander abgewogen, und unter fortwährenden Beratschlagungen entfernt man mit vieler Sorgfalt alles, was dem Feinde Mißtrauen erwecken könnte. Sobald der Krieg beschlossen ist, denkt man an Vorrat von Waffen und Lebensmitteln. Dies erfordert eben nicht viel Zeit. Die abergläubischen Zeremonien, welche unter diesen Völkern sehr mannigfaltig sind, dauern dagegen länger. Derjenige, welcher anführen soll, denkt nicht eher daran, seine Truppen zusammenzubringen, als nach einem vielfältigen Fasten; er ist in solcher Zeit schwarz gemalt und hat mit niemandem Gemeinschaft. Sein ganzes Streben geht dahin, Tag und Nacht seinen Schutzgeist anzurufen und sorgfältig seine eigenen Träume zu beobachten. Nach seiner Meinung ist der Sieg gewiß, und diese Überzeugung, die allen diesen Wilden gemeinsam ist, hat zur Folge, daß er träumt, was er wünscht.

Nach seinem Fasten läßt er die Kriegsleute zusammenkommen und hält ihnen mit dem Porzellanhalsbande in der Hand etwa folgende Rede: „Meine Brüder, der große Geist bestätigt meine Gedanken und beseelt mich. Das Blut des und des ist noch nicht ver-

trocknet, sein Leichnam noch nicht bedeckt, und ich will mich dieser Pflicht entladen." Er fährt darauf fort, die Beweggründe aufzuführen, die ihn die Waffen ergreifen ließen. Darauf setzt er hinzu: „Ich bin also entschlossen, in das und das Land zu gehen, Hauptthaare (Skalpe) zu nehmen und Gefangene zu machen", oder auch „ich will die und die Völkerschaft essen. Komme ich in dieser glorreichen Unternehmung um oder verliert einer von denjenigen, die mich begleiten wollen, dabei das Leben, so wird dieses Halsband dienen, uns aufzunehmen, und wir werden nicht in dem Staube oder Kote liegen bleiben." D. h., wie es der Pater Charlevoix erklärt, das Halsband wird für denjenigen sein, welcher für die Bestattung der Toten Sorge tragen wird. Bei Endigung seiner Rede legt er sein Halsband auf die Erde. Derjenige, welcher es nimmt, erklärt sich durch die Tat selbst zu seinem Generalleutnant und dankt ihm für den Eifer, den er zur Rache seines Bruders oder zur Ehre der Nation betätigt hat. Sogleich läßt man Wasser warm machen; man wäscht dem Häuptling die schwarze Larve ab; man ordnet ihm die Haare, salbt sie und kämmt sie; man schmiert ihm verschiedene Farben ins Gesicht; endlich legt man ihm seinen besten Rock an. In diesem Schmuck singt er mit einer düstern Stimme sein Totenlied. Darauf stimmen auch seine Soldaten, das heißt diejenigen, die sich erboten haben, ihn zu begleiten, — denn man zwingt keinen, — einer nach dem andern ihr Kriegslied an. Eine jede Familie hat ihr eigenes.

Nach diesen vorläufigen Zeremonien, die zuweilen an einem abgelegenen Orte vor sich gehen, teilt der Häuptling sein Vorhaben dem Volksrate mit, und man überlegt solches. Wird das Unternehmen gebilligt, so stellt er einen Schmaus an, wobei das vornehmste und oft das einzige Gericht ein Hund ist. Einige geben vor, ehe man dieses Tier in den Kessel stecke, opfere man es erst dem Kriegsgotte. Dieses Fest dauert viele Tage und wird oftmals wiederholt. Allein, obgleich die ganze Völkerschaft einheitlich mit dem Kriegsplan beschäftigt zu sein scheint, trifft doch jede Familie ihre besonderen Maßregeln, damit sie einige von den erhofften Gefangenen bekomme. Man beschenkt den Häuptling, welcher sich durch sein Wort hierzu verpflichtet und sogar etwas zum Pfande gibt. In Ermangelung der Gefangenen bittet man um Hauptthaare (Skalpe), und diese werden viel leichter zugesagt. Bei den Irokesen setzt man den Kriegskessel auf das Feuer, sobald eine kriegerische Unternehmung beschlossen worden ist, und dies wird dann den Bundesgenossen gemeldet, damit diese etwas dazu beisteuern und dadurch zu erkennen geben, daß sie das Unternehmen billigen und sich beteiligen wollen. Alle Personen, die sich melden, überreichen dem Häuptling ein Stück Holz mit ihrem Zeichen, und wer nach diesem Versprechen sein Wort wieder zurücknehmen wollte, dem würde das für immer zur Schande gereichen.

Sobald die Kriegerschar beisammen ist, folgt ein neuer Schmaus. Der ganze Flecken wird dazu eingeladen; und ehe man etwas anrührt,

redet der Häuptling etwa folgendes: „Meine Brüder, ich weiß, daß ich nur ein Mensch bin; indessen ist euch doch nicht unbekannt, daß ich zuweilen den Feind ziemlich in der Nähe gesehen habe. Wir sind geschlagen worden. Die Gebeine derer und derer liegen noch unbedeckt und schreien wider uns. Man muß ihnen genugtun. Es waren Menschen; wie haben wir sie vergessen und auf unsern Matten ruhig liegen können? Kurz, der Geist, der sich meines Ruhmes annimmt, gibt mir ein, ich solle sie rächen. Junge Leute, fasset Mut, bindet eure Haare, malt euch das Gesicht, füllt eure Köcher. Unsere Gehölze sollen von Kriegsliedern erschallen. Wir sollen unsern Toten die Zeit verkürzen. Wir wollen ihnen melden, daß sie gerächt werden sollen."

Nach dem Freudengeschrei, welches diese Rede erregt, geht der Häuptling, mit seinem Kopfschläger in der Hand und singend, mitten in die Versammlung. Alle seine Soldaten antworten ihm singend und schwören, entweder zu siegen oder zu sterben. Ihre Lieder und Schwüre werden von sehr nachdrücklichen Gebärden begleitet. Sie versprechen dabei nichts, was die geringste Unterordnung oder Abhängigkeit andeuten könnte. Alles läuft darauf hinaus, daß sie versprechen, recht einig und tapfer zu sein. Im übrigen erweckt die Verbindung der Indianer mit dem Häuptling von selbst bestimmte Verpflichtungen. So oft z. B. bei den öffentlichen Tänzen ein Wilder mit seiner Axt an einen Pfahl schlägt, den man bei dieser Gelegenheit in der Mitte des Kreises aufrichtet, und die Versammlung an seine schönsten Taten erinnert, ist der Häuptling verbunden, ihm etwas zu schenken.

Auf das Singen folgt das Tanzen. Zuweilen ist es nur ein stolzer, aber angemessener Gang, noch öfter sind es ziemlich lebhafte Bewegungen und Figuren, welche die Ereignisse eines Feldzuges vorstellen. Endlich beschließt eine Mahlzeit die Zeremonie. Der Häuptling ist dabei nur ein Zuschauer mit der Pfeife im Munde; es ist überhaupt bei allen Schmäusen ziemlich gebräuchlich, daß derjenige, der ihn anrichtet, nichts davon anrührt.

Während der folgenden Tage und bis zum Aufbruche der Kriegsleute gehen tausenderlei sonderbare Dinge vor, die aber bei jeder Völkerschaft so verschieden sind, daß ich, um diesen Abschnitt nicht zu weitläufig zu machen, nur den besonderen Gebrauch der Irokesen anführen will. Die ältesten von dem Kriegshaufen fügen den jungen Leuten, die noch keinen Feind gesehen haben, alle Beleidigungen, die sie nur erdenken können, zu. Sie schmeißen ihnen heiße Asche auf den Kopf, sie schlagen sie, sie machen ihnen die heftigsten Vorwürfe, sie schimpfen sie und treiben dieses Spiel bis auf das äußerste. Die jungen Leute müssen alles dieses mit einer vollkommenen Unempfindlichkeit ausstehen. Das geringste Zeichen von Ungeduld würde zur Folge haben, daß man den jungen Soldaten für unwürdig erklärt, jemals die Waffen führen zu dürfen.

Weil die Hoffnung, dem Tode zu entgehen und von seinen Wunden geheilt zu werden, sehr viel zur Unterstützung des Mutes beiträgt,

so stellt man verschiedene Arten von Hilfsmitteln her. Dafür sorgen die Quacksalber oder Gaukler des Stammes. Einer dieser Betrüger meldet, er werde den Wurzeln und Pflanzen, die sie gesammelt haben, die Kraft verleihen, allerhand Wunden zu heilen, und sogar den Toten das Leben wiederzugeben. Er singt, seine Kollegen antworten ihm, und man setzt voraus, daß unter ihrem Konzerte die Heilkraft allen ihren Arzeneien mitgeteilt wird. Darauf macht der vornehmste Quacksalber die Probe.

Das Blut, welches er geschickt aussaugt, hört auf zu laufen, und die Zuschauer geben durch ein Freudengeschrei ihren Beifall. Er nimmt ein totes Tier und läßt den Neugierigen die Zeit, sich zu versichern, daß es wirklich kein Leben mehr hat. Wenn er sieht, daß alle Umstehenden davon überzeugt sind, bläst er ihm Kräuterpulver in den Rachen, wonach es sich zu bewegen scheint. Die Nachrichten setzen hinzu, es geschehe vermittels eines Röhrchens, welches er ihm unter dem Schwanze hineinsteckte, und daß diese Kunststücke im Grunde niemand verführten, sondern nur dem Volke ein Vergnügen machten.

Man führt noch einen weiteren Brauch an, welcher den Miamiern und vielleicht auch einigen anderen Völkerschaften in Luisiana eigen ist. Nach dem Schmause legen die Gaukler auf eine Art von Altar Bärenhäute, deren Köpfe grün bemalt sind. Alle Wilden gehen vorbei und beugen das Knie, und die Gaukler, welche die Bande führen, tragen einen Sack, welcher ihre Arzneimittel und alles, was sie zu ihren Verrichtungen gebrauchen, enthält. Ein jeder bemüht sich, durch außerordentliche Verdrehungen des Leibes sich hervorzutun, und diejenigen, welche neue erfinden, erhalten Beifall. Darauf tanzt jedermann mit vieler Verwirrung nach dem Klange der Trommel und des Chickikue. Unter dem Tanze aber stellen sich viele Wilden, als wenn sie stürben, und die Gaukler streuen ihnen ein Pulver auf die Lippen, wovon sie wieder aufleben. Auf dieses Possenspiel, welches eine Zeitlang dauert, folgt das Opfer. Der Vorsteher des Festes fängt in Begleitung zweier Männer und zweier Weiber an, alle Hütten zu besuchen, und legt beide Hände auf den Kopf aller Wilden, die er antrifft. Weil die Schlachtopfer Hunde sind, so hört man allerorten bald das Schreien dieser Tiere, die man in sehr großer Anzahl tötet, sowie das der Wilden, die das Geheul nachahmen. Nach der Abschlachtung wird das Fleisch in den Kesseln gekocht, den Schutzgeistern dargeboten und gegessen. Darauf verbrennt man die Gebeine. Indessen hören die Gaukler nicht auf, falsche Tote zu erwecken, und die Zeremonie endigt mit Geschenken, die ein jeder den Betrügern macht.

Von dem Augenblicke an, in dem der Krieg beschlossen wird, bis zu dem Aufbruche der Kriegsleute, bringt man die Nächte mit Singen zu; des Tags über trifft man Zurüstungen. Man läßt bei den Nachbarn und Bundesgenossen, die man schon durch heimliche Unterhandlungen gewonnen hat, den Kriegsgesang anstimmen. Soll der Marsch zu Wasser geschehen, so erbaut man Kanus oder bessert die alten aus.

Ist es im Winter, so versehen die Leute sich mit Schlitten und Schneeschuhen.

Der Tag des Aufbruchs kommt endlich heran, und man nimmt mit allen Zeichen lebhafter Zärtlichkeit Abschied. Ein jeder will etwas erhalten, das von den Kriegern gebraucht worden ist. Treten sie in ein Wigwam, so nimmt man ihren Rock, um ihnen einen bessern oder einen von gleicher Güte dafür zu geben. Endlich begeben sie sich zu dem Anführer, welchen sie gewaffnet finden, wie er das ja beständig gewesen, seit er den Titel eines Kriegshauptmanns angenommen hat. Er hält ihnen eine kurze Rede und verläßt seine Hütte, wobei er sein Totenlied singt. Sie folgen ihm alle der Reihe nach in tiefem Schweigen; dies wird auch alle Tage des Morgens beobachtet, wenn man sich auf den Marsch begibt. Die Weiber sind mit dem Vorrate an Lebensmitteln vorausgegangen. Sobald die Kriegsleute wieder zu ihnen stoßen, geben sie ihnen ihre Röcke, und bleiben, soweit die Jahreszeit es erlaubt, fast ganz nackend.

Früher waren die Waffen dieser Völker Bogen und Pfeile, sowie Wurfspieße, welche mit spitzen Knochen bewehrt waren, und endlich Macanas oder Kopfschläger, kleine Keulen von sehr hartem Holze mit rundem und auf der einen Seite geschärftem Kopf. Die meisten hatten keine Waffen zur Verteidigung, und wenn sie eine Verschanzung angriffen, so bedeckten sie sich den Leib nur mit kleinen leichten Brettern oder einer Flechte von Binsen. Sie bedienten sich alsdann auch der Beinharnische und Armschienen von gleichem Stoffe. Weil aber diese Bewaffnung nicht gegen das Feuergewehr schützte, so haben sie solche fahren lassen, ohne daß sie etwas gefunden, das sie an ihrer Stelle verwenden können. Die westlichen Wilden bedienen sich stets der ledernen Schilde, die sehr leicht sind und den Kugeln widerstehen können. Man wundert sich, daß die andern Völkerschaften diesen Gebrauch nicht von ihnen übernommen haben. Wenn sie sich Flinten, Pulver und Blei anschaffen können, so verlassen sie ihre Pfeile und schießen sehr richtig. Man hat es mehr als einmal bereut, daß man ihnen Schießgewehre verkauft hat, und man beschuldigt die Holländer damit, damals, als sie Neuyork im Besitze hatten, mit dieser Unsitte angefangen zu haben.

Die Wilden haben Fahnen, um einander zu erkennen und sich zusammenzuhalten. Dies sind kleine rundgeschnittene Rindenstücke, auf die sie das Kennzeichen ihrer Völkerschaft oder ihres Fleckens eingraben und die sie auf eine Stange stecken. Ist der Trupp zahlreich, so hat eine jede Familie ihre eigenen Embleme mit unterscheidenden Zeichen. Die Waffen sind auch mit verschiedenen Figuren und zuweilen mit dem besonderen Kennzeichen des Häuptlings geziert, und ein jeder hat das Gesicht nach seinem Einfalle mit einer entsetzlichen Figur bemalt. Was aber nicht weniger unsere Aufmerksamkeit beansprucht als die Waffen und noch sorgfältiger erhalten wird, das sind die Manitue oder die symbolischen Zeichen, unter denen sich ein jeder seinen Schutzgeist vorstellt. Man tut sie alle zusammen in einen Sack

von Binsen, der mit verschiedenen Farben bemalt ist, und stellt deren verantwortlichen Träger zu des Häuptlings Ehre in dessen Kanu. Ist die Anzahl der Manitue zu groß, um in einem Sack Platz zu finden, so werden sie in viele verteilt, die man dem Unterführer und den Ältesten der Familie in Verwahrung gibt. Man fügt die Geschenke, die man angenommen hat, um einige von den Gefangenen dafür abzutreten, sowie auch die Zungen der Tiere, die während des Feldzuges erlegt und den Geistern geopfert werden, hinzu.

Bei den Märschen zu Lande trägt der Häuptling selbst seinen Sack, den man seine Matte nennt. Er hat aber das Recht, diese Last denjenigen aufzuladen, die er erwählen will, und es versagt ihm niemand diesen Dienst, weil man einen ehrenden Vorzug damit verbindet. Er gibt ein Recht zur Anwartschaft auf die Befehlshaberstelle, wenn der Häuptling und sein Unterführer in dem Kriege fallen.

Sind die Truppen eingeschifft, so entfernen sich die Kanus ein wenig und halten sich sehr dicht in einer Linie. Darauf erhebt sich der Häuptling mit einem Chickikue in der Hand. Er stimmt sein Lied an und seine Soldaten antworten ihm, indem sie mit einem traurigen und stark aus der Brust hervorgeholten Tone dreimal „He" schreien. Die Alten und die Häupter des Rates, die am Ufer geblieben sind, ermahnen die Kriegsleute zu ihrer Schuldigkeit und vornehmlich sich in acht zu nehmen, daß sie nicht überfallen werden, welche Ermahnung den Wilden am nötigsten ist, die sie sich aber am wenigsten zunutze machen. Diese Ermahnung unterbricht der Häuptling, welcher beständig singt, nicht. Endlich beschwören die Kriegsleute ihre Anverwandten und Freunde, sie nicht zu vergessen. Darauf erheben sie zusammen ein greuliches Geheul und fahren so geschwind ab, daß sie bald aus dem Gesichtskreis der Zurückgebliebenen entschwunden sind. Die Huronen und Irokesen bedienen sich des Chickikue in ihren Kriegen nicht, sie geben es aber ihren Gefangenen, und dieses Instrument, welches bei den andern ein Sporn zur Tapferkeit ist, scheint bei ihnen nur ein Kennzeichen der Sklaverei zu sein.

Die Krieger legen immer nur kleine Tagereisen, wenn ihr Haufen zahlreich ist, zurück. Außerdem lesen sie aus allen, was sie unterwegs antreffen, eine Vorbedeutung, und die Gaukler, deren Amt es ist, die Zeichen zu erklären, beschleunigen und verzögern ihren Marsch nach eigenem Belieben. Solange man nicht glaubt, in einem verdächtigen Lande zu sein, versäumt man alle Vorsicht. Ein jeder jagt für sich, und man würde oftmals nicht zwei oder drei Kriegsleute zusammen antreffen. Soweit man sich aber auch verlaufen kann, so kommen sie doch alle zu der von dem Häuptlinge bestimmten Stunde und an dem bemerkten Orte zusammen. Man lagert sich lange vor Sonnenuntergang. Eine allgemeine Gewohnheit ist, daß man vor dem Lager einen großen Raum läßt, der mit Pallisaden oder vielmehr mit einer Art von Gatterwerk umgeben ist, in das man die Manitue setzt. Man ruft sie dort des Abends eine ganze Stunde lang an und wiederholt diese Religionsübung jeden Morgen vor dem Aufbruche. Sie zerstreut

alle Furcht, und das Heer schläft oder marschiert ruhig unter dem Schutze der Geister.

Wenn die Kriegerschar an die Grenzen der feindlichen Stämme kommt, macht sie einer sehr seltsamen Zeremonie wegen Halt. Am Abend veranstaltet man einen Schmaus, nach welchem man einschläft. Beim Aufwachen gehen diejenigen, die sich erinnern, daß sie einen Traum gehabt haben, von einem Feuer zum andern und singen ihr Totenlied, in welchem sie ihre Träume in rätselhaften Ausdrücken vortragen. Ein jeder bemüht sich, sie zu erraten, und wenn es niemandem gelingt, so ist es denjenigen, die sie gehabt haben, erlaubt, wieder in ihre Heimat zurückzukehren. Diese Gewohnheit ist für die Maulhelden von großem Nutzen. Man ruft darauf die Geister von neuem an. Man ermuntert einander durch Großsprechen und gegenseitige Versprechungen. Endlich begibt sich der Haufen auf den Marsch, und wenn man zu Wasser gekommen ist, so verläßt man die Kanus und versteckt sie sorgfältig. Von diesem Augenblicke an darf man weder Feuer machen, noch schreien, noch jagen. Man muß so still sein, daß man nur mit Zeichen miteinander reden darf. Diese Gesetze werden jedoch schlecht beobachtet. Immerhin verabsäumt man beim Anbruche der Nacht doch nicht, Kundschafter auszuschicken. Wenn solche zwei oder drei Stunden darauf wiederkommen, ohne etwas gesehen zu haben, so schläft man ein, und die Bewachung des Lagers wird nochmals den Manituen überlassen.

Sobald man den Feind entdeckt hat, hält man einen Kriegsrat ab. Der Angriff geschieht gewöhnlich mit anbrechendem Tage, zu einer Stunde, in der man den Feind noch im tiefsten Schlafe vermutet. Die ganze Nacht über liegt man auf dem Bauche, ohne die Stelle zu verändern. Die Annäherung geschieht in eben der Stellung, und man kriecht auf Händen und Füßen bis auf einen Flintenschuß weit heran. Alsdann stehen alle auf. Der Häuptling gibt die Losung, worauf der ganze Haufen mit entsetzlichem Geheule antwortet. Zu gleicher Zeit schießen alle zum ersten Male los, und damit dem Feinde keine Zeit bleibe, sich zu besinnen, fallen sie ihn mit dem Kopfschläger in der Faust an. Seit einiger Zeit haben diese Wilden für die hölzernen Kopfschläger kleine Äxte genommen, denen man die gleichen Namen (Tomahawk) gibt; dadurch werden die Gefechte blutiger.

Nach dem Treffen zieht man den Toten und Sterbenden die Haut mit den Haaren vom Kopfe, und man denkt nicht eher daran, Gefangene zu machen, als bis man den Feind, ohne das geringste Merkmal, daß er weiteren Widerstand leisten wolle, in voller Flucht sieht. Wird man gewahr, daß er sich wieder sammelt oder sich in eine Verschanzung begibt, so zieht man sich zurück, — wenn man nämlich vermutet, daß hierzu noch Zeit ist, denn in zweifelhaften Fällen faßt man den Entschluß, ihm weiter zuzusetzen. Diese Erneuerung des Gefechts kostet zuweilen viel Blut. Alle Berichte entwerfen eine fürchterliche Schilderung der mit Gewalt bezwungenen Lager. Die grausame Wildheit der Sieger und die Verzweiflung der Besiegten, welche

wissen, was für eine Behandlung sie zu erwarten haben, wenn sie ihren Feinden in die Hände fallen, haben zur Folge, daß beide so kämpfen, daß man bei der bloßen Erzählung davon zittert und bebt. Sobald der Sieg gewiß ist, fangen die Überwinder an, sich diejenigen vom Halse zu schaffen, welche sie nur mit vieler Mühe würden fortschaffen können. Dagegen suchen sie andere zu ermüden, um sie zu Gefangenen zu machen.

Überhaupt muß man diese Völker als unerschrocken bezeichnen und anerkennen, daß sie, trotz ihrer Wildheit, doch viel Gelassenheit und kaltes Blut im Treffen selbst behalten. Indessen fechten sie selten im freien Felde. Man gibt als Ursache an, daß sie es für keinen Sieg halten, wenn der Überwinder stark gelitten hat, und daß der vornehmste Ruhm des Häuptlings darin besteht, daß er seine Soldaten ohne Wunden und unvermindert an Zahl wieder zurückbringen kann. Der P. Lafitau erzählt, daß, wenn zwei Feinde, die einander kennen, in einem Treffen zusammenkommen, sich unter ihnen ein Gespräch entspinnt, welches den Ruhmreden der homerischen Helden ziemlich ähnlich sei. Es würde schwer sein, eine solche Unterredung in einem hitzigen Gefecht zu vermuten. Man begreift aber leicht, daß bei den kleinen Gefechten, bei dem Übergange über einen Fluß, oder einer Verschanzung gegenüber, die man stürmen will, die Kriegsleute einander durch Trotzworte herausfordern können.

Ihre Kriege, sagt der P. Charlevoix, spielen sich fast allezeit in Überfällen ab. So sehr man die Vorsichtigkeit verabsäumt, die sie sichern könnte, soviel wendet man auch Geschicklichkeit und Sorgfalt an, den Feind zu überfallen. Sie haben eine außerordentleich fein ausgebildete Gabe, festzustellen, ob jemand an einem Orte gegangen ist. Auf dem kürzesten Grase, auf der härtesten Erde, auf den Steinen sogar entdecken sie gewisse Spuren und aus den geringsten Figuren, aus deren Abstand usw. unterscheiden sie nicht allein die Fußtapfen der Männer von denen der Weiber, sondern auch die der verschiedenen Nationen. Ich habe lange gezweifelt, sagt der gleiche Reisende, ob das, was ich davon habe erzählen hören, nicht übertrieben wäre. Er setzt aber hinzu, er könnte den einmütigen Zeugnissen seinen Glauben nicht versagen.

Finden sich unter den Gefangenen einige, deren Wunden den Transport nicht erlauben, so werden diese sogleich verbrannt. Diese Hinrichtung geschieht in der ersten Hitze des Sieges, oder wenn man genötigt ist, sich zurückzuziehen. Sie haben weniger auszustehen, als diejenigen, die man zu langsamer Marter aufbewahrt. Der Gebrauch einiger Völkerschaften verpflichtet den Häuptling der siegenden Partei, auf der Wahlstatt seinen Kopfschläger zu lassen, nachdem er das Zeichen seiner Völkerschaft, seiner Familie und sein Bild darauf gezeichnet hat. Dieses letzte ist ein Oval mit allen den Figuren, womit er sich das Gesicht zu bemalen pflegt. Andere stellen alle diese Kennzeichen auf einem Baumstamm oder einer Rinde mit gestoßener oder zermahlener Kohle, worunter einige Farben gemischt werden, dar.

Man fügt einige hieroglyphische Zeichen hinzu, welche den Vorbeigehenden die geringsten Umstände, nicht allein des Treffens, sondern auch alles dessen, was in dem ganzen Feldzuge vorgegangen ist, melden können. Man erkennt da den Häuptling an den besonderen Kennzeichen, die Anzahl der Siege an Zeichnungen von so und so vielen Matten, die Anzahl der Gefangenen an kleinen Menschenfiguren, die einen Stock oder ein Chickikue tragen, die Zahl der Toten an andern Figuren ohne Kopf, und diese sind wieder mit Unterschieden versehen, welche Männer, Weiber und Kinder erkennen lassen.

Der Rückzug der Sieger erfolgt stets, solange bis sie außer Gefahr zu sein glauben, sehr schnell. Aus Furcht, von den Verwundeten aufgehalten zu werden, tragen sie diese abwechselnd, im Sommer auf Tragen und im Winter auf Schlitten. Wenn sie in ihre Kanus treten, zwingen sie ihre Gefangenen zu singen, und dieser beleidigende Triumph wird allezeit erneuert, so oft sie Bundesgenossen treffen oder durch die eigenen Länder ziehen. Es kostet denjenigen einen Schmaus, welche auf solche Weise beehrt werden. Zur Belohnung dafür aber ladet man sie ein, die Gefangenen zu liebkosen, und sie „liebkosen" heißt in der Kriegssprache ihnen alles Übel antun, was man nur ersinnen kann. Indessen finden sich doch Häuptlinge, welche sie verschonen.

Nichts kommt aber der Aufmerksamkeit, die man anwendet, die Gefangenen zu verwahren, gleich. Des Tages sind sie am Halse und an den Armen an eine Bohle des Kanus gebunden. Wenn der Marsch zu Lande vor sich geht, werden sie an einer Kette geführt. Des Nachts legt man sie nackend an die freie Luft, bindet die Beine und Arme so fest an Pfähle und verschnürt den Hals so dicht, daß sie sich nicht bewegen können und nicht zu schreien vermögen. Andere Stricke, die ihnen auch die Hände und Füße binden, gehen unter ihren Wächtern durch, so daß sie sich nicht im geringsten rühren können, ohne daß diese es merken.

In einiger Entfernung von ihrem Heimatsort machen die Kriegsleute Halt, und der Häuptling läßt seine Heimkehr melden. Der Abgeordnete nähert sich so weit, daß man seine Stimme hören kann, und erhebt mancherlei Geschrei, welches einen allgemeinen Begriff von dem Erfolge und den vornehmsten Begebenheiten des Feldzuges gibt. Er bemerkt anfänglich die Zahl der Menschen, die man verloren hat, durch so und so viele Totenschreie. Sogleich gehen die jungen Leute ab, um andere Erkundigungen einzuziehen. Oftmals läuft die ganze Einwohnerschaft auf den Boten zu, ein einziger Mensch redet aber nur den Abgeordneten an und vernimmt von ihm die Nachrichten, die er bringt. Man antwortet ihm mit freudigen Zurufen oder Wehklagen, je nach der Beschaffenheit der Erzählungen. Darauf wird der Abgeordnete in eine Hütte geführt, wo die Alten wieder die gleichen Fragen anfangen. Wenn die öffentliche Neugier befriedigt ist, ladet ein Ausrufer die jungen Leute ein, den Kriegern entgegen zu gehen, und die Weiber, ihnen Erfrischungen zu bringen.

Bei vielen Völkern beweint man zunächst nur diejenigen, die man

verloren hat. Der Abgeordnete bringt nichts als Totengeschreie hervor. Man geht ihm entgegen. Bei seiner Ankunft aber findet er alle beisammen. Er erzählt die Vorgänge des Feldzuges in wenigen Worten und begibt sich in ein Wigwam, in welches man ihm Lebensmittel zu schicken Sorge trägt. Einige Tage lang beweint der ganze Ort die Toten. Darauf kündigt man durch ein anderes Geschrei den Sieg an. Sogleich trocknet ein jeder seine Tränen ab und denkt an nichts weiter, als wie er sich freuen wolle.

Der Augenblick, da die Weiber zu den Kriegsleuten kommen, ist gleichzeitig die Eröffnung der Marter der Gefangenen. Diejenigen, die man zur Aufnahme in die Familien bestimmt hat, werden von ihren künftigen Anverwandten befreit. Alle diejenigen aber, die zum Tode bestimmt sind, und auch diejenigen, deren Schicksal noch nicht entschieden ist, werden der Wut der Weiber überlassen, die den Kriegsleuten Lebensmittel bringen. Die Fremden, die zuweilen Zeugen dieses Schauspieles sind, sprechen ihre Verwunderung darüber aus, daß diese Unglückseligen all das Ungemach, dem sie ausgesetzt werden, überwinden und ertragen können. Hat nun eine Frau in dem letzten Treffen oder in den vorigen Kriegen ihren Sohn oder ihren Mann oder sonst eine geliebte Person verloren, sollte es auch gleich schon seit 30 Jahren sein, so wird sie zur Furie, die sich an dem ersten vergreift, den sie antrifft. Alle Gesetze der Scham und Menschlichkeit werden vergessen. Ein jeder Streich, den sie ihrem Schlachtopfer versetzt, würde einen fürchten lassen, er möchte tödlich sein, wenn man nicht wüßte, wie sinnreich die Wilden diese abscheulichen Martern zu verlängern verstehen. Die ganze Nacht wird mit diesen Grausamkeiten im Lager zugebracht.

Der folgende Tag ist der Tag des Triumphes der Sieger. Man bemerkt zu Ehren der Irokesen und einiger anderer Völker, daß sie sich bei dieser Gelegenheit ebensovieler Bescheidenheit als Uneigennützigkeit befleißigen. Die Häuptlinge gehen anfänglich ohne das geringste Zeichen ihres Sieges allein in den Flecken. Sie beobachten ein tiefes Stillschweigen, begeben sich in ihre Hütten und äußern nicht den geringsten Anspruch auf die Gefangenen. Bei andern Völkerschaften hingegen marschiert der Häuptling an der Spitze seiner Truppen mit allem Pomp eines Siegers ein. Sein Unterführer folgt ihm und hat einen Ausrufer vor sich hergehen, welcher das Totengeschrei anfängt. Die Kriegsleute folgen ihm Paar um Paar.

Zwischen ihren beiden Reihen gehen die blumengekrönten Gefangenen, das Gesicht und die Haare bemalt, einen Stab in der einen und das Chickikue in der andern Hand, den Leib fast nackend, die Arme über dem Ellbogen mit einem Stricke gebunden, dessen beiden Enden die beiden Krieger halten. Diese unglückseligen Leute singen ohne Aufhören ihr Totenlied nach dem Klange der Chickikue, und dieser Gesang hat etwas Klägliches und auch wieder Stolzes an sich. Die Gefangenen tragen weder ein demütiges, noch ein klägliches Wesen zur Schau. Man gibt uns den Inhalt ihrer Lieder: „Ich bin tapfer,

ich bin unerschrocken, ich scheue weder den Tod noch die Martern. Die, welche sich davor fürchten, sind verzagt und weniger als Weiber. Das Leben ist für einen herzhaften Mann nichts. Verzweiflung und Wut mögen meine Feinde ersticken! Warum kann ich sie nicht verzehren und ihr Blut bis auf den letzten Tropfen austrinken?!"

Man läßt sie von Zeit zu Zeit still stehen; man sammelt sich um sie herum und man tanzt nicht allein, sondern läßt auch sie tanzen. Sie scheinen willig zu gehorchen. Sie erzählen die schönsten Taten ihres Lebens. Sie nennen alle diejenigen, die sie erschlagen oder verbrannt haben. Sie zählen besonders diejenigen auf, von denen sie glauben, daß man ihren Verlust lebhaft habe bedauern müssen. Es scheint ihre Absicht zu sein, die Meister ihres Schicksals gegen sich aufzubringen. Diese Eitelkeit kommt ihnen teuer genug zu stehen, denn ihre trotzigen Prahlereien versetzen tatsächlich diejenigen, welche sie anhören, in Wut. Wenn man aber nach ihren Gesichtern und Reden auf ihre Gesinnung schließen wollte, so sollte man glauben, sie fänden ein Vergnügen an ihren Martern. Zuweilen nötigt man sie, zwischen zwei Reihen Menschen, die mit Steinen und Stöcken bewaffnet sind, durchzulaufen, welche dann ihre Geschosse auf sie zuschleudern, als wenn sie sie umbringen wollten.

Indessen geschieht es doch niemals, daß die Gefangenen darunter erliegen. Ob man gleich blind zuschlägt, und bloß der Grimm den Arm zu führen scheint, so hütet man sich doch, ihnen einen Schlag zu geben, welcher das Leben in Gefahr bringen könnte. Auf dem Marsche hat ein jeder das Recht, sie aufzuhalten und ihnen eine Schmach zuzufügen. Es ist ihnen erlaubt, sich zu verteidigen, sie können aber niemals die stärkeren sein. Wenn sie in Orte kommen, so führt man sie von Hütte zu Hütte und überall begegnet man ihnen grausam. In der einen reißt man ihnen einen Nagel ab, in der andern beißt man ihnen einen Finger weg oder schneidet ihn auch mit einem stumpfen Messer, welches man wie eine Säge braucht, herunter. Ein Alter reißt ihnen das Fleisch bis auf den Knochen ab. Ein Kind zersticht sie mit einer Ahle an hundert Orten. Ein Weib geißelt sie unbarmherzig, solange, bis ihr der Arm müde ist. Die Kriegsleute legen aber niemals die Hand an sie, wenn sie auch ihre Herren sind. Man kann die Gefangenen ohne ihre Erlaubnis auch nicht verstümmeln. Es wird dies nur selten zugelassen. Werden sie in vielen Dörfern der eigenen Völkerschaft oder der Nachbarn und Bundesgenossen, welche diese Art von Teilnahme an dem Siege fordern, herumgeführt, so werden sie überall mit der gleichen Grausamkeit behandelt.

Man geht darauf an ihre Verteilung, und ihr Schicksal hängt von demjenigen ab, denen sie überliefert werden. Nach der Besprechung des Rates wird jeder dann ersucht, auf dem Versammlungsplatz, wo die Austeilung ohne Streit und Lärm erfolgt, zu erscheinen. Die Weiber, welche ihre Männer oder Kinder in dem Kriege verloren haben, bekommen zuerst ihren Anteil. Darauf erfüllt man die Versprechung, welche die Kriegsleute, ehe sie ins Feld zogen, gaben.

Finden sich nicht Gefangene genug, so ersetzt man das Fehlende durch Skalpe, und diejenigen, welche solche bekommen, putzen sich mit ihnen an Festtagen; die übrige Zeit hängen die Skalpe an der Türe der Hütten. Ist aber die Anzahl der Gefangenen größer, als Ansprüche erhoben werden, so schenkt man den Rest den Bundesgenossen. Die Irokesen bestimmen allezeit einige Gefangene für das Gemeinwesen, und der Rat trifft dementsprechende Verfügung. Indessen können doch die Hausmütter diese Verfügung aufheben und denjenigen das Leben oder den Tod schenken, die von dem Rate ihr Urteil erhalten haben. In den Völkerschaften, bei denen sich die Kriegsleute nicht gänzlich ihres Rechtes über die Gefangenen begeben, sind diejenigen, denen der Rat solche zugesprochen, verbunden, sie auf die Aufforderung hin wieder herauszugeben. Sie tun es aber selten, und das gleiche Gesetz verpflichtet sie auch, die Pfänder wiederzugeben, die sie erhalten hatten.

Überhaupt werden die meisten Kriegsgefangenen entweder zum Tode verdammt oder sie geraten in eine sehr harte Sklaverei, in welcher sie niemals ihres Lebens sicher sind. Einige werden dagegen in die Familien aufgenommen, und von dem Augenblicke an ist ihr Zustand von dem der eigenen Kinder der Völkerschaft nicht unterschieden. Und da sie in alle Rechte derjenigen, deren Stelle sie einnehmen, eintreten, ist die Erscheinung häufig, daß sie sich in ihre neuen Verhältnisse völlig gewöhnen und sich später kein Bedenken daraus machen, gegen ihre eigenen Landsleute Krieg zu führen. Man sagt, es hätten sich die Irokesen nur durch diesen Staatsgriff erhalten. Ihre beständigen Kriege mit den meisten andern Völkerschaften würden sie fast ganz aufgerieben haben, wenn sie nicht stets einen Teil von ihren Gefangenen unter sich aufgenommen hätten.

Diejenigen, die man zum Tode bestimmt, werden zuweilen auch in den ersten Zeiten ihrer Sklaverei und sogar bis auf den Augenblick ihrer Hinrichtung ebenso gut gehalten, als wenn sie das Glück hätten, in die Familie genommen zu werden. Da sie dem Kriegsgotte geopfert werden sollen, mästet man sie. Man verhehlt ihnen ihr Schicksal, weil man sie gar zu sorgfältig bewachen müßte, wenn sie hiervon Nachricht hätten. Der einzige Unterschied, den man unter ihnen und den andern macht, besteht darin, daß man ihnen das Gesicht schwärzt. Sie werden sonst mit aller Achtung angesehen; man redet nur freundschaftlich mit ihnen; man nennt sie Bruder, Sohn, Vetter, nach dem Stande desjenigen, dessen Schatten ihr Tod versöhnen soll, und den sie gleichwohl zu ersetzen hoffen. Man überläßt ihnen sogar Mädchen, die ihnen zu Weibern dienen, solange sie am Leben bleiben. Wenn aber die Hinrichtung herankommt, so wird das Weib, der man ihn überlassen hat, wenn es eine Mutter oder eine Frau ist, auf einmal zu einer Furie, welche von den zärtlichsten Liebkosungen zu den äußersten Ausschweifungen der Wut schreitet. Sie ruft anfänglich den Schatten desjenigen an, den sie rächen will. „Komm heran," sagt sie zu ihm, „man wird dich besänftigen. Man bereitet dir einen

Schmaus. Trink mit langen Zügen von der Brühe, die ich dir bereiten will. Empfange das Opfer, das ich dir durch den Tod dieses Kriegsmannes bringe. Er soll verbrannt und in den Kessel gesteckt werden. Man wird glühende Äxte bei ihm brauchen. Man wird ihm das Haupthaar abnehmen, man wird aus seiner Hirnschale trinken. Du wirst dich also nicht weiter beklagen. Du sollst auf immer befriedigt sein."

P. Charlevoix versichert, daß der Inhalt dieser Formeln allezeit derselbe sei, wenn auch die Wörter in denselben vielfach verändert werden. Ein Ausrufer läßt den Gefangenen aus der Hütte herausgehen, verkündet ihm die Beschlüsse des Herrn oder der Frau, der er bis dahin angehört hat, und ermahnt zuletzt die jungen Leute, es gut zu machen. Ein anderer wendet sich an den Gefangenen und sagt zu ihm: „Mein Bruder, faß ein Herz, wir wollen dich verbrennen." Er antwortet ganz kaltblütig: „Du tust recht, ich danke dir." Sogleich erhebt sich ein Geschrei in der ganzen Wohnung, und der Gefangene wird auf den Richtplatz geführt.

Der gewöhnliche Gebrauch ist, daß sie ihn mit beiden Händen und Füßen an einen Pfahl binden, daß er sich leicht um den Pfahl herumdrehen kann. Zuweilen, wenn nämlich die Hinrichtung in einer Hütte, in der es kein Entrinnen gibt, erfolgt, läßt man ihm Hände und Füße so weit frei, daß er von einem Ende zum andern laufen kann. Bevor die Hinrichtung anfängt, singt er zum letzten Male sein Totenlied. Darauf erzählt er seine Taten, und zwar fast allezeit in schimpflichen Worten für diejenigen, die ihm zuhören. Endlich ermahnt er sie, seiner nicht zu schonen. Er empfiehlt ihnen, sich zu erinnern, daß er ein Mann und ein guter Krieger sei.

Oftmals sind so viele handelnde Personen bei diesen Martern zugegen, als Zuschauer, d. h. alle Einwohner des Fleckens, Männer, Weiber und Kinder werden ebensoviel Henker. Die Bewohner der Hütte, in der der Gefangene gelebt hat, sind die einzigen, die sich enthalten, ihn zu martern; wenigstens ist solches die Gewohnheit vieler Völker. Zunächst pflegt man dem Gebundenen die Füße zu verbrennen, hernach die Beine, und darauf nach und nach auch die andern Teile bis an den Kopf. Oftmals dauert die Marter eine ganze Woche. Die, welche schon einmal in die Sklaverei geraten gewesen und, nachdem sie in die Familie aufgenommen, wiederum entlaufen und von neuem gefangen genommen wurden, werden am schlimmsten behandelt. Man sieht sie als ungeratene oder undankbare Kinder an, welche wider ihre Eltern und Wohltäter gehandelt haben, und die Rache hat keine Grenzen.

Wenn der Leidende nicht gebunden ist, mag er nun in der Hütte oder draußen hingerichtet werden, so ist es ihm erlaubt, sich zu verteidigen. Seine Martern verdoppeln sich; er bedient sich aber dieser Freiheit nicht in der Hoffnung, sein Leben zu retten, sondern um seinen Tod zu rächen und als ein Kriegsmann zu sterben. Ein Augenzeuge erzählt ein Beispiel von der Stärke und Herzhaftigkeit, welche diese beiden Leidenschaften einflößen können.

Ein irokesischer Häuptling aus dem Orte Oneyuth hatte lieber der Gefahr trotzen als sich durch die Flucht verunehren wollen. Er focht lange als ein Mann, der mit den Waffen in der Hand sterben wollte. Die Huronen aber, die er vor sich hatte, wollten ihn lebendig haben und ergriffen ihn denn auch endlich. Der Flecken, in den er geführt wurde, hatte einige Missionare, denen man erlaubte, sich mit ihm zu unterreden. Sie fanden ihn von einer Gelehrigkeit, die sie sich zunutze zu machen wußten, indem sie ihn bekehrten und ihn tauften.

Wenige Tage danach wurde er mit vielen von seinen Gefährten verbrannt, und seine Beständigkeit setzte die Wilden selbst in Verwunderung. Da er nicht gebunden war, glaubte er, ungeachtet seiner Bekehrung berechtigt zu sein, seinen Feinden alles Übel anzutun, was er nur konnte. Man hatte ihn auf eine Art von Schaubühne steigen lassen, wo ihm das Feuer an allen Teilen des Leibes durch eine so große Anzahl Feinde beigebracht wurde, daß er nicht ausweichen konnte. Er schien aber anfänglich ganz unempfindlich zu sein. Als einer seiner Gefährten, den man ziemlich nahe bei ihm marterte, einige Kennzeichen von Schwachheit von sich gab, trug er Sorge, ihn zur Geduld zu ermuntern, und seine Ermahnungen hatten auch soviel Macht, daß er den andern als einen Helden sterben sah. Darauf fiel man ihn mit einer solchen Wut an, als ob man ihn in Stücke zerreißen wollte. Er schien dadurch nicht bewegt zu werden, und seine Henker wußten nicht mehr, wo sie einen Ort finden sollten, da es ihm empfindlich wäre, als es einem unter ihnen einfiel, ihm die Haut auf dem Kopfe rund herum zu zerschneiden und solche mit Gewalt herunterzureißen. Ohne Schmerzenslaut fiel er nieder, man hielt ihn für tot und ein jeder begab sich zurück.

Einen Augenblick danach kam er aus seiner Ohnmacht wieder zu sich, und da er niemand mehr bei sich sah, so nahm er mit beiden Händen einen großen Feuerbrand, rief seine Henker und forderte sie heraus, sie sollten herankommen. Sein Mut setzte sie in Erstaunen. Sie erhoben ein greuliches Geheul, einige bewaffneten sich mit Feuerbränden, andere mit glühenden Eisen und fielen über ihn her. Das Feuer diente ihm auf der einen Seite zur Verschanzung, auf der andern machte er sich eine solche von den Leitern, deren man sich bedient hatte, auf das Gerüst zu kommen. Da er sich auf seinem eigenen Holzstoße hielt, so war er eine Zeitlang der Schrecken eines ganzen Fleckens. Ein falscher Tritt, den er tat, als er einem Feuerbrande, der auf ihn geworfen wurde, auswich, ließ ihn aber wieder in die Hände seiner Feinde geraten, und diese wütenden Henker ließen ihn den Schrecken, welchen er ihnen eingejagt hatte, teuer genug bezahlen. Nachdem sie ihre eigenen Kräfte erschöpft hatten, warfen sie ihn in einen Haufen glühender Kohlen und ließen ihn daselbst liegen im Glauben, er würde bald ersticken. Sie irrten sich aber. Als sie es am wenigsten dachten, sahen sie ihn mit Feuerbränden bewaffnet aus dem Haufen hervorsteigen und nach dem Dorfe zulaufen, als wenn

er es in Brand stecken wollte. Jedermann wurde eiskalt vor Schrecken, und niemand hatte das Herz, ihm entgegenzugehen und ihn aufzuhalten. Einige Schritte von den ersten Hütten aber brachte ihn ein Stock, den man ihm von weitem zwischen die Beine geworfen hatte, zu Falle, und man fiel nun abermals über ihn her, ehe er wieder aufstehen konnte. Man schnitt ihm sogleich Hände und Füße ab und wälzte ihn auf glühenden Kohlen herum.

Endlich legte man ihn unter einen brennenden Baumstamm. Darauf schloß der ganze Flecken einen Kreis um ihn her, um ihn verbrennen zu sehen. Sein Blut, welches allenthalben herausfloß, löschte das Feuer beinahe aus; man befürchtete aber nichts mehr von dem Sterbenden. Indessen wandte er doch noch einmal seine Kräfte an. Er schleppte sich auf seinen Ellenbogen und Knieen mit einer solchen Lebhaftigkeit und drohendem Wesen fort, daß die Nächsten davonliefen, nicht so sehr aus Furcht als vielmehr Erstaunen, denn er war zu sehr verstümmelt, als daß er hätte schaden können. In dem Augenblicke näherten sich ihm die Missionare, und als diese ihm die Gedanken der Religion, die sie ihm beigebracht hatten, vor Augen führten, hörte er sie ruhig an und schien mit nichts weiter beschäftigt zu sein. Bald darauf ergriff ihn ein Hurone von hinten und hieb ihm den Kopf ab.

Die Kindererziehung bei den Nordindianern.

Nach Johann Heckewelder*) (1817).

Es kann mit Recht Verwunderung erregen, wie ein Volk ohne ein geschriebenes Gesetzbuch oder ein System der Rechtswissenschaft, ohne eine bestimmte Form oder ein Grundgesetz der Regierung und selbst ohne eine einzige durch Wahl oder Erbfolge eingesetzte Gerichtsperson, in Friede und Eintracht und Ausübung der sittlichen Tugenden leben, — wie ein Volk ohne irgend eine äußere Autorität wohl und mit Nachdruck regiert werden kann, bloß durch die Gewalt der Überlegenheit, welche Männer von höheren Geistesgaben über die von gewöhnlicherem Schlage ausüben, bloß durch eine stillschweigende, aber doch allgemeine Unterwerfung unter die Herrschaft der Erfahrung des Talents und der Rechtschaffenheit. Dies ist indessen das Schauspiel, welches eine Indianernation dem Auge des Fremden darstellt.

Ich bin während einer langen Reihe von Jahren Zeuge davon gewesen und nach vielem Beobachten und langem Nachdenken über die Ursache dieses Phänomens glaube ich mich davon versichert halten zu können, daß sie hauptsächlich in der Mühe zu suchen ist, welche sich die Indianer geben, dem Gemüte ihrer Kinder frühzeitig würdige

*) „Nachricht von der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen der indianischen Völkerschaften.“ Göttingen 1821. — Wie diese Erziehung geschildert ist, deutet sie auf kulturreichere Bevölkerung hin.

und tugendhafte Grundsätze einzuflößen, sowie auch in der Methode, die sie bei der Erziehung der Kinder befolgen. Diese Methode will ich nicht ein System nennen, denn Systeme sind den Söhnen der Natur nicht bekannt. Sie fanden ihre Methode, indem sie einfach den Anweisungen der Natur folgten.

Der erste Schritt, den die Eltern in der Erziehung ihrer Kinder tun, ist darauf gerichtet, sie für künftige Glückseligkeit dadurch vorzubereiten, daß sie den zarten Gemütern derselben einprägen, wie sie ihr Dasein einem großen, gütigen und wohlwollenden Geist zu danken hätten, der ihnen nicht nur das Leben gegeben, sondern sie auch für gewisse wichtige Endzwecke bestimmt habe, — wie dieser ihnen ein fruchtbares, geräumiges Land, mit Wildbret aller Art zu ihrem Unterhalt reichlich versehen, zugeteilt, ihnen auch durch einen seiner geringeren Geister von oben herab Korn, Kürbisse, Melonen, Bohnen und andere Gemüsearten zu ihrer Nahrung herabgesendet habe, und daß ihre Voreltern alle diese Wohltaten mehrere Jahrhunderte lang genossen hätten, — daß dieser große Geist auf die Indianer herabblicke, um zu sehen, ob sie ihm dankbar seien und ihm die mancherlei verliehenen Wohltaten gehörig vergelten, und daß es deshalb ihre Pflicht sei, ihm ihre Dankbarkeit durch Verehrung desselben und die Ausübung dessen, was ihm wohlgefällig sei, zu beweisen.

Dies ist der Hauptinhalt des ersten Unterrichts, den die Indianer ihren Kindern geben und ihnen von Zeit zu Zeit wiederholen. Dieser leitet die Kinder zu der Erkenntnis, daß ein Wesen, welches soviel für sie getan hat, alles in der Absicht, ihr Wohl zu befördern, in der Tat gut sein müsse, und daß es ohne Zweifel ihre Schuldigkeit sei, etwas zu tun, was ihm gefallen könne. Man sagt ihnen dann, daß ihre Vorfahren, die dies alles aus den Händen des großen Geistes empfingen und im Genusse desselben lebten, gewußt haben müßten, was jenem guten Wesen am wohlgefälligsten sei, und auf welche Weise die Gunst desselben am sichersten erlangt werden könne, und man weist sie an, bei denen, die dies alles wissen, Belehrung zu suchen, von ihnen anzunehmen und sie wegen der Weisheit und Kenntnisse, welche sie besitzen, zu ehren.

Dies erweckt bei den Kindern ein lebhaftes Gefühl von Achtung für die Bejahrten und ein ernstliches Verlangen, ihrem Rat und Beispiel zu folgen. Ihr jugendlicher Ehrgeiz wird ferner gereizt, indem man ihnen sagt, daß sie mehr wären als alle übrigen Geschöpfe und Gewalt über sie haben sollten; man gibt sich viele Mühe, ihnen dies Gefühl recht frühzeitig einzupflanzen, und es wird auch in der Tat das leitende Prinzip ihres folgenden Lebens, denn man spart keine Mühe, ihnen einzuprägen, daß sie durch die Befolgung des Rates des am meisten bewunderten und gepriesenen Jägers, Fallenstellers oder Kriegers in der Folge eben den Grad des Ruhms, der diesem zuteil geworden, auch erreichen würden; — daß, wenn sie sich nach den Ratschlägen der Bejahrten, der Oberhäupter und der vorzüglichsten Weisen richteten, sie künftig auch einmal zur Ehre ge-

langen und zu den weisen Männern gerechnet werden könnten, welches ein ehrenvoller Titel ist, der keinen Indianer gleichgültig läßt. Man sagt ihnen endlich, daß, wenn sie die Schwachen und Bejahrten ehren, gütig und dienstfertig gegen sie sind, sie einst auch auf gleiche Weise werden behandelt werden, wenn die Reihe an sie kommen werde, die Schwäche des Alters zu fühlen.

Wenn man glaubt, daß diese erste und wichtigste Lektion den Gemütern der Kinder hinlänglich eingeprägt worden sei, so gehen die Eltern weiter, ihnen ein Gefühl von dem Unterschied zwischen gut und böse beizubringen. Sie sagen ihnen, es gäbe gute und böse Handlungen, und es stände bei ihnen, sowohl jene als diese auszuüben oder vorzunehmen. Daß gute Handlungen dem guten Geist, der ihnen das Leben gab, wohlgefallen, daß hingegen alles, was böse ist, von dem bösen Geist herkomme, der ihnen gar nichts gegeben habe und ihnen auch nichts Gutes geben könne, weil nichts der Art sich bei ihm finde, und der ihnen deswegen das Gute, was sie von dem guten Geist empfangen hätten, beneide, und daß er überhaupt weit unter diesem stehe.

Diese vorbereitende Lektion, wenn man es so nennen darf, erregt nun ganz natürlich den Wunsch, zu erfahren, was gut und was böse sei. Dies lehrt der Vater dem Kinde nach seiner eigenen Weise, auf welche er selbst von seinen Eltern belehrt wurde. Es ist keine Lektion für eine Stunde oder einen Tag, sondern vielmehr eine lange Folgenreihe von mehr praktischen als theoretischen Belehrungen, — eine Lektion, welche nicht zu bestimmten Zeiten des Tages wiederholt, sondern welche dem Kinde gezeigt, vorgehalten und begreiflich gemacht wird, und zwar nicht nur von denen, die unmittelbar die Aufsicht über dasselbe führen, sondern von der ganzen Gemeinde, die überhaupt insgesamt und gleichmäßig an der Leitung, welches das aufwachsende Geschlecht bekommt, Anteil nimmt.

Wenn dieser Unterricht in der Form bestimmter Vorschriften erteilt wird, so muß man nicht denken, daß dies in einem gebieterischen, abschreckenden Tone geschähe, im Gegenteil geschieht es auf die sanfteste und einnehmendste Weise. Auch wird das väterliche Ansehen niemals durch harte Zwangsmittel gehandhabt. Keine Peitschen, keine Züchtigungen noch selbst Drohungen dienen jemals, um einem Befehl Nachdruck zu geben oder Gehorsam zu erzwingen. Der Stolz des Kindes ist das Gefühl, an welches man sich hält und welches auch beinahe in jedem Fall das Beabsichtigte bewirkt. Ein Vater braucht nur in Gegenwart seiner Kinder zu sagen: „Ich wünsche dies ausgerichtet zu haben.“ „Ich wünsche, daß eins von meinen Kindern in dieser Angelegenheit für mich ausginge.“ „Laß doch sehen, welches das gute Kind ist, das es tun will!“ Das Wörtchen „gut“ wirkt sozusagen mit Zauberkraft, und die Kinder wetteifern sogleich miteinander, um den Wünschen ihres Vaters zu entsprechen.

Wenn ein Vater einen alten abgelebten Mann oder eine alte Frau, von einem Kinde geführt, vorbeigehen sieht, so pflegt er die

Aufmerksamkeit seiner eigenen Kinder darauf hinzurichten, indem er sagt: „Was für ein gutes Kind muß das sein, welches dem Alter so große Aufmerksamkeit beweist! Das Kind da denkt wirklich an die Zeit, wo es auch zu den Alten gehören wird!“ Oder er sagt auch: „Möge der große Geist, der dies sieht, diesem guten Kinde ein langes Leben schenken!“

Bei dieser Art der Erziehung werden, wie ich schon gesagt habe, die Eltern von der ganzen Gemeinde unterstützt. Wenn ein Kind von seines Vaters Hause ausgeschickt wird, um einer bejahrten Person eine Schüssel Essen zu bringen, so werden alle im Hause dasselbe einstimmig ein gutes Kind nennen. Sie werden fragen: „Wem gehört dies Kind?“ und wenn sie es vernehmen, ausrufen: „Ei, hat der Tortoise oder der kleine Bär (wie denn des Vaters Name sein möge) ein so gutes Kind.“ Sieht man ein Kind, welches eine alte, abgelebte Person führt, durch die Straße gehen, so werden alle Dorfbewohner, so daß es von ihm gehört werden kann, und um die andern etwa gegenwärtigen Kinder zu ermuntern, ein Beispiel hieran zu nehmen, einer dem andern zurufen, hinzusehen und zu bemerken, was für ein gutes Kind dies sein müsse. Und so befolgt man allgemein diese Weise, die Kinder über das, was für sie gut, anständig und ehrenvoll ist, zu belehren.

Wenn dagegen ein Kind etwas Böses begangen hat, wird der Vater zu ihm sagen: „Ach, wie schmerzt es mich, daß mein Kind diese böse Tat begangen hat. Ich hoffe, es wird nie wieder geschehen!“ Das wirkt gewöhnlich, zumal, wenn es in Gegenwart anderer gesagt wird. Die ganze Anlage der Erziehung bei den Indianern ist mehr darauf gerichtet, den Geist zu erheben, als ihn niederzudrücken, und auf solche Weise entschlossene Jäger und furchtlose Krieger zu bilden.

Wenn daher ein Bursche sein erstes Stück Wild erlegt hat, etwa einen Hirsch oder einen Bären, so werden Eltern, die erwachsene Söhne haben, nicht ermangeln, in Gegenwart ihrer Kinder zu irgend jemand zu sagen: „Der Bursche muß den älteren Jägern recht aufmerksam zugehört haben, denn, wiewohl er noch jung ist, hat er doch schon einen Beweis gegeben, daß er selbst einmal ein guter Jäger werden wird.“ Wenn aber auf der andern Seite ein junger Mann keinen solchen Beweis gibt, so wird man ihm sagen: „Er hat die Gespräche der Älteren nicht gemerkt.“

Diese Art, Unterricht zu erteilen, ist, wie ich glaube, bei allen Indianernationen üblich. Sie ist es wenigstens bei allen denen, mit welchen ich bekannt geworden bin, und legt den Grund zu der freiwilligen Unterwerfung unter den Willen ihrer Oberhäupter, wodurch sie sich so sehr auszeichnen. So hat sich denn Jahrhunderte hindurch, ohne Erschütterungen und ohne bürgerliche Uneinigkeit diese hergebrachte Regierung erhalten, von welcher Erscheinung sich vielleicht kein ähnliches Beispiel in der Welt findet; denn es ist eine Regierungsverfassung, in welcher es keine positiven Gesetze gibt, sondern bloß seit langer Zeit eingeführte Sitten und Gewohnheiten; keinen Kodex der

Rechtswissenschaft, sondern nur die Erfahrung früherer Zeiten, keine Gerichtspersonen, sondern nur Ratgeber, denen indessen das Volk unbedingten und willigen Gehorsam beweist, — wo das Alter Rang gibt, Weisheit, Einfluß verschafft und sittliche Güte, Ansprüche auf allgemeine Achtung zusichert. Dies alles scheint durch das einfache Mittel einer vortrefflichen Erziehungsmethode bewirkt zu werden, durch welche eine starke Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten, Ehrfurcht für das Alter und Liebe zu Tugenden dem Gemüte der Jugend unauslöschlich eingeprägt werden, so daß diese Eindrücke immer mehr Stärke bekommen in dem Verlaufe der Zeit und bei ihrem Fortgange durch die aufeinanderfolgenden Generationen.

Das heilige Fest der Mandan.

Nach G. Catlin*) (1840).

Die berühmte und häufig erwähnte jährliche religiöse Zeremonie der Mandan, welche vier Tage währt, fand zur Zeit meiner Anwesenheit bei diesem Stamme statt, und ich war glücklicherweise im stande, ihr beizuwohnen und ihre Bedeutung größtenteils zu verstehen. Dies war mehr, als ich erwarten durfte, denn es ist wohl bis jetzt niemals einem weißen Manne gestattet worden, sich während dieser höchst merkwürdigen und schrecklichen Szenen in der Medizinhütte aufzuhalten.

Ich hatte den Medizinmann, der bei dieser Gelegenheit hoher Priester oder Leiter der Zeremonien war und der mich zum Doktor oder weißen Medizinmaler (Te-ho-pih-nih-wasch-i-waska-puska) weihte, gemalt. An dem Morgen, als die großen Vorbereitungen zu den Mysterien begannen, führte er mich am Arme in die Medizinhütte, wohin mich ein hier anwesender Herr Kipp mit seinen beiden Schreibern begleitete. Während dieser vier Tage kehrten wir bei Sonnenuntergang in unser Wigwam zurück und begaben uns am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang wieder in die Medizinhütte.

Während dieser Zeit habe ich viele getreue Zeichnungen in mein Skizzenbuch eingetragen und zahlreiche Bemerkungen nach der Erklärung des Dolmetsch niedergeschrieben. Nach der Beendigung dieser furchtbaren Szenen habe ich alles, was ich gesehen, auf Leinwand übertragen und auf diese Weise vier Gemälde angefertigt, deren jedes die Vorgänge eines Tages darstellt. Die Genauigkeit derselben haben meine Begleiter auf der Rückseite der Gemälde bescheinigt.

*) „Die Indianer Nordamerikas und die während eines achtjährigen Aufenthaltes unter den wildesten ihrer Stämme erlebten Abenteuer und Schicksale." Brüssel 1851. — Die Mandan sind nicht die kulturreichsten Stämme des Missisippibeckens gewesen, aber die hier geschilderten Zeremonien lassen uns ahnen, daß ein höheres Verständnis für das Menschentum im Rahmen der Natur aufgegangen ist. Das Grauenvolle in den Schilderungen der Marter darf uns nicht vergessen lassen, daß eine solche Fähigkeit zu ertragen eine ernste Volkserziehung und ein hohes Mannesbewußtsein voraussetzt. —

Ich schaudere bei der bloßen Erinnerung an diese gräßlichen Szenen und am liebsten möchte ich unterlassen, sie hier zu beschreiben. Ich trat in die Medizinhütte wie in eine Kirche und erwartete zwar etwas Außerordentliches und Auffallendes zu sehen, doch immer in der Form eines Gottesdienstes; allein es flößte mir Entsetzen ein, das Innere ihres Gotteshauses in ein Schlachthaus verwandelt und den Boden desselben mit dem Blute der fanatischen Gläubigen bedeckt zu sehen und Szenen dort zu erleben, welche womöglich die Greuel der Inquisition noch übertreffen.

Die religiöse Zeremonie der Mandan, wie man dies Fest mit Recht nennen muß, wird einmal jährlich in der Medizinhütte zu verschiedenen Zwecken gefeiert, wie wir sogleich sehen werden.

Die Mandan glauben an einen großen (guten) Geist und an einen bösen Geist. Der letztere soll lange vor dem ersteren gelebt haben und viel mächtiger sein. Sie glauben auch an eine Fortdauer nach dem Tode, an einen künftigen Zustand der Belohnung der Tugend und der Bestrafung des Lasters und (wie alle andern Stämme, die ich besuchte) daß diese Strafen nicht ewig dauern, sondern nach Maßgabe ihrer Sünden eingerichtet seien.

Da diese Völker in einem Klima leben, in welchem sie von der Strenge des Winters leiden, so haben sie natürlich unsere Ideen von Himmel und Hölle umgekehrt. Die letztere beschreiben sie als ein Land, sehr weit gegen Norden gelegen, von ödem und schrecklichem Ansehen und mit ewigem Eise und Schnee bedeckt. Die Qualen desselben schildern sie als höchst martervoll, während sie den Himmel in ein wärmeres und schöneres Klima versetzen, wo man beständig die ausgesuchtesten Freuden genießt und Überfluß an Büffeln und anderen Annehmlichkeiten des Lebens findet. Sie glauben, der große oder gute Geist wohne in der Hölle, um die Qualen derjenigen, die ihn beleidigten, durch seine Gegenwart noch zu vermehren und zugleich darüber zu wachen, daß ihnen die gebührenden Strafen auferlegt werden. Den bösen Geist dagegen versetzen sie in das Paradies, wo er fortfährt, die Seligen in Versuchung zu führen. Die, welche in das Land der Strafe versetzt worden sind, werden dort eine der Größe ihrer Sünden angemessene Zeit gequält, dann aber in das Land der Seligen versetzt, wo sie wiederum den Versuchungen des bösen Geistes ausgesetzt und für ihre neuen Sünden verantwortlich bleiben.

Dies ist das religiöse Glaubensbekenntnis der Mandan, und um den guten und den bösen Geist zu versöhnen und sich den Eintritt in die himmlischen Gefilde oder die schönen Jagdgebiete zu sichern, unterwerfen sich die jungen Leute den fürchterlichen Martern, die weiter unten beschrieben werden sollen.

Es sind indes noch drei andere Zwecke, weshalb diese religiösen Zeremonien gefeiert werden, nämlich:

erstens zur Erinnerung an die Befreiung von der großen Wasserflut, die sie Mih-nih-ro-ka-ha-scha (das Sinken der Gewässer) nennen;

zweitens, um den Stiertanz (Bel-lohk-na-pic) zu tanzen, von

dessen strenger Beobachtung, wie sie glauben, die Anzahl der Büffel abhängt, welche ihnen Nahrung liefern;

und drittens, um die jungen Leute des Stammes, welche das Alter der Mannbarkeit erreicht haben, durch Fasten und Martern einer strengen Prüfung zu unterwerfen, damit sie ihre Muskeln stärken und sich zu den härtesten Entbehrungen vorbereiten. Die Häuptlinge wohnen diesen Prüfungen bei, um zu entscheiden, wer von den jungen Leuten die größte körperliche Stärke besitzt und die größten Entbehrungen und Leiden, die so oft das Los des indianischen Kriegers sind, zu ertragen vermag und daher am meisten dazu geeignet ist, eine Kriegspartei anzuführen.

Dieser letzte Teil ist so gräßlich und empörend, daß die Beschreibung desselben ganz unterlassen würde, wenn er nicht einen wesentlichen Teil des Ganzen bildete und der zivilisierten Welt ganz unbekannt wäre.

Der Stiertanz und mehrere andere Teile dieser Zeremonie sind äußerst grotesk und belustigend, und derjenige Teil desselben, welcher sich auf die große Flut bezieht, ist harmlos und sehr interessant.

Im Mittelpunkte des Dorfes der Mandan befindet sich ein freier, runder Platz von 150 Fuß im Durchmesser, der für alle öffentlichen Feste, Aufzüge usw. stets rein gehalten wird. Um diesen Platz stehen die Wigwams so nahe aneinander als möglich, und sämtlich mit den Türen nach diesem Platze hin gerichtet. In der Mitte dieses Platzes, welcher so fest ist wie gepflastert, steht ein hölzerner Zylinder, ähnlich einem aufrecht stehenden Oxhoft, acht bis neun Fuß hoch, welchen sie von Jahr zu Jahr sorgfältig erhalten und das „große Kanu" nennen. Es ist dies unstreitig eine symbolische Darstellung eines Teiles ihrer traditionellen Geschichte der großen Flut, die sie auf irgend eine Weise erhalten haben und nun in der Erinnerung der ganzen Nation zu bewahren suchen. Dies Kanu ist, als der Mittelpunkt des Dorfes, der Versammlungsort des ganzen Stammes, und sie beweisen demselben bei den verschiedenen Festen und religiösen Gebräuchen ihre Verehrung. Auch bei dem Feste, welches ich hier beschreiben werde, bildete es des öftern den Mittelpunkt der Mysterien und Grausamkeiten, weshalb es nötig ist, seine Bedeutung zu kennen.

Die religiöse Zeremonie der Mandan beginnt nicht an einem bestimmten Tage im Jahre (denn sie kennen nicht die Einteilung der Tage oder Wochen), sondern dann, wenn die Weiden am Ufer des Flusses in vollem Laube stehen; denn nach ihren Überlieferungen „war der Zweig, den der Vogel mit nach Hause brachte, ein Weidenzweig mit vollständigen Blättern". Der hier erwähnte Vogel ist die trauernde oder Turteltaube, die sie mir oft zeigten, wenn sie sich bei den Hütten ihr Futter suchte. Sie ist ein großer Medizinvogel und darf daher weder getötet noch überhaupt belästigt werden, und selbst die Hunde sind so abgerichtet, daß sie dieselbe nicht stören.

An dem Morgen, an welchem diese sonderbaren Zeremonien begannen, saß ich mit Herrn Kipp beim Frühstück, als wir bei Sonnen-

aufgang plötzlich das Geschrei der Frauen und das Bellen und Heulen der Hunde hörten, als ob der Feind das Dorf stürmte. „Nun geht es los!" rief mein Wirt, indem er aufsprang, „die große Zeremonie hat begonnen. Legen Sie Messer und Gabel weg, nehmen Sie schnell Ihr Skizzenbuch, damit nichts verloren geht, denn der Anfang der Zeremonie ist ebenso eigentümlich, wie das Ganze." Ich nahm sogleich mein Skizzenbuch und eilte nach der Medizinhütte. Gruppen von Frauen und Kindern standen auf den Dächern der Wigwams und alle schrien und schauten westwärts nach den Prärien, wo man in der Entfernung einer englischen Meile einen Menschen erblickte, der einen Hügel herabkam und gerade auf das Dorf zuging.

Die ganze Gemeinde nahm jetzt an dem Lärmen teil. Die Bogen wurden gespannt und ihre Elastizität geprüft, die Pferde auf der Prärie eingefangen und in das Dorf getrieben, die Krieger schwärzten das Gesicht, legten den Hunden Maulkörbe an und bereiteten alles wie zu einem Kampfe vor.

Während dieses betäubenden Lärmes und der allgemeinen Verwirrung nähert sich jener Mensch mit langsamem Schritte und in gerader Linie dem Dorfe. Aller Augen sind auf ihn gerichtet, bis er endlich das Dorf erreicht und sich nach dem Mittelpunkte desselben begibt, wo alle Häuptlinge und Tapferen zu seinem Empfange bereit stehen, ihm herzlich wie einem alten Bekannten die Hände reichen und seinen Namen „Numank-Machana" (der erste oder einzige Mensch) aussprechen. Dieser Mensch, dessen Körper mit weißem Ton bemalt ist, so daß er in der Entfernung einem weißen Menschen gleicht, trägt einen Mantel von vier weißen Wolfsfellen, der ihm über die Schultern und den Rücken herabhängt, sowie einen prächtigen Kopfputz von zwei Rabenfellen und hält in der linken Hand mit großer Sorgfalt eine Pfeife von ungeheurer Größe. Nach der erwähnten Begrüßung durch die Häuptlinge und Krieger nähert er sich der Medizinhütte, die das ganze Jahr hindurch gewissenhaft verschlossen gehalten wird.

Nachdem er sie geöffnet hat und eingetreten ist, ruft er vier Männer und befiehlt ihnen, sie zu reinigen und zu der Feierlichkeit vorzubereiten. Man bedeckt nun den Boden und die Seitenwände mit grünen Weidenzweigen und mit wildem Salbei und anderen wohlriechenden Kräutern und bringt an mehreren Stellen Gruppen von Menschen- und Büffelschädeln an.

Während dieser Vorbereitungen wandert Numank-Machana durch das Dorf, bleibt vor jeder Hütte stehen und ruft, bis der Besitzer derselben herauskommt und fragt, wer es sei und was es gebe, worauf jener das traurige Ereignis erzählt, welches die Oberfläche der Erde durch das Überströmen der Gewässer betroffen habe. Er sei der einzige Mensch, welcher aus dem allgemeinen Unglück gerettet worden sei; er sei mit seinem großen Kanu auf einem hohen Berge im Westen gelandet, wo er jetzt wohne. Er sei gekommen, die Medizinhütte zu öffnen, wozu er eines schneidenden Werkzeuges von jedem Hüttenbesitzer bedürfe, damit er es dem Wasser opfere. Geschehe dies nicht,

so werde eine neue Flut kommen, und niemand werde gerettet werden, denn mit solchen Werkzeugen sei das große Kanu gebaut worden.

Nachdem er den Tag über jedes Wigwam des Dorfes besucht und überall ein Beil, ein Messer usw. erhalten hat, kehrt er in die Medizinhütte zurück und legt die Geschenke dort nieder, wo sie bleiben, bis sie am vierten Tag nachmittags in Gegenwart der ganzen Bevölkerung von einem dreißig Fuß hohen Ufer an einer sehr tiefen Stelle (unstreitig als ein dem Wassergeist gebrachtes Opfer) in den Fluß geworfen werden. Dort können sie niemals wieder herausgeholt werden.

Niemand weiß, wo „der erste Mensch" in dieser Nacht schläft, und jedermann, jung und alt, Hunde und überhaupt alle lebenden Wesen bleiben in den Hütten, und im ganzen Dorfe herrscht eine Totenstille. Am nächsten Morgen erscheint er indes wieder und begibt sich in die Medizinhüttte. Ihm folgen nach indianischer Weise einer nach dem andern, etwa fünfzig junge Leute, welche sich den Martern unterwerfen wollen. Sie sind fast gänzlich nackt und ihre Körper sind mit verschieden gefärbtem Ton angestrichen, einige rot, andere gelb und noch andere weiß. Jeder trägt in der rechten Hand den Medizinbeutel, am linken Arm den Schild von Büffelhaut, in der linken Hand Bogen und Pfeile und auf dem Rücken den Köcher.

Sobald alle in die Hütte eingetreten sind, hängen sie ihre Waffen und Medizinbeutel an der Wand auf und setzen sich dann, ein jeder unter den seinigen, auf den Boden.

Nachdem nun Numank-Machana in ihrer Mitte für den glücklichen Erfolg seine Pfeife geraucht und sie in einer kurzen Anrede ermahnt hatte, dem großen Geiste zu vertrauen, der sie während der ihnen bevorstehenden harten Prüfung beschützen werde, rief er einen alten Medizinmann in die Hütte, dessen Körper gelb bemalt war und den er zum Leiter der Zeremonie — Kauih-Sächka — ernannte, indem er ihm die große Medizinpfeife überreichte, von welcher die Macht, alle diese Gebräuche zu verrichten, abhängt.

Sobald Numank-Machana dem Medizinmann die Pfeife übergeben hatte, reichte er ihm die Hand, sagte ihm Lebewohl und fügte hinzu, daß er nun wieder in die Gebirge im Westen zurückkehre, von wo er nach einem Jahre wiederkommen werde, um die Hütte zu öffnen. Er ging sodann aus der Hütte und in das Dorf, nahm auf dieselbe Weise von den Häuptlingen Abschied und verschwand bald hinter den Hügeln, von denen er herabgekommen war.

Der von Numank-Machana ernannte Leiter der Zeremonien hatte nun die Verpflichtung, mit der Medizinalpfeife in der Hand bei einem kleinen Feuer zu liegen, von Zeit zu Zeit den großen Geist anzurufen und die jungen Leute zu bewachen, damit sie weder die Hütte verlassen, noch mit dem außerhalb befindlichen Volke irgendwelchen Verkehr haben und während vier Tage und Nächte weder essen, trinken, noch schlafen sollten. So mußten sich diese auf die Martern vorbereiten, welche sie am vierten Tage zu erdulden haben.

Ich stand früh am Morgen mit meinen Begleitern vor der Me-

dizinhütte und suchte womöglich einen Blick in das Innere zu werfen, als der Zeremonienmeister heraustrat, mich beim Arme nahm und durch ein acht bis zehn Fuß langes Vorzimmer, welches eine doppelte Tür hatte, vor der zwei Wachen mit Lanzen oder Kriegskeulen in der Hand standen, in das Allerheiligste einführte. Ich gab meinen beiden Gefährten einen Wink, und meine Medizin war so mächtig, daß man sie ruhig mit eintreten ließ und uns sämtlich auf erhöhte Sitze führte, die der Medizinmann für uns errichtete. Von hier aus konnten wir bequem alles sehen, was in der Hütte vorging, und hier blieben wir an jedem der vier Tage vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne.

Außer den bisher angegebenen Gegenständen befanden sich in der Hütte noch Menschen- und Büffelschädel in sonderbarer, aber regelmäßiger Weise in zwei Gruppen aufgestellt, und zwischen diesen stand ein kleines, zierliches, etwa fünf Fuß hohes Gerüst von vier gabelförmigen Weidenruten von der Stärke eines Ladestockes, welche vier bis fünf Fuß voneinander in dem Boden steckten und vier gleich starke Ruten trugen, auf welchen noch dünnere Ruten der Quere nach gelegt waren. Oben in der Mitte dieses Gerüstes lag ein kleiner Gegenstand, den ich von meinem etwa dreißig Schritte entfernten Sitze nicht genau erkennen konnte. Ich versuchte es, mich demselben zu nähern, wurde aber gleich durch ein allgemeines „St!“ zurückgewiesen. Ich bezähmte daher meine Neugier und erfuhr später, daß dieser geheimnisvolle Gegenstand so heilig und seine Mysterien so wichtig seien, daß außer dem Medizinmanne niemand, selbst nicht einmal die jungen Männer, welche die Prüfung bestehen wollen, sich demselben nähern oder erfahren durften, was es sei.

Dieser kleine geheimnisvolle Gegenstand hatte, von meinem Sitze aus betrachtet, das Ansehen einer kleinen Schildkröte oder eines Frosches, der auf dem Rücken liegt, Kopf und Beine von sich streckt, mit sehr feinen roten, blauen und gelben Bändern umwickelt und noch auf andere Weise verziert ist. Aus der Ehrfurcht, welche alle dem sonderbaren Ding bezeigten, geht so viel hervor, daß es der eigentliche Mittelpunkt der Mysterien, das Allerheiligste war, welches dem Feste die Weihe verlieh. Aber so viele Mühe ich mir auch später gab, um zu erfahren, was es eigentlich sei, so erhielt ich doch stets nur die Antwort, es sei „große Medizin“ und „es könne nicht gesagt werden“. Ich suchte daher meine Neugier zu bezähmen, denn ich sah ein, daß ich erst noch einige höhere Grade würde erlangen müssen, bevor ich in alle indianischen Mysterien eingeweiht werden könne. Vielleicht ist dies so wunderbar erscheinende Ding nichts weiter, als ein Bündel von Bändern und andern Kleinigkeiten, welches irgend einen Geist oder Wesen vorstellt, dem sie große Verehrung bezeugen, und sie weisen vielleicht nur deshalb jede nähere Auskunft darüber mit den Worten „es ist große Medizin“ zurück, weil sie nichts zu sagen haben.

Unter dem oben beschriebenen Gerüste lagen auf dem Fußboden der Hütte ein Messer und mehrere hölzerne Stäbchen, welche bei den weiterhin zu beschreibenden Martern benutzt werden. Von der Decke

der Hütte hingen eine Anzahl Stricke von rohem Leder herab, woran die jungen Männer, welche sich den Martern unterziehen, in die Höhe gezogen werden.

Außerdem lagen auf dem Boden noch vier hochverehrte und sehr wichtige Gegenstände, nämlich Säcke (Ih-tih-ka), deren jeder zwölf bis fünfzehn Quart (ein Quart ist etwa ein Liter) Wasser enthält. Sie sind von der Halshaut eines Büffels gemacht und haben die Gestalt einer großen Schildkröte, deren Schwanz durch Adlerfedern dargestellt wird. Auf jedem derselben lag eine Art Trommelstock, womit während eines späteren Teiles der Zeremonien die Medizinmänner auf die Ledersäcke schlagen. Über diesen lagen noch zwei andere Gegenstände von gleicher Wichtigkeit, nämlich Rasseln (Ih-nä-dih) in der Form einer Kürbisschale, ebenfalls von Leder und gleich den vorigen zur Begleitung der Tänze usw. gebraucht.

Die oben erwähnten Säcke haben ein sehr altes Aussehen, und nachdem alles vorüber war, sagte mir mein Gönner, der Medizinmann, auf meine Frage, daß „diese vier Schildkröten Wasser aus den vier Weltgegenden enthielten und daß dies Wasser seit dem Sinken der großen Flut sich darin befinde!“ Ich hielt es für angemessen, keinen Zweifel dagegen zu äußern, und konnte daher auch nicht erfahren, wie oft und bei welchen Gelegenheiten das Wasser erneuert worden sei.

Ich ließ durch meinen Freund Kipp mehrmals einen bedeutenden Preis für einen dieser sonderbaren Gegenstände bieten, erhielt aber zur Antwort, daß diese und alle andern bei den Zeremonien gebrauchten Dinge Gemeingut und Medizin, daher unter keiner Bedingung zu verkaufen seien. Ich war folglich auf meinen Pinsel beschränkt, und selbst dies betrachteten sie mit Mißtrauen und als eine Entweihung.

So war das Innere der Medizinhütte an den ersten drei Tagen und während eines Teiles des vierten.

Während der ersten drei Tage dieses feierlichen Konklave finden auf dem freien Platze in der Mitte des Dorfes vor der Medizinhütte noch andere merkwürdige Gebräuche statt, von denen der Stiertanz, wie oben bemerkt, einen Hauptteil des Festes bildet und von dessen strenger Beobachtung die Ankunft der Büffel abhängt. Dieser Tanz wird am ersten Tage viermal, am zweiten achtmal, am dritten zwölfmal und am vierten sechzehnmal um „das große Kanu“ getanzt.

Die Hauptpersonen bei diesem Tanze waren acht ganz nackte Männer, welche eine ganze Büffelhaut, mit Hörnern, Hufen und Schwanz, über den Rücken gehängt hatten und mit vorn übergebeugtem Körper alle Bewegungen der Büffel nachzuahmen suchten. Sie waren auf die wunderlichste und alle auf ähnliche Weise bemalt. Beine, Körper und Gesicht waren mit roter, schwarzer oder weißer Farbe bedeckt, um die Knöchel trug jeder einen Kranz von Büffelhaaren, in der rechten Hand eine Rassel, in der linken einen dünnen weißen Stab von sechs Fuß Länge und auf dem Rücken ein Bündel grüner Weidenzweige von der Größe eines Bundes Stroh. Diese acht Männer stellten sich in vier Paaren um das große Kanu, indem sie die vier Welt-

gegenden (Nord, Ost, West, Süd) darstellten, und zwischen jeder Gruppe stand mit dem Rücken gegen das Kanu ein anderer Mann, welcher an demselben Tanze teilnahm, in der einen Hand einen ähnlichen weißen Stab und in der andern eine Rassel trug. Die Körper dieser vier jungen Männer waren ganz nackt bis auf einen hübschen Gürtel (Kwarz-Kwad) und Kopfputz von Adlerfedern und Hermelin. Zwei von diesen Personen waren mit einer Mischung von pulverisierter Holzkohle und Fett ganz schwarz bemalt. Sie wurden „das Firmament" oder „die Nacht", die zahlreichen weißen Flecke an ihrem Körper „die Sterne" genannt. Zwei andere, welche sich ganz rot angestrichen hatten, stellten den Tag vor, und die roten Streifen, welche vom Kopf bis zu den Füßen über den ganzen Körper hinliefen, waren „die Geister, welche die Morgenstrahlen vertreiben".

Diese zwölf Personen nehmen allein an dem Tanze wirklich teil, der stets genau auf dieselbe Weise ohne die mindeste Veränderung wiederholt wird. Außerdem treten jedoch bei diesem sonderbaren und lächerlichen Schauspiele noch eine Anzahl Gestalten auf, deren Verrichtungen ich zu erklären versuchen will, so gut ich es vermag.

Dieses merkwürdige Schauspiel findet in Gegenwart sämtlicher Bewohner statt, die teils auf den Dächern der Wigwams, teils auf der Erde demselben zuschauen, während die jungen Leute, wie oben beschrieben, in der Medizinhütte fasten. Am ersten Tage wird der Stiertanz einmal für jede Weltgegend getanzt, und der Medizinmann raucht seine Pfeife nach diesen Richtungen hin. Am zweiten Tage geschieht dies zweimal, am dritten dreimal und am vierten viermal für jeden der genannten Punkte. Die Tänzer und die übrigen Teilnehmer versammeln sich, wenn der Zeremonienmeister mit der Medizinpfeife in der Hand aus der Mitte hervortanzt, wobei er höchst kläglich singt oder schreit, bis er das große Kanu erreicht hat, an das er sich lehnt und zu schreien fortfährt. In diesem Augenblicke gehen vier sehr alt und patriarchalisch aussehende Männer, welche rot bemalt sind und die vier Seiten der Hütte bewachen, in dieselbe hinein, holen die vier Wassersäcke und legen sie neben das große Kanu, setzen sich auf die Erde und fangen an, dieselben mit den Trommelstöcken zu schlagen. Andere schwingen und schütteln die Jh-nä-dihs oder Rasseln, während alle ihre Stimmen so laut als möglich erheben, was die Musik zu dem Stiertanze bildet, der nun beginnt und 15 Minuten oder auch länger ohne Unterbrechung fortwährt. Wenn die Musik und der Tanz aufhören, was stets ganz gleichzeitig geschieht, so erheben sämtliche Zuschauer ein betäubendes Beifallsgeschrei, der Zeremonienmeister tanzt in die Medizinhütte zurück, die alten Männer nehmen ihre frühere Stellung wieder ein, die Wassersäcke werden an ihren Ort wieder zurückgebracht, und alles bleibt wie vor dem Tanze, bis derselbe von neuem beginnt.

Die Nebenfiguren, welche an diesem großartigen Schauspiele teilnehmen, sind zahlreich und verdienen eine nähere Beschreibung. Neben dem großen Kanu sieht man zwei Männer, welche die Haut eines

grauen Bären (Mato) als Maske übergeworfen haben, beständig brummen, alles vor sich zu verschlingen und die religiöse Handlung zu stören drohen. Um sie zu besänftigen, stellen die Frauen Schüsseln mit Fleisch vor sie hin, die aber sogleich von zwei anderen, die den Körper schwarz, den Kopf weiß bemalt haben und weißköpfige Adler (Pattakä) vorstellen, ergriffen und in die Prärie getragen werden. Dort werden diese beiden Männer von mehr als hundert nackten Knaben verfolgt, die den Körper gelb und den Kopf weiß angestrichen haben und Cabris oder Antilopen vorstellen. Sie entreißen zuletzt den Adlern die Speisen und verzehren sie.

In der Zeit zwischen diesen Tänzen begeben sich alle Teilnehmer, mit Ausnahme derjenigen aus der Medizinhütte, in ein daneben befindliches Wigwam, das bei dieser Gelegenheit auch als ein heiliger Ort betrachtet wird und nur für die genannten Personen bestimmt ist, damit sich jene dort ausruhen und schmücken.

Die alten Männer, welche die Wassersäcke schlagen, fahren auch in der Zeit zwischen den Tänzen fort, den großen Geist anzuflehen, daß er ihnen Büffel sende, damit sie während des Jahres zu leben hätten. Auch suchen sie den jungen Leuten in der Medizinhütte Mut einzuflößen, indem sie ihnen erzählen, „daß der große Geist sie erhört habe — daß ihre Frauen und Kinder den Mund des grauen Bären halten können — daß sie täglich Ochkih-Häddäh (den bösen Geist) angerufen — daß sie ihn noch jetzt aufforderten zu kommen, daß er aber noch nicht gewagt habe, zu erscheinen."

Aber an dem vierten Tage um Mittag, bei dem letzten Tanze, als die Fröhlichkeit den höchsten Grad erreicht hatte, erschallte plötzlich von den Dächern der Hütte ein Schrei. Männer und Frauen schienen von Angst und Schrecken ergriffen und richteten ihre Blicke westwärts nach dem eine englische Meile entfernten Präriehügel, von welchem ein Mann herabstieg und mit schnellen Schritten, jedoch nicht in gerader Linie, sondern hin- und herlaufend wie ein Knabe, der einen Schmetterling verfolgt, auf das Dorf zueilte. Als er die Pallisaden erreicht hatte, konnte man erkennen, daß er ganz nackt und mit gestoßener Kohle und Bärenfett schwarz wie ein Neger angestrichen war. An verschiedenen Teilen des Körpers hatte er weiße Ringe von etwa einem Zoll Durchmesser und am Munde ein furchtbares Gebiß wie Hundezähne. Als er durch das Dorf eilte und in die meist aus Frauen bestehende erschrockene Gruppe eindrang, stieß er ein furchtbares Geschrei aus.

In seinen beiden Händen trug dieser Teufel einen acht bis neun Fuß langen Stab, an dessen Ende sich eine rote Kugel befand, welche er auf der Erde vor sich her schob. Alle, mit Ausnahme der Tanzenden, blickten auf ihn. Er stürzte auf die Frauen los, die laut um Hilfe riefen, und, indem sie zu entfliehen suchten, übereinander fielen. In diesem Augenblick des allgemeinen Schreckens trat plötzlich eine vollständige Totenstille ein. Der alte Zeremonienmeister verließ nämlich seine Stellung an dem großen Kanu, hielt seine Medizinpfeife dem

bösen Geist entgegen und zwang ihn dadurch, unbeweglich stehen zu bleiben. Dies gab den Frauen Gelegenheit, aus seinem Bereich zu kommen, und als sie sich außer Gefahr sahen, verschwand ihre Furcht sehr bald, und sie brachen in ein ungeheures Gelächter und Beifallsgeschrei aus über die plötzliche Besiegung des bösen Geistes und die lächerliche Stellung, welche er einnahm. Der alte Mann stand dicht neben dem bösen Geiste und schaute ihm fest ins Gesicht, während die Medizinpfeife Seine Satanische Majestät festgebannt hielt und alle Kräfte des Zauberstabes vernichtete.

Als die übrigen Kräfte der Medizinpfeife, von welcher alle diese jährlichen Mysterien abhängen, hinreichend dargetan und anerkannt waren und die Frauen Zeit gehabt hatten, sich außerhalb des Bereiches des teuflischen Ungeheuers zu entfernen, wurde die Pfeife allmählich von dem bösen Geiste zurückgezogen, welcher froh zu sein schien, daß er den Gebrauch seiner Füße wiedererhielt und seine unbequeme und wirklich lächerliche Stellung verlassen konnte.

Nachdem er nun noch etwa eine halbe Stunde zur großen Belustigung der Zuschauer von Menschen und Tieren hin- und hergestoßen war, schien er äußerst erschöpft zu sein und sich ängstlich umzusehen, wie er wohl auf die beste Weise entwischen könne. In dieser unangenehmen Lage diente er den Frauen, die herbeieilten, um ihn zu quälen, zur Zielscheibe des Spottes. Eine dieser Frauen schlich sich hinter ihn und warf ihm mit beiden Händen gelbe Erde ins Gesicht und auf den Körper, wodurch er, da sein Körper mit Fett bedeckt war, plötzlich ein ganz anderes Aussehen erhielt. Diese Schmach schien ihm sehr zu Herzen zu gehen, denn er fing heftig an zu schreien, worauf die Frauen ihm seinen Stab entrissen, in kleine Stücke zerbrachen und diese nach ihm warfen. Nun war seine Macht dahin, seine Kraft erschöpft. Er drängte sich durch die Menge und schlüpfte zwischen die Pfähle, welche das Dorf auf der Hinterseite umgeben, hindurch, wo ihn mehr als hundert Frauen und Kinder erwarteten, die ihn über eine halbe englische Meile weit mit Stößen und Schlägen verfolgten, bis es ihm endlich gelang, seinen Peinigern zu entfliehen, worauf er hinter den Präriehügeln verschwand, von denen er herabgekommen war.

In diesem Augenblicke erhob das ganze Dorf ein Freudengeschrei, der Stiertanz hörte sogleich auf, und man traf Vorkehrungen zu den Martern, die in der Medizinhütte stattfinden sollten. Der Sinn des Vorhergehenden ist offenbar, daß der böse Geist (Ochkih-Häddäh) bei ihren religiösen Gebräuchen erscheint, um dieselben zu stören, daß er durch die höhere Macht der Medizinpfeife daran verhindert und zuletzt von denen, welchen er Schaden zufügen wollte, mit Schande aus dem Dorfe getrieben wird.

Der Zeremonienmeister und die Musiker kehrten nunmehr in die Medizinhütte zurück, in welche auch mehrere Männer eingelassen wurden, die bei den daselbst stattfindenden Martern tätig sein sollten. Auch die Häuptlinge und die Doktoren begaben sich in die Hütte, um Zeuge der Martern zu sein und zu entscheiden, wer von den jungen

Leuten dieselben mit dem größten Mute ertrage. Die Häuptlinge nahmen auf der einen, die Musiker auf der andern Seite der Hütte Platz und der alte Zeremonienmeister setzte sich zu dem kleinen Feuer in der Mitte der Hütte, wo er so stark rauchte, als er nur immer konnte, damit der große Geist den jungen Leuten gnädig sei. Nachdem nunmehr das kleine Gerüst — das Allerheiligste —, von dem oben die Rede war, hinweggeschafft, die neben demselben auf dem Boden liegenden Menschen- und Büffelschädel an den Pfosten der Hütte aufgehängt waren und zwei Männer, von denen der eine das Skalpiermesser, der andere die hölzernen Stäbchen in der Hand hielt, sich nahe dem Mittelpunkte der Hütte aufgestellt hatten, trat einer der jungen Leute, welche durch anhaltendes Fasten und Wachen während beinahe vier Tagen und vier Nächten schon ganz erschöpft waren, hervor, um sich den Martern zu unterziehen, die in folgender Weise stattfanden:

Der Mann, welcher das Messer hatte, zog auf jeder Schulter oder auf jeder Seite der Brust des jungen Mannes ein Stück Fleisch zwischen Daumen und Zeigefinger in die Höhe, nahm das Messer, welches zuerst auf beiden Seiten geschärft und dann mit einem andern schartig gemacht worden war, damit es um so mehr Schmerzen verursache, und stieß es unter seinen Fingern durch das heraufgezogene Fleisch hindurch, worauf der zweite mit den kleinen Holzstäbchen hinzutrat und einen derselben durch jede Wunde steckte. Es wurden nun von Leuten, welche sich auf der Außenseite der Hütte befanden, zwei Stricke in dieselbe hinabgelassen, an die Stäbchen befestigt und der Gemarterte an denselben soweit in die Höhe gezogen, daß er über dem Boden schwebte, worauf noch an den Armen unterhalb der Schulter, und dem Ellbogen, an den Schenkeln und unter dem Knie ähnliche Einschnitte gemacht und Stäbchen hindurchgesteckt wurden, an die man Schild, Bogen, Köcher und zuweilen noch Büffelschädel mit den Hörnern hing. Oft blieben die Ärmsten jedoch am Boden liegen, bis die ganze Operation, welche etwa fünf bis sechs Minuten währte, vorüber war.

Nun wurden die jungen Leute, während das Blut von ihrem Körper herabströmte, soweit hinaufgezogen, daß die angehängten Gegenstände den Boden nicht mehr berührten, so daß sie oft sechs Fuß über dem Boden schwebten. In diesem Zustande boten sie einen furchtbaren Anblick dar. Die Stäbchen, woran die Stricke befestigt waren, wurden sechs bis acht Zoll herabgezogen, und der Kopf des Gemarterten sank entweder auf die Brust hinab oder hintenüber, je nachdem sie an der Brust oder dem Rücken aufgehängt waren.

Die Standhaftigkeit, womit alle diese Martern ertrugen, grenzt ans Unglaubliche. Keiner von ihnen verzog auch nur eine Miene, als das Messer durch das Fleisch gestoßen wurde, und mehrere, welche bemerkten, daß ich zeichnete, gaben mir zu verstehen, ich möchte ihr Gesicht betrachten. Ich tat dies auch während der ganzen Operation, ohne daß ich etwas anderes wahrgenommen hätte als ein freund-

liches Lächeln, wenn sie mich anblickten, während ich hörte, wie das Messer das Fleisch zerriß und mir unwillkürlich die Tränen in die Augen traten.

Wenn der Gemarterte auf die oben beschriebene Weise an den Stricken schwebt, tritt ein anderer hinzu und bringt ihn mittels einer langen Stange in drehende Bewegung, die allmählich immer schneller wird, wodurch die Schmerzen so vermehrt werden, daß der Unglückliche sie nicht mehr überwinden kann und in den rührendsten Klagetönen den großen Geist anfleht, ihm in dieser Prüfung Kraft zu verleihen, während er zugleich wiederholt, daß das Vertrauen an seinen Schutz unerschütterlich sei. Das Drehen wird nun solange fortgesetzt, bis seine Klagen verstummen und er still und anscheinend leblos dahängt, welches gewöhnlich in zehn oder fünfzehn Minuten geschieht. Nun wird er von seinen Quälern genau beobachtet, die einander zurückhalten, solange sich noch ein Zucken bemerklich macht, damit er nicht eher herabgenommen werde, als bis er, wie sie sagen, „ganz tot ist".

Wenn er sich endlich in diesem Zustande befindet, die Zunge aus dem Munde heraustritt und sein Medizinbeutel, den er in der linken Hand hält, ihm entfallen ist, so wird den auf dem Dache befindlichen Personen durch Anschlagen des Stabes gegen den Strick das Zeichen gegeben, worauf sie ihn langsam und vorsichtig auf den Boden herablassen, wo er nun gleich einer Leiche liegt, jedoch nach ihrem Ausdrucke unter dem Schutze des großen Geistes, der, wie man hofft, ihn beschützen und in den Stand setzen wird, aufzustehen und davonzugehen. Sobald er auf den Boden herabgelassen ist, zieht ihm einer von den Umstehenden die beiden Holzstäbchen aus den Schultern oder der Brust und macht ihn dadurch von den Stricken los, an denen er gehangen hatte. Die übrigen Stäbchen, mit allem, was daran hängt, bleiben jedoch in dem Fleische stecken.

In diesem Zustande liegt er sechs oder acht Minuten, bis er sich stark genug fühlt, allein aufzustehen und hinwegzugehen, denn niemand darf ihm Hilfe leisten, da er hier das Vorrecht genießt, worauf die Mandan den höchsten Wert legen, nämlich in dieser Zeit der größten Gefahr „sein Leben dem Schutze des großen Geistes anzuvertrauen".

Sobald er so viel Kraft wiedererlangt hat, daß er sich auf Händen und Füßen zu erheben vermag, kriecht er mit der ganzen an seinem Körper hängenden Last nach einem andern Teile der Hütte, wo ein anderer Indianer sitzt, der ein Beil in der Hand und einen getrockneten Büffelschädel vor sich liegen hat. Hier erklärt er mit wenigen Worten, daß er den kleinen Finger der linken Hand dem großen Geist zum Opfer bringen wolle, worauf er ihn auf den Büffelschädel legt und der erwähnte Indianer ihn mit einem Hiebe des Beils von der Hand trennt!

Fast alle jungen Leute, welche ich diesen Martern sich unterziehen sah, brachten auf diese Weise den kleinen Finger der linken Hand zum

Opfer. Ja, einige ließen sich unmittelbar darauf, ohne besonders merkliche Bewegung, und nachdem sie wieder einige Worte an den großen Geist gerichtet, auch noch den Zeigefinger derselben Hand abhauen, so daß sie an der linken Hand nur zwei Finger und den Daumen behielten, die hinreichend sind, um den Bogen, die einzige Waffe der linken Hand, zu führen.

Man sollte meinen, hiermit sei die Verstümmelung weit genug getrieben. Allein ich habe mehrere Häuptlinge und bedeutende Männer des Stammes gesehen, die sich bei solchen Gelegenheiten auch den kleinen Finger der rechten Hand hatten abhauen lassen, welches sie für ein weit größeres Opfer halten, als die beiden Finger der linken Hand. Ich sah auch mehrere ihrer berühmtesten Männer, welche durch fünf bis sechs korrespondierende Narben an der Brust, den Armen und Beinen unwiderleglich bewiesen, daß sie sich ebenso oft den beschriebenen Martern unterworfen hatten. Es scheint dies von ihrem freien Willen abzuhängen, und je öfter sie sich dieser Prüfung unterziehen, um so höher werden sie von ihrem Stamme geachtet.

An der verstümmelten Hand wird kein Verband angelegt, noch werden die Adern unterbunden. Auch wird den übrigen Wunden nicht die mindeste Sorgfalt gewidmet, sondern man überläßt es „dem großen Geist, sie zu heilen, der sicherlich Sorge dafür trägt". Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß diese Wunden, die ich täglich genau untersuchte, nur kurze Zeit und sehr wenig bluteten. Vielleicht ist dies eine Folge der durch langes Fasten und Wachen erzeugten Schwäche und Erschöpfung, wodurch der Umlauf des Blutes gehemmt und der Körper weniger empfindlich wird gegen die Martern, welche unter anderen Umständen Entzündung und Tod herbeiführen würden.

Während der ganzen Dauer dieser Martern geben die Häuptlinge und Würdenträger genau Acht, wer der Stärkste und Standhafteste ist — wer am längsten hängen kann, bevor er ohnmächtig wird, und wer, nachdem er herabgelassen worden, sich am schnellsten wieder erholt, um danach zu entscheiden, wer sich am meisten dazu eignet, eine Kriegspartei anzuführen, oder auf einen gefährlichen Posten gestellt zu werden. Die vier alten Männer schlagen während der ganzen Dauer der Zeremonie auf die ledernen Wassersäcke und besingen mit lauter Stimme, um die jungen Leute zu ermutigen, die Macht und Wirksamkeit der Medizinpfeife, welche den bösen Geist aus dem Dorfe vertrieben habe und sie während der harten Prüfung, die sie zu bestehen haben, gewiß beschützen werde.

Sobald sechs oder acht junge Leute die oben beschriebenen Martern überstanden haben, werden sie mit allem, was an ihrem Körper hängt und zum Teil auf dem Boden nachschleppt, aus der Hütte geführt, um sich in der Mitte des Dorfes und in Gegenwart der ganzen Bevölkerung noch folgender Prüfung zu unterziehen.

Der alte Zeremonienmeister verläßt abermals, wie beim Stiertanze mit der Medizinpfeife in der Hand die Hütte, lehnt sich an

das große Kanu und beginnt den großen Geist anzuflehen. Um das Kanu herum stehen etwa zwanzig junge Männer von gleicher Größe und gleichem Alter, die fast ganz nackt sind, auf dem Kopfe einen Schmuck von Adlerfedern tragen und einen Kranz von Weidenzweigen in der Hand halten, den je zwei so anfassen, daß sie einen Kreis um das Kanu bilden, welches sie mit der größten Schnelligkeit umtanzen, wobei sie beständig schreien, so laut sie es nur vermögen.

Ein jeder von den jungen Leuten, welche die Martern in der Medizinhütte überstanden haben, wird nun von zwei kräftigen jungen Männern in Empfang genommen, die ihn zwischen sich nehmen, einen breiten Lederriemen um seine Handgelenke schlingen, jedoch ohne ihn festzubinden, und nun bereit sind, das letzte Rennen (Eh-ke-nah-ka-nah-pick) zu beginnen; und wahrlich, der Zuschauer sollte meinen, es sei dies für die Gequälten wirklich das letzte Rennen.

Sobald das Zeichen gegeben ist, fangen die beiden jungen Männer mit der größten Schnelligkeit an zu laufen, und der von ihnen Festgehaltene muß mit der ganzen, an seinem Körper hängenden Last ihnen folgen, bis er vor Schwäche niederstürzt. Aber auch dann wird er noch nicht losgelassen, sondern an den um seine Handgelenke geschlungenen Riemen so lange, oft mit dem Gesichte im Schmutze, im Kreis herumgeschleift, bis alle an seinem Körper hängenden Gegenstände ausgerissen sind, welches oft nur dadurch geschehen kann, daß die Umstehenden mit dem ganzen Gewichte des Körpers darauf treten; denn es würde den großen Geist sehr beleidigen, wenn man die Stäbchen, woran die Gegenstände hängen, herausziehen wollte; sie müssen vielmehr mit dem Fleische herausgerissen werden. Nur die beiden Stäbchen auf der Brust oder den Schultern, welche, um die Last des Körpers tragen zu können, unter den Muskeln hindurchgehen, dürfen, wie oben gesagt, herausgezogen werden. Sind endlich alle angehängten Gegenstände auf diese Weise von dem Körper getrennt, so lassen ihn die beiden Männer, welche ihn herumschleiften, augenblicklich los und laufen mit der größten Geschwindigkeit nach der Prärie, als ob sie ein großes Verbrechen begangen hätten und sich der allgemeinen Rache entziehen wollten.

Der Unglückliche, welcher alle Entbehrungen oder Martern mit männlicher Standhaftigkeit ertragen hat, liegt nun zum zweiten Male als eine Leiche da, aber, wie sie sagen, „unter dem Schutze des großen Geistes", der ihn, wie er zuverlässig hofft, beschützen und am Leben erhalten wird. Hierauf setzen sie einen so hohen Wert, daß niemand, weder ein Verwandter noch ein Häuptling, es wagen darf, dem Gemarterten Beistand zu leisten, und wenn es auch gälte, das Leben desselben zu retten; denn nicht nur, daß die Gebräuche selbst dieses verbieten und der Stolz desjenigen, welcher sein Leben dem großen Geist anvertraut hat, jede Hilfe zurückweisen würde; auch der Aberglaube, das stärkste Argument bei den Indianern, würde sie abhalten, sich eines Menschen anzunehmen, dessen Leben der große Geist in seine besondere Obhut genommen.

Haben die Gemarterten sich so weit erholt, daß sie aufstehen können, was in der Regel in wenigen Minuten der Fall ist, so erheben sie sich und gehen schwankend, gleich Betrunkenen, durch die ihnen Platz machende Menge hindurch in ihre Wigwams, wo sie von ihren Freunden und Verwandten empfangen und sorgfältig gepflegt werden.

Unter den jungen Leuten, welche sich den Martern unterzogen, befand sich einer, an dessen einem Schenkel ein Elenschädel hing, der, obgleich mehrere der Umstehenden bereits daraufgesprungen waren, nicht von dem Körper zu trennen war, da das Holzstäbchen, woran er hing, unter der Sehne hindurchging, die sich nicht zerreißen ließ. Das Umherschleifen im Kreise geschah nun immer schneller, die Besorgnisse für das Leben des armen Burschen gaben sich deutlich durch ein klägliches Geheul der Umstehenden zu erkennen. Endlich sprang der Medizinmann mit seiner Pfeife hinzu und gebot Halt, worauf man den jungen Mann liegen ließ, der sich indes bald wieder erholte, seine zerrissenen und blutenden Schenkel betrachtete und dann, seinem Mißgeschicke Trotz bietend, mit einem freundlichen Lächeln durch die Zuschauer und über die Prärie nach einem einsamen, etwa eine halbe englische Meile entfernten Orte kroch (gehen dürfen sie nicht eher, als bis alle Stäbchen mit den daran hängenden Gegenständen ausgerissen sind). Hier lag er noch drei Tage und drei Nächte ohne Nahrung, bis endlich die Wunde in Eiterung überging und das Stäbchen, welches er nicht herauszuziehen gewagt hatte, mit dem Fleische und dem anhängenden Schädel abfiel. Nun kroch er auf Händen und Füßen, da er zu matt war, um gehen zu können, in das Dorf zurück und bat, ihm etwas zu essen zu geben, was auch sofort geschah. Er war bald gänzlich wieder hergestellt.

Fälle dieser Art kommen oft vor, und es hängt dann von dem jungen Manne ab, auf welche Weise er sich von den angehängten Gegenständen befreien will. Einige Pelzhändler, welche mehrere Jahre den letzten Teil der Zeremonien mit angesehen hatten, erzählten mir, daß vor zwei Jahren ein junger Mann, dessen Fleisch so stark war, daß es nicht zerreißen wollte, bis an das Flußufer kroch, dort einen Pfahl in die Erde stieß, an diesem und an seinem Arm einen Strick befestigte und nun sich an dem steilen, zwanzig bis dreißig Fuß hohen Ufer hinabließ, so daß das ganze Gewicht seines Körpers von dem Fleische eines Armes getragen wurde. Hier hing er einige Tage gleichweit von dem hohen Uferrande und dem tiefen Wasser entfernt, bis endlich das Fleisch zerriß, er in den Fluß stürzte und sich durch Schwimmen rettete.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich wohl zur Genüge, daß im standhaften Ertragen von Schmerzen und Entbehrungen dem Indianer der Vorrang vor allen andern Völkern gebührt, obgleich einige neuere Schriftsteller aus Neid, Unwissenheit oder aus irgend einem anderen Grunde bemüht gewesen sind, ihm auch diesen Vorzug streitig zu machen. Und obgleich mir bei dem Anblick dieser grausamen Gebräuche das Herz weh tat, so bin ich doch gern bereit, sie zu entschuldigen,

daß sie so streng an einer Feier festhalten, deren Ursprung sie nicht kennen und die einen Teil ihrer religiösen Gebräuche bildet.

Als die jungen Leute sämtliche Martern überstanden hatten, ging der alte Medizinmann und der Zeremonienmeister in die Medizinhütte hinein und holte die „schneidenden Werkzeuge", welche, wie oben erwähnt, an der Tür jedes Wigwams gesammelt worden waren. Nachdem er die Hütte fest verschlossen hatte, begab er sich in Begleitung aller Medizinmänner und aller Bewohner ans Ufer und warf sämtliche Messer usw., als ein dem Wasser dargebrachtes Opfer, an einer sehr tiefen Stelle in den Fluß, von wo sie niemals wieder hervorgeholt werden können. Dies fand bei Sonnenuntergang statt und bildete den Schluß der religiösen Zeremonie der Mandan.

Das sonderbare Land, in welchem ich mich befand, und die eigentümlichen Vorfälle und Ereignisse, die mir dort fast in jedem Augenblick vor Augen traten, machten es mir damals unmöglich, eine genaue Untersuchung über das Erlebte anzustellen. Aber selbst, wenn ich Zeit dazu gehabt hätte und mit allen Nachrichten, die ich mir später noch verschafft habe, müßte ich doch befürchten, bei der Erklärung dieser rätselhaften Mysterien auf dieselbe Schwierigkeit zu stoßen, die mit der Erklärung der meisten Gebräuche und Überlieferungen dieses einfachen Volkes verbunden ist, welches keine Geschichte besitzt, um Tatsachen und Systeme aufzubewahren und vor der Ausartung in abgeschmackte und unzusammenhängende Fabeln und Erdichtungen zu sichern.

Die meisten dieser sonderbaren und unerklärlichen Gebräuche sind ohne Zweifel den Mandan eigentümlich, obgleich die Mönnitarri und einige andere benachbarte Stämme ebenfalls zu bestimmten Zeiten fasten und sich gewissen Martern unterziehen, die indes nur eine schwache Nachahmung der Zeremonien der Mandan sind.

Die Mandan (Volk der Fasanen) waren — wie ihre Mythe lautet — das erste Volk, welches in der Welt erschaffen wurde, und lebten ursprünglich im Innern der Erde. Sie pflanzten viele Weinreben, von denen eine durch ein Loch der Erde nach oben gewachsen war. An dieser kletterte einer ihrer jungen Leute hinauf, bis er oben anlangte an dem Ufer des Flusses, wo das Dorf der Mandan steht. Er blickte um sich und bewunderte das schöne Land und die Prärien — er sah viele Büffel, tötete einen derselben mit seinem Bogen und seinen Pfeilen und fand das Fleisch desselben wohlschmeckend. Er kehrte zurück und erzählte, was er gesehen hatte, worauf mehrere mit ihm an der Rebe hinaufkletterten und dieselben Dinge sahen. Unter denen, die hinaufkletterten, befanden sich auch zwei sehr schöne junge Frauenzimmer, welche Jungfrauen und daher Lieblinge der Häuptlinge waren. Als eine sehr große und beleibte Frau auch hinaufklettern wollte, wurde ihr dies von den Häuptlingen untersagt, weil sie zu schwer sei. Als sie sich jedoch einst allein sah, konnte sie ihre Neugier nicht länger bezwingen, sie fing an zu klettern, allein die Rebe brach unter dem Gewicht ihres Körpers und sie fiel herab, wodurch sie sich sehr ver-

letzte, obgleich sie nicht starb. Die Mandan waren hierüber sehr betrübt, und die Frau wurde von allen verachtet, weil sie die Veranlassung eines großen Unglücks war, das sich nicht wieder gut machen ließ, denn es konnte nun niemand mehr hinauf- und von den oben Befindlichen keiner mehr herabsteigen. Letztere bauten das Mandandorf da, wo es früher stand, eine große Strecke den Fluß weiter abwärts; der übrige Teil des Volkes lebt noch jetzt in der Erde.

Diese Sage wird von den Häuptlingen und Doktoren oder Medizinmännern mit dem größten Ernste erzählt, und die letzteren behaupten, daß sie zu gewissen Zeiten und an bestimmten Orten ihre Freunde durch die Erde hindurch sprechen hören könnten und daß sie dieselben in wichtigen Fällen um ihre Meinung und ihren Rat fragten.

Ob sie eine bestimmte Ansicht über die Schöpfung haben, konnte ich nicht erfahren, indes scheinen sie über ihre eigene Existenz als Volk nicht hinauszudatieren. Sie halten sich, wie bereits erwähnt, für das zuerst erschaffene Volk. Ein Doktor der Mandan erzählte mir, daß die Erde eine große Schildkröte sei, welche das Land auf ihrem Rücken trage, daß ein weißer Volksstamm, welcher jetzt ausgestorben sei, sehr tief in dem Boden zu graben pflegte, um Dachse zu fangen. Eines Tages stießen sie ein Messer durch die Schale der Schildkröte, worauf diese sank, das Wasser das Land überschwemmte und alle Menschen bis auf einen ertranken. Als ich später das Bildnis dieses Doktors malte, sagte er mir, daß vier Schildkröten, eine im Norden, eine im Osten, eine im Süden, eine im Westen vorhanden seien, von denen jede zehn Tage lang Regen gemacht habe, und darauf die Erde endlich mit Wasser bedeckt worden sei.

Wie roh und lächerlich indes alle Sagen auch erscheinen mögen, so sind doch einige Umstände darin, die mit den eben mitgeteilten, unerklärlichen religiösen Zeremonien in Verbindung stehen und wohl eine nähere Berücksichtigung verdienen.

Bei allen Festlichkeiten, wobei die Pfeife angezündet und im Kreise herumgereicht wird, suchen die Häuptlinge und Doktoren die Gunst des großen Geistes dadurch zu gewinnen, daß sie, bevor sie selbst rauchen, die Pfeife mit der Spitze aufwärts nach den vier Weltgegenden richten. Die jährliche religiöse Zeremonie währt stets vier Tage, und mehrere andere Umstände bei dieser Festlichkeit scheinen mit den vier Weltgegenden oder den vier Schildkröten in Verbindung zu stehen. Vier Männer werden stets von Numank-Machana ausgewählt, um die Medizinhütte zu dem Feste vorzubereiten und zu reinigen, und zwar beruft er sich aus jeder der vier Weltgegenden einen. Die vier Wassersäcke in Form von Schildkröten, welche neben den vier Büffel- und Menschenschädeln auf dem Fußboden der Hütte liegen, sowie die vier Paar Tänzer und die vier sich einmischenden Tänzer beziehen sich offenbar auf diesen Gegenstand.

Der Stiertanz, welchen man an den vier Tagen des Festes tanzt, wird am ersten Tage viermal, am zweiten achtmal, am dritten zwölfmal und am vierten sechzehnmal, im ganzen also vierzigmal wieder-

holt, welches genau die Dauer der Sündflut nach der mosaischen Urkunde ist. Vier Opfer an schwarzem und blauem Tuch sind vor der Tür der Medizinhütte errichtet. Der böse Geist stattet den vier Büffeln im Stiertanze Besuche ab, und die jungen Leute, welche sich den oben beschriebenen Martern unterzogen, hatten vier Stäbchen in den Beinen, vier in den Armen und vier am Körper.

Hiermit will ich meine Nachrichten über die Mandan und ihre sonderbaren Gebräuche schließen.

Aus den oben geschilderten barbarischen Gebräuchen wird man natürlich schließen, daß dies Volk zu den grausamsten und unmenschlichsten in der Welt gehöre. Dies ist jedoch nicht der Fall, und ich halte es für meine Pflicht, zu erklären, daß es im ganzen genommen kein besseres, ehrenwerteres, freieres Volk auf der Erde gibt, daß man den Weißen nirgends schneller und herzlicher willkommen heißt, und daß niemand mehr auf sein gegebenes Wort und auf seine Ehre hält.

Klubs und Tänze der Mandan.

Nach Maximilian Prinz zu Wied*) (1834).

Wie unter den meisten nordamerikanischen Indianerstämmen, so bestehen unter den Mandan und allen Nationen des oberen Missouri gewisse Banden oder Vereine, Gesellschaften, die sich durch äußere Kennzeichen und Gesetze von den übrigen unterscheiden und zusammenhalten. Bei ihnen kommen drei Arten von Kriegs- oder Signalpfeifen (Ihkoschka) vor, welche sie um den Hals gehängt tragen; sie gehören mit zu den Kennzeichen der Vereine, welche letztere die Männer nach ihrem Alter in sechs Klassen teilen.

Die erste Bande oder den ersten Verein bilden „die törichten Hunde oder die Hunde, deren Namen man nicht kennt". Sie bestehen aus jungen Leuten von zehn bis fünfzehn Jahren und tragen eine Ihkoschka aus dem Flügelknochen der wilden Gans, der nur klein ist. Wenn sie tanzen, so haben drei von ihnen ein langes, breites Stück rotes Tuch vom Halse hinten bis auf den Boden hinabhängen. Wie eine jede Klasse haben sie einen besonderen Gesang zu ihrem Tanze. Ehemals konnten auch alte Leute in dieser Bande sein, dann durften sie aber nie vor dem Feinde weichen, man hat dieses seitdem zu der jetzt bestehenden Regel abgeändert. Wollen Knaben in die erste Bande eintreten, um Männer zu werden, so gehen sie zu den Mitgliedern derselben, reden sie mit der Benennung Vater an und suchen sowohl den Grad als den Tanz, den Gesang und die damit verbundene Kriegspfeife für gewisse Gegenstände von Wert, als wollene Decken, Tuch, Pferde, Pulver, Blei und dergleichen anzukaufen, welche der Vater für sie zahlt. Verkauft man ihnen die Stelle, so haben sie das Recht an die

*) „Reise in das Innere Nordamerikas." Bd. II. Koblenz 1841. In den nach Tieren benannten Tänzen klingen uns Züge des Jägertums durch.

Auszeichnungen dieser Bande und der, welcher sie verkaufte, begibt sich dadurch aller Ansprüche an dieselbe; er sucht sich nun dagegen in eine höhere Bande einzukaufen. Die Tänze der verschiedenen Klassen sind in der Hauptsache dieselben; allein es ist mit einem jeden derselben ein besonderer Gesang verbunden, auch selbst zuweilen eine verschiedenartige Fußbewegung. Trommel und Schischikue*) (Rassel) werden ebenfalls mitgekauft. Das letztere ist bei der eben genannten Bande kugelförmig, mit einem Stiele oder Handgriffe und wird von Leder gemacht. Wenn man die Art dieser Instrumente näher bezeichnen will, so setzt man zu dem Worte Inahdä noch den Namen der Bande hinzu.

Die zweite Klasse oder Bande sind die „Krähen- oder Rabenbande“, junge Leute von 20—25 Jahren. Öfters sind junge Leute ein halbes Jahr oder länger in keiner der Banden; sie gehen alsdann zu denen der Krähenbande, reden sie an: „Vater, ich bin arm, ich wünsche aber von dir zu kaufen.“ Willigt der bisherige Besitzer ein, so erhalten sie alsdann die Rabenfedern, welche die Krähenbande auf dem Kopfe trägt, eine doppelte Ihkoschka, aus zwei nebeneinander befestigten Gänseflügelknochen bestehend, Trommel, Schischikue, Gesang und Tanz. Eine jede dieser Banden hat einen Anführer, der über den Verkauf der Rechte und Attribute derselben verfügt. An diesen wendet man sich vorzüglich bei vorkommenden Gelegenheiten. Es wird nachher in der Medizinhütte ein Fest veranstaltet, welches man vierzig Nächte hintereinander fortsetzt. Man tanzt, ißt und raucht daselbst; die Käufer tragen die Unkosten, bis die sogenannten Väter befriedigt sind und ihre Gerechtsame den Käufern abgeben, wodurch die Festlichkeit endigt.

Die dritte Klasse oder Bande sind die Kaua-Karakachka, die sogenannten „Soldaten“, die ausgezeichnetsten und angesehensten Krieger. Sie bemalen das Gesicht bei ihrem Tanze oben rot und unten schwarz, ihre Kriegspfeife ist groß und aus dem Flügelknochen eines Kranichs gemacht. Die Insignien, welche sie bewahren, sind zwei lange, gerade, mit Otternfell umwickelte Stangen, von welchen Uhufedern herabhängen. Gehen sie in den Krieg, so pflanzen sie diese Stangen vor dem Feinde in die Erde und dürfen sie alsdann nicht verlassen, etwa wie die Fahne in einer europäischen Truppe. Sie haben auch eine solche Stange mit Rabenfedern, die, wenn sie eingepflanzt worden ist, ebenfalls nicht verlassen werden darf. Sie besitzen Gesang und Tanz und müssen sich in höhere Klassen einkaufen. Ihr Schischikue oder Rasselinstrument ist aus Blech gemacht, in der Gestalt eines kleinen Kessels mit einem Handgriffe oder Stiele daran; auch besitzen sie zwei Tabakspfeifen, aus denen bei besonderen Gelegenheiten geraucht wird. Zwei Männer verwahren und tragen diese Pfeifen. Alle höheren Klassen können zugleich in die Bande der Kaua-

*) In dem weiter vorn zum Abdruck gebrachten Abschnitt: „Von den Kriegen und den Gefangenen der Wilden“ schreibt der Pater Charlevoix dieses Wort: „Chickikue“.

Karakachka gehören, da dieser Verein zur Handhabung der Polizei bestimmt ist; es versteht sich aber, daß alle Mitglieder mit dem Kaufe einverstanden sein müssen. Stimmt ein einziger Mann gegen den Verkauf, so kann aus dem Handel nichts werden. Oft geben einzelne ihre Einwilligung nicht sogleich, um den Kaufschilling höher zu treiben. Diese sogenannten Soldaten bilden einen Ausschuß, der alle Hauptbegebenheiten leitet, besonders allgemeine Unternehmungen, als: Veränderungen des Wohnplatzes, Bisonjagden, Umzug der Dorfschaften und dergleichen. Sind die Bisonherden in der Nähe, so bewachen sie diese und gestatten nicht, daß sie von Einzelnen beunruhigt werden, bis eine allgemeine Jagd angestellt werden kann.

Schießt jemand in dieser Zeit nach einem Wolfe oder einem anderen Tiere, so nehmen ihm die Soldaten die Flinte ab, mißhandeln und schlagen ihn zuweilen, welches er sich gefallen lassen muß. Selbst die Chefs würden in solchen Fällen nicht verschont werden. Die in der Nähe lebenden Weißen sind während einer solchen Zeit denselben Gesetzen unterworfen, und öfters haben die Soldaten den Holzhauern des Forstes die Äxte abgenommen oder ihnen das Holzhauen untersagt, damit sie durch ihr Getöse die Bisonherden nicht beunruhigen sollten.

Die vierte Klasse oder Bande der „Hunde“, trägt beim Tanzen eine große Mütze von buntem Tuche, auf welcher eine große Menge von Raben-, Elstern- oder Uhufedern befestigt und die mit bunten Pferdehaaren und Hermelinschnüren verziert ist, dazu eine große Kriegspfeife aus dem Flügelknochen des Schwanes. Drei von ihnen haben alsdann dieselben roten Tuchstreifen den Rücken hinabhängen, deren bei der ersten Bande erwähnt wurde. Gewöhnlich ist ihr Kopf mit einem hinten herabhängenden dichten Busche von Uhu-, Raben- und Elsternfedern geziert, und oft sind alle diese drei Federarten gemischt. Den drei vorerwähnten, mit den langen, roten Tuchstreifen gezierten Männern oder den eigentlichen Hunden kann man ein Stück Fleisch in die Asche des Feuers oder auf den Boden werfen und dabei sagen: „Da Hund, friß!“ und sie müssen darüber herfallen und es roh verzehren wie Hunde oder andere Raubtiere. Das Schischikue dieser Bande besteht in einem einen oder anderthalben Fuß langen Stocke, an welchem eine Menge von Tierhufen aufgehängt sind.

Die fünfte Bande bilden die „Bisontiere“. Sie tragen bei dem Tanze die obere Kopfhaut und die langen Nackenhaare des Bisonstieres mit dessen Hörnern auf dem Kopfe. Zwei Auserwählte unter ihnen aber, die Tapfersten unter ihnen allen, die alsdann nie mehr vor dem Feinde fliehen dürfen, tragen einen ganzen völlig nachgebildeten Bisonkopf mit den Hörnern, welchen sie über ihren Kopf setzen, durch dessen künstliche, mit einem eisernen oder blechernen Ringe umlegte Augen sie hindurchblicken. Diese Bande allein trägt unter allen übrigen eine hölzerne Ihkoschka, und in ihrem Vereine befindet sich eine Frau, welche bei dem Tanze mit einer Schüssel mit Wasser umhergeht, um die Tänzer zu erfrischen. Allein sie darf dieses Wasser nur

den Tapfersten bringen, welche den ganzen Bisonkopf tragen. Sie ist bei diesen Gelegenheiten in einem schönen neuen Anzuge von Bighornleder gekleidet und streicht ihr Gesicht mit Zinnober an. Die Männer haben hinten ein Stück rotes Tuch befestigt und eine Figur, die den Bisonschwanz vorstellt; dabei tragen sie die Waffen in der Hand. Die Männer mit den Bisonköpfen halten sich beim Tanze immer an der Außenseite der Gruppe, ahmen alle Bewegungen und Stimmen dieses Tieres nach, wie es schüchtern und scheu auf die Seite fährt, sich nach allen Richtungen umsieht usw.

Die sechste Bande bilden die „schwarzschwänzigen Hirsche". Sie besteht aus allen alten Männern über fünfzig Jahren, die aber ebenfalls noch tanzen. Zwei Weiber gehören zu der Bande, welche bei dem Tanze aufwarten, kochen, zur Erfrischung frisches Wasser herumtragen usw. Die Männer dieser Bande tragen sämtlich einen Kranz von den Klauen des Bären um den Kopf, sowie sie alle die Auszeichnungen für ihre Heldentaten am Leibe zur Schau bringen, als Kopffedern, Haarzöpfe an den Armen und Beinen, Skalpe, Malerei usw.

Die Mitgliedschaft dieser Banden, sowie Teilnahme bei den nachfolgenden Tänzen werden gekauft und verkauft.

Es gibt nämlich noch andere Tänze, welche sich kaufen und verkaufen lassen, hierhin gehört ein zweiter der Kaua-Karakachka, ferner der Tanz des „halbgeschorenen Kopfes", welchen die untere Klasse kaufen kann, bevor sie noch das Alter hat, Kaua-Karakachka zu werden.

Auf eine ganz ähnliche Art wie bei den Männern ist unter den Mandan auch das weibliche Geschlecht dem Alter nach in vier Klassen geteilt. Die jüngste Bande führt den Namen die „Flintenbande". Sie tragen hinten am Kopfe ein paar Kriegsadlerdaunfedern befestigt, malen sich und haben ihren Tanz.

Die nächste Klasse, in welche sie sich einkaufen, ist die „Flußbande". Wenn diese tanzen, so tragen sie eine Adlerfeder vor dem Kopfe mit einem weißen Bande befestigt, welche nach der linken Seite hinaussteht und einen mit Gras umwickelten Kiel hat.

Die dritte Klasse bilden die „Heuweiber", welche, wenn sie tanzen, ihre besten Kleider anlegen und nur den Skalpgesang singen.

Die vierte Klasse endlich sind die Weiber von der Bande der „weißen Bisonkuh". Sie bemalen das eine Auge von der Farbe nach ihrem Geschmacke, meistens himmelblau. Am Kinne vom Munde herab sind diese meist alten Weiber zum Teil mit schwarzen Linien tätowiert. Um den Kopf tragen sie ein breites Stück von weißer Bisonkuhhaut, wie eine Husarenmütze mit einem Federbusch auf demselben.

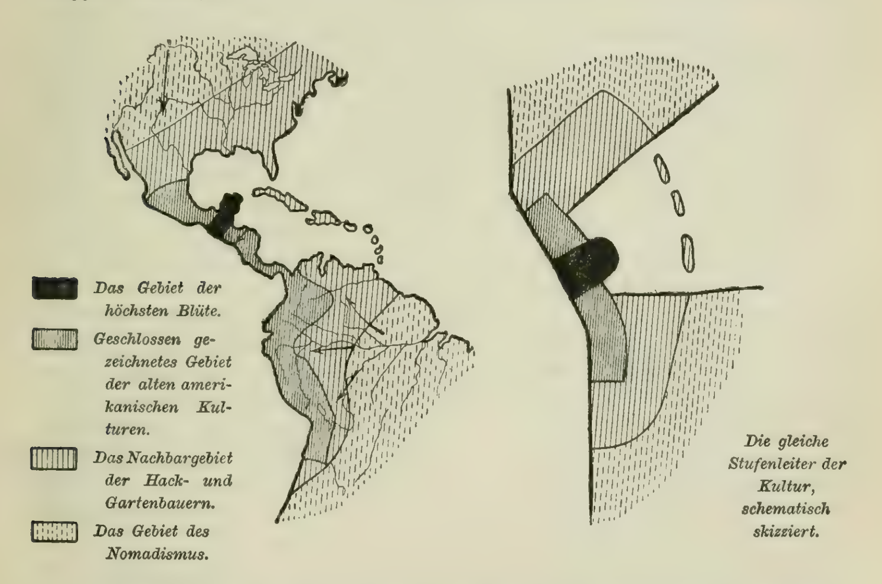
Die genannten Vereine oder Banden geben schon zu vielen Festlichkeiten, Gesang und Musik und Tanz Anlaß; es gibt aber noch ein paar andere Tänze und andere Unterhaltungen. Hierhin gehört der Skalptanz. Ihre musikalischen Vergnügungen sind sehr einfacher Art. Der Gesang weicht bei allen nordamerikanischen Indianern wenig ab. Er ist von abgebrochenen starken Ausrufungen, oft von lautem Jauch-

zen unterbrochen und wird mit heftigen Taktschlägen auf der Trommel begleitet, indem andere Männer mit dem Schischikue dazu rasseln. Außer diesen beiden Instrumenten haben die Mandan hölzerne lange Pfeifen, an deren unterem Ende gewöhnlich an einer Schnur eine Adlerfeder flattert. Andere Pfeifen, Ihwochka genannt, sind dicker, etwa zwanzig Zoll lang und haben Löcher, die man greift, wodurch sie sich von der Ihkoschka unterscheiden. Sie sind zuweilen mit Fell und anderen Gegenständen verziert. Dieses sind die sämtlichen musikalischen Instrumente dieser Indianer, wozu man noch die früher erwähnten Kriegspfeifen rechnen kann, die aber ebenfalls Ihkoschkas oder Pfeifen ohne Löcher sind. Nächst ihren musikalischen Belustigungen gewähren mancherlei Spiele diesen Indianern Unterhaltung.

---

4. Die Kulturvölker Amerikas.

In der Einleitung des vorigen Kapitels wurde darauf hingewiesen, daß die Schrift der Maya den Höhepunkt einer Entwicklung des Zeichnens und der Bilderschrift darstelle. Das führt mich dazu, in der Einleitung bei der Behandlung der Kulturvölker Amerikas die stufenförmige Abwandlung der amerikanischen Kulturen überhaupt zu behandeln. Zur Erleichterung des Verständnisses wurde nachfolgende Skizze entworfen.



Die gleiche Stufenleiter der Kultur, schematisch skizziert.

Die Kultur des Mayavolkes auf Yukatan repräsentiert gleichzeitig den Kernpunkt, den Speicher aller amerikanischen Kultur; wir stellen uns auf das Dach desselben und blicken nach Norden, dann sehen wir nach Mexiko, einer schwächeren Variante desselben Typus, und jenseits von Mexiko dehnt sich dann das östliche Nordamerika aus, dessen Beziehungen zur Hackbaukultur ja schon erörtert wurden. Jenseits dieser Grenze dann: die Heimat der vernichtenden Kraft nordamerikanischen Kulturlebens.

Ich wende das Antlitz gen Süden. Da schließen sich jenseits einer Zone der Verwilderung erst die Kulturregion der Tschibtscha und

dann weiter südlich auf gleicher Höhe mit letztgenannten und etwas tiefer als die Yukateken stehend, die Provinzen des Inkareiches an. Ich schaue über diese geographische und kulturelle Stufe hinweg, und mein Auge fällt auf die Gartenbaustufe der Nu-aruak, deren Höhe etwa dem Typus der östlichen Nordamerikaner entspricht. Und jenseits wieder die große Gefahr der Kultur, das Gebiet der Wasser- und der Steppennomaden, also der kulturfeindlichen Elemente. Man möchte sich veranlaßt sehen, aus diesem Stufenbau den Schluß zu ziehen, daß somit die Kultur sich dem Zentrum zu steigernd entwickelt habe. Es ist möglich, daß das richtig ist. Meinerseits möchte ich jedenfalls an dem Standpunkte festhalten, daß, je weiter vom Nomadismus entfernt, desto besser und sicherer die Kultur sich zu erhalten vermochte. Daß sich zersetzende Einflüsse von den Gebieten des Nomadismus aus immer wieder gegen die Kulturregion hin fortwälzten, und daß auch der Kernpunkt der kulturellen Pflanzstätten, die Wurzel und die Lebenskraft, bedroht wurden, geht aus der Geschichte und aus den Traditionen dieser Völker hervor. Die Kulturvölker Zentralamerikas erzählen uns selbst, wie ein Stamm nach dem andern aus dem Norden gekommen und in die alte Kulturregion zunächst als Zerstörer eingedrungen ist. Und von den Inkas läßt sich ohne Schwierigkeit nachweisen, daß sie als ein nicht gerade sehr kultiviertes Volk erst langsam sich emporschwingen mußten, um würdige Träger der älteren Ketschuakultur zu werden. Unter den Trümmern peruanischer Städte hat man neuerdings die Trümmer einer älteren Kulturform aufgegraben, sodaß wir annehmen können, es sei hier ein ähnlicher Schichtungsprozeß nachweisbar, wie er in Troja, wie jedermann weiß, festgestellt wurde.

Viele Eigenschaften des zentralamerikanischen Kulturbesitzes deuten auf mißverstandene Erbschaft hin. Als die Spanier diese Länder eroberten, fanden sie wohl selbständige Typen vor. Aber das waren Entwicklungsprodukte jedenfalls nicht allzu fern liegender Zeiten, und die mit emsigem Fleiße arbeitende Altertumskunde liefert täglich neue Beweise für den Satz, daß gerade die so eigenartig erscheinenden Kulturtypen nicht sehr alt waren. Am Ende einer Betrachtung über das Alter der Entstehung der Schrift und der Erfindung des Kalenders schreibt E. Seeler: „Somit hätten wir die Blüte von Quirigua in die Zeit vom Ende des 13. bis ins Ende des 14. Jahrhunderts, die Nephritplatte vom Rio Grancioza etwa in das Jahr 900 zu setzen und kämen damit auf das Jahr 700 als den spätesten Termin, den wir für die Erfindung der Elemente dieser Schrift, die Erfindung des Kalenders und für das Reich von Tollan anzunehmen hätten. Das alles sind natürlich nur grobe Schätzungen, die eine Menge Hypothetisches in sich schließen; immerhin möchte ich doch darauf aufmerksam machen, daß wir damit ungefähr in die Zeit kommen, in die die mexikanische historische Chronologie den Beginn und die Blüte der Toltekenherrschaft setzt."

Die Autorität Seelers bürgt uns dafür, daß in der Berechnung

viel Wahres enthalten ist. Der mexikanische Historiker mag sich damit begnügen. Der Kulturgeograph weiß aber, daß so komplizierte Einrichtungen, wie der mexikanische Kalender Jahrtausende der Entwicklung benötigen, daß derartige Kulturelemente nicht zusammenhanglos gewonnen werden, und somit drängt sich ihm die Erkenntnis auf, daß eben mit diesem Zeitpunkt von etwa 700 vor Christi Geburt eine vereinzelte Epoche des großartigen Wechselganges: „Einfall des Nomadismus in das höhere Kulturgebiet, Kultivierung der eingefallenen Nomaden und selbständige Umformung des vorgefunden Stoffes“ — begonnen hat.

Die eigentliche Entstehung der Kulturen des zentralen Amerika läßt sich kulturgeographisch höchstens dann verstehen, wenn wir annehmen, daß der Golf von Mexiko und das Meer zwischen den Antillen und Zentralamerika einst, dem Mittelmeer entsprechend, einen regeren Verkehr und eine blühendere Gesamtkultur aufgewiesen habe. Die Halbinsel Florida scheint zu einer solchen Annahme zu berechtigen. Denn es sind immer Halbinseln gegenüber einem Inselgebiete, welche eine höhere Entwicklung und Ausdehnung vermitteln. Die höhere Kultur wäre dann aus dem östlichen Nordamerika gekommen und hätte sich über Florida nach dem Süden erstreckt. Das würde den Parallelerscheinungen der alten Welt entsprechen. Aber kein historisches Material berechtigt uns zu solcher Annahme, und ein Verkehr auf diesen Meeren hat anscheinend zur Zeit der Entdeckung nicht oder nur in kümmerlichen Verhältnissen stattgefunden. Jedenfalls ist und bleibt das große Problem der Kulturgeographie Amerikas, wie zwischen den riesigen Vernichtungsquellen des nördlichen Jägernomadismus und des südlichen Wald- und Wassernomadismus sich die amerikanische Hochkultur entwickeln konnte. — Daß dieselbe etwa über die Beringstraße gleich den Eskimo von Norden aus durch das regenarme Steppengebiet des Westens oder auch durch das östliche Seengebiet den Mississippi hinab gekommen sein sollte, ist bei der unendlichen Kulturarmut und bei der kulturfeindlichen Beschaffenheit der Gebiete am Beringsmeer ausgeschlossen. Es wäre also eine Befruchtungsstelle nur in dem gesicherten Hafen des Nordwesten, der ja allerdings viele Anhaltepunkte für solche Annahme bietet, zu vermuten.

Dabei trägt auch das zentralamerikanische Kulturleben, wohl infolge seiner häufigen Befruchtung durch den Jägernomadismus, der ständig von den Steppen des Nordens her drohte, absolut nicht den Typus fest eingewurzelten Kulturlebens, wie wir das in der kulturzähen Bevölkerung Chinas, Mesopotamiens und des Niltales finden. Es ist etwas Richtiges, wenn Prescott sagt: „Der amerikanische Indianer hat eine eigentümliche Empfindlichkeit in seiner Natur. Er bebt unwillkürlich vor der rauhen Berührung einer fremden Hand zurück. Selbst wenn dieser fremde Einfluß in der Form von G e s i t t u n g ihm naht, scheint er darunter zu erliegen und hinzuscheiden. So ist es bei den Mexikanern gewesen. Unter der spanischen Herrschaft ist ihre Zahl allmählich zusammengeschmolzen, ihre Willens-

kraft gebrochen. Sie betreten ihre Hochebenen nicht mehr mit der bewußten Unabhängigkeit ihrer Voreltern. An ihrem wankenden Schritt und trübsinnigen Anblick erkennen wir die traurigen Charakterzüge eines unterjochten Geschlechtes."

Es liegt, wie gesagt, etwas Richtiges in diesen Worten, und ich kann mir den ganzen Typus dieser Kultur nur erklären, indem ich mit Humboldt und anderen großen Gelehrten der Annahme zuneige, daß diese Kultur nicht in einem glücklichen Flußtale Amerikas entstanden ist, sondern in jene Gegenden von außen getragen wurde, und ich schließe selbst den Satz daran, daß sie sich nur dort erhalten und entwickeln konnte, wo die drohenden Massen des Nomadismus nicht allzu beängstigend nahe wohnten und wo die Menschen, gezwungen durch ein trockenes Klima, die Entwicklung einer großartigen Kanalisation herbeiführen mußten. Diese künstliche Bewässerung erhielt die von außen gekommenen Keime. Ein Kulturkeim muß aber von außen gekommen sein, denn kein Erziehungsmoment vermag der Kulturhistoriker im Innern ihres Landes zu erkennen. Sie wohnten nicht, wie die Kulturvölker der alten Welt, in engen, fruchtbaren Talgründen, in denen die Bevölkerung wuchs, und die angeschwollene Bevölkerung durch ihre Zahl zur Vertiefung der Wirtschaftsverhältnisse gezwungen wurde. Dies Moment fehlt den amerikanischen Kulturvölkern in ihrer geographischen Verbreitung. Die Beschaffenheit dieser Länder würde, wenn nicht ein Zufluß von außen gekommen wäre, heute noch ein verhältnismäßig kulturarmes Jägertum bergen. Und das sehen wir ja auch überall da, wo, wie z. B. im Süden Guatemalas, eine Verwilderung der Verhältnisse eingetreten ist.

Feldbau, Viehzucht und Industrie im Inkastaate.

Nach Reinhold Bernhard Brehm.*)

Auf der Landwirtschaft beruhten alle Verhältnisse des Reiches; sie war der Pulsschlag, welcher alle Schichten der Bevölkerung bewegte und erhielt; die Ausbreitung, Verbesserung, Veredelung der Landwirtschaft war das Ziel, welchem alle Kaiser und maßgebenden Persönlichkeiten des Reiches zustrebten. Ohne sie wäre Tahuantinsuyu (der alte Name des Inkareiches) einfach undenkbar gewesen. Streng nach außen abgeschlossen, ohne Verbindungen irgend welcher Art mit den umwohnenden Völkern, größtenteils wilden Barbaren, einzig und allein auf seine eigenen Hilfsquellen angewiesen, konnte das Reich nur bestehen, wenn es dem Grund und Boden entnahm, was überhaupt entnommen werden konnte. Daher die sinnige Vertiefung der Gesetzgeber in diese alle andern hintansetzende eine Aufgabe, daher die großartigen Bauten, Wasserleitungen, Straßen, die bis

*) Wir verdanken Dr. Brehm in seinem Werke: „Das Inka-Reich" (1885, Leipzig, H. Haacke), dem wir diesen Abschnitt entnehmen, eine vorzüglich zusammenfassende und gleichzeitig sehr abgerundet durchgeführte Schilderung dieser Stoffe.

aufs kleinste durchgeführte Dreiteilung, die scharfe Unterscheidung der verschiedenen Bodenarten, die bis auf den Fuß genaue Umsteinung der Fluren und Felder, durch welche dieses merkwürdige, ausschließlich aus sich selbst entwickelte Volk nicht allein allen übrigen Völkern Amerikas, sondern auch sämtlichen Europäern damaliger Zeit voraus war.

Um ihren Untertanen mit anspornendem Beispiele voranzugehen und ihnen die Wichtigkeit, welche der Landwirtschaft beigelegt werden mußte, vor Augen zu führen, verschmähten die regierenden Kaiser nicht, selbst Hand an den Spaten zu legen. Im vollen Kaiserornate, begleitet von sämtlichen Verwandten männlichen wie weiblichen Geschlechtes, welche nicht minder reich gekleidet auftraten, begab sich der Herrscher auf den mitten in seiner Hauptstadt gelegenen, dem Sonnengotte gehörigen und besonders geweihten Acker Kolljkampata, um die Feldarbeit des Jahres zu eröffnen. Jedes Mitglied der Herrscherfamilie führte einen kleinen goldenen Spaten oder ein sonst nötiges, aus demselben Metalle hergestelltes Ackergerät, und alle vereinigten sich, den Kolljkampata zunftgemäß zur Aussaat vorzurichten und dann mit goldenen Maiskörnern zu bestreuen. Kein anderer Sterblicher durfte wagen, den geheiligten Acker zu betreten oder dem Inka auch nur Handlangerdienste zu leisten; aber die ganze Bewohnerschaft der Hauptstadt war bei der Bestellung zugegen, feierte sie als fröhliches Fest, und verherrlichte sie durch Lob- und Triumphgesänge, Haylli, auf die Gottheit und den Sohn der Sonne, welche, um der allgemeinen Freude noch herzlicheren Ausdruck zu geben, mit Scherz- und Liebesliedern abwechselten.

Nachdem der Herrscher die Schollen auf dem Kolljkampata gebrochen hatte, bestieg in jeder Ortschaft des ganzen Reiches der Ljaktakamayok (ein Überwachungsbeamter) eine turmartige Warte, stieß in sein Muschelhorn und kündete mit lauter Stimme, daß die Bestellzeit begonnen und jeder Fronbauer am nächsten Morgen auf den Feldern des Sonnengottes sich einzufinden habe, um seinen Verpflichtungen nachzukommen. Jedermann leistete dem Rufe Folge, nicht mit Widerstreben, sondern mit Freuden; denn festlich gekleidet und unter fröhlichen Liedern zog man zur Arbeit, und singend führte man sie zu Ende.

Auf die Bestellung der Felder des Sonnengottes folgte die Bearbeitung der Äcker der Hilfsbedürftigen und Abwesenden, wie beispielsweise der im Heere stehenden oder durch Dienst beim Inka verhinderten Dorfgenossen. Nunmehr kamen die eigenen Tschakaras (ein zu bewässerndes Feld) an die Reihe, und wenn auch sie eingesät waren, wandte man sich der Bestellung der Ländereien der Vornehmen und Kurakas, zuletzt aber der Äcker des Inka zu, „denn das Wohl der Untertanen müsse dem Herrscher mehr am Herzen liegen, als sein eigenes,“ sprachen die Kaiser aus. Auch ließ sich unter den Arbeitern während der ganzen Bestellzeit niemals Ermüdung bemerken; singend hatte man sie begonnen, singend endete man sie, als ob man jede Last,

jede Sorge von sich werfen wolle. Sorgen brauchte aber auch niemand zu hegen. Während der Arbeit auf den Feldern des Sonnengottes lieferte man den Arbeitern aus dessen Speichern, während der Bestellung der Felder des Inka, aus denen des Herrschers reichliche Nahrung; einzig und allein bei Herrichtung des Bodens der Hilfsbedürftigen und Abwesenden hatte jeder selbst für seine Speise zu sorgen. Dafür jedoch winkten dem Fleißigen gefüllte Humpen am Schlusse des Frondienstes. Bei Beginn der Arbeit hatte jeder Hatunruna (Bauer) dadurch ein bestimmtes Stück Land zugeteilt bekommen, daß der Feldbauaufseher Grenzfurchen zog. Erklärlicherweise beendete der kinderreiche Arbeiter seine Aufgabe früher, als der kinderarme; ihm aber wurde stets die nötige Hilfe, da ihm auf Befehl des Vorgesetzten jener behilflich sein mußte. Einzig und allein dem tatsächlich Faulen stand niemand bei, wohl aber wurde er mit Ruten gepeitscht und zur Arbeit angetrieben.

Führte der Zufall den Inka in ein Gefilde, in welchem man eben mit der Bestellung der Felder des Sonnengottes begann, so stieg er sofort von seinem goldenen Tragsessel hernieder, erfaßte seine goldene Takllja, wohl eine Hacke, riß eigenhändig einige Schollen um und befahl seinem gesamten Gefolge, das Gleiche zu tun. Nach der Rangordnung aufeinander folgend, setzte seine Umgebung die Arbeit fort und übergab sie dann den zuständigen Kurakunas (Oberbeamte über 100 oder 50 Familien), welche bis zum Abend arbeiten mußten und erst am nächsten Tage durch Hatunrunas abgelöst wurden, dafür aber abends auch an dem Gelage, welches der Inka unter solchen Umständen stets zu geben pflegte, teilnehmen durften.

Ebenso, wie der Herrscher mit der Aussaat begann, war er auch bei der Ernte tätig. Wenn die von ihm auf Kolljkampata gestreuten Körner zur Reife gelangt waren, zog er wiederum mit seinen Verwandten auf das heilige Feld, um die Ernte einzuheimsen. Als heilig, wie der Acker und sein Bebauer, galten auch die auf jenem geernteten Körner. Einen Teil davon sandte man an die Sonnentempel des ganzen Reiches, um auf deren zugehörigen Feldern ausgesät zu werden, einen andern verteilte man als hochgeachtete Gnadengeschenke unter vornehme Beamte und Bauern. Für die Hofhaltung diente die Ernte aller Felder des Inka, welche in einem Umkreise von etwa 300 km um Kuzko lagen, für die Beköstigung der Priester und Tempeldiener die in derselben Umgrenzung belegenen Äcker des Sonnengottes; den Überschuß ließ der Kaiser unter die Armen der Stadt und sonstige Hilfsbedürftige verteilen.

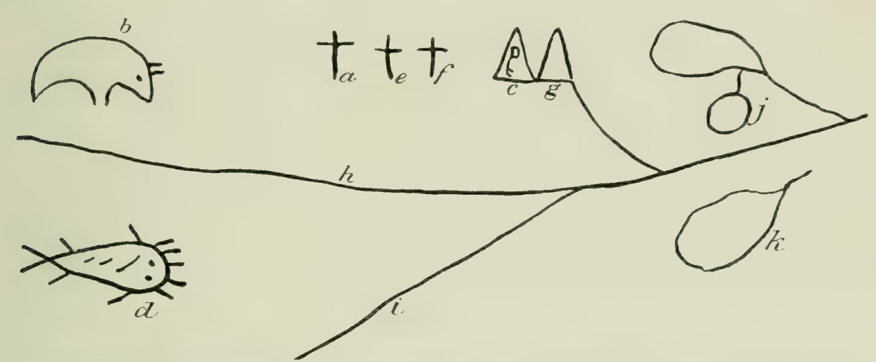
Um die Ertragsfähigkeit der Felder zu erhöhen, erbauten die Inka jene großen Wasserleitungen, deren Trümmer noch heutzutage das Erstaunen des Reisenden erregen. Weitaus der größte Teil des Reiches liegt im regenlosen Gürtel der Erde, ihn durchschneiden aber Flüsse und Bäche, welche von dem schmelzenden Schnee der Hochgipfel der Anden gespeist werden, jahraus, jahrein ziemlich gleichmäßig gefüllt sind, jedoch nach kurzem Laufe dem Meere zueilen.

Vom Bild zur Schrift; von Norden nach Süden.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24

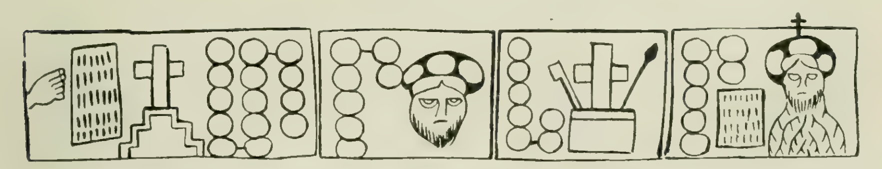
1. Die gezeichnete Schilderung. Eskimo.

Wahrscheinlich die Darstellung eines Tanzfestes nach erfolgreicher Jagd. Fig. 1 gibt ein Zeichen. Die Männer 4 und 5 schleichen, gedeckt durch den Hügel 7, an das Renntier 8 heran. Der Mann 9 schlägt die Trommel. 10—17 tanzen. Hinter dem Lager 18—22 ist 23 das Vorratshaus, in welchem die Jagdbeute geborgen ist.



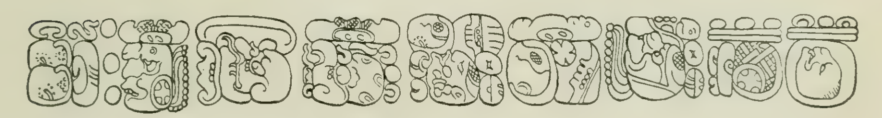
2. Bildliche Darstellung. Primitive Anfänge der schildernden Bilderschrift. Der Liebesbrief eines nordindianischen Mädchens.

Von drei gemeinsam wohnenden, durch Kreuze als christlich charakterisierten Mädchen a e f schreibt a, die durch die Zeichnung b als zur Bärenfamilie gehörig sich angibt. Das Zeltlager, in dem die Mädchen wohnen c g, liegt in der Nähe von Seen j k. Der Liebhaber d, der einer anderen Familie angehört, soll den Weg i h einschlagen, um zu seinem Mädchen zu gelangen.



3. Darstellung der ersten Sätze des römisch-katholischen Glaubensbekenntnisses in Bilderschrift. Azteken.

Die Bedeutung der Schrift entspricht noch dem Sinn der Bilder, die aber ihrem darstellenden Wert nach mehr an einen Sinn e r i n n e r n als denselben schildern.



4. Inschrift aus Yukatan.

Die Schriftzeichen haben eigenen Wert angenommen und haben nicht mehr den Sinn des ursprünglichen Bildes.

Ihr Wasser wurde schon von den Ureinwohnern des Reiches zur Berieselung benutzt, jedoch erst unter der Inkaherrschaft, vielleicht infolge der Übervölkerung der Flußtäler, ihnen von meilenweit entlegenen Fluren zugeführt. Staunend muß man anerkennen, daß die Inka das ihnen überhaupt Mögliche ausführten, vor keinem Hindernisse zurückschreckten und Baumeister heranzogen, welche das höchste Lob verdienen. Der Herrscher beschloß, eine noch öde Gegend in fruchtbare Gefilde umzuwandeln, und seine Diener machten den Beschluß zur Tat, gleichviel, ob sie auf den ersten Blick die Richtung des Wasserlaufes zu erkennen, oder erst durch die umfassendsten Vorarbeiten einen möglichen Weg zu finden vermochten. Der Herrscher überwachte solche Arbeiten selbst; jene verweilten an Ort und Stelle, so lange der Bau währte; der Inka aber versäumte nie, von Zeit zu Zeit sich einzustellen und sich mit eigenen Augen von dem Fortschreiten der Arbeiten zu überzeugen und durch sein Erscheinen die Arbeiter zu doppeltem Fleiße anzufeuern. Je mehr Land der Bewässerung unterworfen wurde, um so schwieriger gestalteten sich die Arbeiten, um so höher ins Gebirge hinauf mußte man greifen, um noch verfügbares Wasser heranzuleiten. Man entzog dasselbe meist hochgelegenen Seen in den Anden oder durch reiche Fülle sich auszeichnenden Flüssen, denen man ohne Schaden für bereits versorgte Felder noch das neuerdings erforderlich gewordene Naß abzapfen konnte; man vereinigte aber auch Quellen und schwache Rinnsel in Sammelbecken, deren einige über eine halbe Stunde lang, beinahe ebenso breit und mit massiven Steindämmen von 80 Fuß Dicke an der Basis versehen waren und sparte hier bis zur Zeit des Verbrauches. Man hatte mit der ganzen Ungunst eines wilden Gebirgslandes zu kämpfen, vermochte über keine einzige der heutzutage von uns gebändigten Naturkräfte zu verfügen, kannte noch nicht einmal das geschmiedete Eisen, konnte sich an keinem Vorbilde Rats erholen und durchbohrte dennoch Berge, hieb in steil abfallenden Felswänden in halsbrechender Höhe verlaufende Wasserbetten ein, überbrückte Täler und legte Sümpfe und Moräste trocken. Einzelne dieser Wasserläufe, z. B. einer, welcher durch das Gebiet von Chontisuyu führte, sollen über 600 km Länge und 10—12 Fuß Tiefe und Breite gehabt haben! Wo diese Wasserbetten nicht in lebendigen Felsen gehauen werden konnten, stellte man sie aus riesigen Quadern her, welche so genau aneinander gesetzt wurden, daß sie keines Bindemittels bedurften, um das flüssige Element festzuhalten. An den Außenseiten verstärkte man ihre Dichtigkeit allerdings noch durch sorgfältig aufgeschichtete Rasenböschungen. Von Strecke zu Strecke waren Auslässe von ganz bestimmter, den zu bewässernden Flächen genau entsprechender Weite angebracht, welche von besonderen Beamten zu gewissen Stunden geöffnet und wieder geschlossen wurden. Jeder Feldbesitzer hatte sich rechtzeitig auf seinem Felde einzustellen und in vorschriftmäßig festgesetzter Weise das ihm zukommende Wasser zu verteilen. Ließ er die Zeit verstreichen, so erhielt er nicht allein

kein Wasser, sondern wurde auch noch als „fauler Knochen" gescholten und selbst gezüchtigt. Kein Feld durfte bevorzugt werden; erlaubte sich ein Vornehmer oder Beamter außer der Reihenfolge Wasser zu entnehmen, so stand ihm, wenn Klage bis vor den Thron gebracht wurde, die härteste, selbst die Todesstrafe bevor.

Um steile Hänge dem Ackerbau zugänglich zu machen, wurden nicht minder großartige Bauten errichtet, Terrassenmauern nämlich, welche den ganzen Hang in stufenartig übereinander liegende wagrechte Beete umzugestalten bestimmt waren und noch heutigen Tages die Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich lenken, zur Zeit aber selbstverständlich größtenteils brach liegen. Auch bei diesen Anlagen machte sich wiederum die Weitsichtigkeit und vor nichts zurückschreckende Tatkraft der Inka geltend. Man scheute keine Mühe, um neues Ackerland zu erzielen, gleichviel, ob man zu solchen die noch fehlende Erde von fernher herbeitragen mußte und auch dann nur Beete erhielt, welche höchstens fünf oder sechs Maispflanzen Raum boten, oder ob man auf jedem Absatze schmale Felder gewann und zu ihnen an Ort und Stelle das nötige Erdreich vorfand.

Selbst den wüsten Dünen an der Meeresküste, denen kein Wasser zugeführt werden konnte, wußte man Ackerflächen abzutrotzen, indem man die vom Winde aufgetürmte, 15—20 Fuß hohe Sandschicht abtrug und die in der Tiefe liegende, durch das Wasser der sich im Sande verlierenden Bäche feucht erhaltene Schicht bestellen konnte. Genügend hohe Mauern aus Luftziegeln umgaben derartige Tieffelder und schützten sie vor dem Flugsande, welcher sie gegenwärtig wieder begraben hat. Für die Sorglichkeit der hier dem Boden Frucht abringenden Feldarbeiter spricht, daß man neben jedes Maiskorn oder Gemüsepflänzchen einige Sardellenköpfe in den Boden steckte.

Dung wurde im ganzen Inkareiche allgemein angewandt, und alle etwa geeigneten Stoffe hierzu ausgiebig verwendet. „An der Seeküste von Arequipa an bis Tarapaca, in einer Ausdehnung von mehr als 200 Meilen," erzählt Garcilasso, „gebraucht man keinen andern Dünger als den Kot der Seevögel, deren es an der ganzen Küste große und kleine gibt und welche in so großen Scharen vorkommen, daß sie jeder Beschreibung spotten. Sie nisten auf mehreren unbewohnten Inseln in der Nähe der Küste und lassen eine unglaubliche Menge von Dünger zurück, wirkliche Berge, welche von weitem Schneegipfeln gleichen. Zur Zeit der Inka bestanden strenge Verordnungen bezüglich des Schutzes dieser Vögel. Bei Todesstrafe war es verboten, während der Brutzeit die von ihnen bevölkerten Inseln zu betreten oder jemals einen von ihnen zu töten. Jede Insel war einer, oder wenn sie einen größeren Umfang hatte, zwei oder drei Provinzen zur Nutzung zugewiesen und im letzteren Falle durch Grenzsteine abgeteilt, jeder einzelne Teil zerfiel aber wiederum in kleinere Parzellen, so daß nicht allein jedes Dorf, sondern jeder einzelne Bewohner auf den Anteil beschränkt wurde, welchen er nach Schätzung für das Düngen seiner Felder benötigte. Mehr fortzuschaffen oder gar dem anderen

das ihm Gehörige zu entfremden, wurde als Diebstahl angesehen und hart, gegebenen Falles ebenfalls mit dem Tode bestraft, jede Überschreitung der eingeräumten Befugnisse überhaupt als Geringschätzung der Obrigkeit betrachtet und dementsprechend geahndet."

Dank diesem vortrefflichen, dem Boden in genügender Menge zugeführten Dünger erzielte man auf Rieselfeldern alljährlich mehrere Ernten, wogegen nicht bewässerbare Äcker höchstens zwei Male nacheinander bestellt werden konnten und dann ein paar Jahre brach liegen mußten.

Die Ackergerätschaften der Inka waren schon aus dem Grunde höchst mangelhaft, weil man keine verwendbaren Zugtiere besaß. Den Pflug vertrat ein sehr einfacher Spaten, gewöhnlich nur ein zugespitzter Holzapfel, an welchem man 25—30 cm oberhalb der Spitze einen Seitenast belassen oder ein Querholz angebunden hatte, damit der Arbeiter ihn tief in den Boden stoßen und letzteren aufwühlen konnte. Zum Zerkleinern der Schollen bediente man sich in der Regel der Hände mithelfender Frauen, welche hinter den in Reihen von sechs bis acht nebeneinander arbeitenden Männer hergingen und die Schollen günstigenfalls mit einem Rechen, sonst mit dem Drucke der Hand zerbröckelten, gleichzeitig aber auch alle Wurzelreste früherer Ernten und das Unkraut entfernten. Rieselfelder, welche man selbstverständlich sorgfältig von allen Steinen gereinigt hatte, wurden vor dem Graben erst unter Wasser gesetzt, um die hart gewordene Erdkruste aufzuweichen. Heitere Gesänge kürzten und erleichterten jegliche Arbeit.

Bananen, Mais, Quinoa, Rotpfeffer, zwei Bohnenarten, Kürbisse, Gurken, Katscham, Ananas, und insbesondere noch der Kokastrauch waren die hauptsächlichsten Getreide- und Gemüsearten, welche man auf Reisfeldern erbaute, wogegen man auf nicht bewässerbaren Äckern, zumal in den weiten Hochebenen der Anden, die Knollenfrüchte Papa, Anjus, und Apitschu erzielte. Den Kokastrauch pflanzte man in warmen, sonnigen und feuchten Tälern der Andenkette an und behandelte ihn mit größter Sorgfalt. In heißen Gegenden pflückte man aller drei, in kühleren aller vier Monate seine jüngsten, zartesten Blätter, trocknete sie in der Sonne, verpackte sie in Körbchen aus Rohr oder Binsen und schickte sie sofort nach der Hauptstadt. Unter den Erträgnissen der Felder werden auch verschiedene Obstsorten genannt: apfelähnliche, an unsere Birnen erinnernde, mit den Orangen vergleichbare, und als Kirschen bezeichnete Früchte, welche wir zu unserm Bedauern nicht näher bestimmen können. Endlich haben wir noch der häufig vorkommenden Agave tuberosa Erwähnung zu tun. Ihre Blätter und Wurzeln lieferten Bast zur Anfertigung von Sandalen und Stricken, die Wurzeln außerdem eine Waschseife; ob man auch den Saft ihrer Blätter zur Bereitung eines geistigen Getränkes verwendete, wie es im alten und heutigen Mexiko geschieht, wissen wir nicht zu sagen.

Alles Getreide und Trockengemüse, einschließlich der für längere

Dauer zubereiteten Papa, wurden in Speichern, Pirua, beisammen aufbewahrt. Sie waren aus Luftziegeln in länglicher Form erbaut und in viele Abteilungen, von denen jede bis 450 Hektoliter faßte, geteilt, letztere durch einen Längsgang verbunden und mit einer verschließbaren Öffnung von genau bestimmter Größe zum Ablassen der Frucht ausgestattet. Jeder Speicher diente immer nur einer einzigen Getreide- oder Fruchtsorte, wurde aber, wenn mehrere Jahre nacheinander gute Ernten gewesen waren, so gefüllt, daß er zuweilen für zehn Jahre Vorrat enthielt; denn jedem entnahm man solche nur für eine bestimmte Einwohnerzahl. Die Dreiteilung war auch hier streng durchgeführt.

Gegenüber dem Ertrage der Felder sank der, welchen die Viehzucht abwarf, tief herab. Einzig und allein Lama und Alpaka züchtete man allgemein, wenn auch nur im Gebirge. Hier, auf den weiten Hochebenen, wie an den Berggipfeln bis zur Schneegrenze, wo eine magere Umbellifere wächst, war und ist ihre eigentliche Heimat, wie ja auch die Stammart, das Huanako und die Vikunja, die Höhen der Kordilleren bevorzugen und nur im Süden Amerikas durch den dort strengen Winter sich in die Tiefe herabdrücken lassen. Auf geeigneten Weideplätzen sah man hier fast unzählbare Herden dieser Tiere, welche Eigentum des Sonnengottes wie des Inka waren von Ljamamitschecks gehütet wurden. Alle Hirten standen wiederum unter Oberaufsicht eines Verwaltungsbeamten, welchem die Pflicht oblag, jedes Stück in seinem Kippu*) zu vermerken. Man schied nicht bloß Böcke, Urko und Ziegen, Lama voneinander, sondern teilte die Herden auch nach ihrer Farbe ein, indem man die buntscheckigen von den naturfarbigen trennte. Einmal alljährlich fand große Schur statt, wobei es ohne arges Spucken nicht abgegangen sein dürfte. Die gewonnene Wolle wurde nach hergebrachter Regel verteilt und von den Frauen gesponnen und gewebt, um die eigene Familie wie die öffentlichen Speicher mit den gebräuchlichen Stoffen zu versehen. Überzählige Jungböcke und sehr alte Tiere beiderlei Geschlechts wurden geschlachtet und ihr Fleisch gegessen, ihre Haut aber zu ziemlich haltbarem Leder verarbeitet. Den Herden des Sonnengottes entnahm man die Opfertiere, denen des Inka die zum Schlachten bestimmten, deren Fleisch für die Hoftafel gefordert wurde, beiden gemeinschaftlich auch die Stücke, welche bei großen Festgelagen zur Bewirtung des Volkes erforderlich waren.

Vornehme und Kurakas besaßen ebenfalls Lamaherden, allerdings von geringerer Anzahl. Der Hatunruna des Gebirges erhielt für seinen Hausstand ein einziges Paar mit der Erlaubnis, die junge

*) Die Kippu der Peruaner waren Knotenschnüre, die dem Gedächtnis zur Unterstützung dienten. Verschiedene Farben wurden verwendet, sowie verschiedene Schlingen geschlagen. Solche Kippu konnten ganze Aktenbündel darstellen, aus deren verschiedenen Verschlingungen, Farbenabwechslungen 2c. der Kundige zu lesen verstand gleichwie in einem Buche. Anfänge dieses Verfahrens sind über die ganze Erde verbreitet und auch wir haben noch den „Knoten im Taschentuch“.

oder die alte Lamaziege schlachten zu dürfen, letztere jedoch nur, wenn sie durch eine junge bereits ersetzt worden war.

Für landwirtschaftliche Arbeiten wurde das Lama während der Inkaherrschaft nicht benutzt; man verwendete es nur zum Tragen geringer Lasten. Eine Bürde von etwa 35 kg trug ein kräftiger Lamabock ohne Beschwerde und legte mit ihr täglich eine Strecke von 15—18 km zurück, verlangte aber geschickte und sanfte Behandlung, falls sein dummstörrischer Trotz nicht Unannehmlichkeiten nach sich ziehen sollte. Die Spanier, welche ihm nicht allein Traglasten aufbürdeten, sondern es auch zum Ziehen zu benutzen suchten, klagen ebenso über das unangenehme Spucken, wie über die Störrigkeit des Lamas und ließen letzterer Eigenschaft halber neben den Beladenen stets einige Unbelastete gehen, um diesen die Last aufzubürden, wenn eines von jenen sich weigerte, weiter zu schreiten, sich auf den Boden warf und weder durch Prügel noch durch — Messerstiche! zu fernerem Dienst zu bewegen war. Beliebtheit hat sich das fremdartige, eigensinnige Geschöpf bei den späteren Beherrschern nie erworben; denn nicht allein, daß man dem von ihm ausgeworfenen Speichel giftige Eigenschaften zuschrieb und ihn fürchtete, mußte man mehr als einmal erleben, daß eine mit Gold befrachtete Herde im Gebirge plötzlich scheu wurde, mit Windeseile auf für Menschen unbetretbaren Pfaden dahinstürmte und die zusammengeraubten Schätze auf Nimmerwiedersehen entführte.

Es würde falsch sein, wenn man annehmen wollte, daß der Hatunruna sich ausschließlich mit dem Feldbaue beschäftigt hätte. Jeder Bewohner des Inkareiches mußte nicht allein die zum Fristen seines Daseins notwendigsten Arbeiten verrichten, sondern auch die zum täglichen Gebrauche erforderlichen Gegenstände und Werkzeuge anfertigen können. Jeder wurde von Kindheit an in den verschiedensten Hantierungen unterrichtet, und jeder verstand daher, Garten oder Feld zu bestellen, ein Haus zu bauen, Acker- und Hausgeräte zu verfertigen, Wolle zu spinnen, zu weben, Stoffe zu nähen, Sandalen zu flechten und anderes mehr. Gleichwohl bildeten sich einzelne durch sich selber zu geschicktern Arbeitern heraus, wurden im gewissen Sinne Handwerksmeister und unterrichteten Lehrlinge und Gesellen. In der ganz allein betriebenen Weberei brachten es einige zu solcher Fertigkeit, daß ihr Gewebe aus feinster Vikunjawolle an Kaiser Karl V. Hofe anfänglich für Seidenstoffe gehalten und von Philipp II. vor allen irgend sonstwo verfertigten Teppichen, Bettdecken und dergleichen bevorzugt wurden. Man bewunderte hauptsächlich die vollkommene Gleichheit des Gewebes auf beiden Seiten, kaum weniger aber seine Weichheit und Pracht, den Glanz und die Dauerhaftigkeit seiner Farben.

Squire fand in einem alten Indianergrabe von den Inka herrührende Gewebe, die er in folgender Weise schildert: „Das Baumwollenzeug war bemerkenswert fein und von gleichmäßigen Fäden, deren es für Kette und Einschlag 62 auf den Zoll hatte. — Das Feinste war einfach oder ohne alle Färbung, einen Anflug von Gelb,

wahrscheinlich vom Alter, abgerechnet. Proben aus neugeöffneten Gräbern waren vollkommen weiß. Einige Proben waren mit allerlei Figuren und solchen von Tieren gewebt. In dem einen Muster besteht der Rand des Gewebes aus einem schmalen Streifen weiß, dann einer von schwarzer, in dunkelbraun übergehenden Farbe, welche letztere die vorherrschende des Gewebestückes gewesen zu sein scheint, von dem wir in unserem Reste einen Teil sehen. In diesen Grund eingewebt ist eine Reihe Figuren gelber Eidechsen mit roten Augen, die mit Vögeln mit roten Augen und Füßen, gelben Beinen und Schnäbeln abwechseln. Letztere scheinen nach den Köpfen der Eidechsen zu picken, und ihre Schnäbel sind länger als ihre Beine. Dieses Muster ist an mehreren Gewebeteresten bemerkt worden. Einer derselben war ein kleiner wollener Teppich mit ziegelfarbigem Grunde, auf welchem kleine Silberplatten festgenäht sind. Diese tragen wieder Verzierungen im Relief. Das Ganze hat einen doppelten Saum von blauen und gelben Federn mit Federtroddeln, die in silbernen Knöpfen stecken. Dieses Stück wurde nebst vielen anderen größeren und kleineren Resten aus den Gräbern von Chancay, nördlich von Chimu, erhalten. Eine derartige Verzierung von Tuch durch angeheftete Platten aus edlem Metall statt Stickerei mit Fäden aus dem Zeugstoffe selbst, ist keineswegs ein Ausnahmefall. Unter den Gewändern oder Hüllen, die durch Oberst La Rosa aus den Gräbern in Chimu genommen wurden und jetzt im Museum der historischen Gesellschaft zu Neuyork aufbewahrt werden, gibt es eins, das ganz mit Silberplättchen besetzt ist, welche in Gestalt von Fischen zerschnitten sind. Ihre Originalgröße beträgt $9^1/_2$ Zoll in größter Länge und $5^1/_4$ Zoll in größter Breite, und sie hat die Form des als „Skate" bekannten Fisches. Sie war vermittels kleiner hineingeschlagener Löcher auf Tuch genäht. Dünne Silberplatten, auch in der Form von Fischen zugeschnitten, deren Augen Flossen, Kiemen und andere Züge wie durch Stempel hineingetrieben waren, hatte man auch sonstwo, namentlich auf den Guanoinseln Chincha gefunden." Die reichhaltigste Sammlung solcher Webstoffe dürfte sich zweifellos im ethnographischen Museum zu Berlin finden. Aus den dort ausgestellten Geweben kann man den besten Schluß auf die Kunstfertigkeit der alten peruanischen Weber ziehen.

Aber die geschicktesten Weber beschränken sich nicht einmal auf die vorzügliche Vikunjawolle, sondern wagten es sogar, das eigentümlich beschaffene Haar der Fledermäuse zu spinnen und zu verweben, um dem Inka Kleiderstoffe zu bieten, mit deren Weichheit und Schönheit kein anderes Gewebe den Vergleich ausgehalten haben soll. Dieselbe Höhe der Geschicklichkeit zeigten Hüte, Sonnenschirme, Vorhänge und Teppiche, welche äußerst geschmackvoll aus bunten Vogelfedern zusammengesetzt waren, bekundeten alle mehr dem Kunstgewerbe als dem Handwerke angehörigen Arbeiten, welche aus ihrer Hand hervorgingen. Es gab unter ihnen Töpfer, welche so formschöne und sauber ausgeführte Tongefäße verfertigten, daß wir diesen noch heute unsere vollste Bewunderung nicht versagen können. Sie zählten unter

sich Steinmetzen, welche die härtesten Steine zu bearbeiten und zu polieren verstanden, Gold- und Silberarbeiter, deren künstlerische Erzeugnisse das Erstaunen der Eroberer erregten, uns aber leider bis auf wenige durch deren zur Krankheit gewordene Goldgier entzogen wurden. Es bildeten sich unter ihnen Baumeister aus, welche, wie wir bereits sahen, an Kühnheit der Entwürfe und Sicherheit der Ausführung, falls wir recht unterrichtet sind, auch an Geschmack der Durchbildung gewisser Einzelheiten hinter den unsrigen kaum zurückstanden. Sie leisteten mit ihren mangelhaften Werkzeugen und Hilfsmitteln, was auf sich selbst angewiesene Völker, denen die großen Errungenschaften anderer unbekannt geblieben sein mußten, überhaupt leisten konnten. Sie würden, wären sie über das Bronzezeitalter hinübergekommen, unzweifelhaft noch viel Hervorragenderes geleistet haben.

Religion und Volkserziehung im alten Mexiko.

Nach William H. Prescott.*)

Die bürgerliche Verfassung der Azteken ist so eng mit ihrer Religion verschmolzen, daß es ohne Verständnis der letzteren unmöglich ist, sich richtige Begriffe von ihrer Regierung und ihren geselligen Einrichtungen zu bilden. Ich will mich bemühen, einen kurzen Umriß ihrer Götterlehre und ihrer sorgsamen Maßregeln zur Aufrechthaltung eines volksmäßigen Gottesdienstes zu geben.

Die mexikanische Religion war über die ersten Anfänge hinaus entwickelt und hatte, obgleich die dichterischen Einflüsse sie wenig berührten, ein eigentümliches Ansehen durch die Priester empfangen, die eine Menge so lästiger Gebräuche eingeführt hatten, als jemals bei irgend einem Volke gefunden worden ist. Sie hatten überdies den Schleier der Sinnbildlichkeit über frühe Überlieferungen geworfen und ihre Gottheiten mit Eigenschaftszeichen bekleidet, welche weit mehr den wunderlichen Begriffen der morgenländischen Völker der alten Welt als den leichteren Dichtungen der griechischen Götterlehre ähnelten, in welcher die Züge von Menschlichkeit, wie übertrieben sie auch gewesen, doch niemals ganz aufgegeben waren.

Beim Betrachten des Religionsgebäudes der Azteken fällt sein offenbarer Mangel an Zusammenhang auf, als wenn ein Teil desselben von einem einigermaßen verfeinerten, für edle Eindrücke empfänglichen Volke ausgegangen wäre, während das Übrige einen Geist ungezähmter Roheit atmet. Dies führt natürlich auf den Gedanken von zwei verschiedenen Ursprüngen und berechtigt uns zu glauben, daß die Azteken von ihren Vorgängern einen milderen Glauben ererbt hatten, auf welchen nachher ihre eigene Götterlehre gepflanzt wurde. Die letztere wurde bald herrschend und gab den Glaubens-

*) „Geschichte der Eroberung von Mexiko.“ Aus dem Englischen. Bd. I. Leipzig 1845.

sätzen der unterjochten Völker, welche die Mexikaner, gleich den alten Römern, willig ihren eigenen einverleibt zu haben scheinen, ihre dunkle Färbung, bis der nämliche düstere Aberglaube sich bis zu den fernsten Grenzen von Anahuac festsetzte.

Die Azteken bekannten sich zum Glauben an das Dasein eines höchsten Schöpfers und Herrn des Weltalls. Sie nannten ihn in ihren Gebeten „den Gott, durch den wir leben", „den Allgegenwärtigen, der alle Gedanken kennt, und von dem alle Gaben kommen", „ohne den der Mensch so viel als nichts ist", „den unsichtbaren, unkörperlichen, einzigen Gott, von vollkommener Vollkommenheit und Reinheit", „unter dessen Fittichen wir Ruhe und sicheren Schutz finden. Diese erhabenen Zuerkenntnisse setzen keinen mangelhaften Begriff vom wahren Gott voraus. Aber der Gedanke der Einheit — der eines Wesens, bei dem Wollen Tat ist, das keiner untergeordneten Diener bedarf, um seine Zwecke auszuführen — war zu einfach oder zu hoch für ihre Verstandeskräfte, und sie suchten, wie gewöhnlich, Hilfe in einer Vielheit von Gottheiten, welche die Aufsicht führten über die Elemente, die Abwechslung der Jahreszeiten, die verschiedenen Beschäftigungen des Menschen.

Unter diesen gab es dreizehn Hauptgottheiten und über zweihundert untergeordnete, von denen einer jeden ein bestimmter Tag oder eine eigene Festlichkeit gewidmet war.

An der Spitze von allen stand der schreckliche Huitzilopochtli, der mexikanische Mars, obgleich man dem heldenmütigen Kriegsgotte des Altertums Unrecht tut, ihn jenem blutdürstigen Ungeheuer gleichzustellen. Dieser war die Schutzgottheit des Volkes. Sein wunderliches Bild war mit kostbaren Zieraten überladen. Seine Tempel waren die prachtvollsten und erhabensten unter den öffentlichen Gebäuden, und seine Altäre rauchten vom Blute der Menschenopfer in jeder Stadt des Reiches. Der Einfluß eines solchen Aberglaubens auf den Charakter des Volkes muß wahrlich ein unheilvoller gewesen sein.

Eine weit merkwürdigere Person in ihrer Götterlehre war Quetzalcoatl, der Gott der Luft, eine Gottheit, welche während ihres Verweilens auf der Erde die Eingeborenen im Gebrauch der Metalle, im Landbau und in der Regierungskunst unterrichtete. Er war ohne Zweifel einer jener Wohltäter ihres Geschlechts, welche die Dankbarkeit der Nachwelt zu Göttern erhoben hat. Unter ihm brachte die Erde Blumen und Früchte ohne die Mühe der Bebauung hervor. Eine Ähre von indianischem Getreide war so viel, als ein einzelner Mensch forttragen konnte. Die Baumwolle nahm im Wachsen aus eigenem Antriebe die reicheren Färbungen menschlicher Kunst an. Die Luft war von berauschenden Wohlgerüchen und dem süßen Gesange der Vögel erfüllt. Kurz, es waren die friedlichen Tage, die in den Götttergebäuden so vieler Völker der alten Welt ihre Stelle haben. Es war das goldene Zeitalter von Anahuac.

Aus irgend einem nicht näher angegebenen Grunde zog sich Quet-

zalcoatl den Zorn eines der Hauptgötter zu und ward gezwungen, das Land zu verlassen. Auf seinem Wege machte er in der Stadt Cholula Halt, wo ein Tempel seiner Verehrung gewidmet ward, dessen massenhafte Trümmer noch immer eins der merkwürdigsten Überbleibsel des Altertumes in Mexiko sind. An den Küsten des mexikanischen Meerbusens angekommen, nahm er von seinen Begleitern Abschied, versprach, daß er mit seinen Nachkommen später wieder zu ihnen zurückkehren werde, bestieg sein aus Schlangenhäuten gemachtes Zauberschiff und schiffte sich auf dem großen Weltmeere nach dem Fabellande Tlapallan ein. Er soll eine hohe Gestalt, weiße Haut, langes dunkles Haar und einen herabwallenden Bart gehabt haben. Die Mexikaner harrten zuversichtlich der Rückkehr der wohltätigen Gottheit, und diese merkwürdige Sage, welche sie tief in ihrem Herzen bewahrten, bahnte dem künftigen Erfolge der Spanier den Weg.

Es bleibt uns nicht Raum genug zu ferneren, die mexikanischen Gottheiten betreffenden Einzelheiten. Die Unterscheidungszeichen von vielen derselben wurden sorgfältig bestimmt, da sie in regelmäßiger Folge in die Penaten oder Hausgötter übergingen, deren kleine Bildnisse in den ärmsten Hütten zu finden waren.

Die Azteken empfanden die dem Menschen in fast jedem Grade der sittlichen Bildung eigene Neugier, den Schleier zu lüften, welcher die geheimnisvolle Vergangenheit und die noch ehrfurchterregendere Zukunft bedeckt. Sie suchten, gleich den Völkern des alten Festlandes, den niederdrückenden Begriff der Ewigkeit sich dadurch zugänglich zu machen, daß sie dieselbe in bestimmte Zeitkreise oder Zeiträume, jeden von der Dauer einiger tausend Jahre zerlegten. Es gab vier solcher Zeitkreise, und am Ende eines jeden wurde durch die Wirkung eines der Elemente die menschliche Familie von der Erde entrafft und die Sonne am Himmel ausgelöscht, um wieder angezündet zu werden.

Sie stellten sich drei abgesonderte Zustände des Daseins im künftigen Leben vor. Die Gottlosen, wozu der größte Teil des Menschengeschlechtes gehörte, mußten ihre Sünden an einem Orte büßen, wo ewige Finsternis herrschte. Eine andere Klasse, die kein anderes Verdienst hatte, als an gewissen, grillenhaft ausgewählten Krankheiten gestorben zu sein, lebte in einem inhaltlosen Zustande empfindungsloser Zufriedenheit. Der höchste Platz war, wie bei den meisten kriegliebenden Völkern, für die Helden aufbewahrt, welche in der Schlacht oder als Menschenopfer fielen. Sie traten sogleich vor die Sonne, die sie mit Gesängen und Chortänzen auf ihrer glänzenden Himmelsreise begleiteten, und nach einigen Jahren schieden ihre Geister von dort, um die Wolken und Singvögel von schönem Gefieder zu beleben und mitten unter den reichen Blüten und Gerüchen der Gärten des Paradieses zu schwelgen.

So stellten sich die Azteken den Himmel vor, und diese Vorstellung war geläuterter, als die der verfeinerten Heiden, deren Elysium nur ein Wiederschein von Kriegsbelustigungen oder von sinnlichen Genüssen des diesseitigen Lebens war. In dem Schicksal, das

sie den Gottlosen bestimmten, erkennen wir gleichfalls Spuren von Verfeinerung, da der Mangel aller körperlichen Qualen einen auffallenden Gegensatz bildet zu den durch die Einbildungskraft der meisten aufgeklärten Völker so sinnreich ausgedachten Erfindungen von Leiden.

In alle diesem, was den natürlichen Eingebungen der wilden Azteken so zuwider ist, sehen wir die Beweise von einer höheren Gesittung, die sie von ihren Vorgängern in dem Lande geerbt haben.

Unsere beschränkten Grenzen gestatten uns nur, einen flüchtigen Blick auf einen oder zwei ihrer beachtenswertesten religiösen Gebräuche zu werfen. Bei dem Tode eines Menschen wurde seine Leiche mit den seiner Schutzgottheit eigentümlichen Gewändern bekleidet. Sie wurde mit Papierschnitzeln bestreut, welche als Zaubermittel gegen die Gefahren des dunklen Weges dienen, den er zu bereisen hatte. Eine Menge Sklaven wurden, wenn er reich war, bei seinem Leichenbegängnis geopfert. Sein Körper ward verbrannt, und die in einem Gefäße gesammelte Asche in einem Gemache seines Hauses aufbewahrt.

Ein merkwürdiges Übereinstimmen mit christlichen religiösen Gebräuchen findet sich bei dem Namengeben ihrer Kinder. Lippen und Brust des Kindes wurden mit Wasser besprengt und „die Gottheit angefleht, daß sie den heiligen Tropfen erlaube, die Sünde fortzuwaschen, welche demselben vor Erschaffung der Welt zugekommen war, so daß das Kind von neuem geboren werden möge.“ Wir werden in mehr als einem ihrer Gebete, worin sie sich regelmäßiger Formeln bedienten, an die christliche Sittenlehre erinnert. „Willst du, Herr, uns auf ewig vertilgen? Ist diese Strafe uns nicht zu unserer Besserung, sondern zu unserer Vernichtung auferlegt?“ Und dann wieder: „Erteile uns aus deiner großen Gnade deine Gaben, welche wir durch unsere eigenen Verdienste zu empfangen nicht würdig sind.“ „Halte Frieden mit allen“, sagt ein anderes Gebet, „ertrage Schmähungen mit Demut; Gott, der alles sieht, wird dich rächen“. Diese reinen und erhabenen Grundsätze sind allerdings mit anderen von kindischem und selbst rohem Charakter gemischt, welcher jene Verwirrung moralischer Begriffe verrät, die in der Dämmerung der Sittigung natürlich sind. Man würde indes nicht erwartet haben, in einem solchen geselligen Zustande auf Lehren zu treffen, ganz so erhaben, wie nur immer die durch die erleuchteten Gesetzbücher aller Weltweisheit eingeprägten.

Aber obgleich die Aztekische Götterlehre nichts von den schönen Erfindungen des Dichters oder von den Verfeinerungen der Weltweisheit in sich aufgenommen hat, so verdankt sie doch vieles, wie ich schon erwähnt habe, den Priestern, welche bestrebt waren, die Einbildungskraft des Volkes durch die höchst äußerlichen und prunkenden Religionsgebräuche zu blenden. Der Einfluß des Priestertums muß bei einem vollkommenen Zustande der Gesittung am größten sein, wo es alle die spärliche Wissenschaft des Zeitalters ganz für seinen eigenen Stand in Anspruch nimmt. Dies ist ganz besonders der Fall, wenn die Wissenschaft von jener unechten Art ist, welche sich weniger

mit den wirklichen Naturerscheinungen als mit den grillenhaften Hirngespinsten des menschlichen Aberglaubens beschäftigt. Dahin gehören die Wissenschaften der Sterndeuterei und Wahrsagung, womit die aztekischen Priester ganz vertraut waren, und während sie die Schlüssel der Zukunft in Händen zu haben schienen, flößten sie dem unwissenden Volke ein Gefühl von abergläubischer Furcht ein, das wahrscheinlich stärker war, als die in irgend einem andern Lande — selbst als im alten Ägypten.

Der priesterliche Stand war sehr zahlreich, was aus der Angabe hervorgeht, daß zu dem Haupttempel der Hauptstadt 5000 Priester auf eine oder die andere Art gehörten. Die verschiedenen Rangstufen undVerrichtungen dieser zahlreichen Körperschaft waren mit großer Genauigkeit voneinander getrennt. Die in der Musik am besten Unterrichteten übernahmen die Leitung der Chöre. Andere ordneten die Festtage nach dem Kalender. Einige führten die Aufsicht über die Erziehung der Jugend, und andere waren mit den bildschriftlichen Gemälden und mündlichen Überlieferungen beauftragt, während die traurigen Gebräuche bei den Menschenopfern den Hauptwürdeträgern des Standes vorbehalten waren. An der Spitze des Ganzen standen zwei Hohepriester, durch den König und die vornehmsten Edelleute, wie es scheint, gewählt, ohne Rücksicht auf Geburt, sondern lediglich auf ihre Befähigungen, die sie bei ihrem früheren Benehmen in einem untergeordneten Verhältnisse bewiesen hatten. Sie waren einander der Würde nach gleich und nur dem Landesherrn untergeordnet, der selten ohne ihren Rat in wichtigen Angelegenheiten des öffentlichen Wohls handelte.

Von den Priestern war jeder für den Dienst einer eigenen Gottheit bestimmt und hatte eine, ihm innerhalb der geräumigen Umgebung seines Tempels angewiesene Wohnung, wenigstens während sie zum unmittelbaren Dienst darin angestellt waren; — denn es war ihnen erlaubt zu heiraten und eigene Familie zu haben. In diesem mönchischen Wohnsitze lebten sie in der ernsten, strengen, klösterlichen Zucht. Dreimal des Tages und einmal in der Nacht wurden sie zum Gebet gerufen. Sie waren fleißig in ihren Waschungen und Nachtgebeten, und töteten ihr Fleisch durch Fasten und harte Bußen, — indem sie sich blutig geißelten oder sich mit Aloedornen stachen.

Die großen Städte waren in Bezirke eingeteilt und der Sorge von einer Art von Kirchenspielgeistlichkeit anvertraut, welche jede religiöse Handlung innerhalb ihres Bezirkes anordnete. Merkwürdig ist es, daß sie die kirchlichen Gebräuche der Beichte und Sündenerlassung anwendeten. Die Geheimnisse des Beichtstuhles wurden unverletzlich bewahrt und Bußen fast von derselben Art, wie in der römisch katholischen Kirche auferlegt. Es gab zwei merkwürdige Eigenheiten in den aztekischen religiösen Gebräuchen. Die erste war, daß, da die Wiederholung eines schon einmal gebüßten Vergehens für unsühnbar gehalten wurde, ein Mensch nur einmal im Leben beichten konnte, was gewöhnlich bis zu einem vorgerückten Alter verschoben

wurde, wo dann der Bußfertige sein Gewissen entlud und die lange Rechnung seiner Missetaten auf einmal abmachte. Eine andere Eigentümlichkeit war, daß die priesterliche Sündenerlassung als gesetzliche Strafe für Vergehen angenommen wurde und zur Freilassung im Falle einer Gefangenschaft berechtigte. Lange nach der Eroberung suchten die einfältigen Eingeborenen, wenn sie dem Gesetze verfallen waren, durch die Vorzeichung eines Beichtzeugnisses zu entkommen.

Eine der wichtigsten Pflichten des Priesterstandes war die der Erziehung, zu welcher bestimmte Gebäude innerhalb der Umzäunung des Haupttempels eingerichtet waren. In diese wurde die Jugend beiderlei Geschlechts der höheren und mittleren Stände schon in einem sehr zarten Alter gebracht. Die Mädchen wurden der Sorge von Priesterinnen übergeben; denn es war den Frauen erlaubt, priesterliche Handlungen zu verrichten mit Ausnahme der Opfer. In diesen Anstalten wurden die Knaben in mönchischer Zucht eingeübt. Sie schmückten die Schreine der Götter mit Blumen aus, unterhielten die heiligen Feuer und nahmen an den religiösen Gesängen und Festlichkeiten teil. Die in der höheren Schule wurden mit der Sagenlehre, den Geheimnissen der Bilderschrift, den Regierungsgrundsätzen und solchen Zweigen der Sternkunde und Naturwissenschaften vertraut gemacht, welche innerhalb der Grenzen des Priesterstandes lagen. Die Mädchen lernten verschiedene weibliche Beschäftigungen, besonders reiche Altardecken für die Götter zu weben und zu sticken. Auf die sittliche Zucht beider Geschlechter wurde große Sorgfalt gelegt. Es herrschte der vollkommenste Anstand, und Vergehen wurden mit äußerster Strenge, in einigen Fällen selbst mit dem Tode bestraft. Furcht, nicht Liebe war die Triebfeder der Erziehung bei den Azteken.

In einem passenden Alter zum Heiraten oder um in die Welt zu treten, wurden die Zöglinge mit vieler Förmlichkeit aus dem Kloster entlassen, und oft die, welche sich am besten für verantwortliche Stellungen im öffentlichen Leben eigneten, in solche durch Empfehlungen des Vorstehers eingeführt. Es war das aber ein listiges Verfahren der mexikanischen Priester. Indem diese sich selbst das Geschäft des Unterrichts vorbehielten, waren sie im stande, das junge und biegsame Gemüt nach ihrem Willen zu formen und es schon früh an Ehrfurcht vor der Religion und deren Dienern zu gewöhnen, — eine Ehrfurcht, welche noch ihre Macht auf die eiserne Natur des Kriegers ausübte, lange nachdem jede Spur der Erziehung durch das rauhe Gewerbe, dem er sich gewidmet hatte, verwischt war.

Zu jedem der Haupttempel gehörten Ländereien zum Unterhalt der Priester. Diese Güter wurden durch die Staatsklugheit oder Frömmigkeit aufeinanderfolgender Fürsten vermehrt, bis sie unter dem letzten Montezuma zu einer ungeheuren Ausdehnung angewachsen und über alle Teile des Reiches ausgebreitet waren. Die Priester besorgten die Verwaltung ihres Eigentums selbst, und sie scheinen ihre Dienstleute mit der der mönchischen Körperschaften eigenen Freisinnigkeit und Nachsicht behandelt zu haben. Außer den reichlichen

aus dieser Quelle gezogenen Einkünften wurde der geistliche Stand noch bereichert durch die Erstlingsfrüchte und andere Gaben, zu welchen Frömmigkeit oder Aberglauben antrieben. Der Überschuß von dem, was für die Unterhaltung des Volksgottesdienstes erforderlich war, wurde als Almosen unter die Armen verteilt, eine ihnen von ihrem Tugendgesetz streng vorgeschriebenen Pflicht. So sehen wir die nämliche Religion auf der einen Seite Lehren reiner Menschenliebe und auf der andern, wie sich bald zeigen wird, die unbarmherziger Ausrottung einprägen.

Die mexikanischen Tempel — teocallis, „Gotteshäuser", wie man sie nannte, — waren sehr zahlreich. In jeder der bedeutenden Städte gab es mehrere Hunderte, von denen viele gewiß sehr einfache Gebäude waren. Sie bestanden aus festen Erdmassen, mit Ziegel oder Stein bedeckt und glichen in ihrer Form ein wenig den spitzsäuligen Bauwerken des alten Ägypten. Die Grundlagen von vielen derselben waren über 100 Geviertfuß groß, und sie erhoben sich zu einer weit größeren Höhe. Sie waren in vier oder fünf Stockwerke geteilt, von denen jedes höhere kleiner war als das untere. Der Aufgang war über eine Freitreppe an einem der äußeren Winkel der Spitzsäule; dieselbe führte zu einer Art von breiter Erdstufe am Fuße des zweiten Stockwerkes, die rund um das Gebäude herum zu einer anderen Freitreppe ging, die an dem nämlichen Winkel wie die vorige und gerade über derselben anfing und wieder zu einer ähnlichen Erdstufe führte, so daß man den ganzen Umkreis des Tempels mehreremal zu beschreiben hatte, ehe man die Spitze erreichte. In einigen Fällen führte der Treppenweg gerade nach dem Mittelpunkt der westlichen Vorderseite des Gebäudes. Ganz oben befand sich ein breiter offener Raum, auf welchen sich ein oder zwei 40—50 Fuß hohe Türme erhoben, die heiligen Orte, worin die geweihten Bilder der vornehmsten Gottheiten standen. Vor diesen Türmen stand der schreckliche Opferstein und zwei hohe Altäre, auf welchen Flammen unterhalten wurden, so unauslöschlich wie die im Tempel der Vesta. Es soll auf kleineren Gebäuden, innerhalb der Umzäunung des großen Tempels 600 solcher Altäre gegeben haben, welche samt denen in den heiligen Gebäuden in anderen Teilen der Stadt die finsterste Nacht hindurch die Straßen auf das Glänzendste erleuchteten.

Wegen der Bauart ihrer Tempel waren alle religiösen Feierlichkeiten öffentlich. Die langen, feierlichen Züge von Priestern, welche sich rund um die festen Seitenwände des Tempels hinzogen, wie sie höher und höher gegen den Gipfel aufstiegen, und die traurigen Opfergebräuche, die sie daselbst vollzogen, waren aus den entlegensten Winkeln der Hauptstadt ganz sichtbar und erfüllten die Zuschauer mit abergläubischer Ehrfurcht vor den Geheimnissen ihrer Religion und vor deren gefürchteten Dienern, durch welche sie ausgelegt wurden.

Dieser Eindruck wurde durch ihre zahlreichen Festtage lebendig erhalten. Jeder Monat war irgend einer Schutzgottheit geweiht, und jede Woche, ja fast jeder Tag, war in ihrem Kalender für irgend eine

angemessene Feier bezeichnet, so daß es schwer zu begreifen ist, wie die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens mit den religiösen Verrichtungen vereinbart gewesen sind. Viele ihrer Gebräuche waren von leichter und gefälliger Art, bestehend in volkstümlichen Gesängen und Tänzen, zu welchen sich beide Geschlechter vereinigten. Es wurden feierliche Umzüge von Weibern und Kindern gehalten, die mit Blumenkränzen geschmückt waren und Opfergaben an Früchten, reifem Mais oder süßem Weihrauch von Copal und anderen wohlriechenden Harzen trugen, während die Altäre der Gottheit mit keinem andern Blute als dem der Tiere befleckt wurden. Dies waren die friedlichen Gebräuche, die von ihren friedlicheren Vorgängern stammten, auf welche die rohen Azteken einen Aberglauben impften, der zu eckelhaft ist, um in seiner ganzen Blöße beschrieben zu werden, über den ich gern einen Schleier werfen möchte, wenn der Leser nicht dadurch in Unwissenheit über ihre eigentümlichste Einrichtung bliebe, die den größten Einfluß auf die Bildung ihres Volkscharakters gehabt hat.

Menschenopfer wurden bei den Azteken schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts, ungefähr 200 Jahre vor der Eroberung, eingeführt. Anfangs waren sie selten, wurden aber mit der Erweiterung ihres Reiches häufiger, bis endlich fast jede Festfeier mit dieser abscheulichen Grausamkeit beschlossen wurde. Diese Religionsgebräuche waren gemeiniglich auf eine solche Weise angeordnet, daß sie ein Abbild von den hervorstechendsten Eigenschaften in dem Charakter oder der Geschichte der Gottheit lieferten, welche der Gegenstand derselben war. Ein einzelnes Beispiel wird genügen.

Eins ihrer wichtigsten Feste war das zu Ehren des Gottes Tezcatlepoca, dessen Rang nur dem des höchsten Wesens untergeordnet war. Er wurde „die Seele der Welt“ genannt und für den Schöpfer derselben gehalten. Man bildete ihn als einen schönen Mann in ewiger Jugendblüte ab. Ein Jahr vor dem beabsichtigten Opfer ward ein durch persönliche Schönheit ausgezeichneter und körperlich fehlerfreier Gefangener ausgewählt, um diese Gottheit vorzustellen. Bestimmte Lehrer übernahmen es, ihn zu unterrichten, wie er seine neue Rolle mit Anstand und Würde zu spielen habe. Es wurden ihm prachtvolle Kleider angelegt und Weihrauch und eine Menge wohlriechender Blumen dargebracht, welche die alten Mexikaner ebenso liebten, wie ihre Nachkommen noch heutigen Tages. Wenn er ausging, hatte er ein Gefolge von einer Reihe königlicher Edelknaben, und wenn er in den Straßen stillstand, um einige Lieblingsgesänge zu spielen, warf sich die Menge zu seinen Füßen und bezeigte ihm, als dem Stellvertreter ihrer guten Gottheit, ihre Ehrfurcht. Auf diese Weise führte er ein angenehmes, schwelgerisches Leben bis einen Monat vor seiner Opferung. Vier schöne Mädchen, welche den Namen der Hauptgöttinnen trugen, wurden dann ausgewählt, um die Ehre der Ehe mit ihm zu teilen. Er lebte mit ihnen in müßiger Tändelei hin und schmauste bei den Festgelagen der vornehmsten Edelleute, welche ihm alle Ehre einer Gottheit erwiesen.

Endlich war der verhängnisvolle Opfertag herangekommen. Die Zeit seiner kurzlebigen Herrlichkeit war zu Ende. Es wurden ihm die festlichen Gewänder abgenommen, und er nahm Abschied von den schönen Gefährtinnen seiner Lustbarkeiten. Einer der königlichen Nachen setzte ihn über den See nach einem an dessen Ufer emporsteigenden Tempel. Dorthin strömten die Einwohner der Hauptstadt, um Zeuge von der Vollendung der Feierlichkeit zu sein. Sobald der traurige Zug sich an den Seiten der Spitzsäule hinaufwand, warf das unglückliche Schlachtopfer seine fröhlichen Blumenkränze von sich und zerbrach die Tonwerkzeuge in Stücke, mit denen er sich in den Stunden seiner Gefangenschaft getröstet hatte. Auf dem Gipfel wurde er von sechs Priestern empfangen, deren langes und geflochtenes Haar unordentlich über ihre schwarzen, mit Bilderschriftrollen geheimnisvollen Inhalts bedeckten Gewänder herabhing. Sie führten ihn zu dem Opfersteine, einem ungeheuren Jaspisblock, dessen obere Fläche ein wenig ausgehölt war. Auf diesen ward der Gefangene hingestreckt. Fünf Priester hielten ihm Kopf und Glieder, während der sechste, mit einem sein blutiges Amt andeutenden Scharlachmantel bekleidet, die Brust des unglücklichen Schlachtopfers mit einem scharfen Bartmesser von Ittztli — einem lavaartigen Stoffe, so hart wie Feuerstein — geschickt öffnete und mit der Hand das klopfende Herz aus der Wunde herausriß. Nachdem der Diener des Todes es zuerst gegen die Sonne, ein Gegenstand der Anbetung in ganz Anahuac, emporgehalten, warf er es zu den Füßen der Gottheit hin, welcher der Tempel geweiht war, während die unten stehende Menge in demütiger Anbetung auf die Knie sank. Die traurige Geschichte dieses Gefangenen wurde von den Priestern als das Abbild des menschlichen Geschicks gedeutet, welches zu Anfang glänzend, nur zu oft mit Trübsal und Unglück endigt.

Dies war die Form, die bei den Menschenopfern gewöhnlich von den Azteken beobachtet wurde. Sie war dieselbe, welche den entrüsteten Blicken der Europäer auf ihrem Zuge durch das Land oft sich darbot, und von deren grausenvoller Anwendung sie selbst nicht ausgenommen waren. Es gab allerdings noch einige Gelegenheiten, wo vorläufige Folterungen von der ausgesuchtesten Art angewendet wurden, aber sie endigten stets mit der blutigen, oben beschriebenen Feierlichkeit.

Auch Frauen wurden gleich dem männlichen Geschlechte zuweilen zu Opfern gewählt. Bei einigen Gelegenheiten, besonders in trockenen Jahreszeiten wurden bei dem Feste des unersättlichen Tlalok, dem Regengotte, Kinder, meistenteils unerwachsene, zum Opfer gebracht. Wenn sie auf offenen Sänften, in ihre Festgewänder gekleidet und mit frischen Frühlingsblüten bedeckt, vorübergetragen wurden, rührten sie die härtesten Herzen zum Mitleid, obgleich ihr Geschrei von den wilden Gesängen der Priester übertönt wurde, die in ihren Tränen eine günstige Vorbedeutung für den Erfolg ihrer Bitte lasen. Diese unschuldigen Schlachtopfer wurden gewöhnlich durch die Priester von

armen Eltern gekauft, die aber die Stimme der Natur wahrscheinlich weniger aus Armut als aus elendem Aberglauben erstickten.

Der ekelhafteste Teil der Geschichte, die Art, auf welche über den Leichnam des geopferten Gefangenen verfügt wurde, bleibt noch zu berichten. Er wurde dem Krieger, der ihn in der Schlacht gefangen genommen, ausgeliefert und von diesem, nachdem er ihn zubereitet, seinen Freunden bei einem Schmause vorgesetzt. Dies war nicht das rohe Mahl verhungerter Menschenfresser, sondern eine Schmauserei, bei der köstliche Getränke und leckere, künstlich bereitete Fleischspeisen aufgetischt wurden und beide Geschlechter anwesend waren, die sich mit allem Anstand des gebildeten Lebens betrugen. Niemals sind gewiß Feinheit und äußerste Roheit in so nahe Berührung miteinander gebracht worden wie hier.

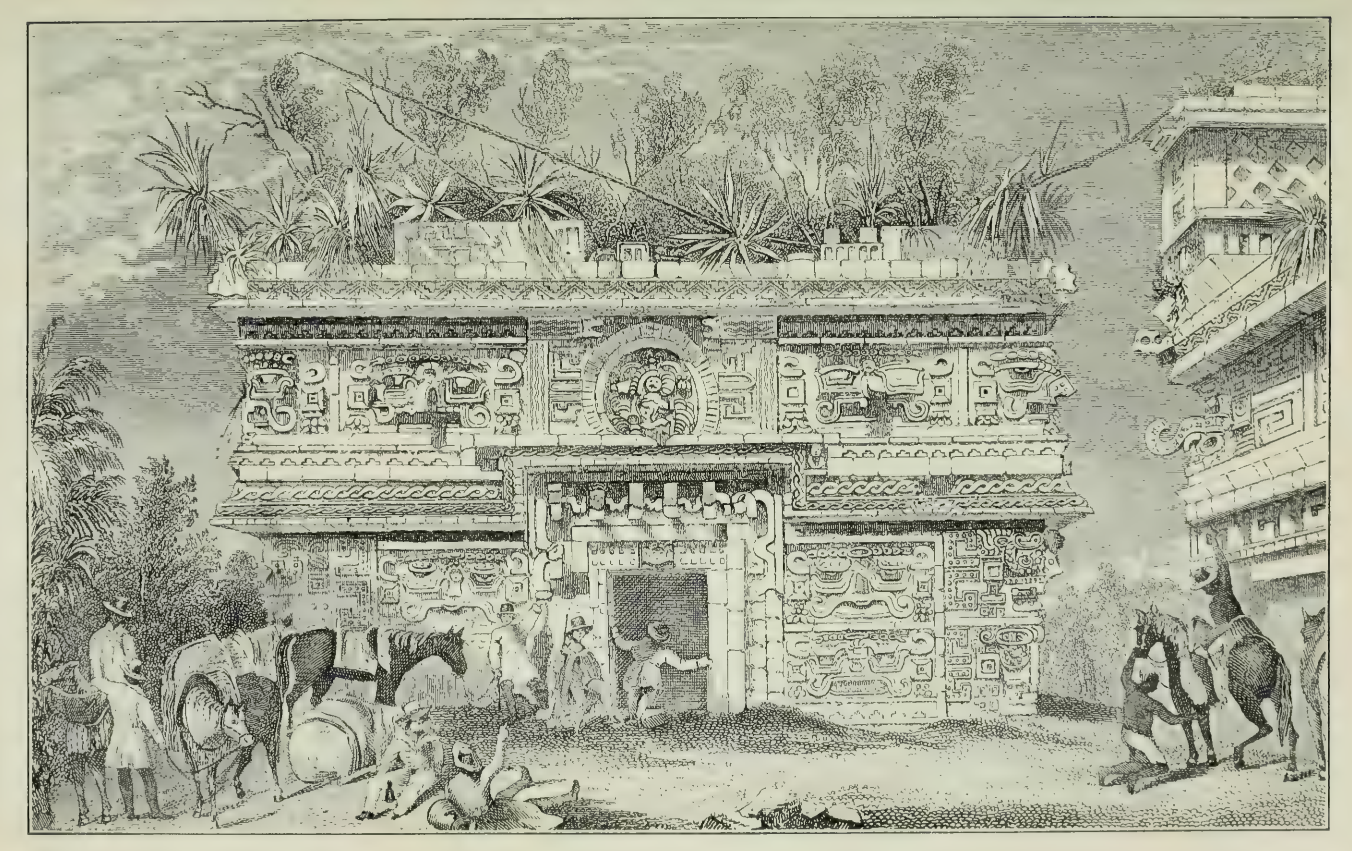
Es haben Menschenopfer bei vielen Völkern, die höchst gebildeten des Altertums nicht ausgenommen, stattgefunden, doch bei keinem jemals in einer Ausdehnung, die mit der in Anahuac zu vergleichen wäre. Die Zahl der auf seinen fluchwürdigen Altären geschlachteten Opfer würde den Glauben der Leichtgläubigsten wanken machen. Kaum ein Schriftsteller schätzt die Zahl der jährlichen Opfer im ganzen Reiche auf weniger als 20 000, und einige lassen sie bis auf 50 000 steigen.

Bei großen Gelegenheiten, als der Krönung eines Königs oder der Einweihung eines Tempels, wird die Zahl noch entsetzlicher. Bei der Einweihung des großen Tempels Huitzilopotchlis im Jahre 1486 wurden die einige Jahre hindurch zu diesem Zwecke aufbewahrten Gefangenen aus allen Gegenden nach der Hauptstadt geschleppt. Sie wurden in Reihen aufgestellt, woraus sich ein beinahe zwei Meilen langer Zug bildete. Die Feierlichkeit währte mehrere Tage, und es sollen 70 000 Gefangene am Altare dieser Gottheit umgekommen sein! Aber wer kann glauben, daß eine so zahlreiche Menge sich sollte ohne Widerstand wie Schafe zur Schlachtbank haben führen lassen? Oder was könnte man mit ihren Überresten, die sich auf die gewöhnliche Weise nicht vertilgen ließen, angefangen haben, ohne eine Seuche in der Hauptstadt zu erzeugen? Doch ist das Ereignis von neuer Zeit und wird von den bestunterrichteten Geschichtsschreibern auf die unzweideutigste Weise bestätigt.

Eine Tatsache kann als zuverlässig betrachtet werden. Es war gebräuchlich, die Schädel der Geopferten in dazu geeigneten Gebäuden aufzubewahren. Die Gefährten von Cortez zählten 136 000 in einem dieser Gebäude. Ohne daher eine genaue Berechnung zu versuchen, kann man sicher schließen, daß Tausende jährlich auf den blutigen Altären der mexikanischen Gottheiten in den verschiedenen Städten von Anahuac geopfert wurden.

In der Tat, der große Zweck des Krieges bei den Azteken war ebenso sehr das Zusammenbringen von Menschen zu ihren Opfern als die Ausdehnung ihres Reiches. Daher geschah es, daß man einen Feind niemals in der Schlacht tötete, wenn eine Möglichkeit vorhanden

Ein Prachtbau der amerikanischen Kulturvölker.



Tempel in Yukatan.
Nach John L. Stephens.

war, ihn lebend zu fangen. Diesem Umstande verdanken die Spanier zu verschiedenen Malen ihre Erhaltung. Als Montezuma gefragt ward, „warum er zugegeben, daß der Freistaat Tlascala seine Unabhängigkeit an seinen Grenzen behauptet habe?“ antwortete er: „damit er ihm Schlachtopfer für seine Götter liefere!“ Wenn die Zufuhr zu mangeln anfing, brüllten die Priester laut nach mehr und bedrängten ihren abergläubischen Herrscher durch Verkündigung des himmlischen Zornes. Gleich den kriegerischen Geistlichen der Christenheit im Mittelalter mischten sie sich in die Reihen und wurden in dem dichtesten Schlachtgewühle an ihrem gräßlichen Aussehen und ihren rasenden Geberden erkannt.

Der Einfluß dieser Gebräuche auf den Charakter der Azteken war so betrübend, wie zu erwarten stand. Vertrautheit mit den blutigen Opfergebräuchen verhärtete das Herz gegen menschliches Gefühl und erzeugte eine Mordlust, wie bei den Römern durch die Darstellungen des Zirkus. Die beständige Wiederkehr von gottesdienstlichen Feierlichkeiten, woran das Volk teilnahm, verflocht die Religion aufs engste mit der Volksseele und verbreitete die Finsternis des Aberglaubens über den häuslichen Herd, bis der Charakter des Volkes einen ernsten und selbst traurigen Anstrich erhielt, der ihren Abkömmlingen bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Der Einfluß des Priesterstandes wurde natürlich unbegrenzt. Der Herrscher hielt sich für geehrt durch die Erlaubnis, bei dem Tempeldienste behilflich zu sein. Weit entfernt, die Befugnis der Priester auf geistliche Gegenstände zu beschränken, unterwarf er oft seine Meinung der ihrigen in Fällen, wo sie am wenigsten geeignet waren, sie abzugeben. Das ganze Volk, vom Bauer bis zum Fürsten, beugte seinen Nacken unter die blinde Glaubenswut.

Wenn man über die empörenden Gebräuche nachdenkt, deren auf den vorübergehenden Seiten Erwähnung geschah, findet man es schwer, ihr Bestehen mit irgend einer Art von regelmäßiger Regierungsform oder von Fortschritt in der Sittigung zu vereinbaren. Und doch hatten die Mexikaner so manchen Anspruch auf den Charakter eines gesitteten Volkes.

In Menschenopferung, so grausam sie auch ist, liegt nichts Erniedrigendes für das Schlachtopfer. Man könnte vielmehr sagen, daß man dasselbe dadurch, daß man es den Göttern weihte, adle. Obgleich die Opferung bei den Azteken so fürchterlich war, wurde sie doch zuweilen freiwillig von ihnen gewählt als der ruhmwürdigste Tod und als einer, der sicher ins Paradies führte.

Ein abscheulicher Zug des aztekischen Aberglaubens stellte ihn indes sehr tief. Dies war das Menschenfressen, obgleich die Mexikaner eigentlich keine Menschenfresser im gröbsten Sinne des Wortes waren. Sie nährten sich nicht von Menschenfleisch, bloß um einen tierischen Appetit zu befriedigen, sondern aus Gehorsam gegen ihre Religion. Ihre Mahle waren aus Schlachtopfern bereitet, deren Blut am Opferaltare vergossen worden war. Dennoch kann das Menschenfressen,

unter welcher Form und nach welcher Verordnung es auch geschieht, nur einen unseligen Einfluß auf das Volk haben, das sich demselben ergibt. Es erzeugt so eckelhafte, den Menschen und seine geistige unsterbliche Natur so herabwürdigende Begriffe, daß ein Volk, das es ausübt, unmöglich irgend einen großen Fortschritt in sittlicher und geistiger Bildung machen kann. Die Mexikaner liefern keine Ausnahme zu dieser Bemerkung. Die Bildung, welche sie besaßen, stammte von den Tolteken her, einem Stamme, der nie seine Altäre und noch viel weniger seine Gastmähler mit Menschenblut befleckte. Alles, was in Mexiko den Namen Wissenschaft verdient, kam aus dieser Quelle, und die ihnen zugeschriebenen, noch in verschiedenen Teilen Neuspaniens vorhandenen, zerbröckelnden Überreste von Gebäuden zeigen in ihrer Bauart eine entschiedene Überlegenheit über die der späteren Stämme Anahuacs. Wahr ist es, daß die Mexikaner große Fortschritte in manchen Künsten und Handfertigkeiten, in jener sachlichen Bildung — wenn ich sie so nennen darf — machten, dem natürlichen Erzeugnis zunehmenden Wohlstandes, die dazu dient, den Sinnen zu schmeicheln. In rein geistigem Fortschritt waren sie hinter den Tezcucanern zurück, deren weise Herrscher die abscheulichen Religionsgebräuche ihrer Nachbarn nur mit Widerwillen annahmen und sie in einem weit mäßigeren Grade ausübten.

Lehre einer aztekischen Mutter.*)

Meine geliebte Tochter, sehr liebe kleine Taube, du hast schon die Worte gehört und beachtet, die dein Vater zu dir gesprochen. Es sind kostbare Worte, und solche, die selten gesprochen oder gehört werden, und die aus Herz und Eingeweide kommen, worin sie aufgespeichert lagen; und dein lieber Vater weiß wohl, daß du seine Tochter, von ihm gezeugt, sein Blut und sein Fleisch bist; und Gott unser Herr weiß, daß dem so ist. Obgleich du ein Frauenzimmer und das Ebenbild deines Vaters bist; was könnte ich dir nicht sagen, was nicht schon gesagt wäre? Was kannst du noch hören, als was du schon von deinem Herrn und Vater gehört? der dir alles gesagt hat, was sich für dich schickt zu tun und zu vermeiden; auch bleibt nichts übrig, was dich betrifft, das er nicht berührt hat. Nichtsdestoweniger will ich, um ganz meine Pflicht gegen dich zu erfüllen, dir noch einige wenige Worte sagen. —

Das Erste, was ich dir ernstlich ans Herz lege, ist, daß du das, was dein Vater dir soeben gesagt hat, befolgen und nicht vergessen mögest, da alles sehr kostbar ist; Personen seines Standes lassen selten solche Dinge von sich hören; denn es sind Worte, wie sie dem Edlen und Weisen geziemen — so kostbar wie reiche Juwelen! So suche denn, sie zu behalten und dir ins Herz zu legen, und schreibe sie

*) Diese uns von dem durchaus zuverlässigen Sahagun überlieferte Erziehungsrede zeigt, wie tief innerlich und feingebildet trotz aller Menschenopfer und Menschenfresserei die Azteken waren.

in deine Eingeweide. Wenn Gott dir das Leben schenkt, wirst du dieselben Worte deinen Söhnen und Töchtern lehren, wenn Gott dir deren verleiht.

Das zweite, was ich dir zu sagen wünsche, ist, daß ich dich sehr liebe, daß du meine teure Tochter bist. — Gedenke daran, daß ich dich neun Monate in meinem Leibe trug, daß du in meinen Armen geboren und erzogen wardst. Ich legte dich in deine Wiege und in meinen Schoß, und mit meiner Milch habe ich dich genährt. Ich sage dir dies, damit du wissest, daß ich und dein Vater die Quelle deines Daseins sind; wir sind es, die dich jetzt unterrichten. Sieh, daß du unsere Worte aufnimmst und in deiner Brust bewahrst. —

Sorge dafür, daß deine Kleidung anständig und geziemend sei, und achte darauf, dich nicht mit vielen Zieraten zu schmücken, denn dies ist ein Zeichen von Eitelkeit oder Narrheit. Ebenso unpassend ist es, daß deine Kleidung sehr dürftig, schmutzig oder zerrissen sei; denn Lumpen sind ein Zeichen der Niedrigen und derer, die man verachtet. Laß deine Kleider anständig und sauber sein, damit du weder eingebildet noch dürftig erscheinst. Wenn du sprichst, übereile deine Worte nicht aus Unruhe, sondern sprich überlegt und ruhig. Erhebe deine Stimme nicht sehr laut, sprich aber auch nicht sehr leise, sondern in einem gemäßigten Tone. Ziere dich auch nicht beim Sprechen oder im Grüßen und sprich nicht durch die Nase, sondern laß deine Worte angemessen und von gutem Klange sein, und deine Stimme sei sanft. Sei nicht ängstlich in der Wahl deiner Worte. Beim Gehen, liebe Tochter, sieh, daß du dich anständig benimmst, geh weder zu schnell, noch zu langsam, denn es ist ein Beweis von Aufgeblasenheit, wenn man zu langsam geht, und das eilige Gehen erzeugt die böse Gewohnheit der Unruhe und Unstetigkeit. Deshalb geh weder sehr rasch, noch sehr langsam; jedoch, wenn es nötig sein sollte, eilig zu gehen, so tu es, — hierin folge deiner Einsicht. Und wenn du über einen Wasserpfuhl zu springen genötigt bist, so tu es mit Anstand, damit du weder plump noch leichtsinnig erscheinst. Wenn du auf der Straße gehst, neige weder deinen Kopf noch den Leib sehr vorn über; ebensowenig geh mit sehr erhobenem Kopfe; denn es ist ein Zeichen von schlechter Erziehung; geh gerade aufrecht, den Kopf ein wenig geneigt. Habe weder den Mund, noch das Gesicht aus Scham bedeckt, aber geh auch nicht wie eine Kurzsichtige, auch mache auf dem Wege keine auffallende Bewegung mit den Füßen. Geh ruhig und mit Anstand über die Straße. Noch eins, worauf du achten mußt, meine Tochter, ist, wenn du auf der Straße bist, nicht hierhin und dorthin zu sehen, auch nicht den Kopf zu wenden, um dies oder jenes zu betrachten, sieh beim Gehen weder nach den Wolken noch auf die Erde. Blicke die, denen du begegnest, nicht mit den Augen einer beleidigten Person an, auch habe nicht das Ansehen, dich unbehaglich zu fühlen, sondern schaue jedermann mit einem heiteren Gesicht an; wenn du dies tust, wirst du niemand Veranlassung geben, dir böse zu sein. Zeige ein anständiges Gesicht, damit du weder mürrisch noch anderer=

seits zu gefällig erscheinst. Suche, meine Tochter, dich nicht um die Worte, die du, auf der Straße gehend, hörst, zu kümmern, und achte nicht auf sie, mögen die Kommenden und Gehenden auch sagen, was sie wollen. Hüte dich, weder zu antworten noch zu sprechen, sondern tu, als ob du sie weder gehört, noch verstanden hättest, da, wenn du so verfährst, niemand im stande sein wird, mit Wahrheit zu sagen, daß du irgend etwas Unpassendes gesprochen. Halte auch darauf, meine Tochter, dir nie das Gesicht zu malen, oder dies und deine Lippen zu färben, um wohl auszusehen, denn dies ist ein Zeichen von gemeinen und unkeuschen Frauenzimmern: Schminken und Färben sind Dinge, die nur schlechte Frauenzimmer anwenden, — die unanständigen, die alle Scham und Sitte verloren haben, die wie Tolle und Trunkenbolde zu betrachten sind und Rameras genannt werden. Aber damit dein Mann Wohlgefallen an dir finde, schmücke dich, wasche dich und reinige deine Kleider, und tue dies mit Mäßigung, da, wenn du dich und deine Kleider täglich wäschst, man von dir sagen wird, du seiest überreinlich, — zu sorgsam; man wird dich dann tapetetzon tinemaxoch nennen. —

Dies ist, meine Tochter, das, was dir zur Richtschnur dienen soll, denn auf solche Weise haben die Vorfahren, von denen du abstammst, uns erzogen. Jene edlen und ehrwürdigen Frauen, deine Großmütter, haben uns nicht so viele Dinge gesagt, wie ich dir, sie sagten nur wenige Worte und sprachen folgendermaßen:

„Hört, meine Töchter, in dieser Welt ist es nötig, mit vieler Vorsicht und Behutsamkeit zu leben. Hört diese Gleichnisrede, die ich euch vortragen werde und behaltet sie und nehmt daraus eine Warnung und ein Beispiel, umsichtig zu leben. Hier auf dieser Welt reisen wir auf einem sehr engen, steilen und gefährlichen Wege, der wie ein hoher Bergrücken ist, über dessen Gipfel ein schmaler Fußsteig geht; auf jeder Seite ist ein großer, bodenloser Abgrund, und wenn ihr von dem Fußsteige abweicht, so fallt ihr hinein; daher ist bei der Verfolgung eures Weges große Vorsicht nötig."

Meine zärtlich geliebte Tochter, meine kleine Taube, schließe dieses Gleichnis in dein Herz und trachte es nicht zu vergessen, es wird dir als Lampe und Leuchtfeuer dienen, so lange du auf dieser Welt lebst. —

Nur noch eins bleibt mir zu sagen übrig, und dann bin ich fertig. Wenn Gott dir das Leben schenkt und du noch einige Jahre auf der Erde bleibst, so hüte dich sorgfältig davor, daß kein Flecken auf dich komme; solltest du deine Reinheit verlieren und es verlangte dich später jemand zur Frau und heiratete dich, so würdest du nie glücklich, noch wahrhaft geliebt werden. Er wird sich stets erinnern, daß du nicht rein gewesen, und dies wird die Veranlassung zu großem Gram und Kummer sein; du wirst nie in Frieden leben, denn dein Mann wird stets Argwohn gegen dich hegen. O, meine vielgeliebte Tochter, wenn du auf Erden leben solltest, laß nie mehr als einen Mann sich dir nahen und beobachte, was ich dir jetzt sagen werde, als ein strenges Gebot. Wenn es Gott gefallen sollte, daß du einen Mann

bekommst, und du in seine Gewalt gegeben bist, halte dich frei von Anmaßung, suche ihn nicht zu vernachlässigen, und gestatte deinem Herzen nicht, in Widerspruch mit ihm zu sein. Sei nicht unehrerbietig gegen ihn. Hüte dich, daß du zu keiner Zeit und an keinem Orte Verrat gegen ihn begehst, Ehebruch genannt. Sieh, daß du keinem andern eine Gunst gewährst; denn dies ist, meine teure, geliebte Tochter, in eine Grube ohne Boden fallen, aus der keine Rettung ist. Nach den Gebräuchen der Welt wird man, wenn es bekannt wird, dich töten, dich als ein Beispiel für alle Leute auf die Straße werfen, wo dein Kopf zermalmt und auf dem Boden geschleift werden wird. Von diesen sagt ein Sprichwort: „Du wirst gesteinigt und an der Erde geschleppt, und andere werden an deinem Tode ein Beispiel nehmen.“ Dadurch werden Flecken und Unehre auf unsere Vorfahren kommen, die Edlen und Ratsherren, von denen wir abstammen. Du wirst ihren berühmten Namen und ihren Ruhm durch die Gemeinheit und Unreinheit deiner Sünde verdunkeln. Du wirst gleicherweise deinen Ruf, deinen Adel und die Ehre deiner Geburt verlieren; man wird deinen Namen vergessen und verabscheuen. Man wird von dir sagen, daß du im Staube deiner Sünden begraben wurdest. Und denk daran, meine Tochter, daß, wenn dich auch niemand sieht, und dein Mann auch niemals erfährt, was vorgeht, dich doch Gott sieht, der an allen Orten ist. Er wird dir zürnen, auch den Unwillen des Volkes gegen dich aufreizen und Rache an dir nehmen, wenn es ihn gut dünkt. Nach seinem Befehl wirst du entweder erlahmen oder erblinden, oder dein Leib wird vertrocknen oder du wirst in die größte Armut geraten, weil du es gewagt, deinen Mann zu beschimpfen. Oder vielleicht wird er dich töten und dich mit Füßen treten, wenn er dich auf den Marterplatz schickt. Unser Herr ist barmherzig; aber wenn du deinen Mann verrätst, wird Gott, der aller Orten ist, deine Sünden an dir rächen, und dir weder Zufriedenheit noch Ruhe, noch ein friedliches Leben gönnen. Und er wird deinen Mann aufreizen, stets unfreundlich gegen dich zu sein und nur in Zorn mit dir zu reden. Meine teure Tochter, die ich zärtlich liebe, sieh, daß du alle Tage, die du in der Welt zu leben haben wirst, in Frieden, Ruhe und Zufriedenheit verlebst. Sieh, daß du dich nicht schändest, nicht deine Ehre befleckst oder den Glanz und Ruf deiner Vorfahren besudelst. Trachte, mir und deinem Vater Ehre zu machen und durch dein gutes Leben Ruhm auf uns wiederstrahlen zu lassen. Möge Gott dich beglücken, meine Erstgeborene, und mögest du zu Gott kommen, der aller Orten ist.

---

5. Die Nordpolarvölker Amerikas an der Grenze Asiens.

Die Polarvölker Amerikas sind unter dem Namen Eskimo allgemein bekannt. Diese Völker erstrecken sich auf einem langen, schmalen Streifen von der Nordostspitze Asiens, die sie ebenfalls bewohnen, bis nach Grönland, dessen Küsten sie in verschiener Dichte bevölkert haben. Die nördlichsten Eskimo bewohnen den Smithsund.

Auch in kulturgeographischer Hinsicht nehmen die Eskimo als Mittelglieder zwischen asiatischem und amerikanischem Volkstum unser Interesse in Anspruch. Dieses Bindeglied, das von der Beschaffenheit der Erde als solches bedingt ist, wird im allgemeinen in kultureller Hinsicht überschätzt. Es soll nicht geleugnet werden, es tritt auch vollständig klar zutage, daß viele der amerikanischen Kulturgüter diese Bahn gewandert sind. Ich erinnere daran, daß die Kleidung besonders der Tinnestämme, vor allen Dingen die auch sonst bei den Indianern verbreitete Stiefelhose von den Polarvölkern, somit von den Eskimo oder eskimoähnlichen Völkern und somit in letzter Linie aus dem nordasiatischen Kulturkreis stammt. Ich kann eine ganze Reihe derartiger Merkmale anführen. Die Schamanentrommel, deren kleines Abbild uns unter dem Namen eines Tambourins besonders bekannt geworden ist, ist entschieden auf demselben Wege nach Amerika hinübergewandert. Der zusammengesetzte Bogen ist dieselbe Straße gezogen, und wenn wir dem Hüttenbau nähertreten, so bemerken wir die Konstruktion der auf die Schneehöhle hinweisenden arktischen Formen vorgeschoben bis nach dem Süden des nördlichen Amerika. Endlich möchte ich noch eine Erscheinung erwähnen, deren inneres Wesen die Abstammung aus dem Norden beweist: Ich meine die Schwitzhütte. Alle nordischen Völker in der Gegend der kalten Zone: Lappen, Finnen, die Nordasiaten und somit auch die Eskimo bedienen sich des Dampfbades. Das ist eine Erscheinung, die so recht in die kalte Zone paßt: der glühend heiße Indianer aus dem Dampfe direkt in den Schnee stürzend! Wenn wir etwas derartiges nun auch bis hinab ins Mississippibecken verbreitet finden, dann fragen wir selbstverständlich nicht erst nach einem Ursprunge von Ozeanien her oder aus zentralamerikanischem Kulturbesitz.

Und dennoch ist die Bedeutung dieser Straße weit überschätzt worden. Menschen, gar manche Sorte von Menschen, in großen Mengen sogar, durch Jahrhunderte und durch Jahrtausende mag der asiatische Völkerkrater nach dieser Richtung über die Beringsstraße

hingeschleudert haben. Wir verstehen das vollständig vielleicht für die erste Besiedelung Amerikas durch den Menschen überhaupt. Wir verstehen es aber nicht als Straße einer höheren Kultur. Alle alten Kulturen waren dem Klima ihres Heimat- resp. ihres Kolonialbodens unterworfen. Eine echt manistische oder gar solare Kultur konnte jedenfalls nicht hier hinüberpilgern. Und die Gründe sind sehr einfach: die Grundlagen aller höheren Kulturen beruhen im Wirtschaftsleben, wie ihre Äußerungen in den Anschauungen ihren höchsten Ausdruck erfahren. Und es ist eine Unmöglichkeit, daß über diese Beringsstraße hinweg etwa eine Gartenbau- oder Hackbau- oder gar Bewässerungsanbauwirtschaft hätte geleitet werden können. Eine Kultur wird nicht mit einem einzigen Landzuge à la Hannibals Übergang über die Alpen fortgepflanzt. Es ist absolut leicht möglich, daß einmal Menschen der manistischen oder solaren Kultur über die Beringsstraße nach Amerika kamen. Es wäre aber ganz falsch und direkt als verfehlter Schluß der Kulturgeographie anzusehen, wenn man annehmen wollte, daß diese Menschen nun unter den Jägern, den echt animaliden Völkern Amerikas, eine hohe Kultur verbreitet und gegründet hätten. Man vergesse niemals, daß die Hauptbedingung für das wirkliche Gedeihen und Anwachsen einer Kulturübertragung die Aufrechterhaltung der Straße und des Weges zum Mutterlande ist. Diesen kulturgeographischen Hauptlehrsatz haben alle diejenigen vergessen, welche annehmen zu dürfen behaupteten, die hohen Kulturen etwa Mexikos und Perus seien über die Beringsstraße hinübergewandert. Die Eigenart des Nordens gestattet lediglich die Möglichkeit, eine Straße der Animaliden, der Jägerkulturen aufrecht zu erhalten. Und dieser Zustand hat hier dementsprechend als Regel immer geherrscht, herrscht heute noch dort und wird immer herrschen, — solange wir nicht unsere Wirtschaftsformen von der Ertragsfähigkeit des Bodens loslösen.

Es sind echte primitive Animaliden, Jäger reinsten Wassers an der Küste Asiens. Und dies „an der Küste Asiens" heißt: verhältnismäßig reich an Besitz. Trotzdem sie dieselbe Kulturstufe etwa teilen, müssen die Eskimo doch im Gegensatz zu den Feuerländern als hochentwickelt bezeichnet werden, und eben das, weil sie auf einer breiten Straße kulturell stets von Asien genährt werden, während die Feuerländer an der Grenze der bewohnten Erde und am weitesten entfernt von der Kultur der Mutter Asien wohnen.

Verschiedene Begegnungen mit Eskimo.

Nach John Franklin*) (1827).

Nachdem wir unter 136° 19′ w. L. eine Längenbeobachtung angestellt hatten, kehrten wir nach dem Mackenzie zurück und überwanden die Untiefen dadurch, daß wir immer nur die halbe Ladung der Boote

*) „Zweite Reise an die Küsten des Polarmeeres." Weimar 1829. — Der hier wiedergegebene Reisebericht behandelt eine Fahrt, die in zwei tüchtigen Segelbooten

auf einmal hinübernahmen. Während die Schiffsmannschaft beschäftigt war, die Sachen in die Boote zu packen, beobachtete ich die geographische Breite (68° 53′ N.), und ging hierauf nach der Mündung des Flusses zu. Hier erblickte ich auf einer Insel, welche das östliche Ufer der Bucht bildet, in die sich der Fluß ergießt, eine Menge Zelte und um dieselben her viele Eskimo. Sogleich eilte ich nach den Booten, um wegen Eröffnung eines Verkehrs mit den Eskimo die nötigen Vorkehrungen zu treffen. Nachdem die zu Geschenken und zum Handel bestimmten Artikel ausgepackt waren, wurde der Rest der Ladung sorgfältig verborgen, und jedermann erhielt Befehl, seine Waffen in Stand zu setzen, um sie, sobald es nötig sei, gebrauchen zu können.

Früher hatte ich schon dem Leutnant Back meine Absicht mitgeteilt, die Kommunikation mit den Eskimo dadurch eröffnen zu wollen, daß ich mich, bloß von August, unserm Eskimojungen, begleitet, zu ihnen begäbe. Jetzt gab ich ihm Auftrag, die Boote in einiger Entfernung vom Ufer und die Mannschaften bereit zu halten, um, wenn die Eingeborenen feindliche Absichten zeigen sollten, uns zu Hilfe zu kommen, aber um keinen Preis früher zu feuern, als bis wir auf keine andere Weise gerettet werden könnten.

Da ich durch verschiedene Berichte überzeugt worden war, daß die Mordszenen, zu denen das Landen der Europäer bei wilden Völkern Veranlassung gegeben, gewöhnlich dadurch entstanden seien, daß die ersteren die heftigen Körperbewegungen und das Geschrei der letzteren fälschlich für ein Zeichen von Feindseligkeit gehalten, so setzte ich allen meinen Leuten meine Ansicht von der Sache auseinander und verbot ihnen schlechterdings früher zu feuern, als ich ihnen das Beispiel dazu gegeben oder Leutnant Back sie dazu befehligt habe. Auch wurde ihnen verboten, unter irgend einem Vorwande mit den Eingeborenen zu handeln, da dies lediglich den Offizieren überlassen bleiben müsse.

Aus der Mündung des Flusses fuhren wir in die etwa 6 Meilen breite Bucht, hinter welcher sich die hohe See ausbreitete und steuerten dann mit aufgespannten Segeln und flatternden Wimpeln den Zelten zu. Nach der Insel zu wurde das Wasser seicht und etwa eine Meile vom Ufer berührten die Bote den Grund. Wir gaben den Eskimo durch Rufen und Zeichen zu verstehen, daß sie zu uns kommen möchten und zogen uns dann ein wenig zurück, um ihre Ankunft in tieferem Wasser zu erwarten. Sogleich stießen drei Kanus vom Ufer, auf welche andere so geschwind folgten, daß der ganze Raum zwischen der Insel und den Booten damit bedeckt war.

In den Kanus oder Kajaks der Eskimo kann nur ein Mann sitzen,

---

unternommen wurde. In dem ersten, dem „Löwen", das Kapitän John Franklin selbst befehligte, befanden sich außer ihm eine aus sechs Köpfen bestehende Mannschaft und der Eskimo „August", während das andere, die „Zuversicht", außer dem Leutnant George Back sieben Mann trug.

doch haben sie auch eine Art von offenen Booten, die sogenannten Umiaks, in denen sechs bis sieben Leute Platz finden. Die Männer bedienen sich bloß der Kajaks, während die Umiaks für Frauen und Kinder bestimmt sind. — Wir versuchten, die sich nähernden Eskimo zu zählen, und waren bereits bis auf 53 Kanus und 5 Umiaks gekommen. Allein es strömten immer noch so viele nach, daß wir nicht weiterzählen konnten. In den drei vordersten Kanus saßen ältliche Männer, welche wahrscheinlich gewählt worden waren, um den Verkehr mit uns zu eröffnen. Sie näherten sich uns mit vieler Vorsicht und hielten in der Entfernung, wo wir einander verstehen konnten, bis August sie wiederholt eingeladen hatte, zu uns zu kommen, und die Geschenke, die ich für sie in Bereitschaft hielt, in Empfang zu nehmen.

August setzte ihnen alsdann den Zweck unseres Besuches genau auseinander und sagte ihnen, daß, wenn es uns gelänge, eine für große Schiffe geeignete Durchfahrt zu finden, ein für sie sehr einträglicher Handel eröffnet werden würde. Diese Nachricht war ihnen angenehm, und sie wiederholten dieselbe ihren Landsleuten, welche ihr Entzücken dadurch an den Tag legten, daß sie die Hände in die Höhe reckten und ein wahrhaft betäubendes Freudengeschrei erhoben.

Ich hatte die Absicht, nach dem ersten Geschenke nichts mehr umsonst wegzugeben, sondern immer etwas, wenn auch nur eine Kleinigkeit, gegen jeden Artikel einzutauschen. Die drei ältlichen Leute boten gern die Zieraten, welche sie in den Backen trugen, ihre Waffen und Messer zum Tausche an. Bis jetzt hatten sich nur die drei ersten Kanus in unsere Nähe gewagt, allein wir waren nun von 250 bis 300 Eingeborenen umgeben, welche sämtlich an dem einträglichen Tauschhandel Anteil nehmen wollten und uns ihre Bogen, Pfeile und Speere, die bis jetzt in ihren Kanus verborgen gelegen hatten, ungestüm zum Verkauf anboten. Vergebens bemühte ich mich, unter dem Geschrei und der Geschäftigkeit des Handelns, einige Auskünfte über die Küste zu erhalten. Da die Eingeborenen aber immer zudringlicher wurden, so beschloß ich, sie zu verlassen, und ließ daher die Vorderteile der Boote nach der See richten.

Trotz des unbescheidenen Benehmens der Eskimo, welches wir lediglich auf Rechnung ihrer Begierde, Artikel einzuhandeln, die für sie den Reiz der Neuheit hatten, zuschrieben, hatten sie sich bis jetzt noch keineswegs feindselig gezeigt, und als wir ihnen unsere Absicht, in die See zu stechen, mitteilten, äußerten sie nicht einmal den Wunsch, uns zu halten. Ja, als der „Löwe" beim Wenden auf den Grund stieß, waren sie auf die gutmütigste Weise behülflich, ihn herumzuziehen. Dies Manöver half uns wenig, denn da die Ebbe schnell eintrat, so saßen beide Boote fest, und die Eskimo teilten uns durch August mit, daß die ganze Bai ebenso untief sei, was wir später auch wirklich bestätigt fanden.

Mittlerweile ereignete sich ein Zufall, welcher sehr bedenkliche Folgen herbeiführte. Durch ein Ruder des „Löwen" wurde ein Kajak umgeworfen, und der darin sitzende Eskimo mit dem Kopfe in den

Schlamm gestoßen, so daß er augenscheinlich in Gefahr war, zu ertrinken. Wir halfen ihm sogleich aus dieser unangenehmen Lage und nahmen ihn, damit sein Kanu vom Wasser befreit werden könnte, in das Boot, wo ihm, da er vor Kälte zitterte, August mit seinem Mantel bedeckte. Anfangs war er sehr zornig, bald aber wurde er mit seiner Lage vollkommen ausgesöhnt und er bemerkte nun, daß wir in dem Boote viele Ballen und allerlei Artikel hatten, welche die Eskimo von den Kajaks aus nicht bemerken konnten. Bald fing er an, alles zu verlangen, was er sah und zeigte sich, wenn wir ihm etwas abschlugen, höchst unzufrieden. Auch reizte er, wie wir später erfuhren, die Habsucht der andern, indem er ihnen von den unerschöpflichen Reichtümern des „Löwen" erzählte, und mehrere von den jungen Männern versuchten, in unsere beiden Boote zu springen; allein wir wehrten sie beständig ab.

Obgleich wir bisher nicht bemerkt hatten, daß sie stahlen, so bezeigten sie jedoch so viel Lust zu meiner Flagge, daß ich sie zusammenwickeln und verstecken ließ, was auch mit allen übrigen Gegenständen geschah, die sie hätten in Versuchung führen können. Sie fuhren jedoch fort, uns so hart zu bedrängen und machten so viele Anstrengungen in die Boote zu kommen, daß ich zuletzt das Anerbieten zweier Häuptlinge annahm, wir möchten sie in die Boote nehmen; sie wollten die übrigen davon abhalten. Eine Zeitlang hielten sie Wort, und unsere Leute benutzten diesen Stillstand, um zu versuchen, die Boote nach dem Flusse zu in tieferes Wasser zu bringen. Die „Zuversicht" wurde flott, allein der „Löwe" blieb unbeweglich, und Leutnant Back kam daher zurück und befestigte den „Löwen" mittels eines Seiles an sein Boot.

Mittlerweile bemerkte einer von der Mannschaft des „Löwen" daß der Mann, dessen Kajak umgeworfen worden war, eine Pistole unter dem Wams habe, und wollte ihm dieselbe eben wegnehmen. Allein ich befahl ihm, dies zu unterlassen, weil ich glaubte, der Eskimo könne sie von den Schielindianern gekauft haben. Sie war in der Tat dem Leutnant Back gestohlen worden, und als der Dieb merkte, daß er entdeckt sei, sprang er aus dem Boote und begab sich zu seinen Landsleuten, wobei er den Mantel mitnahm, den ihm August geliehen hatte.

Das Wasser war jetzt durch die Ebbe so untief geworden, daß es einem Manne nicht bis an die Knie reichte. Die jüngeren Eskimo wateten haufenweise um uns herum, und suchten alles zu stehlen, was sie erreichen konnten, wobei sie sich ungemein schlau und gewandt zeigten. Sobald wir diese Stimmung bemerkten, befahl ich den Mannschaften, niemand an die Boote zu lassen und ließ die beiden noch im „Löwen" sitzenden „Häuptlinge" durch August wissen, daß uns das große Geräusch und die Verwirrung ungemein lästig falle. Wenn sie jetzt ans Ufer gehen und uns verlassen wollten, würden wir später von dem Schiffe aus, mit welchem wir hier zusammenzutreffen hofften, mit einem stärkeren Vorrat von Handelsartikeln

zurückkommen. Sie nahmen diese Mitteilung anscheinend mit großer Freude auf, sprangen aus den Booten und taten ihren Gefährten die Nachricht mit großer Freude kund. Da hierauf das große Geschrei: „Teyma! Teyma!“ folgte, und viele der ältlichen Männer sich zurückzogen, so glaubte ich, die Eskimo fänden unsere Vorstellung billig und sie würden abziehen.

Allein ich fand mich sehr getäuscht. Sie verabredeten nur einen Angriffsplan und kehrten nach kurzer Zeit zurück, indem sie einige Worte ausriefen, die August nicht verstehen konnte. Wir entdeckten indes bald ihre Absicht, indem einige von den in der „Zuversicht“ sitzenden Häuptlingen heraussprangen und mit Hilfe ihrer herbeieilenden Landsleute das Boot nach dem südlichen Ufer des Flusses zu zogen. Leutnant Back verlangte von dem einen noch im Boote sitzenden Häuptling, er solle seinen Leuten dies verwehren, allein derselbe zeigte mit gutmütigem Lächeln nach dem Ufer und wiederholte die Worte: „Teyma, Teyma.“ Er sagte indes etwas zu denen, welche in dem benachbarten Kanu saßen, worauf diese ihre langen Messer und Pfeile in das Boot warfen; sie taten dies so, daß zum Zeichen freundlicher Gesinnungen die Griffe und befiederten Enden unseren Leuten zugekehrt wurden.

Sobald ich bemerkte, daß sich die „Zuversicht“ unter den Anstrengungen der Eingeborenen fortbewegte, befahl ich der Mannschaft des „Löwen“, sich zu drehen und ihr zu folgen. Allein unser Boot blieb sitzen, bis uns die Eskimo zu Hilfe kamen und es der „Zuversicht“ nachzogen. Zu gleicher Zeit sprangen zwei der kräftigsten Männer an Bord, packten mich bei den Armen und zwangen mich, zwischen ihnen zu sitzen. Da ich sie zwei bis dreimal losschüttelte, so stellte sich ein dritter Eskimo vor mich, um meinen Arm aufzufangen, so oft ich versuchte, meine Flinte oder den breiten Dolch, der an meiner Seite hing, zu erheben. Auf dem ganzen Wege nach dem Ufer wiederholten sie den Ruf: „Teyma, Teyma!“ und klopften mir sanft auf die linke Brust, während sie meine Hände gegen die ihrigen drückten.

Als wir uns dem Ufer näherten, kamen zwei Umiaks voll Weiber an, und nun wurde das Geschrei doppelt so arg. Die „Zuversicht“ kam zuerst ans Ufer und der „Löwe“ wenige Minuten später. Die drei Männer, welche mich bisher gehalten, sprangen nun an Land und die, welche in ihren Kanus geblieben waren, schleiften dieselben ans Ufer. Jetzt zogen eine Menge Eingeborene ihre Messer, machten sich bis an die Hüften bloß, begaben sich dann an die „Zuversicht“, zogen sie so weit als möglich ans Land und begannen eine regelrechte Plünderung, indem sie die Artikel den in einer Reihe aufgestellten Weibern zureichten, welche diese schnell in Sicherheit brachten. Leutnant Back und seine Leute suchten den Angriff kräftig, doch mit Schonung abzuwehren, und entrissen ihnen viele Gegenstände wieder, allein sie wurden von der Menge überwältigt und hatten selbst Mühe, ihre Waffen zu behalten. Ein Kerl hatte

die Frechheit, einem unserer Leute sein Messer zu entreißen und die Knöpfe von dessen Jacke abzuschneiden, während drei stämmige Eskimo dem Leutnant Back mit erhobenen Dolchen zusetzten und alles, was ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, zumal die an dessen Weste befindlichen Ankerknöpfe, verlangten. Zum Glück kam ihm ein junger Häuptling zu Hilfe und trieb die, welche ihn ergriffen, fort. Sie nahmen jedoch ein kleines Schreibpult und einen Mantel mit, welche Gegenstände der Häuptling zurückholte. Dieser setzte sich auf Leutnant Backs Schoß und suchte seine Landsleute zu bereden, von ihrer üblen Aufführung abzulassen. Überhaupt tat er alles, was er konnte, uns die geraubten Artikel wieder zuzustellen.

Der „Löwe" war bisher von weniger Eskimo umgeben gewesen, und es war der Mannschaft, indem sie nicht von der über die Ladung ausgebreiteten Decke wich und die Eingeborenen mit dem Flintenkolben zurücktrieb, gelungen, zu verhindern, daß irgend ein Artikel von Wichtigkeit entwendet wurde. Als ich aber bemerkte, daß die „Zuversicht" so hart bedrängt wurde, kam ich ihr mit August zu Hilfe, und unser herzhafter kleiner Dolmetscher fuhr unter den am Ufer befindlichen Haufen und stellte ihn wegen dieses schamlosen Betragens zur Rede, bis er vor Heiserkeit nicht weiterreden konnte. Kurz darauf rief mich aber Duncan zurück, da die Eskimo ernstlich angefangen hatten, den „Löwen" zu plündern. Als ich an dem Boote anlangte, war es dicht umringt, und die Eingeborenen suchten, indem sie ihre Dolche wütend schwangen, sich aller beweglichen Güter zu bemächtigen, während ein anderer Teil sich aufgestellt hatte, dieselben wegzutragen. Die Mannschaft ließ sich zwar noch immer nicht von ihrem Sitze vertreiben, allein da ihrer für einen so starken Haufen zu wenig waren, so wurde doch mancher Artikel auf die Seite gebracht.

Vorzüglich waren wir bemüht, unsere Waffen, Ruder und Masten, und überhaupt alle diejenigen Gegenstände zu decken, von denen die Fortsetzung unserer Reise und unsere persönliche Sicherheit abhing. Die Eingeborenen bemühten sich vor allem, sich des Kastens zu bemächtigen, in welchem sich die astronomischen Instrumente befanden, und nachdem ihnen Duncan denselben dreimal entrissen hatte, band er sich denselben mit einem Seile ans Bein, so daß sie ihn selbst mit hätten fortschleppen müssen, wenn sie des Kastens hätten habhaft werden wollen.

Während dieses ganzen ungleichen Kampfes war die Kaltblütigkeit unserer Leute ebenso bewunderungswürdig, als die Gleichgültigkeit, mit welcher die Eskimo sich mit den Flintenkolben stoßen ließen. Zuletzt wurden die letzteren aber zornig. Mehrere derselben sprangen an Bord und suchten den Leuten die Hirschfänger und Schrotbeutel mit Gewalt zu entreißen. Ich selbst hatte mit dreien zu schaffen, die mich zu entwaffnen suchten. Leutnant Back, der unsere bedrängte Lage bemerkte und meine Beweggründe, weshalb ich es nicht zum äußersten kommen lassen wollte, vollkommen erwog, schickte mir den

jungen Häuptling, der ihn bisher beschützt hatte, zu Hilfe, und dieser trieb meine Gegner aus dem Boote. Ich sah alsdann, daß meine Leute auf dem Vorderteil des Bootes fast überwältigt wurden, eilte ihnen zu Hilfe und kam zum Glück noch zur rechten Zeit, um einen Matrosen abzuhalten, seine Flinte auf einen Eskimo loszudrücken. Er war übrigens, wie ich am folgenden Tage erfuhr, stark gereizt worden, da ihn der Kerl mit einem Messer durch die Jacke und Weste gestochen hatte. Als der Tumult vorüber war, erfuhr ich auch, daß der Vordermann des „Löwen“ und drei von der Mannschaft der „Zuversicht“ beinahe verwundet worden seien; es waren deren Kleider mit Messern durchstochen worden.

Kaum war das Vorderteil von einer Rotte der Räuber gereinigt, so machte uns eine andere am Hinterteil zu schaffen. Meine Flinte war jetzt der Gegenstand des Kampfes, der ernsthafter zu werden anfing, — als plötzlich die sämtlichen Eskimo davonflohen und sich hinter dem am Ufer befindlichen Treibholz und in den Kanus versteckten.

Durch die Bemühungen der Mannschaft war nämlich die „Zuversicht“ flott geworden, und da Leutnant Back dies für einen schicklichen Zeitpunkt hielt, um kräftiger aufzutreten, so kommandierte er seinen Leuten zum Anlegen der Flinten, was einen panischen Schrecken unter den Eingeborenen hervorbrachte. Zum Glück gelang es uns auch bald, den „Löwen“ flott zu machen und beide Boote zogen sich nun vom Ufer zurück. Mittlerweile hatten sich die Eskimo von ihrem Schrecken erholt, brachten die Kajaks ins Wasser und machten Anstalten, uns zu verfolgen, doch ließ ich sie durch August wissen, daß ich jeden, der sich uns auf Schußweite nähere, niederschießen lassen würde, worauf sie sich zurückzogen.

Es war ungefähr acht Uhr abends, und wir hatten die ermüdende Balgerei mehrere Stunden ausgehalten. Dennoch fehlte außer einigen Kesseln, einem Zelte, einem Ballen mit wollenen Decken und Schuhen, dem Ranzen eines unserer Leute und dem Bugsprietsegel nichts Erhebliches. Die übrigen Gegenstände, die sie nahmen, konnten wir wohl entbehren, und dieselben würden in der Tat unter die Eingeborenen verteilt worden sein, wenn diese sich ruhig verhalten hätten. Die Stelle, nach welcher die Boote gezogen wurden, nannten wir die Plünderungsspitze. Die Standhaftigkeit und der Gehorsam, welchen die Mannschaften beider Boote dadurch bewiesen, daß sie sich des Gebrauches ihrer Waffen enthielten, sind über alles Lob erhaben. Einesteils hatte mich der Wunsch, unnützes Blutvergießen zu vermeiden, und später, als unsere kritische Lage kräftigere Verteidigungsmittel wohl gerechtfertigt hätte, die Ansicht zur Mäßigung bewogen, daß, solange die Boote nicht flott und wir von so vielen, mit Messern, Bogen, Pfeilen, Speeren bewaffneten Eingeborenen umgeben waren, wir unsere Schießgewehre nicht mit Vorteil gebrauchen konnten.

Das Heulen der Weiber und das Geschrei der Männer zeugte von der großen Aufregung der Gemüter, in der sie sich befanden, und

ich bin noch heute der Meinung, daß das erste Blut, welches wir während unseres Handgemenges mit ihnen vergossen hätten, durch unser aller Tod gerächt worden wäre.

Aus der vorhergehenden Erzählung ergibt sich, daß, so schlecht sich auch die Eskimo im allgemeinen betrugen, wir doch einige tätige Freunde unter ihnen fanden, und mir war viel daran gelegen, ein gutes Einverständnis mit ihnen zu unterhalten, da wir mit dem Zustand des Eises auf der See noch unbekannt waren und noch nicht wußten, wie lange wir genötigt sein würden, in ihrer Nachbarschaft zu bleiben. Ich war jedoch entschlossen, dieselben von nun an in Schach zu halten, um ihnen, wenn sie noch ferner den geringsten Versuch machen sollten, uns zu beunruhigen, zu zeigen, daß unsere Mäßigung in Gutmütigkeit und nicht in dem Mangel an Vermögen zu strafen, ihren Grund gehabt habe. Wir waren noch keine Viertelmeile von der Plünderungsspitze entfernt, so saßen die Boote schon wieder etwa 200 Schritt vom Ufer fest, und da wir, nachdem einige Leute nach allen Seiten herumgewatet waren, in Erfahrung gebracht hatten, daß nirgends tieferes Wasser anzutreffen sei, so machten wir die Boote fest und blieben in dieser Lage fünf Stunden.

Bald nachdem wir die Boote aneinandergelegt hatten, kamen sechs bis sieben Eingeborene an das benachbarte Ufer und luden August ein, zu ihnen zu kommen und eine Unterredung mit ihnen zu pflegen. Ich wollte ihn nicht gehen lassen, allein der beherzte kleine Mensch bat mich so inständig, es ihm zu erlauben, damit er seinen Landsleuten Vorwürfe über ihr Betragen machen könne, daß ich zuletzt einwilligte, wozu mich vorzüglich der Umstand bewog, daß der junge Häuptling, der sich so freundlich gegen uns benommen hatte, mit am Ufer war.

Als August anlangte, hatte sich die Zahl der anwesenden Eingeborenen auf 40 vermehrt, und wir beobachteten das lebhafte Gespräch, welches er mit ihnen führte, mit großem Interesse. Als er zurückkehrte, berichtete er uns, daß er ungefähr auf folgende Weise zu ihnen gesprochen:

„Ihr habt euch äußerst schlecht und ganz anders betragen, als man es von Eskimo gewohnt ist. Einige von euch haben sogar mich, euern Landsmann, bestohlen; doch das achte ich nicht. Es tut mir nur leid, daß ihr die weißen Leute, welche einzig gekommen sind, um euch einen Freundschaftsdienst zu erweisen, auf eine so gewalttätige Weise behandelt habt. Mein Stamm war in demselben unglücklichen Zustande, in welchem ihr euch befindet, als die weißen Leute nach Churchill kamen. Allein gegenwärtig haben wir alles, was wir brauchen, und ihr seht, wie gut ich gekleidet bin und wie wohl ich mich befinde. Nach dem, was heute vorgefallen ist, dürft ihr nicht erwarten, daß diese Leute je wieder Waren nach euerm Lande bringen werden, wenn ihr nicht durch Zurückgabe der gestohlenen Artikel eure Reue beweist. Die Europäer lieben die Eskimo und wollen mit ihnen auf demselben freundschaftlichen Fuße leben, wie mit den Indianern. Glaubt

nicht, daß sie sich vor euch fürchten. Ich sage euch, ihr habt es nur ihrer Menschlichkeit zuzuschreiben, wenn heute nicht viele von euch getötet wurden. Denn sie haben alle Flinten, mit welchen sie euch aus der Nähe wie aus der Ferne töten können. Auch ich habe eine Flinte und kann euch versichern, daß, wenn ein weißer Mann gefallen wäre, ich dessen Tod auf der Stelle gerächt haben würde."

Keiner von uns zweifelte daran, daß August wirklich so gesprochen habe, und da es in einem Kreise von 40 bewaffneten Männern geschah, so war es gewiß ein Zeichen von großem persönlichen Mut. Aus dem Freudengeschrei, welches sie erhoben, so oft er eine Pause machte, konnten wir bemerken, daß sie seinen Gründen Beifall zollten, und er sagte uns, sie hätten über ihre Aufführung große Reue an den Tag gelegt, und zu ihrer Entschuldigung angeführt, daß ihnen früher noch nie weiße Leute zu Gesicht gekommen wären, und daß alles, was wir besäßen, ihnen so neu und wünschenswert geschienen, daß sie der Versuchung zu stehlen, nicht hätten widerstehen können. Sie ließen uns durch August versichern, daß etwas Ähnliches nie wieder vorfallen solle, denn es liege ihnen an unserer Freundschaft viel, und sie wünschten zu den Vorteilen zu gelangen, deren sein Stamm durch den Verkehr mit den Europäern genieße.

Ich sagte, er solle die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen dadurch auf die Probe stellen, daß er die Zurückgabe eines großen Kessels und des Zeltes verlangte. Als er dieses getan, wurden die verlangten Artikel nebst einigen paar Schuhen wirklich von einer benachbarten Insel wieder herbeigeschafft. Nachdem dies geschehen war, bat mich August, ich möge ihm erlauben, einem Tanze beizuwohnen, zu welchem sie ihn eingeladen hatten, und über eine Stunde lang tanzte und sang er mitten unter einer Gesellschaft von mit Messern, Bogen und Pfeilen bewaffneten Männern.

Später teilte er uns mit, wie sehr er sich darüber gefreut habe, daß die Gesänge und Tänze denen ganz ähnlich gewesen wären, welche bei seinem Stamme bei einem freundschaftlichen Zusammentreffen mit Fremden üblich seien. August erfuhr von ihnen auch, daß in dieser Bai eine regelmäßige Ebbe und Flut sei, und wir, wenn wir bis zu einer gewissen Tageszeit warten wollten, Wasser genug finden würden, um am westlichen Ufer hinzufahren. Diese Mitteilung nahm mir eine große Sorge vom Herzen; denn da das Wasser vollkommen süß war, und wir das Eintreten der Flut während des Streits mit den Eskimo nicht bemerkt hatten, so war ich schon sehr besorgt gewesen, wir würden nach jener Richtung hin unsere Durchfahrt nach der See nicht bewirken können.

So wie die Nacht stärker hereinbrach, zogen sich die Eskimo allmählich zurück, und als nur noch ein paar um das Feuer saßen, welches sie angezündet hatten, schickte ich einige meiner Leute hin, um Schokolade zu kochen. Bisher hatten wir mit unseren Flinten im Arm in den Booten gesessen und das Benehmen der Eingeborenen

gegen August sorgfältig beobachtet. Gegen Mitternacht trat die Flut wirklich ein, und gegen $^1/_2$ 2 Uhr morgens fanden wir hinlänglich viel Wasser, um die Boote nach einer Stelle zu ziehen, wo sie schwammen. Wir ruderten am westlichen Ufer etwa sechs Meilen weit hin, bis das Ansehen des Himmels auf das baldige Eintreten starken Windes deutete. Und kaum waren wir gelandet, so kam er heftig herangebraust, so daß wir gezwungen waren, die Boote auszuladen und sie am Ufer hinaufzuziehen.

Da wir durch die Arbeit und Gemütsbewegung der letzten 24 Stunden sehr erschöpft waren, so wurden zwei Leute auf Wache gestellt, und die übrigen schliefen bis 11 Uhr morgens. Alsdann fingen wir an, die Segel und das Takelwerk zu reparieren, welche dadurch, daß die Eskimo versucht hatten, die kupfernen Kappen abzuschneiden, Schaden gelitten hatten. Während dieser Beschäftigung entdeckte Leutnant Back, daß die Eskimo in Masse auf uns zugerudert kamen.

Da wir die Absicht ihres Besuches nicht kannten und in einer so unvorteilhaften Lage, wie unsere jetzige war, keinen Verkehr mit ihnen haben wollten, so brachten wir eilig unsere Boote ins Wasser und beluden sie so schnell als möglich, da wir uns getrauten, sobald wir gehörig flott seien, die Eingeborenen, und wenn ihrer noch so viel seien, in Respekt halten zu können. Kaum waren wir in tiefes Wasser gelangt, so waren auch schon einige der Kajaks so nahe, daß wir einander verstehen konnten. Der in dem vordersten sitzende Mann hielt einen Kessel in die Höhe und rief mit lauter Stimme, er wolle ihn uns zurückgeben und in dem eine kurze Strecke hinter uns fahrenden Umiak seien alle uns gestohlenen Artikel, die uns zurückerstattet werden sollten, wogegen die Eskimo irgend ein beliebiges Geschenk zu erhalten wünschten.

Ich hielt es jedoch nicht für ratsam, der wenigen Gegenstände wegen, deren Rückgabe uns wünschenswert war, einer so großen Anzahl Eingeborener die Annäherung an uns zu gestatten und ließ ihnen daher durch August sagen, sie sollten sich zurückziehen. Doch sie fuhren fort, vorzurücken, bis ich vor das vorderste Kanu eine Kugel abfeuerte. Dies hatte den gewünschten Erfolg; die sämtlichen Eskimo kehrten um. Nur vier folgten noch eine kleine Strecke und ruderten dann gleichfalls ihren Landsleuten nach.

Ich habe die Umstände unseres Zusammentreffens mit den Eskimo so genau beschrieben, weil ich dadurch sogleich einen Beitrag zur Kennzeichnung dieses Volkes zu liefern gedachte und der Vollständigkeit halber will ich hier noch einiges mitteilen, was wir im August desselben Jahres erfuhren und über die Beweggründe ihrer Aufführung den vollständigsten Aufschluß gibt.

Bis zu dem Augenblicke, wo das Kajak umgeworfen wurde, hatten die Eskimo nichts als Freundschaft gegen uns im Sinne, allein der Kerl, den jener Unfall betraf, und den wir mit so viel Güte behandelten, forderte die jungen Leute auf, die Boote zu plündern.

Dieser Vorschlag ging von Mund zu Mund und führte zu der Beratschlagung, welche die älteren Leute untereinander hielten, als ich sie bat, sich zu entfernen, und in welcher die Plünderung beschlossen, so wie ziemlich allgemein das Verlangen ausgesprochen ward, uns sämtlich zu ermorden. Zum Glück machten einige darauf aufmerksam, daß August nicht mit umgebracht werden dürfe und zwar aus einem Grunde, auf welchen man wohl kaum verfallen würde. „Wenn wir ihn töteten," meinten sie, „so werden uns keine weißen Leute mehr besuchen, und wir die Gelegenheit verlieren, mehr von ihren schönen Sachen zu erhalten. Lassen wir ihn aber leben, so können wir ihn mit einer erfundenen Nachricht zurückschicken, durch welche andere Europäer zu uns gelockt werden."

Dieser Grund war für sie eine Zeitlang ausreichend. Als sie aber nach den Unterredungen mit August nach ihrer Insel zurückkehrten, erhitzte sich ihre Habsucht beim Anblick der herrlichen Sachen, die sie uns gestohlen hatten, so sehr, daß es ihnen nun allen, ohne Ausnahme, leid tat, uns aus dem Garne gelassen zu haben. Als sie sich in dieser Gemütsstimmung befanden, entdeckten sie den Rauch unseres Feuers. Sie hielten sogleich eine Beratschlagung und entwarfen einen sehr hinterlistigen Plan, uns samt August umzubringen, weil derselbe uns so ergeben sei, daß sie ihn nicht für ihre Sache gewinnen könnten. Sie hofften, uns am Ufer zu finden. Allein, damit die Boote, wenn wir uns schon eingeschifft hätten, sie erwarten sollten, hängten sie in das vorderste Kajak einige Kessel als Lockspeise aus. Die in den ersten Kajaks sitzenden Leute sollten uns solange aufhalten, bis uns die übrigen umzingelt hätten und der Angriff beginnen könnte. Durch die Güte der Vorsehung wurde dieser Plan vereitelt.

Wir kehren nun zu der Beschreibung unserer Reise zurück. Der Wind wurde mäßig und günstig, und wir segelten in nordwestlicher Richtung bis 11 Uhr abends an der Küste hin. Alsdann machten wir auf einer niedrigen, mit Treibholz bedeckten Stelle Halt, um die Segel auszubessern und die Boote für die Seereise in gehörigen Stand zu setzen. Da der Wind fortwährend günstig blieb, so arbeiteten wir, um keine Zeit zu verlieren, so schnell als möglich, so daß wir am nächsten Morgen um 3 Uhr unsere Boote wieder besteigen konnten. Wir segelten zwei Meilen vom Lande in drei Faden tiefem Wasser weiter. Nachdem wir zwölf Meilen zurückgelegt hatten, wurden wir durch Eis aufgehalten, welches mit dem Ufer zusammenhing und dessen Ende nach der Seeseite zu nicht zu sehen war. Um zu landen, mußten wir wieder einige Meilen zurückfahren. Endlich fanden wir einen bequemen Ort und zogen die Boote ans Ufer. Wir legten uns um 8 Uhr morgens schlafen. Kaum waren wir aber eingeschlafen, so weckte uns die Wache durch das Geschrei, daß eine Gesellschaft Eskimo sich dicht bei unseren Zelten befinde. Als wir heraustraten, waren schon alle unsere Leute unter Waffen. Drei Eskimo, welche unvermutet auf uns gestoßen waren, wollten uns eben mit Pfeilschüssen begrüßen, als Augusts Stimme ihnen Einhalt tat. Er erklärte,

ihnen die Absicht unseres Besuches und machte dadurch ihrer Besorgnis ein Ende. Leutnant Back und ich gaben jedem ein Geschenk, und erhielten dagegen einige Pfeile, worauf eine sehr freundschaftliche Unterredung folgte, bei welcher August ebenso viel Takt als Urteil zeigte.

Die Eskimo machten vor Freude über diese neue Bekanntschaft, die ihnen so vorteilhaft zu werden versprach, Luftsprünge. Wir erfuhren, daß sie zu einem Stamme gehörten, dessen Lager sich etwa zwei Meilen von uns befand, und da sie sehr wünschten, daß ihre Verwandten uns gleichfalls sehen möchten, so baten sie, wir möchten ihnen August mitgeben, und den ganzen Stamm zu einem Besuche einladen lassen, welche Bitte ihnen gewährt wurde.

Vor ihrer Abreise wurde etwa 200 Schritte von den Zelten und 400 Schritte von den Booten entfernt eine Linie abgesteckt und ihnen angedeutet, daß kein Eskimo dieselbe überschreiten dürfe. Auf dieser Grenze würden Geschenke ausgeteilt und Tauschhandel getrieben werden. Zugleich wurde August angewiesen, ihnen die zerstörende Kraft unserer Feuergewehre zu erklären und sie zu versichern, daß jeder Eskimo, welcher jene Marke überschritte, niedergeschossen werden würde. Bei allen späteren Zusammenkünften mit den Eskimo beobachteten wir diese Vorsicht.

Nach einer Abwesenheit von fünf Stunden kehrte August mit 20 Männern und 2 ältlichen Frauen zurück. Die Eingeborenen blieben auf der Grenzlinie stehen. Sie waren, wie ihnen August gesagt hatte, ohne Bogen und Pfeile gekommen und gaben alle dem Leutnant Back und mir einen treuherzlichen Handschlag. Wir machten jedem ein Geschenk aus Glasperlen, Angeln, Ahlen und unechten Bijouteriewaren, und damit sie zu allen unseren Leuten Zutrauen fassen möchten, ließen wir auch durch diese Geschenke austeilen. Unsere Leute kamen einzeln und auf eine solche Weise herbei, daß die Eskimo, ohne die größte Aufmerksamkeit, sie nicht zählen konnten. Wir rechneten darauf, daß dies um so weniger möglich sei, als ihre Aufmerksamkeit durch die Geschenke abgezogen wurde.

Unser Besuch schien sich sehr wohl zu befinden, und wir wollten den Eskimo eben Fragen im Betreff der Küste und des Aufbrechens des Eises vorlegen, als August uns bat, wir möchten ihm erlauben, sich vorher erst vollständig herauszuputzen und sich mit allen seinen Medaillen zu schmücken. Dies war nach Verlauf von wenigen Sekunden geschehen, und als er zurückkehrte, wurden seine Landsleute durch sein verändertes Aussehen und die vielen Zieraten so in Staunen gesetzt, daß sie eine halbe Stunde lang für gar nichts anderes Sinn hatten. „Ach,“ sagte ein alter Mann, indem er die Medaillen betastete, „die müssen von einem Volke gemacht worden sein, wie das, welches du uns beschrieben hast; denn uns ist noch keins vorgekommen, welches so etwas zu machen imstande wäre.“ Dann faßte er Augusts Jacke und fragte, von welchem Tiere das Fell herrühre, aus dem sie gemacht sei. Auch die Ankerknöpfe erregten ihre Bewunderung in hohem Grade. Wir erfuhren, daß sich dieser Stamm Eskimo während des

Sommers in der Nähe des Mackenzie mit Walfisch- und Seehundsfang beschäftigte, und selten mehr als einige Tagereisen westlich gehe.

Abends versammelte sich die Gesellschaft zum Gottesdienst. Während der Nacht wehte der Wind in heftigen Stößen, und die größeren Eismassen in der Nähe des Lagerplatzes wurden dadurch zerborsten. Allein an dem Haupteisfelde bemerkte man keine Veränderung.

Die Eskimo besuchten uns diesen Morgen wieder mit Frauen und Kindern, zusammen 48 Personen. Sie setzten sich wie früher in einen Halbkreis, sodaß die Männer vorn und die Frauen hinten saßen. Diejenigen, welche gestern keine Geschenke erhalten hatten, bekamen heute solche, und wir kauften hernach einige Paar seehundslederne Stiefeln, einige gegerbte Seehundsfelle und aus Wildhaut angefertigte Stricke. Die Weiber, denen diese Gegenstände meistens gehörten, hatten nach Perlen, Stecknadeln, Nähnadeln und Zieraten das meiste Verlangen, wogegen die Männer vorzüglich auf eiserne Gegenstände erpicht waren. Sie erhielten Beile, Feilen, Eismeißel, Feuerstähle, indianische Ahlen und Angeln. Vorzüglich gern hätten sie Messer gehabt. Allein, da jeder von ihnen schon eins besaß, so sparte ich die wenigen, welche ich übrig hatte, für eine andere Gelegenheit auf.

Sehr unterhaltend war es, zu sehen, welchen Gebrauch sie von den geschenkten Dingen machten. Einige von den Männern tanzten mit einer großen Stockfischangel in der Nase umher. Andere hatten eine Ahle durch denselben Körperteil gestochen, und die Frauen putzten sich sogleich mit den Ohrringen, Fingerhüten oder dergleichen heraus. Es befanden sich unter ihnen verhältnismäßig viel ältliche Personen, welche eine treffliche Gesundheit zu genießen schienen und äußerst munter waren. Die Männer waren stämmig und größer als August und die, welche Kapitän Parry an der Ostküste traf. Die Backenknochen standen bei ihnen weniger hervor als bei den letzteren. Allein sie hatten das kleine Auge und die breite Nase, welche jenes Volk kennzeichnet. Bis auf die jungen Personen waren alle mit schwärenden Augen behaftet und zwei von den alten Leuten beinahe blind. Die Oberlippe und das Kinn waren bärtig und an dem letzteren, sowie an dem Kopfe, hing das Haar lang herab, wiewohl bei einigen auf dem Wirbel, wie die Tonsur der römisch-katholischen Geistlichen, eine runde Stelle kahl geschoren war.

Sie trugen sämtlich in der Nasenscheidewand Knochen oder Muscheln, und durch die Unterlippe waren auf beiden Seiten Löcher gebohrt, in welchen runde Stücke Elfenbein mit einer großen Glasperle in der Mitte steckten, welchen Gebrauch Kotzebue auch bei den Eingeborenen auf der Nordwestküste von Amerika fand. Auf diese Zieraten legten sie einen so hohen Wert, daß sie dieselben nicht verkaufen wollten. Diejenigen, welche nicht reich genug waren, um sich Glasperlen oder Elfenbein anzuschaffen, hatten statt dessen Steine und Stückchen Knochen. Dieses Durchstechen der Lippen wird vorge-

nommen, sobald das Alter der Mannbarkeit eintritt, und ein Ehepaar zeigte uns mit Freuden einen etwa 14jährigen Knaben, an welchem die Operation im folgenden Jahre vollzogen werden würde. Er hatte eine angenehme Gesichtsbildung, welche durch das Einbringen von Knochen oder Steinen, wodurch die Unterlippe und der Mund herabgedrückt werden, notwendig entstellt werden mußte.

Ihr Anzug bestand aus einer Jacke von Renntierhaut, welche hinten und vorn mit einem Saum und oben mit einer kleinen Haube versehen war, Hosen von demselben Material und Stiefeln von Seehundfell. An Waffen zur Jagd führten sie sehr nette Bogen und Pfeile, welche letzteren Spitzen von Eisen und Knochen hatten, und zum Fischen Speere mit knöchernen Spitzen; auch fischen sie mit Netzen und mit Angeln. Alle waren mit Messern bewaffnet, welche sie entweder in der Hand oder im Ärmel tragen. Von den Schielindianern hatten sie einiges über die Zerstörungskraft der Feuergewehre gehört. Die Tracht der Weiber unterscheidet sich von der der Männer nur durch die Weite der Hosen und die Größe der Hauben, welche nicht dicht an den Kopf anschließen, sondern worin sich Platz für die Kinder befindet. Diese Hauben sind mit Streifen von verschiedenfarbigen Häuten geziert und oben herum zieht sich ein Streifen Wolfsfell, dessen Haare aufrecht stehen. Das schwarze Haar der Frauen ist sehr geschmackvoll von hinten herauf bis auf den Scheitel gedreht und mit Schnuren von weißen oder blauen Glasperlen oder weißem Wildleder aufgebunden. Vorn ist es gescheitelt, so daß zu beiden Seiten ein dicker Zopf herabfällt, an welchem Perlenschnuren befestigt sind, die bis auf die Taille herabhängen. Die Frauen waren $4\,^1/_2$ bis $4\,^3/_4$ Fuß hoch und meist fett. Einige von den Mädchen und Kindern waren hübsch. Leutnant Back zeichnete eins von den ersteren ab, und die Schöne bezeigte ihre Freude darüber durch Lächeln und viele Luftsprünge. Die Männer, welche porträtiert wurden, betrugen sich gesetzter, hatten aber gleichfalls eine große Freude darüber. Einige bemerkten, sie seien nicht hübsch genug, um mit in unser Land genommen zu werden. Einer hatte in seiner Gesichtsbildung etwas Indianisches.

Die Gebräuche dieser Leute waren in jeder Hinsicht denen ähnlich, welche Kapitän Parry bei den östlichen Stämmen der Eskimo gefunden hatte, und auch in Ansehung der Sprache war so wenig Unterschied, daß August ohne Schwierigkeit mit ihnen reden konnte. Deshalb konnte er ihnen über den Angriff des andern Stammes vollständige Auskunft geben, und sie erklärten, daß ihnen dessen verräterisches Betragen sehr mißfalle: „Das sind schlechte Menschen,“ sagten sie, „und jedesmal, wenn wir mit ihnen zusammentreffen, streiten sie mit uns oder bestehlen uns. Sie kommen jedes Frühjahr von dem östlichen Ufer des Mackenzie an den Ort, wo ihr sie gefunden und kehren zurück, sobald das Eis aufgeht. Sie unterscheiden sich von uns, die wir westlich vom Flusse leben dadurch, daß die Männer quer über das Gesicht tättowiert sind. Bei uns sind bloß die Weiber

tättowiert" — (nämlich mit sechs blauen Linien, die senkrecht von der Unterlippe bis zum Kinn laufen). Der Sprecher fügte hinzu: „Wenn ihr genötigt seid, auf diesem Wege zurückzukehren, ehe diese Leute fortziehen, so sind wir bereit, mit einer Verstärkung an junger Mannschaft euch zu begleiten und zu verteidigen." Da nicht die geringste Aussicht war, daß wir bald absegeln könnten, so kehrte August mit den Eskimo nach deren Zelten zurück.

Die Grönländer.

Nach David Cranz*) (1762).

Die Grönländer nennen sich schlechtweg Innuit, d. i. Menschen oder Einwohner. Von den Isländern, die vor vielen hundert Jahren dieses Land und die nächsten amerikanischen Küsten entdeckt und besetzt haben, sind sie aus Verachtung Skrällinger genannt worden, welches kleine, schlechte untaugliche Menschen bedeuten soll, weil sie von Statur sehr klein und wenige über, die meisten aber unter fünf Schuh lang sind und dabei schwach zu sein scheinen. Sie haben jedoch wohlgebildete und proportionierte Glieder. Das Angesicht ist gemeiniglich breit und platt, mit erhabenen, aber wohl ausgestopften runden Backen. Die Augen sind klein, schwarz und gar nicht feurig. Die Nase ist zwar nicht eingedrückt, aber klein und wenig erhaben. Der Mund ist gemeiniglich klein und rund und die Unterlippe etwas dicker als die obere. Die Farbe des ganzen Leibes ist dunkelgrau und die des Angesichtes braun, wobei jedoch bei vielen das Rote durchscheint, was nicht sowohl von Natur, denn die Kinder werden so weiß wie andere geboren, als von ihrer Unreinlichkeit herkommen mag, da sie beständig mit Speck umgehen, bei den dampfenden Öllampen sitzen und sich selten waschen. Jedoch kann das Klima, besonders die im Sommer auf eine brennende Sonnenhitze schleunigst folgende kalte und rauhe Luft, welche uns ebenfalls etwas braun macht, vieles dazu beitragen, daß diese Farbe ihnen endlich nach so vielen Generationen erb- und eigentümlich geworden ist. Das meiste mögen wohl die vielen tranigen Speisen verursachen, davon ihr Blut so dick, hitzig und fett wird, daß ihr Schweiß wie Tran riecht und die Hände klebrig wie Speck anzufühlen sind. Man findet aber auch einige, die eine ziemlich weiße Haut und rote Backen und noch mehr, die ein längliches Gesicht haben und sich leicht unter den Europäern, sonderlich unter den Einwohnern gewisser Berge des Schweizerlandes, verlieren würden. Ich habe auch Grönländer gesehen, die Europäer zu Vätern gehabt, aber auf Grönländisch erzogen worden. Dieselben unterscheiden sich von den übrigen nicht in der Farbe, sondern in wenigen Gesichtszügen. Hingegen habe ich einer Halbgrönländerin Kinder von einem Europäer gesehen, die so schön waren, wie man sie in Europa nicht schöner sehen kann.

---

*) „Historie von Grönland." Bd. I. Leipzig 1770.

Sie haben durchgängig pechschwarze, starke und lange Haare auf dem Kopf, aber selten Barthaare, die sie sorgfältig ausrupfen. Füße und Hände sind klein und zart, der Kopf aber und die übrigen Gliedmaßen groß. Sie haben eine erhabene Brust und besonders die Weibsleute, die von Jugend auf große Lasten tragen müssen, breite Schultern. Ihr ganzer Leib ist sehr fleischig und mit vielem Fett und Blut versehen, weshalb sie auch bei sehr leichter Kleidung, bloßem Kopf und Halse, die Kälte sehr wohl ausstehen können; wie sie dann in ihren Häusern meistenteils bis auf die Beinkleider nackt sitzen und einem Europäer, der bei ihnen sitzt, durch ihre heißen Ausdünstungen so einheizen, daß er's nicht lange ausstehen kann.

Wenn sie im Winter beim Gottesdienst versammelt sind, dunsten oder vielmehr blasen sie so viel Wärme aus, daß man gar bald den Schweiß abwischen muß und vor Dampf mit Mühe Atem holt. Sie sind sehr leicht und behende auf den Füßen und können mit den Armen gar geschickte Bewegungen machen. Daher gibt es auch wenige gebrechliche Leute und noch seltener Mißgeburten unter ihnen. An Leibesgeschicklichkeit und Stärke fehlt es ihnen auch nicht, nur wissen sie dieselbe in einer ungewohnten Arbeit nicht anzuwenden, wohingegen sie uns in ihrer Arbeit übertreffen. So kann ein Mann, der in drei Tagen nichts oder doch nur Seegras gegessen hat, in den größten Wellen seinen Kajak oder Kahn regieren, und die Weibsleute tragen ein ganzes Renntier zwei Meilen weit und ein Stück Holz oder einen Stein auf dem Rücken, wohingegen ein Europäer eine halb so große Last kaum aufheben kann.

Von ihrem Temperament läßt sich schwerlich urteilen, weil ihre Gemütsbeschaffenheit so unklar ist, daß man sie nicht ergründen kann. Doch scheinen sie hauptsächlich sanguistisch und daneben phlegmatisch zu sein. Ich sage, hauptsächlich; denn freilich sind die Grönländer, wie alle Nationen, unter sich verschieden, und es gibt auch hitzige und melancholische Leute. Sie sind zwar nicht sehr lebhaft, am wenigsten lustig und ausschweifend, aber doch aufgeräumt, freundlich und leutselig, dabei fürs Künftige unbekümmert, also auch nicht geizig, etwas zusammenzuscharren, aber karg im Mitteilen. Einen sonderbaren Hochmut kann man ihnen zwar nicht absehen, aber aus Unwissenheit haben sie ein großes Maß von dem sogenannten Bauernstolz, setzen sich weit über die Europäer oder Kablunat, wie sie sie nennen, hinaus, und treiben wohl heimlichen Spott mit ihnen. Denn ob sie gleich die vorzügliche Geschicklichkeit derselben an Verstand und Arbeit gestehen müssen, so können sie doch dieselbe nicht schätzen.

Dahingegen gibt ihre eigene unnachahmliche Geschicklichkeit im Seehundfang, wovon sie leben und außer welchem sie nichts Unentbehrliches benötigen, ihrer Einbildung von sich selbst genugsame Nahrung. Und sie sind in der Tat auch nicht so dumm und stupide, wie man die Wilden insgemein ansieht, denn in ihrer Art und Geschäften sind sie witzig genug. Sie sind aber auch nicht so sinnreich und raffiniert, als sie von manchen ausgegeben werden. Ihr Nach-

denken äußerst sich in den zu ihrem Bestehen nötigen Geschäften, und was damit nicht unzertrennlich verbunden ist, darüber denken sie auch nicht. Man kann ihnen also eine Einfalt ohne Dummheit und eine Klugheit ohne Raisonnement zuschreiben.

Sie halten sich allein für sittsame oder gesittete Menschen, weil viele Dinge, die sie nur gar zu oft bei den Europäern gesehen haben, unter ihnen wenig oder gar nicht vorkommen. Daher pflegen sie zu sagen, wenn sie einen stillen eingezogenen Fremden sehen: „Er ist beinahe so sittsam als wir," oder: „Er fängt an, ein Mensch, d. i. ein Grönländer zu werden." Sie sind geduldig und weichen aus, wenn man ihnen zu nahe kommt. Werden sie aber so weit in die Enge getrieben, daß sie nicht weiter fliehen können, so werden sie so desperat, daß sie weder Feuer noch Wasser scheuen.

Sie sind nicht faul, sondern immer mit etwas beschäftigt, aber sehr veränderlich und können leicht eine Sache anfangen, und wenn sie unvorhergesehene Schwierigkeiten finden, wieder liegen lassen. Des Sommers schlafen sie fünf bis sechs und des Winters acht Stunden. Wenn sie aber stark gearbeitet und die Nacht durch gewacht haben, schlafen sie den ganzen Tag. Des Morgens, da sie sich auf einer Höhe mit einem melancholischen Stillschweigen das Meer und Wetter ansehen, sind sie gemeiniglich tiefsinnig und unmutig, weil ihnen des Tages Last und Gefahr bevorsteht. Wenn sie aber nichts zu verrichten haben oder glücklich vom Fang zu Hause kommen, sind sie aufgeräumt und gesprächig.

Ihre Affekten wissen sie so zu verbergen, daß man sie dem Anschein nach für Stoiker halten sollte. Sie tun auch bei Unglücksfällen sehr gelassen und sind nicht leicht in Zorn zu bringen oder können doch ihren Unmut leicht verbeißen, werden aber in solchem Fall stockstumm und mürrisch und vergessen nicht, sich zur gelegenen Zeit zu rächen. Doch von ihren Sitten wird sich weiter unten besser reden lassen.

Ihre Kleider machen sie aus Renntier-, Seehund- und Vögelfellen, wie eine Mönchskutte, auf allen Seiten zugenäht, so daß sie zuerst die Arme hineinstecken und dann den Rock wie ein Hemd über den Kopf herabziehen müssen. Nur ist er vorn nicht offen, sondern bis ans Knie zugenäht und oben mit einer Kappe versehen, die sie bei kaltem und nassem Wetter über den Kopf ziehen. Den Mannsleuten reicht der Rock nur bis auf den halben Schenkel und liegt nicht fest an, läßt aber, weil er vorn zu ist, keine kalte Luft durch. Sie nähen nicht mit den Gedärmen, sondern mit den Sehnen der Renntiere und Walfische, die sie ganz zart spalten und dann wieder mit den Fingern zwei- auch dreimal flechten. Ehemals brauchten sie statt der Nadeln die Gräten der Fische und die zartesten Knochen der Vögel und ihre Messer waren von Stein. Man muß die Sauberkeit ihrer Arbeit bewundern (sie wollen aber auch die feinsten Nadeln dazu haben), und die Kürschner gestehen, daß sie es ihnen darin nicht nachtun können. Die Vogelpelze sind sozusagen ihre Hemden, ihre Federn einwärts

gekehrt. So tragen sie auch die Renntierpelze, über die sie auch wohl noch einen von dünnhaarigen Renntieren gemachten Pelz ziehen, wiewohl dieselben jetzt schon so rar sind, daß nur die reichsten Weibspersonen damit prangen können.

Die Seehundpelze sind die gemeinsten, das Rauhe gewöhnlich auswärts gekehrt, und der Saum wie auch die Naht mit zarten Streifen von rotem Leder und von weißen Hundefellen zierlich besetzt. Doch tragen nun die meisten vermögenden Mannsleute Oberkleider von Tuch, blaugestreifter Leinwand oder Kattun, aber nach grönländischer Mode gemacht. Ihre Beinkleider sind von Seehund- oder dünnhärigem Renntierfell und sowohl oben als unten sehr kurz. Ihre Strümpfe sind von den Fellen der ungeborenen Seehunde und die Schuhe von glattem, schwarz gegerbtem Seehundleder, oben mit einem durch die Sohlen gezogenen Riemen zusammengeschnürt. Die Sohlen stehen zwei Finger breit hinten und vorn herauf und sind mit vielem Fleiß gefaltet, haben aber keine Absätze. Ebenso sind auch ihre Stiefeln gemacht. Wohlhabende Grönländer tragen nun auch wollene Strümpfe, Hosen und Mützen. Wenn sie auf die See fahren, ziehen sie über ihre Kleider einen Tuelik oder schwarzen glatten Seehundpelz, der das Wasser abhält, und darunter auch wohl ein Hemde aus Därmen, um die natürliche Wärme desto besser bei sich und die Nässe abzuhalten.

Der Frauensleute Kleider sind nur darin von jenen unterschieden, daß sie eine hohe Achsel und höhere Kappen haben, unten nicht abgestutzt, sondern hinten und vorn von den Hüften an mit einem langen, runden und roten Tuche verbrämten Zipfel, der bis über die Knie hängt, versehen sind. Sie tragen ebenfalls Beinkleider und unter denselben einen Gurt. Ihre Schuhe und Stiefeln machen sie gern von weißem oder rotem Leder und die Naht, welche vorn ist, bebrämt und sauber zugenäht. Die Mütter und Kinderwärterinnen ziehen die Amaut an, das ist ein Pelz, der auf dem Rücken so weit ist, daß sie das Kind darinnen tragen, welches gemeiniglich ganz nackt darinnen steckt und sonst von keinen Wickelkleidern und Wiegen weiß. Damit es aber unten nicht durchfalle, so binden sie mit einem Gurt, der vorn mit einer Schnalle oder Knopf versehen ist, das Kleid über die Hüfte um den Leib fest. Ihre alltäglichen Kleider triefen von Fett und stecken voller Läuse, die sie, wie die Bettler, im Griff haben, aber nicht wegwerfen, sondern mit den Zähnen zerknicken. Hingegen ihre neuen und gleichsam Staatskleider halten sie sehr sauber.

Die Männer tragen ihre Haare kurz, vom Scheitel auf allen Seiten herabhängend und an der Stirne abgeschnitten, auch wohl bis an den Scheitel abgeschoren, damit sie ihnen bei der Arbeit nicht hinderlich fallen. Den Weibern aber wäre es eine Schande, die Haare abzuschneiden; das tun sie nur bei der tiefsten Trauer, oder wenn sie gar nicht heiraten wollen. Sie binden dieselben über dem Kopf zweimal zusammen, so daß über dem Scheitel ein langer, breiter und über demselben noch ein kleiner Zopf steht, den sie mit einem schönen Bande

abbinden, das auch wohl mit Glasperlen geziert ist. Dergleichen Perlen tragen sie auch in den Ohren, um den Hals und die Arme und auf dem Saum der Kleider und Schuhe. Sie fangen auch an, in ihren Kleidermoden ein und anderes zu ändern, und die Wohlhabenden binden ein buntes Leinen- oder Seidentuch um die Stirn, doch so, daß der Haarzopf, als der größte Zierat, dadurch nicht verdeckt werde. Wenn sie aber recht schön sein sollen, so müssen sie am Kinn, auch wohl an den Backen, an Händen und Füßen mit einem von Ruß geschwärzten Faden durchnäht sein, davon, wenn der Faden ausgezogen worden, die Haut so schwarz bleibt, als ob sie einen Bart bekommen hätten. Diese ziemlich schmerzhafte Operation verrichtet die Mutter an der Tochter schon in der Kindheit aus Furcht, sie möchte sonst keinen Mann kriegen. Diese Gewohnheit haben in Nordamerika die Indianer und in Asien verschiedene Tataren, nicht nur Weibs-, sondern auch Mannsleute, um sich teils schön, teils fürchterlich zu machen. Unsere getauften Grönländer haben dieselbe als eine alberne, aber doch zur sündlichen Reizung abgesehene Eitelkeit längst verlassen.

Sie wohnen Winters in Häusern und Sommers in Zelten. Die Häuser sind zwei Klafter breit, und je nachdem viele oder wenige darinnen wohnen, vier bis zwölf Klafter lang und so hoch, daß man eben aufrecht stehen kann. Sie sind nicht, wie man gemeiniglich denkt, in die Erde gebaut, sondern an einem erhabenen Orte und am liebsten auf einem steilen Felsen, damit das zerschmolzene Schneewasser desto besser abläuft. Sie legen große Steine aufeinander, einen Klafter breit und dazwischen Erde und Rasen. Auf diese Mauer legen sie nach der Länge des Hauses einen Balken, und wenn derselbe nicht zulangt, binden sie zwei, drei, auch wohl vier mit Riemen zusammen und stützen ihn mit Pfosten. Darüber legen sie Querbalken und dazwischen kleines Holz, bedecken dieses mit Heidekraut, dann mit Rasen und schütten oben darauf feine Erde. Solange es friert, hält das Dach. Im Sommer aber fällt es durch den Regen meistens ein und muß nebst der Mauer im Herbst ausgebessert werden. Sie bauen nie weit vom Wasser, weil sie von der See leben müssen, und der Eingang ist gegen die Seeseite. Das Haus hat weder Schornstein noch Tür. Beider Stelle vertritt in der Mitte des Hauses ein von Stein und Erde zwei bis drei Klafter lang gewölbter, aber so niedriger Gang, daß man, besonders vorn und hinten, wo man von oben hineinsteigt, mehr auf Händen und Füßen kriechen, als gebückt durchgehen muß. Dieser lange Gang hält Wind und Kälte trefflich ab, und durch denselben zieht auch die dicke Luft (denn Rauch ist nicht im Hause) heraus. Die Wände sind inwendig mit abgeputzten Zelt- und Bootfellen behangen und mit Nägeln von der Rippe der Seehunde befestigt, um die Feuchtigkeit abzuhalten, und damit ist auch von außen das Dach bedeckt.

Von der Mitte des Hauses bis an die Wand ist der Länge lang eine halbe Elle hoch über dem Fußboden eine Pritsche von Brettern und mit Fellen bedeckt. Dieselbe ist mit den Pfosten, die das Dach

stützen, und mit Fellen, die bis an die Wand gespannt sind, abgeteilt, wie etwa die Abteilung eines Pferdestalles. Eine jede Familie, derer von vier bis zu zehn in einem Hause wohnen, besitzt so einen Stall. Auf der Pritsche schlafen sie auf Pelzwerk und sitzen auch den Tag über darauf, der Mann mit herunterhängenden, die Frau aber gemeiniglich hinter ihm mit untergeschlagenen Beinen, nach türkischer Weise. Die Frau kocht und näht dabei, und der Mann schnitzt an seinem Werkzeug. An der anderen Länge des Hauses, wo der Eingang ist, sind etliche viereckige Fenster, eine gute Elle groß, von Seehunddärmen und Helleflynder Magen so sauber und dicht genäht, daß kein Wind und Schnee, hingegen des Tages Licht ziemlich gut durchdringen kann. Unter den Fenstern steht, so lang das Haus ist, inwendig eine Bank, darauf die Fremden sitzen und schlafen.

An jedem Pfosten ist eine Feuerstelle. Sie legen einen Klotz von Holz auf den Boden, der mit flachen Steinen belegt ist. Auf demselben steht ein niedriger, dreifüßiger Schemel und darauf die von Weichstein einen Schuh lang ausgehauene und fast wie ein halber Mond gestaltete Lampe, darunter aber ein ovales, hölzernes Geschirr, um den überlaufenden Tran aufzufangen. In diese mit Seehundsspeck oder Tran gefüllte Lampe legen sie an die gerade Seite etwas kleingeriebenes Moos, statt des Dochtes, welches so helle brennt, daß von so vielen Lampen das Haus nicht nur genugsam erleuchtet, sondern auch erwärmt wird. Ja, was noch mehr, über einer solchen Lampe hängt mit vier Schnüren am Dach ein aus Weichstein gehauener Kessel, der eine halbe Elle lang und halb so breit, wie eine längliche Schachtel gestaltet ist. Darinnen kochen sie alle Speisen. Über demselben haben sie einen von hölzernen Stäben gemachten Rost befestigt, auf welchem sie ihre nassen Kleider und Stiefel zum Trocknen legen.

Da so viele Feuerstellen als Familien in einem Hause sind, und auf einer jeden oft mehr als eine Lampe Tag und Nacht brennt, so sind ihre Häuser mehr und anhaltender warm und doch nie so heiß als unsere Stuben. Dabei ist kein merklicher Dampf, noch weniger Rauch zu spüren, und vor Feuersnot sind sie völlig sicher. Zwar ist der Geruch von so vielen Tranlampen, über welchen noch dazu so vieles und oft halb verfaultes Fleisch gekocht wird und sonderlich von im Hause stehenden Uringefäßen, darein sie die Felle zum Gerben tunken, einer ungewohnten Nase sehr unangenehm; man kann es aber doch bei ihnen ausstehen und weiß oft nicht, ob man ihre ins Enge gefaßte, recht wohl ausgesonnene Haushaltung, oder ihre Genügsamkeit bei der Armut, dabei sie glauben, reicher als wir zu sein, oder ihre in einem so engen Bezirk wahrgenommene Ordnung und Stille am meisten bewundern soll.

Außer dem Hause haben sie ihre kleinen Vorratshäuser, wie einen Backofen von Steinen gebaut, in welchem sie Fleisch, Speck und gedörrte Heringe aufheben. Was sie aber den Winter durch fangen, wird unter dem Schnee und der Tran in Mägen oder Schläuchen

von Seehundfellen aufgehoben. Daneben legen sie ihre Fahrzeuge umgestürzt auf erhabene Pfähle, und unter denselben hängen sie ihre Jagdgeräte und Fellwerk auf.

Im September müssen die Weibsleute (denn keine Mannsperson rührt außer dem Holzwerk einige Landarbeit an) die Häuser bauen oder ausbessern, weil gewöhnlich den Sommer über das Dach vom Regen einfällt. Nach Michaelis ziehen sie ein und im März, April oder Mai, je nachdem der Schnee früher oder später schmilzt und ihnen die Dächer durchzuweichen droht, ziehen sie mit großen Freuden wieder aus und wohnen alsdann in Zelten. Zu denselben legen sie den Grund mit kleinen glatten Steinen in Form eines langen Vierecks und stellen 10 bis 40 Stangen dazwischen, die oben auf einem mannshohen Gestelle oder Türpfosten aufliegen und in einer Spitze zusammenlaufen, behängen dieselben mit einer doppelten Decke von Seehundfellen, und wer reich ist, legt darunter Renntierfelle, das Rauhe einwärts gekehrt. Der untere Rand der Decke wird auf dem Boden mit Moos verstopft und mit Steinen beschwert, damit der Wind das Zelt nicht aufhebe. Vor den Eingang hängen sie einen, von den zartesten Seehunddärmen recht sauber zusammengenähten und mit einem Rande von rotem oder blauem Tuch und mit weißem Bande verbrämten Vorhang, welcher die kalte Luft abhält und doch genugsam Licht durchschimmern läßt. Die Felle hängen aber oben und von beiden Seiten noch ein gut Stück vor, und das ist gleichsam ihr Vorhaus, darinnen sie ihren Vorrat und die übelriechenden Gefäße aufheben, wie sie dann auch nicht leicht im Zelt, sondern unter freiem Himmel mit Holz in einem messingnen Kessel kochen.

In den Winkeln des Zeltes hebt die Wirtin, die nur im Sommer allen ihren Putz sehen läßt, ihren Hausrat auf, und hängt eine von weißem Leder mit allerlei Figuren ausgenähte Decke davor. Daran heften sie ihre Spiegel, Bänder und Nadelkissen. Eine jede Familie hat ihr eigenes Zelt, doch nehmen sie manchmal ihre Verwandten oder ein paar arme Familien mit auf, so daß oft 20 Menschen in einem Zelte wohnen. Lager- und Feuerstellen sind wie in den Wirtshäusern, nur alles viel reinlicher, ordentlicher, und für die Europäer, sowohl wegen Geruch als Wärme ganz wohl erträglich.

Von den Gewächsen und den Tieren des Landes können die Grönländer nicht leben, und das wenige, das sie von Beeren, Kräutern, Wurzeln und Seegras mehr zur Erfrischung als zur Nahrung genießen, ist bei den Gewächsen schon angezeigt worden. Ihre liebste Nahrung ist Renntierfleisch; weil das aber nun schon sehr mangelt, und wenn sie auch einmal vieles bekommen, meistens auf der Jagd verzehrt wird, so ist ihre beste Nahrung das Fleisch der Seetiere, Seehunde, Fische und Seevögel; denn Rebhühner und Hasen achten sie nicht sonderlich. Sie essen das Fleisch nicht roh, wie einige denken, und noch weniger die Fische. Zwar essen sie, sobald sie ein Tier gefangen haben, vielleicht mehr aus abergläubischer Gewohnheit als aus Hunger ein kleines Stück Fleisch oder Speck roh, trinken

auch wohl von dem noch warmen Blute, und wenn die Frau den Seehund abzieht, gibt sie einer jeden Weibsperson, die zusieht (denn für Mannsleute wäre dies eine Schande) ein paar Bissen Speck zu essen. Der Kopf und die Schenkel der Seehunde werden im Sommer unter dem Grase und im Winter ein ganzer Seehund unter dem Schnee verwahrt, und solch halb verfrorenes und halb verfaultes Seehundfleisch, das sie Mikiak nennen, wird von ihnen mit eben dem Appetit, wie in unseren Ländern das Wildpret oder ein geräucherter roher Schinken und Würste gespeist.

Das übrige Fleisch von Tieren und Vögeln und sonderlich die Fische werden allezeit wohl gekocht, doch ohne Salz, nur mit etwas Seewasser, und nur die größeren Fische, wie Helleflynder, Kabeljau, Lachse usw. werden in breite Riemen zerschnitten und windtrocken gespeist. Die kleinen getrockneten Heringe sind ihr tägliches Brot. Wenn sie einen Seehund fangen, wird die Wunde gleich mit einem Pflock verstopft, damit das Blut aufbehalten werde, welches sie als Klöße geballt aufheben, um Suppe daraus zu kochen. Das Eingeweide wird nicht weggeworfen. Die Gedärme von den Seehunden brauchen sie zu Fenstern, Zeltvorhängen und Hemden; die von kleineren Tieren werden gespeist, nachdem sie bloß zwischen den Fingern ausgedrückt worden. Aus dem, was sich noch in den Renntiermägen befindet, welches sie Nerukak, d. i. das Eßbare, nennen, wovon sie nur ihren besten Freunden etwas zum Geschenk schicken, und aus dem Eingeweide der Ryper*), mit frischem Tran und Beeren gemengt, machen sie sich eine so schmackhafte Delikatesse, wie andere aus den Krammetsvögeln. Frische, faule und halb ausgebrütete Eier, Krähbeeren und Angelika heben sie zusammen in einem Sack von Seehundfellen mit Tran angefüllt zur Erfrischung auf den Winter auf. Aus den Fellen der Seevögel wird das Fett mit den Zähnen abgezogen, und den Speck, der an den Seehundfellen beim Abziehen nicht ganz abgetrennt werden kann, schaben sie beim Gerben mit dem Messer ab und machen daraus eine Art Pfannkuchen, die man sie recht appetitlich speisen sieht.

Sie trinken keinen Tran, wie einige behaupten; sie verkaufen ihn und brauchen ihn in ihren Lampen. Doch essen sie gern zu den trockenen Heringen ein paar Bissen Speck, schmelzen auch die Fische damit, indem sie ihn gut zerkauen und so in den Kessel ausspeien. Ihr Trank ist klares Wasser, das sie in einem großen kupfernen Gefäß oder in einer von ihnen selbst recht sauber ausgearbeiteten und mit beinernen Tupfen und Reifen ausgezierten hölzernen Molle, mit einem blechernen Schöpfer, im Hause stehen haben. Täglich tragen sie in einem aus starken Seehundleder dichtgenähten Eimer, der wie halb gares Sohlleder riecht, frisches Wasser herzu, und damit es desto kühler sei, legen sie gern ein Stück Eis oder Schnee hinein, woran es ihnen nicht leicht fehlt.

---

*) Norwegischer Name einer Art größerer Rebhühner, die sich vor allem in den kalten Ländern und in den Alpen aufhalten. Wir nennen sie „Schneehühner".

In Zubereitung der Speisen sind sie, wie in allen Sachen, sehr unreinlich. Selten wird ein Kessel gewaschen und oft nur von den Hunden reingeleckt. Doch halten sie ihre Weichsteingefäße gern sauber. Das Gekochte legen sie auf hölzerne Schüsseln, nachdem sie die Suppe getrunken oder mit bleiernen und hölzernen Löffeln gegessen haben, das Rohe aber auf den bloßen Boden oder auf ein altes Fell, das nicht viel reiner ist. Die Fische nehmen sie mit der Hand aus der Schüssel, die Vögel zerreißen sie mit den Fingern oder Zähnen, ein ganzes Stück Fleisch halten sie mit den Zähnen und schneiden vor dem Munde einen Bissen davon ab.

Zuletzt streichen sie, statt der Serviette, mit dem Messer das Fett vom Munde ab und lecken es, wie auch das Fett von den Fingern auf. Und wenn sie voller Schweiß sind, streichen sie den Schweiß ebenfalls in den Mund. Wenn sie einen Europäer höflich bewirten wollen, so lecken sie erst das Stück Fleisch von dem Blut und der Unreinlichkeit, die sich im Kessel drangesetzt hat, mit der Zunge rein, und wer es nicht annähme, würde für einen groben Menschen gehalten werden, weil er ihre Guttätigkeit beschimpfte.

Sie essen, wenn sie hungert. Des Abends aber, wenn die Männer etwas von der See gebracht haben, halten sie eine Hauptmahlzeit und bitten die andern im Hause, die nichts gefangen haben, gern zu Gaste oder teilen mit ihnen. Die Mannsleute speisen zuerst für sich allein, die Weibsleute aber vergessen sich darum nicht; und weil sie alles, was der Mann bringt, unter Händen haben, so traktieren sie sich und andere in der Männer Abwesenheit, oft zu ihrem eigenen Schaden. Es ist aber auch der Frauen größte Freude, wenn ihre Männer den Wanst so vollstopfen, daß sie sich auf der Bank rollen, damit bald wieder etwas hineingehen möchte.

Sie sorgen nicht sehr für den andern Morgen. Wenn sie vollauf haben, ist des Gastierens und Fressens kein Ende, worauf dann gern ein Tanz folgt, in Hoffnung, daß ein jeder Tag zur See ihnen etwas abgeben werde. Wenn dann gegen den Frühling die Seehunde vom März bis zum Mai weggehen oder sonst große Kälte und schlecht Wetter einfällt, so können sie auch etliche Tage hungern und sind oft genötigt, mit Muscheln und Seegras, ja, mit alten Zeltfellen und Schuhsohlen, wofern sie nur noch Tran genug zum Kochen haben, ihr Leben zu retten, welches mancher dabei wohl gar zusetzen muß.

Wenn ihnen das Feuer ausgeht, so können sie mit einem runden Stecken, den sie vermittels einer Schnur in einem durchlöcherten Holz mit Geschwindigkeit herumdrehen, wieder Feuer hervorbringen.

Ausländische Speisen essen sie gar gern, sonderlich Brot, Erbsen, Grütze und Stockfisch, wenn sie es nur bekommen können, und es sind manche nur schon zu sehr daran gewöhnt. Vor Schweinefleisch aber haben sie große Abscheu, weil sie gesehen haben, wie dieses Tier alles frißt. Starke Getränke haben sie sonst verabscheut und es Tollwasser genannt. Die aber mit den Europäern näher bekannt geworden

sind, würden es gern trinken, wenn sie es nur bezahlen könnten. Sie stellen sich manchmal krank, um einen Schluck Branntwein zu kriegen, der ihnen auch oft das Leben rettet, wenn sie sich überfressen haben. Sie rauchen auch gern Tabak, können aber nicht so viel kaufen. Hingegen dörren sie die Blätter auf einer heißen Platte und mahlen sie in einem hölzernen Mörser zum Schnupfen und sind von klein auf schon so dran gewöhnt, daß sie denselben nicht lassen können, auch wegen ihrer flüssigen Augen nicht wohl lassen dürfen.

Einige Bemerkungen über die Aleuten.

Nach von Langsdorf*) (1807).

Die Aleuten stellen offenbar die Mittelrasse zwischen der mongolischen und der amerikanischen dar. Sie sind von mittlerer Größe und haben zum Teil gute, gefällige Gesichtsbildung und stark entwickelte, charaktervolle Züge. Die Farbe der Haut ist dunkel schmutzig braun, wozu Unreinlichkeit und Lebensart noch besonders beitragen mag. Sie sind größtenteils gut genährt und haben ein volles, rundes Gesicht, breite Backenknochen, breite, flache und gedrückte Nasen, straffes, dickes, schwarzes Haar, schwarze Augen und Augenbrauen. Die Männer sind mit schwachem und dünnem Bart versehen, weil sie denselben, sobald er sich zeigt, größtenteils mit der Wurzel ausreißen. Auch haben sie an den andern Teilen des Körpers von Natur weniger Haare als andere Nationen.

Der Charakter dieser Menschen ist im allgemeinen gutmütig und gefällig, unterwürfig und folgsam. Zum Zorn gereizt, sind sie rasch und unbesonnen, auch wohl grausam, und dann gegen alle Gefahren, selbst die des Todes, gleichgültig.

Ihre Wohnungen bestehen aus Jurten oder in Gruben, die mit einem Dache von aufgeworfener Erde bedeckt sind, auf welcher, wenn die Hütte einige Jahre gestanden hat, hohes Gras wächst, sodaß alsdann die Dorfschaft einem europäischen Kirchhofe mit hohen Grabhügeln ähnlich sieht. In die Hütten steigt man von oben, also gleichsam durch den Schornstein oder Rauchfang. Das Holz zur Erbauung dieser Erdhütten und zu dem Gerippe der ledernen Kanus, zu Ruderschaufeln, Pfeilen usw. wird von der See angeschwemmt und von den Einwohnern an den Küsten gesammelt.

Im Innern sind an den Wänden mehrere Abteilungen, gewöhnlich von Seehundfellen oder Strohmatten, angebracht, wodurch die Grenze und das Eigentum verschiedener Familien, die in einer und derselben Hütte miteinander wohnen, bestimmt wird.

Die Anzahl der Einwohner ist gegenwärtig sehr gering; die genaue Angabe derselben wollte man, mir wenigstens, verheimlichen, — wahr-

*) „Bemerkungen auf einer Reise um die Welt." Bd. II. Frankfurt a. M. 1812.

scheinlich, damit man nicht erfahren möchte, bis zu welcher geringen Anzahl die Bevölkerung nach und nach zurückgekommen ist.

Unalaska und alle ringsum gelegenen sogenannten Fuchs- und Andreanowschen Inseln sollen jetzt kaum 300 männliche Seelen aufzuweisen haben; Sarytscheff zählte deren im Jahre 1790 noch an 1300.

Die Hauptursache dieser schnellen Entvölkerung liegt wohl darin, daß die Geschäftsdirektoren des Hauptkontors der R. A. Handelskompagnie in Kodiak die besten Schützen von hier nach St. Georg und St. Paul, nach Kodiak und sogar bis zur nordwestlichen Küste von Amerika auf große Seeotter-Jagdpartien ausschicken, von wo aus diese Leute gewöhnlich niemals wieder in den Schoß ihrer Familie zurückkehren. Auch mag wohl der Druck, unter dem sie in ihren häuslichen Verhältnisse seufzen, der Mangel an Fürsorge, deren Folge sie oft unterliegen, und die gänzlich veränderte Lebensart, die sie notgedrungen führen müssen, sehr vieles zu der großen Entvölkerung beitragen.

Die Hauptnahrung der Insulaner besteht in Fischen, Seehunden und Walfischen. Unter ersteren sind mehrere bekannte Arten von Salmen, der Kabeljau, die Heringe und die Heilbutten die gewöhnlichsten und häufigsten. Die Heilbutten, die am meisten geschätzt werden, kommen zuweilen in ungeheurer Größe vor und wiegen dann wohl mehrere hundert Pfund. Wenn ein Aleute das Glück hat, einen solchen Fisch, den er unmöglich in seinem kleinen ledernen Fahrzeug bergen kann, in hoher See zu angeln, so schlägt er denselben im Wasser vollends tot und bringt ihn, entweder in einzelnen Stücken zerschnitten oder indem er ihn an der Angelschnur bugsiert, nach seiner Wohnung.

Außer der Fischerei besteht die vorzüglichste Beschäftigung der hiesigen Bewohner in der Jagd auf Seehunde, deren Wichtigkeit für diese Nation alle Begriffe übersteigt. Man kann wohl mit Recht behaupten, daß es dem Aleuten kaum möglich sein würde, ohne Seehunde zu leben. Aus der Haut derselben macht er sich Kleider, Teppiche, Riemen, Schuhe und andere Gerätschaften, ja sogar das Kanu, auf welchem er täglich ausfährt, besteht aus einem mit den Fellen dieses Tieres überzogenen hölzernen Gerippe. Das Fleisch wird gegessen, und das Fett oder der Tran teils zur Nahrung, teils zur Erwärmung und zur Beleuchtung angewandt. Der Schlund wird zu wasserdichten Stiefeln und Beinkleidern umgeschaffen, und aus dem blasenähnlichen Magen werden Aufbewahrungsbehälter zu allen Arten von Flüssigkeiten hergestellt. Aus den Eingeweiden werden Regenkleider gemacht, und zugleich dienen sie statt der Fensterscheiben, um das Tageslicht in die Hütte fallen zu lassen. Sogar die Bartborsten werden, wie in Europa die Straußenfedern, zum Putz und als Kopfzierat benutzt, sodaß ich kaum einen einzelnen Teil dieses Tieres kenne, aus dem nicht irgend ein Vorteil gezogen würde.

Eine andere Lieblingsspeise der Aleuten ist der Speck der Walfische,

die öfters von ihnen erlegt, zuweilen aber auch von der See angespült und an das Land geworfen werden. In letzterem Falle dient allerdings der Speck, zumal wenn er alt und ranzig ist, zur Beleuchtung der Hütten.

Von vegetabilischer Kost sind die Insulaner entweder keine großen Freunde, oder es ist ihnen zu mühsam, sich solche zu verschaffen. Sie genießen in geringer Menge gewisse Zwiebeln, die ich hier übrigens viel bitterer gefunden habe als in Kamtschatka. Eßbare Beeren mancherlei Art gibt es hier in Menge, von denen ich nur folgende als mir bekannt gewordene aufzähle: Himbeeren, Kneschenika, Morastbeeren, Preißelbeeren, Blaubeeren, usw. Diese sowohl als mehrere Arten von Wurzeln werden von den Weibern und Mädchen zur Zeit der Reife gesucht und als Wintervorrat aufbewahrt.

Wilde Gänse und Enten stellen sich auf ihren Zügen im Herbst und im Frühjahr in so großer Menge ein, daß man sich reichlich damit versehen und solche zur Aufbewahrung für den Winter salzen und räuchern kann. Die Aleuten aber scheinen ein Stück Walfisch- oder Seehundspeck einer gesalzenen oder geräucherten Gans vorzuziehen. Einige benachbarte Felsen und Küsten dienen zum Sammelplatz vieler Seevögel, deren Eier im Frühjahr gesammelt und ebenfalls für den Winter aufbewahrt werden.

Die Kleidung der Männer und Weiber ist wenig oder gar nicht voneinander verschieden und besteht gewöhnlich in einer Art von Fuhrmannskittel oder einem Hemde, das ringsum geschlossen und ohne Schlitz mit einem weiten stehenden Kragen versehen ist, so daß der Kopf bequem durchgesteckt werden kann.

Die Insulaner verfertigen ihre Kleider teils von Seehundfellen, teils von den Häuten verschiedener Seevögel, die auf eine eigene Art bereitet und überaus künstlich zusammengenäht werden. Diese an sich einfachen Kleidungsstücke werden auf mancherlei Art, entweder durch bunte Glaskorallen und mit den Schnäbeln der Seepapageien oder durch einzelne lange Streifen von Seehund- und Seeotterfellen, manchmal auch durch buntgefärbte und künstlich gestickte Streifen von dünnem Leder, womit die Nähte des Kleides besetzt sind, geziert. Es gibt derartige Federkleidungen, an deren Vollendung eine Person wenigstens ein ganzes Jahr arbeiten muß, und die mit so vielem Kunstfleiß verfertigt sind, daß sich die geschickteste europäische Stickerin dieser Arbeit nicht zu schämen brauchte. Sie werden bald auf der einen, bald auf der andern Seite getragen. Bei Regen nämlich werden die Federn nach außen gekehrt, bei kalter und trockener Witterung aber anstatt eines Pelzes nach innen gewandt.

Die Männer bedienen sich beim Fischen gewöhnlich einer Art lederner Beinkleider, die von dem Schlunde der Seehunde verfertigt werden und wasserdicht sind. Wenn und solange die Männer am Lande sind, gehen sie in Stiefeln, deren Sohlen aus dem Fell und deren Schafte aus dem Magenschlund der Seehunde bestehen. Sie wissen den letzteren so geschickt zuzubereiten, daß sie damit tagelang

in Sümpfen und Bächen gehen können, ohne einen nassen Fuß zu bekommen. Sobald sich aber jemand in sein Boot begibt, werden die Stiefel jedesmal zuvor ausgezogen. Den Zwirn zum Nähen ersetzen sie durch Renntier- und Walfischsehnen. Ein solcher feiner, zierlich gedrehter Faden hat eine gewisse Ähnlichkeit mit unseren Darmsaiten, die, wenn sie dem Wasser ausgesetzt sind, aufquellen und dadurch die Naht undurchdringlich machen.

Für eine Nation, die täglich auf der See ihrem Erwerb und ihrer Nahrung nachhängt und die in einem feuchten regnerischen Himmelsstrich wohnt, ist es wohl von der größten Wichtigkeit, eine wasserdichte Kleidung zu besitzen. Höchstwahrscheinlich haben daher diese Insulaner der Not, als der größten Erfinderin, ihre Regenkleider zu verdanken.

Ein solches Regenhemd besteht aus dem blasenähnlichen, kaum drei Zoll breiten Gedärme der Seehunde, die auf das künstlichste mit Sehnenfäden so fest zusammengenäht sind, daß kein Regen durch die Nähte dringt, obgleich Bockshaare, kleine Federn und andere Zieraten in dieselben eingenäht werden. Am hinteren Teil des Kragens ist eine Kappe oder Kapuze angebracht, die bei starkem Regen oder Sturm über den Kopf gezogen und unter dem Kinn festgebunden wird. Am vorderen Teil der Ärmel, in der Gegend des Handgelenks sind ebenfalls Schnüre zur Befestigung angebracht. Mit dieser Kleidung kann man sich Tagelang der ungestümen Witterung aussetzen, ohne den Einfluß derselben zu empfinden.

Der vornehmste und kostbarste Kopfputz besteht in einem hölzernen, nach hinten runden, nach vorn schirmartig über die Augen hervorragenden und an dem hinteren Teil mützenförmig zugespitzten Hut. Wenn man im Auge behält, daß alle diese Inseln von Bäumen entblößt sind, und daß folglich die Einwohner die Hauptbalken und Unterstützungen zu ihren Häusern, das Gerippe zu ihren Booten und alle anderen hölzernen Gerätschaften bloß aus dem durch Zufall von der See ihnen zugetriebenen Holz verfertigen, kann man sich nicht der Bemerkung entziehen, wie sehr selbst der rohe Mensch einen Hang zum Seltenen hat und wie relativ der Begriff des Kostbaren ist. Denn am nächsten würde es liegen, das hier so seltene Holz zu praktischen Zwecken und nicht zur Herstellung eines Zierates zu verwenden.

Der Aleute, der sich nur selten ein Stück guten Holzes von einigen Zoll Durchmesser zu verschaffen vermag, beschäftigt sich wochenlang damit, dasselbe zu einem Brette umzuschaffen und dieses so zu verdünnen, daß es sich, wenn es einige Zeit im Wasser gelegen hat, bequem und gleichförmig biegen läßt. Hierauf sucht er allmählich die beiden hinteren Endspitzen des Brettchens (dem er vorher die Gestalt eines in der Quere durchschnittenen Ovals gegeben hat) miteinander zu vereinigen und mit Sehnenfäden zusammenzunähen, wodurch eine pyramidenförmig hölzerne Mütze entsteht. Ist diese gut ausgefallen, was nicht immer der Fall sein kann, weil sich das Brett öfters ungleich wirft oder auch zuweilen platzt, so bemalt er es mit

farbigen Erden und Ockern, die er aus der Nachbarschaft der weit entfernten Krater der Vulkane herbeiholt, und ziert sie mit von Walroßzähnen geschnitzten Figuren, ferner mit Glaskorallen oder Bernsteinperlen, die ihm die Russen zuführen, und mit Bartborsten der Seelöwen, die gewissermaßen den Federschmuck der Europäer ersetzen. Die Aleuten legen auf die Menge dieser Bartborsten, die gleichsam die Trophäen eines guten Jägers ausmachen, einen sehr hohen Wert, da jeder Seelöwe nur vier solcher langer Bartborsten hat.

Die Weiber gehen meistens barfuß. Sie haben an den Hand- und Fußgelenken, kurz über den Knöcheln, einige Schnüre von Glaskorallen und sind große Freundinnen von Fingerringen. Der starke Haarwuchs der Männer hängt meist wild und ohne alle Kunst um den Kopf. Die Frauen kämmen ihre Haare von der vordersten Hälfte des Scheitels nach der Stirn, schneiden sie quer über den Augen in gleicher Länge ab und binden sie hinten gewöhnlich in einen dicken Zopf zusammen.

Einige uns Europäern sehr sonderbar erscheinende Gebräuche von Verschönerung des Körpers, die aber jetzt nach und nach seltener werden, bestehen darin, daß sich viele Insulaner die untere Lippe, einige Linien unter der Mundöffnung und parallel mit derselben 1 bis $1^1/_2$ Zoll lang aufschlitzen und in die Öffnung verschiedene Zieraten von der Länge und Dicke einer Federspule, stecken. Bei feierlichen Gelegenheiten und Tänzen hängen noch lange Schnüre von Glaskorallen an diese Stäbchen, die über den Mund herabfallen und beim Essen sehr hinderlich sind. Unsere europäischen Damen pflegen nur die Ohrläppchen zu schmücken, die Aleuten aber durchstechen das ganze Ohr ringsum und fassen dasselbe mit Glasperlen, Schmelz und anderem Schmuck ein. Die Ohrläppchen behängen sie mit langen Schnüren von Glaskorallen und ähnlichen Zieraten, die bisweilen über die Schultern und Brust herabhängen, und um den Hals tragen sie öfters ein steifes Halsband von Leder, worauf Reihen von bunten Glasperlen festgenäht sind.

Von allen Seltenheiten, die als Schmuck im Ohr, in den Nasenknorpeln, in der Unterlippe, an den Armen, um den Hals oder um die Füße getragen werden, steht eine längliche Muschel, die unter dem Namen Meerzahn bekannt ist, oben an. Diese röhrenförmigen Muschelgehäuse waren ehemals, als die Einwohner noch in Wohlstand lebten, so hoch geschätzt, daß sie für drei oder vier derselben gern ein Seeotterfell oder den Wert von 100 und mehr Rubeln bezahlten. Gegenwärtig sind die Einwohner froh, wenn sie nur die notwendigsten Kleidungsstücke haben, um sich gegen die Kälte und Nässe zu schützen. An Luxusartikel können nur noch wenige denken.

Die Tätowierung war in früheren Zeiten, besonders unter dem weiblichen Geschlecht, sehr üblich. Sie punktierten sich das Kinn, den Hals und die Arme, und rieben dann den mit Urin angerührten Kohlenstaub in die Punktierung ein. Jetzt sieht man dergleichen Verzierungen selten und meistens nur bei alten Weibern, da die

Russen den jungen aleutischen Mädchen ihr Mißfallen gegen diesen Gebrauch zu verstehen gegeben, worauf diese auch gefällig genug waren, denselben zu unterlassen. Sehr auffallend und sonderbar ist es aber doch, bei solchen rohen Völkern ganz entgegengesetzte Extreme zu finden. Die Männer reißen sich nämlich sorgfältig die Barthaare aus und die Weiber tättowieren sich einen Schnurrbart um das Kinn, so daß es in einiger Entfernung völlig den Eindruck macht, als hätten sie einen blauen Bart.

Die Hauptbeschäftigung dieser Insulaner besteht in Jagd und Fischerei und in allem, was damit in Verbindung steht, z. B. in Verfertigung von Kanus, Ruderschaufeln, Speeren, Wurfpfeilen, Angeln, Angelschnüren und Wurfbrettchen. Die Verfertigung von Tamburinen, Rasseln von Vogelschnäbeln, Putzwerk, hölzernen Hüten, hölzernen Schüsseln und Gefäßen mit geschnitzten Figuren, kleinen Modellen von ihren Kanus usw. werden bloß als Nebengeschäft betrachtet.

Die Baidarken der Aleuten sind denen der Grönländer und Eskimo in der Hauptsache ähnlich und bestehen aus einem hölzernen, leichten, mit Fischbein und mit Seehundfell zusammengebundenen Gerippe. Sie sind schmal und lang; meistens für eine, zuweilen auch für zwei und selten für drei Personen eingerichtet, welche sich in die für sie bestimmten Sitzhöhlen setzen.

Es erfordert viel Übung und Gewohnheit, sich eines solchen Kanus zu bedienen. Geübte Aleuten aber können sich sogar bei stürmischem Wetter mit denselben auf die offene See wagen. Kaum hat ein Knabe das sechste oder achte Jahr erreicht, so lernt er schon in diesen Fahrzeugen zu rudern, kleine Modelle von demselben zu verfertigen und auf dem Wasser Pfeile nach einem Ziele zu werfen. Ein altes Oberhaupt der Aleuten, dessen Zutrauen ich mir erworben hatte, versicherte, daß eine Eifersucht hinsichtlich der Tüchtigkeit der Baidarken unter seinen Landsleuten herrsche, und daß ein jeder stolz darauf sei, eine Baidarke verfertigen zu können, die den hohen Wellen der See Trotz bieten und leicht und flüchtig die schäumenden Brandungen derselben durchschneiden könnte.

Außer diesen ein-, zwei- und dreisitzigen Baidarken hat man auch noch große, offene, für 15, 20 und mehr Menschen bestimmte Lederboote oder Baidara, die ehemals dem ganzen Dorf angehörten, und zu gemeinschaftlichen Geschäften, z. B. zum Bugsieren angeschwemmter Baumstämme, bei Ankunft und Abreise der Schiffe oder zum Herbeiziehen eines erlegten Walfisches usw. gebraucht werden.

Das hölzerne Gerippe der Baidarken verfertigen die Männer. Sie bereiten auch die dazu notwendigen Seehundfelle und schneiden solche zum Gebrauch zurecht. Die Weiber hingegen nähen diese Häute zusammen und wissen den Zwirn oder Faden aus Sehnen von Walfischen oder Renntieren sehr geschickt nur mit den Händen zu drehen.

Die Pfeile oder vielmehr die Wurfspieße, deren sich die Insulaner bedienen, um Walfische, Seeottern, Seehunde, Seevögel usw. zu erlegen,

sind alle unter sich, je nachdem sie zu besonderen Absichten gebraucht werden, in Form und Größe verschieden. Das Bemerkenswerteste hierbei ist, daß die Pfeile nicht mit einem Bogen, sondern mit einem kleinen Brettchen geschleudert werden und am hinteren Ende nicht mit Federn versehen sind.

Dieses Wurfbrett*) ist 18 Zoll lang und beinahe 2 Zoll breit; an dem unteren Ende ist es, um fester gehalten werden zu können, mit einer Art von Handgriff und einer Öffnung, durch welche der Zeigefinger gesteckt wird, versehen. An dem vorderen Ende befindet sich eine kleine Rinne, die zum Auflegen, und eine kleine knöcherne Spitze, die zum Widerhalt des Wurfspießes dient. Wenn man nun den Wurfspieß auf das rückwärts und horizontal gehaltene Brettchen legt, und denselben mit dem Mittelfinger und Daumen einigermaßen in der bestimmten Richtung hält, so wird er mit einer solchen Fertigkeit und infolge der zur Anwendung gelangenden Hebelkraft mit einer so großen Gewalt geschleudert, daß die Beute selten entgeht und sogar Walfische mit dieser Art von Wurfpfeilen erlegt werden.

Die Pfeilspitzen, welche für Seeottern, Seehunde, Seelöwen und Vögel bestimmt sind, bestehen aus Knochen, diejenigen aber, mit denen Walfische getötet werden, aus Lava oder Obsidian.

Wenn der Aleute einen Walfisch bemerkt, so verfolgt er denselben und sucht ihn in dem Augenblick, wenn er, um zu atmen, seinen Riesenkopf aus dem Wasser erhebt, mit dem Wurfpfeil in der Nähe der vorderen Flossen zu verwunden. Ist dieses auf eine nachdrückliche Art geschehen, so fängt der Walfisch an, fürchterlich zu toben, sich in der Nähe des Kampfplatzes herumzutummeln, abzumatten und nach und nach zu verbluten.

Der Aleute kehrt nun alle Tage in dieselbe Gegend zurück und gibt sich Mühe, den toten Walfisch an der Oberfläche des Wassers, oder wenn ein starker Wind nach dem Lande hinwehte, an irgend einer benachbarten Küste, aufzufinden und dann in seinem Dorf Anzeige zu machen, damit dieses Riesengeschöpf in gemeinschaftlicher Arbeit nach den Wohnungen gebracht und zerschnitten werde. Die Pfeilspitze, die man jedesmal in der Wunde des getöteten Tieres findet und die bei jedem Aleuten auf besondere Art, gleichsam mit seinem Wappen gezeichnet ist, dient zugleich in einem zweifelhaften Fall zum sicheren Beweis, welchem Schützen die Beute von Rechtswegen zukomme. Ehemals fanden nach Erlegung eines Walfisches besondere Gesetze der Teilung statt, so daß das Oberhaupt des Wohnortes, der Schütze und jeder der übrigen Mitbürger seinen bestimmten Anteil erhielt. Von den Walfischen werden die Flossen, der Speck, die Zunge, die Barten oder das sogenannte Fischbein, die Eingeweide,

---

*) Die Handhabung eines derartigen Wurfbrettes ist auf der Tafel ersichtlich die dem Teile Ozeanien und zwar dem Kapitel über die Neuholländer beigegeben ist. Das nordwestamerikanische Wurfbrett unterscheidet sich vom neuholländischen dadurch daß es breiter ist, weshalb an ihm ein Loch für Durchstecken eines Fingers nicht fehlt.

die Sehnen und einige Knochen gebraucht. Das eigentliche Fleisch aber wird unbenutzt der Verwesung überlassen.

Viele Aleuten beschäftigen sich in ihren Nebenstunden mit mancherlei Spielereien, besonders damit, daß sie aus Walroßzähnen, die wohl noch fester als Elfenbein sind, verschiedene Figuren von Menschen, Fischen, Seeottern, Seehunden, Walrossen, Vögeln und dergl. schnitzen, in welchem Zweige der bildenden Kunst sie schon einige Fortschritte gemacht zu haben scheinen. Ehemals hielt man diese Gestalten für religiöse Gegenstände. Das war ein Irrtum.

Die Weiber und Mädchen müssen im Sommer Fische aufschneiden, reinigen und zum Trocknen aufhängen; Beeren und Wurzeln als Wintervorrat einsammeln, die Felle zu den Baidarken zusammennähen, alle Arten von Kleidern verfertigen, Stiefel und Schuhe machen, Fäden aus Renntier- und Walfischsehnen drehen, Schlingen, die zu den Wurfspießen nötig sind, und Angelschnüre aus denselben flechten usw. Im Nähen, in der Stickerei und in der Flechtkunst besitzen sie eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit. Die Art der Naht ist bei allen Gegenständen verschieden, so werden z. B. die aus den Eingeweiden der Seehunde bestehenden Regenkleider mit einem ganz anderen Stich genäht als diejenigen aus Vogelhäuten, und diese anders als die aus Seehundfellen bestehende, die Boote wieder anders als die Stiefel. Als Nebenbeschäftigung flechten sie zumal in den langen Winternächten von Stroh feine Matten, kleine Körbchen usw., die mit so regelmäßigen und symmetrischen Figuren bezeichnet sind, daß man vermuten sollte, sie seien von der geschicktesten europäischen Hand verfertigt. Man kann daher diesen sonst so wenig kultivierten Menschen nicht den Sinn fürs Schöne abstreiten. Dem Stroh, dem Leder und anderen Gegenständen des Putzes suchen sie auch schöne und bunte Farben zu geben und gebrauchen zur Erreichung dieser Absicht und in Ermangelung besserer Färbematerialien den Urin, den sie durch mannigfaltige Mischung auf eine sehr vorteilhafte Weise auch zu vielen anderen Zwecken, z. B. als Surrogat der Seife zu benutzen wissen.

Hochzeitsgebräuche sind nicht gewöhnlich. Der Ehestand besteht in wechselseitiger Übereinkunft des Mannes und des Weibes. Die Anzahl der Frauen richtet sich nach dem Vermögen des Mannes, welcher gewöhnlich deren soviel hat, als er bequem ernähren kann. Verarmt er in der Folge, so schickt er die eine oder andere wieder zu ihren Eltern zurück, in welchem Falle es ihr dann freisteht, sich einen andern Mann zu suchen. Zuweilen findet man auch wohl, daß ein und dieselbe Frau mit zwei Männern lebt. Nicht selten geschieht es auch, daß Männer ihre Weiber vertauschen.

Zu den vorzüglichsten Vergnügungen wird der Tanz gerechnet. Während unseres Aufenthaltes gab der Sachwalter der R. A. Kompagnie ein Tanzfest. Die Tänzer beiderlei Geschlechts versammelten sich unter freiem Himmel in ihren besten Kleidungen mit schöngestickten Mützen, die nur bei derlei Feierlichkeiten gebraucht werden.

Die Musik bestand in einem Tamburin, welches taktmäßig geschlagen und mit Gesang und dem Gerassel einer mit Erbsen oder kleinen Steinchen gefüllten trocknen Seehundblase begleitet wurde. Die einzige Bewegung der wenigen Personen, die zu gleicher Zeit tanzten, bestand in einem einförmigen Hüpfen, so daß kaum jemand die einmal eingenommene Stelle veränderte. Wenn einer der Tänzer müde war, so trat er ab und ein anderer nahm seinen Platz ein. Wollte jemand tanzen, der kein gut gesticktes Kleid trug, so borgte er dieses nebst der Mütze von einem seiner ermüdeten Kameraden und warf es in Gegenwart aller Zuschauer über seinen alltäglichen Anzug. Es herrschte keine besonders heftige Anstrengung und kein Ausdruck, wohl aber eine große Schwerfälligkeit in allen einzelnen Bewegungen dieses einfachen Tanzes.

Asien und die Asiaten.

1. Die Asiaten und ihr Land.

Das Festland Asien besitzt eine Bevölkerung von etwa 830 Millionen Menschen, d. h. also eine Menschenmenge, die der Gesamtsumme der Bewohner sämtlicher anderen Erdteile bei weitem überlegen ist. Daß diese Masse der Bevölkerung von größter Bedeutung für die Frage der Ausdehnung der Menschheit über die Erde ist, wird um so bedeutungsvoller, wenn man bedenkt, daß von den meisten älteren Autoren, von der gesamten älteren Wissenschaft und von den religiösen Traditionen unserer höheren Religionen die Behauptung aufgestellt und festgehalten worden ist, daß Asien die Wiege der Menschheit sei. Das ist überhaupt der Kernpunkt aller älteren Kulturgeographie: in Asien sollen die großen Probleme der Rassenbildung und der Vorgeschichte der Menschheit zu lösen sein; aus Asien soll uns alles Heil der Kultur, alle Größe des menschlichen Daseins stammen. Alle diese Annahmen und Behauptungen haben weit über das Ziel geschossen. Es wird niemals möglich sein, festzustellen, wo die menschliche Art als solche entstanden ist. Es ist das eine Frage, die nur mit Hilfe der geologischen Wissenschaft zu lösen ist, die nur in Verbindung mit der aufdämmernden Klarheit der Umbildung der Erdoberfläche im Rahmen der Erdzeitalter sich lösen läßt. Und Erdzeitalter rechnen nicht nach Jahrtausenden, nicht nach Hunderttausenden von Jahren; sie rechnen eben nach Folgeerscheinungen, nach der Stufenfolge der Schichtung und Umbildungsweise. Die Antwort auf die Frage nach der berühmten Wiege der Menschheit wird im Sinne einer Erklärung des Paradieses niemals beantwortet werden können.

Die Frage nach dem Ursprungsorte der Menschheit ist überhaupt keine Frage der Kulturgeographie; für diese kommt nur in Betracht das Sichentfalten, das Sichumbilden und das Sichausdehnen bestimmter Kulturformen. Also auch hier handelt es sich nicht um „den Ursprung der Kultur" ganz allgemein gefaßt, sondern um den Ursprung gerade derjenigen höheren Form der Kultur, die unsere Altvorderen als eine höhere Gabe von Asien aus empfangen haben sollen. Diese höhere Kultur in ihren Bewegungen zu verfolgen, ist sehr wohl möglich. Falsch wäre es aber auch hier, Kulturgeschichte direkt zu identifizieren mit Geschichte. Denn die Geschichte rechnet nach Jahrhunderten und nach bestimmten Zeitformen, die durch die Umdrehung der Erde bestimmt werden, während die Kulturgeschichte nach Formen rechnet, die in engem verwandtschaftlichen Zusammenhange sich entwickelt haben. In diesem Sinne gefaßt, ist allerdings Asien das Heimatland unserer jetzigen Kultur. Wenn wir derzeit uns über die ganze Erde ausdehnen, wenn wir allen Erdteilen, allen Völkern und Rassen jetzt unsere Anschauungen aufzwingen, so vermögen wir das nur, weil wir das Gut, das wir aus Westasien empfingen, zu außerordentlicher Ausdehnung

und Höhe entwickelt haben. Wir dürfen aber nie vergessen, daß wir die Quellen dieses unseres Erbgutes noch nicht kennen. Wir haben unsere Kultur seinerzeit weder von den Semiten allein, noch von den Ariern erhalten. Denn Semiten und Arier haben sich als solche auch seitdem weiter gebildet und als Rasse vielleicht erst vollständige Einigung und Einheitlichkeit erfahren, nachdem wir die ersten Samenkörner asiatischer höherer Kultur schon in Europa empfangen hatten.



Ich komme damit auf das Problem der Rasse. Völker und Rassen sind ebensogut wie Staaten, Sprachen und alle anderen Kulturformen Produkte des Ausgleiches; es sind nicht Quellformen.

Das sind die Hauptgedanken, die sich uns aufdrängen müssen, wenn wir der kulturgeographischen Bedeutung Asiens auch nur annähernd gerecht werden wollen. Wie die Sätze hier niedergeschrieben sind, sind sie außerordentlich kurz und für das allgemeine Verständnis vielleicht zu prägnant gefaßt. Ich werde deshalb die Aufgabe haben, in den folgenden Absätzen klarer und eingehender alle diese Dinge zu besprechen als gelegentlich der Einführungsabschnitte eines der anderen drei Teile dieses Werkes. Ich gehe hier meinem mir vorgesetzten Plane entsprechend von den geographischen Grundbedingungen und den Ge=

setzen der Fruchtbarkeit des Erdteiles aus. Nebenstehend ist eine Kartenskizze zur Darstellung gebracht, welche die Regenmengen, die den Erdteil Asien jährlich befruchten, dem Leser vor Augen führen soll.

Dies Bild zeigt uns vier verschiedene Regionen. Die erste derselben läßt uns im Westen Europa als ein Gefilde höheren Regenreichtums erkennen. Ein etwa entsprechendes Gebiet stellt der Süden dar, China, Hinter- und Vorderindien, dazu die Südspitze von Arabien und das südlicher gelegene Afrika umfassend. Der größte Teil des Kontinentes ist mit einer Regenmasse von 20—60 cm im Jahre bedacht, schließt aber in seinem Innern und im Südwesten große Steppen und Wüstenregionen ein, denen nicht einmal 20 cm jährlicher Regenmenge zuteil wird.

Das Bild dieser Karte ist verhältnismäßig einfach. Fragen wir nach den anderen Faktoren, die der Kulturgeschichte des Menschen geographisch genommen Schranken setzen oder Wege eröffnen, sie fesseln oder nach außen ziehen, sie zum Treiben bewegen oder sie zur Verkümmerung bringen, so ist die Zahl der Symptome direkt verwirrend. Man hat früher vor allen Dingen die Gebirge als Schranken bezeichnet. Aber ein Blick auf eine orographische Karte Asiens zeigt uns, daß sie weniger Anhaltepunkte gibt, wie dieses Bild der Verteilung der



Die Dichtigkeit der Bevölkerung Asiens.

Regenmengen. Um das verständlicher zu machen, möge als zweites ein Bild der Bevölkerungsdichtigkeit Asiens folgen.

Sehen wir von den sehr geringen Gebieten ab, die überhaupt nicht bewohnt sind und die mit den allerschlimmsten Wüsten und mit den Territorien des Regenmangels zusammenfallen, so erhalten wir abermals vier Regionen. Von diesen decken sich die westliche Region Europas und die südliche, die die beiden Indien und China einschließt mit den beiden Gebieten der höchsten Regenzufuhr fast vollständig, während die größere Armut der Bevölkerung nicht vollkommen mit den Wüsten zusammenfällt, sondern nach dem Nordosten verschoben ist. Diese Verschiebung ist sehr leicht verständlich: Die Region der höheren Bevölkerung (mit einem bis zehn Menschen auf den Quadratkilometer) ist nämlich nichts weiter als das große Verbindungsgebiet zwischen der höheren Dichtigkeit im Süden und im Nordwesten. Vor allen Dingen fällt uns hier eine höhere Dichtigkeit der Bevölkerung im Niltale, sowie im Euphrat-Tigristale auf, die der Regenarmut nicht entspricht. Und indem uns diese Tatsache auffällt, treten wir gleich in die große, schwere Frage ein, wo denn in Asien eben die höhere Kultur entstanden ist, die wir ererbt haben. Diese Frage drängt sich deswegen gerade bei der Feststellung der höheren Besiedelung Mesopotamiens und des Niltales ein, weil die Tradition uns lehrt, daß wir die höhere Kultur aus diesen Gebieten ererbt hätten, weil es zweitens sicher ist, daß diese Gebiete im Altertume noch viel stärker besiedelt waren, und weil uns drittens gerade das der großen Aufgangsgeschichte dieser Kultur würdig erscheint, daß die Menschen trotz des Widerstandes der Natur, trotz eben dieses Regenmangels hier eine großartige Kulturanlage geschaffen haben. Die ältere Kulturgeschichte sagt, daß die Not den Menschen die Kultur gelehrt habe und sie schließt deshalb, daß gerade deswegen, weil hier Regenarmut herrschte, die Menschen die Kräfte bis zum äußersten angestrengt haben, um eine höhere Wirtschaftsform und damit eine höhere Kultur zu schaffen. Die Frage ist für uns: Ist diese Schlußfolgerung in Anbetracht des Gesamtbildes der Kulturlagerung und Bevölkerungsdichtigkeit in Asien richtig oder ist sie falsch?

Wir vermögen uns dieser Anschauung nicht anzuschließen. Wird uns als Beweis angeführt, daß alle altbabylonische Tradition erzählt, daß im Euphrat-Tigristale, in Mesopotamien die Kultur entstanden ist, so muß ich dem gegenüber doch darauf hinweisen, daß alle Kulturvölker der alten und neuen Welt die Behauptung aufgestellt haben, die Kultur sei gerade in ihrem Lande entstanden, sie sei gerade ihnen von einem Kulturheros, einem Gotte, gebracht worden. Es ist das die Eitelkeit, mit der jedes vorgeschichtliche Kulturvolk, sowohl in Amerika, wie in Asien und Ozeanien behauptet, gerade es sei durch die Botschaft der Kultur bevorzugt worden. Ich weise auf diese Eitelkeit hin und stelle fest, daß alle diese alten Völker keine historische, sondern nur eine mythologische Tradition genährt und erhalten haben. Und wenn die Frage, ob wir in Mesopotamien das Heimatland unserer Kultur zu sehen haben, vom kulturgeographischen Standpunkte aus entschieden werden soll, dann fällt folgendes als ernste Betrachtung

ausschlaggebend in die Wagschale: Nimmt man Mesopotamien als Heimatland der Kultur an, dann behauptet man damit, daß die Bewohner dieses Landes einst durch einen enormen Wirtschaftsumschwung plötzlich aus dem Nichts ein fruchtbares Kulturgebiet geschaffen hätten Diese Leute müssen dann an Ort und Stelle erst die Anlage von Wasserkanälen geschaffen haben. Sie müssen hier die Erfindung der künstlichen Bewässerung gemacht haben. — Und diese Annahme entspricht nicht den Erfahrungen der Kulturgeographie. Nach den Lehren dieser Wissenschaft muß nämlich die Erfindung der künstlichen Bewässerung in einem regenreichen Gebiete gemacht worden sein. Daß dies regenreichere Gebiet in dem südöstlichen und nicht im nordwestlichen Asien zu suchen ist, liegt auf der Hand, denn wir wissen ja aus der Kulturgeschichte, daß das nordwestliche Europa seine höhere Kultur in den wesentlichen Bestandteilen erst nach dem Untergange der semitischen Kultur in Mesopotamien erhalten hat, wenn einige wesentliche Elemente vielleicht und wahrscheinlich auch schon früher bruchstückweise von den Ariern nach Europa gebracht worden sind.

Weshalb das südöstliche Asien als das Heimatland einer älteren Kultur und die Gründung der Kulturstätte Mesopotamien uns gleichsam nur als eine Kolonialbildung erscheint, läßt sich sehr kurz sagen. Ein Kulturaufschwung findet eigentlich nur statt nach größeren Völkerverschiebungen. Dieser Satz gilt wenigstens für die älteren Zeiten. In ruhigem, seßhaftem Zustande wird allerdings ständig ausgebaut und erweitert, aber eine größere und mächtigere Umformung findet immer nur nach der Befruchtung von außen statt. Zu dieser Befruchtung von außen kommen für die älteren Kulturverhältnisse in Asien aber deswegen nur die südöstlichen Gegenden in Betracht, weil die älteren Wirtschaftsformen dies nur hier gestatten. Die Entwicklungsgeschichte des Pfluges und gleichzeitig des höheren Ackerbaues, sowie der Viehzucht, die unbedingt mit dem Aufschwung dieser höheren Kultur in Verbindung gebracht werden müssen, können nicht in einem einfachen Steppengebiet erfolgen, weil der beständige Verkehr, das ständige Durcheinanderfluten von Völkerschaften in einem primitiveren Kulturzustande wohl abschleift und ausgleicht, nicht aber befruchtet. Die Frage nach dem großen Aufschwunge der Kultur weist uns deswegen auf die Suche nach einem Gebiete, in welchem eine ältere Wirtschaftsform des Tieflandes mit der jüngeren Kraft aus den Hochlandsteppen zusammentraf. Und diese Betrachtung führt uns sehr einfach wieder nach dem südöstlichen Asien. Dort ist infolge der reicher gespendeten Regenmasse der Gartenbau, d. h. der Anbau von Wurzel- und Knollenwerk, die natürliche Bevorzugung einer reicheren Bewässerung infolge Überschwemmung immer heimisch gewesen und heimisch geblieben. Dort unten fand außerdem offenbar von altersher ein reger Wasserverkehr statt. Es ist sicher, daß Hinterindien in seiner günstigen Halbinsellage mit weit vorgeschobenen großen Inseln seine Bewohner frühzeitig zum Seeverkehr erzogen hat. (Siehe das Einleitungskapitel der Abteilung „Ozeanien".) Aber nicht nur eine regere

Ausbeutung der Gartenbaukultur, wie wir sie ja heute noch in Melanesien beobachten können und wie sie erst jüngst in Westafrika zugrunde ging, fand hier statt, sondern hier ist auch die ausgiebigste Befruchtung durch hereinbrechende Steppenvölker aus dem Innern Asiens anzunehmen. Der Austausch der Kraft der Steppenvölker und der Kulturerweiterung durch die Gartenbauern muß aber wohl jene höhere Kultur erzielt haben, deren erste Anfänge schon längst zu jenen mächtigen Formen geführt haben, die heute die erbenden Europäer in den Stand setzen, über die ganze Erde hin zu ziehen.

Damit haben wir die große Bedeutung des regenreicheren südöstlichen Asien in den Vordergrund geschoben. In China, Hinterindien und Vorderindien muß sich schon sehr frühzeitig ein reges Kulturleben abgespielt haben. Dasselbe gewann aber erst an Bedeutung, als die Hochlandvölker, nachdem sie mit ihrer Kraft die Tieflandvölker befruchtet hatten, nun ihrerseits in die Steppen zurückkehrten und von den Steppen aus die Kultur auch über das westliche Asien hin nach Europa trugen. Bezeichnen wir die Vorgänge, die sich im südöstlichen Asien abgespielt haben, als eine erste Periode, und treten wir mit dieser Übertragung in das Inland in die zweite Periode ein, so drängt sich uns eine unendliche Fülle von Fragen auf, die heute nur erst zum Teil beantwortet werden können. Es ist sehr schwer, festzustellen, in welcher Periode der Mensch das Rind vollständig gezüchtet hat und in welcher dann der Übergang zur Viehzucht, die den Ackerbau verschmäht, vor sich ging. Hier muß ich einige Abschnitte einfügen, die sich damit beschäftigen, in welcher Reihenfolge wir uns den Aufbau des Wirtschaftslebens der Menschheit vorstellen können und dürfen.

Die ältere Wissenschaft stellte die Reihenfolge auf: Jägertum, Viehnomadentum, Ackerbauerntum. Dieser älteren Wissenschaft war eine große Reihe von Tatsachen noch nicht bekannt. Vor allen Dingen wußte sie noch nichts vom Gartenbauer. Als nämlich die primitive Menschheit ihren Nahrungsunterhalt im Sammeln von Eßmaterialien, wo und in welcher Form sie sich boten, suchte, da fiel dem Manne die Jagd auf das Getier, dem Weibe das Suchen nach eßbaren Wurzeln, Früchten usw. zu. Damals war der Mensch noch unstet; er trieb sich familienweise im Lande herum, blieb, wo er reichere Nahrungsmittel fand, und zog weiter, wenn das Land abgejagt und abgegrast war. Als die Menschheit dann die fruchtbareren Gebiete reicher bevölkerte, da fiel immer mehr der Frau der Erwerb der regelmäßigen Nahrungsmittel zu. Aus dem Suchen der Wurzeln schuf sie den Gartenbau. Der Gartenbau fesselte den Menschen und den Mann an die Scholle. Damit ward er ansässig. (Siehe Näheres in dem Kapitel über die Südamerikaner in der Abteilung „Amerika".) In diesem seßhaften Stadium haben sich offenbar die Südostasiaten befunden, als ihnen von den herumziehenden Innerasiaten die Hirse als wichtige Zerealie gebracht wurde. Es ist möglich, daß sie vorher schon den Reis mit Hilfe ihrer einfachen Gartenbaukunst gezüchtet hatten. Jedenfalls brachte die Bevorzugung der Körnerfrüchte, der Zerealien, den

Hackbau mit sich. Früher diente einfach ein Stock als Werkzeug, jetzt verwendete man die Hacke, und die Hacke ward umgebildet zum Pfluge, der eine besondere Gewalt erhielt, als man gelernt hatte, ihn durch das Rind ziehen zu lassen. Am Pfluge ist offenbar das Rind gezüchtet worden. Erst nachdem das Rind gezüchtet war, konnte die Viehzucht als unabhängige Wirtschaftsform ausgebildet werden.

Wir sehen also, daß die ältere Lehre der Reihenfolge: Jägertum, Viehnomadentum, Ackerbauerntum ersetzt werden muß durch die andere Formel: Jägertum, Gartenbauerntum, Hackbauerntum, Feldbauerntum. Das Nomadentum ist eine Abart des Ackerbauerntumes. Das einfache Nomadentum spielt aber in der Kulturkunde Asiens eine so gewaltige Rolle, daß wir ihm einige Sätze widmen müssen.

Das Nomadentum kann erst in dem Momente eine große Rolle spielen, in welchem es über große Viehherden gebietet. Große Viehherden entwickeln sich aber nicht in den begrenzten Tälern, sondern nur in den Hochsteppen. Wir werden später in dem Abschnitte über die Lappländer sehen, wie große Herden dazu gehören, um eine Familie zu ernähren. Etwas Ähnliches erzählt Prschewalsky von den Mongolen. Der Besitz großer Herden, der sich in der Steppe ziemlich schnell einstellt, bringt aber keinen Kulturfortschritt, sondern eher einen Kulturrückschritt mit sich. Das Vieh hat seine Steppe bald abgeweidet. Der Mann muß weiterziehen. Alle diese Viehzuchtvölker werden durch ihre Herden zu einem gewissen unsteten Lebenswandel gezwungen. Die harte Arbeit, deren die Viehwirtschaft genug mit sich bringt, läßt dem Manne nicht die Zeit zu einem beschaulichen Lebenswandel, wie ihm der Gartenbauer fröhnt. Der Mann wird in seiner ganzen Denkweise einseitig. Es ist das nicht nur in Afrika, wo des Viehsportlers eingehend gedacht wird, so, sondern überall konzentriert sich das ganze Denken des Menschen in der Sorge um das liebe Vieh. Es ist eine feststehende Erfahrung, daß der Viehzüchter dem Himmel und allen Erscheinungen des Naturlebens viel weniger Beachtung schenkt, als der Garten-, Hack- und Ackerbauer. Und damit entgeht ihm der reichste Quell aller Kultur. Denn die Naturbetrachtung hat den Menschen immer aus dem Rahmen des engsten Egoismus herausgeführt und hat ihm immer gelehrt, daß er nur ein kleines Wesen im Rahmen des großen Daseins sei. Die Naturbetrachtung ist die Grundlage aller höheren Kulturanschauung gewesen.

Also das fehlt dem Nomaden. An die Stelle dieser Vorteile tritt aber ein anderer, der gerade für das kulturgeographische Verständnis der Asiaten von hervorragender Bedeutung ist. Das Dasein des Nomaden spielt sich auf den Hochsteppen ab, und die Steppen sind überall für die Menschheit Gebiete der Kraftgewinnung, wie die fruchtbaren Tiefländer die Gebiete der Kraftverwertung sind.

Der Leser ziehe selbst die Folgerungen aus diesem Satze. Ein Blick auf das Kartenbild Asiens zeigt ihm, welche Bedeutung von diesem Gesichtspunkte aus der Nomadismus der Hochsteppen und Halbwüsten für die höheren Kulturen haben muß. Der nachfolgenden Be-

trachtung lege ich ein drittes Kartenbild zugrunde. Wir haben vier Gebiete vollständiger Regenarmut in Asien. Es sind gleichsam vier



Mittelpunkte geworden. Im Südwesten beginnt auf der Halbinsel Arabien die erste dieser Wüstengegenden, welche auf der andern Seite des roten Meeres in der arabischen Wüste jenseits des Nils, dann in der lybischen Wüste, die ihrerseits in die große Sahara übergeht, eine Fortsetzung hat. Als zweites Territorium schließt sich die indische und persische Wüste, als drittes die Kirgisensteppe, als viertes die Wüste Gobi an. Es ist jedenfalls kein Zufall, daß jede dieser regenarmen Regionen von einer eigenen sogenannten Rasse bewohnt wird. Im ersten Gebiet wohnen heute die Araber, die zu den Semitoiden zu rechnen sind, im zweiten indogermanische Stämme, also Arioiden, im dritten Tataren oder Turkvölker und im vierten Mongolen, welche beiden letzteren unter die Gruppe der Mongolen fallen.

Ich sage, es kann schlechterdings nicht ein Zufall sein, daß jedes regenarme Gebiet von einem eigenen Typus bewohnt wird. In der Karte findet der Leser zwei Grenzlinien eingetragen, die Grenzen zwischen den Mongoloiden und Arioiden, und die zwischen den Arioiden und Semitoiden. Jede der drei Völkerschaften hat ihre eigenen Steppen- und Wüstenregionen und hat ihre eigene Halbinsel. Die Erscheinung läßt sich nur so erklären, daß der Nomadismus in seiner innerasiatischen Gestalt eine ungeheure Kraft im Ausgleichen besitzt. In dem Teile über Amerika ist zu zeigen, wie das Nomadentum der amerikanischen Steppenjäger und der Flußjäger dafür verantwortlich

Einige Fortbewegungsmittel der Asiaten.

Transportweise im Norden Asiens:

Fig. 1. Aïno auf Schneeschuhen von einem Renntier gezogen. (Nach einer japanischen Zeichnung veröffentlicht im Tour du Monde.)

Fig. 2. Jukagire im Renntierschlitten. (Nach Photogr. von Jochelson.)

Fig. 3. Giljake im Hundeschlitten. (Nach von Schrendke.)

Transportweise im südlicheren Asien:

Fig. 4. Chinese in der Sänfte mit zwei Tragstangen. (Nach H. Schurtz.)

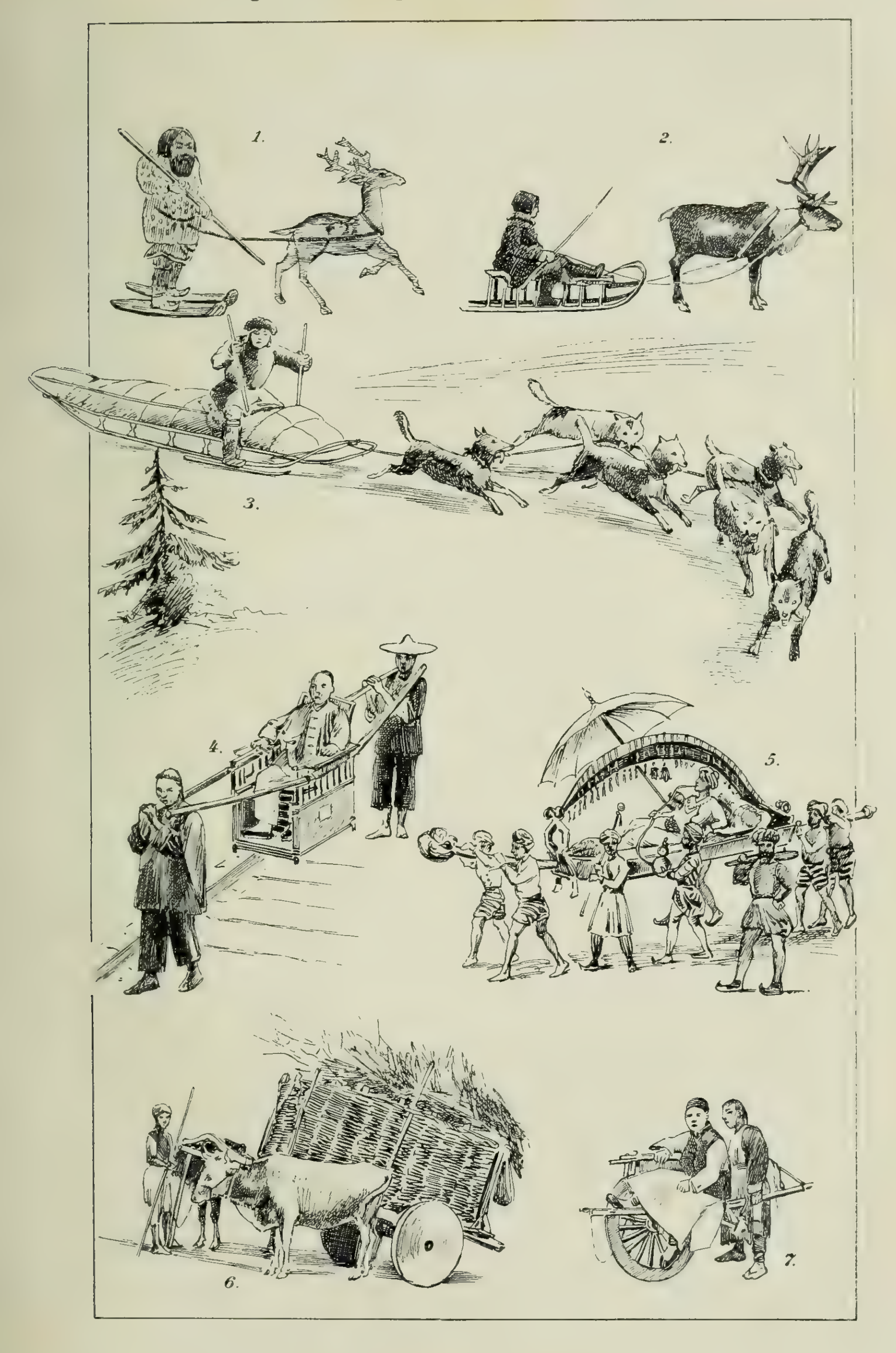
Fig. 5. Indischer Nabob in der Sänfte mit einer Tragstange. (Nach altem Kupferstich.)

Fig. 6. Kleinasiatischer zweirädriger Wagen. (Nach Photogr. von Kannenberg.)

Fig. 7. Chinesischer einrädriger Menschenwagen. (Nach Photogr.)

(Dazu kommt für das zentrale Asien noch das Reiten auf Ochsen, Pferden, Kamelen.)

Einige Fortbewegungsmittel der Asiaten.



zu machen ist, daß die Amerikaner in ihrer Abgeschlossenheit nicht mehr selbständige Typen der Rasse und der Kultur und dafür z. B. die Erscheinung eines durch ganz Amerika sich hinziehenden verarmenden Sprachbaues gezeitigt haben. In viel großartigerem Maßstabe ist es hier in Asien dasselbe. In den einzelnen Teilen über die mongoloiden Nomaden und über die Semitoiden werde ich zeigen, welche gewaltigen Flächen das in Bewegung gebrachte Nomadentum zuweilen zu überfluten vermag. Infolge seiner Kulturarmut verschwinden diese über den Rand ihres Nomadenbeckens herausgefluteten Völkerteile ja allerdings schnell. Immerhin bringen sie auch einen Ausgleich der Erscheinungen zustande, den kein anderes Wirtschaftssystem zu erreichen vermag. Und so erscheinen denn die verschiedenen Typen: Die Semitoiden, die Arioiden und die Mongoloiden als die Produkte des nomadischen Ausgleichs. Die Völker sind nicht von vornherein dagewesen; alle Völker werden wie alle Staaten und Rassen erst durch die Geschichte geschaffen. Diese „Nomadenrassen" sind ganz entschieden die Produkte der entsprechenden Nomadenterritorien.

Damit ist die Bedeutung der regenarmen Gebiete in Asien charakterisiert. Die regenreicheren Gebiete, die Kulturländer, haben jenen Hochsteppenvölkern einst das Kulturelement der Viehzucht geschenkt; diese Leute haben daraus den Typus des Nomadentums geschaffen; dieser Typus des Nomadentums hat zur Zeit der voreuropäischen Kulturen stets jenseits der Grenzen des Regenreichtums und einer künstlichen Bewässerung gedroht; dort oben wurde die Kraft gesammelt; der Nomade verbrauchte keine geistige Kraft, er schulte seinen Körper in harter Arbeit; war dann das Volk in der Tiefe verweichlicht, hatte es seine Kraft verbraucht, dann brach wohl aus den Kraftspeichern der Steppen und Wüsten der erfrischende Strom befruchtend in die Tiefe. Es waren das allerdings Ströme, die eine heillose Ähnlichkeit mit der Natur der Gebirgsbäche im Frühjahr hatten: mit zermalmender, elementarer Gewalt rissen sie im Hereinstürzen gar vieles von der künstlichen Schöpfung der Tieflandvölker zusammen; sie brachten aber Kraft, und diese Kraft ist es, die durch Jahrtausende China immer neu befruchtet hat, die Indien nicht genügend mehr zugeführt wurde, nachdem Persien kultiviert war; es ist dieselbe Kraft, unter der Babylonien einst dahinsank.

In solcher Weise betrachtet, gestaltet sich das kulturgeographische Bild des asiatischen Kontinentes verhältnismäßig einfach. Wir sehen die große Bedeutung des regenreicheren Südostens als Gebiet der Kulturverwertung. Es ist das Gebiet, — um auf die einfachsten Rassenfragen einzugehen und die gegebenen Tatsachen noch deutlicher zu gestalten, — welches den Negroiden, dem alten Negertume zu liegt. In der alten Welt stellen die Neger jedenfalls die Träger der Kulturperiode dar, welche der sogenannten asiatischen Kulturform, dem Typus mit solarer Weltanschauung mit Hack- und Ackerbau, mit monarchischer Staatsgründung, mit Steinbau und höherer Industrie voranging. Die Befruchtung mit den Völkern der Hochsteppen Innerasiens macht

uns die Entstehung des Ackerbaues, verbunden mit Viehzucht, klar. In der darauffolgenden Periode der Entstehung der reinen Viehzucht produzieren die drei regenarmen Gebiete die drei Typen: Semitoide, Arioide und Mongoloide. Diese drei Typen nahmen langsam die höhere Kultur an und wurden so zu Trägern und Vermittlern nach dem Westen. Eine Kulturstation, die sehr wohl von Südasien aus von Meerfahrern im Mündungsgebiet des Euphrat und Tigris gegründet worden sein kann, wurde zum ersten Male in historischer Zeit von einem tatarischen Nomadenvolke, das ihm Kraft zuführte (von den sogenannten Sumerern) überflutet. Dann kamen die Semitoiden und gründeten, indem sie sich die Kultur des Ortes zu eigen machten, die Lehrstätte einer eigenen Erziehung, und von dieser Lehrstätte Babylonien aus zogen dann die ersten Meister der mittelländischen Kultur nach Westen.

So etwa würde sich vom kulturgeographischen Standpunkte aus die Geschichte von der Überlieferung der höheren Kultur an Europa kurz erzählen lassen. Daß inzwischen die Arioiden ihrerseits manches auf ihrem Wanderwege nach dem Norden brachten, versteht sich ganz von selbst. Doch dieses, sowie eine eingehendere Besprechung der westasiatischen Kulturverhältnisse gehört nicht in eine geographische Kulturkunde, sondern in die geographische Kulturgeschichte.

Was an Einzelheiten über die Kulturregionen des Ostens, Nordens und Südens zu sagen ist, möge nun in den nächsten Abschnitten folgen.

---

2. Die treibenden Polarnomaden Asiens.

(Gebiete der Abschiebung.)

Fassen wir das Innere Asiens als den großen Krater der Völkerstürme, welche die alte Welt und vorhistorische und historische Zeiten erschüttert haben, auf, denken wir daran, daß dieses rohe Naturtreiben im Süden, Osten und Westen eine Brandung an den Gestaden eines höheren Kulturlebens hervorrief, dann wird uns die geringe Bedeutung der den Norden Asiens und Europas bewohnenden verhältnismäßig primitiven Stämme klar: sie wohnen abseits der großen Völker- und Kulturproduktion.

Das Gebiet, welches von den nach Norden abfließenden Gewässern in Asien berieselt wird, gehört den treibenden Polarvölkern dieses Erdteils an. So weit Ströme aus Asien nach Norden abfließen, läßt sich ein älteres Kulturleben nicht nachweisen. Und das kam daher, daß die älteren Kulturen vom Äquator aus sich nur bis zum 45. oder 50. Grad nördlicher Breite ausdehnten. Alle nördlicher liegenden Gebiete sind der Kultur erst erobert worden, als der Ackerbau in Verbindung mit der Viehzucht ein gesundes Wirtschaftsleben hervorbrachte. Wie die südlichsten älteren Kulturformen ihre Entstehung dem Gartenbau und ihre höhere Entwicklung dem mit dem Gartenbau vereinigten Anbau von Reis und vielleicht auch der Hirse verdanken, so ruht die Entstehung unserer jetzigen höheren Kultur in den glücklichen Vorbedingungen, welche der Anbau der Hirse, des Roggens und des Weizens schuf. Jene nördlichen Länder des süd-nördlichen asiatischen Abflußgebietes müssen aber erst eine Frucht des Wirtschaftslebens hervorbringen, ehe sie unter die produktiven Gebiete einer höheren Wirtschafts- und Kulturform gerechnet werden können. Das heißt, jene Länder sind heute noch von Menschen bewohnt, die ihre Daseinsform nicht an ein Gedeihen irgend einer Landwirtschaft, sondern an eine Viehzucht oder an irgend eine Ausnutzung des Tierreiches zu binden gezwungen sind.

Die sämtlichen Völker dieses nördlichen Abflußgebietes sind entweder Jäger oder Viehzüchter. Oft und vielfach fällt allerdings das Jagdwild weniger gewichtig in die Wagschale der Volksexistenz als das Wild der Flüsse: die Fische. Die sämtlichen älteren Völker unter den treibenden Polarnomaden Asiens sind Ichthyophagen, Fischesser. Fischesser sind die Giljaken am Amur, sind die Völker im Nordwesten. Auch die Aino im Norden Japans sind in diese Gruppe des Wirtschaftslebens zu rechnen. Ich sage „alle älteren Völker dieser Gebiete“.

Damit will ich angedeutet haben, daß wir ältere und jüngere

Bewohner dieser Länder unterscheiden müssen. So z. B. wohnen heute die Jakuten, über deren Schamanismus wir nachstehend verschiedene Bemerkungen bringen, vom 90. bis zum 160. Grade östlich von Greenwich und vom 60. Grad nördlicher Breite bis an das Eismeer. Diese Jakuten sind erst, als die große Mongolenbewegung im 13. Jahrhundert Asien durchbebte, in diese nordischen Gegenden gedrängt worden. Sie sind also noch Jungsassen dort oben, vielleicht die Jüngsten von allen diesen Völkern, aber bei weitem nicht die ersten dieser Verschiebung nach Norden. Vielmehr wurden in früheren Zeiten Stämme auf Stämme in jene Gebiete geschoben — immer flußabwärts, wie das die Beschaffenheit des Bodens und der geographische Charakter bedingte. Zersprengte Trümmer älterer primitiver Stämme wohnen zwischen den seit jüngerer Zeit Eingebürgerten. Von Schrenk unterscheidet deshalb mit Recht von der allgemeinen großen Gruppe die älteren Paläasiaten.

Die Schichtung der an diesen Nordrand abgeschobenen Völker läßt sich am besten erkennen, wenn wir Umschau halten unter den Formen der Viehzucht in diesen Gegenden. Alle diese Stämme sind wie gesagt durch die Natur dieser Länder gezwungen, ihre Existenzform von dem Leben und Treiben der Tierwelt abhängig zu machen. Sie kennen keinen Anbau irgend einer Pflanze, wenn sie auch wohl bestimmte Früchte, Keime und Sprossen nicht verschmähen. Mit der Abhängigkeit von der Tierwelt ist aber ihr Nomadentum bedingt. Sie können nicht festsitzen, weil die Tiere sie forttreiben; und zwar dies noch mehr dem Norden als dem Süden zu. Es existiert aber keins unter diesen Völkern, welches sich lediglich aus eigener Kraft fortbewegt: Sie alle verwenden Tiere zur Bewegung, zur Schlittenfahrt. Der Schlitten ist das Betriebsorgan dieser Gegend.

Gerade aber in der Verwendung der Zuchttiere zeigen sie merkliche Unterschiede. Wir haben im Nordosten Stämme, die nur den Hund verwenden. Gerade das sind die Paläasiaten. Zu ihnen gehören auch die Eskimo, die wir in der Abteilung „Amerika" (Kapitel: „Die Nordpolarvölker Amerikas an der Grenze Asiens") in ihrer nahen Beziehung zu den Asiaten schon betrachtet haben. Also die „Hundenomaden" sind die ältesten in diesen Gegenden. Dem Alter nach schließen sich offenbar hieran die „Renntiernomaden" der älteren Gruppe als zweite Schicht an. Man nimmt heute an, daß die Züchtung des Renntiers der Züchtung der Rinder gefolgt, und daß sie da stattgefunden hat, wo die Völker einer kalten Zone die Renntierzucht nach dem Beispiele der benachbarten Rindviehzüchter gelernt haben. Ein typisches Beispiel dieser Gruppe sind die Lappen (siehe den entsprechenden folgenden Abschnitt). Als dritte schließen sich endlich die jung eingedrungenen Jakuten an, welche das Rind mit sich führten und seine Existenzmöglichkeit in diesen kalten Ländern damit bewiesen haben.

Die Völker dieser Länder stellen also dem Ursprunge nach, wie wir gesehen haben, weder eine Rasse, noch eine einzige Kulturform

dar. Dagegen äußert sich die verallgemeinernde, abschleifende und gleichformende Kraft der geographischen Lagerung sehr bezeichnend. Das kalte, feuchte Klima zwingt nicht nur allen hierher kommenden Menschen die gleiche Pelzkleidung, in der jedes Glied sein eigenes Futteral hat, auf, nicht nur, daß alle Völker alsbald den Gebrauch der Schwitzhütte übernehmen, nicht nur führt die Nahrung zu gemeinsamen Betriebsformen, sondern auch das gesamte Anschauungswesen dieser Stämme trägt den Charakter der Gleichförmigkeit und der Einförmigkeit. Die düstere, rauchig neblige Atmosphäre, das schwere Ringen in den dunklen Zeiten des Jahres und der Gegensatz von lichten Zeiten und düsteren Zeiten schafft eine gewisse Melancholie, die sich aller Völker bemächtigt, die sich hier einbürgern. Völker, die Sonne und Mond anbeten, und alte Völker, die noch dem Tiere in echt animalistischer Weise ihre Verehrung zollen, nehmen denselben Charakter an. Der Schamanismus, der auf diese Weise entsteht, weiß nichts von einer großartigen Schöpferkraft, wenn er aus dem Süden vielleicht auch etwas vom Schöpfungswerke des Sonnengottes einmal erlauscht hat. Eine dumpfe Welt des Jenseits und eine träge Daseinsform des Diesseits, umnebelt von den bangen Fragen nach einer Schicksalsbestimmung, — das sind die beiden Pole, zwischen denen die Anschauungsformen hin- und herschwanken. Selbst die in junger Zeit hereingezogenen Jakuten besitzen nichts Kraftvolleres oder Höheres.

Wir haben also eine Region des alten Animalismus (siehe den Teil Amerika 1., 2. und 3. Kapitel) vor uns, in die von Zeit zu Zeit eine höhere Form der Anschauung und des Wirtschaftslebens geschleudert wurde, in deren Armen aber eine jede in den Halbschlummer der polaren Halbnacht versank.

Verlassen in der Tundra.

Nach W. Jochelson*) (1895).

In einem Schlitten, gezogen von einem Renntier, war Jochelson einen Tag lang über die Tundra gefahren. Gegen Abend riß ein Strick. Kutscher und Renntier sausten weiter. Der Reisende saß im Schnee — ganz solo und vergessen, denn der Kutscher fuhr wie gesagt zunächst weiter und merkte erst nach langer Zeit, daß er das Hauptstück des Transportes, nämlich den Reisenden, verloren hatte.

Der Kutscher kehrte um, Jochelson ward weiter spediert, kam glücklich in das Nachtquartier und lernte hier den Sohn des Jakuten Nikolaus Sleptzoff kennen, welcher von seinem Vater eine Geschichte erzählte, die so typisch für das Leben in der verschneiten Tundra ist, wie nur eine. Was damals der Sohn berichtete, erzählte der greise Dulder dann später dem Reisenden selbst. Und diese Erzählung des Mannes, der 17 Tage lang in der Tundra gehungert und gelitten hatte, soll hier folgen:

Dies trug sich zu im Jahre, in welchem der Gouverneur der Pro-

*) „Mutter Erde." Bd. I. Berlin 1899.

vinz Jakutsk den Bezirk Kolymsk mit seinem Besuche beehrt hatte. (1883). Ich weilte damals bei den Tungusen. Noch neun Tage blieben bis zum Frühlingsfeste des heiligen Nikolaus (9.—21. Mai). Ich beabsichtigte, von den Tungusen nach Hause auf die Station Andalach zurückzukehren. Zu jener Zeit wohnte ich in Andalach. Mein Gepäck bestand aus 900 Wyporotki (Felle von einem Monat alten und noch jüngeren Renntieren), ein paar hundert Polarfüchsen und anderen Pelzwaren, die ich bei den Tschuktschen und Tungusen auf Tee, Tabak und dergl. umgetauscht hatte. Ich nahm bei den Tungusen zwei Führer mit. Mein eigenes Gespann bestand aus neun Hunden. Das Gepäck führten die Tungusen auf fünf mit Renntieren bespannten Narten, so daß der ganze Zug aus acht Narten (Schlitten), neun Hunden und neun Renntieren, von denen zwei Reserve waren und frei gingen, bestand. Die Tungusen spannen nämlich in der Tundra an die Gepäcknarten je nur ein Renntier an. Wir fuhren auf diese Weise eine Nacht und zwei Tage lang und erreichten die Grenze der Wälder. Die Tungusen erklärten mir, daß sie jetzt umkehren wollten. Nicht weit von hier gegen Süden — sagten sie — läuft die große Straße, an welcher du in einer Tagereise die ersten jakutischen Bewohner treffen wirst. Geradeaus auf diesem Wege wirst du sie erreichen und wirst dort deine Leute (Angestellte) finden.

Wir nahmen zusammen das Mittagsmahl auf dem Schnee ein und tranken Tee. Die Tungusen luden meine Waren auf dem Schnee ab und kehrten zurück. Alle Warenballen sollten hier so lange liegen bleiben, bis ich meine Arbeiter nach denselben geschickt haben würde. So blieb ich denn allein. Gemäß der Weisung der Tungusen begab ich mich auf meinem Hundeschlitten gegen Süden. Es war kein Weg da. Ich reiste einen ganzen Tag und eine ganze Nacht, konnte aber die große Straße nicht finden. An dem Ort, wo mich die Tungusen verlassen hatten, zog sich der Wald in der Form einer Landzunge in die Tundra hinein. Südlich und westlich breitete sich wieder die Tundra aus. Ich erkannte, daß ich mich verirrt hatte. Ich ließ die Hunde allein und ging zu Fuß den Weg zu suchen, wobei ich sehr zu schwitzen anfing. Der helle Widerschein der Schneegefilde blendete mein einziges Auge, Schweißtropfen gelangten hinein, und es wurde mir dunkel, so daß ich wie durch einen Nebel sah. Ich kehrte zu meinen Hunden zurück.

Es war vollkommen hell. Beim Sonnenaufgang jedoch (welcher dort in jenem Monate 1½ Stunde nach dem Sonnenuntergange erfolgt), entstand ein Schneesturm, der alles in Dunkel einhüllte. Kaum konnte ich die Schweife des letzten Paares der an die Narte angespannten Hunde sehen. Ich war gezwungen anzuhalten, um das Ende des Schneesturmes abzuwarten. So bin ich 24 Stunden lang liegen geblieben. Ich bedeckte die Narte mit dem Tordoch*) und ver-

*) Tordoch nennt man einige zusammengenähte geräucherte Renntierleder, womit man das Gerippe der Wohnungen und auch die Narten mit ihrem Gepäck bedeckt.

barg mich unter demselben. Vorher gab ich den Hunden zu fressen, nahm selbst auch eine Mahlzeit aus Renntierzungen und -fett, legte mich unter dem Tordoch nieder und schlief ein. Ich schlief aber unruhig, wachte oft auf, um unter der Decke hinauszuschauen. Es schneite fortwährend. Die Narte, die Hunde, der Tordoch — alles wurde verweht. Endlich ließ der Sturm nach, und da gewahrte ich, daß ich gar nichts sah, daß ich blind geworden war*). Es fiel mir ein, daß, wenn ich in diesem Zustande vorwärts fahre, ich nicht im stande sein werde, meine Landsleute aufzufinden. Ich hatte Furcht, vorwärts zu reisen. Die Hunde standen gegen Süden gekehrt, ich wendete sie nach Norden. Ich überlegte nämlich, daß sie allein den Rückweg finden und zu den Tungusen oder Tschuktschen gelangen werden.

Ich begab mich also auf den Rückweg, wobei ich zumeist zu Fuß ging, denn der Schnee war tief und noch weich, die Hunde aber vollständig ermattet. Lange reiste ich auf diese Weise. Plötzlich hielten die Hunde an. Ich fing nun an, hin- und herzugehen, um die Ursache dieses Anhaltens herauszufinden und fühlte mit den Füßen unter den Schnee — denn ich sah gar nichts — die vorher zurückgelassenen Warenballen, heraus. Augenscheinlich war ich auf denselben Ort zurückgekehrt, wo mich die Tungusen verlassen hatten.

Ich packte hier alles aus meiner Narte aus, ließ darin nur einige Nahrungsmittel für mich und Futter, in Fischen bestehend, für die Hunde und ließ letztere wieder laufen, ohne sie zu lenken.

Wie lange ich auf diese Weise gefahren bin, kann ich nicht sagen. Plötzlich fingen die Hunde an, geradeaus zu rennen, hierauf nach links und blieben dann stehen, indem sie sich in einen Haufen zusammenballten und den Schnee mit ihren Füßen scharrten. Ich blieb in der Narte sitzen und wartete. Endlich vernahm ich gleichsam das Bellen eines Weißfuchses in seinem unterirdischen Lager und schloß daraus, daß die Hunde ihn in seine Grube hineingejagt hatten. Sehen konnte ich natürlich nichts. Ich verließ die Narte und bemühte mich, die Zugriemen der Hunde zu entwirren. In diesem Augenblicke fingen sie alle auf einmal zu bellen an, entkamen mir aus den Händen, und einige Minuten hierauf hörte ich ihr Bellen schon weit seitwärts. Sie flohen davon, die Narte mit sich fortschleifend, und ich blieb allein mit dem Prikol**) in der Hand. Dieses trug sich zu, wenn ich nicht irre, zur Tageszeit fünf Tage vor dem Frühlingsfeste des heil. Nikolaus (9.—21. Mai). Im Vorbeifliegen versetzte mir die Narte einen

*) Reisenden in den Alpen sind die Fälle der Schneeblindheit wohl bekannt. Viel stärker noch treten sie zur Frühlingszeit in der Tundra auf, wenn die Sonne, die fast den Horizont nicht verläßt, mit ihrem glänzenden Licht die grenzenlose weiße Fläche beleuchtet, und der Widerschein der Strahlen die Augen des Reisenden bis zur Blindheit blendet.

**) Prikol heißt ein dicker Birkenstock, dessen unteres Ende mit einem spitz zulaufenden Eisen beschlagen ist. Er dient sowohl um den Lauf der Narte zu hemmen, als auch die Hunde anzutreiben.

Schlag auf das Knie, so daß ich auf den Schnee fiel und darin versank, weil er zu weich war und meine Last nicht tragen konnte.

Ich hatte eine Kukaschka mit Kamleika*) an. Unter diesen Kleidern trug ich eine warme Jacke, in deren Tasche sich Tabakreste befanden, mit denen ich Tschuktschen und Tungusen beschenkte. Selbst hatte ich bis zu jener Zeit noch nicht geraucht. Mich auf meinen Stab (Prikol) stützend, schritt ich vorwärts, bald in den Schnee sinkend, bald mich erhebend. In welcher Richtung ich ging, weiß ich nicht. Ich suchte meine Hunde, ich rief sie, schrie — vernahm aber keinen Laut.

Auf diese Weise strich ich mehrere Tage herum und hatte keine Ahnung von der Richtung. Ich unterschied den Tag von der Nacht, das Tageslicht blendete mir die Augen, und sie taten mir weh. Sobald ich müde war, legte ich mich auf den Schnee nieder und schlief vor Ermattung ein. Lange konnte ich jedoch nicht schlafen. Ich erhob mich und begann immer von neuem herumzuirren, den Prikol als Stab gebrauchend. In den ersten Tagen des Herumirrens fühlte ich starken Hunger, mein Mundvorrat war jedoch auf der Narte geblieben. Hierauf hatte ich Durst; ringsherum lag Schnee; ich entnahm meiner Tasche Tabakreste, legte sie in den Mund, kaute dieselben und spuckte sie dann aus, um sofort mit dem Schnee den Durst zu stillen. Ohne zuvor den Tabak gekaut zu haben, verwandelte sich der Schnee in meinem Munde zu Eis und taute nicht auf. Erst am zweiten Tage nach dem heil. Nikolaus fing er aufzutauen an, von da an zerging er im Munde ohne Hilfe des Tabaks.

Zum Glück wehten in jener Zeit keine starken Winde, wie dies sonst gewöhnlich in der Tundra geschieht. Die Luft wurde wärmer, und die Sonne fing bei Tage stärker zu brennen an. Ich grub unter dem Schnee einen Weidenzweig aus, machte daraus einen Ring, worin ich einen Schneeball befestigte, band denselben an dem Riemen des Prikol fest und steckte letzteren in den Schnee. Darunter breitete ich meinen Schal aus und legte darauf mein Schnupftuch, welches das vom Ringe herabträufelnde Wasser auffing. So hatte ich zu trinken.

Nach Verlauf von weiteren zwei Tagen taute der Schnee noch stärker auf, das Wasser sammelte sich in den Vertiefungen, ich konnte meines Ringes entbehren. Ich hörte auch auf, den Tabak zu kauen, fing aber zu rauchen an.

Meine Kräfte nahmen ab. Am vierten oder fünften Tage nach dem heil. Nikolaus bemerkte ich, daß ich vollkommen kraftlos geworden war, ich war nicht mehr im stande, vorwärts zu gehen. Ich suchte einen Hügel, auf dem ein Haufen Steine lag und ließ mich auf letztere nieder. Augenscheinlich stand hier früher ein Zelt der Tschuktschen. Dieselben befestigen nämlich die unteren Ränder ihrer Zelte

*) Kukaschka ist ein hemdartiges Oberkleid aus Renntierfellen und Kamleika ein Überwurf vom demselben Schnitt aus geräuchertem, weichem Renntierleder, das vor Winden schützt.

mit schweren Steinen. Ich dachte mir dabei, wenn ich auf einer Anhöhe sterben werde, so wird man mich leichter auffinden und beerdigen können — meine Gebeine werden nicht verloren gehen.

Wenngleich auch die Sonne schon einen Kreis auf dem Horizonte beschrieb, so konnte ich doch den Mittag von der Nacht unterscheiden. Zur Tageszeit hatte ich große Schmerzen beim Öffnen der Augen.

Unter dem Hügel lag ein kleiner See, auf dessen Eise sich Schneewasser ansammelte, das Eis war jedoch von den Ufern schon durch einen schmalen Streifen freien Wassers getrennt. Etwa zwanzigmal begab ich mich an einem Tage, mich auf den Prikol stützend, zum See hinunter und trank am Ufer knieend das Wasser. Der Durst quälte mich sehr. Auf dem Hügel schlief ich vor Schwäche oft ein. Mein Schlaf war aber unruhig. Sobald ich einzuschlafen begann, schien es mir, als ob man mich rufe, meinen Namen nenne, als ob ich die Stimme meiner Frau und meiner Kinder höre — da sprang ich auf, fand aber niemanden.

Vier Tage lang blieb ich auf dem Haufen Steine liegen. Am fünften Tage fand mich ein Tunguse, der in dieser Gegend ein wildes Renntier verfolgte, durch reinen Zufall auf.

Leute, die man, wie ich später erfahren habe, nach mir ausgeschickt hatte, konnten mich nicht finden.

Ich habe schon vorher bemerkt, daß meine Arbeiter mich in einer der Tundra am nächsten liegenden Jakutenwohnung erwarteten. Nach zwei Tagen vergeblichen Wartens begaben sie sich auf die Suche zu den Tungusen und erfuhren, daß ich dieselben schon längst verlassen hatte. Sie fuhren nun fort, mich zu suchen und fanden in der Gegend der oberen Strömung des Flusses Schondra meine Hunde mit der Narte. Zwei von ihnen waren schon tot, die übrigen lagen unbeweglich in einem Knäuel in ihre Zugriemen verwickelt. Nicht weit von den Hunden fanden sie auch meine Spuren. Es scheint, daß ich mich mehreremal während meines Umherirrens ihnen genähert hatte, doch kein einziges Mal bis zu ihnen gelangt war.

Nachdem der Tunguse sich mir genähert hatte, fragte er auf jakutisch:

„Was für ein Mensch wärest du?“

Ich erteilte keine Antwort; so oft hatte ich mich schon getäuscht, indem ich zu hören glaubte, man rufe mich. Ich blieb somit liegen und rührte mich nicht. Früher, wenn ich antwortete und erkannte, daß mich niemand rief, litt ich ungemein und weinte.

Der Tunguse fragte wieder:

„Bist du ein lebendiger oder ein toter Mensch?“

Auf diese Frage hob ich schweigend den Kopf und sah gleichsam einen Schatten vor mir.

„Ich bin elend,“ antwortete ich.

„Und wer wärest du?“ war die neue Frage.

Ich nannte meinen Namen. Dieser Tunguse mit dem Namen Johann und mit dem Zunamen Motlorchoi (jukagirisches Wort =

mager) diente einstens bei mir als Serdit, er erkannte mich und fing zu weinen an.

„Wie wirst du denn jetzt zum Leben kommen?" fragte er.

„Ich werde nicht mehr zum Leben kommen," antwortete ich, „nichtsdestoweniger bin ich froh, daß man mich fand und daß sich meine Gebeine nicht verlieren werden."

Der Tunguse sprach wieder:

„Ich werde zu meinem Renntier gehen und es herbeiholen."

„Wo sind deine Leute?" fragte ich, „sind sie weit oder nahe?"

„Wo meine Leute sind, weiß ich nicht; ich verfolgte eine Renntierspur und entfernte mich von ihnen. Mögen sie weit oder nahe sein, ich werde sie schon auffinden, habe du keinen Kummer."

„Wir wollen zusammen gehen zu deinem Renntier," sagte ich hierauf.

„Wie willst du denn jetzt gehen," war seine Antwort. „Du bist ja nicht im stande, einen Schritt zu tun. Ich will schon allein gehen; ich werde es herbeiführen. Bleib du nur da, ich werde dich nicht verlassen."

Er beteuerte unter größten Schwüren, daß er mich nicht verlassen werde und zurückkehren wolle. Er setzte sich nieder, wollte rauchen, schüttelte seinen Tabaksbeutel und rief aus:

„Ah, kein Tabak!"

„Ich habe Tabak!" sagte ich.

Ich hob den Überwurf auf und wollte aus der Jackentasche Tabak nehmen, konnte es aber nicht zu stande bringen wegen allzugroßer Schwäche.

Der Tunguse tat es selbst, rauchte ein wenig, ging zum See, um den Durst zu löschen und wollte sich entfernen. Ich sagte ihm:

„Wir wollen zusammen gehen."

„Gut," antwortete er mir, „zuvor mußt du aber deine Oberkleider ausziehen und dann wollen wir gehen."

Er nahm mir das Leder und Pelzhemd ab, legte es sich auf den Arm, den Schal nahm er auch zu sich. Gestützt auf den Prikol, schritt ich etwa zwei Klafter vorwärts und fiel vor Schwäche nieder. Der Tunguse entledigte sich seines Kaftans (eine lange Oberjacke), breitete ihn auf dem Schnee aus, machte aus meinem Gewand ein Kopfkissen und sagte:

„Leg dich nieder, ruhe dich aus, wir wollen ein wenig plaudern."

Hier erzählte er mir, wie er, als er mich auf dem Hügel liegend erblickt hatte, die früher gesehenen Spuren von meinem Stab für diejenigen einer Tschuktschenlanze nahm, und als er noch dazu Spuren jakutischer Beschuhung auf dem Schnee sah, daraus den Schluß zog, ein Tschuktsche habe einen Jakuten erschlagen. Er habe da sein ermattetes Renntier zurückgelassen und sei zum Hügel zu Fuß gegangen.

„Nun werde ich das Renntier holen gehen," fügte er hinzu.

„Nein, gehe nicht ohne mich," bat ich ihn.

„Ich werde dich ja nicht verlassen," beteuerte er. „Würde ich

dich allein lassen und du stürbest, so müßte ich mich ja vor Gott und dem Zaren verantworten."

Ich wollte immer noch meine Zustimmung nicht geben. Ich kannte ihn zwar gut und traute ihm vollkommen, aber ich hatte Furcht, wieder allein zu bleiben. Er zündete noch einmal seine Pfeife an und machte Miene, aufzubrechen. Er hob sein Jagdmesser auf, um es umzulegen, legte es aber wieder auf den Schnee und sagte:

„Wozu denn auch, ich werde ja bald wiederkommen."

Er wollte auch sein Feuerzeug zu sich nehmen, ließ es aber auch bleiben mit derselben Bemerkung:

„Wozu denn, ich werde bald wiederkommen."

Auch das Jagdgewehr wollte er mitnehmen, ließ es aber liegen.

„Nehme ich es mit," sagte er dabei, „und erblicke einen Vogel, so werde ich mich aufhalten, lieber mag es dableiben, desto eher werde ich zurückkommen."

Da schöpfte ich volles Zutrauen zu ihm und sagte:

„So gehe denn."

Ich nahm das Jagdgewehr und umarmte es gleich einem treuen Pfande. — Der Tunguse kehrte mit dem Renntiere bald zurück, und ich vernahm, wie er sein Messer zu wetzen anfing.

„Wozu wetzest du das Messer?" fragte ich.

„Ich will das Renntier schlachten."

„Tue das nicht," bat ich ihn.

„Du stirbst ja vor Hunger. Wie willst du denn ohne Speise bleiben? Obwohl das Renntier mager ist, wollen wir es dennoch schlachten."

„Nein, schlachte es nicht," bat ich ihn wieder, „was werden wir beide denn hier ohne Zugtier machen? Führe du mich lieber nach der Urassa ab zu deinen Stammesgenossen."

Er ging und schnitt dem Renntier die äußersten Spitzen des Geweihes*) ab.

„Verbinde ihm das Geweih," sagte ich.

„Nicht nötig, es wird darob nicht umkommen."

Der Tunguse schnitt die Knorpel fein wie Tabak und reichte sie mir zum Essen. Nachdem ich es getan, wurde mir lichter in den Augen. Er setzte mich hierauf auf die Narte und fuhr ab. Die Narte war schmal, klein, eine von jenen, auf denen man wie auf einem Pferde sitzt. Ich legte mich darauf nieder, und der Tunguse befestigte mich mit einem Riemen, damit ich nicht herunterfalle. Er selbst schritt zu Fuß. Auf dem Wege erblickte er ein Rebhuhn, entfernte sich, um zu schießen, fehlte aber. Wir fuhren weiter. Auf einer ebenen Stelle hielt er plötzlich still.

*) Das Renntier wirft zur Frühlingszeit sein Geweih ab, und die neuen Sprossen sind weich wie Knorpel. Die Tungusen beteuern, daß sie sehr gut schmecken. Während einer Hungersnot werden sie abgeschnitten und als Nahrung gebraucht. Für das Renntier jedoch ist diese Operation nicht ungefährlich — es kann nämlich verbluten, denn zur Zeit des Wachstums des Geweihes ist die Blutzufuhr darin groß.

„Warum hältst du still?" fragte ich ihn.

„Meine Fußbekleidung ist schlecht geworden," antwortete er, „ich will die Sohle ändern."

Plötzlich hörte ich etwas, als ob das Renntier zu Boden fiele.

„Was bedeutet das?" fragte ich.

„Ich habe es geschlachtet," antwortete der Tunguse, „sollen denn etwa zwei Menschen zu Grunde gehen wegen eines Renntier?"

Er nahm dem geschlachteten Tier das Fell ab, schlitzte ihm den Bauch auf, machte aus dem ersten Magen eine Tasse, füllte sie mit Blut und gab mir zu trinken. Ich tat es. Hernach schnitt er ein Stück Leber ab, schnitt es auch fein und gab es mir zu essen. Ich nahm es. Da sagte er:

„Jetzt will ich meine Stammesgenossen aufsuchen, und du bleibe hier. Werde ich sie finden oder nicht; morgen um diese Zeit kehre ich zurück."

Jetzt hielt ich ihn nicht mehr zurück. Wir waren ja beide ohne Zugtier geblieben, möge er somit seine Genossen finden.

Der Tunguse schnitt die Füße des Renntieres ab; ein Schienbein nahm er mit sich, die übrigen ließ er zurück. Die Leber wickelte er in das Fell eines Unterschenkels ein, legte sie in den Bauch des Renntieres und sagte:

„Wenn du essen willst, so nimm die Leber und zerbröckele sie. Das Blut kannst du auch trinken, nur iß kein Fleisch, sonst wirst du sterben und trinke kein Wasser, sonst wirst du auch sterben."

Er legte mir das dem Renntier entnommene Fell zurecht und entfernte sich. Kaum war ich aber bis zu diesem Fell gekrochen, so kamen Tungusen, die mich zu suchen ausgegangen waren, mit Renntieren an. Mit ihnen war auch Motlorchoi zurückgekehrt. Sie machten Tee, gaben mir zu trinken, auch Zucker gaben sie mir und Zwieback aus Weizenbrot. Alle diese Tungusen waren meine Schuldner. Sie banden zwei Narten zusammen, setzten mich darauf und immer mich stützend, gelangten sie auf diese Weise zu ihrer Urassa, die etwa eine halbe Werst von dem Orte, wo ich vor Hunger sterbend lag, entfernt war. Hier gaben sie mir feingeschnittenen Renntierbraten. Ich aß. Hierauf fingen sie an, mich auszukleiden. Meine Füße waren geschwollen, die Zehen steif, und man mußte meine Fußbekleidung aufschneiden. Das Gesicht war auch geschwollen.

Nachdem sie mich ausgezogen hatten, legten sie mich nieder und bedeckten mich mit einer Pelzdecke. Ich schlief bald ein, man ließ mich jedoch nicht lange schlafen. Man weckte mich und führte mich, nur mit einem Hemd bekleidet, hinaus. Draußen wurde ein Renntier eingefangen. Die Tungusen schnitten ihm am Hals die Haut auf und öffneten die Halsschlagader. Sie unterbanden dieselbe mit einem Darmfaden, und nachdem sie mir das zugebundene Ende in den Mund gesteckt hatten, nahmen sie den Faden weg. Das warme Blut des noch lebenden Tieres spritzte mir direkt in den Magen. Hierauf schlitzten sie dem Tiere den Bauch auf, setzten mich mit den Füßen

hinein und bedeckten mich mit dem Bauchfell. Alles, was mit mir vorging, sah ich noch schlecht mit meinem Auge, man hat es mir später erzählt. Ich blieb lange im Innern des Renntieres sitzen, bis ich ganz mit Schweiß bedeckt wurde. Da nahm man mich heraus, trug mich in die Urassa zurück, legte mich auf ein Lager aus Tierfellen und bedeckte mich wieder mit einer Decke. Ich schlief nochmals ein. Abends weckte man mich zum zweitenmal und wusch mich ganz mit lauem Wasser ab. Nachdem dies geschehen war, verschwand meine Blindheit, und ich sah wieder. Ich tastete an mir herum und fand nur Haut und Knochen, Fleisch und Fett waren verschwunden. Die Haut war dünn wie Papier, aber ich war nicht mehr geschwollen. Ich fühlte mich besser, konnte mich aufrichten, aber herumzugehen war ich noch nicht im stande. Im Innern der Urassa stellte man für mich ein besonderes Zelt her. Hierauf bekam ich wieder Tee zu trinken und kleingeschnittenen Rostbraten zu essen. Hunger hatte ich keinen, aber immer Durst. Man gab mir jedoch wenig Tee zu trinken. Nach dem Essen bekam ich starkes Magen- und Bauchweh und wurde ernstlich krank. Man beschloß, den Arara*) zu holen. Er sei ein erfahrener Mann.

Am dritten Tage kamen sie mit ihm an. Er meinte:

„Ihr habt ihm unnötigerweise Tee zu trinken gegeben. Ihr hättet ihn nur mit lebendem Blute tränken sollen. Vor dem Hineinsetzen in den Bauch des Renntieres soll man einem solchen Menschen außer Blut gar nichts anderes geben.“

Arara brachte jakutische geschmolzene Butter aus Kuhmilch bereitet mit sich. Davon gab man mir einen Eßlöffel in Wasser. Danach salbte man mich mit dieser Butter vollständig ein.

Ein bis zwei Tage darauf fing meine Haut an, sich zu schälen. Sieben Tage lang gab man mir warmen Tee zu trinken und Rostbraten zu essen. Man führte mich auch täglich auf kurze Zeit ins Freie, schützte mich aber vor der Sonne. Erst nach Verlauf einer Woche reichte man mir gekochtes Fleisch. Meine Besserung schritt schnell vorwärts, ich verblieb jedoch bei den Tungusen in der Tundra bis zur Mitte des Sommers. Erst da kamen meine Verwandten auf Pferden, mich zu holen, und wir ritten über die Sümpfe heimwärts.

Feste, Freundschaften, Gesänge und Tänze der Kamtschadalen.

Nach Georg Wilhelm Steller*) (1744).

Die Italmenen haben in dem ganzen Jahr nur ein einziges Fest, im Novembermonat, und es scheint wohl, daß in den uralten Zeiten solches von ihren Vorfahren verordnet worden, in Absicht, Gott für

---

*) Der reichste und angesehenste Tschuktsche in der westlichen Tundra. Er haust mehr gegen Westen an dem Nebenflusse der Indigirka Jertschen.

**) „Beschreibung von dem Lande Kamtschatka.“ Frankfurt und Leipzig 1774. —

seine Gaben zu danken. Es ist aber in den folgenden Zeiten durch allerhand alberne und närrische Possen dergestalt diese Absicht verdunkelt worden, daß man nunmehr kaum erraten kann, zu was für einem Endzwecke solches gefeiert werde, sondern glaubt einzig und allein, daß sie diese Zeit zu ihrer Ergötzlichkeit ausgesetzt, ohne alle Absicht auf Gott. Die Italmenen zelebrieren solches, wenn ihre Fischernte völlig aufgehört hat, und sie allen Wintervorrat beisammen haben. Sie nennen solches an dem B. Reka Nusakusch ohne einigen Grund oder Ableitung von dem Wort angeben zu können.

Das Hauptwerk besteht darin, daß sie eine Birke, welche sie Usautsch nennen, an einem Riemen in den Winterwohnungen durch das Rauchloch hinein hängen; die außen stehen, halten solche und wollen sie nicht in die Wohnung ziehen lassen, die aber in der Wohnung sind, bearbeiten sie aus allen Kräften, um solche zu erhalten. Wenn sie dieselbe bekommen, so machen sie vor Freude ein großes Geschrei und Lärmen, darauf verfertigen sie aus Gras einen Balwan, so einen Wolf vorstellen soll, diesen nennen sie Chateihu; diesen heben sie das ganze Jahr sehr sorgfältig auf und statuieren von ihm, daß er sich mit den italmenischen Jungfern vereheliche und verhüte, daß sie jemalen Zwillinge gebären, denn wenn Zwillinge geboren werden, halten solches die Italmenen für ein grausames Unglück und entsetzliche Sünde und halten davor, der Wolf im Walde wäre schuld daran, laufen alle aus der Wohnung und lassen die Wöchnerin liegen; gebieret sie noch gar zwei Mädchen, so ist die Sünde und das Unglück noch größer.

In der Jurte selbst stellen sie ein geschnitztes Bild auf, so einigermaßen einem Menschen ähnlich sein soll; dieses soll den Billukai oder Donnermann vorstellen, der, sie begeisternd, in die Schamanen fährt. Vor diesen setzen sie allerhand Gerichte und einen großen Löffel, und geben sie vor, daß er vormals mit ihnen gegessen und vorlieb genommen habe; nach dem Traktament verbrennen sie solchen. Mehrere Nachricht habe bisher nicht erhalten; weil aber diese Sache vieles beiträgt, von ihrem Ursprung und Herkunft zu urteilen, so werde ich mich in das Künftige desto mehr bemühen, diese Nachricht zu ergänzen, je mehr die Erzählungen und Umstände selbst nach Verschiedenheit der Orte unterschieden sind. Vor der Russen Ankunft haben sie dieses Fest von einem Neumond zum andern zelebriert, nachdem aber nur zwei, drei Tage, nunmehr aber hat die ganze Freude ein Ende. Außer diesen Zeremonien ergötzen sie sich mit Essen und Traktieren untereinander, singen allerhand Lieder und führen mancherlei Tänze auf, welche Tag und Nacht in einemfort währen.

Es ist nicht uninteressant zu beobachten, wie in einer Zeit des beginnenden Verständnisses für fremdes Völkerleben (um 1750) ein hochbegabter Mann wie Steller urteilte, was ihm bemerkenswert schien und wie er das Beobachtete wiedergab. Diesem Gedanken nachgehend, habe ich diesen Abschnitt, wie auch andere Stücke, in der alten derben Sprache wiedergegeben.

Außer diesem solennen Feste hatten sie noch andere. In den vorigen Zeiten war weder handeln noch leihen und borgen bei diesen Völkern im Gebrauch. Wer nun besorgte, es möchte ihm dann und wann an einem und anderm fehlen, derselbe ging zu einem andern, zu welchem er besonderes Vertrauen hatte, bot ihm seine sonderbare Freundschaft an und sich hingegen die seinige wieder aus. Das ganze Geheimnis aber bestand darin, daß sie sich untereinander bei ereignendem Notfall so viel als möglich helfen und dienen wollten. Wenn dieses Anbringen wohl angenommen wurde, so bat derjenige, den der andere um seine Freundschaft gebeten, seinen Freund in die Wohnung und ließ alle die Seinigen hinausgehen. Darauf zogen sich beide ganz nackend aus, der Wirt heizte seine Wohnung so heiß ein, daß man es kaum erleiden konnte, kochte Essen dabei im Überfluß, machte darauf die Wohnung aller Orten zu und traktierte seinen Freund, daß er so viel fressen mußte, als dem Wirt gefällig war, unerachtet er nicht mehr konnte und schon um sich her so viel ausvomiert hatte, als man kaum glauben sollte, in einem Menschen gewesen zu sein, so hielt der andere immer mehr an, er solle essen, goß darauf kaltes Wasser auf die heißen Steine, daß es der Gast nicht mehr aushalten konnte. Der Wirt ging hinaus und kühlte sich nach Belieben ab, der Gast aber mußte zur ersten Probe seiner Freundschaft fressen und schwitzen.

Konnte er es endlich nicht mehr aushalten, so akkordierte der Freund mit dem Gast, daß er ihn beschenken sollte.. Der Gast befahl ihm, seine Hunde, Kleider, Schlitten und alles zu nehmen, was er bei ihm fände. Nachdem er ihm endlich alles abgenommen, machte er alle Türen und Luftlöcher auf, daß sich der Freund wieder erholen konnte und brachte ihm wieder Geschenke, aber alles schlechter; elende Hunde, alte, schlechte, abgetragene Kleider, und der Freundschaftstraktat hatte seine Richtigkeit. Kam der andere Freund wieder zu diesem Gast, mußte er eben ein solches Bad ausstehen und sich nach diesem brauchen lassen. Nach diesem aber nahm einer von dem andern, was ihm nötig war, im Notfall ohne Wiedergeben. Mit einem Diebe oder Betrüger machten sie nicht die geringste Freundschaft und schätzten ihn vor diesem daher unglücklich, weil er im Notfall, ohne etwas bekommen zu können, verderben mußte.

Diese Freundschaft scheint fast einerlei Grund zu haben mit der Studentenbrüderschaft, wo man sich aus Freundschaft zum Narren säuft und frißt. Es scheint aber, daß sie dieses also geordnet, damit keiner unter dem Titel der Freundschaft betrügen möge, weil derjenige sich am ersten muß betrügen und quälen lassen, der des andern Freundschaft sucht. So scheint auch ein anderer moralischer Gedanke dahinter zu sein, daß man um das Interesse willen keine Freundschaft machen, und wenn man sie gemacht, auch in den härtesten Umständen dauerhaft bleiben soll; diese Gewohnheit nennen die Russen auf Kamtschatka Druschitsa, und lachen sie nunmehr selber über diese törichte Gewohnheit.

Durch diese Freundschaft wurde auch ein besonderes Gastrecht festgesetzt, nach welchem einer den andern invitierte, wenn er ein Wild erlegte, um solches mit ihm zu verzehren, oder daß sie sich einander freiwillig besuchen dürften, um sich zu divertieren.

Daher, wenn jemand einen Bären erlegt, welches vor diesem eine besondere Ehre und Ruhm vor den Schützen und seine Familie war, je heroischer die Tat und delikater das Fleisch vor allen andern geschätzt wurde, so luden sie alle ihre Freunde zusammen mit Weib und Kindern. Wenn sie beisammen waren, ließ sie der Wirt in der Wohnung alle ringsherum in einer Reihe setzen, darauf zog er sich ganz nackend aus und ließ Feuer anmachen und einen Kessel mit Wasser aufsetzen. Nach diesem bat er einige von den Gästen, daß sie ihm helfen möchten, die Haut abstreifen. Wenn die Haut herunter war, so schnitten sie erst den Speck ab und legten ihn riemenweise in den Kessel, darauf schnitten sie das Fleisch von den Knochen ab und endlich das Darmfett. Während der Zeit fingen einige an zu tanzen, die Alten aber diskutierten und legten beide Hände in den Schoß. Wenn der Tanz eine Zeitlang gewährt, sprang einer um den andern von den Alten auf und machten sich mit an den Reigen.

Wenn nun das Essen fertig war, ließ sie der Wirt alle wieder in einer Reihe niedersitzen, nahm darauf einen Riemen Fett in die linke und ein Messer in die rechte Hand, ging von einem zu dem andern, steckte ihm solches in den Mund und sprach: Gib Achtung. Der Gast antwortete: Sipang, o Unglück! Darauf schnitt er ihm mit dem Messer das Fett vor dem Munde ab und ließ es verschlucken, und ging er darauf mit dieser Zeremonie von einem zum andern, bis an den letzten, weil dieses vor das allerköstlichste gehalten wird. Darauf teilte man das Fleisch und Darmfett nebst dem Eingeweide dergestalt in gleiche Portionen, daß ein jeder von einem jeden gleich viel bekam. Diese Portionen legten sie auf Brettlein Birkenrinde und hölzerne Schalen, teilten solches allen aus, dergestalt, daß der Älteste nicht mehr bekam als das kleinste Kind.

Ein Weib schlief einstmals unter dem Essen ein, als sie geweckt wurde, neigte sie sich gegen das Bärenfell und sprach: „Ach, ich bin eingeschlafen, ich war müde, nimm es doch nicht übel. Jedoch, du wirst es mir verzeihen, weil du doch auch zu schlafen pflegst, wenn du müde bist und aus dem Walde kommst. Du schläfst sogar den den ganzen Winter über, und wir sagen dir auch nichts.“ Alle rühmten sie darauf, daß sie diese versöhnliche Rede so wohl ausgedacht und exkursieret.

Wenn nun endlich die Mahlzeit ein Ende hat, so bringt der Wirt den abgefressenen Bärenkopf vor die Gäste, umwindet ihn mit Eheu-Gras (Cypern-Gras; gramine Cyperoidae) und Slatka drawa (Bären-Klau; sphondilis), beschenkt ihn mit allerlei Schnurpfeifereien, schiebt seinen Totschlag auf die Russen, über welche er zürnen soll und bittet ihn, solches nicht übel zu nehmen und es seinen Verwandten zu verkünden, wie sie ihn traktiert, damit sie auch zu ihm kommen sollen ohne

alle Furcht. Mit den Seehunden, Seelöwen und anderen Tieren nehmen sie eben diese Zeremonie vor und traktieren sie damit auf gleiche Art und Weise.

Außer diesen Festen veranstalteten sie in vorigen Zeiten so öfters Gelage, als es ihnen beliebte. Gemeiniglich fingen sie im Dezember an, wenn der Wintervorrat beisammen war, und kamen familienweise einer bei dem andern zu Gast und brachten mit Essen, Singen und Tanzen und kurzweiligen Erzählungen, die gemeiniglich ihren Schöpfer Kutka angingen, die Zeit auf das pläsierlichste zu, und können sich die Alten dieser vergnügten Zeit nicht anders als mit Schmerzen erinnern, daher sie auch kaum zu einer Erzählung zu bringen sind, weil ihnen das Andenken verdrießlich, denn die jetzigen Gäste, so zur Winterszeit zu ihnen kommen, lassen sich zwar traktieren, traktieren sie aber nicht wieder anders als mit Schlägen und Scheltworten.

Außer dem Essen ergötzen sie sich mit Singen. Wie man nun in Wahrheit sagen kann, daß diese fröhliche Nation vor allen andern zur Musik aufgelegt sei, so kann man sich nicht genug über ihre Gesänge verwundern, welche gar nichts Wildes in sich enthalten, sondern cantable und nach den Regeln der Musik, dem Takte und Kadenzen, dergestalt wohl eingerichtet sind, daß man sich dergleichen bei diesem Volke nimmermehr vermuten sollte. Wenn man die Kantaten des großen Orlandi Lassi ansieht, damit er den König in Frankreich nach der Pariser Bluthochzeit divertiert, so kommen solche, was die Annehmlichkeit außer der Kunst betrifft, viel schlechter heraus als die Arien der Italmenen, welche sich nicht nur allein einstimmig singen, sondern auch andere mit Mittelstimmen zu sekundieren wissen. Das wilde Volk der Tschuktschen ist auch seiner süßen Stimmen und angenehmen Melodien wegen besonders berühmt.

Die anadirskischen Kosaken wissen nicht genug davon zu sagen, wie sehr die Tschuktschen mit traurigen Liedern sowohl als mit fröhlichen die Affekte erregen und die Aufmerksamkeit der Zuhörer vergnügen können. Wenn sie Kosaken ankommen sehen, so sitzen die tschuktschischen Weiber und Jungfern, als venerische Sirenen, am Gestade und Felsen der See und singen ihre Lieder, um diese zu sich zu locken. Die Italmenen beobachten alles wie die Affen, reflektieren darüber und geben ihre Gedanken in ungebundenen Liedern an den Tag, weil sie von der Poesie im geringsten nichts wissen. Was die Materie der Lieder anlangt, so ist darinnen nichts Sinnreiches, sondern simple Ideen von Dingen, die ihnen fremd oder verwunderungswürdig vorkommen, enthalten, dabei sie mehrenteils statt der Russen Stunei und Jakuten Nogaei einige Wörter in allen Versen zu Ende wiederholen. Statt der Stunei aber, wenn sie sonst nichts zu singen wissen, singen sie das Wort Haninah, zergliedern, produzieren oder kontrahieren solches, so wie es die Melodie erfordert.

Sie machen Lieder für alle neuen Ankömmlinge und erzählen, was für Lächerliches und Fremdes sie an ihnen gesehen, dabei sie manchmal eine kleine Satyre mit unterlaufen lassen. Als z. B. auf

den Oberstleutnant Merlin, Major Paulozky und Studenten Krascheninikou komponierten sie folgenden:

Auf P. Merlin.

Wenn ich des Majors Koch wäre, wollte ich den kochenden Kessel vom Feuer abnehmen.
Wenn ich des Fähndrichs Koch wäre, wollte ich allezeit mit Handschuhen den Kessel abnehmen.

Auf Paulozky.

Wenn ich Paulozka sehen sollte, wollte ich ein weißes Halstuch umbinden.
Wäre ich Paulozka sein Iwan, wollte ich rote Strümpfe tragen.

Auf Krascheninikou.

Wenn ich der Student wäre, wollte ich alle Jungfern beschreiben.
Wenn ich der Student wäre, wollte ich den Fisch urauo skopum beschreiben.
Wenn ich der Student wäre, wollte ich alle Adlernester abnehmen.
Wenn ich der Student wäre, wollte ich alle Seemöven beschreiben.
Wenn ich der Student wäre, wollte ich heiße Quellen beschreiben.
Wenn ich der Student wäre, wollte ich alle Berge beschreiben.
Wenn ich der Student wäre, wollte ich alle Vögel beschreiben.
Wenn ich der Student wäre, wollte ich alle Seefische beschreiben.
Wenn ich der Student wäre, wollte ich die roten Forellenhäute abnehmen und mit Gras ausstopfen.*)

Haben sie kein ander Objekt, so nehmen sie einen Papillon, Fledermaus oder sonst etwas, beschreiben seine Natur und Eigenschaften mit einer Liebes-Parodie, worauf endlich alles hinaus läuft, auf einen ihrer Geliebten, welche sie insgesamt mit den Generalnamen Bajun nennen, welches ein Kurtisan heißt und einen Italmenen bedeutet, der in vorigen Zeiten ein sehr starker Parteigänger und sehr schön und verliebt gewesen. In satirischen Liedern machen sie ihren Geliebten die Liebe kund, deuten den Ort und die Zeit an, wo und wann sie anzutreffen und die Art und Weise, wie sie wollen traktiert sein.

Sowohl von den Texten als Kompositionen sind allein die Weiber und Jungfern Autoren, welche auch sehr feine und angenehme Stimmen und ganz außerordentliche Manieren, Überspringungen und Modulationen in der Gurgel haben, die ihnen eigen und von Italienern nicht sogleich sollten imitiert werden. Unter dem Singen werden sie dergestalt affektuos stille und sittsam, daß man daraus ihr besonderes Genie und Phantasie zur Musik gar leicht sehen und ihr bewegliches und traktables Gemüt zu allen andern Dingen beurteilen kann.

Zu verwundern ist, daß die Italmenen, als solche Verehrer der Musik, nicht darauf gefallen, Instrumente auszudenken. Sie haben nur eine einzige Art Pfeifen, die sie aus den Stengeln des kamtschat-

*) Es scheint nach diesem Liede so, als ob der Student Krascheninikou naturforschender Weise alles Mögliche in sein Tagebuch geschrieben und auch Tiere ausgestopft habe.

tischen Ulmaria machen, welches Kraut bei ihnen Schalamey heißt, und könnte Strahlenberg leicht die deutsche Schalmei daraus kritisieren.

Außer diesen Ergötzlichkeiten mit der Musik vergnügen sie sich mit mancherlei Tänzen. Die erste Art zu tanzen ist hauptsächlich auf Kurillen und Lapatka üblich, wie auch bei all denen Italmenen, welche von Lapatka ab bis Awatscha wohnen und in der See mit Baidaren (Boote; siehe die Abteilung Amerika, Kapitel: Polarnomaden!) zum Fischen ausziehen. Es ist dieselbe von langen Zeiten her von den Kuschi oder Insulanern abgelernt und als ein Tanz der Seeleute angenommen worden. Diese Art zu tanzen besteht darin:

Zehn Manns- und Weibspersonen, ledige und verheiratete, treten untereinander zusammen in einen Kreis mit ihren besten Kleidern angezogen, gehen langsam herum, heben nach dem Takt einen Fuß nach dem andern auf. Einer nach dem andern muß einige Worte als eine Losung von sich geben, welche die andern alle nachsprechen, dergestalt, daß, wenn die Hälfte von ihnen das letzte Wort ausspricht, die andere Hälfte das erste im Munde hat, welches außer dem großen Geräusche nicht anders lautet, als ob man Verse skandiere. Sie singen nicht, sondern sprechen die Worte nur in einem Ton aus.

So wild als diese Tänze herauskommen, so barbarisch lautet ihr Geschrei und verlieben sie sich dergestalt in dieselben, daß, wenn sie einmal angefangen haben, so ist es, als wenn sie von einer Raserei befallen wären, daß sie nicht wieder aufhören können, unerachtet sie dergestalt ermüden, daß ihnen der Schweiß haufenweis aller Orten herabrinnt. Wer am längsten aushalten kann, schätzt sich solches als eine große Ehre und rekommandiert sich dadurch bei dem Frauenzimmer.

Über einer Losung tanzen sie über eine Stunde und wird der Kreis immer größer, weil sich auf die Letzt keiner in der Wohnung halten kann, daß er nicht mit tanze, und mengen sich endlich die steinalten Greise mit unter und wenden ihre letzten Kräfte daran. Sie kontinuieren diesen Tanz öfters 12—15 Stunden, vom Abend bis an den hellen Morgen, unerachtet ich nicht die geringste Annehmlichkeit oder Belustigung darin verspüren konnte. Wenn man dieses mit der Beschreibung der amerikanischen Tänze des Baron Lahondans auf Kanada zusammenhält, trifft man die größte Ähnlichkeit zwischen beiden an.

Das Frauenzimmer hat außer dieser Art zu tanzen noch folgende besondere für sich eigen: Sie stellen sich in zwei Linien mit dem Gesicht gegen einander über, sprechen ihre Losung und bleiben beständig auf einer Stelle stehen, legen beide Hände auf den Magen, heben sich nur mit den Fersen in die Höhe und bewegen die Arme, doch so, daß die Hände nicht von ihrem Platze kommen.

Die dritte Art zu tanzen besteht darin, daß sich alle Mannspersonen in verschiedene Winkel verstecken, und unversehends springt einer als rasend hervor, schlägt die Hände ineinander und mit denselben bald auf die Brust, bald auf die Hüfte, bald schwingt er beide über das Haupt, verdreht dasselbe wunderlich und macht allerhand

seltsame Gebärden. Darauf springt der andere, dritte und vierte zu, welche eben diese Bewegungen nachahmen, doch gehen sie dabei beständig im Zirkel herum.

Die vierte Art zu tanzen besteht darin, daß sie auf den Knien sitzen wie Frösche, im Kreise herumhüpfen und mit den Händen klatschen und allerhand wunderliche Figuren gegeneinander machen und fängt ebenfalls nur einer an, die andern aber kommen alle nach und nach aus den Winkeln wie die Frösche herbeigehüpft.

Die eigentlichen Italmenen haben wiederum ihre alten eigenen Tänze. Der vornehmste ist, daß die Weiber und Jungfern alle in einem Kreis sitzen, dann springt eine auf, singt ein Lied und hat an den beiden Mittelfingern lange Flechten von dem weichen Gras Eheu angebunden. Diese schwingen sie auf mancherlei Art und drehen und wenden sie sich dergestalt behende, daß der ganze Leib wie von kaltem Fieber zittert, und haben alle Glieder eine besondere und konträre Bewegung gegeneinander, daß man die Geschicklichkeit ihres Leibes so wenig mit Worten beschreiben als zur Genüge bewundern kann. Unter dem Singen imitieren sie allerhand Tier und Vögelgeschrei und machen solche Bewegungen in der Kehle, die kaum nachzuahmen sind, und es lautet nicht anders, als wenn zwei oder drei zugleich verschiedene Stimmen hören ließen.

Nach den Tänzen komme ich auf die Komödien der Italmenen. Die Materie ihrer Komödien sind entweder neue Sitten und Manieren ankommender Leute oder närrische Stellungen, Worte und Begebenheiten ihrer Nation. Sobald jemand auf Kamtschatka kommt, ist das Erste, daß er einen neuen Namen in ihrer Sprache erhält von einer Eigenschaft, die ihnen zuerst in die Augen fällt. Kommt jemand zu ihnen in die Wohnung, oder hält er sich nur eine kurze Zeit in ihren Ostrogen auf, so beobachten sie nach ihrer angeborenen Kuriosität den Gang, Gebärden, Sprache, Verrichtungen, Tugenden und Laster und wissen nach diesem als echte Mimi diejenige Person, welche sie wollen, dergestalt mit bloßen Gebärden, teils auch samt den Worten vorzustellen, daß man sogleich merken kann, auf wen es abgesehen ist, unerachtet man solches nimmermehr hinter ihnen suchen sollte. Es kommt folglich niemand hierher, der sich zeit seines Aufenthaltes nicht müsse zensieren und mit seiner Aufführung zur öffentlichen Schau aufstellen lassen. Dabei fassen sie deutsche Worte, exprimieren die üble Pronunziation der ausländischen im Russischen. Den Herrn Kapitän Spangberg imitieren sie und kommandieren alle Segel mit terminis nauticis; mich in Aufzeichnung und Ausforschung ihrer Sitten und Gebräuche, dabei einer den Dolmetscher agiert; einen andern in seiner Völlerei. Dabei vergessen sie nicht Tabak zu rauchen, zu schnauben, zu schnupfen, Leute zu vermahnen, mit Worten anzugreifen, ja sogar mit Schlägen zu traktieren. Sobald sie einen Augenblick frei haben, exerzieren sie sich sogleich, jemand zu agieren, er mache auch, was er immer wolle.

Zu allen diesen Ergötzlichkeiten employieren sie mehr die Nacht

als den Tag; mißfällt ihnen dieses Pläsier, so geraten sie auf Historien von ihrem Gott Kutka und ziehen ihn höflich durch. Einer zieht den andern auf. Ist dieses zu Ende, so imitieren sie allerhand Vögelgeschrei nach, item das Sausen des Windes und alles, was ihnen vorkommt, woraus man das aktive Gemüt der Kamtschadalen und ihre lebendige Phantasie zur Genüge beurteilen kann.

Außer diesen Mimis und Pantomimis haben sie auch Narren oder Leute, die sich als Harlekins an ihren Festen gebrauchen lassen. Ihre Possen aber kommen dergestalt unflätig heraus, daß man sie ohne Schande nicht erzählen kann. Sie lassen sich als Hunde nackend vor den Schlitten spannen und fahren jemand, lassen sich wie Hunde traktieren und fressen und machen alles, was die Hunde tun.

Die Hunde der Giljaken.

Nach v. Schrenk*) (1885).

Die Giljaken sind unter allen Völkern des Amurlandes dasjenige, welches sich im ausgedehntesten Maße der Hunde zum Fahren bedient und bei welchen überhaupt der Hund eine so wichtige Rolle im Haushalte und gesamten Leben wie bei keinem andern dieser Völker spielt. Denn neben seiner Hauptbestimmung als Zugtier liefert er den Giljaken das allgemein beliebteste und gebräuchlichste Pelzwerk zur Kleidung und dient ihnen sogar zur Nahrung, was sich, von den Aino abgesehen, bei keinem anderen Volke im Amurlande wiederholt. Nirgends ist auch das Halten von Hunden für winterliche Fahrten durch die Naturverhältnisse, wie durch die Lebensweise und die Bedürfnisse des Volkes in solchem Maße geboten wie bei den Giljaken.

Soll der Hund als Zugtier dienen, so muß er, bei seiner geringen Körperkraft, in größerer Zahl gehalten werden, und dazu sind bei seiner Raubtiernatur ansehnliche, nie ausbleibende Vorräte animalischer Nahrung erforderlich, wie sie nicht der umherschweifende Jäger, wohl aber der an einem fischreichen Flusse oder an der Meeresküste seßhafte Fischer zu beschaffen im stande ist. Diese Erfordernisse treffen am meisten bei den Giljaken zusammen, die den fischreichsten Teil des Amurlandes inne haben und das seßhafte, dem Fischfang am meisten ergebene seiner Völker sind, und die zudem durch ihren regen Handelsgeist mehr als andere zu winterlichen Fahrten und Reisen gedrängt werden.

Die Hunde der Giljaken sind von derselben Rasse wie die durch ganz Sibirien und mit den Eskimo auch nach Nordamerika hinüber verbreiteten Zughunde: wolfsähnlich, langhaarig, mit kurzen, aufgerichteten Ohren und von allen möglichen Färbungen, schwarz, weiß, braun, fuchsrot, scheckig und besonders oft von auffallend wolfs-

*) „Die Völker des Amur-Landes." Petersburg 1891. — Ein Bild aus dem Leben der polaren Hundenomaden.

ähnlicher, gelblichgrauer Farbe. Im Vergleich mit den Hunden der Polargegend Ostsibiriens, des Jana-, Indigirka-Landes, oder auch mit denjenigen Kamtschatkas, wie sie ehemals waren und in einzelnen Exemplaren noch vorkommen, sind die giljakischen Hunde nur klein. Es geschieht bei den Giljaken auch nichts, um die Rasse zu heben: weder werden besonders großwüchsige noch starke Individuen als Zuchttiere verwandt, noch die Welpen darauf hin gerichtet und gepflegt.

Ein Umstand zumal trägt wesentlich zur Verschlechterung der Hunderasse bei ihnen bei: es ist die schlechte Behandlung, welche sie den Hündinnen zu teil werden lassen. Denn da sie dieselben nicht zum Anspannen benutzen, gönnen sie ihnen in kurzsichtiger Weise auch nicht dasselbe Quantum von Nahrung wie den männlichen Hunden. Während diese, sofern die Umstände es gestatten, mit großer Regelmäßigkeit im Winter täglich, im Sommer jeden zweiten Tag gefüttert werden, bleiben jene von diesen Mahlzeiten ausgeschlossen und erhalten im Winter nur von Zeit zu Zeit einiges Futter, und auch dann nur so viel, daß sie nicht verhungern. Im Sommer aber kümmert man sich um dieselben gar nicht und überläßt es ihnen, sich die Nahrung selbst zu suchen. Elend und abgezehrt sieht man sie daher um die Jurten und auch in denselben umherschleichen und heißhungrig nach jedem Abfall schnappen.

Die Nahrung der giljakischen Hunde besteht, wie auch diejenige ihrer Herren, fast ausschließlich aus Fisch. Das Hauptfutter für dieselben liefern namentlich die, an den Küsten und in den Flüssen zu gewissen Zeiten scharenweise auftretenden Fische, auf denen auch die Existenz der Giljaken hauptsächlich beruht, also die verschiedenen Lachsarten und an der Meeresküste im Winter der Kangifisch, der jedoch schon seiner Kleinheit wegen auch als Hundefutter weit hinter jenen ersteren zurücksteht. Der speziell und ausschließlich für die Hunde bestimmte Teil jener Fische ist das sogenannte Chark, das aus dem Kopf und Rückgrat nebst einigem daran hangenden Fleisch bestehende Stück. Nur wenn davon nichts mehr vorhanden, wird auch die für die Menschen bestimmte Jukola als Hundefutter gebraucht. Nächstdem dienen Seehunds- und Weißwalfleisch und an der Meeresküste nicht selten auch Fleisch und Speck gestrandeter Walfische zu demselben Zweck.

Mit Ausnahme der letzteren, welche giljakischem Aberglauben gemäß nicht in die Jurte gebracht werden dürfen, wird alles Futter den Hunden nicht in rohem Zustande verabfolgt, wie es die Russen tun, sondern in einer Brühe verkocht. Auch findet die Fütterung nicht draußen, sondern stets in der Jurte statt. Wie alle Hausarbeit, fällt auch sie den Weibern anheim. Im Tschadryf dient dazu der in der Mitte oder in der Ecke befindliche Tisch, im Toryf die Plattform des Herdes. Ist die in einem der großen Herdkessel aus den erwähnten Materialen gekochte Suppe bereitet, was stets eine der ersten Tagesarbeiten der Weiber ist, so werden ein paar lange Tröge längs dem Rande des Hundetisches, resp. der Herdesplattform aufgestellt, die

Tür der Jurte geöffnet und die draußen an Riemen oder Ketten liegenden Hunde losgeknüpft. Sobald dies geschehen, stürzen die bereits ungeduldigen Tiere spornstracks, oft an- und übereinander wegsetzend in die Jurte und stellen sich auf dem Kyll, resp. dem Erdboden vor den Trögen auf. Die Weiber haben inzwischen vermittels großer Schöpflöffel, mehrere Eimer mit der im Kessel brodelnden und dampfenden Suppe gefüllt und gießen sie nun in die Tröge. Heißhungrig und gierig stürzt sich im Moment die ganze Meute übers Essen her, und indem jedes Tier dem andern zuvorkommen und alles für sich zu erhaschen bestrebt ist, entsteht meist zwischen den Nachbarn ein wütender Zank und Kampf, der von seiten der Davorstehenden und die Hunde an Riemen oder Ketten haltenden Weiber und Kinder durch Schläge auf den Kopf der Tiere beschwichtigt wird.

In der Erdjurte, wo die niedrigen Sitz- und Schlafbänke nur durch einen schmalen Gang von der Platte des Herdes getrennt sind, findet dieselbe in so unmittelbarer Nähe vor einem statt, daß man sich von der wilden Meute fast umringt sieht. Denkt man sich dazu die durch die geöffnete Tür am Fußboden einströmende Kälte und den von der heißen Fischbrühe aufsteigenden Dampf und Qualm, so wird man leicht begreifen, daß der ganze Vorgang nicht gerade zur Annehmlichkeit des Aufenthaltes in den Erdjurten beiträgt. Außer dieser Mahlzeit bekommen die giljakischen Hunde, wenn sie sich in Ruhe zu Hause befinden, nichts zu fressen. In kargen Zeiten fällt aber auch diese Mahlzeit sehr mager aus. So habe ich z. B. im Dorfe Tyk auf Sachalin gesehen, daß die Hunde nur eine aus etwas Jukola, Renntiermoos und einem geringen Zusatz von Seehundstran gekochte Suppe erhielten, und werden die Zeiten noch schwerer, so erfolgt auch die Fütterung noch seltener, nur etwa jeden zweiten Tag. Auf längeren Fahrten hingegen pflegen die Giljaken, wenn sie nicht etwa um die Mittagszeit ein Dorf erreichen, in welchem die Hunde ihr gewohntes Mahl erhalten, denselben zweimal etwas Chark vorzuwerfen, um Mittag und zur Nacht, während die Russen ihre Hunde auch dann nur einmal und zwar nur auf dem Nachtlagerplatz und immer nur mit trockener Jokula füttern.

Die russischen Hunde sind daher vielleicht noch ausschließlicher Fischesser als die giljakischen. Ich habe ihnen einmal in Ermangelung von Jokula Elenfleisch geben lassen, und sie ließen es unberührt liegen. Erst stärkerer Hunger macht die Hunde „Allesesser", wie man denn im Sommer am Amur seine Effekten vor den hungernden und darum alles, was von animalischer Natur ist, wie Fischhaut und Felldecken, Stiefel usw. angreifenden Hunden der Eingeborenen nicht genug schützen kann.

Da der eigentliche Herr und Besitzer der Hunde, sobald er von einer Fahrt zurückgekommen, sich gar nicht mehr um sie kümmert und die ganze Verpflegung und Fütterung derselben von den weiblichen Insassen der Jurte unter Assistenz der Kinder besorgt wird, so sind sie eigentlich so gut wie herrenlos, und die den Hund sonst,

wenn er mehr oder minder einzeln als Begleiter und Gefährte des Menschen gehalten wird, charakterisierenden Eigenschaften: persönliche Anhänglichkeit, Treue und Wachsamkeit gehen ihnen ab oder kommen bei ihnen nicht zur Entfaltung. Nicht anders verhält es sich übrigens auch mit den russisch-sibirischen Zughunden, so daß man von den zum Anspann in Menge gehaltenen und mehr oder minder stets in Bausch und Bogen behandelten Hunden wohl ziemlich im allgemeinen sagen darf, sie seien im Vergleich mit dem Jagd- oder Wächterhunde gleichsam auf einer niedrigeren Kulturstufe stehen geblieben oder zu einer solchen wieder herabgesunken. Nur eine gewisse Anhänglichkeit an den Ort und das Haus, wo sie ihre Nahrung erhalten, dürfte sich auch bei ihnen finden, so daß sie, auch losgeknüpft, demselben nicht leicht entlaufen, und wenn sie sich im Anspann einmal infolge Umfallens des Schlittens ihres Lenkers entledigt haben, ihren Weg in der Regel heimwärts oder auch nach dem nächsten Dorfe nehmen. Die zwar von den Giljaken gekauften, aber, wie oben erwähnt, anders gehaltenen und namentlich nur draußen gefütterten Hunde der Russen am Amur dürften den giljakischen in dieser Beziehung noch nachstehen.

Nun Einiges von der eigentümlichen Beschaffenheit der giljakischen Schlitten. Im Vergleich mit der russisch-sibirischen Narte, wie der zum Fahren mit Hunden dienende Schlitten von den Russen genannt wird, ist der giljakische Schlitten sehr leicht, fein und zierlich gebaut, dabei jedoch infolge seiner Elastizität nicht minder dauerhaft. Seine Form und Bauart ist immer dieselbe, wenn auch die Größe schwankt, so daß bei Anfertigung desselben ein gewisses Verhältnis der einzelnen Dimensionen und Teile stets eingehalten zu werden scheint. Der Schlitten ist also genau elfmal so lang als breit und sechzehnmal so lang als hoch. Leichtigkeit ist der Grundzug des giljakischen Schlittens. Er ist ohne alles Eisen, durchweg nur aus dünnen, sorgfältig gewählten und aneinander gefügten, zum Teil auch durch Riemen zusammengebundenen Holzstücken gemacht. Der daraus folgenden Elastizität verdankt er seine Widerstandskraft auch bei unebenem Wege, wie ihn der Wald oder das Fluß- und Meereis nur allzu oft darbieten. Viel Gepäck und schwere Lasten aufzunehmen, ist er jedoch nicht geeignet.

Der giljakische Hundeanspann ist sehr einfach und primitiv. An die lange aus Seehundsriemen zusammengeflochtene Zugschnur werden in gleichen Intervallen und abwechselnd nach der einen und der andern Seite seehundlederne Halsbänder oder Kummets und ein eben solches, nur ohne den beweglichen eisernen Ring, auch an das Ende des zur Verlängerung der Zugschnur dienenden Riemens befestigt. Dieses letztere Halsband wird dem Leithunde, die anderen werden den übrigen Hunden über den Kopf gezogen, und das Gefährt steht fertig bespannt da. Das Anspannen der Hunde ist daher bei den Giljaken das Werk nur weniger Minuten. Bei feierlichen und festlichen Gelegenheiten, wie Brautwerbungsfahrten oder bei wäh-

rend des Bärenfestes veranstalteten Hunderennen usw., werden den Hunden auch statt des gewöhnlichen, elegante Kummets mit aufwärts gerichteten chinesischen Roßhaarflechten und Quasten aus rotgefärbter Schaf- oder Ziegenwolle angelegt.

Der Hauptmangel des giljakischen Anspanns besteht darin, daß die Hunde mit dem Halse ziehen müssen und sich daher bei größerer Anstrengung und in leidenschaftlicher Aufregung allzu leicht die Kehle zuschnüren. Darin steht er dem bei den Russen, wie in ganz Ostsibirien, so auch am Amur gebräuchlichen Anspanne, der die Hunde mit der Brust zu ziehen nötigt, sehr nach, und vielleicht liegt darin auch mit ein Grund, weshalb die giljakischen Hunde leichter als die russischen ermüden und sich erschöpfen. Dagegen hat er vor dem letzteren den Vorzug, daß er nicht so leicht in Unordnung gerät und, wenn dies geschehen, sogleich wieder zurechtgestellt werden kann. Beim russischen Anspann laufen die Hunde, mit Ausnahme des vordersten, nicht einzeln, sondern paarweise und ist jedes Tier durch zwei Riemen an die zwischenlaufende lange Zugschnur befestigt. Vermittels des hinteren Riemens zieht der Hund am Schlitten, der vordere aber soll ihn daran verhindern, seitwärts zu laufen. Bei so kompliziertem Anspann entsteht infolge der Leidenschaftlichkeit der Hunde nur gar zu leicht eine Unordnung in demselben. Bald laufen beide Hunde eines Paares nach derselben Seite, bald springt hie und da ein Tier über den Anspannriem, der ihm zwischen den Beinen stecken bleibt usw. Begegnen sich gar zwei Schlitten, besonders ein russischer und ein giljakischer, ohne rechtzeitig Halt zu machen, so stürzen sich die Hunde beider Gefährte wütend übereinander, und es entsteht ein Knäuel von etlichen 20 oder mehr sich beißenden Hunden, der nur durch heftiges Auseinanderzerren und Reißen der streitenden Parteien, unter beiderseits herabregnenden Stockschlägen, entwirrt werden kann und eine arge Verwirrung und Verwüstung im Anspann, namentlich der russischen Hunde, verursacht. Giljaken wie Russen suchen daher sorgsam, solchen Begegnungen durch rechtzeitiges Ausweichen, Hemmen und Anhalten des Schlittens und Festhaltens der Meute, namentlich des Leithundes, zu entgehen.

Das Hemmen und Anhalten des Schlittens geschieht bei den Giljaken nicht durch einen, sondern durch zwei einfache, mit einer eisernen Spitze versehenen Stöcke, die jederseits vor den Schlitten in den Schnee gestoßen werden. Schellen an das obere Ende eines solchen Stockes anzubringen, wie es die Russen in Kamtschatka und in anderen Teilen Sibiriens tun, ist bei ihnen durchaus nicht üblich, und ihren Hunden bleibt daher die Anspornung durch Schellengeklingel unbekannt, weshalb es im Amurlande auch die ihre Hunde von den Giljaken und anderen Eingeborenen beziehenden Russen zu tun unterlassen. Die letzteren pflegen aber ihre Hunde bei beginnender Ermüdung in mancherlei anderer Art anzuspornen, welche den Giljaken ebenfalls fremd ist. So schleudern sie bisweilen den Hemmstab nach einem oder dem andern der ihnen allzu träg erscheinenden Tiere, was der Gil-

jake schon aus dem Grunde nicht tun kann, weil er, rittlings auf dem Schlitten sitzend, nicht wie jene während der Fahrt abspringen, den weggeschleuderten Stock aufnehmen und sich wieder auf den Schlitten schwingen kann. Ebensowenig macht er die russische Art, die Hunde bei sehr starker Ermüdung durch Vorausschleuderung kleiner Jokulastücke anzuspornen, nach. Er ist zu sehr um seine Hunde besorgt, um sie über die Maßen anzustrengen. Genügen die Zurufe nicht mehr, um sie zum Laufen zu bewegen, so steigt er herab, setzt seinen Weg auf Schneeschuhen fort und zieht die Hunde mit dem Schlitten hinter sich her.

Dank dem Umstande, daß er rittlings sitzt und Schneeschuhe anhat, vermag er übrigens ihnen auch während der Fahrt mehr oder minder behilflich zu sein. Stockt nämlich die Bewegung, indem die Schlittensohlen allzu tief in den Schnee einschneiden oder sonst auf ein Hindernis stoßen, so richtet er sich auf den Schneeschuhen auf, um sich erst, wenn die Hunde den dadurch von seiner Hauptbürde entlasteten Schlitten von neuem in Bewegung gebracht haben, wieder auf denselben herabzulassen. Bei allzu tiefem und lockerem Schnee, in welchen die Hunde einsinken, kommt der Giljake ihnen dadurch zu Hilfe, daß er auf Schneeschuhen vorausgeht und ihnen festeren Weg bahnt. Ist aber der Schlitten dabei noch ansehnlich beladen und der Weg uneben und bald nach der einen, bald nach der andern Seite geneigt, so spannt er sich wohl auch selbst mit vor den Schlitten, um ihn teils ziehen zu helfen und teils vor dem Umstürzen in den tiefen Schnee zu bewahren. Und zwar geschieht dies in folgender Weise: Quer über das vordere Ende des Schlittens wird ein Hemmstab oder ein ähnlicher Stock gebunden und vermittels desselben zwei lange, sanft aufwärts gerichtete Stangen an den Schlitten befestigt. Zwischen diesen sogenannten Pfiemerstangen steht der Giljake auf Schneeschuhen, die Stangen mit den Armen umfassend, um durch rechtzeitiges Heben der einen oder der anderen derselben dem Umwerfen des Schlittens zu wehren und ihn zugleich mit ziehen zu helfen, während die Zugschnur, an welche die Hunde gespannt sind, ihm zwischen den Beinen läuft oder, wie ich ebenfalls gesehen habe, an seinen Gürtel angeknüpft ist.

In ähnlicher Weise läßt sich übrigens der Giljake bisweilen auch ohne Schlitten, auf Schneeschuhen stehend, durch ein paar Hunde, die er an einer Leine in der Hand hält und zum Laufen anspornt, über eine ebene Eis- oder Schneefläche fortziehen, wobei er, zumal in dem Falle, wenn es heimwärts geht, äußerst rasch vorwärts kommt. Wie der Giljake auf Reisen seinen Hunden die Arbeit während der Fahrt zu erleichtern sucht, so ist er endlich auch stets bedacht, ihnen nachts die nötige Erholung und Ruhe zu schaffen. Läßt sich zur Nacht kein Dorf erreichen und muß unter freiem Himmel genächtigt werden, so bereitet er den Hunden ein ähnliches Nachtlager wie für sich selbst. Die vom Schlitten abgelöste Zugleine wird an einem Baumstamm befestigt und für jeden der Hunde in entsprechender Entfernung von-

einander eine Vertiefung in den Schnee gemacht und mit Tannenreisig ausgekleidet. Aus diesen Spuren kann man daher sogleich ersehen, wie viel giljakische Schlitten an einem Nachtlagerplatz gehalten und mit wie viel Hunden ein jeder bespannt war.

Ohne Zweifel ist das gegenwärtig so tief in das Leben der Giljaken eingreifende Halten von Hunden zum Anspann vor dem Schlitten nicht etwa eine verhältnismäßig neue, von einem der andern Amurvölker entlehnte, sondern im Gegenteil eine von ihnen den letzteren gegenüber ursprünglich eigene, in die entferntesten Zeiten zurückgreifende Sitte. Ähnlich verhält es sich auch mit den anderen paläasiatischen Völkern ihren Nachbarstämmen gegenüber: alle sind oder waren sie seit alters her Fischer, die ihr einziges Haustier, den Hund, hauptsächlich zur Ortsveränderung gebrauchen, ohne daß eine Entstehung dieser ihrer Sitte von einem der Nachbarvölker nachzuweisen oder auch nur aus irgend welchen Gründen als wahrscheinlich anzunehmen wäre.

Randglossen zum Nomadenleben der Lappländer.

Nach Arthur de Capell Brooke*) (1828).

Die Lebensweise des nomadischen Lappländers im Sommer weicht so bedeutend von derjenigen ab, die er während des Winters führt, und er ist hinsichtlich seiner Kleidung, Nahrung und anderer Dinge in den beiden Jahreszeiten so ganz anders, daß ich mich hier auf seinen Zustand im Sommer beschränken will.

Die Qualöe oder Walfischinsel ist während der Sommermonate nie ohne drei oder vier Familien von Gebirgslappen (Fjeldfinner) mit ihren Herden von Renntieren. Die Ursachen, welche diese Menschen bewegen, ja, man kann sagen zwingen, ihre weiten und jährlichen Wanderungen aus den inneren Teilen Lapplands nach der Küste zu unternehmen, sind dringend genug. Man weiß aus den Berichten solcher Reisenden, welche Lappland in den Sommermonaten besucht haben, daß die inneren Teile desselben, besonders dessen grenzenlose Wälder, von verschiedenen Arten Mücken und anderen Insekten derart heimgesucht werden, daß kein Tier ihren unaufhörlichen Verfolgungen entgehen kann. Große Feuer werden angezündet, in deren Rauch das Vieh die Köpfe hält, um den Angriffen seiner Feinde zu entgehen. Und die Eingeborenen selbst sind genötigt, ihre Gesichter mit Teer zu beschmieren, als das einzige Schutzmittel gegen ihr Stechen und Beißen. Kein Tier leidet indessen mehr von den größten Arten dieser Insekten als das Renntier, da sie es nicht allein durch ihr Stechen unaufhörlich plagen, sondern auch ihre Eier in der Wunde, die sie auf der Haut machen, niederlegen. Das arme Tier wird also in dem Maße gequält, daß, wenn der Lappländer sich während der

*) „Ein Winter in Lappland und Schweden." Weimar 1829. — Ein Bild aus dem Leben der polaren Renntiernomaden.

Monate Juni, Juli und August in den Wäldern aufhielte, er Gefahr liefe, den größten Teil seiner Herde zu verlieren, entweder durch wirkliche Krankheit oder dadurch, daß das Tier von selbst nach den Gebirgsgegenden entflöhe, um nicht von der großen Wespe gestochen zu werden.

Aus diesen Anlässen wird der Lappländer nach den Gebirgen getrieben, welche über die Küsten von Norwegen und Lappland emporragen, deren hohe Lage nebst den kühlen Meerwinden dem Dasein der lästigen Insekten ungünstig ist. Wenn man dieselben auch an der Küste findet, so sind sie da doch bei weitem weniger zahlreich und verlassen nicht die Täler, so daß das Renntier auf den Höhen nicht unter ihnen leidet.

Andere Gründe treiben den Lappländer ebenfalls an, sich an die Küsten zu begeben. Während des Winters hat er von den Renntieren, die er zu seinem und seiner Familie Unterhalt geschlachtet, eine große Anzahl Häute und Geweihe aufgehäuft; vielleicht hat er auch Gelegenheit gefunden, einige Bären zu erlegen, auch mag er einige Fuchs-, Vielfraß- und Marderfelle gesammelt haben. Die Federn von den Berghühnern, die er schießt oder in Schlingen fängt, werden ebenfalls aufbewahrt. Alle diese Dinge sind für ihn wichtige Handelsartikel, und indem er dieselben an die Kaufleute der Küste vertauscht, ist er in den Stand gesetzt, sich andere Waren zu verschaffen, welche ihm im Winter nötig sind, z. B. grobes Tuch, Mehl, Pulver und Tabak.

Als Zusatz zu diesen Beweggründen, nach der Küste zu gehen, pflegt er zu sagen, daß es für das Gedeihen des Renntieres unumgänglich notwendig ist, einmal während des Sommers salziges Wasser zu trinken. Diese merkwürdige Salzwassertränkung hatte ich nicht selbst zu beobachten Gelegenheit, da sie nur unmittelbar nach der Ankunft der Herde von den inneren Teilen des Landes stattfindet. Aber alle stimmten beständig in der Aussage überein, daß die Renntiere, sobald sie das Meer zu Gesicht bekommen, alle samt und sonders zu demselben hineilen und gierig von dem salzigen Wasser trinken, obgleich man sie nachher nie, während sie in dessen Nähe blieben, davon trinken sieht. Man sagte mir auch, daß dieses Trinken zur Vernichtung der Larven der großen Wespe, welche ihre Eier in die Haut des Tieres legt, bevor es die Wälder verläßt, sehr wirksam sei, und daß der Instinkt es antreibt, zu diesem Mittel seine Zuflucht zu nehmen.

Der Lappländer fängt seine jährliche Wanderung in dem ersten Teil des Juni an. Der Boden ist um diese Zeit gewöhnlich vom Schnee befreit; folglich fährt er nicht länger auf Schlitten. Er läßt also diese samt allen seinen Wintergerätschaften zurück, da sie ihm nur eine große Last auf seinem Sommerzuge sein würden. Gewöhnlich verwahrt er dieselben in dem Vorratshause, welches fast jeder Berglappe nahe der Kirche besitzt, in deren Nähe er meistenteils den Winter verbringt. Der Weg, den er zurücklegen muß, um die Küste zu er-

reichen, wechselt von 2—300 (englischen) Meilen, je nach der Lage der Küste, zu der er hin will. Die schwedischen Lappen, die sich nach der Küste von Tromsö und Senjen begeben, gehören vornehmlich zu der Tornea-Lappmark und bewohnen die Ufer von Tornea-Träsk. Diese Gegenden werden auch von den Lappen von Enontekis in dem russischen Lappland besucht. Die Lappen aus den übrigen Lappmarken ziehen nach den Gegenden der norwegischen Küste, die ihnen am nächsten liegen, und wenn die Entfernung auch geringer sein mag, so nehmen sie, soviel mir bekannt ist, nie ihre Richtung nach dem Bottnischen Meerbusen. Sie ziehen die norwegischen Küsten vor wegen der Abwesenheit von Wald, der frischen Winde und der Freiheit von den Insekten, die ihre Herden plagen und welche in den Wäldern um den Bottnischen Meerbusen sowohl, als in ihren eigenen Wäldern herumschwärmen.

Bei der Wahl einer passenden Lage für ihren Aufenthalt im Sommer ist die Gesundheit und Sicherheit der Herde ausschlaggebend; denn hiervon hängt ihre eigene Existenz ab, weswegen ihre eigene Bequemlichkeit als Nebensache betrachtet wird. Die vielen Inseln an den westlichen Küsten von Norwegen und Lappland werden von ihnen als Sommeraufenthalt vorgezogen, sowohl wegen deren frischerer Luft, als wegen der größeren Sicherheit, die sie gegen Wölfe und Bären gewähren; denn wenn sie auch, durch den Geruch der Renntiere angezogen, gelegentlich hinüberschwimmen, so werden sie doch durch die Wachsamkeit der Lappländer bemerkt und zurückgejagt. Dies läßt sich um so leichter tun, da kein Wald vorhanden ist, worin sie sich verbergen können, und obgleich die ganze Herde oft ein paar englische Meilen von dem festen Lande schwimmen muß, um die Inseln zu erreichen, kümmert dies den Lappländer wenig, wenn er nur seinen Zweck erreicht.

Es mag bemerkt werden, daß der Lappländer, indem er die Inseln zu seinem Aufenthaltsort im Sommer wählt, zu gleicher Zeit auch seinen eigenen Nutzen berücksichtigt. Der große Vorteil, den ihre Lage bietet, indem sie bequeme Stationen für den Fischfang und gute Häfen gewährt, und die große Menge von Fischen in den zahlreichen Buchten und engen Kanälen zwischen denselben laden die Kaufleute natürlich ein, sich daselbst anzusiedeln.

Der Lappländer begibt sich alsdann nach der Fischereistation des Kaufmannes, und wenn ein Trunk salzigen Wassers der Gesundheit seiner Herde notwendig ist, so scheint er einen Schluck Branntwein unentbehrlich für die seinige zu halten. In der Bude des Kaufmannes findet man ihn bei jeder sich darbietenden Gelegenheit. Seine Begierde nach geistigen Getränken geht so weit, daß der ganze Betrag für seine Tierfelle, Pelze und andere Handelsartikel oft für Branntwein vertauscht wird, so daß er, wenn er im Begriff ist, nach seinem Winterquartier zurückzukehren, nicht selten, wenn auch mit Widerwillen, genötigt ist, einen Teil seiner Herde zu verkaufen, um sich mit den unentbehrlichsten Dingen zu versehen.

Die häusliche Einrichtung und Wirtschaft des Berglappländers ist äußerst einfach. Beim Aufschlagen der Zelte wählt er eine bequeme Lage nahe an den Ufern des Sees, wo nicht allein Wasser leicht zu haben ist, sondern auch Windschutz, der in Anbetracht der hier herrschenden mächtigen Gebirgsstürme, welche seine winzige Wohnung leicht wegraffen können, nicht zu unterschätzen ist.

Das Zelt selbst (Lawo) ist buchstäblich wenig mehr als ein Lumpen von einer Art groben Tuchs, das im Norden unter dem Namen Wadmal bekannt ist und hauptsächlich in Schweden und Norwegen gemacht wird und das einen Hauptartikel des Handels mit den Lappländern bildet. Viel von diesem Tuche wird auch von den Lappländern, die an der Küste wohnen, gewoben, Diese vertauschen es an die Gebirgslappländer gegen Renntierfelle und machen daraus mancherlei Winterbekleidung, sowie sie sich derselben auch als Bett bedienen. Dies von ästigen Birkenstämmen unterstützte Zelt bildet seine einzige Wohnung, und unter diesem schwachen Gedeck hält der Gebirgslappländer der Finnmark die lange dauernde strenge Kälte der Wintermonate in den inneren Gegenden, in denen das Thermometer selten bis Null steigt, aus. Die Höhe des Zeltes ist ungefähr sechs Fuß; der ganze Umfang des Innern übersteigt selten 15—18 Fuß. In diesem engen Raum suchen der Lappländer, sein Weib und seine Kinder und sehr oft eine zweite Familie, die dem Teilhaber an seiner Herde gehört, sich zusammenzudrängen und lassen noch Raum für das einfache Hausgerät, als da sind Näpfe, eiserne Töpfe, Löffel, hölzerne Kästchen und andere notwendige Sachen übrig. Sollte noch ein Plätzchen übrig bleiben, so wird er von den Hunden, den treuen Wächtern der Herde, welche ich zu zwanzigen als Genossen eines Zeltes gesehen habe und von denen viele auf den Leibern ihrer Herren bequem ruhten, eingenommen. In der Mitte ist das Feuer, welches von einigen großen Steinen umgeben wird. Da das Zelt oben eine Öffnung hat, so steigt ein Teil des Rauches dadurch hinaus, während der übrige den unteren Teil mit einer dicken Wolke füllt. Diese Wolke hüllt die Einwohner regelrecht ein und ist den Augen eines Fremden so beschwerlich, daß der höchste Grad von Kälte, die ich auf meiner Reise aushielt, nach meiner Meinung erträglicher war. Diese Unbequemlichkeit, woran der Lappländer sich früh gewöhnt, und das zusammengedrängte Zusammenwohnen der Familie im Zelte sind jedoch für ihn zwei wesentliche Quellen von Wärme und Behaglichkeit und setzen ihn in den Stand, die Strenge der Winterkälte zu ertragen.

Dicht an der Öffnung für den Rauch an der Spitze des Zeltes und folglich über dem Feuer ist eine Art Reck aufgehangen, worin die Käse gelegt werden, um schneller zu trocknen, was unter dem Einfluß von Hitze und Rauch auch erreicht wird. Das Innere des Zeltes ist gewöhnlich mit Birkenzweigen, an denen das Laub gelassen ist, bestreut; darauf ist eine weiche Schicht von Renntierfellen gelegt, welche dem Lappländer in allen Jahreszeiten zum Bett dient.

Der einzige Eingang zum Zelt führt durch eine schmale Öffnung oder einen Schlitz an der einen Seite; vor ihr hängt eine Art Lappen, welcher, wenn er in die Höhe gehoben wird, wieder von selbst in seine vorige Lage niederfällt und gleichzeitig das Eindringen der Luft von außen hindert. Die Gebirgszelte, welche ich in Lappland antraf, hatten in ihrer Nähe stets eine Niederlage oder eine Art Speisekammer. Die Errichtung derselben ist ebenso einfach wie die des Zeltes, da sie nur aus drei zugespitzten Zweigen von krummer Gestalt, welche in der Form eines Dreiecks in die Erde gesteckt werden und aus einem Stück Wadmal, das über den oberen Teil derselben geworfen wird, besteht. Einige gerade Stangen werden dann innerhalb dieser Decke wagerecht gelegt und mit den aufrecht stehenden Stützen verbunden und bilden so eine Art Bank, worauf ein Reck oder ein dünnes Brett gelegt wird. Es sind in dem Behälter gewöhnlich zwei Bänke, die als Speiseschrank und allgemeiner Speicher dienen. Darin verwahrt der Lappländer seinen Hauptvorrat von Käsen, sobald sie getrocknet sind.

Der Lappländer ist sowohl von Natur als aus Not ein Nomade. Da sein Unterhalt völlig von seinen Renntieren, welche ganz frei und zwanglos gelassen werden, abhängt, so kann man sagen, daß seine Bewegungen durch sie geleitet werden, und daß auch seine Lebensweise in hohem Grade durch sie bestimmt wird.

Die Anzahl der Renntiere, die zu einer Herde gehören, umfaßt 300—500. Mit einer solchen Herde kann ein Lappe sich wohl befinden und leidlich gut leben. Er kann im Sommer eine hinreichende Menge Käse für das Bedürfnis des Jahres machen und im Winter kann er so viele Renntiere schlachten, daß er und seine Familie fast beständig Fleisch essen können. Mit 200 Renntieren kann ein Mann mit einer kleinen Familie sich so einrichten, daß er auskommt. Hat er nur 100, so ist sein Auskommen sehr unsicher, und er kann, in Hinsicht seines Unterhaltes, sich nicht ganz auf sie verlassen. Wenn er nicht mehr als 50 hat, so vereinigt er seine kleine Herde mit der Herde eines reichen Lappen, da er dann mehr als ein Knecht betrachtet wird, der die mühsame Pflicht übernimmt, die Herde zu begleiten und zu hüten, dieselbe nach Hause zum Melken zu bringen und andere ähnliche Dienste als Gegenleistung für die ihm gereichte Nahrung zu verrichten.

Es geschieht indes sehr häufig, daß, wenn die Herde eines Lappländers durch Krankheit oder Unglück zu dieser geringen Zahl heruntergebracht ist, der Überrest derselben einem andern anvertraut und sich selbst nach der Seeküste begibt. Da sucht er entweder Arbeit bei den norwegischen Ansiedlern zu erhalten, um sich dadurch zu ernähren, oder, was wohl häufiger der Fall ist, er läßt sich an den Ufern einer der benachbarten Meerbuchten auf der Küste nieder, treibt Fischfang zu seinem Unterhalt und wird aus einem Gebirgslappen ein Küstenlappe. So werden seine Gewohnheiten ganz verändert, und er wird nach und nach ein ebenso erfahrener Fischer und ebenso un-

verzagt im Trotzen der Gefahren des Ozeans, als er vorher ausdauernd im Ertragen der Mühseligkeiten des Nomadenlebens war.

Doch werden die Süßigkeiten der Freiheit, die er genossen, nie aus seinem Gedächtnis verwischt. Er betrachtet den Lappen an der Küste als ein geringeres Wesen, da er weniger frei ist, und sein einziger Gedanke ist, nach seinen Gebirgen zurückzukehren. Haben seine Bemühungen Erfolg, so wird er im stande sein, dies zu tun, und, indem er den in seiner Herde erlittenen Verlust ergänzt, kann er seine frühere Lebensweise wieder anfangen. Doch ist es häufiger der Fall, daß, nachdem er einmal ein Küstenlappe geworden, er es bleibt, weil er ein zu sorg- und gedankenloses Geschöpf ist, um seine Blicke über die Bedürfnisse des gegenwärtigen Augenblicks hinauszuwerfen.

Ein Lappländer, der Herr einer Herde von 1000 Renntieren ist, wird als ein reicher Mann angesehen, obgleich es Lappen gibt, die deren 1500 oder sogar 2000 haben. Die Anzahl, die während meines Aufenthaltes auf der Insel sich im Sommer dort befand, stieg zu etwa 1500; diese gehörten zwei Lappen. Sie waren in zwei Herden geteilt, die gewöhnlich in einiger Entfernung voneinander auf verschiedenen Seiten der Quöala weideten.

Das Leben dieser Menschen ist einer beständigen Veränderung unterworfen. Von allen Wesen ist der Lappländer auf seiner Wanderung Zeuge der größten Mannigfaltigkeiten von Landschaften; er sieht die Natur in ihrem wildesten und ihrem schönsten Gewande, und doch betrachtet gerade er sie vielleicht von allen mit der größten Gleichgültigkeit.

Sein Leben wird in Abwechslungen der Untätigkeit und der größten körperlichen Anstrengung und Mühseligkeit und im Aushalten des Äußersten von Überfluß und Mangel zugebracht. Wenn er hungrig ist und seine Eßlust ungehindert befriedigen kann, so ist er direkt gefräßig. Die Quantität, die er verschlingt, ist erstaunlich, und gleich den wilden Tieren des Waldes wird er genug essen, um für einige Tage satt zu sein.

Die Hauswirtschaft des Lappländers ist, wie man sich leicht vorstellen kann, außerordentlich einfach. Seine Nahrung während der Zeit seiner Wanderungen im Sommer ist spärlich und einfach. Er genießt nicht länger seine Lieblingsspeise, das Renntierfleisch, welches die leckere Kost der Winterzeit ist. Im Sommer ist er nur darauf bedacht, seine Herde zu vermehren und sich gegen künftigen Mangel zu schützen. Er begnügt sich gewöhnlich mit Milch und den Überbleibseln von Lab und den Molken nach dem Käsen. Von der Milch genießt er sehr wenig, sowohl wegen der sehr geringen Menge, die jedes Tier gibt, als auch weil es für ihn sehr wichtig ist, eine große Menge Käse für seinen Wintervorrat aufzubewahren und sich so gegen ein mögliches Unglück, welches seine Herde plötzlich befallen und ihn in Mangel und Not bringen könnte, zu schützen. Da seine Herde nur während der Sommerzeit gemolken wird, so setzt er gewöhnlich, wenn diese zu Ende geht, etwas Milch beiseite, um diese gefrieren

zu lassen. Diese gefrorene Milch dient nicht allein für seinen eigenen Genuß während des Winters, sondern wird auch, wegen ihres außerordentlichen Wohlgeschmacks, in diesem Zustande derart geschätzt, daß sie einen Handelsartikel bildet. Die Kaufleute, mit denen sie verkehren, und welche dann im Innern erscheinen, kaufen sie gern zu jedem Preis.

Wegen der von Natur rohen Gemütsart des Gebirgslappen und des Wertes, den er mit Recht auf seine Milch setzt, ist es während des Sommers außerordentlich schwer, ihn zu vermögen, auch nur eine sehr geringe Menge davon abzugeben. Jedesmal, wenn ich ein Zelt besuchte, sah ich, mit welchem Widerwillen diese Leute dieselbe hergaben. Nach und nach wußte ich mich indessen so sehr in ihre Gunst einzuschmeicheln, daß ich für einige Zeit während ihres Aufenthaltes in der Nähe von Fuglenäs den Genuß hatte, dann und wann des Morgens etwas von der Milch zum Frühstück trinken zu können, und ich muß gestehen, daß ich dieselbe so köstlich fand, daß ich der Meinung bin, die Zeit eines müßigen Epikureers würde nicht übel angewendet sein, wenn er einen Abstecher nach der Finnmark machte, wäre es auch nur um des Vergnügens willen, dies ausgesuchte Getränk zu kosten. Die Milch hat einen sehr würzigen Geschmack, der wohl vornehmlich von der Art Kräuter kommt, welche das Tier im Sommer auf der Weide findet. An Farbe und Dicke ist sie einem fetten Rahm sehr ähnlich, und sie ist von der Beschaffenheit, daß, wie angenehm ihr Geschmack auch ist, es schwer und sogar unheilsam sein würde, mehr als ein sehr geringes davon auf einmal zu trinken.

Die wenigen Tage, welche der Herbst jetzt als die seinigen in Anspruch nehmen konnte, wurden von den Lappländern benutzt, sich vorzubereiten, in die inneren Teile des Landes zurückzukehren und sich in ihren Winterquartieren einzurichten, bevor der Schnee fiel. Im ersten Teil des Septembers zogen die Renntiere und ihre Besitzer von der Küste weg. Sie gehören zu dem Kirchsprengel Kutokeino.

Ehe sie sich auf den Weg begaben, machte ein gewisser Lappe, Mathisen Sara mit Namen, einen Abschiedsbesuch in Fuglenäs, um vor der Abreise noch einen Schluck Branntwein zu sich zu nehmen. Er war bald in dem Zustande der Betrunkenheit und der daraus folgenden guten Laune, — einer Gemütsstimmung, in welcher man ihn nicht oft fand. Ich habe schon erwähnt, wie ungern die Lappländer sich von ihren Tieren trennen und daß weder Bitten, noch Geld sie bewegen können, die Renntiere zu verkaufen. Dies war mit Mathisen auch der Fall gewesen. Mehrere von den Kaufleuten wünschten, einige Renntiere aus einer Herde für ihre Familien wegen der großen Schwierigkeit, frisches Fleisch zu bekommen, zu kaufen. Darauf hatte er aber nie eingehen wollen, und selbst Herr Aasberg und Herr Lenning, die ihn so oft mit Branntwein versehen hatten, konnten ihn nicht dazu bereden.

Ich hatte nun lange den Wunsch gehegt, mir ein paar schöne Geweihe, mit dem Sammet des Sommers bekleidet, anzuschaffen, um

sie nach England zu bringen. Als ich ihn nun bat, mir ein Renntier zu verkaufen, überraschte er mich nach einiger Bedenklichkeit mit der Erfüllung meiner Bitte, nachdem ich ihm versprochen hatte, daß er vier Reichstaler in Silber dafür haben sollte. Herr Aasberg zeigte sich mit Freuden bereit, den eßbaren Teil des Tieres zu übernehmen und mir Geweih und Fell zu lassen. Eins von seinen schönsten und fettesten Tieren wurde demnach gewählt, und Mathisen selbst brachte es nach Fuglenäs, um es zu schlachten, eine Verrichtung, welche die Lappländer nie einem Fremden zu bewerkstelligen erlauben, und welche er auf die folgende sonderbare Weise ausführte.

Nachdem er das Tier gefesselt und auf den Boden geworfen, stieß er ihm sein Messer zwischen den Vorderschenkeln in die Brust und ließ es in der Wunde, ja, er drückte auch noch das Heft hinein. Darauf wurde das Tier wieder losgelassen. Aber statt tot zu sein, kam es nach einigem Ringen wieder auf die Füße und ging ein kleines Stück, während das Messer noch immer in der Wunde stak. Auf diese Weise ging es eine Zeit weiter und schien nur wenig angegriffen zu sein; die Lappen machten sich schon bereit, die grausame Operation zu wiederholen, als das Tier plötzlich niedersank und den letzten Atem von sich gab.

Diese grausame Weise, die Renntiere zu schlachten, ist unter den Lappen in der Finnmark allgemein gebräuchlich, und ich habe sogar gesehen, daß das arme Tier, nachdem ihm schon das Messer in den Leib gestochen war, so wenig davon berührt schien, daß es wieder anfing zu weiden und mehrere Minuten noch lebte, ehe die Wirkungen der Wunde tödlich wurden.

Der Grund, warum das Messer in der Wunde gelassen wird, ist, daß man das Blut bewahren will; denn dieses würde herausströmen, wenn man das Messer auszöge. Sobald das Tier geöffnet wird, findet man das Blut geronnen, und es wird von den Lappen als eine große Leckerei angesehen und sorgfältig aufgehoben.

Während der Nutzen, den das Tier bringt, in den grenzenlosen Strecken des Festlandes von Nordamerika noch immer unbekannt ist, ist es von der frühesten Zeit an von den Lappen und den zahlreichen herumziehenden Stämmen ostwärts gezähmt und nützlich verwertet gewesen. Doch ist es nicht der Lappländer allein, der Vorteil von demselben zieht. Indem das Renntier einen Verkehr mit diesen entfernten Gegenden des nördlichen Europa sichert, scheint es durch sich allein die Verbindung zwischen zwei Enden eines Königreichs aufrecht zu erhalten, welche sonst vernichtet werden würden. Wenn der Besitz der Finnmark für Norwegen und Schweden als wichtig betrachtet werden konnte, so verdankt er dies hauptsächlich dem Renntier, weil für einen ansehnlichen Teil des Jahres, während des Winters, jede Kommunikation zur See längs den westlichen Küsten ohne dies Tier ganz unterbrochen gewesen wäre.*)

*) Diese Darlegung bezieht sich auf die Verhältnisse im Anfange des vorigen Jahrhunderts. Damals gehörte die Finnmark noch zu Schweden. Die Loslösung und

Ein Kaufmann von Bodöe an der Küste des Nordlandes findet es z. B. für seine Handelsgeschäfte notwendig, im Winter nach Alten zu reisen. Wie wollte er ohne das Renntier einen Weg von einigen hundert Meilen zurücklegen und zu gleicher Zeit seine Waren mit Sicherheit hinbringen? Ein Kaufmann in der Finnmark wünscht hingegen nach Schweden, etwa nach Tornea oder sogar nach Stockholm eine Reise zu machen. Wie würde er dieselbe ohne das Renntier vollenden können?

Mit einem Wort, man kann fragen, wie würde der kommerzielle, bürgerliche und selbst der militärische Verkehr unterhalten werden können, wenn es nicht mittels des Renntieres geschähe? Diese Behauptung mag vielleicht übertrieben scheinen; aber ein wenig Nachdenken wird uns überzeugen, daß sie nicht ohne Grund ist. Es ist wohl bekannt, daß jede Kommunikation durch die inneren Teile Lapplands während des Sommers unterbrochen ist. Obgleich ein ausdauernder Reisender die Schwierigkeiten, die ihm entgegentreten, überwältigen mag, so reisen die Einwohner der Finnmark nur während des Winters, wozu das Renntier sie in den Stand setzt. Die schnellen Fortschritte der Zivilisation innerhalb der letzten 20 Jahre haben schon eine außerordentliche Veränderung in der Leichtigkeit, gegen Norden zu reisen, bewirkt. Früher wurde es als ganz besonders schwierig angesehen, von der Finnmark nach Tornea vorzudringen. Jetzt aber kann man mit Leichtigkeit und Sicherheit sogar bis jenseits des Polarkreises gelangen.

Kein anderes Tier als das Renntier könnte die eisbedeckten Gebirge erklimmen, längs des gefrorenen Flusses hingleiten, die pfadlosen Wälder durchwandern und das alles bei magerster Kost leisten, und es ist also nicht nur dem Lappländer und dem Reisenden im allgemeinen schätzbar, sondern auch dem Kaufmann von einer so unumgänglichen Hilfeleistung, daß ohne dasselbe der innere Handel des Landes nicht allein gehindert, sondern auch gänzlich vernichtet werden würde.

Der Schamanismus und häusliche Sitten der Jakuten.

Nach Joseph Billings*) (1794).

Wie beinahe alle rohen Völker haben die Jakuten wohltätige und böse Götter. Die wohltätigen sind folgende:

Aar Toyon (der barmherzige Fürst). Diesem schreiben sie die Schöpfung zu und glauben, daß er eine Frau hat, die sie Kubey Chatuha (glänzend von Herrlichkeit) nennen. Sie sind beide allmächtig. Ein anderer Gott heißt Wechsyt (der Vertreter) und trägt

---

die Angliederung an Rußland, das heute Finnland bekanntlich mit außerordentlicher Strenge „russifiziert", fand nach dem schwedisch-russischen Kriege 1808 statt.

*) „Reise nach den nördlichen Gegenden von russisch Asien und Amerika." 1803. — Ein Bild aus dem Leben der polaren Rindviehnomaden.

ihre Gebete zu Gott empor und richtet seine Beschlüsse aus. Wechsyt, sagen sie, pflegte ihnen früher oft zu erscheinen, auch jetzt läßt er sich zuweilen als ein weißer Hengst oder in Gestalt eines Vogels, vom Kuckuck bis zum Adler, sehen. Shessugai Toyon (der Beschützer) bittet für sie und verschaft ihnen alle wünschenswerten Dinge, als Vieh, Kinder, Reichtum usw. Seine Frau heißt Aksyt (die Geberin). Dieses sind ihre wohltätigen Götter, denen man noch ein Wesen beifügen kann, welches sie in der Sonne anbeten. Allen diesen opfern sie einmal im Jahre. Auch nehmen sie eine besondere Kraft im Feuer an, der sie beständig opfern und die sie für gleich wohltätig und verderblich halten.

Ihre bösartigen Götter sind sehr zahlreich, denn sie nehmen nicht weniger als 27 Stämme oder Familien geistiger Wesen an. Das Oberhaupt derselben nennen sie Uluh Toyon; er hat eine Frau und viele Abkömmlinge. Sugui Toyon, der Gott des Donners (Sugui bedeutet Beil) ist das Werkzeug seiner Rache, die übrigen unterscheiden sich nach den Namen verschiedener Farben. Vieh und Pferde sind den verschiedenen Geistern, deren Farbe sie tragen, heilig. Sie zählen auch acht Stämme von Geistern, welche Mung Jahn (das ewige Elend) bewohnen. Ihr Oberhaupt heißt Asharay Bioho (der Mächtige). Diese haben Weiber, und das ihnen geweihte Vieh ist ganz schwarz. Sie glauben, daß die abgeschiedenen Schamanen sich zu diesen Geistern gesellen. Eine besondere Furcht haben sie vor einer bösartigen Göttin, Enachsis (die Kuhhirtin) genannt, welche die Kühe beschädigt, ihnen Seuchen zuschickt, die Kälber tötet usw., und dieser bringen sie häufig Opfer dar, um sie ihren Herden günstig zu stimmen.

Ihre Feiertage fangen mit dem Monat Juni an und dauern etwa 14 Tage. Wenn die Stuten gefohlt haben, erlaubt man den Fohlen, einige Zeit zu saugen, um Kräfte zu erlangen, dann aber werden sie, damit sie nicht zu jeder Zeit saugen können, von den Müttern getrennt und in eingeschlossenen Plätzen um die Hütte herum eingesperrt, und man läßt sie nur zweimal täglich saugen, wenn nämlich die Stuten gemolken werden. Die Milch sammeln sie in großen, ledernen Eimern in Gestalt einer oben schmalen und unten breiten Flasche, deren jeder etwa ein Anker (englisch gemessen; also ca. 45.5 Liter) fassen kann. Alsdann wird ein kleines Stück von einem Kälber- oder Fohlenmagen hineingeworfen und etwas Wasser dazu getan und die Milch mit einem am Ende breiten Stocke so lange gerührt und bewegt, bis sie anfängt zu gären; dadurch erhält sie eine angenehme Säure, ist sehr nahrhaft und verursacht, in Menge genossen, Berauschung. Von diesem Getränk, welches sie Kumisch nennen, sucht jeder, so viel er kann, zu erhalten und einige gewinnen an 500 Anker.*) Alsdann bestimmt jedes Oberhaupt einen Tag,

*) Dieses Getränk ist bei den Mongolen, Kirgisen und anderen asiatischen Nomaden eingeführt, und Rubruquis sowie andere Reisende des Mittelalters erwähnen dasselbe schon. Marko Polo nennt es Chemurs, welcher Name sich leicht entziffern läßt. Aber

um seinen Vorrat zu weihen oder zu heiligen, was auf folgende Weise geschieht.

Man baut auf einer großen Wiese aus dünnen Stangen eine Sommerhütte von konischer Gestalt und bedeckt sie mit der inneren Birkenrinde. In- und auswendig wird sie mit Birkenzweigen geschmückt und ein Herd in der Mitte errichtet. Verwandte und Bekannte werden zu diesem Feste geladen, und alle Gäste ohne Unterschied der Nation sind willkommen. Die Zauberer oder Schamanen nehmen die vornehmsten Plätze ein, und andere sitzen nach ihren Altersstufen. Diesen Vorzug oder den Titel eines Oghonior oder Senior zu führen, ist der ehrenvollste, den die Sochas kennen: er wird nicht durch Alter erworben. Die Zauberer erhalten ihn und alle, dic im stande sind, bei öffentlichen und Privatangelegenheiten die besten Ratschläge zu erteilen.

Sobald die Hütte voll ist, steht der älteste Schamane auf und befiehlt einem der Socha, der zu dem Geschäfte tauglich ist (der nämlich innerhalb des Monats keine Leiche gesehen hat und der nie des Diebstahls oder falschen Zeugnisses beschuldigt ward, welches auf immer verunreinigt und zu diesem heiligen und feierlichen Geschäft untauglich macht), einen großen Becher, Tschoron genannt, zu nehmen, aus dem sie bei festlichen Gelegenheiten zu trinken pflegen, und ihn aus dem ersten Symir, einer der ledernen Flaschen, mit Kumisch zu füllen, hierauf mit dem Gesicht nach Morgen vor den Herd zu treten und den Tschoron ein paar Minuten an die Brust zu halten. Alsdann gießt er dreimal Kumisch auf die glühende Asche, zum Opfer für Aar Toyon. Nachdem er sich ein wenig zur Rechten gewendet, gießt er dreimal für Kubey Chatuha aus. Alsdann opfert er nach Süden gekehrt jedem der wohltätigen Götter. Nach Westen gekehrt macht er drei Libationen für die 27 Stämme der Luftgeister und nach Norden hin den acht Stämmen des Abgrundes und den Manen ihrer verschiedenen Zauberer. Nach einer Pause macht er den Beschluß mit einem Opfer an die Kuhhirtin, Enachsis. Dann kehrt der Zauberer den opfernden Jakuten mit dem Gesicht nach dem Osten hin und verrichtet laut ein Gebet, in welchem er der Gottheit für alle empfangenen Wohltaten dankt und um die Fortdauer derselben bittet. Bei dem Schluß des Gebetes nimmt er die Mütze ab, fächelt sich dreimal mit derselben und ruft laut aus: Urui! d. i. Gewähre!, welches alle Anwesenden wiederholen.

Der älteste Schamane nimmt alsdann den Tschoron, trinkt ein wenig und reicht ihn seinen Kollegen, die ihn weiter an die übrige Gesellschaft geben, bis alle getrunken haben, die Verunreinigten aus-

---

nicht alle Völkerschaften bereiten ihren Kumisch auf jakutische Art, daß sie die Milch mit Wasser vermischen und die Gährung durch Kälbermagen befördern. Diese wird von den Kirgisen durch bloßes Rühren und Durcheinanderschlagen der Milch hervorgebracht. Ist der Kumisch einmal fertig, so darf man den Abgang nur täglich durch frische Stutenmilch ersetzen, und auf diese Art erhält man einen immerwährenden Vorrat.

genommen. Weiber dürfen die Hütte nicht betreten, auch dürfen sie und die Uneingeweihten nicht aus dem ersten Symir trinken, welcher für besonders heilig gehalten wird.

Nun verlassen alle die Hütte und setzen sich in Halbkreisen mit dem Gesicht nach Osten auf die umhergestreuten Birkenreiser. Alle Symirs werden herausgetragen und zwischen die in die Erde gesteckten Zweige gestellt, und dann geht es ans Trinken. Jeder Halbzirkel hat einen präsidierenden Schamanen, seinen Tschoron und Symir, und der Schamane füllt den Becher und sorgt für den raschen Umlauf desselben nach dem Lauf der Sonne. Es ist unglaublich, welche Quantitäten bei diesen Gelegenheiten vertilgt werden. Hierauf folgen allerlei Leibesübungen, Ringen, Laufen, Springen. Alsdann besteigen sie ihre Pferde, bilden halbe Kreise, trinken einen Abschiedszug, und indem sie sich nach dem Laufe der Sonne im Kreise schwenken, reiten sie nach Hause. Die Weiber sind auch zugegen und belustigen sich in einiger Entfernung von den Männern mit Trinken, Tanzen usw.

Sowohl Weiber als Männer werden in den Orden der Schamanen aufgenommen, erstere jedoch in geringerer Anzahl, da nur besondere Umstände bei ihrer Geburt oder in ihrer Kindheit das Vorrecht dazu gewähren. Die jungen Männer werden von den alten Zauberern unterrichtet, die sie bei Tag und bei Nacht in die abgelegensten Gegenden der Wälder begleiten, ihnen die Lieblingsstellen der Geister der Luft und des Abgrundes zeigen und sie die Beschwörungsformen lehren, die dazu dienen, ihr Erscheinen zu bewirken oder ihren Einfluß zu erhalten. Ich habe selbst von den Russen wunderliche Dinge von ihrer Kunst gehört. Obgleich ich aber oft ihren Beschwörungen beiwohnte, habe ich nie etwas gesehen, was der Geschicklichkeit des gemeinsten europäischen Taschenspielers gleich käme. Sie verrichten ihre Zeremonien auf folgende Art.

Wenn ein kranker Socha einen Schamanen holen läßt, damit der den Zorn der bösen Geister, die ihn quälen, besänftige, nimmt der Zauberer eine Gerte, bindet einige Haare aus der Mähne eines Pferdes daran und geht und springt um den Kranken herum, indem er seine Gerte schwenkt und die Geister beschwört, zu erscheinen und die Ursache, warum sie den Kranken quälen, und wie man sie versöhnen könne, anzugeben.

Wenn diese Beschwörungen eine Weile gedauert haben, stutzt er mit einemmal, gibt vor, die Geister zu sehen, horcht auf ihre Reden und kündigt dann dem Kranken an, sie wären gekommen, ihn zu verderben, wollten sich aber mit dem Opfer einer fetten Kuh oder Stute von bestimmter Farbe besänftigen lassen. Diese wird sogleich herbeigeschafft, denn niemand, der ein Stück Vieh von der erforderlichen Art hat, weigert sich, es herauszugeben.

Sobald das Opfer herbeigebracht ist, wirft sich der Schamane in sein Ornat, nimmt seine Gerte, umarmt den Kranken und befiehlt den Geistern, ihn zu verlassen. Dann gerät er in große Be-

wegung, springt auf das Opfer mit dem schrecklichsten Toben und Brüllen zu, und wenn dann das Tier erschreckt und unruhig wird, wird dies dem Einfluß der bösen Geister zugeschrieben.

Am folgenden Morgen wird das Opfer an eine bestimmte Stelle geführt, welche immer auf einer Anhöhe am Eingang des Waldes gelegen sein muß. Hier wird auf vier in die Erde getriebenen Pfählen ein mit Zweigen bedecktes Gerüst erbaut, auf demselben das Tier geschlachtet und das Fell abgezogen. Das Fleisch wird zubereitet und auf der Stelle verzehrt. Die Gebeine werden gesammelt, in die Zweige auf dem Gerüst gehüllt, in das Fell gesteckt und auf irgend einen Baum in der Nähe gelegt. War das Opfer für die Geister der Luft, so richtet man den Kopf des Tieres aufwärts, war es aber den Geistern des Abgrunds gewidmet, so richtet man den Kopf vorwärts. Nunmehr fängt der Zauberer in seiner Amtskleidung mit seiner Trommel seine eigentlichen Beschwörungen an, wobei er schreit, springt und rast. Während der Beschwörung wird er oftmals ohnmächtig, erhält in diesem Zustande die Eingebungen, die ihn in den Stand setzen, das Schicksal des Kranken, seine Genesung oder seinen Tod zu weissagen. Hat er sich darin geirrt, so wird dies nicht seiner Ungeschicklichkeit zugerechnet; das Opfer ist nicht angenommen worden und muß wiederholt werden, bis der Kranke stirbt oder genest.

Wenn ein Schamane einer Familie ankündigt, daß irgend ein böser Geist gesonnen ist, sie zu bestrafen, so müssen Opfer gebracht werden, um das Übel abzuwenden. Diese bestehen aber nicht in lebendigen Tieren, sondern in kostbaren Fellen, die an einem auffallenden Teil der Hütte aufgehangen und mit dem Eigentümer, wenn er stirbt, begraben werden müssen.

Die Kleidung des Zauberers ist eine lederne Jacke mit Ärmeln, die bis an die Ellenbogen reichen und an den Nähten mit langen ledernen Streifen besetzt sind; unten hängen ebensolche Streifen bis an die Erde. Außerdem ist die ganze Jacke mit Platten von Eisen bedeckt und mit Messing- und Eisenblechen behangen, die ein entsetzliches Geklapper machen, wenn er herumspringt und seine Trommel schlägt. Die Trommel ist sehr groß und mit ebensolchen Blechen verziert.

Große Verbrechen sind unter den Jakuten beinahe fremd. Auch Diebstähle sind unter ihnen selten. Zuweilen zwar verlieren sie Vieh, doch verläuft sich dieses öfter, als es gestohlen wird, zumal die Entdeckung beinahe unvermeidlich ist. Sie erzählen nämlich ihren Verlust bei jeder öffentlichen Zusammenkunft, bei Hochzeiten usw. und können dabei das verlorene Stück sehr genau beschreiben, da sie ein vortreffliches Gedächtnis haben. Hat nun einer auf seinen Reisen ein derartiges Tier gesehen, so gibt er ebenso genau und bestimmt an, wo und wann das gewesen ist. Und dadurch kommt man sogleich auf die Spur. In diesem Fall muß der Dieb nicht allein den Schaden ersetzen, sondern auch jeden anderen Verlust des Ja-

kuten innerhalb des Jahres wieder gut machen, er mag nun das Eigentum gestohlen haben oder nicht. Wird einer angeklagt, daß er Vieh gestohlen oder verzehrt hat, so muß er entweder bezahlen, oder er wird ausgepeitscht, was sehr schimpflich ist, oder aber er muß seine Unschuld durch einen Eid beweisen, der ihm unter folgenden Feierlichkeiten abgenommen wird.

Der Zauberer stellt seine Trommel und Kleidung vor das Feuer, welches noch in der Asche brennt. Der Beklagte stellt sich hinter dieses Zauberzeichen mit dem Gesicht nach der Sonne und sagt: „Möge ich während meines Lebens alles, was wünschenswert und mir lieb ist, verlieren, Vater, Mutter, Weiber, Kinder und Verwandte, alle meine Besitzungen und Vieh, das Licht der Sonne und zuletzt mein Leben, und möge mein Geist zum ewigen Verderben hinabsinken, wenn ich des angeschuldigten Vergehens schuldig bin!" Der Zauberer wirft hierauf Butter in die glühende Asche, der Beklagte muß über die Trommel und die Kleider schreiten, sich dem Feuer nähern und etwas von dem Dampf der Butter verschlucken, dann die Sonne ansehen und sagen: „Wenn ich falsch geschworen habe, entziehe mir dein Licht und deine Wärme!" Einige Stämme beschließen die Zeremonie, indem sie den Beklagten in den Kopf eines Bären beißen lassen, weil sie glauben, der Bär besitze mehr als menschliche Weisheit und würde den Schuldigen gewiß töten.

Die Jakuten sind sehr rachgierig und pflanzen ihre Feindschaften auf ihre Kinder fort. Aber gleich eingedenk sind sie empfangener Wohltaten und suchen nicht allein selbst so viel als möglich zu vergelten, sondern empfehlen auch ihren Kindern Dankbarkeit und Freundschaft gegen ihre Wohltäter. Sie sind ihren Oberhäuptern und ihren Ältesten sehr ergeben und gehorsam und legen ihre Ergebenheit durch häufige Besuche und Geschenke an den Tag. Sie sind äußerst gastfrei und gefällig gegen Reisende, vorzüglich, wenn diese Gutmütigkeit blicken lassen. Auch sind sie sehr wißbegierig und mitteilsam. Sie bestreben sich eifrigst, Freundschaft und einen guten Ruf zu erwerben und studieren den Charakter derer, die ihnen nützlich sein können. Auch sind sie gegen diese freigebig mit Geschenken und sogar mit Schmeicheleien. Alle ihre Unternehmungen werden gemeinschaftlich beratschlagt. Bei diesen Gelegenheiten habe ich nie gesehen, daß man einem alten Mann widersprochen oder sich ihm widersetzt hätte, sondern man folgte ihm, wie auch dem Vater der Familie, immer unbedingt. Die jungen Leute äußern ihre Meinung stets mit Zurückhaltung und Ehrerbietung und unterwerfen sie beständig dem Willen der Älteren.

Sie sind erstaunlich abergläubisch, und beinahe jeder Stamm hat besondere Gegenstände der Verehrung, aber nicht der Anbetung, als den Adler, den Schwan, den Hengst. Raben, Krähen und Kuckucke sind ominöse Vögel, und wenn diese sich neben ihren Hütten auf einen Baum niederlassen, besorgen sie ein Unglück, welches sie nur dadurch vermeiden zu können glauben, daß sie den Vogel erlegen.

Adler hingegen und große Raubvögel bedeuten Glück. Die Tür ihrer Hütten legen sie immer nach Osten. Der Feuerherd ist in der Mitte mit der Feuermauer nach der Tür und einem freien Gang rings- herum. An den Seiten der Hütten sind Bänke und kleine Abteilungen als Schlafstellen angebracht. Die Bank erstreckt sich etwa vier Fuß lang in die Hütte hinein, und hier sitzen die Bewohner derselben. Die Männer sitzen an der Südseite und die Weiber an der Nordseite. Außer der Hausfrau darf keine Frauensperson einem männlichen Fremden vor dem Herd etwas zu essen oder zu trinken geben, son- dern sie muß immer um die Feuermauer herumgehen, um es zu reichen.

Sie pflegen nie ihre Eß- oder Trinkgeschirre aufzuwaschen und reinigen die Schüssel, wenn sie ausgeleert ist, mit dem Vorder- und Mittelfinger, denn sie halten es für eine große Sünde, etwas von ihren Speisen wegzuspülen und glauben, daß ein Mangel an Nahrungsmitteln darauf folgen möchte. Ihre irdenen Gefäße halten sie sehr rein, weil sie sich dazu des Feuers bedienen können, um sie auszubrennen, und in diesem Falle haben sie nichts zu besorgen, da das Feuer die Überbleibsel aufnimmt. Ehe sie anfangen, etwas zu essen, werfen sie einen kleinen Löffel voll als Dankopfer in das Feuer. Von den Reichen glauben sie, daß sie unter dem Schutz der Götter stehen. Die Armen aber werden von ihnen verworfen und stehen nur unter dem Schutz ihrer Verwandten. Jeder Jakute hat zwei Namen und wird, ausgenommen in Notfällen, nie bei dem rechten genannt. Auf diese Art glauben sie, den Nachstellungen der bösen Geister, die sie zu quälen trachten, zu entgehen. Der Toten erwähnen sie nie anders als allegorisch und lassen die Hütte, in der jemand gestorben ist, verfallen, weil sie glauben, daß die bösen Geister sich dort aufhalten.

Auf einer Reise nach dem Mayo sah ich in der Hütte eines un- getauften Jakuten-Oberhauptes ein Opfer, das den Zweck hatte, den Segen der Nachkommenschaft zu erhalten. Sie nennen dies Ogo Ojetto oder das Nest des Kindes. Dieses war eine Schnur von Pferdehaar, die, um den Schornstein gebunden, nach der Schlafstätte des Hausherrn und seiner Frau führte und mit Büscheln von Pferde- haar geschmückt war. An der Schnur hingen zwei runde Stücke Birkenrinde, die Sonne und Mond vorstellen sollten, wie auch aus Rinde geschnittene Figuren eines Hengstes und einer Stute und einige angekleidete Püppchen. Die Schnur war an einem Pfosten am oberen Ende des Bettes befestigt, und dort hatte man einen Korb mit Moos und Pelzwerk hingestellt, und auf einem kleinen Tische in dem Korbe stand ein sehr kleiner hölzerner Napf mit gekochtem Mehl. Alles dieses hatte der Schamane mit großer Feierlichkeit hingestellt. Der Fürst hatte drei Weiber und war 15 Jahre verheiratet, ohne Kinder zu haben, ehe er dieses Opfer brachte. Nachher aber bekam jede von seinen Weibern Kinder, und er hatte jetzt sechs Söhne und Töchter. Der Fürst erzählte uns diese Geschichte selbst in Gegenwart des Kapi-

täns des Distriktes. Jede von den Frauen hatte ihre eigene Wohnung, einige Meilen von den anderen entfernt, und ein ähnliches Opfer ist in jedem Hause angebracht.

Wird ein Sohn geboren, so schlachten sie den dritten Tag eine fette Stute; alle Nachbarn werden zum Schmause eingeladen, das Kind wird mit Fett eingerieben und ihm ein Namen beigelegt, je unbedeutender, je besser, denn ein wohlklingender Name würde nur die bösen Geister anlocken, ihn beständig zu umschwärmen. Bei der Geburt eines Mädchens finden keine Feierlichkeiten statt.

Die Zeremonien, wenn eine Frau gekauft wird, sind sehr förmlich und langweilig. Ein junger Mann, der zu heiraten wünscht, schickt seine Freunde ab, um die Einwilligung des Brautvaters zu erlangen und anzufragen, wie hoch der Kalim oder Kaufpreis sein soll, d. h. wie viel Pferde und Kühe er fordert, auch wie viel rohes Fleisch von Pferden und Rindfleisch zu Schmäusen und Festen angeschafft werden muß. Dieses letztere heißt Kurim. Die Hälfte von alle dem schenkt der Vater allemal dem Bräutigam, und dies heißt Irdi. Auf die Neigung der Tochter wird immer Rücksicht genommen, und wenn sie nichts einzuwenden hat, wird der Karim und Kulim festgesetzt. Der Bräutigam schlachtet alsdann zwei fette Stuten, bereitet die Köpfe ganz zu, schneidet das Fleisch aber in Stücke, und er begibt sich mit drei bis vier Freunden zu dem Vater der Braut.

Bei seiner Ankunft an der Hütte geht einer von seinen Freunden hinein und stellt einen der zubereiteten Pferdeköpfe vor das Feuer und kehrt, ohne ein Wort zu sprechen, zu seinen Gefährten zurück. Sie gehen daraufhin alle hinein, und ein Zauberer stellt sich dem Feuer gegenüber, der Bräutigam kniet auf einem Knie mit dem Gesicht nach dem Feuer, in welches Butter geworfen wird. Er hebt alsdann seine Mütze ein wenig in die Höhe und nickt dreimal mit dem Kopfe, ohne den Leib zu beugen. Hierauf erklärt ihn der Zauberer für den Glücklichen und prophezeit eine lange Reihe glücklicher Jahre. Der Bräutigam steht jetzt auf, verbeugt sich gegen den Vater und die Mutter und setzt sich, immer noch schweigend, dem Sitz der Braut gegenüber. Das Fleisch wird hierauf hereingebracht, und der Vater der Braut verteilt es unter seine eigenen Freunde, schlachtet aber eine fette Stute, um seine Gäste zu bewirten. Wenn das Abendessen vorüber ist, geht der Bräutigam zu Bette, und die Braut, die noch nicht zugegen gewesen ist, wird von einer alten Frau zu seinem Bette geführt, und sie schlafen beieinander.

Gegen Morgen kehren die Freunde nach Hause zurück, der Bräutigam bleibt aber einige Tage bei dem Schwiegervater. Alsdann wird eine Zeit zur Bezahlung des Kalim festgesetzt, und zwar entweder zur Zeit des Neu- oder Vollmondes. Der Kalim und Kurim werden ohne Gepränge gebracht und in Gegenwart vieler Freunde übergeben. Man bewirtet die Fremden, und der Bräutigam bleibt wieder einige Tage und bestimmt den Zeitpunkt der Aufnahme der Braut in seiner eigenen Wohnung, die neu aufgebaut sein muß.

Dies geschieht ebenfalls zur Zeit des Neu- oder Vollmondes. Alle Verwandten, Männer und Weiber, nebst Nachbarn und Freunden, zuweilen mehr als hundert an der Zahl, begleiten die Braut nebst dem Vater und der Mutter und nehmen acht bis zehn Symirs voll geschmolzener Butter und das zubereitete Fleisch von drei fetten Stuten mit. Sie gehen nach der neuen, für sie hergestellten Hütte, und drei Männer werden an den Bräutigam in seiner alten Hütte abgesandt. Hierzu wählt man gewöhnlich die stärksten Trinker. Sobald sie hineintreten, sagt der erste: „Wir sind gekommen, um deine Wohnung zu sehen und die Pfosten vor deiner Tür zu befestigen.“ Alsdann lassen sich alle drei auf einem Knie vor dem Fenster nieder.

Ein Ayach, ein wie eine Urne gestaltetes Gefäß mit drei Beinen, welches 8—16 Maß enthält, mit Kumisch gefüllt, wird hereingebracht und von zwei anderen Männern den Knieenden gereicht, von denen jeder die Urne oder den Topf in drei Zügen leert. Hierauf stehen sie auf und gehen hinaus; die ganze Gesellschaft begrüßt sie mit einem Freudengeschrei. Nun treten drei andere hinein, der erste mit neun Zobelfellen, der zweite mit neun Fuchspelzen und der dritte mit siebenundzwanzig Hermelinfellen. Diese hängen sie an einen Pflock in den vornehmsten Winkel der Hütte und ziehen sich zurück.

Eine Anzahl Weiber führen sodann die Braut, deren Gesicht mit Hermelinfellen bedeckt ist, in die alte Hütte. Der Eingang derselben ist mit einer hölzernen, sehr schwachen Stange verwahrt, welche die Braut beim Betreten der Hütte mit der Brust zerbricht. Man stellt sie vor das Feuer und legt in ihre offenen Hände sieben Stückchen eines Stabes, wie auch einige Stücke Butter, die sie ins Feuer wirft. Der Zauberer spricht eine Segensformel, und die Braut steht auf und wird mit verschleiertem Gesicht nach der neuen Hütte geführt, wo man ihr die Hülle von dem Gesicht nimmt. Der Bräutigam folgt ihr und bewirtet seine Gäste zwei Tage lang und beschenkt dann alle seine Verwandten mit Vieh, welches nicht in dem vorher bestimmten Kalim einbegriffen ist. Diese Geschenke werden bei dem nächsten festlichen Besuche, der vielleicht ein Jahr darauf abgestattet wird, erwidert. Die Vielweiberei ist erlaubt, und einige haben bis zu sechs Weiber. Die erste aber bleibt immer die vornehmste. Die Frauen wohnen in getrennten Hütten und werden im Fall einer schlechten Aufführung samt ihrem Kalim zurückgeschickt. Doch geschieht dies äußerst selten; ich habe nie ein Beispiel hiervon erlebt. —

Die Leiche eines Verstorbenen wird in die besten Kleider des Verstorbenen gehüllt und ausgestreckt. Die Arme bindet man fest an den Leib und schließt den Körper in einen starken Kasten, der auch ein Messer, Feuerstahl, Stein und Zunder, wie auch Fleisch und Butter enthält, damit der Tote auf dem Wege nach den Wohnungen der Seelen nicht hungern möge. Ein Schamane hat den Vorsitz bei der Feierlichkeit. Die Weiber und Verwandten begleiten den Zug bis an einen bestimmten Ort. Das Lieblingsreitpferd des Verstorbenen wird gesattelt und aufgezäumt und nebst dem Beil, Kessel und anderem Ge-

räte nach dem Begräbnisort gebracht, wohin man auch eine fette Stute führt. Unter einem Baum öffnet man zwei Löcher. Das Pferd wird getötet und in eins derselben gelegt, und die Leiche in das andere. Dann wird die Stute geschlachtet, bereitet und von den Gästen verzehrt, während das Fell an den Baum gehängt wird, unter dem die Leiche mit dem Kopfe nach Westen ruht. Der Schamane nimmt seine Trommel und beschwört die bösen Geister, den Geist des Abgeschiedenen in Frieden ruhen zu lassen und macht der Zeremonie durch Zuwerfen des Grabes ein Ende. Wenn ein älterer Bruder stirbt, fallen die Weiber dem jüngeren anheim. Wenn aber ein jüngerer Bruder stirbt, so sind seine Weiber frei; doch heiraten sie selten wieder, es sei denn, daß sie sehr arm wären.

Die Kleidung der Jakuten ist weit vollständiger als die der Tungusen. Die Reicheren tragen einen Tuchrock, mit Pelzwerk besetzt und gefüttert und enge wohlgemachte Pantalons. Ihre Stiefel sind schlecht geformt. Die Weiber kleiden sich wie die Tungusen, sind aber weder so reinlich, noch so zierlich.

Ungefähr den 25. Juni, am Ende ihrer Feiertage, machen sie den Anfang mit ihren Sommerbeschäftigungen, indem sie einen großen Vorrat der inneren Tannen- und Birkenrinde sammeln, die sie auf Gestellen in ihren Hütten trocknen. Heumachen und Fischen beschäftigen sie bis zur Zeit, da die Beeren reifen, von denen sie eine ungeheure Menge zum Einkochen sammeln. Anfang Oktober schlachten sie ihren Wintervorrat an Vieh und lassen das Fleisch frieren, wodurch es frisch und brauchbar bleibt. Es wird auf solche Weise gleichzeitig eine Menge Heu gespart. Im Oktober und November fangen sie Fische unter dem Eise. Gegen das Ende des letzteren Monats beginnen sie die Jagd. Um Wölfe und Füchse zu fangen, legen sie in deren Spuren vergiftete Köder; außerdem stellen sie Fallen, Springböcke usw. Sie sind sehr geschickte Schützen und immer reichlich mit Pfeilen versehen.

Die Weiber verfertigen alle Kleider, besorgen das Vieh, melken die Kühe und Stuten, hacken Holz, bereiten die Speisen usw.

Sie kennen keine Belustigungen außer Schmausereien; zuweilen pflegen zwar die Weiber zu tanzen, aber diese Tänze bestehen in nichts weiter, als daß sie einen Kreis schließen und mit dem Lauf der Sonne umhergehen. Ihre Gesänge sind ohne alle Harmonie und beinahe alle aus dem Stegreif über irgend einen Gegenstand, der ihnen auffällt, gebildet.

Ihr Leder bereiten sie auf folgende Weise. Sie nehmen die Haut eines frisch geschlachteten Pferdes oder einer Kuh und weichen diese in Wasser, bis das Haar sich leicht ablöst. Alsdann wird die Haut aufgehangen; sobald sie beinahe trocken ist, wird sie in Blut gelegt, und wenn sie ganz davon durchtränkt ist, an einem räucherigen Orte eine beträchtliche Zeitlang aufgehängt. Von dem derart bereiteten Leder verfertigen sie die Sohlen ihrer Stiefel und ihre Symirs oder Flaschen, und da es durchaus wasserdicht ist und sogar nicht einmal

Öl durchläßt, wird das Leder zu diesem Gebrauch vollkommen tauglich. Die Schäfte ihrer Stiefeln machen sie aus Kalbs- oder Fohlenleder, welches sie schaben oder reiben, bis es weich ist, dann nähen, in Blut einweichen und im Rauch aufhängen. Nachher wird es verschiedene Male mit Holzkohle geschwärzt und mit Fett eingerieben und wieder geräuchert, bis es wasserdicht geworden ist. Elen- und Rehhäute werden mit oder ohne Haar zubereitet, indem sie dieselben mit einem Teig aus Kleien und der unverdauten Speise aus den Mägen dieser Tiere oder mit dem Unflat der Kühe bedecken, dann aufhängen, und wenn sie beinahe trocken sind, so lange reiben und schaben, bis sie weich werden. Man braucht sie alsdann entweder in ihrer natürlichen Farbe oder färbt sie rot mit der mit Asche zusammengekochten Rinde des Erlenbaumes oder gelb mit Sauerampferwurzeln. Ihren Zwirn bereiten sie aus den Beinsehnen der Pferde, Rehe oder Elentiere.

---

3. Die treibenden Nomaden der Steppen Zentralasiens.

(Die Quellen der Mongoloiden.)

Wir sahen im vorigen Kapitel, wie die Völker in Asien nach Norden zu abgeschoben wurden. Das ist die Wirkung eines ständigen Wellenschlages nach einer Richtung. Nach dieser Richtung trat keine Brandung ein. Hier im Norden versandete jede Bewegung. Ganz anders waren die Folgen jedes Übertretens der Völkerwogen des inneren Asien den drei anderen Himmelsrichtungen zu.

Im einleitenden Kapitel machte ich auf die große Bedeutung der regenarmen Gebiete Asiens aufmerksam; wir lernten als das Ergebnis dieser drei Gebiete die Kulturformen und Rassen der Mongoloiden, Arioiden und Semitoiden kennen. Der nomadische Keim, der mit der Lehre der Viehzucht aus einer höheren Kulturregion in die Wüsten- und Steppengegenden Asiens verpflanzt wurde, wucherte gar mächtig hervor und verdrängte mit seiner ungeheuren Kraft ein älteres ärmeres Jägertum, das sicher vordem in diesen von der Natur nicht sehr reich bedachten Gegenden geherrscht hat. Als der Jäger der Steppen Asiens das Rind erhielt, da verwendete er es nicht wie die höheren Kulturvölker, die Hack- und die Gartenbauern, als Arbeitstier, sondern er überließ das Tier in gewissem Sinne sich selbst, verließ sich auf die natürliche Fortpflanzungskraft und beschränkte sich darauf, die anwachsenden Herden zu hüten und zu bewachen. Das Nomadentum Innerasiens beruht auf der Größe der Herden. Diese Tiere sind es, welche ihn zur ewigen Bewegung veranlassen, ihn hin- und hertreiben, damit er neue Futterplätze suche, wenn die alten abgegrast sind; sie sind es, welche seine Zähigkeit im Wandern nicht nur erziehen, sondern ihn auch zum Räuber machen. Denn das Vieh treibt sich so leicht fort!

Der Viehraub ist ein anständiges und berechtigtes Gewerbe unter allen echten Viehnomaden. In dem späteren Kapitel über die Semitoiden werden wir von dem Berufe des Haramy viel hören. Aber auch der Mongoloide hat seine Viehräuberei, die er unter dem Namen der Baranta als angenehmes und beliebtes Gewerbe betreibt. Derartige Viehräuber heißen unter den Kirgisen Barantatschi. Wer auf die Baranta ausgeht, hüllt sich in ärmliche Kleidung, bewaffnet sich mit einem Knüppel und zieht dann in entfernte Gegenden, in denen er Unachtsamkeit der Hirten bei genügendem Viehreichtum erwartet. Nächtlicherweile wird der Überfall veranstaltet. Im übrigen spielt sich alles so ab, wie wir dies bei den Arabern des Näheren sehen

werden, ohne daß allerdings die Sitte sich so verfeinert hat, wie auf der großen südwestlichen Halbinsel Asiens.

Viehzucht und Viehraub erziehen diese Menschen. Im allgemeinen führen sie ein verhältnismäßig reges Leben. Was uns Prschewalsky von den Mongolen erzählt, dürfte ziemlich allgemeinwertig sein. Der Mongole, der sich von einer Jurte zur anderen begibt, teetrinkend und schwatzend, der den Tag in Essen und Trinken hinbringt, das dürfte der schläfrige Ruhetypus aller dieser Völker im allgemeinen Leben sein. Wenn aber ein Mann sich findet, der es versteht, die Schläfrigen aufzurütteln, der sie aufruft, den Viehraub in größeren Maßen zu betreiben, der die Zerstörungswut und den Blutdurst, welche in allen Menschen leben, die sich lediglich mit dem Vieh abgeben, wachruft, dann entsteht eine Leidenschaftlichkeit, die alles das übertrifft, was Kulturmenschen in einem Zustande der Erregung an Tatkraft zur Schau zu tragen vermögen. Die lange Schläfrigkeit ist wie eine Zeit des Aufspeicherns der Kraft. Diese Völker erscheinen von diesem Standpunkte aus betrachtet als die Vertreter der Region der Kraftgewinnung. Die Kraft gibt sich aber nach dem Aufwachen nicht gezügelt und gemächlich wirkend aus, sondern sie bricht plötzlich wie ein Gewitter hervor, und so furchtbar wie eine plötzliche Entladung wirkt die befreite Kraft des ausbrechenden Nomadentums.

Ich werde gleich zu zeigen versuchen, wie aus dem innerasiatischen Nomadenkrater abwechselnd immer eine Strömung nach der andern über die Lande flutete. Die wichtige Frage ist, welche Wirkung für das Kulturleben der Menschheit und der Asiaten im besonderen diese Ausbrüche gehabt haben. Wir wissen es, daß solche Ausbrüche plötzlich erfolgen, daß darauf mit einem Male wie aus dem Boden gezaubert große Reiche in den Steppengebieten entstehen, daß überall an den Rändern des Ausbruchs die Brandung die Kulturgüter wegspült, daß nach kurzer Zeit diese Reiche zerfallen sind und das Nomadentum in alter Trägheit über die Steppen hinschleicht. Ist es aber wahr, daß nur Zerstörung dieser Flut folgte? Ich werde das zu beantworten versuchen, möchte aber vor allen Dingen die Hauptmomente der Ausbrüche hier historisch zusammenfassen.

Unser Wissen in historischen Dingen führt uns bekanntlich bis in das vierte Jahrtausend vor Christi Geburt zurück. Da lebt in Mesopotamien ein Kulturvolk, und dieses Kulturvolk hat seine Erbschaft übernommen von den Sumerern, die nicht semitischen Blutes waren, sondern — Mongoloiden! Wir kennen auch aus späterer Zeit nirgends ein Türkenvolk — in deren Sprachverwandschaft gehört das Sumerertum, — das eine höhere Kulturleistung vollbracht hätte. Die einzige Möglichkeit, ein Verständnis zu erzielen, liegt für mich in der Annahme, daß diese Sumerer nicht die Gründer, sondern auch nur die Erben der Kultur Babyloniens waren, just wie nach ihnen die Semiten. Die Semiten waren auch nur einfache Nomaden, als sie das Sumerertum zerstörten und die Kulturerbschaft in Mesopotamien antraten.

Wir sehen also, daß in einer Zeit, die vor jeder historischen Berechnung liegt, die Mongoloiden schon von den Steppen in das Tiefland wanderten und Kulturreiche eroberten und ihrerseits bewirtschafteten. Wir sehen dann im 13. Jahrhundert vor Christi Geburt die Hunnen in Asien entstehen, den Westen und Osten überfluten, an China Herrscher abgebend und im Westen noch ein halbes Jahrtausend nach Christi Geburt Staaten gründend.

Es folgen verschiedene Staaten im Innern Asiens bald mandschurischer, bald mongolischer Zugehörigkeit. Vom 2.—5. Jahrhundert nach Christi Geburt tauchen mit derselben Geschwindigkeit derartige Reiche an der Grenze Chinas auf, mit der ihre Vorgänger von der Oberfläche weggeblasen werden. Im 5. Jahrhundert beginnt dann die große Türkenwanderung. Ihre Wellen sind nicht nur über die Grenzen Chinas hereingebrochen; ein jeder weiß vielmehr, daß wir noch heute in Europa das Kartenhaus eines türkischen Staates allseitig ängstlich bewachen, fürsorglich seine Erhaltung verlangen, damit nicht etwa ein anderer seine Erbschaft antrete. Wir haben ja außerdem in den Ungarn und in den Finnen weit vorgeschobene Posten uralaltaischer Sprachzugehörigkeit — d. h. also der Mongoloiden.



Der grösste Machtbereich der Mongolenherrscher nach der Wanderzeit im 12.—15. Jahrhundert.

Und dann folgt im 12. Jahrhundert der große Mongolensturm, unter dessen Dräuen das Abendland zitterte, und in welchem dem Chinesentum ein neuer Herrscherstamm erwuchs. Wie gewaltig derartige mongoloide Ausbrüche um sich zu greifen vermochten, das möge der Leser aus der vorstehenden Kartenskizze ersehen, welche die Fläche zur Darstellung bringt, welche mongolische Reiche, die

aus diesem Sturme hervorgingen, einnahmen. — Heute besteht kein einziges mehr. Denn wohl gaben die Mongolen den Chinesen eine neue Dynastie; die Dynastie ward aber aus dem Lande gejagt (im Jahre 1368) und nicht viel später, nämlich in der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts brandet an der chinesischen Grenze schon wieder eine neue Nomadenflut: das Reich erhielt eine neue Herrschaft, die Herrschaft der Mandschu.

Wir haben also einen Zeitraum von Jahrtausenden hinter uns, in dessen Verlauf eine Welle nach der andern diese abwechselnde Geschichte vom mächtigen Aufbäumen und schnellen Zusammenbruch durchmachte. Wir sehen, daß trotz der durch Jahrtausende abwechselnden, zerstörenden Fluten die Kultur nicht zu grunde gegangen ist: die Kultur des Ostens und die des Westens blieb erhalten; sie blühte auf; sie ist zu neuer Kraft gelangt.

Und um die Wirkung der innerasiatischen Nomadenstürme in ihrer Bedeutung noch besser erkennen zu können, wollen wir auch die verschiedenen Arten der Einwirkung nach den verschiedenen Himmelsrichtungen hin betrachten. Daß nach dem Norden die Völker einfach abgeschoben wurden, haben wir gesehen. Im Westen klang die Bewegung an den Grenzen der Arioiden stets aus. Wenn einzelne kleine Gebilde wie das Reich Attilas mitten im Ariertume zu stande kamen, so will dies doch nichts heißen. In historischer Zeit sind jedenfalls die Mongoloiden für das Ariertum nicht sehr bedeutungsvoll gewesen. Auch im Süden bei den Vorderindern ist allzuviel vom zerstörenden oder überhaupt sonst irgend einem Einfluß der mongoloiden Wanderungen wenig zu spüren.

Dagegen haben wir gesehen, daß das alte Babylonien vor den Semitoiden von einem Mongoloidenstamme beherrscht wurde, und wir haben vor allen Dingen in China die Erscheinung zu verzeichnen, daß ein mongoloides Volk nach dem andern das Reich unterwirft, vieles von seiner Kultur zerstört und dann die Kulturerbschaft mit herrschaftlicher Befugnis antritt.

Und das oft halbverwüstete China ist gerade dasjenige Kultur- und Staatengebilde der Erde, welches die längste historische Lebenszeit hinter sich hat, ja, es hat den Anschein, als wenn, — auch angenommen, daß der chinesische Staat zerstört wird, — das chinesische Kultur- und Volksleben doch eine derart zähe Lebenskraft hat, daß nicht einmal die moderne arioide Kulturübermacht es zu zerstören vermag!

Sollte das nur auf den ewig zitierten Reis als Volksnahrungsmittel zurückzuführen sein? Oder sollte das Zufall sein?

Der Kulturgeograph muß beides ablehnen. Uns will es so erscheinen, als ob China als Gebiet der Kraftverwertung seine Existenzkraft gerade infolge dieser Überschwemmung durch Mongolen aus den Gebieten der Kraftspeicherung und Krafterhaltung, aus den Steppenländern des inneren Asiens erhalten hat. Wir dürfen es nie vergessen, daß Völker in Kulturgebieten, die ständig in der Verwertung

der Kultur begriffen sind, gar leicht verweichlichen und zu grunde gehen, wenn nicht eine neue energische Befruchtung herbeigeführt wird. Ein solches Beispiel werden wir nachfolgend in dem Kapitel über Vorderindien finden.

Gibt somit das Nomadentum der Mongoloiden doch wohl mehr, als man im allgemeinen anzunehmen geneigt ist, so ist auf der andern Seite auch der Prozeß des Nehmens zu betonen. Ganz langsam haben die Mongolen die Symptome höherer Kultur angenommen. Sie sperren sich nicht mit einem großen Fanatismus etwa gegen eine Religion oder gegen irgend ein anderes Zeichen der höheren Kultur ab. Sie sind aber zu träge, um etwas mit Kraft anzupacken, das sich nicht als eine Notwendigkeit ihres nomadischen Wander- und Hirtenlebens ergibt. Immerhin ist es sehr bezeichnend, daß die Mongolen den Chinesen weniger Kultur verdanken als den arischen Nachbarn.

Ihre Schrift haben sie im Laufe der Zeit nicht aus chinesischen Elementen, sondern aus den Elementen des Westens und des Südens gestaltet. Ihre Religionen verraten sehr wenig ostasiatischer Herkunft, und die Moraltheologien der Chinesen blieben ihnen vollkommen fremd. Dagegen hielt sowohl der Buddhismus wie der Mohammedismus bei ihnen siegreich Einzug. Wir sehen auch in allen möglichen Kunstformen das Überwiegen östlicher und südlicher Einflüsse.

Also ständig ein Abgeben von Kraft dem Osten zu und Übernahme von Kultur von Westen und Süden her — das ist das Hauptmerkmal innerasiatischer mongoloider Kultur.

Es ist sehr interessant zu beobachten, wie die Mongoloiden allmählich und langsam ihre Kultur übernommen haben und zur Zeit übernehmen. Die Schenkenden sind für sie zur Zeit die Russen. Im Altertume waren es Perser und Araber. Und die Erweiterung und Erhöhung der Kultur erfolgte auf dem Wege des Handels. Denn den Handel dürfen wir als ein wichtiges Merkmal asiatischen Nomadentumes nicht vergessen. Schon im Altertume ging eine Handelsstraße durch Zentralasien, und die Römer und vor ihnen schon die Phönizier bezogen mitten durch Asien ihre Seide von den Serern — das sind die Chinesen. Wie die Mongolen heute den Handel fördern, schildert uns Prschewalsky in jenem Teile seines Berichtes, in dem er von der Verwendung der Kamele spricht.

Und wie der Handel inmitten des treibenden Nomadismus blühende Heimstätten findet, mögen wir aus dem Berichte Alexander Burnes über seinen Besuch in Bochara ersehen. Das bunte Bild, das uns hier geschildert ist, beleuchtet so recht das fröhliche Zusammenstreben zu einer Handelsempore inmitten des Nomadismus. So sieht eine Stadt wohl in den Zeiten der Ruhe aus, wenn aber in früheren Zeiten die Stürme ausbrachen, dann wurden solche Grenzstätten der Kultur wie das Korn unter der Sichel des Schnitters hinweggefegt, dann blieb auch von all den verschiedenen Typen des Nomadentums in den verschiedenen Gegenden nicht viel Selbständiges übrig, dann

brachte das Kriegsleben, das Stürmen und Strömen eine allgemeine Verflachung herbei, die wir überhaupt als das charakteristische Merkmal des Nomadentumes im Auge behalten müssen.

Aber die Zeiten des Ausbruchs innerasiatischer Nomadenzüge dürften im großen und ganzen vorüber sein.

Nahrung und Viehzucht der Mongolen.

Nach N. von Prschewalski*) (1873).

Im gewöhnlichen Leben der Mongolen fällt dem Reisenden vor allen Dingen ihre unbegrenzte Unreinlichkeit auf. Während seines ganzen Lebens wäscht der Nomade nicht einmal seinen Körper. Sehr selten und auch dieses nur ausnahmsweise wäscht sich einer Hände und Gesicht. Infolge des beständigen Schmutzes wimmelt die Kleidung der Nomaden von Ungeziefer, das sie, ohne sich durch die Gegenwart eines Fremden stören zu lassen, töten. Man kann alle Augenblicke sehen, wie ein Mongole, manchmal auch ein Beamter oder wohl gar ein angesehener Lama, sein Kleid oder seinen Pelz umkehrt, die zudringlichen Insekten fängt und sogleich mit dem Tode bestraft, indem er sie auf seinen Vorderzähnen zerdrückt.

Die Unreinlichkeit und der Schmutz, in welchen die Nomaden leben, sind teilweise von der Scheu vor dem Wasser und jeglicher Feuchtigkeit bedingt. Nicht genug, daß der Nomade um keinen Preis durch ein Gewässer geht, in dem man sich kaum den Fuß naß machen kann, er meidet auch aufs ängstlichste, seine Jurte in der Nähe eines feuchten Ortes, z. B. einer Quelle, eines Baches oder Sumpfes zu erbauen. Die Feuchtigkeit übt auf ihn einen ebenso verderblichen Einfluß aus, wie auf das Kamel, was nur durch die Angewöhnung des Organismus an ein trockenes Klima erklärt werden kann. Der Mongole trinkt auch nie ungekochtes, kaltes Wasser, sondern ersetzt es immer durch ein aus Ziegeltee (man könnte auch sagen „Teebriketts") gekochtes Getränk. Diese Ware erhalten die Mongolen durch die Chinesen, und sie haben sich so leidenschaftlich an sie gewöhnt, daß ohne dieselbe kein Nomade, sei es Mann oder Frau, auch nur einige Tage leben kann. Während des ganzen Tages, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, steht der Kessel auf dem Herde, und die ganze Familie trinkt ohne Unterlaß Tee und bewirtet damit vor allen Dingen jeden Gast.

Die Zubereitung des Tees findet in der ekelhaftesten Weise statt: Das Gefäß, ein gußeiserner Kessel, in welchem man den Nektar braut, wird nie einer Reinigung unterzogen, selten nur wird das Innere mit trockenem „Argall" d. h. mit Exkrementen vom Rinde oder Pferde ausgerieben. Zum Kochen wird gewöhnlich Salzwasser genommen, und wenn man solches nicht hat, wird das gewöhnliche Wasser wäh-

*) „Reisen in der Mongolei, im Gebiet der Tanguten und den Wüsten Nordtibets." Jena 1881, H. Costenoble.

rend des Kochens gesalzen. Nun wird der Ziegeltee mit einem Messer gekrümelt oder in einer Stampfe zerstoßen und eine Handvoll dieses Pulvers in das kochende Wasser geworfen, dem noch einige Tassen Milch zugesetzt werden. Um den Ziegeltee, der hart wie Stein ist, zu erweichen, wird er vor seiner Verwendung während einiger Minuten auf heißen „Argall" gelegt, wodurch er weder an Geschmack, noch an Aroma gewinnt. Nun ist er zum Servieren fertig. So zubereitet, dient der Tee jedoch nur als erfrischender Trank, ungefähr wie bei uns der Kaffee oder die Schokolade oder auch wie ein kühlendes Getränk. Um aus ihm eine gehaltvollere Nahrung zu machen, schüttet der Mongole in sein Schüsselchen mit Tee eine Handvoll gerösteter Hirse und legt, um die Delikatesse vollständig zu machen, ein Stück Butter oder rohen Kurdjukfettes (von der Fettdrüse, welche das mongolische Schaf an der Schwanzwurzel entwickelt) dazu. Dieses wird dem Leser einen Begriff über das Ekelhafte der Speisen geben, welche die Mongolen in unglaublicher Menge vertilgen. Im Laufe des Tages genießen sie zehn, ja fünfzehn Schüsselchen solchen Tees, deren jede den Inhalt unseres Glases ausmacht. Dieses ist selbst für eine junge mongolische Dame etwas ganz Gewöhnliches. Die erwachsenen Männer genießen doppelt so viel. Man ißt und trinkt übrigens den ganzen Tag, wann es jedem beliebt, da bei den Mongolen keine bestimmte Zeit für die Mittagstafel festgesetzt ist. Hierbei ist noch zu bemerken, daß das Schüsselchen, aus dem die Nomaden ihren Tee trinken oder essen, persönliches Eigentum dessen ist, der sich desselben bedient. Auch dieses Gefäß wird nie gewaschen, sondern nach dem Gebrauche ausgeleckt und dann in den Busen gesteckt, wo ganze Schwärme Ungeziefers hausen. Die Schüsselchen dienen auch häufig zum Prunk, und man findet bei Reichen silberne von chinesischer Arbeit.

Neben dem Tee bildet die Milch in verschiedener Form die beständige Nahrung des Mongolen. Aus ihr werden Butter, Schaum, Areka und Kumys bereitet. Schaum wird aus süßer Milch bereitet, die man über gelindem Feuer kocht. Später läßt man sie sich setzen, um sie hierauf, nachdem man die Sahne abgeschöpft hat, zu trocknen. Um den Geschmack zu erhöhen, wird diesem Gebrauch häufig geröstete Hirse hinzugefügt.

Die Areka wird aus saurer Milch, von welcher die Sahne abgeschöpft wurde, bereitet und ist etwas dem Quarke Ähnliches. Aus ihr fabriziert man den „Arell", eine Art kleiner, trockener Käsestückchen. Der Kumys, mongolisch „Tarasunn" wird aus Stuten- oder Schafmilch bereitet. Während des ganzen Sommers ist er das Hauptbewirtungsmittel, so daß die Mongolen sich gegenseitig unaufhörlich besuchen, um den Tarasunn zu probieren, mit dem man sich gewöhnlich benebelt. Alle Nomaden haben übrigens eine große Vorliebe für spirituöse Getränke, obgleich die Trunksucht bei ihnen durchaus nicht ein so allgemeines Laster wie in zivilisierten Gegenden ist. Schnaps erhalten die Mongolen von den Chinesen in China, wohin

sie mit den Karawanen kommen, oder auch von chinesischen Krämern, welche im Sommer durch die ganze Mongolei streifen, um verschiedene Waren gegen Wolle, Felle und Vieh umzutauschen. Dieser Handel bringt den Chinesen großen Gewinn, da sie die Waren gewöhnlich auf Kredit geben und bei dieser Gelegenheit ungeheure Prozente fordern und obendrein die eingetauschten Gegenstände zu sehr niedrigen Preisen berechnen.

Obgleich Tee und Milch während des ganzen Jahres die Hauptspeisen der Mongolen bilden, so haben sie doch, besonders im Winter, eine wichtige Beispeise dazu. Es ist dieses das Hammelfleisch, ein besonderer Leckerbissen jedes Nomaden, so daß er, wenn er eine Speise als sehr schmackhaft bezeichnen will, sagt: „So schmackhaft wie Hammelfleisch!“ Das Schaf wird aber auch wie das Kamel zu den geheiligten Tieren gezählt.

Der leckerste Teil des Schafes bleibt wohl der Kurdjuk (die Fettdrüse des Schwanzes). Die mongolischen Schafe mästen sich, scheinbar sogar auf einer mageren Weide, dermaßen, daß ihr ganzer Leib mit einer Fetthülle von nahezu einem Zoll Dicke umgeben wird. Je fetter aber das Tier ist, desto mehr entspricht es dem Geschmacke des Mongolen. Sehr bezeichnend ist übrigens die grausame Art des Schlachtens der zum eigenen Bedarf bestimmten Schafe. Die Mongolen schlitzen dem Tiere den Bauch auf, fahren mit der Hand ins Innere, erfassen das Herz und drücken es so lange, bis das Tier verendet. Vom geschlachteten Schafe geht übrigens kein Brocken verloren. Selbst die Därme werden verbraucht. Sie werden ausgeleert und ohne vorher ausgewaschen zu werden, mit Blut gefüllt. So werden sie nun gekocht und als Würste verspeist. Man muß freilich einen Mongolenappetit und Mongolennerven besitzen, um diese Würstchen zu genießen.

Die Gefräßigkeit des Mongolen ist unglaublich.. Er kann während eines Gelages nicht weniger als fünf Kilogramm Hammelfleisch verzehren. Es finden sich Gourmands, welche während eines Tages einen ganzen Hammel mittlerer Größe verspeisen! Während einer Reise ist ein Hammelviertel die gewöhnliche tägliche Portion für einen Menschen; dabei wird noch ökonomisch gelebt. Dafür aber ist der Mongole auch im stande, mehrere Tage ohne jegliche Speise zu leben. Wenn er aber ans Essen kommt, ißt er auch, im wahren Sinne des Wortes, für sieben.

Das Hammelfleisch wird zum gewöhnlichen Verspeisen immer nur gekocht. Gebraten wird auf einem Spieße ausschließlich das Bruchstück, welches ein Leckerbissen der Mongolen ist. Wenn die Mongolen während des Winters auf Reisen sind und das Fleisch hart gefroren ist, wird es halb roh genossen. Man schneidet zu diesem Behufe immer eine dünne, halbgekochte Fleischschicht ab und läßt das übrige weiter kochen. Im Falle der Eile aber legt der Nomade ein Stück unter den Sattel des Kamels, auf welchem er die Reise macht, um es gegen den Frost zu schützen. Von hier wird nun das Fleisch

während des Marsches hervorgezogen und ohne Rücksicht auf die an ihm klebenden Kamelhaare und den Geruch, den es angenommen hat, mit dem größten Appetit verzehrt. Die Schöpsenbrühe wird von den Nomaden wie Tee getrunken. Manchmal wird etwas Hirse oder in Nudeln geformter Teig hineingetan. Vor dem Essen, wenn die Schüsselchen schon gefüllt sind, werfen die Lamas und die Frommen aus der oberen Volksklasse kleine Stückchen als Opfer ins Feuer oder in Ermanglung des Feuers auf die Erde. Um von flüssiger Speise ein Opfer zu bringen, wird der Finger in dieselbe getaucht und dann abgeschüttelt, ohne Rücksicht darauf, wohin die Tropfen fliegen.

Die Mongolen nehmen alle ihre Speisen mit den Händen, um sie dem Munde zuzuführen, trotzdem diese für gewöhnlich sehr schmutzig sind. Das Fleisch wird in großen Stücken an den Mund gebracht, so viel, als eben darin Platz findet, in ihn genommen und der Rest vor dem Munde mit einem Messer abgeschnitten. Die Knochen werden so rein benagt, daß auch kein Fäserchen an ihnen bleibt, ja einige werden sogar zerschlagen, um das Mark herauszubekommen. Das Schulterblatt vom Schafe wird, nachdem das Fleisch verzehrt ist, immer zerbrochen; es ganz zu lassen, wird als schwere Sünde betrachtet.

Außer Hammelfleisch, das als bevorzugte Speise betrachtet wird, genießt der Mongole auch Ziegen- und Pferdefleisch. Seltener als dieses wird Rindfleisch und am seltensten Kamelfleisch gegessen. Die Lama genießen kein Pferde- und Kamelfleisch, aber weder sie noch andere Landsleute verachten das Fleisch gefallener Tiere, besonders, wenn sie etwas fett sind. Brot kennen die Mongolen nicht, obgleich sie die chinesische Semmel nicht verachten. Manchmal backen sie jedoch zu Hause Fladen und machen Nudeln aus Weizenmehl. In der Nähe der sibirischen Grenze essen die Mongolen schon Roggenbrot; doch weiter im Innern der Mongolei kennen sie es nicht, und die Mongolen, denen wir unsern russischen Zwieback aus Roggenbrot gegeben, sagten gewöhnlich, nachdem sie ihn probiert hatten: „Ein solches Essen hat nichts Angenehmes an sich; man knabbert bloß mit den Zähnen."

Fische und Vögel werden von den Mongolen, mit sehr wenigen Ausnahmen, nicht gegessen; sie halten eine solche Speise für unrein. Ihr Ekel geht so weit, daß einst einer unserer mongolischen Führer, als ich auf dem See Kuku-Nor eine Ente verzehrte, vor Ekel zu brechen begann. Derselbe Mongole ist in unglaublichem Schmutze aufgewachsen, aß mit Gleichmut Fleisch von gefallenen Tieren und ungewaschene Hammeldärme, und doch konnte er den Anblick, daß ein Europäer eine Ente genoß, nicht ertragen.

Die ausschließliche Beschäftigung der Mongolen und die einzige Quelle ihres Wohlstandes ist die Viehzucht. Der Reichtum des Menschen wird dort nach der Anzahl seiner Viehherde bestimmt. Am meisten werden Schafe gehalten, dann kommen Pferde und Kamele; Rindvieh und Ziegen sind nur in geringer Zahl vorhanden. Jedoch

ist es auch von den Umständen abhängig, ob ein Mongole überwiegend die eine oder die andere Tiergattung hält. Bei den Mongolen in der Calcha werden die besten und meisten Kamele gehalten. Im Gebiete der Zacharen hat man Überfluß an Pferden. In Ala-Schan werden vorzüglich Ziegen gehalten, während man in Kuku-Nor den Yacks vor dem Rinde den Vorzug einräumt. Der Preis des Viehes ist in verschiedenen Gegenden der Mongolei verschieden.

Die reichste aller Gegenden der Mongolei ist Calcha, deren Bewohner im Wohlstande leben. Trotzdem vor kurzem eine Viehseuche unzählige Stücke Vieh dahingerafft hat, kann man doch noch immer unübersehbare Herden antreffen, welche einem Eigentümer gehören. Man findet selten einen Bewohner der Calcha, der nicht einige Schafherden hätte. In der Mongolei sieht man selten ein Schaf ohne Fettschwanz; nur im Süden macht das Fettschwanzschaf dem Breitschwanzschafe Platz.

Der Nomade, welcher seinen ganzen Unterhalt, Speise, Kleidung und Wohnung, seiner Herde verdankt und mit ihrer Hilfe noch hübsches Geld verdient, das teils aus dem Verkaufe von Vieh, teils auch aus den großen für den Transport von Waren durch die Wüste zu erlegenden Summen vereinnahmt wird, widmet seine ganze Aufmerksamkeit seinen Haustieren, während die Sorge für seine eigene Person und für seine Familie eine untergeordnete Rolle spielt. Das Übersiedeln auf einen andern Weideplatz wird ausschließlich durch den Nutzen, den es dem Vieh bringen wird, bemessen. Wo es diesem wohl ist, d. h. wo es reichlich Futter und Tränke findet, siedelt sich der Mongole an, ohne auf andere Umstände Rücksicht zu nehmen. Das ganze Wissen des Nomaden hat nur auf sein Vieh Bezug, und seine Geduld mit diesem ist bewunderungswürdig. Das widerspenstige Kamel wird in seinen Händen ein untertäniger Lastträger und das halbwilde Steppenpferd ein gehorsames und ruhiges Reittier. Der Nomade liebt seine Tiere und hat Mitleid mit ihnen. Er sattelt um keinen Preis ein Kamel oder Pferd vor einem bestimmten Alter, und er verkauft um keinen Preis ein Lamm oder Kalb, da er es für Sünde hält, sie in der Jugend zu schlachten.

Die Industrie spielt bei den Mongolen eine sehr untergeordnete Rolle und beschränkt sich auf die Produktion derjenigen Gegenstände, welche zum Hausgebrauch durchaus notwendig sind. Man gerbt also Leder, macht Filzdecken, Sättel, Zäume und Bogen. Selten nur verfertigt man sich Messer und Feuerstahl. Alle andern Gegenstände des häuslichen Bedarfs kauft der Mongole von den Chinesen und in sehr geringer Menge von russischen Kaufleuten in Kiachta und Urga. Von Bergbau ist bei den Nomaden keine Rede. Der Binnenhandel in der Mongolei ist ausschließlich Tauschhandel. Der Handel nach außen beschränkt sich auf Peking und auf die chinesischen Nachbarstädte. Dort bringen die Mongolen ihr Vieh, sowie Salz, Felle und Wolle zum Verkauf hin und nehmen Manufakturwaren als Bezahlung an.

Unbegrenzte Faulheit ist ein Hauptcharakterzug des Nomaden. Das ganze Leben dieses Menschen vergeht in Nichtstun, das durch die Bedingungen des wandernden Hirten begünstigt wird. Die Pflege der Herde bildet die einzige Sorge des Mongolen, und diese nimmt durchaus nicht seine ganze Zeit in Anspruch. Pferde und Kamele gehen ohne jede Aufsicht in der Steppe umher und kommen nur im Sommer einmal des Tages zum Brunnen, um zu trinken. Das Hüten der Kühe und Schafe ist eine Obliegenheit der Frauen oder der herangewachsenen Kinder. Bei den reichen Mongolen, deren Viehherden nach Tausenden zählen, werden gemietete Hirten gehalten, welche selbst arm sind und keine Familie haben.

Das Melken der Herde, das Sammeln der Sahne, Buttern, Kochen und die anderen häuslichen Arbeiten gehören fast ausschließlich zu den Pflichten der Hausfrau. Die Männer tun gewöhnlich nichts und reiten von morgens bis abends von einer Jurte zur andern, um Tee oder Kumys zu trinken und mit dem Nachbar zu plaudern. Die Jagd, welche die Nomaden bekanntlich leidenschaftlich lieben, dient bis zu einem gewissen Grade dazu, die Langeweile zu vertreiben. Die Mongolen sind aber, mit seltenen Ausnahmen, schlechte Schützen und haben keine guten Gewehre. Selbst eine Luntenflinte findet man selten bei ihnen, und oft vertreten sie Pfeil und Bogen.

Beim Beginn des Herbstes erleidet das Faulenzerleben der Mongolen eine Änderung. Sie sammeln dann ihre Kamele, nachdem diese sich genug umhergetummelt und bringen sie nach Kalgan oder Kuku-Choto, um sie dort zum Transporte zu vermieten. In Kalgan nimmt man Tee, um ihn nach Kiachta zu transportieren, in Kuku-Choto Proviant für die chinesische Armee in Uljasutaj und Kobdo. Der dritte, kleinste Teil der Kamelherde wird zum Transportieren von Salz, das sich auf den Salzseen der Mongolei bildet, verwendet. Es wird in die chinesischen Grenzstädte gebracht. So werden also während des Herbstes und Winters sämtliche Kamele beschäftigt und bringen ihren Eigentümern ungeheuren Gewinn. Im Anfange des April hört der Transport auf. Die abgemagerten Kamele werden wieder in die Steppe getrieben, und ihre Eigentümer überlassen sich der Ruhe in gänzlicher Untätigkeit.

Diese Faulheit zwingt den Mongolen, immer zu reiten und sorgsam jede Bewegung zu Fuß zu vermeiden. Selbst auf einige hundert Schritt bemüht sich der Mongole nicht zu Fuß, sondern besteigt gewiß sein Pferd, das deshalb auch beständig vor der Jurte angebunden steht. Auch seine Herde hütet der Nomade reitend und während seiner Reise mit der Karawane steigt er höchstens dann vom Kamele, wenn ihn der bitterste Frost hierzu zwingt; aber auch dann geht er nur einen, höchstens zwei Kilometer. Vom beständigen Reiten sind sogar die Beine des Nomaden etwas gebogen, und er umfaßt den Sattel mit den Schenkeln so fest, als ob er an ihm angewachsen wäre. Das wildeste Steppenpferd richtet gegen einen Reiter, wie der Mongole ist, nichts aus. Wenn der Nomade auf seinem Renner sitzt, ist er tat-

sächlich in seinem Elemente. Er reitet nie Schritt, selten Trab. Er fliegt immer wie der Wind durch die Steppe. Aber der Mongole kennt und liebt sein Pferd. Ein guter Renner oder Paßgänger ist sein größter Stolz, und er verkauft ein solches Pferd auch in der größten Not nicht. Zu Fuße gehen ist eine Schande bei den Mongolen, selbst wenn es nur bis zur Jurte des nächsten Nachbarn wäre.

Von der Natur mit einem kräftigen Körper ausgestattet und von Jugend auf an Beschwerden gewöhnt, erfreut sich der Nomade einer ausgezeichneten Gesundheit. Ohne auszuruhen zieht er mit seinen mit Tee beladenen Kamelen durch die Wüste, trotzdem alle Tage eine Kälte von 30° herrscht und ein beständiger Nordwestwind weht, der die Kälte noch fühlbarer macht. Und doch hat der Nomade, während er von Kalga nach Kiachta reist, den Wind immer von vorn und sitzt bis 15 Stunden täglich auf dem Kamele, ohne von ihm herabzusteigen. Man muß wirklich aus Eisen sein, um eine solche Reise zu ertragen. Der Mongole aber macht während des Winters die Reise einige Male hin und zurück, was im ganzen oft 5000 km ausmacht. Doch dieser Mensch mit der eisernen Gesundheit wird ein ganz anderer, wenn er zu einer andern Beschäftigung genötigt wird. Ohne furchtbar zu ermüden kann er keine 20 oder 30 km gehen. Wenn er auf feuchtem Boden übernachtet, erkältet er sich, wie ein verzärteltes Stadtkind, und er verflucht sein Geschick, wenn er zwei oder drei Tage ohne Ziegeltee verbringen muß.

Briefe aus Kalmückenlagern.

Nach Benjamin Bergmann*) (1803).

I.

Sie werden vielleicht neugierig sein, den ersten Mann unter den Kalmücken kennen zu lernen. Ich will in diesem Briefe Ihre Neugierde zu befriedigen suchen. Machen Sie Sich aber nur erst darauf gefaßt, etwas über die kalmückischen Wohnungen zu lesen.

Eine Kalmückenhütte hat die Gestalt eines stark gerundeten Kegels, der auf einem drei bis vier Fuß hohen Zylinder, dessen Umfang sechs, acht oder mehrere Klafter beträgt, zu ruhen scheint. Das Gerippe dieser Hütte besteht in der unteren Hälfte aus einem hölzernen Gitterwerk, in der oberen Hälfte aus langen, schräg gestellten Stöcken, die mit dem höheren Zylinder einen runden hölzernen Kranz ergreifen, mit dem andern am Gitterwerke anliegen. Auswendig sind dergleichen Hütten mit Filzdecken umzogen, und diese mit starken Bändern von Kamelwolle befestigt. Wird Feuer in der Hütte gemacht, dann zieht man bloß die Filzdecken von dem Hüttenkranze weg, um dem Rauche freien Durchzug zu lassen.

Sie müßten freilich selbst solche Hütten gesehen haben, um sich

*) „Nomadische Streifereien unter den Kalmücken." Bd. I. Riga 1804.

einen Begriff von der zweckmäßigen Bauart derselben zu machen. Sie widerstehen dem Regen und Sturmwinde, halten im Winter weit wärmer und schützen im Sommer weit mehr gegen die Hitze als die gewöhnlichen Soldatenzelte von Segeltuch. Da die kalmückischen Nomaden selten über eine Woche auf einem Platze zubringen, so konnte nichts bequemer sein, als diese Art von Hütten, die sich mit leichter Mühe auseinandernehmen und auf Kamelen weiter fortschaffen lassen.

Wie mögen aber wohl die mongolischen Völkerschaften zu einer Hütteneinrichtung gekommen sein, die für ihre nomadische Lebensart so bequem und so zweckmäßig ausgefallen ist? Ich habe mir darüber eine besondere Hypothese ausgedacht, die für mich wenigstens alle Wahrscheinlichkeit hat, welche man nur von einer Hypothese verlangen kann. Doch ich kann nicht so schlechtweg anfangen, weil ich erst einige Sätze vorauszuschicken habe, gegen die Sie, wie ich hoffe, nichts einwenden werden.

Eine aufmerksame Betrachtung der Natur in ihren mannigfaltigen Beziehungen auf den Menschen hat wohl die meisten Künste hervorgebracht. Der Anblick von zweckmäßigen Natureinrichtungen mußte einen so tiefen Eindruck auf die empfänglichen Sinne des Naturmenschen machen, daß dieser, als Bedürfnis und Notwendigkeit die selbsttätige Kraft seines Geistes in Bewegung setzend, von selbst darauf verfiel, durch Nachahmung von Gegenständen der Natur für seine eigene Erhaltung und Sicherheit gewisse Anstalten zu treffen. In Höhlen, die von selbst entstanden waren, unter Gebüschen, die sich von selbst gebogen hatten, schützten sich die ersten Menschen gegen die Einflüsse der Witterung. Die gefühlte Notwendigkeit mußte bald den Wunsch nach einer bequemen Wohnung veranlassen. Das Beispiel des Fuchses, des Bären und anderer Tiere veranlaßte den Menschen, bequemere Höhlen auszugraben. Der Anblick eines Nestes gab ihm die Veranlassung, schlanke Zweige in dichtverschlossene Hütten zu verwandeln. Die Kälte nötigte die Menschen, die Flamme zu erneuern, die sich durch eine Gewitterwolke entzündet hatte. Die Krallen des Raubvogels, des Löwen, des Tigers wurden nachgeformt, um Pfeile und Spieße und andere Waffen, erst zur Verteidigung, dann zum Angriffe zu verfertigen. Ohne Schutz gegen die rauhe Witterung streifte man den Tieren die natürlichen Kleidungen ab, um sich selbst darein zu hüllen. Ich könnte diese Schilderung bis zu den schönen Künsten verfolgen, aber dann würde ich für Ihre Einbildungskraft gar nichts übrig lassen und meine Kalmücken zu weit aus den Augen verlieren. Also wieder zu ihnen zurück.

Nachahmung der Natur, dünkt mich, war auch bei den kalmückischen Urvätern die Veranlassung zu den Filzwohnungen. Aber wie? Das umherziehende Leben in Gegenden, die wenig oder gar nicht mit Holzungen versehen waren, verhinderte diese Nomaden, nach dem Beispiele anderer Völker entweder bequeme Löcher auszugraben oder aus Strauchwerk und Baumstämmen Hütten zusammenzutragen.

Müde, nach Art der wilden Tiere unter freiem Himmel zu liegen, mochte es vielleicht einem von ihnen einfallen, aus der Wolle ihrer Schafe eine Art von Hütte zu bilden, bei welcher das Nest des in der tatarischen Steppe so bekannten Remesvogels zum Modell dienen konnte. Dieser merkwürdige Vogel bereitet aus einer Art Wolle einen länglichen Sack, den er so geschickt an Zweige befestigt, daß weder Wind noch Wetter im stande sind, seine schwebende Wohnung zu beschädigen. Diese Methode, dünkt mich, benutzten die Voreltern der Kalmücken, um sich nach dem Beispiele des Remes Hütten einzurichten, die sie in der Folge immer mehr zu vervollkommnen und mit dem Holzwerk immer besser zu stützen suchten. Weil die mongolischen Wohnungen nicht anders als auf die Erde gestützt werden konnten, sahen sich die Mongolen genötigt, von ihrem Urbilde darin abzuweichen, daß sie ihren Wohnungen entgegengesetzte Lagen gaben. Der Eingang wurde daher auch nach unten angebracht. Die Ähnlichkeit zwischen Nest und Hütte ist in Stoff und Gestalt so in die Augen fallend, daß der kleine Unterschied der Lage gar nicht in Betracht kommen darf.*)

Die kalmückischen Hütten, die zu einer Horde oder großen Abteilung dieses Nomadenvolkes gehören, liegen zerstreut und ziemlich entfernt voneinander, um den zahlreichen Herden bequeme Plätze zur Weide zu verschaffen. Die Hauptquartiere in einer Horde sind das Quartier des Fürsten, das Quartier der Geistlichkeit und der Markt, der im Kalmückischen, sowie im Tatarischen und Russischen den Namen Bazar führt. Um diese drei Quartiere herum sind die gewöhnlichen Hütten angelegt, die sich von den Wohnungen der Vornehmen bloß dadurch unterscheiden, daß sie nicht so groß sind und schmutziger und durchlöcherter aussehen.

Die Horde, zu welcher ich mich begeben hatte, ist die vorzüglichste von allen kalmückischen Horden an der Wolga; nicht sowohl wegen der Anzahl der Filzhütten, deren man hier ungefähr 500 zählt, als weil das Oberhaupt aller in Rußland lebenden kalmückischen Anhänger des Dalai Lama seinen Sitz darin aufgeschlagen hat.

Seit Vize-Chan Ubascha (1771) mehr als 70 000 kalmückische Hütten aus dem russischen Reiche weggeführt hat, ist bis auf die neuesten Zeiten nicht wieder ein Vize-Chan ernannt worden. Die angesehen-

---

*) Diese Darlegung ist natürlich nicht haltbar. Die den Anfang darstellenden Ableitungen stimmen, die Nachahmung des Kalmückenzeltes vom Neste des Webervogels ist aber verfehlt. Wenn ich diese Stelle hier dennoch aufgenommen habe, so geschieht dies, weil sich aus der Übereinstimmung des Materiales beim Nestbau des Remes und beim Hüttenbau des Mongolen ein anderer Gedanke aufdrängt. Wir sehen hier nämlich, deutlich wie in wenigen Beispielen, die Armut Innerasiens, eine Armut, die Mensch und Vogel zur Verwendung der gleichen Materiale (Wolle!) zwingt. Während Mensch und Vogel ursprünglich unwillkürlich die Bestandteile des Pflanzenreiches zur Wohnungserrichtung verwenden, zwingt die geographische Beschaffenheit des Landes zur Verwendung von Material aus dem Tierreich, aus dem Bereiche der Tiere, die hier nur leben können! —

sten Fürsten hießen Taischi, die anderen Rojone. Kaiser Paul hat den Taischi des Därbätischen Kalmückenstammes zum Vize-Chan aller Kalmücken ernannt und die Einkünfte und Macht desselben, die sonst ziemlich unwichtig waren, weit bedeutender gemacht. Die Kalmücken haben jetzt wieder ihre eigene Gerichtsbarkeit, die ihnen nach der Flucht des Ubascha genommen war. Sie sind nicht mehr von dem Astrachanschen Kalmückengerichte und von den russischen Befehlshabern abhängig; vielmehr ist jenes Gericht gänzlich aufgehoben worden, und die russischen Befehlshaber sollen nicht mehr so willkürlich als vorher schalten.

Der Dolmetscher, welcher mich in seine Hütte aufgenommen hatte, begab sich, sobald wir abgesessen hatten, mit mir und dem Sekretär, welcher in Abwesenheit des Oberbefehlshabers die russischen Angelegenheiten besorgt, nach dem Örgö oder der Wohnung des Vize-Chans Tschutschei. Die Filzhütte, aus welcher der nomadische Palast dieses Beherrschers bestand, lag wie gewöhnlich auf einem ganz freien Platze. Nicht weit von dieser Wohnung standen fünfzig lange Spieße, von zwei Seiten auf einer horizontal befestigten Stange aneinander gereiht.

Wir begaben uns in die Gerichtshütte, weil sich der Fürst gerade darin befand. Der Fürst saß wie gewöhnlich mit übereinandergeschlagenen Beinen auf einem erhöhten Lager von Filzdecken und Teppichen dem Eingange gegenüber. Zur Rechten des Fürsten saßen dessen zwei ältesten Söhne, welche eben ihre hölzernen Schalen mit Fleisch vor sich hatten; zur Linken wurden uns Filzdecken zum Niedersitzen angewiesen. Der kalmückische Fürst ist nicht viel über 40 Jahre alt. Seine Physiognomie verrät eine edle Seele. Er trug ein blaues Gewand von Seide. In der Hand hielt er einen Rosenkranz, an welchem er betend, selbst während des Sprechens, die Kügelchen geschwind nacheinander abrollen ließ.

In der Hütte waren ein paar Kisten, eine kalmückische Geldmaschine und ein langer in die Erde gesteckter Stab, an welchem etliche halbabgehauene Zweige hervorragten, um Mützen daran aufzuhängen.

Wir eingetretenen Europäer fügten uns in die asiatische Gewohnheit, mit eingezogenen Füßen vor dem kalmückischen Herrscher Platz zu nehmen. Nach dem kalmückischen Zeremoniell ist aber eine noch andere Art zu sitzen vorgeschrieben. Der geringere Kalmück bezeugt nämlich einem angesehenen Manne seine Ehrerbietung, wenn er wie ein Kamel hinkniet, seine Füße hinten hervorragen läßt und sich auf die umgebogenen Fersen niedersetzt.

Nachdem wir uns gesetzt hatten, wurde ich dem Vize-Chan als ein Deutscher vorgestellt, welcher sich einige Zeit bei den Kalmücken aufzuhalten wünschte, um ihre Sprache zu lernen. Tschutschei meinte, daß dies sehr gut von mir wäre, daß ich mich aber nur, so viel ich könnte, an die kalmückische Kost gewöhnen möchte.*) Ich ließ ihm

*) Erst in der Folge lernte ich die Ursache kennen, warum mir der Fürst den Genuß kalmückischer Speisen und Getränke anriet. Mehrere Kalmücken, die mir dies

darauf antworten, daß ich mit der kalmückischen Kost recht zufrieden wäre. Er fragte mich, ob ich auch wohl kalmückischen Tee trinken könnte? Als ich dies bejaht hatte, erhielt der Teekoch Befehl, Tee herbeizuschaffen. Nach einigen Minuten wurde der Tee mit einem langen hölzernen, mit messingenen Reifen beschlagenen Gefäße gebracht und in großen hölzernen Schalen herumgereicht.

Aus der Gerichtshütte begaben wir uns in die eigentliche Wohnung des Vize-Chans. Diese war weit geräumiger als die Gerichtshütte und mit seidenen Vorhängen geschmückt. Auf der linken Seite standen auf einem Altartische verschiedene Opferschalen; an den Seiten des Altars hingen mehrere Bilder von Göttern. Die Fürstin saß auf einem ebenfalls erhöhten Lager und empfing uns mit vieler Artigkeit. Ich brachte beim Hineintreten eine kalmückische Grußformel vor und beantwortete ein paar leichte Fragen, die ich zufälligerweise verstand, so gut, daß sie mich voll Verwunderung einen biliktaj kuhr, d. h. einen faßlichen Menschen nannte. Sie erinnerte sich, daß sie mich schon vor einigen Jahren, nicht weit von Sarepta, in der Horde mit einem Sareptaner gesehen hätte, nach dessen Befinden sie sich sorgfältig erkundigte. Die Fürstin hat ein sehr frisches Aussehen, so daß man sich über ihre sechs zum Teil erwachsenen Kinder wundern muß. Sie rauchte eben Tabak und tändelte mit ein paar kleinen Kindern.

Der Abend wurde damit hingebracht, daß wir einem kalmückischen Ringerspiele beiwohnten, welches während des jetzigen Gebetfestes, wenn die Hitze nachzulassen anfängt, neben der Hütte des ältesten Sohnes von Tschutschei täglich gegeben wird. Die Ringer traten dem jungen Fürsten gegenüber auf, und der Sieg des einen oder des andern wurde durch ein lautes Beifallsrufen des Volkes (das durch die Stärke angestellter Wächter auf allen Seiten in ziemlich weiter Entfernung zurückgehalten wurde) begleitet. Die beiden ältesten Söhne des Fürsten saßen auf Filzdecken und beschäftigten sich mit ihrem Rosenkranze, ob sie gleich selbst während des Betens laut Beifall oder Tadel über die Ringer an den Tag legten. Während sich die Ringer bald mit wechselseitigen Ohrfeigen aufmunterten, bald mit Geschicklichkeit die Siegespalme einander streitig zu machen suchten, wurden wir mit Tee und gesäuerter Stutenmilch (Tschigan) bewirtet.

Es war schon ziemlich spät, als ich gestern die Ringer verließ, um noch den herrlichen Abend zu genießen, der in der Steppe alle Beschreibung übertrifft. Die Sommerabende können nirgends so schön sein als hier, teils der angenehmen Kühle, teils des Mangels an lästigen Insekten wegen. Erst nach Mitternacht wird hier die Kälte empfunden, wodurch selbst nach den heißesten Sommertagen das Tragen der Pelze notwendig gemacht wird. Die Mischung von Ein-

---

ebenfalls sorgfältig empfahlen, setzten hinzu, wenn ich bald Kalmückisch lernen wollte, so möchte ich nur kalmückische Speisen essen. Es läßt sich vermuten, daß mir der Fürst aus demselben Grunde die kalmückischen Nahrungsmittel empfohlen habe.

drücken, welche durch den gestrigen Abend bei mir zusammenflossen, entfernten mehrere Stund'en den Schlaf von meinen Augen, der sich sonst nach dem Ritt, den ich am Morgen zurückgelegt hatte, früher eingestellt haben würde.. Der schmetternde Schall musikalischer Instrumente, welcher aus den benachbarten Hütten der Geistlichkeit hervordrang, das Schreien der Kamele, das Wiehern der Pferde, das Brüllen der Rinder, das laute Rufen der Unken in dem nahen Teiche begrüßte meine Ohren mit einem so vielstimmigen Konzerte, daß ich erst gegen Mitternacht einschlief.

II.

Das Tageslicht, das durch die Löcher unserer Hütte drang, hatte mich aufgeweckt, um den vorigen Brief zu schreiben, den Sie mit diesem zusammen erhalten werden. Gegen neun Uhr begab ich mich zur Ratsversammlung des Vize-Chans. Tschutschei war noch in seiner Wohnhütte und hielt das Morgengebet mit seiner Familie. Das Gebet schien aus Anrufungen der Götter und zwar vornehmlich der fürchterlichen Götter zu bestehen. Das System des Polytheismus bringt es mit sich, mehr auf das Wohlwollen der furchtbaren Gottheiten zu achten, die nach der Volksmeinung mehr Unheil, als die sanften Gutes stiften können. Das Morgengebet des Fürsten war eine Art von religiösem Gesange, der schnell verlief und der die Töne schnell nacheinander bald steigen, bald fallen ließ. Mögen andere, die jeden fremden Glauben hassen, in solchen Ausströmungen der Andacht Greuel und Abscheulichkeit antreffen; ich denke nicht so, ich achte jede Religion, die mehr sittliche als unsittliche Menschen hervorbringt, und die Gebräuche derselben, wie sehr sie sich auch von den Vorstellungen entfernen, welche Erziehung und Nachdenken in meiner Seele erzeugt haben, sind mir heilig. Dieser Denkungsart gemäß, fand ich in dem kalmückischen Gebete sehr viel Feierliches.

Als das Gebet beendigt war, ging ich in die Hütte und wurde mit Tee bewirtet. Der Vize-Chan begab sich darauf zur Gerichtshütte, und ich folgte ihm dahin.

Schon in den frühesten Zeiten hatten die kalmückischen und mongolischen Fürsten einen eigenen Rat (Sarga), welcher aber ihre Macht nicht im geringsten beschränken durfte, da das Oberhaupt die Mitglieder nach Willkür ein- und absetzte. Die Aufgabe der Sargatschi oder Glieder des Rats war immer, so wie auch jetzt, sich über Angelegenheiten des Volkes mit dem Oberhaupte zu beratschlagen. Der Sarga besteht aus acht Gliedern. Als vor mehr als 40 Jahren (1761) Ubascha zum Nachfolger des Chans Donduk Taschi ernannt wurde, fand es die russische Regierung für gut, die Macht des kalmückischen Oberfürsten dadurch einzuschränken, daß die chanischen Sargatschi von dem Kollegium der auswärtigen Angelegenheiten abhängig gemacht wurden, indem man sie durch eine Besoldung von 100 Silberrubeln an das russische Interesse anknüpfte.

Als sich Tschutschei gesetzt hatte, nahten sich ihm die eintretenden Sargatschi, einer nach dem andern, warfen sich mit dem rechten Knie nieder, beugten den Oberleib zur Erde und berührten mit der Rechten den Arm des Fürsten, wodurch sie Gruß und Ehrerbietung vereinigten. Der Fürst berührte ebenfalls die Hand des Sargatschi, der sich darauf rückwärts entfernte und niedersetzte.

Ich war ohne Dolmetscher in den Sarga eingetreten und hatte Mühe, die Absicht, die mich hineingeführt hatte, anzuzeigen. Der Sohn des Fürsten fragte mich, ob ich eine Bittschrift mitbrächte. Ich antwortete mit nein und hörte darauf stillschweigend, wenigstens eine Stunde, den Verhandlungen zu.

Als die gerichtlichen Angelegenheiten beendigt waren, befahl der Fürst, Milchbranntwein umherzureichen. Für einen Europäer, der sich an unsern gemeinen Branntwein nicht gewöhnt hat, ist dies Getränk äußerst widerlich; allein die nomadische Höflichkeit erfordert es, von den dargereichten Nahrungsmitteln wenigstens zu kosten. Je mehr man aber davon genießt, desto beliebter macht man sich bei den Kalmücken.

III.

Ich will Sie heute in den geistlichen Hütten umherführen, um Sie mit dem kalmückischen Gottesdienste vorläufig bekannt zu machen; denn bei meinen geringen Kenntnissen von der kalmückischen Sprache kann ich noch nicht an Nachforschungen denken, und andere Schriftsteller möchte ich nicht abschreiben.

Der Platz, auf welchem die kalmückischen Hütten der Geistlichen einer Horde umhergestellt sind, wird der Churull genannt. Dieser ist immer in der Nähe des Örgö oder des Palastes und besteht aus einer Menge Hütten, die sich bloß durch bessere Filzdecken von den übrigen auszeichnen. Diese Hütten stehen einzeln, etwas voneinander entfernt und beschreiben — wenigstens in dieser Jahreszeit — eine Ovallinie, die bei dem hiesigen Churull gegen zwei Werst zu betragen scheint. Auf dem großen freien Platze in der Mitte stehen die Gebethütten.

Das Fest, welches bei meiner Ankunft schon ein paar Tage gedauert hatte, heißt Üsüß. Es wird jährlich in dem ersten kalmückischen Sommermonate, vom 8.—15. Tage desselben, welches mit den letzten Tagen des April und den ersten des Mai übereintrifft, gefeiert. Alle Anhänger des Dalai Lama ehren dadurch das Andenken an die Empfängnis des Dschagdschamuni, d. h. des obersten der Götter.

Das Getöse der Instrumente führte mich zu den heiligen Hütten. Die Tür war bei jeder Hütte geöffnet, so daß ich, ohne selbst hineinzutreten, alles deutlich bemerken konnte. In der Hütte selbst saßen Priester von allen Klassen. An beiden Seiten hingen Bilder der Burchane oder Götter, und dem Eingange gegenüber war eine Art von

Altar. Zwischen Altar und Eingang saß die heilige Schar in zwei Reihen gegeneinander.

Der ganze Gottesdienst bestand aus einer gemischten Instrumentalmusik, die zwar keine vollkommene Harmonie, aber doch eine Art von Regelmäßigkeit der Töne bildete. Nur zuweilen unterstützte man die Instrumente durch Vokalmusik. Einer der angesehensten Geistlichen zur Linken des Altars schien durch eine Glocke, die er in der Hand hielt, die Musik zu leiten. Die übrigen Geistlichen führten besondere Instrumente, die Bürä, Bischkürr, Gangdung, Kängärgä und Zilang heißen.

Die Bürä haben die Gestalt eines langen Sprachrohres, sind sorgfältig aus Metall gearbeitet und bestehen aus zwei Stücken, die sich ganz ineinander schieben lassen. Was den Klang anbetrifft, so läßt sich dieser mit dem Posaunenton vergleichen.

Die Bischkürr sind eine Art von Schalmeien. Das Mittelstück besteht aus Knochen oder hartem Holz. Das Mundstück, sowie der Windfang ist bald aus Kupfer, bald aus Blech gearbeitet. Die Länge dieses Instrumentes beträgt ungefähr ein Arschin (etwa $^3/_4$ m).

Die Gangdung sind eine Art Zinken von Blech oder Messing, welche von den Kängärgisten abwechselnd mit dem Kängärgä gegebraucht werden.

Die Kängärgä sind eine besondere Art Trommeln, die von allen Seiten mit Pergamenthaut umgeben sind. Die beiden flachen Seiten sind in mäßiger Entfernung voneinander. Ihr Umfang übertrifft die gewöhnlichen Soldatentrommeln. Sie werden übrigens durch einen langen Stab in die Höhe gehalten und mit einem gebogenen Schlegel, wie ein Drachenkopf gestaltet, geschlagen.

Die Zilang sind metallene, in der Mitte hutförmig gewölbte Klangteller. Zwei solche Teller gehören zusammen und werden bald mit der ganzen, bald mit der halben Fläche, bald mit dem Rande während der Musik berührt.

Denken Sie sich, was für ein Getöse es geben muß, wenn alle diese Instrumente und noch dazu in mehreren Hütten zu gleicher Zeit gehört werden. Während des Festes dauert die Musik, kurze Pausen abgerechnet, vom Morgen bis zum Abend fort. Fast sollte man denken, daß diejenigen recht haben, welche diese kalmückische Churullmusik für Eingebungen des Satans ausgeben.

Die Geistlichen saßen mit unbedecktem Haupte da. Um ihnen meine Achtung für ihre religiösen Gebräuche zu bezeugen, stand ich selbst mit dem Hute in der Hand am Eingange. Meine russischen Gefährten aber waren nicht so artig.

Während der Zwischenzeit des Gebetes wurde gesäuerte Milch herumgereicht. Die Geistlichen selbst begaben sich nach dem Labetrunk hinaus, um von dem langen Sitzen auszuruhen.

Ich wurde von einigen Geistlichen aufgefordert, in die Hütten zu treten und nahm diese Aufforderung mit Vergnügen an, um

meine Neugierde, so gut ich konnte, d. h. durch bloßes Anschauen, zu befriedigen. Als ich meine Schale Tschigan geleert hatte, bat ich um Erlaubnis, die Bilder und andere Heiligtümer anzusehen. Dies wurde mir mit der Bedingung gestattet, daß ich nicht gar zu nahe hintreten sollte. Ich gab aber den andern zu verstehen, daß für mich „in der Ferne zu sehen" ebenso wäre wie „gar nicht zu sehen". Man gestattete mir darauf die Annäherung, aber ich durfte nichts berühren und mußte selbst den Hut vor den Mund halten, vermutlich, damit nicht meine Finger und mein Hauch die heiligen Gegenstände entweihen möchten. Ich betrachtete also die Bilder, die auf gelben Taffet, zum Teil sauber gemalt, in der Hütte umherhingen. Da ich kurz vorher den zweiten Teil von Pallas' mongolischen Nachrichten gelesen hatte und mir die beigefügten Kupfer noch im Gedächtnis lagen, so wurde es mir nicht schwer, ein paar Dutzend Namen herzunennen. „Hier," sagte ich, „ist Dschagdschamuni, dort Jaman Dagos, Okin Tängäri, Zagaan Dara Äkkä, Nojan Dara Äkkä." Die kalmückischen Geistlichen, die mich zum erstenmal in ihren Hütten sahen, wurden sehr überrascht. Ein paar von ihnen führten mich jetzt in andere Hütten, um mir weitere Bilder zu zeigen, und ich nannte ihnen auch hier den Nikudär Üsüktschi, den Maidara, Mansuschari, Ärlik Chan und der Himmel weiß, was noch für Götter. Ich bezeichnete die musikalischen Instrumente mit ihrer mongolisch-kalmückischen Benennung und zeigte zuletzt auf eine seidene, mit fremden Charakteren beschriebene Rolle, die ich ebenfalls aus Pallas kannte und von denen ich daher leicht zu der geistlichen Schar, die sich immer mehr um mich herumdrängte, sagen konnte, dies wäre indisch. „Er kennt die indische Schrift!" riefen sie alle aus. Einer von ihnen fragte mich, ob ich wohl mongolisch lesen könnte, und als ich dies bejaht hatte, zeigte er mir einige in dieser Sprache geschriebene Blätter. Die Schrift war deutlich genug geschrieben, daß ich eine halbe Seite fortlesen konnte. Das Erstaunen der Priester stieg aufs höchste.

Obgleich hier von meiner Seite ein wenig Prahlerei mit unterlaufen mochte, so dünkt mich, war dies insofern sehr verzeihlich, als ich bloß dadurch einige Aufmerksamkeit bei den Kalmücken zu erregen hoffte und auch wirklich erregte. Setzen Sie den Fall, ein Kalmück habe in seiner Steppe durch einen Europäer einige unbedeutende literarische Kenntnisse erlangt. Lassen Sie diesen Kalmücken in eine Versammlung unserer Priester treten, eine Bibel aufschlagen und sagen, „es ist eine hebräische!" und bei einer andern „es ist eine griechische!" Lassen Sie ihn außerdem noch geläufig unsere Muttersprache lesen. Würden unsere Priester nicht in Erstaunen geraten, bei einem Asiaten Kenntnisse zu bemerken, von welchen sie gar nicht begreifen könnten, wie sie bei demselben entstanden wären? Bei uns hätte man vielleicht den unterrichteten Asiaten einen fähigen offenen Kopf genannt. Bei den Kalmücken verdankte ich meiner Prahlerei die gleichbedeutende Benennung biliktaj kuhr.

Eine Folge der Äußerung meiner mongolischen Kenntnisse war,

daß man mich mit der größten Bereitwilligkeit auf verschiedene Dinge aufmerksam machte und den Gebrauch derselben zu erklären suchte, aber leider konnte ich nicht alles begreifen.

Der Altar, welcher dem Eingange gegenüber die ganze Höhe der Hütte ausfüllte, bestand aus einem hölzernen Gerüst, das mit seidenen, buntfarbigen Vorhängen bedeckt war. Oben befand sich eine Art von seidenem Thronhimmel, auf welchem ich außer dem himmlischen Drachen, welcher Blitz und Donner erregt, noch mehrere andere seltsame Figuren bemerkte. Auf dem mittleren Teile des Altars standen verschiedene Burchane von Erz in seidenen Kleidern. An einem unteren Vorsprung waren mehrere Opferschalen mit Getreide, Bohnen, Reis und anderen Dingen angefüllt, die auch von den Brahmanen zu diesem Gebrauch gewählt werden. Neben diesen Schalen stand die Kanne mit heiligem Wasser, aus welcher immer einige Pfauenfedern hervorragten. Unterhalb stand ein Spiegel. Ich fragte: „wozu?" Man sagte, es müsse so sein.

Man wollte mir noch mehrere Seltenheiten zeigen, als außerhalb der Hütte ein lautes Hörnergetöse den Geistlichen zum Signal diente, sich von neuem zum Gebet zu sammeln. Die Geistlichen kehrten also wieder zurück, und ich begab mich hinaus. An dem Eingange der Hütte standen mehrere vornehme Geistliche in roten Mänteln mit einer Art von Helm auf dem Kopfe, von welchem nach dem Rücken ein gelber Büschel von Wolle herunterlief. Diese Geistlichen, welche gewissermaßen das Marschallamt im Churull verwalteten, werden durch den Ehrennamen Ghäpkü unterschieden. Neben ihnen sah man etliche Untergeistliche, welche auf einer Art von Tritonshorn durch anhaltendes Blasen ihre Lungen ungewöhnlich anstrengten.

In einiger Entfernung dampfte ein großer Kessel an einem Feuer, das durch einen ganzen Berg von Mistkohlen unterhalten wurde. In einem Kessel schmorten ganze Kühe und Schafe. Einige Priester saßen schmauchend umher und schienen den Augenblick zu erwarten, wo sie ihren fastenden Magen wieder füllen konnten. Vor ihnen stand der Koch, der bis zum Gürtel entblößt, schwarz wie der Satan, mit einem großen Schaumlöffel die Fleischstücke aufhob und niederstieß.

Neben einer Gebettür war wie eine Art von Vorzimmer ein europäisches Zelt aufgespannt, wo gekochte Fleischklumpen aufgeschüttet lagen, die man, in kleinere Stücke zerschnitten, in die Hütte trug. Ein Haufen geistlicher Knaben war hier unter der Aufsicht einiger Geistlichen versammelt, und während ein Teil mit Sehnsucht darauf zu warten schien, daß die hineingetragenen Schalen auch zu ihnen gelangen möchten, verzehrte ein anderer die dargereichten Stücke mit großem Appetit.

Ich konnte nur kurze Zeit Zeuge dieses Schauspieles sein, weil das Gedränge von Priesterknaben, die mit leeren und vollen Schüsseln aus- und eingingen, so arg wurde, daß ich alle Augenblicke befürchten mußte, eine Schale mit Brühe oder Tschigan über mich ausgegossen zu sehen.

IV.

Die kalmückischen Geistlichen werden in drei Klassen geteilt. Die niedrigste besteht aus Priesterknaben, welche Mandschi heißen, die mittelste aus Untergeistlichen oder Gätzülln, die oberste aus Gällungen. Außerdem ist noch in jeder Horde ein höchster Geistlicher, welcher Lama genannt wird.

Der Lama des Vize-Chans ernannte in seiner Wohnung, in den letzten Tagen des Ürüßfestes aus den würdigsten Gätzülln 15 Gällunge. Da bei der Wahl mehr auf den Reichtum als die Fähigkeit und das Alter der Kandidaten Rücksicht genommen wird, so werden Sie leicht begreifen, wie sehr durch die vielen Churulle die Anzahl der Gällungen jährlich zunehmen muß.

Die lamischen Gesetze machen es den Geweihten zur Pflicht, am Tage der Weihe bis spät in die Nacht um den Churull umher zu gehen. Ich bekam acht von den fünfzehn zu sehen, welche diese Wallfahrt um den Churull des Vize-Chans anstellten, während die übrigen vermutlich das Nämliche beim Lama tun mußten. Sie gingen barfuß. Ihr glatt geschorenes Haupt war gleichfalls unbedeckt. Über dem roten, geistlichen Leibrock trugen sie ein gelbseidenes Gewand, das ganz aus angedrückten parallellaufenden Falten zusammengesetzt war, von dem Halse bis zu den Fersen herabhing, den linken Arm verhüllte und bloß den rechten Arm bis zur Achsel entblößt ließ. In der rechten Hand hielten sie einen Rosenkranz und bewegten daran die Kügelchen, ohne die Hand selbst merklich zu rühren. Ein feierlicher Ernst lag auf allen Gesichtern dieser Neugeweihten. Mit zur Erde gesenkten Blicken verfolgten sie stillschweigend, in Schauen vertieft, ihren Kreisgang.

Eine neue Feierlichkeit veranlaßte heute des Lamas Einzug in den Churull des Fürsten. Der Lama, dessen Wohnhütte einige Werst von der fürstlichen aufgerichtet war, ritt bis an den Fluß, wo ihn eine zahlreiche Volksmenge erwartete. Seine Heiligkeit, welche herübergetragen wurde, hatte ein gelbseidenes Oberkleid an, weil die gelbe Farbe von den Mongolen ganz besonders geachtet wird. Auf dem Kopf war eine runde Mütze, wie bei den gewöhnlichen Geistlichen, aber statt der gewöhnlichen Einfassung war diese mit einem Zobelkranze besetzt. Der kalmückische Patriarch setzte sich zu Pferde, und ich mischte mich unter den Schwarm von Priestern, welche ihn nach dem Churull begleiteten. Ein Gällung führte das Pferd am Zaum, und ein geringerer Priester trug einen Stab von Ebenholz (ein Ehrengeschenk des vorigen Monarchen) voraus. Der Lama stieg beim Churull ab, wo ihn ein angesehener Geistlicher bewillkommnete. Er näherte sich darauf einer Gebethütte, vor der zwei Flaggen wehten. Ein offenes Zelt war vor dem Eingange ausgespannt, neben welchem zwei Ghäpkü in roten Mänteln das Marschallamt verwalteten. Die gewöhnliche Churullmusik ertönte auf einige Augenblicke. Der Lama trat in die Hütte, warf sich dreimal vor dem Altar nieder, kam

nach einigen Augenblicken zurück und setzte sich auf ein Polsterlager unter dem Zelte. Er legte nun die roten Stiefeln mit dem gelben Oberkleide ab, schlug die Füße übereinander; die Arme waren bis zu den Achseln entblößt. Die Geistlichen verbeugten sich und knieten vor ihm nieder. Das Volk drängte sich immer näher herzu, wurde aber jedesmal durch die Stangen einiger Gällungen in ihren Schranken zurückgehalten. Uns Europäer wollte man anfangs durchaus nicht vor dem Angesicht des Lama dulden und verlangte, daß wir hinter demselben die Feierlichkeit ansehen möchten. Man meinte es gut mit uns, aber wir beharrten darauf, den einmal gewählten Platz zu behaupten; an der geeigneten Stelle hätten wir alles besser und näher sehen können.

Der Lama hatte einige Zeit unter dem Zelte zugebracht, als sich der Vize-Chan mit seinen beiden ältesten Söhnen und einer Menge Saissange oder Edelleute näherte. Der Vize-Chan in einem blauseidenen Kleide, das von Gold und Silber schimmerte, verbeugte sich erst und setzte sich darauf nicht weit vom Lama. Die beiden Söhne des Vize-Chans verbeugten sich dreimal bis zur Erde und setzten sich erst einer hinter dem andern außerhalb des Zeltes, bis sie eingeladen wurden, unterhalb ihres Vaters Platz zu nehmen. Eine Viertelstunde darauf kam die Vize-Chanin mit ihren Töchtern von einem zahlreichen Haufen begleitet. Sie warf sich ebenfalls dreimal vor dem Lama auf die Erde und setzte sich darauf neben ihren jüngeren Sohn. Der Lama erwiderte alle diese Verbeugungen bloß mit einer leichten Bewegung seiner Hände.

Als sich die Familie des Vize-Chans niedergelassen hatte, wurde ein feierliches Gebet gehalten. Unter dem Gebete wurden Gefäße mit Milch und Tee, Schüsseln mit Fleisch und runde Bretzeln zum Mahle herbeigetragen.

Während des Frühstücks ging ich zu den benachbarten Churull-hütten, wo mich ein neues Schauspiel anzog. Das gemeine Volk drängte sich haufenweise heran, warf sich vor den Hütten zur Erde und näherte sich darauf dem Eingange. Das Niederwerfen geschah jedesmal auf eine ganz eigene Weise. Die Mütze wurde zuerst vom Kopfe genommen und hingeworfen, daß die gelbe Seite nach oben zu liegen kam. Hierauf wurden die Hände mit einer schwungförmigen Bewegung aneinander gelegt und mit dem Daumen und Zeigefinger dem Angesichte genähert. Beim Niederfallen berührte man mit dem Kopfe die hingefallene Mütze. An dem Eingange der Hütten, wo die zusammengerollten Altäre und Bilder das Ende des Festes verkündigten, standen Mandschi und Gätzülln mit Kannen, aus welchen sie den Leuten heiliges Wasser in die hohle Hand gegossen. Wer von diesem Getränke bekommen hatte, schlürfte einen Teil auf und brauchte das übrige, um sich damit das Gesicht zu waschen. Ich ließ mir ebenfalls etwas von diesem Getränk geben. Es schien aus Wasser, Safran und Zucker zusammengesetzt zu sein. Jeder Kalmück, dem man von diesem Getränk in die Hand goß, bezahlte dafür ein paar Kopeken.

Als ich wieder zum Lama zurückkam, fand ich noch alles in derselben Ordnung. Das Mahl dauerte fort, und die Priester saßen noch immer auf den Fersen. Es gingen indessen Leute umher, um Kupfergeld einzusammeln, das, wie man mir sagte, für den Lama bestimmt wäre. Die Einsammler hatten es nicht nötig, zu Zahlungen aufzumuntern, da sich jeder mit seinem Geldstücke hinzudrängte.

Da der Tag ungewöhnlich heiß war, wollte ich nicht das Ende dieser Feierlichkeit abwarten. Gegen Abend ging ich nach dem Markte, der aus ungefähr 50 nomadischen Hütten bestand, wo Tataren, Russen und Armenier ihre Waren feilboten. Die Buden waren damals stärker als gewöhnlich besucht, weil das Ürüßfest eine Menge von Kaufleuten herbeigezogen hatte. Die Waren, welche hier den größten Absatz haben, sind Seidenzeug, Leinwand, Kitai (oder Kitaika nach dem Russischen), Safian und Eisengeräte. Ich trat in verschiedene Buden, aber meine Augen brauchten einige Minuten, um sich an die Dunkelheit, die dort herrschte, zu gewöhnen. Überall knieten kalmückische Käufer auf der Erde und prüften die angebotenen Waren, welche die Kaufleute mit aller Macht zu empfehlen suchten. Der Vorteil, welchen hier die letzteren aus allen Waren ziehen, mag nicht unbedeutend sein; denn 50—60 Werst weiter kann man die meisten Warenartikel um ein Dritteil wohlfeiler einkaufen, und der Transport auf Kamelen und tatarischen Fuhrwerken (Arba) verursacht hier wenig Kosten.

Auf meine Frage, ob die Kaufleute nicht zuweilen bestohlen würden, hieß es, daß man sich seit vielen Jahren keines Budendiebstahls erinnern könnte. Als ich darauf äußerte, daß man vielleicht durch eine hinlängliche Anzahl Wächter für die Budenversicherung gesorgt hätte, erfuhr ich zu meiner noch größeren Verwunderung, daß nur ein einziger Wächter des Nachts umherginge. In der Tat, wenn Sie bedenken, daß mit ein paar Messerschnitten, wo man nur will, Eingänge in die kalmückischen Buden gemacht sind, so hat man Ursache, darüber zu erstaunen, daß die Leichtigkeit, einen Diebstahl zu begehen, keine kalmückischen Diebe herbeilockt.

Blätter aus der Mongolenchronik.

Nach Ssanang Ssetsen Chungtaidschi*)

Im Jahre 1162 wurde von Jessugei Baghatur als Vater und Ögelen Chatun als Mutter ein Knabe unter merkwürdigen Zeichen geboren. Da diese Geburt mit dem Eindringen des gefangenen Temudschin zusammentraf, so nannten die Eltern den ersten Namen des Knaben „der von den Göttern verliehene Temudschin". Temudschins Mutter gebar außer ihm noch Chassar, Chadschikin und Ütsüken, in allem vier Söhne, und von zwei anderen Gemahlinnen,

*) „Geschichte der Ost-Mongolen und ihrer Fürstenhäuser." Aus dem Mongolischen von Isaac Jacob Schmidt. St. Petersburg 1829.

namens Goa Abaghai und Daghaschi, hatte Jessugei noch die Söhne Bekter und Belgetei, — mit jenen zusammen sechs Söhne.

Nach dieser Zeit wollte Jessugei seinem Sohne Temudschin eine Braut bei den mütterlichen Verwandten, den Olchonod, aussuchen. Auf seinem Wege dahin kehrte er bei Dai Ssetsen von den Chongkirad ein, der ihn fragte: „Mein Schwager von kijotscher Herkunft und vom Geschlechte Bordschigen, wohin ist dein Weg?“ Auf die Antwort des Jessugei Baghatur: „Die Absicht meiner Reise ist, diesem meinem Sohne eine Braut zu suchen,“ erwiderte Dai Ssetsen: „In verwichener Nacht erschien mir im Traume ein weißer Sperber und setzte sich auf meine Hand; dies ist, wie ich weiß, Bordschigen, euer Zeichen. Von altersher ist es Sitte, daß wir unsere schönen Fürstentöchter vorzugsweise an die Bordschigen verheiraten. Unsere gutartigen Jungfrauen sind schon von Natur zu Gattinnen der Bordschigen bestimmt. Ich habe nur eine einzige neunjährige Tochter, Bürte gegenannt, die ich diesem deinem Sohne geben will.“ Der Vater meinte, sie sei noch zu jung, aber der Sohn entgegnete: „Sie wird mir für die Zukunft nützlich sein, laß es geschehen!“ Hierauf tranken sie den Rest des vorhandenen Getränkes, Jessugei gab ein paar Pferde zum Geschenk, ließ den Temudschin zurück, und begab sich auf den Heimweg.

Unterwegs kam er in die Nähe eines Lagers der Tataren, woselbst ein Fest gefeiert wurde. Diese riefen ihm zu: „Es sind fertige Speisen da, komm und iß!“ Jessugei folgte der Einladung, lenkte zu ihnen hin und stieg ab. Die Tataren, des alten Grolls gedenkend, mischten Gift unter die dem Jessugei dargereichte Speise, wovon er auf dem Heimwege erkrankte, so daß er ganz erschöpft die Wohnplätze einiger Befreundeten erreichte, woselbst er einkehrte und ausrief: „Ich habe wohlschmeckende Speise genossen und damit meinem eigenen Leben Verderben bereitet. Holt mir meinen Sohn Temudschin!“ Sogleich wurde Menggulik von den Chongchotan mit dieser Botschaft abgeschickt, aber während dessen Abwesenheit war Jessugei Baghatur bereits Tegri geworden (gestorben). Da bald nach ihm auch seine Gemahlin Daghaschi starb, so lag die Last der Versorgung und Erziehung der sechs Knaben auf Ögelen Chatun allein.

Eines Tages kamen die Knaben Temudschin und Chassar zu ihrer Mutter und sprachen: „Vor kurzem haben die beiden, Bekter und Belgetei, die Fische, die wir gefangen hatten, geraubt und verzehrt. Heute schoß Chassar eine Lerche mit einem kleinen Pfeil; auch die raubten sie. Wir wollen die beiden töten.“ Hierauf entgegnete ihnen die Mutter: „Warum sprecht ihr wie die fünf Söhne jener taidschigodschen Fürstin der früheren Zeit? Der Körper ist zwar kleiner als sein Schatten, jedoch stärker als sein Schwanz, sagt das Sprichwort. Darum lebt als Freunde miteinander. Bedürft ihr nicht in Zukunft einer des andern Hülfe?“ Ohne zu antworten, gingen beide hinaus und warfen die Tür hinter sich zu, worauf die vier Brüder sich in feindseliger Absicht zu Bekter und Belgetei begaben. Bekter rief ihnen entgegen: „Wollt ihr töten, so tötet nur mich. Meinen Belgetei

tötet nicht. Er ist der Mann, der euch beistehen und eure Kraft vermehren wird.“ Ohne auf ihn zu hören, töteten sie den Bekter.

Als sie hierauf zu ihrer Mutter kamen, gab dieselbe ihnen im Zorne folgenden Verweis: „Wie konntet ihr solches tun und euch untereinander töten, während ich hoffte und mich freute, daß meine im Haß gegen unsere Feinde erzogenen und sorgfältig mit süßen Milchspeisen genährten Söhne ausgezeichnete und berühmte Männer werden würden! Was wird daraus werden, wenn ihr fortfahrt, einer den andern zu töten und euch untereinander zu vernichten! Ihr ähnelt einem Wolfe, der sich in die Rippen beißt, oder einem Raubvogel, der auf seinen eigenen Schatten stößt, oder einem großen Fische, der sich mit dem Schwanze peitscht! Nicht anders ist es, als daß dasjenige, was dünn ist, bei euch zur Schlange, und was dick ist, zur Kröte wird!“

Nach dieser Zeit kam die Heeresmacht der Taidschigod, umzingelte plötzlich die Gegend und ließ ansagen: „Euch allen wollen wir kein Leid antun, gebt uns nur den Temudschin heraus!“ Temudschin, der dies hörte, war im Begriff, mit eingelegtem Pfeil herauszurennen, als ihn noch die Mutter zurückhielt und ihn nachher heimlich hinausschaffte. Er nahm seinen Zufluchtsort in einer geräumigen Höhle am Onon, wo ihn aber die Taidschigod ausspürten und die Öffnung bewachten.

Nach drei Tagen wollte er den Versuch wagen, hinauszugehen, als er aber den Sattelgurt anzog, rutschte der Sattel ab und der Gurt zerriß. Da dachte Temudschin: „Wie konnte dieser Gurt zerreißen! Gewiß ist dies ein Warnungszeichen von meinem verstorbenen Vater.“ Abermals nach drei Tagen versuchte er es wieder, hinauszugehen, fand aber die Mündung der Höhle mit einem großen weißen Steine verstopft. Da dachte er: „Dieser Stein lag früher nicht da; auch dies ist eine Warnung von meinem Vater,“ — und blieb noch drei Tage in der Höhle. Nachdem er neun Tage in derselben verbracht hatte, verließ er sie mit den Worten: „Jetzt mag kommen, was da wolle.“ Alsbald wurde er von der noch immer lauernden Wache der Taidschigod ergriffen, die ihm eiserne Ketten und Fesseln anlegte und ihn mit sich fortführte, während die Mannschaft sich in seiner Bewachung wechselweise ablöste.

Es war den 15. des mittleren Sommermondes, an welchem Tage die Taidschigod ein großes Fest veranstalteten und sich in Getränken berauschten, als Temudschin in der Nacht die Klammer seines Fußeisens zerbrach, seine Wächter mit der Kette erschlug und flüchtete. Nach einigem Hin- und Herirren verbarg er sich in einem stehenden Gewässer, woselbst ihn aber Torghan Schara von den Ssuldes entdeckte. Dieser dachte bei sich: „Er hat früher meinen beiden Söhnen Tschilaghon und Tschimbai viel Freundschaft erwiesen;“ sodann rief er ihm zu: „Menschenkind, es ist gut, daß du hier liegst; ich werde Hülfe suchen.“

Mit diesen Worten entfernte er sich. Da dachte Temudschin: „Der Mann scheint gut gesinnt zu sein,“ — schlich sich in der Nacht

aus seinem Versteck hervor und kam zur Behausung des Schara, woselbst die beiden Söhne desselben, Tschilanghon und Tschimbai ihn mit folgenden Worten empfingen: „Wir wollen der verfolgten Lerche ein rettender Grashügel sein; wir wollen diesen, mit bebendem Herzen zu uns geflüchteten Bordschigen, diesen Tegri-Sprößling treulich schützen. Ungeachtet des Verdachtes, den man auf uns werfen wird, wollen wir uns seiner bestens annehmen.“ Hierauf zerhieben sie seine Ketten mit einem Beil und versteckten ihn in einem Wagen unter einem Haufen Wolle. Am folgenden Morgen wurde die ganze Nachbarschaft von den Taidschigod untersucht. Sie kamen auch in die Wohnung des Torghan Schara, und nachdem sie alles durchwühlt, wollten sie auch den Wagen durchsuchen. Da sprach die Tochter des Troghan Schara namens Schilughuchan Chatachan: „Wie kann man, eines fremden Menschen wegen bei solcher Hitze von Freunden und Verwandten gequält werden!“ und fing an zu weinen. Die Hausfrau aber fuhr die Leute zornig an und sprach: „Wie kann bei solcher Sommerhitze ein Mensch es aushalten, unter Wolle verborgen zu liegen? Welchen Grund zum Verdacht habt ihr gegen eigene Leute?“ Auf diese Worte der Hausfrau entfernten sich die Taidschigod. Da sprach Torghan Schara zu Temudschin: „Jüngling, beinahe wärst du die Ursache gewesen, daß unsere Asche verstiebt worden wäre.“ Hierauf machte er ihm den Sattel zurecht, schlachtete ein fettes Lamm zur Reisekost, ließ ihn eine weiße Stute besteigen und fertigte ihn in seine Heimat ab. Als er daselbst ankam, wurde er von seiner Mutter und seinen Brüdern mit großer Freude empfangen.

Im Jahre 1178, da Temudschin 17 Jahre und seine Braut Bürte Dschuschin, geboren im Jahre 1166, 13 Jahre alt war, nahm er sie zu sich.

Nach dieser Zeit kamen die Taidschigod wieder, raubten acht gelbe Reitpferde und nahmen sie mit sich. Alsbald setzte sich Temudschin auf das Darki Chongchor genannte Pferd seines von der Murmeltierjagd heimgekehrten Bruder Belgetei, fand die Spur im Grase und folgte derselben bis zur Pferdeherde des Boghordschi, Sohn des Nagho-Bajan von den Arulad, der ihn mit folgenden Worten empfing: „Fürstensohn von kijotscher Herkunft und vom Geschlechte der Bordschigen, von woher kommst du?“ Temudschin erwiderte: „Gegen Sonnenaufgang wurden mir meine acht gelblichen Reitpferde gestohlen. Ich bin der Spur im Grase gefolgt und bin gekommen, um von dir, Sohn des Nagho-Bajan, Erkundigungen einzuziehen.“ Hierauf antwortete Boghordschi: „Ich habe von deinen Leiden und harten Schicksalen gehört. Auf dem Pfade der Männer bin ich kein Fremder. Ich gehe mit dir.“ Mit diesen Worten bestieg er sein fahles Pferd, Churdun chubi genannt, ließ den Temudschin das gelbliche Pferd namens Uruk Schingchola besteigen, und beide machten sich auf den Weg. Als es anfing, dunkel zu werden, entdeckten sie einen Haufen Volks, das sich in einem Kreise schlafen gelegt hatte. Als es Nacht geworden war, wollte der Fürstensohn allein hineinsprengen, aber

Boghordschi verhinderte es mit den Worten: „Sprößling der Bordschigen! an einem unglücklichen Tage bin ich dein Gefährte geworden. Sollte ich bei deinem gefahrvollen Unternehmen mich in feiger Sicherheit halten?" Hierauf sprengten beide in den Kreis, jagten die acht gelblichen Pferde heraus und kamen wohlbehalten zurück zur Wohnung des Nagho-Bajan. Als dieser von seinem Sohne das Abenteuer erfuhr, lächelte er ihnen Beifall ins Gesicht und wendete sich sodann zur Seite, um seine Tränen zu verbergen. „Der Männer Pfad ist nur einer. Dies vergeßt nie!" So sprach er, ließ ein fettes Lamm zur Reisekost schlachten und entließ den Temudschin in seine Heimat. Bald nach diesen Begebenheiten vereinigte sich Boghordschi mit Temudschin und wurde in Freud und Leid sein unzertrennlicher Gefährte.

Im Jahre 1189, da der Fürstensohn Temudschin 28 Jahre alt war, wurde er auf der Grasfläche am Flusse Kerulen von den Arulad als Chaghan anerkannt. Vor diesem Tage ließ sich, drei Morgen nacheinander, ein fünffarbiger Vogel in Lerchengestalt auf einem viereckigen Steine vor dem Hause nieder und rief: „Tschinggis! Tschinggis!" Daher erhielt Temudschin seinen mittleren Namen Ssutu Bogda Tschinggis Chaghan, unter welchem er in allen Gegenden berühmt wurde. Danach sprang jener Stein plötzlich von selbst auseinander, und aus der Mitte desselben kam das Siegel, Chass-Boo genannt, zum Vorschein. Dieses Siegel hatte in der Länge und Breite die Größe einer Spanne, und auf der Rückseite sah man eine Schildkröte, auf deren Rücken sich zwei Drachen ineinander schlangen. Die Figuren des Siegels waren wie künstlich eingegrabene, erhabene Arbeit.

Gleich darauf erhob Tschinggis Chaghan die ursprünglich am Onon-Strome aufgepflanzte, neunzipflige weiße Fahne und die gewöhnlich auf Deligün Buldagha aufgepflanzte, schwarze, vierzipflige Fahne seines Schutzgeistes und ward der Herrscher der 400000 des Volkes Bede. Und der Herrscher sprach: „Dieses Volk Bede, das tapfer und trotzig, ungeachtet meiner Leiden und Gefahren, sich anhänglich mir anschloß, das mit Gleichmut, Freude und Leid die Stirne bietend meine Kräfte vermehrte, — ich will, daß dieses, einem edlen Kristall ähnliche Volk Bede, welches bis zum Ziele meines Strebens in jeder Gefahr die größte Treue erwies, den Namen Köke Monghol führen, und von allem, was sich auf Erden bewegt, das erhabenste sein soll." Von der Zeit an wird dieses Volk Köke Monghol genannt.

Nach dieser Zeit empörte sich Chassar Esen, vereinigte sich mit den Dologhan Chongehotan und zog davon. Der Herrscher vertraute den Oberbefehl über das zur Verfolgung bestimmte Heer dem Ssubegetai Baghatur mit folgenden Worten: „Ihr, meine treuen Kriegsobersten, ein jeder dem Monde gleich an der Spitze des Heeres! Ihr, dem Schmucke der Hauptbedeckung ähnlich! Ihr, der Ehre Mittelpunkt! Ihr, wie Stein Unbeugsame! Und du, mein Heer, das mich wie eine Mauer umgibt und das wie ein Schilffeld gereihet ist, höret meine Worte: Zur Zeit des friedlichen Scherzes lebt einträchtig, wie

die Finger einer Hand. Zur Zeit des Überfalles seid wie ein Falke, der auf seinen Raub stößt. Zur Zeit des Spieles und der Erheiterung schwärmt wie die Mücken. Aber zur Zeit der Schlacht fahrt auf den Feind wie der Adler auf seine Beute.“ Da antwortete Ssubegetai Baghatur: „Was wir vermögen oder nicht, wird die Zukunft lehren. Ob wir es ausführen werden, mag der Schutzgeist des Herrschers wissen!“

Hierauf rückte Ssubegetai Baghatur dem Chassar Esen nach, und als er ihn ereilte, schickte er ihm folgende Botschaft: „Wer sich von Blutsfreunden trennt, wird die Beute jedes einzelnen. Wenn Verwandte sich entzweien, werden sie Fremden zum Raube! Anhang kannst du dir verschaffen, aber keine Blutsfreunde. Untertanen kannst du dir erwerben, aber keine Brüder.“ Diese Worte fanden Eingang bei Chassar Esen. Er kehrte um und versöhnte sich mit dem Herrscher, seinem älteren Bruder.

Nach dieser Zeit verbanden sich Chassar und Belgetei gegen den Herrscher und hatten folgende Unterredung: „Dieser Herrscher ist ungerecht und gewalttätig ohne Maß. Nur durch deine Geschicklichkeit, Chassar, nur durch deine Stärke, Belgetei, werden die verschiedenen Stämme in Unterwürfigkeit gehalten und das Harte erweicht. Wem anders als uns beiden und unserer Mithülfe hat er es zu verdanken, daß die fünffarbigen sich von ihm beherrschen lassen?“ Diese stolzen Worte vernahm der Herrscher und dachte bei sich: „Ich will auf versteckte Weise den Hochmut dieser Knaben demütigen.“ Demgemäß verwandelte sich der Herrscher in einen gemeinen alten Mann, der von Haus zu Haus einen langen Bogen zum Verkauf ausbot. Als er den beiden Brüdern Chassar und Belgetei begegnete, riefen diese ihm plötzlich entgegen: „Oh, Alter, dein Bogen möchte recht gut zu einem Schnellbogen für Maulwürfe zu gebrauchen sein.“ Der Alte erwiderte ihnen: „Wie könnt ihr beiden Jünglinge etwas verachten, ehe ihr es gesehen habt? Ihr möchtet den alten Mann anders kennen lernen.“

Hierauf nahm Belgetei unter Lachen und Spott den Bogen, aber seine Kräfte reichten nicht zu, die Sehne einzuhaken. Der Alte befestigte die Sehne selbst und reichte den Bogen dem Chassar, dieser aber war nicht imstande, ihn zu spannen. Nun verwandelte sich der Alte vor ihren Augen in einen eisgrauen, abgelebten Mann, der ein bläuliches Maultier mit Blässe ritt, nahm den Bogen und schoß den Pfeil gegen ein Felsstück ab, das er voneinander spaltete. Sodann verließ er sie mit den Worten: „Ihr beiden Jünglinge! Von Prahlerei entsteht Gestank, sagt das Sprichwort. Nicht wahr, der alte Mann versteht es besser als ihr?“ Da sprachen die beiden Brüder zueinander: „Das war kein gemeiner Mensch. Gewiß war es ein Chubilghan des Herrschers.“ Von der Zeit an fürchteten sie sich und blieben bei dem Herrscher.

Zu der Zeit empörte sich Uran Tsengköi von den Ängkud und entwich mit 31 Volksabteilungen. Der Herrscher und Chassar ver-

folgten die Empörer, holten sie ein, und es kam zur Schlacht. Chassar, der das gelbliche Pferd des Herrschers, Ssain Ssamudschin genannt, ritt, und der Sohn des Toktangha Baghatur Taidschi namens Andun Tsching Taidschi stellten sich an die Spitze des Heeres und drangen in die Reihen des Feindes. Während des Gefechtes wurde die gelbliche Farbe des Ssain Ssamudschin zur blutigen Fuchsfarbe, die Anführer wurden besiegt, und dem gefangenen Uran Tsengköi wurde wegen seiner geschickten Hand das Leben geschenkt.

Zu derselben Zeit unterwarfen sich auch die Oirad Burjäd und schickten von dem großen Gewässer Baighal den Orodschu Schiguschi mit einem Adler zum Geschenk an den Bogda-Herrscher, zum Zeichen ihrer Anerkennung seiner Oberherrschaft.

Im Jahre 1190, da der Herrscher 29 Jahre alt war, jagte er mit diesem Vogel, und die Jagd zog sich vom Flusse Olcho bis zum Flusse Ula. Da indes Wangtschuk Chaghan der Dschurtschid von da entflohen und weitergezogen war, so entrüstete sich der Herrscher, und er zog sein Heer zusammen. Da aber der Ulafluß keinen Übergang gestattete und den Weg versperrte, so ließ der Sohn des Toktangha Baghatur Taidschi namens Andun Tsching Taidschi 10000 Pferde an den Zügeln zusammenkuppeln und in den Fluß treiben, wodurch der Übergang bewerkstelligt wurde und das Heer die Stadt belagern konnte. Der Herrscher ließ dem Wangtschuk Chaghan ansagen: „Wenn du mir 10 000 Schwalben und 1000 Katzen hinausbringst, so werde ich die Belagerung deiner Stadt aufheben."

Alsbald wurde die verlangte Anzahl herbeigeschafft, worauf der Herrscher jeder Katze und jeder Schwalbe angezündete Baumwolle an den Schwanz binden und sie dann in Freiheit setzen ließ. Nun suchten die Schwalben ihre Nester an den Gebäuden auf, und die Katzen kletterten und hüpften auf allen Dächern herum, wodurch die Stadt in Flammen aufging. Durch diese List besiegte der Herrscher den Wangtschuk Chaghan und nahm dessen Tochter zur Gemahlin. Diese Salichai genannte Gemahlin starb aber schon auf dem Heimwege.

Von da zog der Herrscher im Jahre 1192, seines Alters 31 Jahre, nach Osten, in der Absicht, über den Ünegen-Strom zu ziehen. Bei seiner Ankunft fand er den Strom aus seinen Ufern getreten, daher er auf dieser Seite blieb und Gesandte an Tsaghan Chaghan der Ssolongos schickte mit der Aufforderung: „Bringe mir Tribut, wo nicht, so laßt uns Krieg führen!" Tsanghan Chaghan, in Furcht gesetzt, schickte dem Herrscher die Tochter des Dair Ussun der Ssolongos Mergged namens Chulan Goa nebst einem mit Pantherfellen bedeckten Gezelte, und gab ihm die zwei Stämme Ssolongos und Bughas als Mitgabe. Zu diesen fügte der Herrscher noch die Tsaghan, so daß er drei Provinzen der Ssolongos unter seine Botmäßigkeit brachte.

Nach dreijähriger Abwesenheit des Herrschers schickte seine Gemahlin Bürte Dschuschin den Arghassun Churtschi an ihn ab. Nach den Begrüßungszeremonien erstattete derselbe bei seiner Ankunft folgenden Bericht: „Deine Gemahlin Bürte Dschuschin Chatun, deine

fürstlichen Kinder, die Großen und Edlen deines Reiches, dein ganzes Volk, alles befindet sich wohl. Auf hohem Baume horstet der Adler. Wie ihm aber bisweilen, während er sich sorglos auf die Sicherheit des Baumes verläßt, von einem geringen Vogel das Nest zerstört wird und Eier und Junge gefressen werden, — wie dem, im schilfigen See nistenden Schwane, während er sich auf die Dichtigkeit und den Schatten des Schilfes sorglos verläßt, Eier und Junge von lauernden Wasserfalken gefressen werden, das mag mein göttlicher Herrscher selbst beurteilen." Diese Worte weckten den Herrscher aus seiner Sicherheit und er antwortete: „Du hast wahr gesprochen," worauf er den Rückzug zur Heimat antrat.

Als der Herrscher nicht mehr ferne von den Seinen war, sprach er: „Meine mir in früher Jugend anverlobte Hauptgemahlin Bürte Dschuschin ist die mir von meinem edlen Vater zugeführte mütterliche Hausfrau. Im Felde nahm ich mir die Chulan. Schwer ist es für mich, vor meiner zu Hause weilenden Bürte Dschuschin zu erscheinen. Auch wäre es beschämend, wenn im Beisein erworbener Untertanen unsere Zusammenkunft unerfreulich sein sollte. Einer von euch, ihr neun Örlök, begebe sich voraus zur Bürte Dschuschin und spreche mit ihr in meinem Namen."

Hierzu erbot sich Muchuli von den Dschalair, begab sich voraus zur Bürte Dschuschin Chatun, verbeugte sich und sprach: „Ohne meine eigenen Regierungsgebiete zu schützen, habe ich mich nach anderen umgesehen. Den Rat der größeren und kleineren Edlen befolgte ich nicht, dagegen ergötzte ich mich an den bunten Farben eines mit Panterfellen bedeckten Gezeltes. Um ferne Völker zu beherrschen, nahm ich die Chulan zur Gemahlin. — Euch dies zu berichten, hat mir der Herrscher befohlen."

Die kluge Bürte Dschuschin Chatun erwiderte hierauf folgendes: „Der Wille der Bürte Dschuschin Chatun sowohl als das Verlangen der Volksmenge sind der Macht unseres Herrschers unterworfen. Mit wem der Herrscher sich befreunden und verbinden will, das beruht auf seinem Willen. Im schilfigen See gibt es der Schwäne und Gänse viel. Ob der Herrscher bis zur Ermüdung seiner Finger seine Pfeile auf die verschießen will, bleibt seinem Willen überlassen. Unter der Volksmenge gibt es der Jungfrauen und Weiber viel; der Herrscher mag es wissen, welche die Auserwählten und Glücklichen sind. Mag er zu einem neuen Weibe auch ein Haus sich geben lassen; mag er ein ungebändigtes Pferd satteln! Ein altes Sprichwort sagt: Wohlsein und Gesundheit haben nichts Unangenehmes, Krankheit und Schmerz nichts Angenehmes. Möge der goldene Hausgurt des Chaghans, unseres Herrschers, dauerhaft sein! Solche Sachen gehen uns Weiber nichts an." Mit dieser Antwort begab sich Muchuli zum Herrscher zurück, der erfreut und zufrieden sich sogleich in seine goldene Ordu begab.

Bei seiner Ankunft erfuhr der Herrscher, daß Arghassun Churtschi eines Abends seine goldene Laute genommen und damit anderwärts übernachtet habe. Hierüber aufgebracht, befahl er den beiden Bo-

ghordschi und Muchuli, den Churtschi zu töten. Diese ließen den Churtschi eilig kommen, gaben ihm zwei lederne Gefäße mit starkem Getränk und führten ihn am andern Morgen zum Herrscher, der noch nicht aufgestanden war. Da sprach Boghordschi außerhalb des Gezeltes folgendes: „In deine glänzende Ordu dringt bereits das Licht. Die sich an dir vergangen haben, stehen außen und harren auf deinen Befehl, wenn deine leuchtende Person heiter erwachend vom Lager aufsteht. In deine edle Ordu dringt bereits das Tageslicht. Geruhe, die Tür öffnen zu lassen, die reuigen Schuldigen zu hören und zu richten und dabei deine Huld und Gnade walten zu lassen." Als der Herrscher diese Worte vernahm, stand er auf und ließ den Arghassun Churtschi vor sich kommen.

Da der Herrscher kein Wort sprach, so gab Boghordschi und Muchuli dem Arghassun ein Zeichen mit den Lippen, worauf letzterer folgendes sprach: „Während der auf siebzigerlei Art singende Tsaktsaghai unbesorgt tang tang singt, durchkreuzt der Habicht die Höhe, schießt plötzlich auf ihn herab und erwürgt ihn, ehe er seinen letzten Ton sang hervorbringen kann. Dem ähnlich kam der Zorn meines göttlichen Herrschers über mich, so daß ich meine gewohnte Weise beinahe vergessen hätte. Seit 20 Jahren bin ich in deinem Gefolge, aber an schlechte Streiche habe ich nie gedacht. Es ist wahr, ich liebe berauschende Getränke, aber Arges kam mir nie in den Sinn. Seit 20 Jahren bin ich in deinem Gefolge, aber boshafte Tücke ist mir unbewußt. Zwar liebe ich starke Getränke, aber nie war mein Gemüt zur Bosheit geneigt." Auf diese Rede antwortete der Herrscher: „Mein redlicher Arghassun, mein plauderhafter Churtschi!" und begnadigte ihn.

Zu der Zeit grub Büke Tschilger von den Taidschigod in seiner Behausung eine Grube und bedeckte sie mit Filz. Sodann richtete er mit seinen Brüdern ein großes Fest an, zu welchem er den Herrscher mit folgenden Worten einlud: „Da du jung warst, erkannten wir deine Vorzüge nicht und lebten mit dir im Streit. Nun erkennen wir, daß dein Weg ohne Täuschung und daß dein Schutzgeist in Wahrheit ein Bogda von dem Geschlechte der Tegri ist. Der angeborene Groll ist unterdrückt und alle Feindschaft entfernt. Geruhe in meine geringe Wohnung zu kommen."

Der Herrscher nahm die Einladung an; als er aber im Begriffe war, sich hinzubegeben, warnte ihn seine Mutter Ögelen Chatun mit folgenden Worten: „Halte den tückischen Feind für nicht zu unbedeutend. Die giftige Natter wird man wegen ihrer Dünnheit nicht für gefahrlos halten; gehe mit Vorsicht!" Auf diese Warnung erwiderte der Herrscher: „Meine Mutter hat vollkommen recht; darum, Chassar, halte du den Bogen stets in Bereitschaft! Du, Belgetei, halte außerhalb Wache! Du, Chadschikin, führe die Aufsicht über die Pferde! Und du, Ütsüken, bleibe an meiner Seite! Ihr, neun Örlök, kommt mit in das Haus! Und ihr, meine 309 Leibwächter, umlagert das Haus!"

Nachdem der Herrscher diese Befehle erteilt hatte, machte er sich auf den Weg. Als er angekommen und ins Gezelt hineingegangen war, wollte er sich mitten auf den Filzteppich setzen. Aber der vorsichtige Ütsüken zog ihn zurück und ließ ihn an den Rand des Teppichs sich setzen. Unterdessen hatte sich ein Weib an das Pferd des Herrschers gemacht und den linken Steigbügel abgeschnitten. Belgetei, der dies bemerkte, jagte dem davoneilenden Weibe nach und schlug demselben seine Spannriemen um die Beine. Dagegen hieb einer namens Büri Büke das Pferd des Belgetei nieder. Alsbald kam das Kriegsvolk der Taidschigod aus seinem verborgenen Orte zum Vorschein und machte einen Überfall. Jeder Pfeil, den Chassar abschoß, traf. Die neun Örlök schützten die Person des Herrschers und halfen ihm mit der freien Hand auf die weiße Stute des Toktangha Taidschi von den Chortschin, worauf ein Gefecht begann, das die Besiegung und Unterwerfung der Feinde zur Folge hatte.

Ein Besuch in Bochara.

Nach Alexander Burnes*) (1833).

Unsere erste Sorge nach unserer Ankunft in Bochara war, unsere Tracht zu verändern und den durch die Gesetze des Landes vorgeschriebenen Gebräuchen anzupassen. Eine Bittschrift an den Minister hätte uns vielleicht dieser Notwendigkeit enthoben. Allein die Maßregel stand im Einklange mit unseren eigenen Grundsätzen, und so zögerten wir nicht einen Augenblick, zur Tat zu schreiten. Unsere Turbane wurden mit schäbigen Schafpelzmützen, deren rauhe Seite nach innen gekehrt war, vertauscht und unsere „Kummurbunds" (Gürtel) beiseite geworfen, um ein grobes Stück Strick oder Band an ihre Stelle treten zu lassen. Das im Lande gebräuchliche äußere Gewand wurde, gleich unseren Strümpfen, abgelegt, da diese in der heiligen Stadt Bochara das Unterscheidungszeichen zwischen einem Ungläubigen und einem Rechtgläubigen bilden. Wir wußten auch, daß kein anderer als ein Mohammedaner innerhalb der Stadtmauern reiten durfte, und ein inneres Gefühl sagte uns, daß wir zufrieden sein könnten, wenn es uns gegen solche geringen Opfer gestattet würde, unsern Aufenthalt in der Stadt zu verlängern. Ein Vers, welcher Samarkand als das Paradies der Welt schildert, nennt Bochara die Veste der Religion und des Islam, und wir, die wir Nichtmohammedaner und machtlos waren, konnten den Wunsch nicht hegen, Versuche unter denjenigen zu wagen, welche, wenigstens dem Äußern nach, so bigott zu sein scheinen. Die von mir angedeutete Tracht ist nirgends im Koran vorgeschrieben und sie wurde in diesen Ländern erst 200 Jahre nach dem Propheten angenommen, als das Vorurteil einiger Kalifen zu der Meinung führte, daß die „Gläubigen" sich von den Nichtmohammedanern unterscheiden müßten.

*) „Reise nach und in Bochara." Bd. I. Weimar 1835. — Dies ist eine gute Schilderung der Handelsempore inmitten des Nomadentums.

Beim Eintritt in die Stadt wurden wir von den Behörden nicht einmal untersucht, nachmittags aber wurden wir durch einen Beamten zu dem Minister entboten. Mein Reisegefährte litt noch immer am Fieber und konnte mich nicht begleiten. Ich begab mich daher allein nach der Arche (Ark) oder dem Palaste, wo der Minister mit dem Könige zusammenwohnt. Ich war ganz in Erstaunen verloren über die neue Szenerie, die sich mir darbot, als wir gegen zwei Meilen durch die Straßen von Bochara gingen, bevor wir das Schloß erreichten. Ich wurde sogleich bei dem Minister oder dem Koosch Begee (Herr aller Begs), wie er genannt wird, eingeführt.

Er war ein ältlicher Herr von großem Einfluß. Er saß in einem Zimmer, vor dem sich ein abgesonderter Hof erstreckte. Er ersuchte mich, mich draußen auf dem Steinpflaster niederzulassen, legte dabei übrigens eine Güte und Rücksicht für mich an den Tag, durch die mein Gemüt unbefangen gemacht wurde. Die Härte meines Sitzes und die große Entfernung von dem Minister erregte mir keinen übermäßigen Verdruß, da sein Sohn, der während der Audienz herbeikam, sich sogar noch weiter als ich von ihm niedersetzte. Ich überreichte eine silberne Uhr und ein Kaschmirgewand, Dinge, die ich zu diesem Zwecke mitgebracht hatte; allein der Minister weigerte sich, irgend etwas anzunehmen, mit der Bemerkung, daß er nur der Sklave des Königs sei.

Er befragte mich hierauf zwei Stunden lang über meine Angelegenheiten und über die Ursachen, die mich in ein so entlegenes Land wie Bochara geführt hätten. Ich brachte unsere gewöhnliche Erklärung vor, daß wir nach unserem Geburtslande reisten und zeigte meinen von dem Generalgouverneur von Indien ausgestellten Paß, den der Minister mit besonderer Aufmerksamkeit durchlas. Ich fügte hierauf hinzu, daß Bochara von solcher Berühmtheit im Morgenlande sei, daß ich hauptsächlich zu dem Zwecke, es zu sehen, veranlaßt worden sei, Turkestan zu besuchen. „Aber worin besteht euer Gewerbe?" sprach der Minister. Ich erwiderte, daß ich Offizier der indischen Armee sei. „Erzählt mir doch," fuhr er fort, „etwas von Euern Kenntnissen," und alsbald machte er verschiedene Bemerkungen über die Sitten und politischen Verhältnisse Europas, insbesondere aber über Rußland, über das er gut unterrichtet war. Bei Beantwortung einiger Fragen über unser Gepäck, hielt ich es für der Klugheit gemäß, ihn zu benachrichtigen, daß ich im Besitz eines Sextanten sei; denn ich vermutete, daß wir durchsucht werden würden, und so war es besser, aus der Not eine Tugend zu machen. Ich äußerte daher gegen ihn, daß ich Vergnügen an den Beobachtungen der Sterne und anderen Himmelskörpern fände.

Als der Vezier dieses vernahm, wurde seine Aufmerksamkeit gespannt, und er bat mit Ernst und einem leiseren Ton, ich möge ihn von einer günstigen Planetenkonjunktion und dem dadurch angedeuteten Getreidepreise des folgenden Jahres in Kenntnis setzen. Ich antwortete ihm, daß unsere astronomischen Kenntnisse zu

einer solchen Kunde nicht führten, worüber er getäuschte Erwartung äußerte.

Im ganzen schien er jedoch hinsichtlich unserer Lage und Verhältnisse zufriedengestellt und versicherte mich seines Schutzes. Indessen erklärte er, daß er uns für die Dauer unserer Anwesenheit in Bochara den Gebrauch von Feder und Tinte untersagen müsse, da unser Betragen sonst dem Könige in einem falschen Lichte dargestellt werden möchte und wir als gefährlich erscheinen könnten. Auch äußerte er, daß der Weg nach dem kaspischen Meere über Khiwa im verflossenen Jahre versperrt worden sei, und daß, wenn wir nach Rußland zu reisen beabsichtigen, wir entweder die von Bochara nordwärts führende Straße einschlagen oder uns durch die turkmanische Wüste, unterhalb Orgunji nach Astrabad an jenem Meere wenden müßten.

Zwei Tage nach unserer Audienz wurde ich aufs neue zu dem Vezier entboten, den ich diesmal von einer großen Zahl achtbarer Personen, denen er mich anscheinend zu zeigen wünschte, umgeben fand. Es wurden Fragen in einer Art an mich gerichtet, die mich glauben ließ, daß unsere Personen und Verhältnisse nicht ganz frei von Verdacht wären. Jedoch äußerte der Vezier scherzend: „Ich vermute, ihr habt über Bochara geschrieben." Da ich das erste Mal mich mit solcher Offenheit und Wahrheit ausgesprochen hatte, so hegte ich jetzt keine Besorgnisse vor Widersprüchen und erzählte den anwesenden Personen unverhohlen, daß ich die Welt und die Wunder Bocharas zu sehen gekommen sei und daß ich, vermöge der Gnade des Veziers, bereits die Stadt durchwandert und die Gärten außerhalb der Mauern derselben gesehen habe. Der Minister war der einzige, dem meine Offenheit zu gefallen schien, und er versicherte mir, es würde ihm stets angenehm sein, mich abends bei sich zu sehen. Er fragte mich, ob ich ihm einige Merkwürdigkeiten entweder aus Indien oder meinem eigenen Vaterlande zu zeigen habe. Allein ich mußte ihm zu meinem Bedauern erklären, daß ich nicht imstande sei, seinen Wünschen zu entsprechen.

Als ich nach meiner Wohnung zurückgekehrt war, stieg mir der Gedanke auf, ob den wißbegierigen Vezier nicht der Anblick eines ganz neuen Patentkompasses mit dessen Gläsern, Schrauben und Reflektoren erfreuen möchte; wogegen andererseits der Gedanke entstand, daß der Minister den Umstand, daß ich im Besitze eines so komplizierten mechanischen Kunstwerkes sei, in einem mir nicht günstigen Lichte betrachten könnte. Nichtsdestoweniger machte ich mich mit meinem Instrumente in der Tasche auf und befand mich bald wieder vor dem Vezier. Ich sagte ihm, ich sei der Meinung, daß ich doch eine Merkwürdigkeit besitze, welche ihn erfreuen werde und zog bei diesen Worten den Kompaß heraus, der noch ganz neu und von außerordentlich schöner Arbeit war. Ich beschrieb den Nutzen desselben und machte auf dessen Schönheit aufmerksam, bis der Vezier völlig vergessen zu haben schien, „daß er nur ein Sklave des Königs war und nichts annehmen dürfe".

Aus dem Bereiche der Nomadenvölker Innerasiens.



Mahlzeit russischer Kirgisen.



Inneres eines Lamatempels.

(Photogr. Originalaufnahmen des Freiherrn Schenk von Stauffenberg.)

In der Tat fing er schon an, mit mir wegen des Preises in Unterhandlung zu treten, als ich ihn mit der Versicherung unterbrach, daß ich das Instrument aus Hindostan mitgebracht, um es ihm zu überreichen, da ich von seinem Eifer in Religionssachen gehört und dieser Kompaß ihn in den Stand setzen werde, genau die Richtung der heiligen Stadt Mekka festzustellen, und den „Kiblu“ der großen Moschee, die er in Bochara damals erbauen ließ, zu richten. Ich könnte ihn also, setzte ich hinzu, nicht zurücknehmen, zumal wir bereits durch seinen Schutz übermäßig belohnt würden. Der Koosch-Begee griff mit aller Hast und Lebhaftigkeit eines Kindes nach dem Kompaß und erklärte, er wolle ihn geradewegs zu Sr. Majestät tragen, um die wundersame Erfindungskraft unserer Nation zu schildern.

Mein gewöhnlicher Besuchsort des Abends war der Registan von Bochara, eine Benennung, die einem geräumigen freien Platze in der Nähe des königlichen Palastes, welcher an der einen Seite desselben gelegen ist, beigelegt wird. Auf zwei anderen Seiten des Platzes befinden sich massive Gebäude für gelehrte Schulen und auf der vierten ist ein mit Wasser gefüllter und von hohen Bäumen beschatteter Springbrunnen gelegen, um den sich Müßiggänger und Neuigkeitskrämer um die hier zum Verkauf ausgestellten Waren aus Asien und Europa versammeln. Ein Fremder braucht sich nur auf einer Bank des Registan niederzusetzen, um die Usbeken und die Bewohner Bocharas kennen zu lernen. Er kann sich hier mit Eingeborenen aus Persien, der Türkei, Rußland, der Tatarei, China, Indien und Kabul unterhalten und wird mit Turkmenen, Kalmücken und Kuzzaks (Kosaken) aus den benachbarten Wüsten, wie mit Eingeborenen aus gesegneten Ländern zusammentreffen. Er kann die feinen Manieren der Untertanen des „großen Königs“ mit den rohen Sitten eines nomadisierenden Tataren vergleichen. Er kann die Usbeken aus allen Staaten des Mawur-ool-nur sehen und aus ihrer Physiognomie den Stoff zu Betrachtungen über die Umwandlungen, welche Zeit und Ort unter allen Menschenrassen bewirken, entnehmen. In dem Usbeken von Bochara läßt sich wegen der Vermischung mit persischem Blut ein Turk oder Tatar schwer wiedererkennen. Die Usbeken aus dem benachbarten Lande Kokan haben sich weniger verändert, und die Eingeborenen von Orgunji, dem alten Kharasm, besitzen noch jetzt eine ihnen eigentümliche Rauheit in den Gesichtszügen. Man kann sie unter allen übrigen an ihren etwa einen Fuß hohen, dunkeln Schaffellmützen, „Tilpak“ genannt, erkennen. Ein roter Bart, graue Augen und eine weiße Haut werden dann und wann die Aufmerksamkeit eines Fremden auf sich lenken, und seine Blicke wird ein armer Russe fesseln, der sein Vaterland und seine Freiheit verloren hat und hier ein elendes Sklavenleben dahinschleppt.

Hin und wieder kann man auch einen Eingeborenen aus China in derselben einsamen und abgesonderten Lage gewahren, dem sein langer Haarzopf abgeschoren worden ist und der seine Glatze unter einen Turban verdeckt trägt, da sowohl er wie der Russe als Mohammedaner auftreten. Dann folgt ein Hindu in einer ihm selbst und seinem Vater-

lande fremden Tracht. Eine kleine viereckige Mütze und eine Schnur statt eines Gürtels unterscheiden ihn von den Mohammedanern und verhindern diese, wie die Moslems selbst sagen, die vorschriftsmäßigen Begrüßungen in einer Sprache dadurch zu profanieren, daß sie dieselben an einen Götzenanbeter richten. Auch ohne diese äußeren Abzeichen ist der Eingeborene aus Indien an seinem ernsten Blick und der Sorgfalt, womit er alle Gemeinschaft mit der Menge vermeidet, zu erkennen. Er hält sich nur mit wenigen Personen zusammen, die sich mit ihm in ähnlicher Lage befinden.

Der Jude ist ein ebenso scharf bezeichnetes Wesen wie der Hindu, nur daß er eine etwas abweichende Kleidung und eine kegelförmige Mütze trägt. Jedoch ist kein Merkmal so unterscheidend, wie die wohlbekannten Gesichtszüge des hebräischen Volkes. In Bochara bildet dieses Volk eine auffallend schöne Menschenrasse, und ich erblickte auf meinen Wanderungen mehr als eine Rebekka. Die Gesichtszüge werden durch Ringellocken von schönem Haar, welche an den Wangen und über dem Nacken herabhängen, gehoben. Es befinden sich in Bochara etwa 4000 Juden; es sind Auswanderer von Mesched in Persien, die sich hauptsächlich mit Tuchfärberei beschäftigen. Sie werden auf dieselbe Weise wie die Hindu behandelt.

Ein verlaufener oder verirrter Armenier in einer noch abweichenderen Tracht repräsentiert diese herumwandernde Nation, von der sich jedoch nur wenige in Bochara befinden. Diese Ausnahmen abgerechnet, erblickt der Fremde in den Bazars eine stattliche, schöne und wohlgekleidete, aus Mohammedanern von Turkestan bestehende Volksmenge. Ein großer weißer Turban und ein Pelz von dunkler Farbe, der über drei bis vier andere der nämlichen Art gezogen ist, machen die allgemeine Tracht aus. Der Registan führt nämlich nach dem Palaste, und die Usbeken finden ihre Freude daran, vor dem Könige in einem buntscheckigen seidenen Gewande, „Udrus" genannt, zu erscheinen, — ein Gewand von den lebhaftesten Farben, welche jedem anderen als einem Usbeken unerträglich sein würden. Einige der vornehmeren Personen sind in Brokat gekleidet, und man kann die verschiedenen Grade der Staatsbeamten dadurch unterscheiden, daß die begünstigten in die Burg reiten, während andere vor dem Torwege absteigen.

Fast ein jeder, der dem Könige seine Aufwartung macht, ist von seinen Sklaven begleitet; obgleich diese letztere Klasse von Leuten größtenteils aus Persern oder deren Nachkommen besteht, so besitzt sie doch ein eigentümliches Äußere. Es wird in der Tat behauptet, daß drei Viertel der Bewohner Bocharas von Sklaven abstammen. Denn von den aus Persien nach Turkestan gebrachten Gefangenen erhalten wenige die Erlaubnis zur Rückkehr, und es haben auch, wie einstimmig versichert wird, viele dazu gar keine Neigung. Ein großer Teil der Bewohner Bocharas erscheint zu Pferde. Es mögen nun aber die Leute beritten sein oder zu Fuß gehen, sie sind stets mit Stiefeln bekleidet, und die Fußgänger stolzieren mit hohen und schmalen

Absätzen einher, mit denen es mir zu gehen oder selbst nur aufrecht zu stehen, schwer wurde. Dies ist die Nationaltracht der Usbeken.

Einige Personen von Rang tragen über den Stiefeln Schuhe, welche sie, sobald sie ein Zimmer betreten, ablegen.

In der Schilderung der Einwohner darf ich die Frauen nicht vergessen. Diese lassen sich in der Regel zu Pferde blicken und reiten nach Art der Männer. Nur wenige gehen zu Fuß. Alle tragen ein schwarzes Haartuch als Schleier. Die Schwierigkeit, durch dasselbe gehörig zu sehen, ist die Veranlassung, daß die Schöne jedermann anstarrt, wie auf einer Maskerade. Hier aber darf man keine anreden, und wenn Frauen aus dem königlichen Harem vorüberkommen, so wird man ermahnt, nach einer anderen Richtung zu blicken, und an den Kopf geschlagen, wenn man der Aufforderung nicht Folge leistet. So heilig sind die Schönen des „heiligen Bochara".

Die Leser werden sich jetzt vielleicht einen Begriff von der äußeren Erscheinung der Bewohner Bocharas machen können. Vom Morgen bis zum Abend verursacht die versammelte Menge ein murmelndes Getöse, und man ist ganz erstaunt über die sich bewegende Masse menschlicher Wesen. In der Mitte des obenerwähnten freien Platzes werden die Früchte der Jahreszeit unter dem Schatten einer viereckigen Matte, die nur auf einem einzigen Pfahl schwebend erhalten wird, verkauft. Man muß sich wundern über die nimmerruhende Beschäftigung der Fruchthändler im Verkauf ihrer Trauben, Melonen, Aprikosen, Äpfel, Pfirsichen, Birnen und Pflaumen, zu denen sich fortwährend Käufer einfinden. Nur mit Mühe kann man sich auf den Straßen Bahn machen, und es kann nur mit der jeden Augenblick sich erneuernden Gefahr geschehen, von irgend jemand, der auf einem Pferde oder Esel sitzt, überritten zu werden. Diese letzteren Tiere sind ausnehmend schön und traben mit ihren Reitern und Bürden rasch einher.

Auch Karren von leichter Bauart bewegen sich auf und nieder, da die Straßen breit genug sind, um die Passage von Räderwagen zu gestatten. In allen Teilen des Bazars sind die Leute mit dem Bereiten des Tees beschäftigt, wozu man sich großer europäischer Teemaschinen (Urns) statt der Teetöpfe bedient. Warm hält man ihn mittels einer Metallröhre. Die Vorliebe der Bocharen für Tee ist, wie ich glaube, beispiellos; denn die Leute trinken ihn zu allen Zeiten und an allen Orten und auf ein halbes Dutzend Arten: mit und ohne Zucker, mit und ohne Milch, mit Fett, mit Salz usw. Zunächst bei den Verkäufern dieses heißen Getränkes kann man „Rahut i jau" oder „die Wonne des Lebens" — Trauben-Gallerte oder Syrup mit zerhacktem Eise vermengt kaufen. Diese Fülle von Eis ist einer der größten Luxusgegenstände in Bochara und so lange zu haben, bis das kalte Wasser dergleichen überflüssig macht. Es wird im Winter in Gruben gesammelt und zu einem Preise verkauft, der es auch dem Ärmsten zugänglich macht.

Es fällt in Bochara niemandem ein, Wasser zu trinken, ohne es mit Eis vermischt zu haben, und so kann man einen Bettler es just

in demselben Augenblicke kaufen sehen, in dem er die Mildtätigkeit des Vorübergehenden in Anspruch nimmt. Es gewährt einen erfrischenden Anblick, wenn man bei einer Hitze von 90 Grad Fahrenheit die ungeheuren, farbigen, geschabten und wie Schnee in Haufen aufgestapelten Eismassen sieht. — Es würde aber ins Unendliche führen, wollte man den ganzen Markt beschreiben; es genüge daher die Bemerkung, daß in dem Registan fast alles zu haben ist: Juwelier- und Schwertfegerarbeiten aus Europa (freilich grob genug gearbeitet), Tee aus China, Zucker aus Indien, Gewürze aus Manilla usw. Auch kann man seine Weisheit auf Türkisch sowohl als auf Persisch in den Bücherläden, in denen die Gelehrten oder vermeintlich Gelehrten die zerrissenen Bücher durchblättern, vermehren.

Wenn man sich am Abend aus diesem lärmenden Gedränge in die entlegeneren Teile der Stadt begibt, windet man sich durch gewölbte, um diese Zeit leere Bazare und kommt an Moscheen vorbei, welche mit schönen Kuppeln versehen und mit den bei den Mohammedanern geduldeten Zieraten geschmückt sind. Nach den Bazarstunden sind die Moscheen mit Menschen angefüllt, die ihr Abendgebet verrichten. An den Türen der in der Regel den Moscheen gegenüberliegenden Schulgebäude kann man die Studenten nach den Arbeiten des Tages sich ausruhen sehen. Diese sind übrigens nicht so fröhlich oder so jung wie die Schüler auf einer europäischen Universität, sondern es befinden sich unter ihnen viele ernste und ehrbare Leute, welche scheinheiliger sind, aber keineswegs weniger Torheiten oder Ausschweifungen begehen, als die Jünglinge in anderen Teilen der Welt.

Mit eintretendem Zwielicht nimmt die Geschäftigkeit ein Ende, die königliche Trommel wird gerührt und findet Nachhall in allen übrigen Teilen der Stadt, und zu einer gewissen Stunde darf niemand ohne Laterne mehr ausgehen. In betreff solcher Anordnung ist die Polizei der Stadt vortrefflich, und in jeder Straße bleiben große Güterballen in den Buden während der Nacht in vollkommener Sicherheit liegen. Es herrscht nunmehr überall Ruhe und Stille bis zur Morgenstunde, in der das Getöse im Registan aufs neue beginnt. Der Tag wird, wie der vorhergehende, mit Zechen und Teetrinken begonnen, und Hunderte von Knaben und Eseln treiben, mit Milch beladen, dem geschäftigen Gedränge zu. Die Milch wird mit obenaufschwimmendem Rahm in kleinen Näpfen verkauft, von denen ein Knabe 20—30 auf Brettern, die durch einen auf seine Schulter gelegten Stock unterstützt und gehalten werden, nach dem Markte zu tragen imstande ist. Wieviel Milch auch herbeigeschafft werden mag, sie verschwindet schnell unter der teetrinkenden Bevölkerung dieser Stadt.

Ich nahm die erste Gelegenheit wahr, den Sklavenmarkt zu Bochara, der jeden Sonnabend morgens gehalten wird, zu besuchen. Die Usbeken verrichten alle ihre Geschäfte mittels Sklaven, welche hauptsächlich von den Turkmenen aus Persien gebracht werden. In jenem Bazar werden diese armen Geschöpfe zum Verkauf ausgestellt, und es sind für sie 30—40 besondere Räume da, wo sie gleich dem Vieh unter-

sucht werden. Der einzige Unterschied besteht darin, daß sie imstande sind, mündlich über sich Auskunft zu geben. Morgens besuchte ich den Bazar, wo ich diesmal nur sechs unglückliche Wesen vorfand und Augenzeuge der Art und Weise war, wie sie verkauft werden.

Die Sklaven werden zunächst über ihre Familienverhältnisse und Gefangennahme, sowie darüber, ob sie Mohammedaner, d. h. Sunniten sind, befragt. Diese letztere Frage wird in der angedeuteten Form gestellt; denn die Usbeken betrachten einen Schiiten nicht als einen Rechtgläubigen, und ihnen ist ein Sektierer verhaßter als ein Ungläubiger. Nachdem der Kauflustige durch den Umstand, daß der Sklave ein Ungläubiger (Kaffir) ist, zufriedengestellt worden ist, untersucht er seinen Körper, besonders um zu sehen, ob derselbe nicht etwa mit dem in Turkestan so häufig vorkommenden Aussatze behaftet sei, und unterhandelt dann wegen des Preises. Drei der persischen Knaben standen jeder für 30 Gold-Tillas (etwa 20 Lstr.) zum Verkauf, und es war zum Erstaunen, wenn man sah, wie die armen Kleinen mit ihrem Lose zufrieden zu sein schienen. Ich hörte einen derselben erzählen, wie er im Süden von Mesched beim Viehhüten fortgeschleppt worden sei. Ein anderer, der ein Gespräch zwischen den umstehenden Personen mit anhörte, welches den geringen Sklavenvorrat der Zeit betraf, äußerte, es sei eine große Menge gefangen genommen worden. Sein Gefährte sagte mit einigem Gefühl: „Du und ich denken uns das nur so wegen unseres eigenen Unglücks; allein diese Leute müssen es besser wissen.“ Es war auch ein unglückliches Mädchen dabei, welches lange im Dienst gestanden hatte und jetzt von ihrem Herrn, Armuts halber, zum Verkauf ausgestellt wurde.

Ich fühlte in der Tat, daß in dem Hofe, wo ich das Schauspiel betrachtete, manche Träne vergossen sein mußte; allein es wurde mir versichert, daß die Sklaven gütig behandelt werden, und der Umstand, daß so viele von ihnen nach ihrer Freilassung im Lande bleiben, scheint denn auch für die Wahrheit dieser Behauptung zu sprechen. Die Sklavenmärkte von Bochara werden hauptsächlich von Orunji aus mit Vorrat versehen. Auch Russen und Chinesen werden hier verkauft, jedoch selten. Ein Europäer fühlt sich über diesen höchst abscheulichen Handel ganz empört; dagegen haben die Usbeken solche Begriffe nicht, sondern glauben einem Perser, wenn sie ihn kaufen und ihn auf seine ketzerischen Meinungen verzichten sehen, eine Wohltat zu erzeigen.

Ich versäumte es während meiner Streifereien durch die Stadt keineswegs, dem Minister meine Huldigung darzubringen. Er besorgte, während wir bei ihm waren, seine Geschäfte, und wir sahen ihn Abgaben von den Kaufleuten erheben, welche hier zu Lande auf eine höchst liberale Weise behandelt werden. Die Tuchgewebe wurden vorgezeigt und jedes 40te Stück als Abgabe zurückbehalten. Ein Mohammedaner braucht übrigens nur den Namen des Propheten zu nennen und seinen Bart abwärts zu streichen, um von allen Abgaben befreit zu werden. Ein Mann äußerte, er habe Zeugen, um zu beweisen, daß er in Schulden

stecke, und er wolle sie vorbringen. Der Minister erwiderte: „Beschwört es, wir bedürfen keiner Zeugen.“ Der Schwur wurde geleistet; ein jeder rief aus: „Gott ist groß!“ und sprach das „Fatha“, und die Waren wurden ohne die geringste Abgabe zurückgegeben. Bei aller Geneigtheit, die Asiaten von einer günstigen Seite zu beurteilen, — und meine Ansichten über sie wurden berichtigt in dem Grade, wie ich sie näher kennen lernte — habe ich sie dennoch nicht ohne Falschheit gefunden. Ich fürchte daher, daß unter ihnen mancher falsche Eid geschworen wird.

Niemand könnte den Handel auf eine liberalere Weise aufmuntern, als die Beherrscher von Bochara. Während der Regierung des letzten Monarchen wurden die Abgaben von Gütern nie eher entrichtet, als bis diese verkauft worden waren.

Da unser Verhältnis zu ihm eine Wendung genommen hatte, von der sich das Beste hoffen ließ, so nahm ich die Gelegenheit wahr, dem Vezier den Wunsch zu erkennen zu geben, dem Könige unsere Huldigung darzubringen. Damit aber berührte ich einen heikeln Punkt; denn der Minister schien die Besorgnis zu hegen, wir möchten mit irgend einer Mission an Se. Majestät, die wir vor ihm verborgen gehalten hätten, beauftragt sein. ‚Ich bin so gut wie der Amihr“ — (so wird nämlich der König genannt), sprach er, — „und was haben, wenn ihr nicht Geschäftsangelegenheiten mit dem Könige zu betreiben habt, Reisende mit Höfen zu tun?“ Ich sagte ihm von unserer Wißbegierde in dieser Beziehung; er hielt indessen es nicht für gut, daß wir die Ehre genössen, und dies war hinreichend, um die Sache aufzugeben.

Nichtsdestoweniger war ich entschlossen, des Königs Majestät zu sehen, begab mich am nächsten Freitage zur Mittagszeit nach der großen Moschee, einem von Tamerlan errichteten Gebäude, und sah Se. Majestät und den Hof nach dem Gebet vorüberkommen. Der König schien das 30. Jahr noch nicht erreicht zu haben. Er hat kein besonders einnehmendes Äußere, denn seine Augen sind klein und sein Antlitz ist hager und blaß.

Seine Kleidung war einfach und bestand aus einem seidenen Gewande von „Udrus“ und einem weißen Turban. Bisweilen trägt er auch eine mit Diamanten besetzte Aigrette. Der Koran wurde vor ihm hergetragen, und vor ihm und hinter ihm gingen zwei Zepterträger mit goldenen Zeptern und riefen in türkischer Sprache: „Betet zu Gott, daß der Beherrscher der Gläubigen gerecht handeln möge!“ Sein Gefolge überstieg nicht die Zahl von hundert Personen, von denen die meisten Gewänder von russischem Brokat und mit Gold verzierte Schwerter, — ich sollte sie Messer nennen — das Unterscheidungsmerkmal in diesem Lande, trugen. Das Volk stellte sich da, wo er vorüberkam, auf den Seiten auf und wünschte, die Bärte abwärts streichend, Sr. Majestät den Frieden; ich tat das Nämliche. Der Charakter dieses Königs steht hoch in der Meinung seiner Landsleute. Bei seiner Erhebung auf den Thron gab er alles, was er an eigenen Reichtümern besaß, weg. Er ist streng in Beobachtung religiöser

Formen, jedoch minder bigott als sein Vater. Er verfährt in allen Fällen nach den Vorschriften des Korans, und es wird sogar behauptet, er lebe von der Kopfsteuer, die er von den Juden und Hindus erhebt, während die Landeseinkünfte zum Unterhalt der Mullahs und Moscheen verwendet würden.

Seine Lebensweise ist weniger beneidenswert als die der meisten der Privatpersonen. Das Wasser, welches er trinkt, wird aus dem Fluß in Schläuchen unter der Aufsicht und dem Siegel von zwei Beamten herbeigebracht. Die Schläuche werden von dem Vezier geöffnet, und nachdem das Wasser zuerst von den Personen seiner Umgebung und sodann von ihm selbst gekostet worden, abermals versiegelt und an den König gesandt. Die täglichen Speisen Sr. Majestät werden einer ebenso sorgfältigen Prüfung unterworfen. Der Minister kostet, läßt auch seine Umgebung kosten und wartet eine Stunde lang die Wirkungen ab. Erst dann werden die Speisen in einen Kasten verschlossen und nach dem Ort ihrer Bestimmung gesandt. Se. Majestät hat zu diesem Kasten einen Schlüssel und sein Minister einen zweiten.

Früchte, Konfituren und überhaupt alle eßbaren Gegenstände werden nicht minder genau untersucht, und man kann kaum glauben, daß der gute König der Usbeken sich je eines warmen Gerichtes oder eines frisch bereiteten Mittagsmahles zu erfreuen haben werde. Gift wird häufig verwendet, und die Erhebung Sr. Majestät selbst auf den Thron, den er gegenwärtig einnimmt, ist nicht ohne starken Verdacht einer reichlichen Spendung solcher Tropfen. Ein Eingeborener überreichte mir bei einer vorkommenden Gelegenheit einige Feigen, von denen ich eine annahm und aß, um zu zeigen, daß ich die Gabe zu schätzen wisse. Der Mann warnte mich vor einer solchen Unbesonnenheit für die Zukunft; „denn," — setzte er hinzu, — „Ihr müßt stets von der Gabe zuerst dem Geber überreichen, und erst wenn er ißt, könnt Ihr seinem Beispiele mit Sicherheit folgen."

---

4. Die Kulturvölker der Niederungen und Inseln Ostasiens.

(Die Strombetten der Mongoloiden.)

Es sind wesentlich drei Gebiete, in denen der nach historischer Entfernung ausschauende Sinn des Menschen in phantasiereicher Weise einen Ausgangs- beziehentlich Endpunkt suchte: Ägypten, Mesopotamien und China. Wer war der älteste unter diesen drei Kulturspendern? Ägypten ist seit gründlicher Erforschung Babyloniens aus der Reihe gestrichen worden, und die historischen Daten Chinas reichen nur etwa halb so weit vor Christi Geburt zurück als diejenigen Mesopotamiens. So neigt denn die moderne Anschauung dazu, in Mesopotamien die Quelle aller höheren älteren Kultur zu suchen. Sie tritt um so siegesgewisser auf, als das alte Babylonien in historischem Auftauchen schon große Schriftwerke und Monumente aufzuweisen vermag, während das alte China wenig, ja fast nichts derartiges bietet.

Aber ist es wohl gerecht, jede einzelne Kulturregion, als in ihrer ausgereiften und vollendeten Form übernommene Erbschaft, mit der ältest bekannten in einen bestimmten Abstammungszusammenhang zu bringen? Kann nicht der Keim einer höheren Kultur gleichzeitig an allen diesen alten Städten, im Niltale, im Euphrat-Tigristale, im Gangestale, im Tale des Mekong, des Yang--tse-kiang und des Hoangho angepflanzt worden sein? Ist es nicht viel sachlicher, die Kulturen, wie sie uns in historischer Zeit entgegentreten, als die Entwicklungsformen aus einheitlicher Samenausstreuung aufzufassen? Denn das ist wahr, darin haben alle diese Anschauungen ihre Berechtigung, daß die Wurzeln aller dieser Kulturformen sowohl im Wirtschaftsleben als in Kunst und Wissenschaft, im Religionsleben und in der gesamten Weltanschauung die gleichen sind. Die Ursache des Abweichenden ist in den geographischen Kulturbedingungen und in der Abhängigkeit der einzelnen Kulturprovinzen von den ihnen zur Seite wirkenden Gesetzen des Zuganges oder Abschlusses sowie des Ausströmens zu suchen.

Von diesem Standpunkte aus werden wir die Kulturbecken Asiens betrachten und zwar diejenigen des südlichen und östlichen Asien in der Kulturkunde, diejenigen des westlichen Asien in der Kulturgeschichte. Also alle diese einzelnen Kulturformen sind für uns Produkte, und unsere Aufgabe ist es hier, die wesentlichen Gesetze des Werdens und heutigen Wesens festzustellen. Es ist das in wenigen Sätzen zu ermöglichen.

Das Gebiet, über dessen Kulturformen wir uns hier Rechenschaft abzulegen haben, umfaßt drei verschiedene Provinzen: China, Korea und Japan.

China ist das Land der Beharrlichkeit, der Zähigkeit. Korea ist sein Schatten; es ist ein Schatten, in welchem alle umwohnenden Völker gerne ruhen möchten. So weit wir Koreas Geschichte verfolgen können, repräsentiert der unglückselige Halbinselstaat ein Streitobjekt zwischen seinen Nachbarn. Japan dagegen ist das einzige Inselgebiet ostasiatisch-mongoloider Kultur. Es ist sicher, daß seine ältesten Kulturzuführungen nicht von China ausgegangen sind. Denn Japan verfügt über eine alte Mythologie, die ungeheuer reich ist. Und China mag alles mögliche an Wirtschaftsformen, an Staatsgesetzen, Weltweisheit und Industrieformen abgegeben haben, eine Mythologie hat China niemals zu geben vermocht, — schon aus dem Grunde nicht, weil alles Mythenwerk, das China jemals empfangen hat, im Lande zersetzt, schablonisiert und theoretisiert worden ist. Aber Japan liegt ja nicht nur im Osten Chinas, sondern es liegt auch im Norden des malaiischen Archipels, und es ist mit diesem überaus produktiven Archipel verbunden durch eine langgestreckte Reihe von Inseln, eine Brücke, welche sicherlich nicht erst in jüngster Zeit von den handeltreibenden Malaien betreten worden ist.

Haben wir uns diesem Gedankengange erst einmal überlassen, dann stellen sich uns verschiedene Fragen ein, deren Beantwortung nicht unterlassen werden darf. Angenommen, daß es nämlich wahr sei, daß vom Meere aus Süden ein Kulturwogen der Inselwelt die ostasiatischen Inseln überflutet und befruchtet hat, warum soll da nicht diese Flut auch die ersten Keime einer höheren Kultur in das gelbe Meer getragen haben? Wir wollen hier keine Hypothesen aufstellen, sondern wollen nur darauf hinweisen, daß die Inlandabstammung der chinesischen Kultur nicht dringend notwendig ist, und daß vielmehr eine maritime Kolonialbildung der Kulturformen an den Süd- und Ostküsten Asiens uns den Ursprung aller verschiedenen Kulturformen als vielleicht seiner Zeit gleichzeitig gegründeter Stationen vieles auf einmal erklärt und wir damit der sich immer wieder aufdrängenden Sucht entgegenarbeiten, eine dieser Kulturformen durchaus von der andern ableiten zu müssen.

Dürfen wir also die ostasiatischen Meere in ihrer Bedeutung als Bindeglieder der Kultur nicht vergessen, stellen wir sie demnach als vielleicht ältere Antriebzonen in den Vordergrund, so muß auch auf der andern Seite betont werden, daß die heutigen Formen ostasiatischer Kultur nur als das Produkt der Einwirkungen aus dem Innern des Erdteiles heraus verstanden werden können.

In dem vorigen Abschnitte lernten wir die Quellformen mongoloider innerasiatischer Nomadenvölker kennen. In der Einleitung zeigten wir, wie eine Welle nach der andern aus den Höhensteppen sich über die fruchtbaren Stromtäler Chinas ergoß: Hunnen, Turkvölker, Mongolen, Mandschu. Bald fand die hereinbrechende Völker-

schaft ein einheitliches Kaiserreich vor, und dann wurde die Überwindung des Kulturwiderstandes schwieriger; bald aber traf sie auch nur ein in Kleinstaaterei zerklüftetes Kulturleben an, und dann verfielen die einzelnen Territorien viel leichter der Gewalt der rohen Nomaden. Gegen diese Nomadenstürme bauten weitsichtige chinesische Kaiser die berühmte große Mauer auf.*) Aber auch dieses prachtvolle Festungswerk hat nicht immer geschützt. Das gegenseitige Verhältnis des angegriffenen Kulturvolkes und der angreifenden Naturgewalt können wir übrigens gerade in den Berichten über den Durchbruch durch die große Mauer charakterisiert finden. Man muß bedenken, daß derartig gewaltige Stürme nicht in einer Generation verrauschten. Sie währten nicht selten ein Jahrhundert, ja Jahrhunderte. Der Anprall der einzelnen Stöße ist das Typische. Als ganz rohe Gewalt ohne Schrift, Religion und irgend ein höheres Kulturgut stürmt die erste Windsbraut heran; sie prallt zurück. Pause. Wenn nach einiger Zeit die zweite Angriffslinie naht, ist sie schon reicher an Kultur; die Mauer zittert. Doch noch hält sie den Stoß aus. Pause — eine Pause, in deren Verlauf leise und wenig beachtet vor und hinter den Toren die Folgeerscheinungen der Kämpfe wirken. Hinter den Toren entsteht Mißmut; die Soldaten sind müde; das Land vermag die schweren Kriegskosten wohl noch zu tragen, aber die Bevölkerung stöhnt; die allzuhohe Steuerlast drängt den kleinen Bauern von seinem Besitz und in die Schar der Unzufriedenen, in derem Sinnen ein Funke von dem Unabhängigkeitsgefühl, der vor den Toren stehenden Beutejäger gefallen ist; es sind die Aasgeier, die vor den Pforten des schwachen Königspalastes auf das Aushauchen der Kaisergewalt lauern. Und vor den Mauern eignen sich die Angreifer sowohl durch den Handel, der unentwegt weitergeführt wird, als durch Aufnahme der Unzufriedenen, welche sich in ihre Arme stürzen, als auch durch Ausfüllung der Mußestunden im vielleicht eine Generation währenden Wachtdienste eine höhere Kultur, Kenntnis der Verhältnisse hinter den Mauern und so weiter an.

Ist diese Pause abgelaufen, stößt der von den Keimblättern der Kultur bekränzte Nomade zum dritten Male vor, — dann trifft er zersetzte Verhältnisse an; der Durchbruch gelingt, das alte Kaisertum haucht seinen letztem Atem aus, und die jugendlichen Söhne der Hochsteppen des Nomadentums setzen einen neuen Kaiser auf den Thron des Reiches zwischen den Stromtälern und führen dem Volke neue unverfälschte Kraft zu.

Das ist der Werdegang der Kulturgeschichte dieser Länder. Der

*) Andererseits treiben die Chinesen an den Westgrenzen auch eine kluge Kolonisationspolitik. Sie suchen die treibenden Stämme ansässig zu machen, legen zu diesem Zwecke in dürren Gegenden Bewässerungskanäle an und unterhalten ein Heer von Beamten, denen die Erziehung der wilden Nomaden obliegt. — Einen Einblick in dieses Kolonisationsleben im Westen Chinas gibt uns der Bericht eines Tarantschi-Tataren, den wir Radloff verdanken, und den wir nachfolgend unter der Überschrift: „Die Trommel des Dschandschun“ wiedergeben.

Kreislauf wird auch in Bälde abgeschlossen: Der halb rohe, neue Kaiser gibt sich der Wollust eines zivilisierten Lebens zügellos hin. Bestechlichkeit zieht ein; das Volk ist vorbereitet, einem neuen Ansturme zu unterliegen.

Das Bild wiederholt sich in wunderbarer Übereinstimmung in den weitaus meisten Kulturregionen älterer Zeit. Vor den Mauern Kuzkos lauerten wilde Hochsteppenvölker. Das alte Babylonien gründete Mauern gegen das Nomadentum im Nordosten und Südwesten. Und der König des ägyptischen Doppelreiches ward gar manches Mal von dem Eindringen benachbarter wilder Stämme in Schrecken gejagt und zuletzt abgesetzt.

Es ging also vielen alten Kulturstaaten so. Aber keiner erfuhr das mit der Regelmäßigkeit wie China. Und wunderbares Spiel der Gesetze! — Gerade diese Regelmäßigkeit der Einfälle, gerade die enorme Ausdehnung der im Westen Chinas sich ausdehnenden Hochsteppen und Halbwüsten sind als Ursache zu erklären, wenn China sich länger hat erhalten können als alle andern alten Reiche. Denn die Regelmäßigkeit der Einfälle führte erstens eine gewisse Kraftbereicherung in das verweichlichende Gebiet des Ackerbauerntumes, und zweitens lernte das Chinesentum auf diese Weise und aus dieser häufigen Erfahrung einen mehr elastischen als starren Widerstand nach Westen hin auszuüben. Das war aber nicht so wichtig wie die enorme Ausdehnung dieser Nomadengebiete. Diese großen Nomadengebiete waren in der alten Zeit nicht nur die Kraftspender, sondern auch die Schutzgürtel, von denen die Staaten umgeben waren. Diesen merkwürdigen Satz will ich näher ausführen. Wir wenden uns für einen Augenblick der Kulturgeschichte des alten Babylonien zu.

Als das alte Babylonien in den Bereich der Geschichte trat, war es umgeben von Nomadenvölkern. Arier und Semiten waren damals äußerst primitiv. Dann und wann wurde wohl die babylonische Kultur von diesen wilden Völkern überwunden, worauf dann ein Regenerationsprozeß eintrat; das Kulturzentrum verschob sich aber sehr unwesentlich. Die Kulturstation verblieb eine Oase inmitten einer primitiveren Zone. Das Ende Babyloniens trat erst ein, als die persische Kultur der babylonischen rivalisierend zur Seite trat und als somit das Zentrum verschoben werden konnte. Es war das benachbarte Kulturvolk, welches das ältere unterwarf und langsam vernichtete, nicht ein Naturvolk. Die Erscheinung trat also ein, als der Gürtel der primitiveren Kultur im Verschwinden begriffen, als derselbe von einem aufblühenden Kulturvolke angefüllt war.

Wir sehen also, daß die Gefahr für jenes alte Kulturvolk in der Nachbarschaft eines anderen Kulturvolkes ruhte. Nun, eben diese Gefahr blieb für China wegen der gewaltigen Ausdehnung der Nomadenflächen Hoch- und Innerasiens fern.

Haben wir demnach den Entwicklungsgesetzen des chinesischen Kulturproduktes heutiger Zeit nachgespürt, dann wollen wir ihrem

inneren Wesen noch einige Worte widmen. Wie keine andere Nation haben die Chinesen stets und immer wieder fein differenzierte Moralphilosophien gezeitigt. China hat der Welt keine Religion geschenkt. China besitzt auch keine Priester. Chinas ganze Anschauungswelt konzentriert sich im Beamtentume, im Recht und Gesetz des Patriarchats, des Gemeindewesens, des Staatswesens und des Kaisertums. Wir können das nur als eine Folge der häufigen Unterwerfungen eines festsässigen Ackerbauernvolkes erklären. Mit jeder Dynastie wie mit jedem Einfalle eines fremden Volkes ward das ganze alte Beamtentum aus- und ein neues Beamtentum eingeschaltet. Das System nur verblieb, und eben dieses System nahm deshalb seinen starren und gleichmäßigen Charakter an. Das Beamtentum war stets die erhaltende Kraft in China, es war aber auch seine Gefahr. Die herrschenden Beamten saugten die Untergebenen aus, zogen die Steuerschraube mächtig zu Gunsten des eigenen Geldbeutels an. Dabei unterwarf sich das Volk stets demütig diesem Verfahren, und nur die ewigen Erscheinungen, der aus Unzufriedenen und Verarmten sich rekrutierenden Geheimbünde stellen eine Reflexbewegung dar. Es wurde stets viel zu viel geschrieben und gelernt in China. Es gab immer so viele Vorschriften, daß die freie Kraft des Einzelnen sich nicht eigene Gebäude der Anschauung auszubauen vermochte. Auch die großen Rechtsanschauungen der Männer wie Laotse, Konfuzius und Mengtsze stellen nichts als eine Ausarbeitung dieser ewig differenzierten Rechtsklügelei dar.

Auf der andern Seite der Ahnendienst als das echte Symbol Altlandsassentums, das seine Toten immer um sich in Gräbern versammelt sieht. Das Festhalten an der Scholle tritt hier zu Tage. Es ist die Quelle der chinesischen Widerstandskraft. Ein Bild dieses Ahnendienstes ist in dem Teile „Ozeanien" und zwar in dem Abschnitt über Formosa gegeben worden.

Damit treten wir in die Frage nach der Ausdehnungsfähigkeit des Chinesentumes auf dem Wasserwege ein. Chinesische Händler begegnen uns in Ozeanien überall (siehe das Kapitel Indonesien in der Abteilung Ozeanien). Es sind aber überall nur Händler, nicht Ackerbauer. Und darin beruht das Typische der Überseeausdehnung Chinas: Es fließt immer wieder zur Quelle zurück, siedelt sich niemals im Auslande an. Die Chinesen sind sehr schlechte Kolonisatoren.

Im Gegensatz hierzu steht Japan, das Inselreich, dessen mächtigen Aufschwung wir heute beobachten können. Die Japaner werden anscheinend einst die Engländer Ostasiens werden. Wie viel sie von den Chinesen gelernt haben, ersehen wir aus der Schilderung des Wirtschaftslebens nach Siebold; daß ihre Verwaltungsformen ähnliche wie die der Chinesen sind, erkennen wir aus der Sage von den unterdrückten Bauern. Auch in Japan wurde oftmals und zum Schaden des Volkes die Steuerschraube allzu scharf angezogen. Japan bietet aber nicht ein Bild derartigen Zeremoniells, wie wir es z. B. aus den Speisesitten und Eßgebräuchen der Chinesen sehen. Die

Gastereien der Chinesen mit dem unglaublichen Klimbim der Zeremonien sind ein Symbol des uralten Kulturvolkes.

In China lebt eben die uralte konservative Landbewohnerschaft, in Japan das jung aufstrebende Inselvolk.

Familien-, Gesellschafts- und Staatsleben in China.

Nach Johannes Barrow*) (1794).

Die Chinesen haben ihren Frauen womöglich noch einen größeren Grad von Niedrigkeit und Zwang auferlegt als die alten Griechen und Europäer in den dunklen Jahrhunderten. Nicht zufrieden mit der physischen Beraubung des Gebrauchs ihrer Füße, haben sie auch, um sie desto eingeschränkter zu halten, es dahin zu bringen gewußt, daß es ein moralisches Verbrechen ist, wenn sich ein Frauenzimmer außer dem Hause sehen läßt. Wenn sie einen Freund oder Verwandten zu besuchen wünschen, so müssen sie sich in einer verhüllten Sänfte tragen lassen. Zu Fuß gehen, würde höchst pöbelhaft sein.

Selbst die Frauen auf dem Lande, die vielleicht den Luxus einer Sänfte sich nicht leisten können, lassen sich lieber in einer Art von bedecktem Schubkarren herumfahren, als daß sie gehen sollten. Aber die Weiber und Töchter der niedrigeren Klasse sind weder auf das Haus eingeschränkt noch von schwerer und sklavischer Arbeit befreit, da viele von ihnen mit einem Kinde auf dem Rücken arbeiten müssen, während der Mann höchst wahrscheinlich spielt oder seine Zeit sonst nach Art der Müßiggänger hinbringt.

Ich habe oft gesehen, daß die Weiber eine Art von kleinem, leichtem Pflug und die Egge ziehen halfen. Niewhoff, wenn ich nicht irre, spannt auf einem seiner Kupfer, die vermutlich nach chinesischen Zeichnungen gemacht wurden, eine Frau und einen Esel vor denselben Pflug. In der Provinz Kiangsi ist nichts gewöhnlicher, als daß man eine Frau sieht, die eine Art von leichtem Pflug mit einer einzigen Handhabe durch vorher zubereitetes Erdreich zieht; das leichtere Geschäft, die Maschine zu leiten, übernimmt der Mann, der den Pflug mit einer Hand hält, indem er mit der andern den Samen in die Furchen streut.

Wenn anders die Chinesinnen der höheren Stände überhaupt einige Vorteile genießen, so sind sie deswegen gewiß nicht sehr zu beneiden. Selbst zu Hause in ihrer eigenen Familie darf eine Frau weder an einem Tisch mit ihrem Manne essen, noch in einem Zimmer mit ihm sitzen. Die Knaben werden in ihrem neunten oder zehnten Jahre ganz von ihren Schwestern getrennt. So wird das Gefühl der Geschwisterliebe, welches nicht instinktartig von der Natur erzeugt wird, sondern eine Frucht des häufigen Umganges und der gegenseitigen Mitteilung ihrer kleinen Bedürfnisse und Vergnügen ist, in der Knospe aufblühender Empfindung erstickt.

---

*) „Reise durch China von Peking nach Canton." Weimar 1804.

Unter den Gliedern derselben Familie muß beständig ein kaltes, zeremoniöses Betragen beobachtet werden. Es gibt keinen gemeinsamen Brennpunkt, welcher die Achtung und Liebe der Kinder für ihre Eltern anzöge und konzentrierte. Jeder lebt abgesondert und entfernt von dem andern. Die kleinen Vorfälle und Abenteuer, welche in unserem Vaterlande den Kindern an manchem langen Winterabend vor dem angenehmen Kamine Stoff zur Unterhaltung gewähren, werden in China mit Stillschweigen übergangen. Es ist wahr, die Knaben kommen manchmal in den Schulen zusammen; aber das steife, zeremoniöse Wesen, welches keinen unbeträchtlichen Teil ihrer Erziehung ausmacht, legt allen den kleinen Kindereien ihres Alters einen Zwang auf und dämpft gänzlich den Geist der Tätigkeit und Unternehmung. Ein chinesischer Jüngling ist ohne Leben, förmlich und untätig, weil er immerfort beflissen ist, den Ernst des männlichen Alters anzunehmen.

Um die schreckliche Langeweile, welche sich bei einsamen Frauen, die an Geistesbeschäftigungen ganz und gar nicht gewöhnt sind, unvermeidlich einstellen muß, zu töten, wird gewöhnlich zur Tabakspfeife gegriffen. Jedes Mädchen trägt von ihrem achten oder neunten Jahre an als einen Bestandteil ihres Anzuges einen kleinen seidenen Beutel, in welchem sich ihre Pfeife und ihr Tabak befindet, mit deren Gebrauche viele von ihnen in diesem zarten Alter nicht unbekannt sind. Manche beschäftigen sich freilich immer mit der Seidenstickerei, oder sie malen Vögel, Insekten und Blumen auf dünne Gase. In den weiblichen Gemächern des großen Hauses, welches wir in Peking bewohnten, sahen wir etliche schöne Proben von beiden Arten in den Füllungen der Verschläge, und ich habe einige Artikel mit nach England gebracht, von denen man mir sagt, daß sie sehr bewundert worden sind. Aber die Frauen, welche ihre Zeit auf diese Art hinbringen, sind gemeiniglich die Weiber und Töchter der Kaufleute und Handwerker, die gewöhnlich baumwollene und seidene Zeuge weben. Ich fragte einst einen der großen Hofbeamten, welcher ein schön gesticktes seidenes Gewand trug, ob dies die Arbeit seiner Gemahlin sei; aber die Voraussetzung, daß seine Frau sich herablassen sollte, die Nadel in die Hand zu nehmen, schien ihn zu beleidigen.

Ihre Sitten im häuslichen Leben dienen wenig dazu, einen außerordentlichen Grad des kindlichen Gehorsams oder der Liebe und Achtung gegen ihre Eltern hervorzubringen, deretwegen man sie so vorzüglich gepriesen hat, und deren heilsamen Wirkungen die Jesuiten die Festigkeit der Regierung zugeschrieben haben. Der kindliche Gehorsam ist im Grunde in China weniger ein sittliches Gefühl als eine Vorschrift, welche durch die Länge der Zeit die Wirksamkeit eines positiven Gesetzes erlangt hat. Hätten sie wirklich den kindlichen Gehorsam für stark genug gehalten, wenn er seinem eigenen natürlichen Einflusse überlassen ist, so würde eine Vorschrift oder ein Gesetz, um ihn einzuschärfen, überflüssig gewesen sein.

Die erste Lehre, welche ihnen in der Kindheit eingeprägt wird,

ist, daß sich die Kinder gänzlich dem Willen der Eltern unterwerfen müssen. Diese Vorschrift lautet nicht allein: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, daß du lange lebest auf Erden," sondern auch: „Du sollst für deinen Vater und deine Mutter arbeiten, so lange als sie leben. Du sollst dich in beständige Dienstbarkeit verkaufen, um sie zu unterhalten, wenn es nötig ist, und sollst wissen, daß dein Leben ihnen zu Gebote steht." Dies Gefühl des elterlichen Ansehens hat durch Vorschrift und Angewöhnung so sehr Wurzel gefaßt, daß es durchaus ebensosehr verpflichtet, als das stärkste Gesetz. Es gibt dem Vater die Ausübung derselben unbegrenzten und unwillkürlichen Gewalt über seine Kinder, welche der Kaiser, der gemeinschaftliche Vater, kraft der Gesetze über sein Volk besitzt. Daher hat der Vater, wie unter den Römern, die Macht, seinen Sohn als Sklaven zu verkaufen. Diese Machtbefugnis wird entweder aus Eigensinn oder aus Armut oder aus anderen Ursachen oft ausgeübt. Ein Sohn, sagt einer der berühmtesten Gesetzgeber Chinas, hat nach dem Tode seines Vaters die Macht, seine Dienste auf einen Tag oder auf ein Jahr oder auf zeitlebens zu verkaufen; aber ein Vater hat, solange er lebt, unbegrenzte Vollmacht über seinen Sohn. Ein Vater hat also dasselbe Recht, die Dienste seines Sohnes an einen andern auf irgend eine Zeit oder selbst auf Lebenszeit zu verkaufen.

Man kann sagen, daß die Töchter ohne Ausnahme verkauft werden. Der Bräutigam muß immer mit den Eltern seiner Braut wegen des Preises handeln. Die letztere darf nicht wählen. Sie ist eine Marktware, die dem Meistbietenden gegeben wird. Der Mann hat freilich in dieser Hinsicht nicht viel voraus, da er seine Zukünftige nicht eher sehen darf, als bis sie in einem förmlichen Aufzuge an sein Tor kommt. Wenn ihm aber nach Öffnung der Tür des Tragsessels, worin das Mädchen eingeschlossen sitzt und wovon man ihm den Schlüssel vorher sendet, sein Kauf nicht gefällt, so kann er sie ihren Eltern wieder zurückschicken, in welchem Falle der Kontrakt, der den Preis bestimmte, ihnen nichtsdestoweniger bezahlt werden muß. Außerdem können sie noch eine Geldsumme fordern, welche jedoch die Hälfte des im Kontrakte bestimmten Preises nicht übersteigen darf. Diese Hochzeitsgepränge, welche mit Musik einherziehen, gleichen fast denen der Griechen, bei denen die Braut auf einem prächtigen Wagen in das Haus ihres Mannes geführt wurde; nur kann bei den Chinesen die Braut von niemandem gesehen werden.

Wie sehr wird ein Frauenzimmer durch diesen abgeschmackten Gebrauch erniedrigt! Man sollte glauben, es könnte ihr wenig daran liegen, liebenswürdig oder geputzt, mit eingezwängten Füßen oder geschminktem Gesicht zu erscheinen, da sie weiß, daß man sie dem ersten besten Manne, der den von den Eltern für ihre Reize bestimmten Preis geben will, überlassen wird. Man gestattet keine vorhergehende Unterredung, keinen Austausch der Meinungen, keinen Vergleich der Gesinnungen in Hinsicht auf das, was beide gern haben oder hassen. Alle die kleinen stillschweigenden Aufmerksamkeiten und Verbindlich-

keiten, welche so beredt zum Herzen sprechen und die Aufrichtigkeit der Zuneigung beweisen, bleiben gänzlich unempfunden. Der Mann nimmt eine Frau, weil es ihm die Landesgesetze befehlen und das Herkommen es unumgänglich gemacht hat. Die Frau bleibt auch nach der Heirat ein unbelebtes Hausgerät, wie sie es allzeit im väterlichen Hause war. Sie leidet unter keiner Beschimpfung und fühlt weder Eifersucht noch Unruhe darüber (wenigstens ist es klug, sie nicht zu zeigen), wenn ihr Mann eine zweite oder dritte Frau in dasselbe Haus bringt. Die erste begnügt sich damit, daß sie über die Familie im Hause gesetzt ist, die Angelegenheiten derselben leitet und sich von den Kindern der anderen Frauen Mutter nennen hört.

Obgleich die Vielweiberei von der Regierung gestattet wird, wie es schwerlich anders der Fall sein konnte, wo man Frauen kaufen kann, so ist es doch ein Übel, welches sich gewissermaßen selbst heilt. Neun Zehntel des Volkes wird es schwer, die Kinder einer Frau durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren. Diese also besitzen entweder nicht Vermögen oder nicht Neigung genug, eine zweite zu kaufen. Außerdem würde es auch aus anderen Gründen unmöglich sein, daß man dies allgemein täte. In einem Lande, wo so viele Mädchen als Kinder ausgesetzt werden, oder wo sowohl die Gesetze als das Herkommen jedermann zur Heirat nötigen, muß einer, der zwei Weiber nimmt, irgend jemanden unbeweibt lassen, — dafern man nicht etwa annehmen will, daß eine viel größere Menge Mädchen als Knaben geboren werde. In Wahrheit findet man auch, daß nur die höheren Stände und etliche reiche Kaufleute mehrere Weiber nehmen. Jeder große Staatsbeamte hat seinen Harem, welcher aus sechs, acht, bis zehn Frauen besteht, je nachdem seine Umstände und seine Neigung sind. Auch in Kanton hat jeder Kaufmann seinen Serail. Aber ein armer Mann weiß aus der Erfahrung, daß eine Frau für alle seine Bedürfnisse völlig hinreicht und daß er nur die Kinder von einem Weibe und oft auch nicht einmal diese zu erhalten imstande ist.

Im Falle die Gatten sich gegenseitig nicht leiden oder einander nicht nachgeben können, wird die Frau gewöhnlich zu ihren Eltern zurückgeschickt. Eine Frau kann kein Eigentum erben; dennoch kann man ihr durch ein Testament etwas vermachen. Wenn eine Witwe keine Kinder oder nur Mädchen hat, so fällt das Vermögen an den nächsten männlichen Verwandten des verstorbenen Ehemanns; aber er muß auch die Töchter erhalten, bis er ihnen Männer verschaffen kann.

Ich habe bereits bemerkt, daß der Zustand der häuslichen Gesellschaft in China wenig geeignet sei, die Liebe und Zärtlichkeit, welche Kinder ihren Eltern schuldig sind, zu befördern. Eigentlich findet man dort in jeder Familie einen Tyrannen, welcher befiehlt, und einen Sklaven, welcher gehorcht. Denn wo der Vater ein Despot ist, da pflegt der Sohn natürlicherweise ein Sklave zu sein, und wenn alle die kleinen Zärtlichkeiten und stillschweigenden Aufmerksamkeiten, aus denen gegenseitige Zuneigung entspringt so-

gar unter den Gliedern derselben Familie, die unter einem Dache wohnt, vermißt werden, so wird man sie natürlich in dem großen Kreise des öffentlichen Umganges erst recht vergeblich suchen. Den Chinesen fehlt die Sitte behaglicher Gesellschaften und Versammlungen, in denen man über die Vorfälle und Neuigkeiten des Tages spricht. Diese kann sich nur unter einer freien Regierung einbürgern. Wenn ein Chinese sein tägliches Geschäft vollendet hat, zieht er sich in sein einsames Gemach zurück.

Es gibt allerdings eine Art von Wirtshäusern, welche die niedrigen Volksklassen zuweilen besuchen, um eine Tasse Tee oder Sothschu, eine Art von geistigem Getränk, das aus einer Vermischung von Reis und anderem Getreide gebrannt wird, zu trinken; aber man geht in solche Häuser selten und dann auch nicht der Gesellschaft wegen. Sie reizen nicht wie die Wirtshäuser in Europa zu geselligen Lustbarkeiten, aber auch nicht zu pöbelhafter Völlerei. Der größere Teil des Volkes ist völlig frei von diesem häßlichen Laster. Unter den Menschenhaufen, die wir täglich zu Gesicht bekamen, als wir von dem einen Ende des Landes nach dem andern reisten, kann ich mich nicht erinnern, auch nur einen einzigen Betrunkenen gesehen zu haben. In Kanton, wo die niedrigen Volksklassen von den Europäern zur Arbeit gebraucht werden und sich notwendigerweise unter die europäischen Seeleute mischen, ist es nichts Seltenes, daß sich die Chinesen betrinken. Aber dieses Laster ist keineswegs ein unveränderlicher Zug in ihren Sitten.

So oft etliche Chinesen zusammenkommen, geschieht es meist nur um zu spielen oder um einen Kessel gekochten Reises zu leeren, eine Tasse Tee zu trinken oder eine Pfeife zu rauchen.

Die höheren Klassen tun sich zu Hause mit Opium gütlich. Es wird eine große Menge dieser berauschenden Ware heimlich ins Land gebracht, trotz aller Vorsicht, welche die Regierung übt, um die Einfuhr derselben zu verhindern; aber für das gemeine Volk ist das Opium zu teuer. Die Zollhausbeamten können der Bestechung nicht widerstehen. Nach Empfang der Summe, worüber sie mit dem, der das Opium einführt, übereingekommen sind, kaufen sie oftmals die verbotene Ware selbst. Die meisten sogenannten Landschiffe*), welche aus Bengalen kommen, bringen Opium nach China. Man hält jedoch das Türkische, welches aus London von den Chinafahrern eingeführt wird, für vorzüglicher und bezahlt fast zweimal soviel dafür als für das andere. Der Gouverneur von Kanton beschreibt in einem seiner letzten Manifeste über diesen Gegenstand die schädliche und tödliche Wirkung des Opiums und sagt: „So verschaffen sich Ausländer durch Einführung eines verächtlichen Genußmittels den beträchtlichsten Gewinn und Vorteil in unserem Reiche. Daß aber unsere Landsleute dieses zerstörende und anlockende Laster verblendeterweise, selbst bis es sie ums Leben bringt, lieben, ohne ihren Irrtum einzusehen, ist

*) Countryships, d. i. solche, die in Indien gebaut sind und bloß in dem indischen Ozean, aber nicht nach Europa Handel führen dürfen.

ebenso abscheulich als bedauernswert.“ Und doch nimmt der Gouverneur von Kanton selbst täglich ganz gefaßt seine Gabe von Opium.

Die jungen Leute versammeln sich nicht, um zu tanzen oder sich in Spielen, welche die Gewandtheit des Körpers befördern, zu üben, wodurch man glücklicherweise in Europa den mißmutigen Trübsinn mildert, den ein beständig arbeitsames Leben oder Zurückgezogenheit von der Gesellschaft so leicht erzeugen. Es ist bei ihnen nicht einmal ein Ruhetag für Gottesverehrung angesetzt. Ihre Andachten haben eben das Einsame, was in ihrem häuslichen Leben herrscht. In keiner der Religionssekten, welche zu verschiedenen Zeiten nach China gebracht und dort angenommen worden sind, hat man darauf gedrungen, daß der Gottesdienst in versammelten Gemeinden gehalten werden müsse; und das ist besonders für dieses Land ein großes Unglück.

Der Neujahrstag und etliche darauffolgende sind eigentlich die einzigen, welche der arbeitende Teil des Volkes feiert. Auch der ärmste Bauer verfehlt nicht, sich und die Seinigen für dieses Fest mit neuen Kleidern zu versehen. Man besucht an diesen Tagen Freunde und Verwandte, erwidert Höflichkeiten und gibt und empfängt Geschenke. Männer, die in öffentlichen Ämtern stehen, und die höheren Stände geben Feste und Gastmähler. Aber selbst bei diesen sieht man nichts, was der geselligen Fröhlichkeit gliche, die an den Tafeln in Europa herrscht. Die Gäste speisen niemals von demselben Service, sondern oft hat jeder seinen besonderen Tisch. Zuweilen sitzen zwei, aber niemals mehr als vier Personen an einem Tisch, und ihre Augen müssen beständig auf den Gastgeber gerichtet sein, um alle seine Bewegungen in acht zu nehmen und jeden Bissen, den er zum Munde führt, sowie jeden Becher, den er an die Lippen setzt, zu beobachten. Denn ein wohlerzogener Chinese kann ohne eine besondere Zeremonie weder essen noch trinken, und die Gäste müssen alles das beachten. Wenn jemand, der eingeladen ist, wegen Krankheit oder einer anderen Ursache halber nicht kommen kann, so wird ihm das, was er von dem Gastmahle bekommen sollte, feierlich in sein Haus geschickt, eine Gewohnheit, woraus man klar ersieht, wie wenig Wert sie auf die gesellschaftlichen Formen der Tafel legen.

Man pflegt sogar jedem Gaste das, was von seinem Essen übrig bleibt, nach Hause zu schicken. So oft wir während unserer Reise durch China einen Gouverneur oder Vizekönig einer Provinz besuchten, fanden wir ihn an der Spitze einer Reihe von Tischen sitzen, die mit einer Menge Gerichten bedeckt waren, welche uns unausgesetzt auf die Jachten nachgeschickt wurden. Martial spielt, wenn ich nicht irre, auf eine ähnliche Sitte unter den Römern an. Jeder nahm zu seinem Gastgebote seine Serviette mit, welche mit den Überbleibseln des Mahles gefüllt und mit einem Sklaven nach Haus geschickt wurde. Aber man scheint dies mehr als Artigkeit gegen den Wirt getan zu haben, um zu zeigen, wie hoch man seine Speisen schätzte, als um der Speisen selbst willen; denn die Römer waren Freunde der gesellschaftlichen Tafelfreuden.

Wenn etliche Chinesen aus irgend einer Ursache zusammenkommen, so scheiden sie selten voneinander, ohne ihr Glück in einem Hazardspiele zu versuchen, wozu jeder von ihnen stets bereit ist. Der Chinese geht selten aus, ohne ein Spiel Karten oder ein paar Würfel in seiner Tasche zu haben. Diese sind beide, fast wie alles andere im Lande, von ähnlichen Sachen in anderen Ländern verschieden. Ihre Karten sind viel zahlreicher als die unsrigen und ihre Spiele weit verwickelter. Auch wissen sie sich zu helfen, wenn keiner der Anwesenden Karten oder Würfel bei sich haben sollte. Denn in diesem Notfalle bedienen sie sich der Finger, außer denen man nichts zu dem Spiele Tsoimoi, welches die niedrige Volksklasse besonders liebt, braucht. Zwei Personen setzen sich dann einander gegenüber und heben ihre Hände zu gleicher Zeit auf. Jeder ruft die Zahl aus, welche nach seinem Vermuten herauskommen wird, wenn man die von ihm und seinem Gegner ausgestreckten Finger zusammenrechnet. Die Faust gilt nicht, der Daumen 1, der Daumen und Zeigefinger 2 und so fort, so daß man zwischen 0 und 5 zu raten hat, da jeder wissen muß, wieviel er selbst emporhält. Die mittleren Volksklassen spielen dies Spiel auch bei Gastgebereien, wo Wein aufgetragen wird. Der Verlierende muß allezeit ein Glas Wein trinken. Zuweilen beschäftigt dieses kindliche Spiel zwei Personen so lange, bis der Verlierende soviel Wein hat trinken müssen, daß er weder seine eigenen, noch seines Gastgebers Finger mehr sehen oder zählen kann.

Der Spielgeist ist in den meisten großen und kleinen Städten des Reiches so allgemein, daß man fast in jedem Nebenwinkel Gruppen von Leuten sieht, die Karten spielen oder würfeln. Man beschuldigt sie, daß sie oft sogar ihre Weiber und Kinder auf die Ungewißheit eines Würfels setzen. Man kann sich leicht denken, daß da, wo ein Mann seine Kinder in die Leibeigenschaft verkaufen darf, ein Spieler, wenn er nichts mehr zu setzen übrig hat, wenig Gewissensregungen empfinden wird, den Verlust des Kindes zu wagen, da ihm das Gesetz diese zu veräußern ja erlaubt hat. Dennoch versichern uns etliche Missionare sehr ernsthaft, daß die Chinesen kein Zufallsspiel kennen und keine, als die von den Gesetzen gestatteten Erholungen genießen dürfen. Es konnte diesen Herrn sicherlich nicht unbekannt sein, daß eine der beliebtesten chinesischen Ergötzlichkeiten das Hahnengefecht ist und daß diese grausame und unmännliche Erholung, wofür sie es halten wollen, von den höheren Ständen in China ebenso ernstlich betrieben wird als — zu ihrem Schimpf sei es gesagt — von den vornehmen Klassen in einigen Gegenden von Europa.

Die Abrichtung der Wachteln in derselben grausamen Absicht, daß sie einander zerfleischen sollen, gibt den Müßigen hinlängliche Beschäftigung. Sie haben ihre Forschungen nach kämpfenden Tieren sogar bis auf die Insekten ausgedehnt und dabei ausfindig gemacht, daß eine Art Heuschrecke einander mit solcher Wut angreift, daß die Kämpfer selten nachlassen, ohne ein Glied ihres Gegners abzureißen. Diese kleinen Geschöpfe werden, abgesondert voneinander, in Bauern

von Bambusrohr gefüttert, und die Gewohnheit, eine die andere auffressen zu lassen, ist so allgemein, daß man im Sommer kaum einen Knaben sieht, der nicht seinen Käfig und seine Grashüpfer hätte.

Die Missionare haben die Gewohnheit der Chinesen, Missetäter über das Knie zu legen und mit Bambus zu schlagen, für eine gelinde Strafe angesehen, mit der Vornehmere ihre Untergebenen gerade so belegen, wie ein Vater seinen Sohn züchtigt, nicht aber für eine Strafe, mit der Schimpf verbunden ist. Wie unbedeutend den Herren eine so erniedrigende Züchtigung auch scheinen mag, welcher jedermann, vom ersten Minister bis zum Bauer ausgesetzt ist, so wird sie doch nur zu oft im Zorne und von dem Eigensinn eines Beamten erteilt und zwar oft mit unstatthafter Grausamkeit und Ungerechtigkeit. Von der Wahrheit dieser Bemerkung hatten wir mehrere Beispiele.

Da bei unserer Rückkehr auf dem Peiho das Wasser weit seichter war, als in der Zeit, in der wir den Fluß hinaufsegelten, so geriet eine von unseren Reisebarken mitten in der Nacht auf den Grund. Die Luft war durchdringend kalt, und die armen Leute, welche zum Fahrzeuge gehörten, waren mitten im Flusse bis Sonnenaufgang äußerst beschäftigt und bestrebt, es wieder flott zu machen. Die übrige Flotte war weitergesegelt und die Geduld des Aufsicht führenden Beamten endlich erschöpft, weswegen er den Kapitän und sein ganzes Volk auf erwähnte Weise und sehr unbarmherzig schlagen ließ. Das war ihre einzige Belohnung für das Leihen ihrer Jacht, für ihre Zeit und ihre zweitägige Mühe. Daß ein Beamter mehrere Grade heruntergesetzt und daß alle seine Leute geschlagen wurden, weil das uns gelieferte Fleisch in einer Temperatur von 88° im Schatten ein wenig anrüchig geworden war, möge nebenbei erwähnt werden.

So oft der Wind widrig war oder so oft man es nötig fand, die Fahrzeuge stromaufwärts zu ziehen, wurden eine Menge Menschen hierzu gebraucht. Die armen Leute wurden allezeit zu diesem schweren und mühsamen Dienste gezwungen, wofür man ihnen des Tages etwa vier gute Groschen bezahlte, so lange sie zogen, ohne ihnen außerdem etwas zu geben, womit sie nach dem Orte, an dem man sie preßte, wieder hätten zurückreisen können. Da diese Leute wußten, wie schwer es war, andere an ihre Stelle zu bekommen, und daß sie gebraucht werden würden, bis man andere hätte, liefen sie meist in der Nacht fort und ließen die Bezahlung im Stich. Um andere zu bekommen, schickten die Beamten ihre Soldaten in das nächste Dorf, überraschten die Einwohner in ihren Betten und zwangen sie, sich nach den Jachten zu begeben.

Es verging kaum eine Nacht, in der nicht etliche arme Wichte die Schläge der Soldaten hätten erdulden müssen, entweder weil sie fortlaufen wollten oder weil sie vorschützen, zu alt oder krank zu sein. Es war peinlich, den jammervollen Zustand einiger dieser Leute zu sehen. Einige waren halb nackend und schienen aus Mangel an

Nahrung abzufallen und zu verschmachten. Dennoch war es nichts weniger als eine leichte Arbeit, die Schiffe fortzuziehen. Manchmal mußten die Leute bis an die Hüften im Schlamme waten, manchmal über kleine Buchten schwimmen und dann gleich wieder ihre nackten Körper der glühenden Sonne preisgeben. Sie wurden allezeit von einem Soldaten oder dem Amtsvollstrecker eines kleinen Polizeibeamten fortgetrieben, der eine ungeheure Peitsche in seiner Hand hatte, womit er sie ebenso unbedenklich schlug, als ob sie ein Joch Pferde wären.

Etliche Herren der Gesandtschaft pflegten auf der Rückreise einen Teil des Tages zu Fuß zu gehen und um die Zeit des Mittagsmahles sich nach den Jachten zu verfügen. Eines Tages ließ sich ein Beamter von hohem Range einfallen, sie in ihrem Spaziergange zu stören und schickte ihnen 9—10 von seinen Soldaten nach, von denen sie auf eine grobe Art gezwungen wurden, auf die Fahrzeuge zurückzukehren. Als unsere beiden Führer, Wan und Tschau, welche eben herbeikamen, von diesem Vorfalle hörten, ließen sie die Soldaten auf das heftigste schlagen. Einem von ihnen, der besonders übermütig gewesen war, wurden die Ohren mit Eisendraht durchbohrt und seine Hände etliche Tage lang an dieselben gebunden.

Der Vizekönig von Kanton befand sich damals bei der Gesandtschaft, und da er einen höheren Rang hatte, als der übertretende Beamte, so beschied er den letzteren vor sich, gab ihm einen scharfen Verweis und verurteilte ihn zu der „milden Strafe von 40 Bambusstreichen". Unsere beiden chinesischen Freunde wandten alle Überredungskünste auf, die beleidigten Herren zu bewegen, der Strafe des Beamten beizuwohnen, und es war keine leichte Mühe, ihnen klar zu machen, daß ein solcher Auftritt den Herren kein Vergnügen machen würde. Auch in der holländischen Gesandtschaft ereignete sich der Fall, daß ein Unterbeamter von den Führern derselben geschlagen und niedriger gesetzt wurde, weil er keine gehörige Anzahl von Trägern für das Gepäck und die Sänften, in denen sie reiste, in Bereitschaft hatte.

Wir erlebten im Laufe unserer Reise verschiedene Beispiele dafür, daß dieselbe gefühllose und hartherzige Stimmung zwischen Personen von gleichem Stande wie zwischen Beamten und denen, die unter ihrem Range sind, herrscht. Eins davon stellte einen Zug von außerordentlicher Unmenschlichkeit dar. Ein armer Mann in Makao, welcher im Dienste der dortigen britischen Faktorei stand, hatte das Unglück, von einer Mauer auf seinen Hirnschädel zu fallen. Seine Mitarbeiter hoben den fast Leblosen auf und trugen ihn nach den Außenteilen der Stadt, wo ihnen einer von den Ärzten der Gesandtschaft begegnete. Er fragte sie, was sie mit dem unglücklichen Menschen anfangen wollten, und erhielt von ihnen ganz kalt zur Antwort, daß sie ihn begraben wollten. Der Arzt äußerte sein Erstaunen darüber, wie sie den Menschen ins Grab legen könnten, ehe der Atem seinen Körper verlassen hätte? Sie erwiderten, ihrer Meinung nach könnte er sich niemals wieder erholen, und wenn sie ihn nach Hause trügen, würde er seinen

Freunden nur Ungelegenheiten und Unkosten verursachen. Aber durch die Menschlichkeit und Aufmerksamkeit des Arztes wurde der Mann seiner Familie und den Freunden, die den Wert seines Lebens gut zu schätzen wußten, wieder geschenkt.

Der Arzt war aber nicht von der Gefahr unterrichtet, welche er lief, als er auf diese Art den Eingebungen seiner Menschlichkeit folgte; denn es sagt ein Landesgesetz, daß, wenn jemand einen Verwundeten unter Obdach und Schutz nimmt, um seine Heilung zu bewirken und der Verwundete ihm unter den Händen stirbt, der Beschützer, dessen Aufsicht er zuletzt übergeben war, der Todesstrafe ausgesetzt ist, wofern er nicht befriedigend dartun kann, wie die Wunde entstand, oder daß der Verletzte nach der Verwundung noch 40 Tage gelebt hat. Die Folge eines solchen Gesetzes ist, daß, wenn jemand in einem Auflaufe tödlich verwundet werden sollte, man ihn auf der Straße sterben läßt, weil man für sein Leben verantwortlich sein würde, wenn man sich seiner annähme.

Ein auffallendes Beispiel von den schrecklichen Folgen eines solchen Gesetzes trug sich unlängst in Kanton zu. In den Vorstädten kam ein Feuer aus, und drei Chinesen, welche beim Löschen mit helfen wollten, brachen ihre Beine, und wurden außerdem noch durch den Einsturz einer Mauer schrecklich verwundet. Der Chirurg der englischen Faktorei, von Eifer beseelt, der leidenden Menschheit Hilfe zu schaffen, ließ sie in die Faktorei tragen und wollte eine Amputation an ihnen vornehmen, weil dies das einzig mögliche Mittel war, ihr Leben zu fristen, als einer der Hongkaufleute, dem der Vorgang zu Ohren gekommen war, mit aller Eile an den Ort lief und den Wundarzt bat, ja keine Operation an ihnen zu verrichten, sondern sie lieber so bald als möglich aus der Faktorei wegtragen zu lassen. Er fügte hinzu, daß, wenn ungeachtet seiner guten Absichten, einer von den Patienten unter seinen Händen stürbe, man ihm unfehlbar den Prozeß wegen eines Mordes machen würde, wofür die gelindeste Strafe lebenslängliche Verbannung in die tatarischen Wildnisse wäre. Die verwundeten Chinesen wurden also heimlich weggebracht und ohne Zweifel ihrem Schicksale überlassen. Wenn es aber fernerer Beweise bedürfte, um den selbstsüchtigen und mitleidslosen Charakter der Chinesen darzustellen, so würde es genügen, an die entsetzliche Gewohnheit des Kindermordes zu erinnern, welcher als altes Herkommen geduldet wird und zu dem gar die Regierung aufmuntert. Ich wage es zu behaupten „aufmuntert", weil da, wo die Regierung nicht Verbrechen zu hindern sucht, man gewißlich sagen kann, daß sie ihnen Vorschub tut. Indes hält man es stillschweigend für eine Pflicht der Pekinger Polizei, am frühen Morgen gewisse Leute mit Karren herumfahren und die Kinder auffammeln zu lassen, die man etwa in der Nacht auf die Straße geworfen hat. Aber man hält keine Nachfrage, sondern wirft die Kinder in eine gemeinsame Grube außerhalb der Stadtmauern und zwar, wie man sagt, ohne Unterschied, ob sie noch leben oder tot sind.

Chinesische Mahlzeiten.

China gilt als Heimstätte starren Festhaltens der Sitten. Wenn es auch nicht wahr ist, daß China keine Entwickelung aufzuweisen vermöge, so ist doch das Festhalten der äußeren Formen, Sitten und Gebräuche, die geringe Tätigkeit der „Mode" auffällig. Der Leser möge als charakteristische Dokumente zwei Berichte lesen, von denen einer über einundeinhalbes Jahrhundert alt und der andere ganz jungen Datums ist, — und es wird ihm auffallen, wie übereinstimmend die Beschreibungen sind.

1. Bericht über chinesische Gastereien (1750*).

Die chinesische Höflichkeit ist den nach chinesischer Meinung rohen und ungesitteten Europäern bei allen Gelegenheiten sehr beschwerlich und zuwider. Und zwar bei keiner Gelegenheit so sehr als bei ihren Gastereien, — denn gerade dabei gelten ganz besondere Gebräuche und Höflichkeitsbezeugungen. Solche Gastereien sind von zweierlei Art. Die gemeinen und ordentlichen bestehen etwa aus 12—16 Gerichten; die größeren und feierlichen aber erfordern auf jeden Tisch 24 Schüsseln und auch mehrere Umstände. Sollen alle Gebräuche recht genau beobachtet werden, so werden denen, welche eingeladen werden sollen, drei The tse oder Zettel zugeschickt. Die erste Einladung geschieht gewöhnlich einen oder zwei Tage vor dem Gastmahle, die andere am Tage der Gasterei selbst früh, um die Gäste zu erinnern und sie zu bitten, daß sie nicht ermangeln sollen, sich einzustellen, und die dritte endlich, wenn alles schon zubereitet ist. Alsdann schickt der Hausherr den dritten Zettel durch einen seiner Bedienten und läßt seine Gäste wissen, daß er ein überaus großes Verlangen trage, sie zu sehen.

Der Saal, worin die Speisen aufgetragen werden, ist gewöhnlich mit Blumentöpfen, Porzellan und anderen solchen Zieraten geschmückt. Es werden so viele Tische aufgestellt, als Personen eingeladen sind; es wäre denn, daß man durch die große Anzahl Gäste genötigt würde, zwei an einen Tisch zu setzen; und nur ganz selten sitzen bei solchen großen Gastereien drei Personen an einem Tische. Diese Tische werden zu beiden Seiten des Saales in einer Reihe hingesetzt. Die Gäste sitzen in Lehnstühlen so, daß sie einander ansehen können. Der vorderste Teil der Tische ist mit seidenen Zieraten von Stickwerken ausgeputzt, die denjenigen gleichen, welche man auf den römischen Altären findet. Ob sie schon weder Tisch-, noch Tellertücher haben, so sehen sie doch immer wegen ihrer artigen Lackierung sehr sauber aus. Auf den Rändern eines jeden Tisches stehen oftmals große Schüsseln voll

*) Nach den „Allgemeinen Historien der Reisen zu Wasser und Lande." Bd. IV. Leipzig 1750.

Speisen, die schon vorgeschnitten, in Gestalt einer Spitzsäule aufgetürmt und oben mit Blumen und großen Zitronen geziert sind. Diese Spitzsäulen werden aber niemals angerührt, sondern dienen nur zum Zierat, wie das Zuckerwerk bei den Gastereien in Italien.

Wenn derjenige, welcher die Gasterei ausrichtet, seine Gäste in das Zimmer hineinführt, so bewillkommnet er sie alle, einen nach dem andern. Hierauf läßt er sich eine kleine Schale, die von Silber oder köstlichem Holze oder Porzellan ist und auf einem kleinen, lackierten Handtischchen steht, mit Wein bringen. Diese ergreift er mit beiden Händen, neigt sich gegen alle Gäste, kehrt sein Gesicht gegen den großen Hof des Hauses und geht etwas vorwärts, gegen den vorderen Teil des Saales zu. Alsdann hebt er die Augen und die Hände mit der Schale in die Höhe und gießt den Wein auf die Erde. Dadurch will er zu erkennen geben, daß alles, was er besitzt, ein Geschenk des Himmels sei. Hernach läßt er Wein in eine Schale von Silber oder Porzellan gießen, macht eine Verbeugung gegen seinen vornehmsten Gast und setzt die Schale auf den Tisch, an dem dieser sitzen soll. Der Gast sucht diese Höflichkeit zu erwidern und den Wirt zu bewegen, sich nicht so viel Mühe zu machen. Zu gleicher Zeit läßt er Wein in einer Schale bringen und geht ein paar Schritte vorwärts, als ob er dieselbe an den Ort tragen wollte, wo der Wirt seine Stelle hat, welches allemal die unterste ist. Dieser hingegen kommt ihm mit den üblichen höflichen Ausdrücken zuvor. Unmittelbar darauf bringt der Küchenmeister zwei kleine Griffe von Elfenbein, die bei ihnen Quay tse und bei den Engländern Chopsticks oder Gabelstöcke genannt werden, mit Gold oder Silber ausgelegt sind und anstatt der Gabeln dienen. Diese legt er auf den Tisch, wo der Stuhl steht, nebeneinander hin. Wenn dies geschehen ist, so führt der Wirt den vornehmsten Gast an einen Stuhl, welcher mit einem kostbaren Teppich von geblümter Seide bedeckt ist. Hier macht er eine andere tiefe Verbeugung gegen ihn und bittet ihn, daß er sich niederlassen solle. Der Gast aber läßt sich nicht eher dazu bewegen als nach einer großen Menge von Höflichkeitsbezeigungen und entschuldigt sich, daß er eine so vornehme Stelle gar nicht einnehmen könne. Hernach schickt sich der Wirt an, dergleichen bei allen übrigen Gästen zu tun; diese wollen aber durchaus nicht zugeben, daß er sich so viele Mühe machen solle.

Wenn alle diese Zeremonien vorüber sind, so setzt man sich zu Tische. Hierauf treten sogleich vier bis fünf von den vornehmsten Lustspielern in kostbaren Kleidern in den Saal hinein, machen alle zusammen tiefe Verbeugungen und stoßen viermal mit der Stirne auf den Boden. Dieses tun sie mitten zwischen den beiden Reihen der Tische und kehren dabei das Gesicht gegen eine lange Tafel, die einen Kredenztisch vorstellt und mit Lichtern und Räucherpfannen besetzt ist. Hierauf stehen sie auf, und einer von ihnen überreicht dem vornehmsten Gast ein langes Buch, worin mit goldenen Buchstaben die Namen von 50—60 Lustspielen stehen, die sie auswendig können,

damit er sich eines davon auslesen möge. Er aber weigert sich, dieses zu tun, schickt es dem zweiten Gast und winkt ihm höflich, daß er sich eins auswählen solle. Der zweite überschickt es dem dritten und so weiter. Sie entschuldigen sich aber alle und geben dem vornehmsten Gast das Buch wieder zurück. Dieser läßt sich endlich bewegen, öffnet es, durchläuft es geschwind und weist auf das Lustspiel, von welchem er glaubt, daß es der Gesellschaft am besten gefallen werde. Hierauf wird der Name des Lustspiels von den Spielern herumgezeigt, und die Gäste bezeugen ihren Beifall mit einem Kopfnicken. Sollte sich etwas dagegen einzuwenden finden, als wenn etwa eine von den Hauptpersonen im Spiele einerlei Namen mit einem von den Zuschauern führte oder dergleichen, so muß es der Spieler demjenigen höflich vorstellen, der es ausgesucht hat.

Die Vorstellung fängt mit der Musik an. Dazu braucht man kupferne oder stählerne Baßgeigen, die einen rauhen und durchdringenden Schall von sich geben, Trommeln von Büffelshäuten, Flöten, Pfeifen und Trompeten, deren Klang niemanden, als nur einen Chinesen reizen kann. Bei solchen Tischspielen hat man keine Auszierungen, sondern es wird nur ein Teppich auf den Boden gebreitet. Die Spieler bedienen sich gewisser Zimmer an dem Erker, aus welchem sie hervorkommen, um ihre Rollen zu spielen. In dem Hofe findet sich gemeiniglich noch eine große Menge von anderen Zuschauern, welche von den Bedienten hineingelassen werden. Sollte etwa irgend ein weibliches Wesen zuzusehen wünschen, so hat dieses seine Stelle außen vor dem Saale, den Spielern gegenüber. Es ist daselbst ein Gitter von Bambusrohr gemacht, und davor ist ein seidenes Netz gezogen, so, daß die betreffende Frau alles, was vorgeht, sehen und hören, sie selbst aber von niemandem gesehen werden kann.

Weil die Mahlzeit allemal damit angefangen wird, daß man unvermischten Wein trinkt, so spricht der Küchenmeister, der auf einem Knie niederkniet, zu allen Gästen mit lauter Stimme: „Die Herren werden gebeten, die Schale zu ergreifen.“ Hierauf ergreift ein jeder seine Schale mit beiden Händen. Erstlich heben sie dieselbe über das Haupt empor, danach fahren sie damit unter den Tisch hinunter, alsdann setzen sie dieselbe alle zugleich an den Mund und trinken drei- bis viermal ganz sachte. Der Wirt nötigt sie indessen ohne Unterlaß, daß sie seinem Beispiele folgen und die Schale ausleeren sollen. Zugleich stülpt er die seinige um, damit man sehen möge, daß sie leer sei.

Wein wird zwei- bis dreimal eingeschenkt. Während des Trinkens wird eine porzellanene Schüssel mit kleingeschnittenem Fleische in einer Brühe mitten auf jeden Tisch gesetzt, so, daß man hierzu keine Messer nötig hat. Hierauf werden die Gäste von dem Küchenmeister eingeladen, daß sie auch hier seinem Beispiele folgen und ebenso essen sollen, wie er getrunken habe. Hierauf langt ein jeder sehr geschickt etwas von dem kleingeschnittenen Fleisch in der Brühe mit den Griffeln heraus. Wenn sie aus einer Schüssel gegessen haben, so

tragen die Bedienten eine andere Schüssel und Wein auf, und alsdann nötigt sie der Küchenmeister abermals zu essen oder zu trinken. Auf jeden Tisch werden 20—24 solche Schüsseln aufgetragen, und dabei werden allemal eben diese Gebräuche beobachtet. So oft eine Schüssel hineingebracht wird, so oft werden sie auch zum Trinken genötigt. Alsdann aber können sie so wenig trinken, als ihnen fällt, und außerdem sind auch die Schalen ohnedies sehr klein. Die Schüsseln werden, wenn man nicht mehr daraus ißt, niemals abgetragen, sondern bleiben auf dem Tische stehen, bis die Mahlzeit zu Ende ist.

Allemal nach dem sechsten oder achten Gerichte wird eine Suppe aufgetragen, die entweder mit Fleisch oder mit Fischen gekocht ist. Dazu bekommt man eine Art von kleinen Brötchen oder Pastetchen, welche man mit den elfenbeinernen Griffeln eintaucht. Bis hierher wird nichts als Fleisch gegessen. Zu gleicher Zeit wird Tee aufgetragen, welches eines von ihren gewöhnlichsten Getränken ist, und nebst dem Weine ganz heiß hineingetrunken, denn die Chinesen haben die Gewohnheit, daß sie nichts kalt trinken. Aus diesem Grunde stehen beständig einige Bediente bereit, warmen Wein aus dazu bestimmten Gefäßen in die Schalen einzuschenken und den kalt gewordenen in andere porzellanene Gefäße auszugießen. Bei Auftragung der Speisen richten es die Aufwärter genau so ein, daß die 20. oder 24. Schüssel gerade dann auf den Tisch kommt, wenn das Lustspiel bald zu Ende ist. Hernach wird den Gästen Reis, Wein und Tee vorgesetzt. Alsdann stehen sie auf und gehen nach dem unteren Ende des Saales zu, um sich höflich bei dem Wirte zu bedanken. Dieser führt sie hierauf in den Garten oder in einen andern Saal, wo sie ein wenig schwatzen und ausruhen, bis das Obst hereingebracht wird.

Inzwischen nehmen die Komödianten ihre Mahlzeit ein. Einige von den Bedienten bringen für die Gäste warmes Wasser herbei, damit sie ihre Hände und ihr Gesicht waschen können, wenn sie es für gut befinden. Andere tragen die Schüsseln ab und bereiten den Nachtisch. Dieser besteht ebenfalls aus 20—24 Schüsseln mit Zuckergebackenem, Früchten, Eingemachtem, Schinken, gesalzenen und an der Sonne getrockneten Enten, die sehr gut zu essen sind und anderen Leckerbissen von Sachen, die aus der See kommen. Wenn alles in Bereitschaft ist, so nähert sich ein Bedienter seinem Herrn, kniet mit dem einen Knie auf die Erde nieder und gibt ihm mit leiser Stimme davon Nachricht. Sobald jedermann still ist, steht der Wirt auf und bittet seine Gäste auf das höflichste, daß sie in den Speisesaal zurückkehren sollen. Wenn sie daselbst angelangt sind, so versammeln sie sich an dem untern Ende, machen einige höfliche Umstände wegen der Stellen, und nehmen endlich diejenigen ein, die sie zuvor gehabt haben.

Nunmehr bringt man größere Schalen herbei, und die Gäste werden nachdrücklich genötigt, starke Züge zu tun. Es wird auch das Schauspiel fortgesetzt, oder, wenn sich die Gäste auf eine noch angenehmere

Art belustigen wollen, so lassen sie sich das Buch geben, worin die Spiele stehen, und ein jeder erwählt sich eine Rolle, die er auch sehr artig vorstellt. Bei diesem Nachtische stehen ebenfalls, wie bei der ordentlicher Mahlzeit, fünf große Schaugerichte auf dem Rande eines jeden Tisches. So lange der Nachtisch währt, gehen die Bedienten, die den Gästen zugehören, ohne die geringsten Umstände in ein anstoßendes Zimmer und halten daselbst ihre Mahlzeit.

Bei dem Anfange des Nachtisches läßt ein jeder Gast von einem seiner Bedienten auf einem Kredenzteller oder in der Hand verschiedene kleine Paketchen von rotem Papier herbeibringen, worin Geld für den Koch, die Hausbedienten, die Komödianten und die Aufwärter bei der Tafel enthalten ist. Sie geben bald mehr, bald weniger, nachdem der Stand desjenigen ist, der das Gastmahl ausgerichtet hat. Wird aber kein Schauspiel aufgeführt, so geben sie gar nichts. Ein jeder Bedienter überbringt sodann seinen Kredenzteller dem Wirt. Dieser weigert sich anfangs, ihn anzunehmen. Endlich läßt er es geschehen und winkt einem seiner Bedienten, daß er ihn zu sich nehmen solle, damit das Geld nachher ausgeteilt werden könne.

Solche Gastereien dauern vier bis fünf Stunden lang und fangen allemal des Abends an, oder wenn es anfängt dunkel zu werden. Sie endigen nicht eher als gegen Mitternacht, und hierauf gehen die Gäste auseinander und beobachten eben die Gebräuche, welche bei den Besuchen sonst gewöhnlich sind. Die Bedienten, welche ihren Herren aufwarten, gehen vor den Sänften her und tragen große Laternen von Papier, das in Öl getränkt ist und worauf ihr Stand, zuweilen auch ihre Namen mit großen Buchstaben geschrieben stehen. Den nächstfolgenden Morgen schickt ein jeder von den Gästen einen Tey tse oder Zettel, um demjenigen zu danken, der ihn so gut bewirtet hat.

2. Meine erste chinesische Mahlzeit (1897*).

Nach Ernst von Hesse-Wartegg.

In den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Kanton machte ich die Bekanntschaft eines der reichsten und vornehmsten Kaufherren der chinesischen Millionenstadt und stattete ihm in seinem aus Dutzenden von Hallen und Häusern bestehenden Heim meinen Besuch ab. Kaum war ich wieder in mein Hotel zurückgekehrt, so fand sich auch schon ein langbezopfter Bote mit einem großen roten Papierblatt bei mir ein, auf welchem einige chinesische Hieroglyphen verzeichnet waren. Mein Dragoman (Dolmetscher) las: „Am sechsten Tage des Mai wird ein bescheidenes Fest das Licht Deiner Gunst erwarten. Grüße von T. T." — also eine Dinereinladung, wie ich sie gewünscht hatte. Nur war die Stunde nicht angegeben. Mein Dolmetscher erklärte mir,

*) „China und Japan. Erlebnisse, Studien, Beobachtungen." Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1900, J. J. Weber.

diese würde später mitgeteilt werden. Am Morgen des 6. Mai erschien in der Tat wieder ein Diener mit einer zweiten roten Karte, auf welcher die Speisestunde, 7 Uhr abends, angegeben war.

Als ich eine halbe Stunde früher im Begriff stand, meine Sänfte zu besteigen, erschien ein Abgesandter meines Gastgebers, um mich nach dessen Haus zu geleiten. Am Eingange zu seiner mit einer hohen grauen Ziegelmauer umschlossenen Wohnung empfing mich der Wirt in eigener Person mit einer tiefen Verbeugung, indem er gleichzeitig die zusammengeballten Hände zur Stirn erhob. In seinem Empfangssalon, geschmückt mit herrlichen Ebenholzschnitzereien, Lampions und Vasen mit künstlichen Blumen, befanden sich bereits einige chinesische Gäste, sowie ein junger Engländer, der mit mir auf demselben Schiffe nach Kanton gekommen war. Wir wurden allen Anwesenden vorgestellt, und diese beeilten sich, die gewöhnliche Frage an uns zu richten, welches denn unser „ehrenwertes" Alter wäre. Vor mir, dem Vierziger, machten die Zopfträger tiefere Verbeugungen als vor dem viel jüngeren Engländer. Natürlich mußten auch wir uns nach dem ehrenwerten Alter der Chinesen erkundigen. Mr. Clark, mein Engländer, schien überrascht, als unser Gastherr ihm sein Alter als Sechziger nannte, und auf die Frage nach der Ursache seines Staunens ließ Clark ihm sagen, er sähe viel jünger aus, er hätte ihn nicht für so alt gehalten. Verblüffung auf allen Gesichtern! Diese europäische Höflichkeitsäußerung zog hier entschieden nicht; Clark hätte besser getan, ihm zu sagen, daß er ihn für einen Achtziger hielte. Während es in den Ländern, die uns Europäern näher liegen, Sitte sein soll, daß besonders die Damen von ihrem Alter einige Jährchen abzwacken, hören es die Chinesen sehr gern, wenn man ihnen ein paar Jahre mehr gibt.

7 Uhr. Schon hatten wir auf Damengesellschaft verzichtet, als plötzlich aus dem benachbarten Raum sechs höchst elegant gekleidete junge Damen trippelten, mit Füßchen, kaum so lang wie mein Zeigefinger, mit Perlenschnüren und Schmetterlingen in dem glatt gekämmten, glänzend pomadisierten Haar, weiß geschminkten Gesichtern und brennendroten Lippen, — reizende kleine Wesen, deren Erscheinen sofort alle Gesichter aufheiterte. Hinter ihnen schritten noch ebenso viele jüngere Mädchen in einfacherer Kleidung einher, die an der Tür stehen blieben. Jede hielt eine Wasserpfeife und eine glimmende Lunte in der Hand. Sie waren die Dienerinnen der Damen.

Der Ausdruck Dame ist hier nicht recht gewählt, denn die Frauen der Chinesen sind bei den Mahlzeiten, an denen andere Männer, ob Chinesen oder Europäer, teilnehmen, niemals zugegen. Da aber die Bewohner des Reiches der Mitte sich bei solchen Festlichkeiten auch gern unterhalten, so ziehen sie an Stelle ihrer Frauen öffentliche Sängerinnen bei. Diese sechs „Blumen" unserer Tafelrunde gebärdeten sich sittsam und bescheiden, und als endlich der Gastherr uns einlud, den Speisesaal zu betreten, trippelten sie alle zusammen den Männern nach. In China würde es für Verrücktheit oder gar Un=

verschämtheit angesehen, wollte man einer Dame den Arm reichen, um sie zu Tisch zu führen.

Der Speisesaal war ein geräumiges, hohes Gemach, dessen eine Wand ganz aus kuriosen, durchbrochenen Ebenholzschnitzereien bestand, mit runden, weiten Öffnungen, durch die wir den schönen Garten und Lotosteich des Gastherrn sehen konnten. Die Tafel stand der gegenüberliegenden Seite etwas näher und zwar zickzackförmig angeordnet. Die Sitze aber befanden sich nur an der äußeren Langseite, sowie an den Stirnen, während die innere Längsseite frei blieb. Den chinesischen Gastmählern pflegen nämlich Vorstellungen von Sängerinnen, Zauberkünstlern und dergleichen zu folgen, und eine vollständige Besetzung der Tafel würde den Ausblick auf dieselben verhindern. Große farbige Laternen hingen an Seidenschnüren von der Decke; die Wände bedeckten lange Papierstreifen mit Inschriften und Sinnsprüchen, und rings um den Saal waren kleine Ebenholztischchen aufgestellt mit ebensolchen schön geschnitzten Stühlen zu beiden Seiten. Auf einem dieser Tischchen stand ein großer Kohlenbehälter mit einem Kessel darüber für den Wein, ein anderer größerer Tisch diente als Serviertisch, dicht besetzt mit Schalen, Schüsseln und Täßchen.

Es war köstlich anzusehen, unter welchen Verbeugungen und Zeremonien die Gäste Platz nahmen. Der Hausherr hatte mir den Ehrenplatz zu seiner Linken angewiesen; die Höflichkeit erfordert es, zu warten, bis der Gastgeber Platz genommen hat, er aber lud seinerseits wieder die andern Teilnehmer zum Sitzen ein, und es vergingen einige Minuten, ehe die Verbeugungen ihr Ende erreichten. Mir zur Linken hatte eine der kleinen Dämchen Platz genommen, die fortwährend kicherte und mit ihren Kolleginnen Bemerkungen austauschte, die wohl uns Fremde betrafen. Der Tisch war über und über mit Speisen und Blumen bedeckt; große Schüsseln mit Enten, Schinken, Gemüsen und Früchten, und über jede Schüssel waren noch Blumen gestreut. Die herrlichen Blumenvasen, Schüsseln, kleinen Tee- und Weintäßchen, die vor jedem Gaste standen, waren aus feinstem Porzellan. Zu meinem Schrecken bemerkte ich, daß neben meinem Tellerchen nicht Messer und Gabel, sondern nur Chopsticks lagen. (Diese „Gabelstöcke“ sind im vorigen Abschnitt beschrieben.)

Der Wirt leerte munter sein Schälchen Wein und sich gegen mich verneigend drehte er das Schälchen in seiner Hand um. In ähnlicher Weise zeigten mir auch die anderen Gäste ihre geleerten Sämshuschälchen, und ich mußte selbstverständlich das Gleiche tun. Der Geschmack des Weines war wie der lauwarmen, scharfen Sherrys. Neben meinem winzigen Tellerchen lag glücklicherweise noch ein Löffel von Porzellan und Silber, in seiner Form einem kleinen Kochlöffel nicht unähnlich. An Stelle der Serviette hatte jeder Gast einige bedruckte Papierblättchen, wie sie durch die Japaner auch in Europa bekannt geworden sind, nur kleiner, denn sie dienen nicht als Serviette, sondern zum Abwischen der Eßstäbchen, die während der Mahlzeit nicht

gewechselt werden. Die schmutzigen Papierchen werden einfach unter den Tisch geworfen. Vor jedem Gast stand überdies ein kleines silbernes Schälchen für Gewürze und ein zweites aus schönem, blauem Porzellan für Soya, eine Gewürzsauce, die bei den wenigsten Mahlzeiten fehlt.

Ich hatte schon gefürchtet, daß die schönen Schinken und Gänse, die vor uns in so leckerer Weise den Tisch zierten*), die Mahlzeit bilden würden; gefürchtet deshalb, weil ich ja kein Messer zum Zerschneiden hatte. Ich wurde aber eines Besseren belehrt, als die Diener jedem einzelnen Gaste aus der Küche kommende Speisen, schon in winzige Stückchen zerschnitten, in kleinen Porzellanschälchen vorsetzten. Was diese Fleischstückchen wirklich waren, konnte ich wegen der dicken, verschiedenfarbigen Saucen, in denen sie schwammen, nicht ausfinden. Vergeblich bemühte ich mich, mit Hilfe meiner Stäbchen einige Stückchen herauszufischen, zum höchsten Gaudium der kleinen Mädchen, bis sich endlich mein Gastgeber erbarmte und ein Stückchen mit den von ihm benutzten Stäbchen aus seiner Schale nahm und mir in den Mund schob; er tat dies nicht sowohl, um mir zu helfen, sondern weil dies bei den Chinesen auch als besondere Auszeichnung gilt. Gerade appetitlich war das nicht! Der Geschmack war süßlich, ölig und so widerwärtig, daß ich den Ehrenbissen am liebsten wieder von mir gegeben hätte. Aber wie konnte ich die Gastfreundschaft so verletzen! Also herunter damit. Hätte ich nur ein Gläschen Wasser gehabt! Mit Verlangen blickte ich auf die schönen Orangen und anderen Früchte, die vor mir aufgetürmt waren; dabei war ich hungrig wie ein Wolf und konnte es doch nicht über mich bringen, einen zweiten Bissen hinunterzuwürgen. Vielleicht brachte der nächste Gang, der uns etwa vorgesetzt wurde, etwas Besseres. Abermals Fleischstückchen, abermals Sauce, aber so sehr mit Knoblauch versetzt, daß ich mich mit einem geschickt erwischten Bissen begnügte. Ich hoffte über diesen zweiten Gang dadurch hinwegzukommen, daß ich recht lange mit meinem Stäbchen herumfischte. Ja, wenn nur meine holde Nachbarin nicht gewesen wäre! Kichernd beobachtete sie meine Versuche, dann erbarmte sie sich meiner, der ich dieses Erbarmen gar nicht wollte. Sie nahm ein Stückchen aus ihrer Schale und schob es mir in den Mund. So wurde ich auch während der folgenden Gänge bald von rechts, bald von links gefüttert; mein Schälchen Reiswein wurde immer wieder halbgeleert weggenommen und durch ein neu gefülltes ersetzt. Nun bemerkte ich erst, auf welche Weise dies geschah: Auf einem Seitentischchen standen zwei Weingefäße in heißer Kohlenasche. Die halbgeleerten Schalen wurden bei jedem Gange vom Tische genommen und die Reste in das eine Gefäß zusammengegossen; dann wurden die Schalen aus dem andern wieder gefüllt. War dieses leer geschöpft, so holte der Mundschenk den Wein aus dem andern Gefäß, in welchem die zusammengeschütteten Reste mittlerweile wieder warm geworden waren.

*) Dies waren lediglich Schaugerichte.

9 Uhr. Immer noch wurden neue Gerichte aufgetragen, es mochte wohl der zwölfte oder vierzehnte Gang dieses Bankettes sein und gar keine Aussicht auf ein baldiges Ende! Die Geschichte war recht langweilig. Mein Nachbar zur Rechten schob mir unter höflichen Verneigungen immer neue Bissen in den Mund, meine Nachbarin zur Linken kicherte fröhlich weiter und trank mir zu. Die anderen Gäste begannen ihre Befriedigung über die gebotenen Leckerbissen in einer Sprache zum Ausdruck zu bringen, zu der man keine chinesische Grammatik braucht, biedere, kräftige Naturlaute, die so recht von Herzen zu kommen schienen.*) Es war aber auch gar nicht anders möglich auf die vielen Zwiebeln, Knoblauch, die verschiedenen Öle, Fette, Wurzeln, Gemüse, Kräuter, Suppen, Leckereien, Präserven, Saucen, Fleisch- und Fischstücken und den warmen Wein. Meine Nachbarin bestand fest darauf, mit mir zu konversieren. Sie fragte mich die allermerkwürdigsten Dinge, die von ihrem Nachbar zur Linken, meinem Dolmetscher, in erbärmliches Englisch übertragen wurden. Ich suchte meine Antworten durch Kopfnicken und Zeichen aller Art auszudrücken, um nicht meinen Dolmetscher durch englische Antworten in Verlegenheit zu bringen. Sprach ich wirklich mit ihm, so lachten die Dämchen alle laut auf und schrieen „yes, yes", was es nur Platz hatte. Clark benutzte fortwährend das Taschentuch, um die in seinen Mund geschobenen Bissen auf unmerkliche Weise zu beseitigen. Sein ganzes Diner mußte unter dem Tische liegen.

Die Hitze, der odeur chinois, der in dem Raume herrschte, der warme Wein, die Gerüche der Speisen hatten den Aufenthalt für uns zwei Kaukasier geradezu unerträglich gemacht, und wir ermunterten uns gegenseitig durch Zeichen, den Tisch für einige Augenblicke zu verlassen. Der Gastherr schien diese Zeichen zu verstehen, denn er selbst stand nun auf und sprach unter einer Verbeugung gegen mich einige Worte, auf welche sich die ganze Gesellschaft von den Sitzen erhob. Endlich! Erleichtert sprangen wir auf unter dem Eindruck, die Sache wäre beendigt. Der Dolmetscher kam aber auf mich zu, um mir zu sagen, der Hausherr wünsche uns Gelegenheit zu geben, die jungen Damen, ausgezeichnete Sängerinnen Kantons, zu hören und ein paar Pfeifen Tabak zu rauchen; dann würden wir das Diner fortsetzen. Welcher Schrecken! Es stand uns also noch eine zweite Auflage Knoblauch und Zwiebeln, Öl und Fett bevor! Wir begaben uns in den anstoßenden Raum, wo die Dienerinnen der Dämchen uns die eigentümlichen Wasserpfeifen der Chinesen zu rauchen gaben und lang bezopfte Aufwärter schön servierten. Jeder von uns erhielt ein kleines Teetäßchen ohne Henkel; wie aber eben in China alles verkehrt ist, so stand auch das Täßchen nicht auf der Untertasse, sondern die letztere lag umgekehrt auf dem Täßchen und deckte dasselbe zu. Die Aufwärter hoben diese Deckel auf, schütteten einige graue Teeblätter in das Täßchen, gossen kochendes Wasser darüber

---

*) Kräftiges Aufstoßen gilt in China als höfliches Zeichen des Wohlbehagens!!!

und legten die Untertasse wieder auf. Wollten die Gäste den Tee trinken, so faßten sie die heiße Tasse so, daß sie mit den Fingern gleichzeitig die oben liegende Untertasse ein klein wenig zurückschoben und derart festhielten. Durch den offenen Spalt wurde der Tee mit einem Male ausgeschlürft, während die Teeblätter durch den Deckel zurückgehalten wurden. Sahne und Zucker werden in China zum Tee nicht verwendet, — bei der vorzüglichen Qualität der Teeblätter durchaus kein Nachteil.

Als die Sängerinnen ihre monotonen, fortwährend zwischen Dur und Moll einherschwebenden Gesänge unter Guitarrebegleitung abgeleiert hatten, ließ der Gastherr einen chinesischen Taschenspieler seine in der Tat merkwürdigen Kunststückchen ausführen. Gern hätten wir uns hiernach verabschiedet, um dem zweiten Teile des Diners zu entgehen, aber der Gastherr ließ uns durch den Dolmetscher sagen, er hätte gerade für dieses zweite Diner einige chinesische Delikatessen, Schwalbennestersuppe und Haifischflossen, zubereiten lassen, und so folgten wir denn der bezopften Gesellschaft wieder in den Speisesaal. Es war 10 Uhr und während der ganzen folgenden Stunde wurde wieder ein Dutzend Gänge der verschiedensten Art vorgesetzt: Entenzungen, Schweinemaul, Garnelen mit Knoblauch und Zucker zubereitet, kleine Fischchen mit eingemachten Fichtenzäpfchen, geröstete Lilienwurzeln, Fischhirn mit Pilzen und anderes. Wo das Englisch meines Dolmetschers zur Erklärung der Speisen nicht ausreichte, zeichnete er mir die betreffenden Dinge auf eine Papierserviette. Eine fade schmeckende Speise, die wie Kalbskopf nach Schildkrötenart zubereitet aussah, wurde mir endlich als die berühmten Schwalbennester bezeichnet. Beim nächsten Gang bekamen wir in kleinen Schälchen eine schwärzliche Gallerte vorgesetzt, in welcher dunkelrote Eidotter staken; die Gallerte, von der ich ein Stück mit einem Stäbchen aufspießte, schmeckte uns doch so sehr nach Schwefelwasserstoffgas, daß ich mich desselben sofort wieder entledigte; mein Nachbar zog erstaunt die Augenbrauen in die Höhe, der Dolmetscher machte ein wichtiges Gesicht und meinte: „Very good, that very old egg“, d. h. „sehr gut, das sehr altes Ei.“ — Sehr altes Ei! Ich erfuhr die Zubereitung dieser Eier aus einem chinesischen Kochbuch. Vielleicht ist sie unseren Köchinnen von Nutzen: Aus Holzasche, Kalk, Salz, Wasser und einigen aromatischen Kräutern wird ein dicker Brei bereitet, in welchen die frisch gelegten Eier gelegt und darin unter hermetischem Verschluß 40 Tage lang aufbewahrt werden. Dann sind sie schon genießbar, aber je länger sie liegen bleiben, desto besser werden sie — nach chinesischen Begriffen, gerade so, wie unsere Weine, und ein mehrere Jahre altes Ei ist das Nonplusultra einer Delikatesse. Solche Eier waren es, die wir vorgesetzt bekamen!

Indessen ist es doch alles Geschmacksache auf der Erde. Ich forderte meinen Dolmetscher auf, mir die Bemerkungen meines Gastfreundes mitzuteilen, und er antwortete, der letztere hätte gehört, die Europäer äßen Käse aus Milch von Kühen, Eseln und Schafen

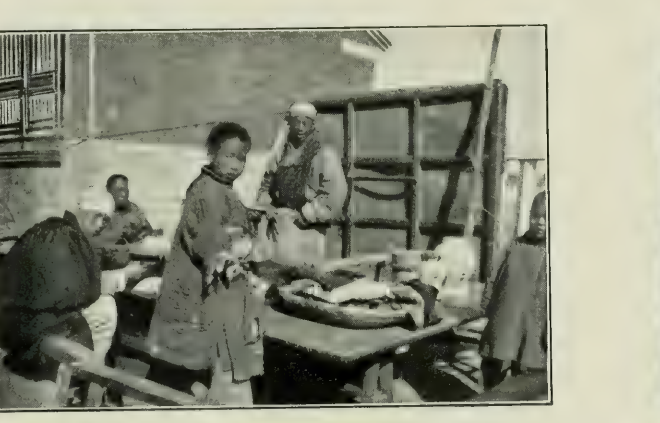
Aus chinesischen Städten.



Von Menschen gezogene Droschken in Hongkong.



Straßenbrunnen in Peking.



Straßenwirtshaus in Peking.

Chinesische Wohnhäuser am Kanal in Canton.

(Photogr. Originalaufnahmen von G. Malade.)

zubereitet. Sie ließen die Käse auch so lange liegen, bis sie schimmelig würden und noch viel schlimmer stänken als diese Eier; wie es denn käme, daß wir gerade die alten Eier schlecht fänden? Ich mußte ihm darauf meine Antwort schuldig bleiben.

Nach einigen Suppen, mit wohlriechenden Ölen versetzten und gekochten Nudeln darin, kam eine Speise, die aus dünnen, weichen Knorpeln zubereitet schien und gar nicht so schlecht mundete. Das waren die berühmten Haifischflossen, von denen nicht etwa das Fleisch, sondern nur die weichgekochten Gräten gegessen werden. Die Pausen zwischen den einzelnen Gängen füllten die anscheinend immer noch hungrigen Gäste damit aus, daß sie fortwährend getrocknete Melonenkerne knabberten, die in kleinen Schüsselchen vor ihnen standen, ebenso wie man bei englischen Mahlzeiten mit Salz gebrannte Mandeln knabbert. Eine Speise, die bei großen Banketten in China gewöhnlich auf den Tisch kommt, Fisch in Rizinusöl gebacken, fehlte glücklicherweise diesmal; daß sie aber tatsächlich serviert wird, geht aus den einstimmigen Berichten der Reisenden und meinen späteren Erfahrungen hervor.

Auch bei diesem Diner bewahrheitete sich das Sprichwort: „Das letzte ist das beste." Es kam in Gestalt einer dampfenden Schüssel gekochten Reises, der uns vorzüglich mundete. Damit war die Mahlzeit beendet. Es war 11 Uhr geworden, und wir verabschiedeten uns mit herzlichem „Tschin-Tschin" (Heil! Heil!) von unserem Gastgeber und den übrigen Anwesenden. — In unser Hotel zurückgekehrt, ließen wir uns noch eine Flasche Bier und ein Stück Roquefortkäse gut munden — denselben Käse, den die Chinesen so sehr verschmähen, und der bei uns als Delikatesse gilt.

Andere Länder, andere Sitten!

Die Trommel des Dschandschun, Erzählung der Tarantschi.

Nach W. Radloff*) (1863).

Im Ilitale leben vielerlei verschiedene Völker. Jedes von diesen hat die ihm vom Kaiser eingesetzten Beamten. Die Oberbeamten der Schibä, Solon und der Kalmücken heißen Ambane, unter diesen stehen die Ükür-da, unter diesen die Sängi, unter diesen die Boschka, diese sind Beamte, die das niedere Volk zu verwalten haben. Der Oberbeamte der Chambing ist der Dschin-tä, unter ihm stehen die

*) „Proben der Volksliteratur der nördlichen Türkischen Stämme." Bd. VI. — Die Tarantschi wohnen als versprengter Türkenstamm mitten unter den Mongolen im Ilitale. Kalmücken und Dunganen sind Mongolen. — Diese von einem Tarantschi erzählte Geschichte erzählt uns, wie diese Nomadenstämme von chinesischen Beamten geleitet werden, und wie diese Beamten der Volkserziehung, d. h. hier der Erziehung eines wilden Nomadenstammes zur Ackerbaukultur obliegen. Einen Blick in die Kolonisations- und Erziehungsmethode der Chinesen auf solche Weise zu gewinnen ist hochinteressant. Ein grelles Licht fällt dabei auf dieses Beamtentum, das im Osten Asiens immer

Sung-ja, unter diesen die Pu-ja. Diese sind die Beamten der Chambing. Der Oberbeamte der Tarantschi ist der Häkim, unter diesem steht der Schaga, unter diesem zwei Ghäsnitschi, unter diesen vier Schang-Bägi, acht Mirap, ein Duan-Bägi, ein Kasi, ein Baschgir, ein Sädiri, zwölf Mann Bägi, achtzig Jüs-Bägi und achtzig Ällik-Beschi, und außerdem in jedem Hundert zehn On-Beschi. Dies sind die Beamten in den Ansiedelungen der Tarantschi.

Über zehn Tarantschi steht ein On-Beschi (Zehn-Mann). Zehn On-Beschi stehen unter einem Ällik-Beschi (Fünfzigmann). Hundert Tarantschi, zehn On-Beschi und ein Ällik-Beschi stehen unter einem Jüs-Bägi. Tausend Mann stehen unter einem Ming-Bägi, einem Mirap und einem Schang-Bägi. Die vier übrigen Ming-Bägi sind folgende: ein Ming-Bägi beaufsichtigt die Eisenhütten, ein Ming-Bägi die Kupferbergwerke, ein Ming-Bägi hat unter sich die vierhundert Tarantschi am Dadamtu, und ein Ming-Bägi und ein Sädiri verwalten die Stadt Kuldscha. Ein Isch-kol und ein Päschäp beaufsichtigen die Verbrecher in den Gefängnissen. Alle diese Beamten sind dem Häkim und dem Schaga untergeordnet.

Alle diese Beamten haben alles, was sich bei ihnen zuträgt, dem Häkim und Schaga zu melden, der Häkim und Schaga zeigen das, was sie nicht selbst entscheiden können, dem Dung-Jamul an.

Über die Chinesen, die im Däng wohnen, und sich mit dem Handel beschäftigen, steht ein Scho-ja und ein Schang-jo und außerdem ein Schüng-jang mit kupfernem Mützenknopfe; über allen diesen steht der Daloja des Schi-Jamul. Wenn unter den Kaufleuten Streitigkeiten entstehen und Klagen vorliegen, so meldet der Scho-ja dem Schang-jo; was diese nicht beenden können, zeigen sie dem Schüng-jang an; was dieser nicht entscheiden kann, zeigt er dem Daloja des Schi-Jamul an; was der Daloja des Schi-Jamul nicht entscheiden kann, meldet er dem Dschandschun.

Die niedrigsten Beamten der Mandschu sind die Boschka, über diesen stehen Loja mit messignen Mützenknöpfen. Über diesen stehen die Daloja, über diesen die Galdai, über diesen die Darin. An der Spitze aller stehen der Dschandschun und der Chamambal. Wenn die Beamten der verschiedenen Völker die Klagen eines Menschen nicht berücksichtigen, so meldet er sie dem Dung-Jamul, die Kaufleute aber dem Schi-Jamul. Wird ihnen aber auch hier kein Recht, so schlägt man die Trommel, die sich im Palaste des Dschandschun befindet.

Wer diese Trommel schlägt, den führt man zum Dschandschun, der seine Klage annimmt und nach Recht und Pflicht die Sache untersucht.

Zu diesem Zwecke hat man an einem Hause bei dem Palaste des Dschandschun eine Trommel aufgestellt. Mit der Bewachung derselben

geneigt scheint, die Ackerbauer zu schröpfen. Dem sucht der oberste Beamte, der Dschandschun, zu steuern. Sein weiteres Augenmerk geht aber dahin, es zu verhindern, daß die „Nomadenbauern“ ihm viel in den Ohren liegen. Er macht das Rühren der Beschwerdetrommel möglichst schwierig.

sind vier Menschen beauftragt. Diese verlassen weder bei Tag noch bei Nacht die Trommel, und lassen niemand die Trommel schlagen. Wären diese Wächter nicht da, so würden sehr viele Menschen die Trommel schlagen und somit zu viel Klageführer sein.

Trotzdem finden sich Leute, welche viel zu leiden gehabt, denen es durch List gelingt, die Trommel zu schlagen. Wenn jemand die Trommel schlagen möchte, und man ihn nicht zuläßt, so ruft er, wenn der Dschandschun ausreitet, diesen an, hört der Dschandschun dieses Rufen, so fordert er den Bittsteller zu sich und fragt ihn, wie es sich gehört.

Kommt ein Bittsteller die Trommel zu schlagen und es gelingt ihm nicht, so ergreifen ihn die Wächter und übergeben ihn, wenn es ein Tarantschi ist, dem Dung-Jamul, ist es aber ein Chinese oder ein Dungane, so übergeben sie ihn dem Schi-Jamul. Einen solchen Menschen fragen die Daloja des Dung-Jamul und Schi-Jamul, weshalb er hingegangen, die Trommel des Dschandschun zu schlagen, und strafen ihn sehr hart. Ein oder zwei Jahr halten sie ihn im Gefängnis, und wenn sie ihn entlassen, verbannen sie ihn in entfernte Gegenden. Davor fürchten sich die Leute und nur wenige wagen es, die Trommel zu schlagen.

Ein Tarantschi des Ilitales konnte bei niemand seine Klage durchsetzen. Er fand aber zuletzt Gelegenheit, die Trommel zu schlagen. Dieser Mensch hatte, ohne daß die die Trommel bewachenden Diener es bemerkten, einen gebrannten Ziegelstein mitgebracht und warf ihn gegen die Trommel. Die Trommel barst, aber dennoch hörte der Dschandschun den Ton der Trommel und sprach: „Man hat die Trommel geschlagen, ein Bittsteller ist gekommen, bringt ihn her zu mir.“ Als sie herauskamen, stand ein Tarantschi da und hielt eine Schrift über seinem Haupte. Mit der Schrift führte man den Tarantschi vor den Dschandschun, und jener übergab seine Bittschrift. Als der Dschandschun nachsah, war es eine Schrift, die ein Eingeborener geschrieben (d. i. mit arabischen Schriftzeichen), deshalb ließ er einen Übersetzer kommen und die Schrift lesen. Diese Schrift lautete folgendermaßen: „Ich bin ein Tarantschi aus Arbos, ich hatte drei Söhne und wir zahlen als zwei Tarantschi. Jedes Jahr drohten mir die Beamten: wir machen dich zum On-Beschi (Zehnmann), ich gab ihnen aber viel Geld, damit sie mich nicht zum On-Beschi machten, auch gab ich ihnen Pferde und Rindvieh. In der diesjährigen Liste ernannten sie mich aber zum On-Beschi. Ich aber sagte: Ich habe euch Geld, Pferde und Vieh gegeben, damit ihr mich nicht zum On-Beschi macht, weshalb ernennt ihr mich dazu? Darauf haben sie mir die Hände gefesselt und mir dreißig Knutenhiebe gegeben. Als ich mich beim Häkim und Schaga darüber beklagte, berücksichtigten sie meine Klage nicht und fragten mich nicht. Darauf ging ich zum Dung-Jamul, da jagten mich die Beamten fort und erlaubten mir nicht, meine Klage beim Daloja vorzubringen. Da ich dies nicht zu ertragen vermag, habe ich die Trommel des Dschandschun geschlagen.“

Darauf ließ der Dschandschun den Häkim und den Schaga und auch den Daloja des Dung-Jamul rufen und sprach zu ihnen: „Wenn zu euch ein Bittsteller kommt, weshalb fragt ihr ihn nicht, wie es sich gehört? Was habt ihr denn zu tun? Ich werde über euch dem Kaiser berichten und euch eure Würde nehmen, weil ihr die Bittsteller nicht anhört.“ Auf solche Weise setzte er diese in Furcht. Darauf baten die vier Darin und acht Galdai für den Daloja des Dung-Jamul und für den Häkim und Schaga, er möge ihnen dieses Vergehen verzeihen. Nach diesen Bitten verzieh der Dschandschun das Vergehen, gab ihnen ihre Würden zurück, indem er ihnen sagte, sie sollten künftig so etwas nicht wieder tun und, wie es sich gehöre, die Bittsteller vernehmen und den Dienst des Kaisers vollbringen. — „Sollte mir,“ — sagte er, — „nochmals solche Klage über euch vorgebracht werden, so lasse ich euch den Kopf abschlagen.“

Darauf sprach der Dschandschun: „Dieser Tarantschi taugt selbst nichts, wenn wir den nicht gehörig bestrafen, so werden nach seinem Beispiele viele Leute herkommen und klageführend die Trommel schlagen. Werfet diesen auf fünf oder sechs Monate ins Gefängnis, und wenn ihr ihn aus dem Gewahrsam entlaßt, so lasset ihm dreißig oder vierzig Knutenhiebe aufzählen, damit er künftig so etwas nicht tue. Dann lasset ihn frei.“ — So sprach er zum Daloja, Häkim und Schaga, und diese taten, wie der Dschandschun befohlen. Dann nahmen sie diesem Tarantschi sein Land und machten ihn mit seiner ganzen Familie zum Bettler.

Ich selbst habe 46 Jahre in Kuldscha gelebt und habe keinen andern Menschen gesehen, welcher die Trommel geschlagen hat. Das Schlagen der Trommel des Dschandschun ist eine sehr wichtige Angelegenheit, daher hat kein anderer gewagt, dies zu tun.

Von den Ackerbau treibenden Chinesen und Dunganen begaben sich 300 oder 400 Menschen zum Daloja und stellten eine Bittschrift vor: ihr Getreide sei nicht geraten und sie seien nicht imstande, die Abgaben in Silber dem Kaiser zu leisten. Der Daloja sprach: „Obgleich ihr des Kaisers Land bebauet, so meldet ihr dennoch, ihr könnet die Silberabgabe nicht leisten. Das kommt von eurer eigenen Schlechtigkeit. Verkaufet eure Weiber und Kinder! Gebet ihr sie nicht, so lasse ich euch alle ins Gefängnis werfen und körperlich züchtigen, und werde schon das Silber zu erlangen wissen.“

Da gingen sie von dem Daloja fort, berieten sich und beschlossen, zum Dschandschun zu gehen und die Trommel zu schlagen. So gingen sie vor den Palast des Dschandschun, fanden aber keine Gelegenheit, die Trommel zu schlagen. Unter ihnen befand sich ein Chinese, dessen Freund im Palaste des Dschandschun diente. Dieser (Freund) kam heraus und fragte sie, weshalb sie gekommen seien. Diesem erzählten sie, wie sie mit einer Bittschrift zum Daloja gekommen seien, wie dieser sie eingeschüchtert und fortgejagt hätte und wie sie gekommen seien, um die Trommel zu schlagen. Da sprach der Freund: „Die Trommel vermögt ihr nicht zu schlagen, könntet ihr Gelegenheit finden, das

zu tun, so wäre das ganz gut, könntet ihr sie aber nicht schlagen, so fassen euch die Wächter, bringen euch zum Daloja, und der wird euch viele Leiden bereiten. Kommt lieber zur Abendzeit wieder, und stellt euch hinter dem Stallgebäude des Dschandschun auf! Dann kommt der Dschandschun heraus, um die Pferde zu besehen. Sobald er herauskommt, will ich euch Nachricht geben! Dann schreit: „Dschandschun!“ Wenn dieser dann euer Schreien hört, so läßt er euch holen und fragt euch. Eine leichtere Sache als diese gibt es nicht.“

Sie willigten ein, dies zu tun, gingen jetzt fort und kamen zur Abendzeit zum Stalle des Dschandschun. Als der Dschandschun herausgegangen war, gab ihnen der vorerwähnte Freund darüber Nachricht, und die 300 bis 400 Menschen riefen laut: „O Dschandschun!“ Als der Dschandschun dies gehört hatte, war er erstaunt, was dies für ein Lärm sei. Er schickte einen Menschen ab, der nachsehen sollte, was es sei. Als derselbe herauskam, sah er, daß es Bittsteller seien, darauf meldete er dies dem Dschandschun, und dieser ließ sie zu sich eintreten.

Alle diese 300 bis 400 Menschen warfen sich vor dem Dschandschun auf die Erde: „Wir sind alle seit kurzem Ackerbauer; seit einigen Jahren ist Mißwachs gewesen, und so haben wir die Landabgaben mit unserem eigenen Silber bezahlt und uns von unserem Vieh und unseren Pferden trennen müssen; jetzt ist uns nichts mehr nachgeblieben, was wir verkaufen könnten. Der Daloja bedrückt uns heftig, damit wir das Silber für die Landabgaben zahlen, da haben wir den hohen Dschandschun angerufen, ob er vielleicht unser Flehen erhört.“

Darauf ließ der Dschandschun den Daloja des Schi-Jamul kommen und sprach: „All dieses Volk ist zu mir gekommen und fleht mich an, daß sie wegen Mißwachses schon mehrere Jahre lang ihre Abgaben aus eigenem Vermögen gezahlt hätten. Jetzt sei ihnen aber nichts mehr übrig geblieben. Haben sie das euch nicht vorgestellt?“ Da sprach der Daloja des Schi-Jamul: „Wenn man von ihnen die Landabgabe nicht einzieht, weil sie nichts mehr besitzen, wer wird diese dann bezahlen? Fordert man aber von ihnen (trotzdem) die Abgabe, so werden sie nach der Ernte schon Silber auftreiben.“ Da sprach der Dschandschun: „Diese sind als Bittsteller zu mir gekommen; man kann doch von ihnen nicht fordern, wozu ihre Kräfte nicht ausreichen. In diesem Jahre nehmt von ihnen keine Abgaben, sondern gebt ihnen Weizen, damit sie im künftigen Jahre das Land bebauen können. Mögen sie das Land bebauen. Nach der Ernte mögen sie zuerst den schuldigen Weizen abzahlen, darauf mögen sie die Landabgabe in Silber zahlen! Es wird ihnen schwer werden, für jede Landparzelle fünf Unzen Silber zu zahlen, darum mögen sie drei und eine halbe Unze geben!“ So befahl der Dschandschun.

Da freuten sich die Bittsteller gar sehr. Sie kehrten nach Hause zurück und zahlten in diesem Jahre kein Silber. Im folgenden Jahre gab man ihnen aus den kaiserlichen Magazinen für jeden Menschen acht Cho Weizen auf Schuld. Nach Empfang dieses Weizens gaben

sie zuerst den schuldigen Weizen zurück und darauf drei und eine halbe Unze Silber Landabgabe.

So erleichterte der Dschandschun ihre Lage, früher hatten sie fünf Unzen Silber für jede Landparzelle gezahlt, jetzt zahlten sie nur drei und eine halbe Unze; auf diese Weise hat dieser Bittgang vielen tausend Menschen Vorteil gebracht.

Hyung Bo, der Gute, und Nahl Bo, der Böse. Koreanisches Märchen.

Nach Arnous.*)

In der Provinz Chullado, im südlichen Korea, lebten vor vielen, vielen Jahren zwei Brüder, von denen der eine sehr reich, der andere sehr arm war. Der Unterschied in ihren Vermögensverhältnissen entstand dadurch, daß der ältere Bruder beim Tode des Vaters alle Besitztümer an sich riß, statt brüderlich mit dem jüngeren zu teilen, der dadurch in das größte Elend geriet. Nahl Bo, der ältere, hatte neben seiner rechtmäßigen Gattin noch viele Sklavinnen, aber keine Kinder, während Hyung Bo, der jüngere, nur eine einzige Frau, aber zahlreiche Kinder besaß. Während Nahl Bo sich mit seinen Frauen und diese wieder untereinander heftig zankten, lebte Hyung Bo mit seinem Weibe in Frieden und Eintracht, indem beide Eheleute bestrebt waren, einander das schwere Dasein zu erleichtern. Der ältere Bruder besaß einen schönen großen Garten mit vielen, im Winter heizbaren Häusern darin, und der jüngere hatte nur eine kleine, mit einem Strohdach versehene Hütte, die so schlecht erhalten und so baufällig war, daß nach dem Regen große Wasserlachen auf dem Fußboden standen. Das einzige Zimmer, welches die Hütte enthielt, war so klein, daß Hyung nicht selten im Schlafe, wenn er sich ausstreckte, die dünne Lehmwand mit den Füßen einstieß. Er konnte den Fußboden seiner elenden Hütte auch nicht heizen, wodurch sich das Gewürm auf demselben vermehrte, so daß Hyung öfters diesem Ungeziefer das Zimmer überließ und im Freien mit den Seinigen übernachtete.

Begreiflicherweise hatte er kein Geld erspart, denn er war froh genug, wenn er täglich für sich und seine Familie den Lebensunterhalt verdiente. Solange es die Witterung erlaubte, arbeitete er als Tagelöhner auf dem Felde, und seine Frau verdiente etwas dazu durch Nähen; konnten sie aber beide keine andere Beschäftigung finden, so flochten sie Strohschuhe, die sie in den benachbarten Häusern verkauften. Solange sie sich durch ihrer Hände Arbeit ernähren konnten, ging alles ganz gut; sie waren glücklich und zufrieden. Als aber einstmals für beide keine Arbeit zu finden war und sie auch kein Geld hatten, um sich das Material zum Flechten der Schuhe zu kaufen,

*) „Korea. Märchen und Legenden.“ Leipzig 1893, W. Friedrich.

waren die armen Eltern sehr traurig, denn sie wußten nicht, wie sie den Hunger ihrer nach Brot schreienden Kinder stillen sollten. Kein Körnchen Reis war in der Hütte zu finden, so daß auch eine alte Ratte, welche ihr Logis in Hyungs Wohnung aufgeschlagen hatte und nachts herumstöberte, ohne das Geringste zu finden, was sich verzehren ließ, dem Verzweifeln nahe war. Durch Durst und Hunger ganz wütend geworden, stieß das hungrige Tier ein solches Klagegeschrei aus, daß die Nachbarn davon aus dem Schlafe erwachten. Die Ratte behauptete, ihre Beine seien durch das nutzlose Herumlaufen kürzer geworden.

In dieser großen Not schickte Hyungs Frau den ältesten Sohn zu dem reichen Bruder ihres Mannes und ließ ihn bitten, ihr etwas Reis zu borgen, den sie ehrlich wiedergeben würde, sobald sie wieder Geld verdiene.

Der Knabe entschloß sich nur zögernd, den Auftrag seiner Mutter auszurichten, denn sein Oheim nahm nicht Notiz von ihm, wenn er ihm auf der Straße begegnete und erwiderte nie seinen Gruß, so daß er fürchtete, man würde ihn durchprügeln, wenn er das Haus desselben beträte. Aber dem Befehle der Mutter mußte gehorcht werden, und so machte er sich schweren Herzens auf den Weg zu seinem Oheim. Vor dessen Gehöft angekommen, sah er auf dessen Felde wohlgenährte, wertvolle Kühe. Die Schweineställe waren gefüllt und ganze Hühnervölker trieben ihr Wesen im Hofe. Aber der Oheim hielt auch viele große Hunde, die wütend bellten, als sie ihn erblickten, und auf ihn zustürzten und ihm die Kleider vom Leibe rissen. Der Knabe hatte große Angst und wollte schon wieder davonlaufen, als ihm die große Not zu Hause einfiel. Er rief die Hunde freundlich an. Einer von ihnen kam wedelnd auf ihn zu und leckte seine Hände, als schäme er sich des Betragens der übrigen. Eine Magd wollte ihn fortjagen. Als er aber sagte, er sei der Neffe ihres Herrn und müsse seinen Oheim sprechen, ließ sie ihn lächelnd den inneren Raum betreten, wo er dann seines Vaters Bruder mit gekreuzten Beinen auf einer Veranda sitzen und seine Pfeife rauchen sah.

Der Oheim fragte ihn brummend: „Wer bist du?“ „Ich bin dein Neffe,“ — antwortete der Knabe, — „wir haben seit drei Tagen nichts gegessen und sind dem Hungertode nahe. Mein Vater ist ausgegangen, um Arbeit zu suchen, und ich bitte dich, uns etwas Reis zu leihen, den wir dir ehrlich wiedergeben wollen.“

Der Onkel sah ihn mit einem bösen Blicke von der Seite an, so daß das Kind sich schon nach einem Schlupfwinkel umsah, denn es erwartete nichts Gutes.

Endlich erhob der Oheim seine Stimme und sagte zornig: „Mein Reis ist gut verpackt, ich habe Befehl gegeben, die Speicher nicht zu öffnen. Mein Mehl ist versiegelt, ich kann die Säcke nicht öffnen. Wenn ich dir kalte Lebensmittel gäbe, würden dich die Hunde anfallen und sie dir entreißen. Gäbe ich dir Treber aus der Weinpresse, könnten dich die Schweine angrunzen. Kleie kann ich dir auch nicht

geben, denn dann würden meine Kühe dich mit den Hörnern stoßen. Schere dich zum Henker und lasse dich hier nie wieder sehen.“ Mit diesen Worten stand er auf, ergriff den Knaben und warf ihn zum Tor hinaus.

Weinend ging das Kind heim. Seine Mutter erwartete seine Rückkehr mit Sehnsucht, denn sie tröstete die weinenden Kleinen damit, daß sie ihnen sagte, der älteste Bruder würde ihnen vom Oheim etwas zu essen mitbringen. Als sie die Tränen in den Augen ihres Sohnes bemerkte, fragte sie ihn besorgt: „Hat der Oheim dich geschlagen?“ „Nein,“ antwortete das Kind, „er war gar nicht zu Hause, er ist in Geschäften verreist,“ — denn er wollte seiner Mutter nicht die volle Wahrheit sagen, um sie nicht noch mehr zu betrüben; auch schämte er sich wegen des schlechten Betragens seines Onkels.

Dann bleibt uns nichts anders übrig, als zu sterben, dachte die Mutter. Doch in demselben Moment fiel ihr ein, daß sie noch ein Paar Strohschuhe hatte. Sie machte sich sofort auf, diese zu verpfänden und für den Erlös Reis zu kaufen. Nachdem die Kinder sich gesättigt hatten, gingen sie, zum ersten Male seit langer Zeit, fröhlich schlafen. Die arme Mutter aber gedachte mit der alten Sorge des nächsten Tages. Am Abend spät kehrte Hyung zurück. Er hatte auf dem Berge Reisig gesammelt und verkauft und löste nun mit dem gewonnenen Gelde die Strohschuhe wieder ein und kaufte für den Rest Lebensmittel. Das Glück schien sich wieder zu nähern, denn am nächsten Tage fand die Mutter Beschäftigung mit Näharbeit und der Vater konnte einem Reisenden das Gepäck tragen, wofür er reichliche Bezahlung und eine gute Mahlzeit erhielt. Dann bekam er von einem Geschäftsmanne den Auftrag, einen wichtigen Brief zu besorgen, an dessen schneller Beförderung viel gelegen war und wofür er sehr gut bezahlt wurde.

Als er von seinem Botengange zurück kam, hörte er, daß ein sehr reicher Mann vom Polizeihaupt fälschlich angeklagt und ins Gefängnis geworfen worden sei und dort nun öffentlich durchgeprügelt werden sollte, wenn er dem Beamten nicht eine große Summe Geldes zahlte. Diesen Mann besuchte Hyung und bot ihm an, sich für ihn durchprügeln zu lassen, wenn er ihm 3000 Cash als Schmerzensgeld auszahlen ließe. Der Gefangene war sehr erfreut über dieses Anerbieten, auch daß er so billig davonkam, und Hyung ward öffentlich statt seiner geprügelt.

Leider wurde die Unterschiebung entdeckt, Hyung bekam sein ausbedungenes Geld nicht, der reiche Mann aber dafür die Prügel noch nachträglich, und darüber war der so erbost, daß er Hyung nicht einmal das kleinste Geschenk aus Mitleid gab. Das Ehepaar war sehr betrübt über dieses neue Mißgeschick, tröstete sich aber mit den Worten: „Wenn wir recht tun, wird uns schließlich der Trost des Himmels nicht ausbleiben,“ — mit welchem Spruche sie immer wieder neuen Mut faßten.

Der Frühling zog bald nach dieser Begebenheit ins Land, und

mit ihm kamen die Schwalben, welche sich Nester am Dachfirst der Hütte bauten. „Es ist mir leid um die armen Vögel,“ sagte Hyung zu seinem Weibe, „daß sie sich gerade an unserm Dache anbauen, denn unsere Hütte ist so schlecht, daß sie uns nächstens über dem Kopf zusammenstürzen wird.“

Die Schwalben hatten bald ihre Nester voll Junge. Hyung freute sich mit seinen Kindern über die Tierchen und fütterte sie von dem wenigen, was sie selbst hatten, so daß Alte und Junge bald ganz zahm wurden und zutraulich vor der Hütte umherhüpften.

Eines Tages saß Hyung vor seiner Tür, als eine große Schlange so schnell herzukroch, daß sie mehrere von den jungen Schwälblein erhaschte, ehe er aufstehen und sie daran verhindern konnte. Eine kleine Schwalbe fiel vor Schreck aus dem Neste und blieb von außen daran hängen, so daß sie der immer näher kommenden Schlange als Beute preisgegeben war. Da verscheuchte Hyung die greuliche Amphibie und errettete die Schwalbe, welche beide Beine gebrochen hatte. Er verband ihr mit Hilfe seiner Frau die gebrochenen Gliedmaßen und verpflegte sie so lange, bis sie wieder ganz gesund war. Als das Tierchen wieder Gebrauch von seinen Gliedern machen konnte, flog es davon und vereinigte sich freudig mit seinen Genossen.

Der Herbst hatte bereits seine Herrschaft angetreten, als Hyung mit seiner ganzen Familie vor der Tür seiner Hütte saß, — es war am neunten Tage des neunten Monats. — Da fiel ihnen auf, daß sich die kleine Schwalbe mit den verkrüppelten Gliedmaßen auf eine Wäschleine gesetzt hatte und ihnen zuzuzwitschern schien. „Ich glaube,“ sagte Hyung, „der kleine Vogel bedankt sich bei uns und will Abschied von uns nehmen, bevor er nach dem Süden fliegt.“

Er mochte recht haben, denn sie sahen das Vögelchen auf lange Zeit nicht wieder. Die kleine Schwalbe war nämlich mit vielen andern Vögeln ins Vogelland gezogen, um dem König der Vögel ihre Ehrfurcht zu bezeigen.

Als dieser die kleine, krummbeinige Schwalbe erblickte, fragte er nach der Ursache ihrer Verunstaltung und erfuhr nun, daß sie beinahe von einer Schlange gefressen worden wäre, vor Furcht aus dem Nest gefallen und mit gebrochenen Beinchen von außen daran gehangen habe, bis sie von einem sehr armen, aber sehr guten Manne gerettet und gepflegt worden sei.

Der Vogelkönig war über die Gutherzigkeit des armen Mannes gegen einen seiner Untertanen sehr erfreut und gab der Schwalbe ein Samenkorn, auf welchem goldene Schriftzeichen standen. Dieses Korn, welches zu einer Kürbisart gehörte, sollte sie im Frühjahr ihrem Wohltäter mitbringen.

Nach dem Herbst war der Winter ins Land gezogen und ihm folgte soeben der Frühling. Wäre es möglich, so könnte man annehmen, daß Hyung in der Zeit, in der wir nichts von ihm hörten, noch ärmer geworden sei, so jämmerlich und erbärmlich war sein Aussehen, als er an einem sonnigen Frühjahrmorgen fröhliches Vogel-

gezwitscher vernahm. Wer beschreibt sein Erstaunen, als er, sich nach dem Sänger umschauend, seinen kleinen Pflegling vom vorigen Jahre erkannte. Das Vögelchen schien ordentlich froh darüber zu sein, daß es die Aufmerksamkeit Hyungs auf sich gelenkt hatte und von ihm augenscheinlich wiedererkannt wurde. Es sang ihm von des Königs und seiner eigenen Dankbarkeit und von dem mitgebrachten Geschenke, ließ das Samenkorn mit der goldenen Inschrift zu Boden fallen und flog dann fort.

Hyung nahm das Samenkorn auf und las die goldenen Schriftzeichen mit größter Verwunderung. Auf der einen Seite war der Name der Kürbisart verzeichnet und auf der andern standen die Worte: „Begrabe mich in weicher Erde und begieße mich fleißig." Hyung tat dies und hatte die Freude, schon am vierten Tage zu bemerken, daß das Körnchen zu keimen anfing. Sobald der Keim sich gebildet hatte, wuchs die Pflanze erstaunlich schnell und hatte bald das ganze Dach überrankt, so daß Hyung befürchtete, die baufällige Hütte könne das Gewicht nicht tragen und würde zusammenbrechen. Bald kamen goldgelbe Blüten hervor, die mit ihrem Duft die Luft erfüllten, und nach ihnen zeigten sich vier kleine Kürbisse, die sich in kürzester Zeit zu ganz erstaunlicher Größe entwickelten.

Hyung hatte große Eile, die Früchte abzuschneiden, aber seine Frau riet dazu, man solle sie lieber bis zum Eintreten des Frostes auf dem Stengel lassen. Wenn sie völlig ausgereift wären, könne man das Fleisch essen und die Schalen zu Trinkgefäßen verarbeiten und würde dadurch doppelten Gewinn aus dem Geschenke ziehen. Hyung wartete also bis zum neunten Monate mit dem Abschneiden und bemerkte, daß jetzt von der Pflanze nichts mehr übrig war als die vier Früchte an ihren Stengeln. In großer Aufregung und voll Neugier holte er Säge und Axt herbei, um den größten Kürbis zu zerteilen. Nach stundenlanger Arbeit war dies geschehen, der Kürbis fiel in zwei Hälften auseinander. Beinahe wäre aber Hyung jetzt in Ohnmacht gefallen, denn er erblickte zwei reizende Kinderchen im Innern der Frucht, welche einen kleinen, reich mit Edelsteinen verzierten Tisch trugen, der aus Opal gearbeitet war. Auf dem Tische standen einige Flaschen Wein und kostbare Trinkbecher.

Hyung rief seine Frau herbei, damit auch sie das Wunder betrachten solle, und diese war ebenfalls vor Schreck ganz sprachlos. Die Eheleute erholten sich bald von ihrem freudigen Schreck, als das eine der Kinder mit lieblicher Stimme sagte: „Der König der Vögel sendet euch dieses Geschenk aus Dankbarkeit dafür, daß ihr einen seiner Untertanen in der Not und Krankheit so gut gepflegt habt. Die kleine Schwalbe hat von der ihr erwiesenen Wohltat berichtet." Ehe Hyung und seine Frau antworten konnten, nahm das Kind eine der Flaschen, die aus Silber gefertigt waren, stellte sie vor Hyung hin und sagte: „Der Inhalt dieser Flasche macht Tote wieder lebendig." Dann ergriff es eine zweite und sagte: „Dieser gibt Blinden das Augenlicht wieder." Darauf nahm es eine goldene

und überreichte sie mit den Worten: „Sie enthält Tabak, nach dessen Gebrauch den Stummen die Stimme wiedergegeben wird," und endlich ergriff es die zweite goldene und sagte: „Die Tropfen, welche diese Flasche enthält, schützen vor Tod und Alter." Dann verneigten sich die Kinderchen und ließen das Ehepaar stumm vor Staunen allein.

Hyung und seine Frau blickten sich einander an und dann wieder auf die Früchte, um sich zu vergewissern, daß sie nicht träumten. Endlich sagte der Mann: „Jetzt kann ich mich der herrlichen Flaschen nicht freuen, denn ich bin so hungrig, daß ich fürchte umzufallen, wenn ich nicht bald etwas zu essen bekomme. Wir wollen die zweite Frucht öffnen und sie essen." Mit vieler Mühe gelang es ihnen, den andern Kürbis zu zerteilen, aber siehe da, er enthielt kein Fleisch, sondern die prachtvollsten Hausgeräte in solcher Menge, daß sie dieselben gar nicht alle in ihrer Hütte unterbringen konnten, sondern den ganzen Raum vor derselben mit allerlei Sachen, schönen Seidenstoffen, Kattun und Wolle belegten, so daß sie nicht imstande waren, alle Schätze zu übersehen. Die Neugier, zu wissen, was die andern Früchte enthielten, ließ Hyung seinen Hunger vergessen. Er öffnete den dritten Kürbis und ihm entstiegen eine Menge Zimmerleute mit reichlichem Material versehen, welche in kaum 10 Minuten ein prachtvolles Gebäude aufführten, dazu Häuser für die Dienerschaft, Ställe und Speicher und dann das Ganze mit einer hohen Mauer umgaben. Als alles fertig war, erschien ein unabsehbarer Zug von Ochsen und Pferden, alle mit Reis und Lebensmitteln beladen. Andere Kürbisse enthielten viele männliche und weibliche Diener, die Geld, Kleider und sonstige landesübliche Dinge als Tribut aus der Provinz brachten, in welcher das Gebäude stand.

Das Ehepaar glaubte ins Feenland versetzt zu sein und vergnügte sich damit, den Dienern ihre Befehle zu erteilen, da selbige noch nicht einmal da waren. Hyung ordnete an, daß das Geld in den Sahrang, die Kleider und Stoffe in der Tarak, der Reis und die andern Lebensmittel in den Speichern verwahrt würden, und seine Frau wünschte ein Bad bereitet zu haben; — beide waren erstaunt darüber, daß ihre Befehle sofort ausgeführt wurden und vergaßen, daß noch ein Kürbis vorhanden war, welcher des Öffnens harrte. Erst die Dienerschaft erinnerte daran und erhielt den Befehl, ihn zu öffnen. Aus dieser letzten Frucht stieg ein so wunderschönes Mädchen, daß Hyung ganz berauscht von seiner Schönheit war, denn Ähnliches hatte er noch nie erblickt. Seine Frau war weniger erfreut, als sie das schöne Wesen erblickte, und fragte in ziemlich barschem Ton, wer es sei und was es wolle, denn sie fürchtete eine Rivalin vor sich zu sehen.

„Ich wurde vom König der Vögel hierher gesandt, um die Frau dieses Mannes zu sein," antwortete das schöne Mädchen mit sanfter Stimme. Die Frau Hyungs erwiderte ihr, dann solle sie nur dahin zurückkehren, von wo sie herkäme, ihr Mann brauche keine zweite Frau. Ihrem Manne machte sie aber bittere Vorwürfe, daß er die vierte Frucht habe öffnen lassen und sagte, dieses Mädchen sei die

Strafe dafür, daß er mit dem nicht zufrieden gewesen sei, was die drei anderen Kürbisse für sie enthalten hatten.

Doch damit kam sie schön an! Hyung wurde sehr zornig zu seiner Frau und sagte ihr, sie solle sich wegen ihres eifersüchtigen Betragens schämen und lieber bedenken, daß alles Geschenke des Himmels seien, und daß sie ohne dieselben Bettler geblieben wären. Dann schickte er sie in die Frauengemächer und drohte ihr, daß er sie in ein alleinstehendes Haus einschließen würde, wenn sie sich noch einmal so unfreundlich betrüge. Das schöne Mädchen führte er in die für dasselbe hergerichteten Gemächer.

Sobald Nahl Bo von diesen Begebenheiten gehört hatte, machte er sich auf den Weg, um seinen Bruder zu besuchen. Er fand das Gerücht von seinem Reichtum und der Pracht seiner Gebäude nicht übertrieben, beschuldigte ihn der Zauberei und wünschte ganz genau zu erfahren, woher ihm die schönen Sachen gekommen wären. Nachdem Hyung seinem Bruder getreulich von Anfang bis Ende alles erzählt hatte, was mit diesem Wunder zusammenhing, war dieser sehr ungehalten, statt sich über das Glück seines Bruders zu freuen. Er schalt ihn einen Dieb, weil er alle schönen Geschenke für sich behalte und nicht mit ihm teilte. Darüber ärgerte sich Hyung zwar sehr, aber, gutherzig wie er von Natur war, vergab er ihm seine frühere Hartherzigkeit und die bösen Worte, die er soeben gesprochen hatte und beschenkte ihn reichlich aus seinem Überfluß. Er hätte ihm wohl noch mehr gegeben, wenn Nahl Bo nicht das schöne Mädchen erspäht hätte und dieses sogleich auch geschenkt haben wollte. Dagegen sträubte sich aber Hyung ganz energisch, und die Brüder trennten sich im Unfrieden.

Nahl Bo beschloß, sich an Hyung Bo zu rächen, indem er sich des ihm vertrauten Geheimnisses bediene, um sich dann noch weit größere Schätze, wie sein Bruder besäße, zu verschaffen. Sobald er in sein Haus heimgekehrt war, gab er seinen Dienern Befehl, nach allen Vögeln mit Steinen zu werfen und mit Stöcken zu schlagen, und half ihnen selbst bei dieser Grausamkeit. Nachdem eine Menge kleiner Vögel getötet war, gelang es ihm endlich, einen lebendig zu fangen. Diesem brach er die Beine und heilte sie später wieder zusammen. Als das Tierchen wieder kräftig genug war, flog es mit seinen krummen Gliedmaßen von dannen. Auch dieses Vögelchen wurde vom König der Vögel nach der Ursache seiner mißgestalteten Beine gefragt und erzählte von den Grausamkeiten, die der böse Nahl Bo begangen hatte. Der König wußte sogleich, was der Zweck dieser Untaten gewesen, und übergab diesem Vogel ebenfalls ein Samenkorn, welches er im nächsten Frühling dem bösen Nahl Bo bringen solle.

Als das Frühjahr gekommen war, saß Nahl Bo vor der Tür seines Hauses und hörte über sich Vogelgesang, der ihm nicht unbekannt

zu sein schien. Er sah sich um und erkannte den von ihm verkrüppelten Vogel, der auf einem Baume in der Nähe saß und ein Samenkorn im Schnabel trug. Vor Freude über diesen Anblick ließ er seine lange Pfeife zur Erde fallen, rannte selbst zu dem Baume, auf welchem der Vogel saß und wehrte jedermann, ihn zu begleiten. Er war so eilig, daß er vergaß, die Schuhe anzuziehen, und seine neuen Strümpfe arg beschmutzte, indem er über den feuchten Erdboden lief. Der Vogel ließ das Samenkorn fallen, als Nahl Bo bis dicht an ihm herangekommen war und schwang sich dann in die Luft. Der habgierige Nahl Bo nahm das Körnchen auf, pflanzte es eigenhändig ein und verfuhr dabei ganz so, wie die Schriftzeichen darauf andeuteten. Die Pflanzen, welche sich daraus entwickelten, wuchsen noch viel schneller als im vorigen Jahre diejenigen des Hyung Bo. Sie waren so stark und mächtig, daß sie alsbald das ganze Haus, die Ställe und Speicher überwucherten, so daß Nahl Bo Angst bekam, seine Gebäude würden vom Gewichte erliegen. Auch hatten sich nicht vier, sondern zwölf Kürbisse entwickelt, die so groß waren, daß man sie auf dem Dache befestigen mußte, weil sie sonst heruntergerollt wären. Der überglückliche Besitzer mußte Leute annehmen, um die Früchte des Nachts zu bewachen, denn seitdem der Ursprung von Hyungs Reichtum bekannt geworden war, wollte jeder Mann einen solchen Kürbis haben und Nahl Bo fürchtete, bestohlen zu werden.

Diese Leute kosteten ihn eine große Summe Geld, und die schweren Früchte taten dem Dache und dem Gemäuer viel Schaden. Die Ranken krochen unter die Ziegel, nach Sand suchend, und hoben viele Steine aus dem Gefüge. Von den Mauern fiel der Kalk ab, denn sie gaben der Wucht der Pflanze nach und bekamen Risse. Durch den vom Dache abfallenden Kalk wurden die Zimmerdecken, welche von Papier waren, beschädigt, und der Regen tropfte in das Innere des Hauses.

Dies alles konnte aber Nahl Bo nicht die Vorfreude verringern, mit der er an die Schätze dachte, welche die ausgereiften Früchte enthalten würden. Endlich war der Tag herangekommen, an welchem die reifen Früchte von vielen Arbeitern an Tauen von den Dächern herabgelassen werden konnten. Nachdem Nahl Bo alle Kürbisse in seinem innersten Hofe aufgestapelt hatte, schickte er alle Arbeiter fort, behielt nur den Zimmermann und seinen Gesellen, die beim Öffnen der Früchte helfen sollten, bei sich, und verschloß die Tore seines Hauses.

In Erwartung der schönen Sachen, die er nun bald besitzen würde, fühlte sich Nahl Bo so großmütig und zufrieden, daß er dem Zimmermann die verlangten 1000 Cash für seine Arbeit bewilligte, obwohl er mit 50 Cash reichlich bezahlt worden wäre.

Die Zimmerleute machten sich daran, den ersten Kürbis zu zersägen. Bald war die Arbeit geschehen, er lag in zwei Hälften da. Vor den staunenden Augen der Anwesenden entstieg ihm eine Seiltänzerbande, ganz ebenso wie diejenigen, welche auf den öffentlichen

Plätzen in Korea ihre Vorstellungen zu geben pflegten. Auf eine solche Überraschung war Nahl Bo freilich nicht vorbereitet, er machte aber gute Miene zum bösen Spiel und sah zu, wie die Seiltänzer ihre Vorstellung gaben, so gut es eben in dem beschränkten Raume ging, Er und seine Familie, die sich auch dazu gefunden hatte, glaubten, sie wären nur erschienen, um die unermeßlichen Reichtümer anzuzeigen, welche die anderen Kürbisse enthielten und hatten mit der einen Vorstellung genug, der sie beigewohnt. Nahl Bo sagte ihnen daher, als sie sich gerade zu einer neuen Vorstellung zurecht machten, sie könnten gehen, er wolle nichts mehr sehen. Aber die Seiltänzer wollten nicht eher gehen, als bis sie für ihre Kunstleistung 5000 Cash erhalten hätten, und schworen hoch und teuer, sie würden auf Nahl Bos Kosten so lange bei ihm bleiben, bis sie ihr Geld hätten. Nahl Bo gab nur mit größtem Widerwillen nach und beschuldigte den Zimmermann, der sehr häßlich war, ein blatternnarbiges Gesicht und einen Mund hatte, den eine Hasenscharte verunzierte, daß sich das Gold im Kürbis gewiß verwandelt habe, weil er es mit seiner Häßlichkeit verhext habe, denn er glaube sicher, daß Gold darin gewesen wäre.

Die zweite Frucht brachte kein besseres Resultat zum Vorschein. Eine Schar buddhistischer Priester entstieg ihm, welche für den Bau eines neuen Tempels sammelte und dem Geber viele Kinder als Segen des Himmels versprach, wenn er viel Geld für den Bau hergäbe. Nur um die Mönche so bald als möglich los zu werden, beeilte sich Nahl Bo, ihnen 5000 Cash auszuzahlen, verlangte aber, daß sie sofort sein Haus verließen; denn er wartete nur auf ihr Fortgehen, um die dritte Frucht zu öffnen, in welcher er sicher Gold vermutete, welches er nicht der Habgier der Bettelmönche preisgeben wollte.

Nun kam der dritte Kürbis an die Reihe. Mit seinem Inhalt war es aber sehr traurig bestellt. Es war ein Leichenzug, der langsam aus der Mitte hervorstieg. Die Leidtragenden weinten und heulten in ohrenzerreißender Weise und baten um Geld, den Leichnam, den sie mit sich führten, beerdigen zu können. Nahl Bo befahl ihnen, sich fortzupacken, er kenne sie nicht und wolle nichts geben. Sie antworteten aber, daß sie ohne ein Geldgeschenk nicht gehen würden, und so wußte er sich nicht anders zu helfen, als ihnen auch 5000 Cash auszuzahlen, worauf die Sargträger den Sarg aufnahmen und zum Tore hinauszogen.

Nun erschien Nahls Frau im inneren Hofe und überhäufte den Zimmermann ihrerseits mit Vorwürfen und Schimpfreden, indem sie sagte, alle diese Auslagen habe man seiner Häßlichkeit wegen zu zahlen. Darüber ärgerte sich der Mann so sehr, daß er sein Geld begehrte und sich weigerte, die anderen Kürbisse zu öffnen. Nahl Bo sah ein, daß es jetzt zu spät war, einen andern Zimmermann zu holen, und einigte sich mit dem Mann mit der Hasenscharte, indem er ihm für die drei geöffneten Früchte bezahlte und ihm auf die

andern einen Vorschuß gab, denn er sah mit fieberhaften Augen auf die Öffnung des vierten Kürbisses. Gold enthielt auch er nicht, sondern eine Schar singender „Gee-sang“ (Tänzerinnen) tanzte aus ihm heraus. Jeder Provinz des Königreichs gehörte eine Tänzerin an, und eine jede führte den Tanz auf, der in ihrer Heimat Sitte war, und eine jede sang ein Lied. Die eine sang von Yang-wang, dem Gotte der Winde, eine andere von Sung-jee, dem Gelde, welches man bei der Geburt eines Kindes auf den Dachstuhl des Hauses legt, eine dritte sang das Lied vom Kuckuck. Auch von dem Baume sangen sie, der so alt war, daß er ganz hohl und verdorrt war, der aber doch in jedem neuen Frühling wieder frische Blüten hervorbringt. Den Gesang vom Lachen und den Gesang von der Trauer stimmten sie an, woran sie eine Warnung knüpften, nicht die Reisopfer zu vergessen, welche man den Verstorbenen darzubringen hat. Der letzte Gesang handelte von den 12 Monaten des Jahres, von den 30 Tagen des Monats und von den 24 Stunden des Tages, die den Tag und die Nacht bilden; von der Geburt des neuen und von dem Tode des alten Jahres, welches alles Leid der Menschheit mit sich nimmt und die Menschen mahnt, dem neuen Jahre mit reinen Gewändern entgegenzugehen und es mit Festmählern zu feiern, damit es sich ihnen glücklich und günstig erweise. Als die „Gee-sang“ ihre Gesänge beendigt hatten, verlangten auch sie ihre Bezahlung, welche Nahl Bo wohl oder übel leisten mußte, wodurch er wieder um 5000 Cash ärmer ward.

Nun versuchte es Nahls Frau, ihn vom Öffnen der übrigen Früchte abzubringen. Der aber wollte davon nichts hören, um so mehr, als der Zimmermann versprach, die nächsten Früchte für 500 Cash aufzumachen, denn er amüsierte sich königlich bei all den schönen Aufführungen. Nahl Bo befahl ihm also, den fünften Kürbis zu öffnen.

Als die Frucht beinahe offen war, glaubten die Umstehenden, darin eine gelbe Masse zu erblicken, die sie für Gold hielten. Man spornte den Zimmermann zu größter Eile an — aber o Schrecken! Statt des ersehnten Goldes kam ein alter Mann zum Vorschein, der einen als Mädchen verkleideten Knaben an der Hand führte. Diesen setzte er auf seine Schulter und tanzte mit ihm, indem er ihn sehr kunstvoll balanzierte und dazu sang. Sein Lied handelte von einem schlechten Könige, der seine Untertanen durch sein verschwenderisches Leben sehr ärgerte, und wie jener sich ein großes Haus erbaut hatte, dessen Fußböden aus Quecksilber und dessen Wände aus den köstlichsten Edelsteinen gemacht waren. Tausende von Lampen ließen das Haus nachts wie bei Tageslicht hell erscheinen. Die besten Weine und die leckersten Speisen wurden aufgetragen, Musikbanden spielten Tag und Nacht, und der König verbrachte seine Zeit mit den schönsten Tänzerinnen. Dieses Leben ging so lange, bis seine Feinde davon hörten, den König plötzlich überfielen und der Pracht ein Ende machten.

Auch hier mußte Nahl Bo wieder 5000 Cash zahlen, denn der Akrobat weigerte sich, seine Schaustellungen aufzugeben, bevor er

sein Geld habe. Trotz allen Abratens ließ Nahl Bo doch die sechste Frucht öffnen. Aus ihr heraus sprang ein Spaßmacher, welcher sofort das Geld für seine lange Reise verlangte. Diesen bezahlte Nahl Bo sofort, indem er meinte, mit ihm einen klugen Streich ausführen zu können. Er nahm den Narren beiseite und fragte ihn, welche der Früchte Gold enthielten? Der Narr beroch und betastete die Kürbisse, hämmerte an ihnen herum und meinte dann, ein jeder von ihnen enthielte Gold.

Man schritt also zum Öffnen der nächsten Frucht, der siebenten. Dabei wäre Nahl Bo beinahe ohnmächtig niedergefallen, denn er sah eine Anzahl Polizeidiener, von einem höheren Beamten gefolgt, aus dem Innern hervorsteigen. Der halbtote Nahl Bo wollte sich durch schnelle Flucht vor den Männern des Gesetzes retten, denn er ahnte wohl, daß diese Leute eine Unmenge Geldes von ihm erpressen würden. Als die Beamten das aber bemerkten, ergriffen sie ihn und prügelten ihn tüchtig durch, und der Führer rief seinen Sekretär herbei, der ein großes Schriftstück verlesen mußte, in welchem stand, daß Nahl Bo der Leibeigene jenes Beamten sei, und ihm einen hohen Tribut zu zahlen habe. Nahl Bo erklärte, keinen Cash im Hause zu haben und mußte daher den Polizeibeamten, welche sich anders nicht zufrieden geben wollten, Schuldverschreibungen auf sein ganzes bewegliches und unbewegliches Besitztum ausstellen, und erst als sie diese auf ihre Richtigkeit geprüft hatten, entfernten sie sich.

Nun standen die Sachen aber so schlimm für Nahl Bo, daß er weinte und sagte: „Noch mehr Unannehmlichkeit kann mir nicht geschehen. Ich lasse jetzt alle noch übrigen Kürbisse öffnen, mag kommen, was will."

Aus der zunächst geöffneten Frucht stieg eine Schar Mootang (Wahrsagerinnen), welche sich anheischig machten, böse Geister zu bannen, Krankheiten zu vertreiben und Sterbenskranke gesund zu machen. Sobald sie alle versammelt waren, entrollten sie ihre Banner, schlugen Wirbel auf ihren Trommeln und verlangten Reis und Kleidungsstücke, um damit den Geistern Brandopfer zu bringen.

„Schert euch fort von hier!" schrie sie der wütend gewordene Nahl Bo an. „Ich brauche euresgleichen nicht, denn ich bin weder krank, noch habe ich böse Geister in meinem Hause! Sucht euch einen anderen pah sok ye (einen acht Monat alten Mann, so viel als Narr), der eurem Unsinn Glauben schenkt." Der Befehl war leichter gegeben, als ausgeführt. Die Weiber waren ebenso wenig zu bewegen, das Haus zu verlassen, wie ihre männlichen Vorgänger, und es blieb Nahl Bo nichts anderes übrig, als ihnen auch 5000 Cash zu geben, um sie los zu werden, so daß er in seinem Ärger gar nicht die Eröffnung der nächsten Frucht beachtete.

Dieser neunte Kürbis enthielt einen Taschenspieler, ein kleines unscheinbares, vom Alter zusammengeschrumpftes Männlein. Nahl Bo glaubte mit dem Knirps bald fertig zu werden und ergriff ihn bei den Haaren, um ihn aus der Tür zu werfen. Doch dieser faßte ihn

um die Hüften und warf ihn über seine Schulter hinweg auf den Erdboden, so daß er bewußtlos liegen blieb. Dann band er ihm Hände und Füße zusammen und stellte sich in drohender Stellung über den immer noch bewußtlosen Nahl Bo. Nahls Frau beeilte sich, dem kleinen Unhold 5000 Cash zu geben, damit er das Leben ihres Mannes schone.

Aus dem zehnten geöffneten Kürbis kam eine Menge blinder Bettler, welche ihren Weg mit den langen Stöcken, auf die sie sich stützten, entlang tasteten und ihre glanzlosen, toten Augen gen Himmel richteten. Sie läuteten mit ihren Glocken und sangen dazu das Lied von den vier guten Geistern, welche an den vier Ecken des Weltalls stehen und dasselbe geduldig tragen. Dann schüttelten sie ihre Würfelbecher, und Nahl Bo, in tausend Ängsten, sie möchten ihm Tod oder sonstiges Unheil verkünden, zahlte ihnen schnell eine große Summe Geldes und seufzte erleichtert auf, als sie fort waren.

Bei dem nächsten Kürbis wollte Nahl Bo sehr vorsichtig zu Werke gehen, jedoch genügte schon der erste kleine Einschnitt, um die Schale zu sprengen, die sich auseinanderteilte und einen Riesen aussteigen ließ. Seine Stimme klang wie Donner, und er machte nicht viel Federlesens mit dem totenbleich gewordenen Nahl Bo, sondern warf ihn einfach, wie ein Bündel Flicken, über die Schulter und machte Miene, mit ihm davonzugehen. Nahls Frau kniete vor dem Riesen auf die Erde, flehte ihn an, ihren Mann nicht fortzuschleppen und versprach, seine Forderung zu erfüllen. Auch er begehrte 5000 Cash und war mit vielem Brummen, welches wie Meeresbrausen ertönte, mit einem Schuldschein zufrieden, denn bares Geld war nicht mehr im Hause.

Der Zimmermann, den diese letzte Erscheinung sehr ängstlich gemacht hatte, verlangte den Rest des ausbedungenen Geldes und wollte gehen. Doch nachdem Nahl Bo ihm diesen bezahlt und noch ein Extrageschenk gegeben hatte, machte er sich daran, den letzten Kürbis zu zersägen, da Nahl Bo die Hoffnung, darin etwas Wertvolles zu finden, nicht aufgeben wollte. Kaum setzte der Mann seine Säge an, als die Frucht wie von selbst aufplatzte und den ganzen Raum mit so fürchterlichem Gestank erfüllte, daß alle Anwesenden so schnell als möglich davonliefen. Dieser Gestank verhüllte bald wie ein Nebel das Gebäude und trieb alle Bewohner ins Freie. Ein ungeheuerer Wind erhob sich und warf alle Häuser, Speicher und Ställe um. Was nicht umfiel, zerstörte das Feuer, welches ausbrach und an allen Mauern emporzüngelte.

Nahl Bo stand mit den Seinen von ferne und betrachtete schweren Herzens die Zerstörung seines Besitztums, ohne etwas retten zu können.

So brachte das Samenkorn des Vogelkönigs Glück und Segen für Hyung, den guten ehrlichen Mann, aber Pein und Unglück für Nahl, den hartherzigen Bruder.

Hyung Bo aber erbarmte sich Nahl Bos, nahm ihn zu sich und verpflegte ihn bis an sein Lebensende.

Produktion und Konsum der Japaner.

Nach Fr. von Siebold*) (1866).

Bevor wir den Binnenhandel des japanischen Reiches, das gleichsam eine Welt für sich bildet, betrachten und gehörig beurteilen können, müssen wir einen Blick auf die materiellen Hilfsmittel dieses durch seine geographische Lage so sehr begünstigten Staates werfen und seine produktiven, industriellen und kommerziellen Volksklassen erst näher kennen lernen. Das eigentliche Japan: die drei großen Inseln Nippon, Kiusiu und Sikoku und eine zahlreiche Menge von kleinen Inseln, breitet sich teils in der subtropischen, teils in der wärmeren nördlich gemäßigten Zone beinahe 11 1/2 Breitengrad und 13 1/2 Längengrad aus und hat einen Flächeninhalt von 5305 Quadratmeilen. Seine Bevölkerung läßt sich nach den zuverlässigen Angaben der Hofastronomen zu Jedo zu 25 Millionen annehmen, und es kommen somit auf eine Quadratmeile 4712 Individuen. Diese verhältnismäßig dichte Volksmenge ist aber nicht gleichmäßig durch das Land verteilt. Sie ist dichter gedrängt in einigen Städten von ungeheuerem Umfange, längs den Landstraßen, welche von allen Enden des Reiches nach Kioto, der alten Hauptstadt, und Jedo, der Residenz des Sjogun führen; ebenso auf der unteren Bergregion, sowie in den fruchtbaren Ebenen und an den für Fischfang und Küstenschiffahrt sehr vorteilhaft gelegenen Meeresufern. Die höhere, die Gebirgsregion, hat nur eine geringe Bevölkerung, und die noch höhere, die der Alpen, ist bei Mangel an Viehzucht und nur stellenweise betriebenem Bergbau sehr schwach bevölkert. — Diese geographische Verteilung der Volksmenge übt in einem nach außenhin bereits abgeschlossenen Reiche einen bei weitem größeren Einfluß auf die Territorialverteilung der Arbeit aus, als in anderen Staaten, welche mit ihren Nachbarländern in lebhaftem Verkehr stehen. Hier in Japan, wo außerdem noch denjenigen Volksklassen, welche sich mit der Urproduktion des Landes und mit Gewerbe beschäftigen, durch eine eigentümliche Lebensart und durch bürgerliche und religiöse Einrichtungen das Gebiet ihrer Tätigkeit genau bestimmt wird, hier erhält auch der Binnenhandel nicht bloß eine ganz eigene Richtung, sondern auch eine höhere Bedeutung als in irgend einem andern Lande.

Landbau. Eine tausendjährige Kultur hat in diesem merkwürdigen Reiche den Ackerbau zur Grundlage der Staatswirtschaft werden lassen, und unversiegbar quillt aus ihm die Quelle des Wohlstandes der Untertanen und die des Wohllebens der Lehensherren hervor. — Obenan steht der Reisbau. Reis ist das Hauptnahrungsmittel des Volkes; nach dem Areal der Reisfelder schätzt man den Wert der Ländereien; in Reis berechnet man die Abgaben und Einkünfte. Nach einer genauen Angabe, welche sich auf die zur Regu-

*) „Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan." Zweite Auflage, herausgegeben von den Söhnen des Autors. Bd. II. Würzburg 1897, L. Woerl.

lierung des Betrages der Ländereien unternommenen Landesmessungen gründet, betragen die Reisfelder in den 68 Provinzen 1300000 Tsjo oder 1421264 ha, nehmen also einen Flächenraum von ca. 258 Quadratmeilen, und somit etwa $^1/_{21}$ des Flächeninhalts von Japan ein. Sie steigen oft von der höheren Bergregion, von einer Höhe von 900 bis 1200 über der Meeresfläche, längs wasserreichen Tälern bis an den Fuß des Gebirges herab und breiten sich, stets fruchtbarer werdend, in den Ebenen aus. Man hat zwar durchgehends im Jahre nur eine Reisernte in Japan (nur in den südlichsten Provinzen von Kiusiu und in Sikoku gibt es deren zwei, und auch diese nur vom sogenannten Frühreise [Wase]); auch geben die Reisfelder höchstens einen zwanzigfachen Ertrag der Aussaat; doch dafür liefern sie in den meisten Landstrichen noch eine zweite Ernte an anderen Getreidearten, Gemüse und verschiedenen Handelspflanzen. Hierdurch sichert sich der Landmann, der bei den schweren grundherrlichen Abgaben für die ihm in Erbpacht gegebenen Grundstücke — durchschnittlich an 60 % des Reinertrages vom Reis — sozusagen bloß für seinen Lehensherrn die mühevollste Feldarbeit, den Reisbau, verrichtet, nicht allein seine Existenz, sondern er macht sich dadurch auch das Joch des Unterworfenseins erträglich.

Außer diesen Reisfeldern, die, wie gesagt, bloß in Erbpacht verliehen sind, besitzt der Landmann aber noch andere Grundstücke — als Eigentum —, die er mit bewundrungswürdiger Geschicklichkeit den Hügeln und Bergabhängen abzugewinnen, zu bebauen und zu bewässern weiß. Das Areal solchen Ackerlandes können wir gut auf das Doppelte von dem der Reisfelder anschlagen. Hier baut er die übrigen Getreidearten und die verschiedenen Gemüse; hier hat er seine Anpflanzungen von Obstbäumen und unentbehrlichen Handelspflanzen, und dies, sowie der Gartenbau, der unstreitig in Japan die höchste Stufe erreicht hat, gibt dem Landbau eine so große Ausbreitung und der Landwirtschaft eine solche Bedeutung, daß auch — ohne Reisbau — die Bodenbestellung den größten Teil der Bevölkerung beschäftigen und deren Produkte die wichtigste Stelle unter den materiellen Hilfsmitteln des Staates einnehmen würde. Die Zahl der ökonomischen Gewächse, welche absichtlich kultiviert werden, oder die man, obgleich sie wild wachsen, doch sorgfältig pflegt und benutzt, beläuft sich auf beinahe 450 Arten, und die der Zierpflanzen übertrifft sie um mehr als die Hälfte. Angenommen, daß ein Tsjo besten Reisfeldes im Lande den Wert von etwa 1000 Gulden und eines der übrigen Grundstücke den von 4—600 Gulden hat, so beläuft sich der Gesamtwert des Ackerlandes im japanischen Reiche auf 2600 Millionen Gulden, nämlich auf etwa 1300 Millionen an Reisfeldern und auf ebensoviel an den übrigen Äckern.

Waldbau. Gerne möchte ich auch das Areal und den Wert der Waldungen schätzen, die hierzulande teils den Landleuten, teils Fürsten und anderen Gutsbesitzern gehören, da bei der großen Konsumtion von Nutzholz zu Haus-, Schiff- und Brückenbau, sowie von

51*

Brennholz in den vielen Ziegeleien und Porzellanfabriken und bei dem häufigen Gebrauch von Holzkohlen die Waldungen einen ansehnlichen Ertrag bringen; doch kann das Areal derselben nur oberflächlich berechnet werden; und zwar nach seinem Verhältnisse zum Flächeninhalt der sämtlichen Inseln des eigentlichen Japan, welches sich mittels unserer Beobachtungen und Erkundigungen im Lande selbst einigermaßen ermitteln läßt. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß, wenn das Ackerland $^3/_{21}$ des Flächeninhalts von Japan beträgt, $^5/_{21}$ desselben mit Wald bedeckt ist; hiernach ließe sich das Areal der Waldungen auf 7106320 Hektar angeben. Die bergige Beschaffenheit des Landes, namentlich die holzreichen Flöz- und vulkanischen Gebirge, die Menge von Tempeln und Klöstern im Gebirge, zu denen oft bis zu den Gipfeln der Berge Alleen von Zedern und anderen beliebten Holzarten hinaufführen und mehr zum Nutzen als zur Zierde von den Priestern unterhalten werden; die Landwege, welche Hunderte von Meilen lang mit Tannen, Thujen, Celtis und anderen Baumarten eingefaßt sind, die unter dem Schutze eines hundertjährigen Friedens zu starkem Bauholze emporgewachsen, beweisen dies, während die in Japan unbedeutende Viehzucht, die in anderen kultivierten Ländern aus den Tälern und von den Ufern der Flüsse den Landbau verscheucht und die Wälder lichtet, hier aber gerade wohltätig auf deren Entwickelung einwirkt. Die Berücksichtigung aller dieser die Forstkultur begünstigenden Umstände läßt uns den Ertrag des Holzes als ein bedeutendes materielles Hilfsmittel dieses Reiches betrachten. Den wesentlichen Wert dieser Waldungen glauben wir noch am besten zu ermitteln, indem wir die geringe Grundsteuer, welche hier dieselben geben, als Grundlage annehmen, und einen Tsjo Waldes durchschnittlich auf 200 Gulden berechnen. Demnach würde der Gesamtwert 1300 Millionen betragen. —

Zieht man nun in Betracht, daß alle Gebäude von den einfachen Fischerhütten an bis zu den kolossalen Buddhatempeln von Holzkonstruktian sind, und der Schmuck im Innern vor allem in schönen und kostbaren Holzarten besteht, womit Wände und Decken bekleidet und woraus Türen und Fenster, Geländer und Gitter und dergl. verfertigt sind, daß namentlich in größeren Städten häufig furchtbare Feuersbrünste stattfinden, die, wie z. B. in Jedo, auf einmal an die 10000 Häuser und darüber in Asche legen, — daß die Küstenschiffahrt viele tausend massiv aus Holz gezimmerte Schiffe benötigt, und eine Menge davon jährlich ein Raub der an diesen Küsten wütenden Orkane (Taifuns) werden, — daß die meisten Haus-, Tisch- und Ackergeräte, Handwerkszeuge und Maschinen aus Holz verfertigt werden: alsdann wird man sich nicht wundern, den Holzhandel die zweite Stelle im Binnenhandel einnehmen zu sehen. Außerdem begünstigt jenen noch der Umstand, daß die so verschieden gelegenen Landstriche des japanischen Reiches auch verschiedene eigentümliche, doch allgemein gesuchte Holzarten liefern, und daß deren Transport, namentlich der des Bauholzes, durch zweckmäßige Einrichtungen un-

gemein erleichtert ist. So wird das leichtere Bauholz nicht allein durchgehends, nachdem es gefällt, sogleich an Ort und Stelle zu Balken, Pfosten, Brettern, Latten und dergl. gesägt, sondern auch nach einem bestimmten Maße, welches allgemein im Lande für die einzelnen Teile der Bauwerke angenommen ist, zugeschnitten. So sind z. B. die Fensterrahmen, Fenster und Schiebetüren von einer bestimmten Höhe und Breite, und die in dem mitten in Japan gelegenen Gebirge von Hakone verfertigten passen daher in die Häuser von Nagasaki und Jedo. Ebenso ist es mit vielen anderen Teilen der Häuser. —

Hier will ich noch bemerken, daß von den Wohnungen, deren Hauptmaterial Holz bildet, die eines mittelmäßig begüterten Landmannes 400—600 Gulden kostet, während eine armselige, strohgedeckte Hütte auf 40—80 Gulden zu stehen kommt, den Bauplatz und den jedoch durchgehends kleinen Hofraum mitgerechnet. Der Bau- oder Kaufpreis dieser Häuser wird nach Quadratken des bebauten Grundes und der Stockwerke berechnet, wobei man für einen Quadratken (1,909 qm) gewöhnlich 15—20 Tail, und wenn mit geschätzten Holzarten gebaut und die innere Einrichtung die beste ist, 50 Tail und darüber bezahlt.

Tierzucht. Die günstige Beschaffenheit des Landes für die Zucht größerer Haustiere könnte die Viehzucht wohl ohne Nachteil für die Bodenbenutzung auf eine gleich hohe Stufe wie den Landbau erheben, doch mehrere, hauptsächlich religiöse Gründe, welche das Schlachten der Haustiere und den Genuß des Fleisches derselben verbieten, verhindern eine weite Ausbreitung derselben.

Dagegen wird auf Seidenwürmer hierzulande die Sorgfalt verwendet, welche unsere Landwirte den sogenannten kleineren Haustieren widmen. Die Seidenzucht ist hier allgemein verbreitet, und sie nimmt mit jedem Jahre zu. Im 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurde noch rohe Seide aus China und den übrigen indo-chinesischen Ländern eingeführt und bildete einen bedeutenden Handelsartikel der Portugiesen und Niederländer für Japan. Nach den Angaben von François Caron betrug die jährliche Einfuhr an vier Millionen Gulden. Aber obgleich der Luxus indessen gestiegen und mehr als $^1/_{10}$ der Bevölkerung sich in Seiden- und Halbseidenstoffe kleidet, so werden gegenwärtig doch nur einige Tausend Katjes roher Seide aus China und Cora eingeführt. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß sich allenthalben auf dem Lande und hier und da in den Städten die Hausfrau und ihre Kinder sich gleichsam zur Unterhaltung mit der Zucht der Seidenwürmer beschäftigen, und es gerade durch diese große Verbreitung dieses Teils der Tierzucht möglich gemacht wird, den täglich wachsenden Bedarf dieses Artikels zu befriedigen. Wachsen muß aber der Bedarf, da selbst bei den Landleuten der Wunsch, seidene Kleidung zu tragen, geweckt wird, weil sie sehen, auf welche leichte und bequeme Weise sie das Material dazu gewinnen können. Zugleich mit der Seidenzucht verbreitet sich im Lande die Kultur der Maulbeerbäume, jedoch nicht auf Kosten des Ackerbaues, denn sie beschränkt sich bloß darauf, in der Nähe der Wohnungen solche Bäume,

welche diesen zugleich zur Zierde gereichen und Schatten geben, anzupflanzen.

Auch die Bienenzucht ist ein beliebter Nebenzweig der Landwirtschaft, und namentlich in den Provinzen: Aki, Iwami, Tsikuzen, Tosa, Ijo, Bungo, Tanba, Tango, Tazima, Idsumo, Ise und Owari, wird viel und köstlicher Honig und Wachs gewonnen, bei dessen Schätzung man übrigens dem der wilden Bienen (Jamamitsu, d. i. Berghonig) den Vorzug gibt vor dem der zahmen (Ijemitsu, d. i. Haushonig). In einem Lande, das wenig und schlechten Zucker erzeugt, und in welchem Honig und Wachs als Hausmittel, sowie von Ärzten und Quacksalbern häufig angewendet wird, sind beide Produkte natürlich ein gesuchter Gegenstand des Handels.

Doch betrachten wir nun die eigentliche Viehzucht! Pferde und Rinder gebraucht man nicht allgemein zum Pflügen, da der Landmann die terassenweise angelegten Äcker leichter selbst mittels eines eigentümlichen Handpfluges bebaut. Sie werden meistens zum Lasttragen, selten zum Ziehen von Karren benutzt. Die Großen des Reiches unterhalten zwar Pferde, doch mehr als Insignien ihres Ranges als zum Vergnügen. Hierauf beschränkt sich der Nutzen, den der Japaner von diesen Tieren zieht, da er, wie gesagt, das Fleisch des Rindes nicht als Speise benutzt und selbst vor der Milch — für ihn weißes Blut — einen Abscheu hat, auch den Mist nicht sonderlich beachtet, indem er ihn bloß als eine Zugabe des Düngers gebraucht, den der japanische Landmann mit vieler Sorgfalt aus anderen Bestandteilen bereitet. Auch die Häute der Rinder beachtet er nur insofern, als das daraus gewonnene Leder im Leben eines industriösen Volkes für hunderterlei Dinge unentbehrlich ist, aber nur von der letzten und verachteten Volksklasse, den Abdeckern (Jeta), verarbeitet wird. Also bloß die Dienste, welche Pferde und Rinder als arbeitende und Lasttiere leisten, machen die Viehzucht diesem Lande notwendig; aber in dieser Hinsicht verwendet auch der gutmütige Landmann auf diese seine Mitarbeiter und steten Reisegefährten eine besondere Sorgfalt, pflegt sie bis in ihr hohes Alter, betrauert ihren Tod und übergibt sie einem Jeta zur Beerdigung. —

Die Zahl der Rinder und Pferde ist in diesem Lande verhältnismäßig klein; man kann annehmen, daß sich die ersteren zu der der Bevölkerung höchstens wie 1 zu 100 und die letzteren wie 1 zu 60 verhalten, so daß sie sich demnach zusammen auf 666000 Stück berechnen ließen; da man für Rinder und Pferde, welche man als Zugvieh und zum Pflügen gebraucht, 20—30, für starke Stiere, welche mehr zum Lasttragen verwendet werden, 40—60 Gulden bezahlt, während für Lastpferde der Preis der gleiche ist und nur für Reitpferde, je nach ihrer Schönheit und Güte, sich oft sehr viel höher stellt, so gäbe dies per Stück einen durchschnittlichen Wert von 40 Gulden, also für die Gesamtmenge von Rindern und Pferden im japanischen Reiche etwa den von 26 Millionen Gulden. Der jährliche Unterhalt eines Zug- und Lasttieres wird gering, gewöhnlich nur auf 20 Gulden ange-

schlagen, weil man die verhältnismäßig wenigen Tiere mit dem Abfall von Gemüse, Gras und andern für Menschen unbrauchbaren Stoffen ernähren kann. Bloß zum Zwecke der Gestüte, welche von Sjogun und den Landesfürsten unterhalten werden, hat man Weiden; außerdem ist die Stallfütterung allgemein. Schweine und Ziegen werden fast nur in Nagasaki und der Umgegend zum Verkaufe an die Ausländer — Niederländer und Chinesen — gezogen, obgleich auch zuweilen Japaner das Fleisch der Ziegen als Wildbret genießen und ihre Haut auf verschiedene Weise benutzen. —

Zu verwundern ist es, daß hier in Japan, welches so ganz dazu geeignet ist, die Schafzucht nicht betrieben wird, zumal da Wollmanufakturen einer der wichtigsten Einfuhrartikel der Niederländer und Chinesen sind. Sie ließe sich sehr gut auf die mittlere Alpenregion dieses gebirgigen Landes versetzen; doch da auch das Fleisch und die Milch dieser Tiere aus den schon früher angeführten Vorurteilen von keinem Eingeborenen genossen wird, so würde sie sich durch den Gewinn der Wolle allein nicht rentieren. —

Ebenso sind Esel äußerst selten. Maultiere kamen uns gar nicht vor. Auch Federvieh wird verhältnismäßig wenig gehalten und verspeist, obgleich man ein Mittel ersonnen hat, Hühner und anderes zahmes Geflügel ohne Blutvergießen zu töten. Man stopft ihnen nämlich die Kröpfe mit trockenen Reiskörnern voll und füttert sie so zu Tode.

Mitursache, warum das japanische Volk so wenig für die Ausbreitung der Viehzucht tut, mag wohl die Anhänglichkeit desselben an seine alten Sitten und die einfache Lebensweise seiner Voreltern sein. Der Hauptgrund ist aber, wie schon erwähnt, darin zu suchen, daß hier weder Rinder noch Schafe zur Nahrung des Volkes dienen und nicht in dem Grade dem Landbau nützen, als diesen ihre Unterhaltung beeinträchtigen würde. Eine Vermehrung derselben in Japan kann also unter den angegebenen Umständen nur einen nachteiligen Einfluß auf die Volkswohlfahrt und somit auf die Staatswirtschaft ausüben. So drängt sich denn ein großer Teil der Bevölkerung, der in dem bei weitem gesünderen Gebirgen sich dem Hirtenleben widmen könnte, an die durch vulkanische Kräfte zerrissenen Meeresufer herab, um der stürmischen See Fische und andere zur Nahrung dienenden Erzeugnisse abzugewinnen.

Fischfang und Jagd. Die weit ausgedehnte Küste der japanischen Inseln, deren Umfang — nur die zwölf größeren dazugerechnet — sich auf 3513 Ri oder 1864 Meilen beläuft, und die vielen anderen kleinen Eilande und Felsen — 3576 an der Zahl — werden von Fischern bewohnt oder häufig besucht, um nicht bloß für 25 Millionen Menschen in Fischen und anderen im Meere vorhandenen Nahrungsmitteln ein notwendiges Ersatzmittel des untersagten Fleisches zu suchen, sondern auch gewisse Arten derselben, vorzüglich eine Art Sardellen (Hosika) in solcher Menge zu fangen, daß sie getrocknet als ein Hauptbestandteil des Düngers verwendet werden können. Die

Gewinnung von Fischen, Krebsen, Muscheln, Sepien, Seeigeln und dergl. beschäftigt mehrere Millionen Menschen. Wenn man annimmt, daß täglich nur ein Drittel der Bevölkerung, also etwa 8 Millionen Menschen solche Erzeugnisse des Meeres verzehren, und jeder für 10 Sen (500 Sen oder Pitjes machen einen Gulden), so betrüge die jährliche Konsumtion derselben über 58 Millionen Gulden. Die allgemeine und mit so vieler Sorgfalt betriebene Kultur des Bodens zieht die Bewunderung jedes Fremden, der Japan besucht, auf sich. Nicht weniger Bewunderung verdient die Tätigkeit und Geschicklichkeit der Küstenbewohner, womit sie das an mannigfaltigen Produkten unerschöpfliche Meer auszubeuten wissen. Außer dem Walfischfang, der hier einträglicher als irgend wo anders ist und sich, sehr mäßig berechnet, auf eine Million Gulden reinen jährlichen Ertrages schätzen läßt, wird der Tunfisch- und der mehrgenannte Sardellenfang ganz im großen betrieben und kann unserem Herings- und Kabeljaufang völlig an die Seite gestellt werden. Es werden dafür nicht allein besondere Fahrzeuge (Katsuwo fune) ausgerüstet, sondern es bestehen in den Fischerdörfern auch eigene Anstalten, in denen das Fleisch der Tunfische gesotten, getrocknet und in spindelförmige Stücke geschnitten wird. Es sind diese Fische die sogenannten Katsubusi, welche im Lande selbst allgemein verspeist werden und zugleich einen bedeutenden Handelsartikel ausmachen. Ebenso verhält es sich mit dem Trepang- und Sepienfang und mit dem Einsammeln der Awabimuscheln, des Seemooses (Kanten und Tosaka) und des eßbaren Seetanges, welche insgesamt gleichwichtige Gegenstände des chinesischen wie des Binnenhandels abgeben. Fassen wir nun die bedeutende Ausfuhr dieser Artikel ins Auge und denken wir daran, daß getrocknete Sepien, Awabimuscheln und Seetang, noch außerdem, daß sie zur Nahrung dienen, als Symbole der einfachen Speise der Ureinwohner dieses Landes bei volkstümlichen Festen und Feiertagen weder bei den Reichen noch bei den Armen fehlen dürfen, — daß ferner auch der Kanten häufig genossen und Tosaka zum Leimen und Kettenfäden und zur Appretur für Seiden- und Baumwollmanufakturen und bei vielen anderen Gewerken ein unentbehrliches Material ist: so läßt sich die große Wichtigkeit dieser und mancher anderer ungenannten See-Erzeugnisse nicht verkennen.

Die Urbevölkerung von Japan, welche sich vom Norden nach dem Süden ausbreitete, bestand nicht bloß aus Ichthyophagen, also Fischern, sondern es waren auch Jäger, und die Jagd in den wildreichen Waldgebirgen des alten Jamato versah sie reichlich mit Nahrung und Kleidung. Mit der steigenden Kultur und der infolge davon eintretenden Verminderung der Waldungen und hierdurch des Wildes selbst ergab die Jagd einen immer geringeren Ertrag. Jetzt ist sie nur ein unbedeutender Nahrungszweig und wird nur von den wenigen Bergbewohnern und Jagdliebhabern betrieben. Auf Zugvögel, wilde Gänse und Enten und Kraniche ist sie jedoch noch ziemlich ergiebig, aber meistenteils ein Regal der Landesherren, welche die Falkenjagd

mit besonderer Vorliebe und gleicher Pracht und in demselben ritterlichen Sinne üben, wie sie bei uns im Mittelalter stattfand.

Bergbau. In einem Lande, welches von dem gesittetsten Volke Asiens bewohnt wird und, weil es in seinem eigenen Schoße beinahe alle Bedürfnisse für Staat und Volk erzeugt, das Prinzip der strengsten Abgeschlossenheit festhalten kann, ist der Bergbau, da er mit metallenen Klammern dieses große Staatsgebäude zusammenhalten muß, von größerer Bedeutung, als dies in irgend einem andern Lande der Fall ist, — von einer Bedeutung, welche noch dadurch erhöht wird, daß gerade er es ist, der den wenig vorteilhaften ausländischen Handel nährt und somit fast allein die politische Verbindung mit dem befreundeten Auslande vermittelt. Zwar wird hier der Bergbau aus Mangel an mechanischen und technischen Kenntnissen, welche die Aufschließung und Ausrichtung von Lagerstätten wie überhaupt den ganzen Betrieb des Minen- und Hüttenwesens so sehr erleichtern, nur nach ausschließlich praktischen Grundsätzen betrieben und dadurch die Gewinnung der Erze ungemein erschwert, zumal das Vorkommen von Tagerzen immer seltener und es immer mühsamer wird, durch einfachen Stollenbau, wodurch man hierzulande das Gebirge aufschließt, auch in der Tiefe desselben nutzbare Lagerstätten zu entdecken und auf diesem Wege zutage zu fördern. Aber dessenungeachtet ist er seit der Entdeckung der edlen Metalle in Japan (Silber im Jahre 674, Gold 749, Kupfer 708) ein fruchtbarer Zweig der Produktion, und seit dem Verkehr mit den Europäern hat das Hüttenwesen, trotz der langsameren Fortschritte in der Bergbaukunde doch namhaftere Verbesserungen erhalten.

Auffallend groß war die Ausfuhr von edlen Metallen im ersten Jahrhundert der Entdeckung Japans, und es müssen alle diese ungeheuren Summen Goldes und Silbers im Lande selbst gewonnen und ausgeprägt worden sein, da die Japanischen Jahrbücher keiner Verbindungen mit anderen Ländern gedenken, aus denen ihrem Reiche solche bedeutenden Schätze zugeflossen wären, genau aber die Jahre angeben, in welchen Gold und Silber auf Japan entdeckt wurde. Auch heutzutage noch lassen die verhältnismäßig hohen Preise für Produkte des Landes und Gegenstände der Prachtliebe und des Wohllebens, sowie der große Aufwand, den die Vornehmen und Reichen machen, auf mächtige Hilfsmittel schließen, die aus den Gold- und Silberminen in die Schatzkammern des Sjogun und einiger anderer Fürsten fließen und sich von da weiter unter die wohlhabenderen Volksklassen verbreiten, wie wir auch selbst Gelegenheit hatten, uns von der großen Menge gemünzten Goldes, welches in Jedo und Osaka in Umlauf ist, zu überzeugen. Über den jährlichen Ertrag der gold- und silberführenden Minen haben wir uns keine zuverlässigen Angaben verschaffen können; nur soviel ist uns bekannt, daß einige Kupfererze der Minen auf der Insel Sado und in den Landschaften Dewa und Tasima in den Distrikten Akita und Satsi omura zugleich gold- und silberhaltig sind, einige Flüsse, als der Tenriu gawa in der Land-

schaft Totomi Goldsand führen und auch in Satsuma viel Gold gewonnen wird, da der Fürst dieser Landschaft allein jährlich 125 kin (75 kg) davon dem Sjogun als Geschenk oder Tribut anbietet.

Silber wird verhältnismäßig weniger gewonnen, daher auch sein höherer Wert im Lande. Der Ertrag der Kupferminen läßt sich dagegen aus der jährlichen Ausfuhr dieses Metalles von den Niederländern und Chinesen ermitteln. Die Minen im Bezisangebirge in der Landschaft Ijo auf Sikoku liefern 7200 bis 8000 Pikol (1 Pikol = etwa 121 Pfund niederländisch), die zu Nambu in Mutsu 4000 bis 5300, die zu Akita in Dewa 6000, die vom Kanejamagebirge auf der Insel Sado 2000 bis 2500, also zusammen etwa 20500 Pikol Kupfer. Wir verdanken diese Angaben dem Aufseher der Kupferschmelze in Osaka, wo alles für den auswärtigen Handel bestimmte Stabkupfer bereitet wird. Außerdem sind noch zahlreiche Minen auf der großen erzreichen Insel Nippon, und zwar in den Landschaften Dewa, Bingo, Kii, Jetsizen und Setsu geöffnet, deren jährliche Ausbeute auf 20000 Pikol angegeben wird. Doch mag sich der Ertrag der Kupferbergwerke im allgemeinen noch höher belaufen, da der häufige Gebrauch von kupfernen Geschirren, die Anwendung von mit Kupferblech beschlagenen Türen und Fensterläden der sogenannten brandfreien Magazine und von ehernen Verzierungen der Galerien der Tempel, der Brücken und anderer Prachtgebäude, die vielen Kirchengeräte und Götterbilder von Messing und Bronze, die ungeheuere Menge von Kupfermünzen, welche im Umlauf ist, alles dies zusammengenommen auf eine große Konsumtion dieses Metalles im Lande selbst schließen läßt. Wir glauben daher annehmen zu dürfen, daß jährlich an 50 bis 60000 Pikol Kupfers in den sämtlichen Bergwerken von Japan gewonnen werden. Da übrigens das Fördern der Erze und die Aufbereitung derselben bei der Unvollkommenheit der Bergwissenschaften viel zu viel Hände beschäftigt und sowohl durch die Vorarbeit als beim Schmelzen der Erze so viel verloren geht, daß man durchschnittlich davon nicht mehr als 4 %, höchstend 5 % reines Stabkupfer gewinnt, so sind die Vorteile, welche der Staat aus seinen Kupferbergwerken zieht, unbedeutend und lassen sich nur insofern in Anschlag bringen, als dadurch viele Menschen beschäftigt werden, und zugleich ein Erzeugnis gewonnen wird, welches, wie gesagt, den Handel mit dem Auslande nährend, das kräftigste Mittel zur Erhaltung seines Verkehrs mit demselben bietet.

Von größerer Wichtigkeit ist in diesem so dicht bevölkerten Lande die Gewinnung von Eisen, da es solches des beschränkten auswärtigen Handels wegen nicht in hinreichender Menge von außen her beziehen kann. Die Konsumtion desselben ist, wenngleich geringer als in europäischen Staaten, noch sehr bedeutend. Der allgemeine Gebrauch aus Eisen gegossener Kochgeschirre, die Waffen, Geräte zum Landbau und zu andern Beschäftigungen, die Handwerkszeuge der Zimmerer und der Tischler, welche von vorzüglicher Güte sind, und die vielen Materialien, welche zum Aufbauen und zum Ausbessern der hölzernen

Häuser nötig sind, alles dies erfordert einen ansehnlichen Vorrat von Eisen, wozu eine jährliche Ausbeute von einigen hunderttausend Pikol Roheisen kaum ausreichen wird. Der hohe Preis des Stabeisens läßt übrigens auf eine sehr kostbare Bereitung desselben (das sogenannte Frischen) schließen. Das Gußeisen wird nur mit 6—8 Gulden per Pikol, dagegen das Stabeisen mit 20 Gulden und der Stahl mit 30—35 Gulden bezahlt. Zinn, Blei, Schwefel, Zinnober, Arsenik, Alaun, Salpeter, Braun- und Steinkohlen, Porzellanerde, Ton, Granit, Basalt- und Feldstein, beide letzteren zu zyklopischen Mauern und Sockeln der Gebäude, zu Götterfiguren, Grab- und Denkmälern und anderen Steinhauerarbeiten benutzt, verdienen hier gleichfalls angeführt zu werden. Obenan steht aber die Porzellan- und Töpfererde, deren Verarbeitung Tausenden von Menschen Beschäftigung und Nahrung gibt, da selbst der ärmste Japaner sich porzellanener Geschirre bedient, und Dachziegel nicht nur allgemein bei Bauten und namentlich bei den vielen und großen Buddhatempeln angewendet, sondern auch bei weitem besser und schöner als in Europa verfertigt werden. — Die übrigen Mineralien, mit Ausnahme des Zinn, Zinnober und Blei, welche nur in geringer Menge gefunden werden, sind nur hinreichend zur Befriedigung des eigenen Bedarfs.

Hier müssen wir schließlich noch die Gewinnung des Salzes anführen, dessen Verbrauch in Japan verhältnismäßig größer als in Europa ist. Das Salz wird in Japan aus der Seewassersole durch Sonnengradierung gewonnen, und auf den Süd- und Ostküsten beschäftigen sich ganze Dörfer mit diesem ergiebigen Gewerbszweige. Die tägliche einfache Reis- und Fischkost bedarf einer salzigen, pikanten Zugabe, wenn man ihrer nicht überdrüssig werden soll; daher stark gesalzene Gemüse und Früchte und die bekannte Soja-Sauce (Soju) beim Essen unentbehrlich sind. Angenommen, daß eine Person jährlich nur ein Kin (600 g) Salz genießt, so beträgt die jährliche Konsumtion davon schon 250000 Pikol (15000000 kg), welche im Lande zum niedrigsten Preise 750000 Gulden ausmachen würde. Man kann jedoch die Salzkonsumtion zwei und dreimal so hoch anschlagen.

Aus dieser Darstellung der Bodenproduktion Japans, womit sich zwei Dritteile der Bevölkerung beschäftigen, geht hervor, daß dieses Reich nicht nur die zum Lebensunterhalt nötigsten Erzeugnisse in zureichender Menge für seine große Bevölkerung hervorbringt, sondern auch noch viele andere nützliche Grundstoffe liefert, welche der industriellen und kommerziellen Volksklasse nicht nur hinlängliche Beschäftigung schaffen, sondern auch in Umlauf gebracht und zu Gegenständen des täglichen Bedarfes oder des Luxus verarbeitet werden, Gewerbe und Handel in blühendem Zustande erhalten und somit zur Erhöhung des Nationalwohlstandes beitragen; um so mehr als von fremden Staaten nur wenige gewerbliche Erzeugnisse eingeführt werden dürfen. Die Gewerbe werden in Japan jedoch nicht nur durch dringende Bedürfnisse, sondern durch die Üppigkeit des Wohllebens genährt. Sitten und Gebräuche, welche hier bei Arm

und Reich gleichmäßig in Ehren gehalten und auf deren Pflege viel Sorge und Kosten verwendet werden, tragen ungemein viel zur Aufrechterhaltung des Gewerbefleißes bei. Hier wollen wir vorzugsweise solche Gewerbe betrachten, welche den Binnenhandel am meisten beleben und einen wohltätigen Einfluß auf die kommerzielle Volksklasse ausüben. Bei Aufzählung derselben müssen wir jedoch vom gewöhnlichen technologischen Systeme abweichen und einer Ordnung folgen, welche uns die Bedürfnisse des Volkes im höheren und niederen Kreise des geselligen Lebens anweisen. Ihre Bedeutung im Handel wird durch den Grad des Bedarfs, durch die Menge und durch die mehr oder weniger örtliche Beschränktheit des Verbrauches ihrer Erzeugnisse näher bestimmt.

Obenan stehen die Gewerbe und Geschäfte, welche Nahrungsmittel und andere Lebensbedürfnisse liefern. Da man in Japan kein Brot bäckt, auch kein Vieh schlachtet, so treten hier zwei der wichtigsten Gewerbe für unsere Lebensbedürfnisse aus dem Wirkungskreise des Binnenhandels. Ihre Stelle nehmen Anstalten ein, wo Reis, Mehl- und Fischspeisen und andere vegetabilische Kost im großen bereitet wird. Getreidemühlen sind auch nicht zahlreich, da feines Mehl nur wenig verspeist und grobes Mehl und Grütze mittels Handmühlen gemahlen wird. Dagegen sind Reispellmühlen, durch Wasser-, Tier- und Menschenkraft bewegt, um so allgemeiner, da der Reis, wie bekannt, das Hauptnahrungsmittel im Lande ist. Fische und andere Seeprodukte, auch Walfischfleisch, ersetzen das Fleisch von Rindern und anderem Vieh, und das Trocknen und Salzen der Seefische, sowie die Bereitung von eigentümlichen Fischspeisen und vegetabilischen Nahrungsmitteln beschäftigen besondere Gewerbe, die man in Europa nicht kennt.

Namentlich in Städten werden die meisten Eßwaren für die niedere und mittlere Volksklasse zum Verspeisen fertig verkauft und man hat nur den Reis, worauf man viel Sorgfalt verwendet, zu kochen und den Fisch zu sieden, was man vorzüglich versteht, und die Hausmannskost ist fertig. Dazu trinkt man Tee und Reisbier (Sake) und würzt die einfache Reis- und Fischspeise mit Sojasauce (Soju), Ingwer, spanischem Pfeffer, Bergpfeffer (Sanjo) und Senf und speist dazu gesalzene Rettiche und andere salzige und saure Wurzeln und Früchte. Beide Geschlechter rauchen auch Tabak.

Kleidung. Die Gewerbe und Manufakturen, welche dem Volke seine Kleidung verschaffen, steigen mit ihm gleichzeitig die Stufen seiner Gesittung empor. Ihre Erzeugnisse sind einfach, wenn sie aus der Hand des Naturmenschen hervorgehen, obgleich sich daran die Spuren des Kunstsinnes nicht verkennen lassen, womit dieser die Muster, welche die formreiche Natur ihm vorlegt, nachzuahmen sucht. Sie vervollkommnen sich mit seiner zunehmenden Geschicklichkeit und mit seinem durch religiösen Sinn sich verfeinernden Geschmack. Sie erheben sich mit ihm in seiner Üppigkeit auf den Gipfel des Luxus, bis in die unbegrenzte Sphäre der Moden. Zwar steht der Japaner auch auf einer hohen Stufe der Bildung und des Luxus, doch läßt

ihn eine heilige Achtung für altes Herkommen die Grenzen des Geschmackes, die ihm Jahrhunderte vorgeschrieben haben, nicht leicht überschreiten, und wenn er darüber hinausgeht, dann bestimmt ihn dazu irgend ein Verhältnis, das seiner Volkstümlichkeitsliebe schmeichelt. Die Mode, wenn sie in Japan sich zeigt, ändert nicht oder nur unwesentlich den Schnitt der Kleidung beider Geschlechter, sondern die Änderung bezieht sich hauptsächlich nur auf die Farbennüancen und auf die Muster und Stoffe, deren Mannigfaltigkeit und Originalität unsere Bewunderung erregt.

Die unterdrückten Bauern.

Japanische Sage.*)

Wie wahr ist der Satz, den Confucius aufgestellt hat, daß das Wohlleben der Fürsten aus ihrem Lande widerstrahlt, während durch ihre Bosheit überall Aufruhr und Verwirrung entsteht!

In der Provinz Schimosa und daselbst im Distrikte Soma war Hotta Kaga no Kami Herr des Schlosses von Sakura und das Haupt der Hottafamilie, welche seit vielen Generationen berühmte Krieger hervorgebracht hatte. Als Kaga no Kami, welcher im Gorodschu, dem Kabinett des Schogun, gesessen hatte, im Schlosse Sakura starb, erbte sein ältester Sohn Kotsuke no Suke Masanobu seine Besitzungen und Titel und wurde mit einem Sitze im Gorodschu beliehen. Dieser war aber ein ganz anderer Mensch, als die edlen Herren, welche ihm vorangegangen waren. Er war hart und ungerecht gegen seine Pächter und Bauern und legte ihnen außergewöhnliche und drückende Taxen auf, wodurch er die Untertanen auf seinen Gütern in die äußerste Armut brachte. Wiewohl sie nun jahraus jahrein und einen Monat um den andern um Gnade flehten und Vorstellungen gegen die Ungerechtigkeit machten, so gab man doch nicht acht darauf, so daß in allen Dörfern die Leute ins höchste Elend gestürzt wurden. —

Endlich traten die Oberhäupter der 136 Dörfer, welche ihrem Herrn ein Totaleinkommen von 40000 Koku (1 Koku = etwa 1,8 hl) Reis verschafften, zusammen, hielten untereinander Rat und beschlossen einmütig, eine Bittschrift bei der Regierung, mit ihren Siegeln versehen, einzureichen, und darin darzutun, wie ihre Ortsbehörden nicht die geringste Notiz von ihren oft wiederholten Vor-

*) Unter den verschiedenen, von vielen Autoren mitgeteilten Versionen dieser außerordentlich charakteristischen Sage ward die von Mitford in „Geschichten aus Alt-Japan" (Leipzig 1875, F. W. Grunow) gegebene Form gewählt. — Zum näheren Verständnis lese man nach, was oben über die Steuerverhältnisse der Ostasiaten gesagt ist. In diesem Falle gilt für Japan dasselbe wie für China. — Gorudschu ist die Bezeichnung des höchsten Rates der Schogune oder (Sjogune, wie im vorigen Abschnitt nach Siebold steht), der früheren weltlichen Herrscher im älteren Japan. Die Mitglieder dieses Reichsrates tragen denselben Namen. — Im Gegensatz zu den Schogunen, die aus den Obergeneralen und Vollstreckern der kaiserlichen Befehle hervorgegangen waren, stellte der Mikado mehr das kirchliche und kaiserliche Oberhaupt Japans dar.

stellungen genommen hätten. Danach versammelten sie sich in großer Anzahl vor dem Hause eines der Räte ihres Herrn, namens Ikeura Kasuje, um ihm vorher die Bittschrift zu zeigen. Aber auch hier schenkte man ihnen keinerlei Beachtung. Deshalb begaben sie sich wieder nach Hause zurück, und nachdem sie abermals miteinander Rat gepflogen, beschlossen sie, sich am siebenten Tage des zehnten Monats nach dem Jaschiki (Palaste) ihres Herrn in Jedo zu begeben. Sie waren einstimmig der Meinung, daß alle 136 Dorfoberhäupter nach Jedo gehen müßten. Das Oberhaupt des Dorfes Iwahaschi, ein Mann von etwa 48 Jahren, namens Sogoro, der sich durch Verstand und Urteilskraft auszeichnete, und einem Distrikte, der 1000 Kokus einbrachte, vorstand, trat auf und sprach:

„Meine Herren, dieses ist durchaus keine leichte Sache. Allerdings wäre es wohl von großer Wichtigkeit, daß wir unsere Klage beim Palast unseres Herrn in Jedo vorbrächten, aber wie wollt ihr es ausführen? Habt ihr euer Verfahren schon wohl überlegt und festgestellt?"

„Ja, in der Tat, es ist eine höchst wichtige Sache," entgegneten die anderen, aber weiter wußten sie nichts zu sagen. Da nahm Sogoro wieder das Wort und sprach:

„Wir haben uns an das öffentliche Amt unserer Provinz gewendet, jedoch ohne Erfolg. Wir haben bei den Räten unserer Fürsten ein Gnadengesuch vorgebracht, aber auch vergebens. Also weiß ich, daß alles, was uns noch zu tun übrig bliebe, dies wäre, daß wir unsern Fall im Palaste unseres Herrn zu Jedo vorbrächten. Aber wenn wir dahin gehen, so ist es auch dort ebenso gewiß, daß man uns nicht anhören, im Gegenteil, uns ins Gefängnis werfen wird. Wenn man hier in unserer eigenen Provinz nichts von uns wissen will, wieviel weniger werden die Beamten in Jedo sich um uns kümmern. Wir können unsere Petition vielleicht auf offener Straße in die Sänfte eines Mitgliedes des Gorodschu werfen; aber da unser Herr selbst ein Mitglied dieses hohen Rates ist, so würde auch in diesem Falle keiner von seinen Genossen sich bemühen, das Recht oder Unrecht unserer Klage zu untersuchen, aus Furcht, ihn zu beleidigen und der Mann, welcher die Bittschrift auf so verwegene Art einreichen würde, möchte wohl leicht sein Leben dieser vergeblichen Sache wegen einbüßen. Wenn ihr dazu geneigt und entschlossen seid, auf jeden Fall euch aufzumachen, so geht meinetwegen nach Jedo. Aber nehmt von Eltern, Kindern, Frauen und Verwandten einen langen, langen Abschied! — Das ist meine Ansicht!"

Nachdem sie den Sogoro angehört, beschlossen die andern dennoch, nach Jedo zu gehen, was auch daraus entstehen möchte, und sie machten miteinander aus, sich insgesamt am dreizehnten Tage des elften Monats im Dorfe Funabaschi einzufinden.

Am verabredeten Tage kamen alle Dorfbeamten am verabredeten Platze zusammen, — nur Sogoro, das Oberhaupt des Dorfes Iwahaschi, fehlte, und als derselbe am folgenden Tage auch noch nicht

erschien, sandten sie einen aus ihrer Mitte, namens Rokurobei, zu ihm, die Ursache zu erforschen. Rokurobei kam gegen vier Uhr nachmittags in Sogoros Wohnung an und fand ihn, wie er ganz ruhig über seinem Kohlenfeuer saß, sich wärmend, als ob es nichts zu tun gäbe. Als der Bote dieses sah, sagte er etwas ärgerlich:

„Alle Oberhäupter unserer Dörfer sind unserer Übereinkunft gemäß zu Funabaschi versammelt, und da du, Meister Sogoro, nicht erschienen bist, so bin ich gekommen, mich zu erkundigen, ob Krankheit oder irgend eine andere Ursache dich abgehalten habe."

„Es tut mir wirklich leid," erwiderte Sogoro, „daß du dir so viel Mühe gegeben hast. Es war gestern meine Absicht abzureisen, aber heftiges Bauchgrimmen, von dem ich oft gequält werde, ergriff mich und, wie du siehst, muß ich mich beim Feuer pflegen, so daß ich wohl kaum in ein oder zwei Tagen werde aufbrechen können. Habe du die Güte, die andern dieses wissen zu lassen."

Da Rokurobei sah, daß er nichts weiter ausrichten könne, ging er zum Dorfe Funabaschi zurück und teilte den anderen mit, was er erfahren. Alle waren höchst aufgebracht darüber, daß einer, der so schöne Worte gesprochen hatte, jetzt sich, wie sie meinten, als feige und abtrünnig zu erweisen schien. Doch sie beschlossen, daß das Benehmen eines Mannes die übrigen nicht beeinflussen dürfe und suchten einander zu überreden, daß sie selbst mit ihrer Angelegenheit schon fertig werden würden. Hiermit brachen sie allesamt auf, ihre Bittschrift einzureichen.

Als sie in Jedo angekommen waren, kehrten sie in der Straße, die Bakurotscho heißt, ein. Aber wie sehr sie sich auch bemühten, ihre Klage bei den verschiedenen Beamten ihres Herrn vorzubringen, fanden sie doch keinen, der ihnen Gehör schenken wollte. Jeder schlug ihnen die Tür vorm Gesichte zu, so daß sie am Ende gänzlich niedergeschlagen und ohne Erfolg in ihre Herberge zurückkehren mußten.

Am folgenden Tage kamen sie wieder in einem Teehause in einer Allee, gegenüber einer Kapelle, zusammen, und nachdem sie dort eine Beratung gehalten, ohne einen richtigen Ausweg zu finden, beschlossen sie, noch einmal zu Sogoro zu schicken, um zu sehen, ob er nicht doch einen Plan für sie entwerfen wolle. Demgemäß machten Rokurobei und ein gewisser Dschujemon sich zum Dorfe Iwahaschi um die Mittagszeit auf und kamen noch am selben Abend daselbst an.

Sogoro aber, des Dorfes Oberhaupt, der sich wohl bewußt war, daß die Überreichung jenes Dokumentes eine nicht leicht zu nehmende Sache sei, rief Weib und Kinder samt allen Verwandten zusammen und redete sie also an:

„Ich habe eine Reise nach Jedo vor und zwar wegen folgender Gründe: Unser gegenwärtiger Grundherr hat die Bodensteuer auf Reisland und die anderen Abgaben um mehr als das Zehnfache erhöht, so daß Feder und Papier kaum einen Begriff zu geben vermöchten von der Armut, in welche die Leute versunken sind. Die Bauern haben alle Qualen der Hölle schon hier auf Erden zu erdulden. Die Oberhäupter

der verschiedenen Dörfer, die das mit ansehen müssen, haben deshalb Bittschriften eingereicht, deren Resultat aber noch zweifelhaft ist. Ich wünsche darum ernstlich, Mittel aufzufinden, um eine so grausame Verfolgung zu hemmen. Sollte mein hochstrebender Plan mir nicht gelingen, so werde ich nicht wieder heimkehren, und selbst dann, wenn ich meinen Zweck erreichen sollte, ist es doch ungewiß, wie mich die behandeln werden, welche die Macht in Händen haben. Laßt uns daher einen Becher Wein miteinander trinken, denn es ist sehr wohl möglich, daß ihr mein Angesicht nicht wiedersehen werdet. Mein Leben wollte ich darum geben, wenn ich das Elend der guten Leute dieser Gegend lindern könnte. Wenn ich sterben sollte, so betrauert mein Schicksal nicht, weint nicht um mich."

Nachdem er dieses gesagt, wandte er sich an seine Frau und seine vier Kinder und gab ihnen sorgfältige Anweisungen über alles, was sie nach seinem Tode verrichten sollten, indem er ihnen alle Wünsche seines Herzens bis aufs kleinste offenbarte. Darauf nahm er freundlich Abschied von allen Anwesenden und begab sich zu einem Teehause im benachbarten Dorfe Funabaschi, woselbst die beiden Abgesandten Rokurobei und Dschujemon mit Ungeduld seiner harrten, um ihm alles zu erzählen, was sich in Jedo zugetragen hatte.

„Um es kurz zu machen," sagten sie, „so will es uns bedünken, daß unsere Sache gänzlich fehlgeschlagen ist, und wir sind daher zu dir gekommen, um deine Ratschläge anzuhören. Hast du irgend einen Ausweg ersonnen, so möchten wir ihn gern erfahren."

„Wir haben es bei den Distriktbeamten versucht," erwiderte Sogoro, „und wir haben es im Palaste unseres Herrn in Jedo versucht. Wenn wir uns auch noch so oft vor dem Tore unseres Herrn versammelten, so würde man uns doch keiner Beachtung würdigen. Uns bleibt also nichts anderes übrig, als an den Schogun selbst zu apellieren."

Darauf blieben sie noch im Besprechen ihrer Pläne beisammen, bis die Nacht schon weit vorgerückt war, und dann erst gingen sie zur Ruhe. Die Winternacht war lang; aber kaum begannen die Krähen mit ihrem Gekrächze den Morgen zu verkünden, als die drei Freunde sich auf die Wanderschaft zum Teehause in Asakusa machten, woselbst sie bei ihrer Ankunft die anderen Dorfältesten schon versammelt fanden.

„Willkommen, Meister Sogoro," riefen diese ihm zu. „Wie kommst du so spät? Wir sind umsonst bei allen Beamten vorstellig geworden und haben uns vergebens abgelaufen. Wir sind mit unserer Weisheit am Ende und können keinen neuen Plan mehr entwerfen. Wenn du irgend eine Aushilfe erdenken kannst, welche dir passend erscheint, so bitten wir dich, danach zu handeln."

„Meine Herren," erwiderte Sogoro in ruhigem Tone, „wiewohl wir hier nicht mehr erreicht haben, als in unserem eigenen Orte, so wäre es doch unnütz, zu jammern. In ein oder zwei Tagen wird der Gorodschu sich aufs Schloß begeben. Diese Gelegenheit müssen wir

abwarten, um dem Aufzuge zu folgen und unser Dokument in eine der Sänfte der Herren hineinzuwerfen. Das ist meine Ansicht, was meint ihr davon?"

Ohne Ausnahme erklärten sich die versammelten Ältesten alle von der Vortrefflichkeit dieses Planes überzeugt, und nachdem sie beschlossen hatten, danach zu verfahren, kehrten sie zu ihrer Herberge zurück.

Sogoro hielt darauf eine geheime Beratung mit fünf der Ältesten und setzte mit ihrer Hilfe die Bittschrift auf, und da sie hörten, daß Kuse Jamato no Kami (der Vorsitzende des Gorodschu) sich zu einem Palast unter der westlichen Mauer des Schlosses begeben würde, sobald dieser Gorodschu auf das Schloß komme, so legten sie sich an einem Orte ganz in die Nähe auf die Lauer. Sobald die Sänfte dieses Fürsten sich ihnen näherte, schritten sie darauf zu und reichten ihre Bittschrift hinein, nachdem sie demütig ihre Beschwerden vorgebracht hatten. Da dieselbe angenommen ward, wuchs den sechs Ältesten der Mut, und sie zweifelten kaum mehr an der Erfüllung ihrer Herzenswünsche. Sie verfügten sich demnach zu einem Teehause in Rijogoku und einer von ihnen sagte:

„Wir können uns wirklich zu dem Erfolge gratulieren. Unsere Bittschrift haben wir dem Gorodschu übergeben und mögen uns dabei beruhigen. Ehe noch viele Tage vorüber sind, werden wir von der Regierung einen günstigen Bescheid erhalten. Dem Meister Sogoro sind wir für seine Bemühungen großen Dank schuldig."

Sogoro trat aber vor sie hin und erwiderte: „Wenn wir auch unsere Bittschrift dem Gorodschu überreicht haben, so wird die Entscheidung der Sache doch nicht alsobald erfolgen. Darum wäre es nutzlos, wenn so viele von uns hier länger verweilten. Elf Männer können bei mir bleiben und die übrigen mögen zu ihren verschiedenen Dörfern heimkehren. Sobald wir Zurückbleibenden der Verschwörung angeklagt und enthauptet werden, so können die andern sich dahin vereinigen, unsere Leichname zurückzufordern und zu bestatten. Die Kosten aber betreffend, welche wir bis zur Beendigung unseres Prozesses auf uns laden sollten, so wollen wir es damit unserem ursprünglichen Übereinkommen gemäß halten. Sollte es erforderlich sein, so wollen wir für die Sache der 136 Dörfer unser Leben hingeben und uns der Schande unterwerfen, daß unsere Köpfe, gleich denen gemeiner Verbrecher, zur Schau gestellt werden." —

Sie hielten darauf ein Abschiedsfest miteinander, und nach einem betrübten Lebewohl begab sich der größte Teil der Ältesten in die Heimat zurück, während die übrigen den Weg zu ihren Quartieren einschlugen, um dort geduldig abzuwarten, bis man sie vor den hohen Rat laden würde. Als Sogoro am zweiten Tage des zwölften Monats eine Vorladung zur Residenz des Gorodschu Kuse Jamato no Kami erhalten hatte, machte er sich auf, derselben nachzukommen. Man führte ihn zum Portal des Hauses, woselbst zwei Räte, namens Aidschima Gidaiju und Jamadschi Jori, ihm entgegentraten und sagten:

„Vor einigen Tagen hattest du die Verwegenheit, eine Bittschrift in die Sänfte unseres Herrn Jamato no Kami zu werfen. Nun hat derselbe sich zu einem ganz außergewöhnlichen Gnadenakte entschlossen und will dir diese abscheuliche Beleidigung verzeihen. Solltet ihr aber jemals wieder versuchen, ihm eure Bittschriften aufzudrängen, so würdet ihr euch aufrührerischen Betragens schuldig machen!“ Damit stellten sie ihm die Bittschrift zurück.

„Ich erkenne demütig die Gerechtigkeit dieses Tadels Seiner Gnaden an. Aber mit Verlaub, meine Herren, dieses ist keine übereilte und unüberlegte Handlung. Jahraus, jahrein ist ein Mißgeschick nach dem andern über uns gekommen, bis die Leute zuletzt in Not und Mangel geraten sind, so daß, da das Ende dieses Übels nicht abzusehen war, wir uns erkühnt haben, diese Bittschrift einzureichen. Ich bitte Euer Gnaden, unserem Falle noch Barmherzigkeit angedeihen zu lassen und huldvollst unsere Schrift annehmen zu wollen. Lassen Sie sich herab zu solchen Maßregeln, die unserem Volke wieder Gedeihen geben, o! dann wird unsere Dankbarkeit für solche Güte keine Grenzen kennen!“

„Deine Forderung ist zwar eine gerechte,“ erwiderten die beiden Räte, „dennoch kann eure Bittschrift keine Annahme finden, deshalb mußt du sie nichtsdestoweniger zurücknehmen.“

Mit diesen Worten gaben sie ihm das Dokument zurück und schrieben die Namen des Sogoro und der sechs Ältesten, die ihn begleitet hatten, auf. Was half's, sie waren genötigt, ihre Bittschrift wieder mitzunehmen und in ihre Herberge zurückzukehren. Da saßen nun die sieben Männer, niedergeschlagen und voll Sorgen, mit verschränkten Armen und überlegten, was jetzt zu beginnen wäre. Zuletzt, als sie mit ihrer Weisheit ganz am Ende waren, sprach Sogoro mit flüsternder Stimme:

„Also ist unsere Bittschrift, die wir mit so vieler Mühe an den Mann gebracht haben, uns doch wieder zurückgegeben! Wie sollen wir uns nach so großer Schande wieder in unseren Dörfern zeigen? Ich für mein Teil will meine Mühe wenigstens nicht für umsonst verschwendet haben. Ich bin jetzt entschlossen, an den Schogun selbst zu appellieren und den rechten Augenblick zu erspähen, in welchem er sich vom Schlosse wegbegibt; da will ich ihm denn an der Landstraße aufpassen und ihn, der ja der Herr unseres Herrn ist, mit unseren Beschwerden bekannt machen. Das ist jetzt unsere letzte Zuflucht.“

Dieser Rede gaben die andern ihren Beifall und nachdem sie allesamt frischen Mut gefaßt hatten, harrten sie auf eine Gelegenheit.

Nun trug es sich zu, daß es am zwanzigsten Tage des zwölften Monats, dem damals herrschenden Schogun, dem Fürsten Ijemitsu, gefiel, bei den Gräbern seiner Vorfahren seine Andacht zu verrichten. Als Sogoro und die übrigen Ältesten dies hörten, sahen sie es als eine besondere Gunst der Götter an und hofften, daß es ihnen dieses Mal nicht mißlingen werde. Deshalb entwarfen sie eine neue Bittschrift und zur festgestellten Zeit versteckte Sogoro sich unter der Sammajebrücke.

Als der Fürst Ijemitsu in seiner Sänfte vorüberkam, kletterte Sogoro zur großen Überraschung des Gefolges des Schogun unter der Brücke hervor. Sie schrien: „Stoßt den Burschen auf die Seite.“ Sogoro jedoch machte sich die darüber entstandene Verwirrung zunutze, erhob laut seine Stimme und indem er rief: „Ich wünsche Seiner Hoheit in Person demütigst eine Bittschrift zu überreichen,“ drängte er sich mit seiner Schrift, die er oben an ein sechs Fuß langes Bambusrohr befestigt hatte, vor und versuchte, sie in die Sänfte zu werfen. Trotz der Aufrufe, ihn festzunehmen und ungeachtet der Püffe, die das Gefolge ihm austeilte, gelang es ihm, sich bis an die Sänfte hindurchzuwinden, und der Schogun nahm selbst das Dokument entgegen. Sogoro aber wurde von dem Gefolge arretiert und ins Gefängnis geworfen. Was die Bittschrift anbelangt, so befahl Seine Hoheit, sie den Händen des Gorodschu Hotta Kotsuke no Suke Masanobu, des Herrn der Bittsteller, zu übergeben.

Als Hotta Kotsuke no Suke Masanobu in seinem Hause angekommen war und die Bittschrift gelesen hatte, rief er einen seiner Räte Kodschima Schikibu zu sich und sagte:

„Meine Gutsverwalter sind wahre Stümper. Warum weigerten sie sich, die Bittschrift von den versammelten Bauern in Empfang zu nehmen? Dadurch haben sie mir diese Unannehmlichkeit bereitet. Ihre Dummheit ist ganz unglaublich gewesen. Indessen, das ist nun einmal geschehen. Die Sache ist zu bekannt geworden. Wir sind jetzt gezwungen, ihnen alle neuen Steuern zu erlassen. Du mußt dich erkundigen, wieviel dem früheren Schloßherrn entrichtet worden ist. Was diesen Sogoro aber betrifft, so ist er wohl nicht der einzige, welcher hinter der Verschwörung steckt. Allein, da sein abscheuliches Verbrechen, der Prozession des Schogun aufgelauert zu haben, strafbar und unverzeihlich ist so müssen wir es dahin bringen, daß wir ihn von der Regierung ausgeliefert bekommen, und daß er als warnendes Beispiel für meine übrigen Leute ans Kreuz geschlagen werde, — er sowohl, wie sein Weib und seine Kinder. Und nach seinem Tode soll sein Besitztum konfisziert werden. Die anderen sechs müssen verbannt werden, und damit soll die Sache erledigt sein.“

„Herr,“ entgegnete Schibiku, indem er sich vor ihm niederwarf, „deine hohen Absichten sind gerecht. Sogoro hat in der Tat für sein abscheuliches Verbrechen die höchste Strafe verdient. Aber ich unterfange mich, dir demütig vorzustellen, daß sein Weib und seine Kinder nicht in demselben Grade schuldig genannt werden können. Darum flehe ich, Herr, dich an, sie gnädiglich einer so strengen Strafe zu entheben.“

„Wenn die Sünde des Vaters so groß ist, können Frau und Kinder nicht verschont bleiben,“ erwiderte Kotsuke no Suke. Und da sein Rat erkannte, daß des Herrn Herz völlig verhärtet war, mußte er notgedrungen seinen Befehlen ohne weitere Widerrede gehorchen.

Sobald Kotsuke no Suke die Auslieferung Sogoros von der Regierung erreicht hatte, verordnete er, daß derselbe, gleich einem Ver-

brecher nach seinem Landgute Sakura in einer mit Netzen überspannten Sänfte gebracht und in ein Gefängnis eingesperrt werde. Seine Sache wurde in Untersuchung gezogen und Kotsuke no Suke, der Herr und Gebieter, fällte ein Urteil dahin, daß er eines verabscheuungswürdigen Verbrechens wegen bestraft werden müsse. Demzufolge wurde er am neunten Tage des zweiten Monats des zweiten Jahres der Schoho-Periode (A. D. 1644) zum Kreuzestode verurteilt.

Sogoro, nebst Frau und Kindern, sowie die Ältesten der 136 Dörfer wurden zum Gerichtshofe von Sakura gebracht, woselbst 45 der obersten Beamten sich versammelt hatten. Hier unterrichtete man die Ältesten davon, daß in Übereinstimmung mit ihrer Bittschrift ihr Herr sich gnädig herablassen wolle, Befehl zu geben, ihnen die drückenden Steuern zu erlassen, und die seit alten Zeiten erhobenen Abgaben nicht zu überschreiten. Was aber Sogoro und dessen Frau betrifft, so wurde über sie folgendes Urteil gesprochen:

„Inmaßen du als Oberhaupt der Dorfbewohner gehandelt hast; — inmaßen du dich zweitens unterfangen hast, die Regierung so gering zu achten, daß du dich mit deiner Bittschrift direkt an Seine Hoheit, den Schogun, wandtest, wodurch du deinem Herrn eine grobe Beleidigung zufügtest, — und inmaßen du zum dritten dem Gorodschu eine Bittschrift überreicht hast, — und inmaßen du zum vierten Mitwisser und Teilnehmer einer Verschwörung warst: wirst du wegen all dieser gehässigen Verbrechen zum Tode am Kreuze verurteilt. Dein Weib wird verurteilt, auf dieselbe Weise zu sterben und deine Kinder sollen enthauptet werden."

Den sechs Ältesten, welche Sogoro begleitet hatten, bedeutete man, daß sie zwar nach Recht und Billigkeit auch den Tod verdient hätten, daß indessen aus besonderer Mildherzigkeit ihres Gebieters ihr Leben geschont werden solle, und sie nur zur Verbannung verurteilt worden seien. Ihren Frauen und Kindern sollte nichts geschehen und ihr Eigentum ihnen bleiben.

Sogoro hörte sein Urteil mit großer Ruhe an. Nicht so die andern Bauern. Die besten und angesehensten Freunde des Verurteilten beriefen eine Versammlung. Sie entschlossen sich, eine Bittschrift einzureichen und um eine Audienz bei den Räten zu bitten, und auf diese Weise eine Begnadigung herbeizuführen, denn sie sahen sehr wohl ein, welch großen Dienst Sogoro allen Gemeinden erwiesen hatte. Aber es war vergebens. Die Räte schlugen es aus, sich zu verwenden; die Priester hätten sich schon um eine Milderung der Strafe bemüht, der Gorodschu sei aber so erzürnt, daß er die ihm widerfahrene Schmach nicht zu vergeben vermöge.

Da also alles nutzlos war, und da diese edlen Bauern eine schwere Last auf ihrer Seele fühlten, gingen etliche hin und wurden Priester, zogen nach allen Heiligtümern des Landes und beteten für das Seelenheil Sogoros. — Etliche aber starben vor Gram.

Am elften Tage des zweiten Monats des zweiten Jahres der Schoho-Periode wurde zu Ewaradai ein Schafott errichtet, und der

Rat, welcher zu Jedo residierte, sowie der Rat, der auf den Landgütern des Herrn Kotsuke no Suke residierte, samt den übrigen Beamten verfügte sich in feierlicher Ordnung zu dem Platze. Darauf nahmen die Priester von Tokodschi aus dem Dorfe Sakenaga, denen die Sargträger folgten, ihre Stelle gegenüber den Räten ein und sprachen:

„Wir suchen demütigst um die Erlaubnis nach, eine Bitte vorzubringen.“

„Was haben eure Hochwürden zu sagen?“

„Wir sind Männer, welche die Welt verlassen und sich dem Priestertum zugewandt haben,“ antworteten die Mönche ehrfurchtsvoll, „und wir wünschen, wenn es möglich wäre, die Leichname derjenigen, welche sterben sollen, bei uns aufzunehmen, damit wir sie ehrenvoll begraben können. Es würde uns zu großer Freude gereichen, wenn unsere Bitte gnädigst erhört und uns zugestanden werden sollte.“

„Euer Gesuch soll euch gewährt werden. Allein, da Sogoros Verbrechen sehr groß war, muß sein Körper drei Tage und drei Nächte zur Schau gestellt bleiben; danach aber soll derselbe euch ausgeliefert werden.“

Um die Zeit der Schlange (10 Uhr nachmittags), der zur Hinrichtung festgesetzten Zeit, strömten die Leute aus den benachbarten Dörfern und von der Schloßstadt, jung und alt, Männer und Frauen, herbei, um das Schauspiel mit anzusehen. Viele kamen auch, um den Sogoro, seinem Weibe und den Kindern ein letztes Lebewohl zu sagen und für sie zu beten. Als die Stunde geschlagen, wurden die Verurteilten gebunden herbeigeführt, und sie mußten sich auf grobe Matten niedersetzen. Sogoro und seine Frau schlossen die Augen, denn der Anblick war mehr, als sie ertragen konnten, und die Zuschauer riefen schluchzend und unter strömenden Tränen: „O grausam!“ und „Unbarmherzig!“ Sie nahmen dabei Süßigkeiten und Kuchen aus ihren Brusttaschen hervor und warfen sie den Kindern zu. Pünktlich um die Mittagsstunde wurden Sogoro und seine Frau auf die Kreuze gebunden, diese wurden alsdann aufgestellt und in der Erde befestigt. Nachdem dies geschehen, wurde der älteste Sohn, Gennosuke, vor das Schafott, den beiden Eltern gegenüber, geführt. Da schrie Sogoro laut:

„O grausam, grausam! Was für ein Verbrechen hat denn dieses arme Kind begangen, daß man es so behandelt? Was mich anbetrifft, so ist es ja einerlei, was aus mir wird.“ Und heiße Tränen flossen von seinem Angesicht nieder.

Die Zuschauer beteten laut und schlossen die Augen; ja sogar der Scharfrichter, der hinter dem Knaben stand, sagte, es sei grausam, daß das Kind wegen der Schuld des Vaters leiden sollte und betete im stillen. Der Knabe Gennosuke aber, welcher immer mit geschlossenen Augen dagestanden hatte, sprach zu seinen Eltern:

„O, mein Vater und meine Mutter! Ich gehe euch voran ins Paradies, dem seligen Lande, um euch dort zu erwarten. Meine

kleinen Brüder werden mit mir am Ufer des Flusses Sandsu*) stehen, und wir werden unsere Hände nach euch ausstrecken, um euch hinüber zu helfen. Lebt wohl ihr alle, die ihr gekommen seid, uns sterben zu sehen, und nun bitte, schlagt meinen Kopf schnell ab!"

Damit bot er seinen Nacken dar, indem er sein letztes Gebet flüsterte; und nicht nur Sogoro mit seiner Frau, sondern selbst der Scharfrichter und die Zuschauer konnten ihre Tränen nicht zurückhalten. Jedoch erschüttert wie er war, und im Innersten der Seele aufgerührt, mußte der Henker kraft seines Amtes des Kindes Kopf abschlagen, und eine herzzerreißende Wehklage erhob sich aus dem Munde der Eltern und Zuschauer.

Darauf sagte das jüngere Kind Sokei zum Scharfrichter:

„Herr, ich habe ein Geschwür an meiner rechten Schulter, bitte, schlage mir den Kopf von der linken Schulter her ab, damit du mir nicht weh tust. Ach, ich weiß nicht, wie man sterben muß und was ich tun soll."

Als der Henker und die Beamten des Kindes arglose Rede hörten, weinten sie wieder aus Mitleid. Aber helfen konnten sie nicht und der Kopf fiel schneller nieder, als Wasser im Sande aufgegossen werden kann. Darauf wurde der kleine Kihatschi, der dritte Sohn, welcher seines zarten Alters wegen doch wohl hätte geschont werden können, hingeschlachtet, während er noch in seiner Einfalt von den Süßigkeiten aß, die ihm von den Zuschauern zugeworfen waren.

Nachdem die Hinrichtung der Kinder zu Ende war, nahmen die Priester von Tokotschi ihre Körper, legten sie in ihre Särge, trugen diese unter dem Wehklagen der Umstehenden fort und beerdigten sie mit großer Feierlichkeit.

Eben wollte Schigajemon, ein Diener Dansajemons, des Obersten der Eta's**), welcher zu diesem Zwecke da war, seinen Speer auf Sogoro werfen, als O Man, Sogoros Frau, ihre Stimme erhob und sagte:

„Bedenke, lieber Gatte, daß du von Anfang an auf dieses Schicksal vorbereitet warst. Wenn denn nun unsere toten Körper schimpflich an diesen Kreuzen zur Schau ausgestellt bleiben müssen, — so haben wir doch die Verheißungen der Götter vor uns; darum traure nicht! Laß uns dem Tode ins Angesicht schauen! Wir nähern uns dem Paradiese und werden bald mit allen Heiligen vereint sein. Sei ruhig, lieber

---

*) Der buddhistische Styx, welcher das Paradies von der Hölle scheidet, und über welchen die Toten von einer alten Frau gerudert werden, weswegen eine kleine Münze für diese mit ihnen begraben wird.

**) Die Eta sind eine verachtete Menschenklasse in Japan, deren Anwesenheit das Haus selbst des ärmsten und niedrigsten Japaners befleckt. Ihre Beschäftigung besteht im allgemeinen im Abschlachten der Tiere und in der Verarbeitung des Leders. Sie müssen aber überhaupt alle erniedrigenden Dienste leisten, z. B. die Verbrecher bewachen und, wie wir hier sehen auch die Hinrichtung ausführen. Die Entstehung dieser Menschenklasse und ihre Absonderung dürfte auf die Einführung des Buddhismus in Japan zurückzuleiten sein.

Mann. Laß uns fröhlich unsere beiden armen Leben zum besten für viele dahingeben. Der Mensch lebt nur für eine Generation; aber sein Name überdauert viele. Ein guter Name ist höher zu achten als das Leben."

So sprach sie und Sogoro lächelte von seinem Kreuze herab und gab ihr zur Antwort:

„Wohl gesprochen, mein liebes Weib! Wenn wir denn auch für viele Strafe leiden müssen, unser Gnadengesuch hat doch seinen Zweck erreicht, und es bleibt uns nichts zu wünschen übrig. Ich bin jetzt glücklich, denn ich sehe meines Herzens Verlangen erfüllt. Das Leben ist mannigfachem Wechsel und vielen Glücksfällen unterworfen. Aber hätte ich auch fünfhundert Leben und könnte fünfhundertmal diese meine Gestalt wieder annehmen, so würde ich dennoch wünschen, fünfhundertmal zu sterben, um so große Ungerechtigkeiten zu beseitigen. Auch bekümmere ich mich nicht um meinetwillen, nur, daß meine Frau und Kinder bestraft werden mußten, das ist zu viel. Das ist unbarmherzig und grausam! Wenn sich darum mein Herr auch mit eisernen Wänden umgeben sollte, so soll mein Geist sie doch durchbrechen und seine Knochen als Lohn für diese schlimme Tat zermalmen."

Und wie er so sprach, wurden seine Augen glutrot und strahlten wie die Sonne oder der Mond, und er sah aus wie der Riese Rasetsu.

„Komm denn, Henker!" schrie er laut, „beeile dich und durchstich mich mit deinem Speer."

„Deine Wünsche sollen dir gewährt werden," sagte der Eta Schigajemon und warf den Speer in Sogoros rechte Seite, so daß er aus der linken Seite wieder herausdrang und das Blut wie ein Springquell hervorspritzte. Darauf durchstach er die Frau an der linken Seite. Sie schlug ihre Augen auf und sagte mit sterbender Stimme:

„Lebt wohl, ihr alle, die ihr gegenwärtig seid. Möge Trübsal fern von euch bleiben! Lebt wohl, lebt wohl!" und als ihre Stimme schon fast erloschen war, wurde der zweite Speer in ihre rechte Seite geworfen, und sie gab ihren Geist auf. Sogoro aber zeigte keine Spur von Furcht und Klage, ja, nicht einmal seine Gesichtsfarbe änderte sich, er öffnete vielmehr seine Augen sehr weit und sprach:

„Hört, meine Herren! alle, die ihr gekommen seid, um dieses Schauspiel anzusehen. Denkt daran, daß ich meinen Herrn, den Kotsuke no Suke, bezahlen werde für sein heutiges Werk. Ihr werdet es mit eigenen Augen sehen und kommende Geschlechter werden noch davon zeugen. Zum Zeichen soll mein Kopf nach meinem Tode sich wenden und gegen das Schloß sehen. Sobald ihr dieses wahrnehmt, werdet ihr nicht mehr zweifeln, daß meine Worte in Erfüllung gehen werden."

Als er das gesagt hatte, gab der Beamte, welcher die Hinrichtung leitete, dem Eta Schigajemon ein Zeichen und befahl ihm, der Sache ein Ende zu machen, damit Sogoro nicht länger mit Sprechen fortfahre. Also durchstach Schigajemon ihn zwölf- bis dreizehnmal, bis er tot war. Und als er gestorben war, — da wandte sich sein Kopf

herum und richtete sich auf das Schloß. Die beiden Räte aber, welche dieses Wunder sahen, stiegen von ihrer hohen Tribüne herab, knieten vor Sogoros Leichnam nieder und sprachen:

„Wiewohl du nur ein Bauer warst, ersannst und betriebst du doch einen hochherzigen Plan, um den anderen Pächtern in ihrer Not beizustehen. Du hast dich abgemüht und geopfert um ihretwillen. Allein dadurch, daß du dich an den Schogun in eigener Person wandtest, begingst du ein schweres Verbrechen und zolltest deinen Vorgesetzten nicht genügend Achtung, und darum konntest du unmöglich ungestraft bleiben. Jedoch geben wir zu, daß es ein grausamer Akt war, dein Weib und deine Kinder in dein Verbrechen hinein zu ziehen und sie vor deinen Augen zu töten. Was nun aber geschehen ist, ist geschehen, und das Bedauern nützt nichts mehr. Allein deinem Geiste soll Ehre widerfahren, du sollst heilig gesprochen werden gleich dem heiligen Daimijo und sollst unter die Schutzgötter der Familie unseres Herrn versetzt werden."

Bei diesen Worten verneigten sich die beiden Räte mehrere Male vor dem Toten, um damit ihre Treue gegen ihren Herrn zu beweisen. Als diesem aber die Sache hinterbracht wurde, lachte er spöttisch über den Einfall, daß der Haß eines Bauern dem Lehnsherrn etwas anhaben könne, und er behauptete, daß dieser Vasall, der die Kühnheit gehabt, ein Komplott auszuhecken, welches ihn zu Grunde gerichtet haben würde, wenn nicht seine hohe Stellung ihn gerettet hätte, nichts als seinen verdienten Lohn bekommen habe. Und was dessen Heiligsprechung anbelange, so solle er bleiben, was er gewesen. Da die Beamten ihres Herrn Zorn sahen, mußten sie wohl gehorchen.

Aber nicht lange währte es, so erfuhr er selbst, daß, wenn auch Sogoro tot war, seine Rache doch lebendig blieb.

Nachdem die Verwandten Sogoros und die Ältesten der Dörfer zum Gerichtshofe geladen waren, wurde folgende Verordnung erlassen:

„Obgleich das Eigentum Sogoros, des Ältesten des Dorfes Iwahaschi, eingezogen worden ist, soll sein ganzes Hausgerät den beiden verheirateten Töchtern vermacht werden, und die Dorfbeamten sollen darauf sehen, daß diese wenigen armseligen Sachen nicht von unrechtmäßigen und gewissenlosen Menschen gestohlen werden. Seine Reis- und Kornfelder, nebst seinem Berg- und Ackerland sollen meistbietend verkauft werden. Sein Haus und dasselbe umgebende Grundstück sollen den Ältesten des Dorfes überliefert werden. Die Summe, welche der Verkauf seines Eigentums einbringt, soll dem Gutsherrn ausgezahlt werden. — Obiges Dekret wird den Bauern des Dorfes seinem vollen Inhalte nach mitgeteilt werden, und es wird aufs strengste verboten, diese Entscheidung zu tadeln. — Gegeben am zwölften Tage des zweiten Monats und im zweiten Jahre der Periode Schoho."

Nachdem die Bauern diesen Ausspruch in gebührender Demut angehört hatten, verließen sie den Gerichtshof. Darauf wurden folgende Strafen den Beamten des Schlosses, die durch Zurückweisung

der ersten Bittschrift ihrem Herrn so großen Verdruß bereitet hatten, auferlegt:

„Ihres Amtes werden enthoben: die zu Jedo auf der Burg wohnhaften Beamten.

„Aus der Provinz werden verbannt: vier Distriktsgouverneure und drei Artsmänner, sowie neunzehn kleinere Beamten.

„Ihres Amtes entlassen: drei Metsukes oder Zensoren und sieben Magistratspersonen.

„Zum Harakiri*) verurteilt: ein Distriktsgouverneur und ein Jedo-Amtmann.

„Dieser strenge Urteilsspruch ist als Folge jener Ungerechtigkeit anzusehen, deren sich die Angestellten schuldig machten, indem sie den Leuten neue und unvorhergesehene Steuern auferlegten und die Bauern durch Zurückweisung ihrer Bittschriften ohne vorhergegangene Beratung mit ihrem Herrn in so große Bedrängnis brachten, daß sie dadurch veranlaßt wurden, sich an die Person des Schogun selbst zu wenden. In ihrer Habsucht verloren sie die Zukunft aus den Augen und legten den Bauern eine zu schwere Last auf, wodurch diese verführt wurden, an eine höhere Gewalt zu appellieren und dadurch die Ehre des Hauses ihres Herrn in Gefahr zu bringen. Wegen dieses schlechten Betragens sollen die verschiedenen Beamten, wie oben gesagt, bestraft werden."

Auf diese Art wurde im Palaste zu Jedo und im Gerichtshofe daheim die Gerechtigkeitspflege gehandhabt. Aber in der Weltgeschichte sind von den ältesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag wenig Beispiele dafür vorhanden, daß ein Mann sein Leben für viele so willig opferte wie Sogoro es tat. Dafür wird er auch vom Adel und vom Landvolk gleich hoch erhoben.

Monat nach Monat war vorübergegangen, da wurde gegen das vierte Jahr der Zeitperiode Schoho die Gemahlin des Herrn Kotsuke no Suke, als sie guter Hoffnung war, von heftigen Schmerzen ergriffen. Es wurden Diener nach allen verschiedenen Tempeln und Kapellen ausgesandt, um für sie beten zu lassen. Doch alles ohne Erfolg: sie litt nach wie vor. Gegen Ende des siebenten Monats desselben Jahres erschien jede Nacht ein übernatürlicher Schein im Zimmer der hohen Dame; diese Erscheinung wurde von grauenhaften Tönen begleitet, als ob viele Personen ein teuflisches Lachen ausstießen, zuweilen auch von erbärmlichem Wehklagen, als ob Myriaden von Menschen jammerten. Die tiefe Betrübnis um der Schrecken, welche sie hierüber empfand, vermehrten ihre Leiden. Daher schlug ihr eigener Geheimrat, ein bejahrter Mann, in einem anstoßenden Zimmer seine Wohnung auf, um dort Wache zu halten. Plötzlich vernahm dieser ein Geräusch wie von einer großen Menge Menschen, die auf den Brettern des Daches marschierten, darauf einen Ton, als ob Männer und Frauen weinten. Und als der Rat wie vom

*) D. h. zum ehrenhaften Selbstmord durch Erdolchung unter feierlicher Zeremonie.

Donner getroffen und außer sich vor Entsetzen noch darüber nachsann, was alles dies wohl bedeuten möchte, erscholl ein lautes Gelächter, und danach war alles wieder still. Früh am folgenden Morgen erschienen die Frauen, welche dem Haushalte der hohen Dame vorstanden, in Gegenwart des Herrn Kotsuke no Suke und sprachen:

„Seit der Mitte des letzten Monats haben die Aufwärterinnen sich bei uns über die gespensterhaften Geräusche beklagt, durch welche unsere Frau nächtlich beunruhigt wird, und sie behaupten, daß sie ihr nicht länger mehr dienen können. Wir haben versucht, sie damit zu beschwichtigen, daß wir sagten, die Teufel sollen gebannt werden, und dann sei nichts mehr von ihnen zu fürchten. Dennoch fühlen wir, daß ihre Angst nicht unbegründet ist, und daß sie wirklich ihre Arbeit nicht mehr verrichten können. Darum bitten wir Euer Gnaden, die Sache in Überlegung zu ziehen."

„Das ist eine überaus seltsame Geschichte, die ihr mir da erzählt. Indessen will ich diese Nacht selbst in den Gemächern meiner Gemahlin bleiben und wachen. Ihr könnt zu mir kommen."

Demgemäß blieb der hohe Herr Kotsuke no Suke in selbiger Nacht in eigenster Person wach. Zur Stunde der Ratte (Mitternacht) ward ein entsetzliches Getöse von Stimmen hörbar und Sogoro und seine Frau, beide an ihrem verhängnisvollen Kreuze gebunden, erschienen plötzlich. Geister ergriffen die Hand der Dame und sprachen:

„Wir sind dir entgegengekommen. Wohl sind die Schmerzen groß, welche du jetzt leidest, doch sind sie nichts gegen die in der Hölle, zu der wir dich bald führen wollen."

Bei diesen Worten ergriff Herr Kotsuke no Suke sein Schwert und wollte die Geister durch einen gewaltigen Streich verjagen. Aber ein lautes Gelächter ließ sich vernehmen, und die Erscheinungen waren verschwunden. Entsetzt sandte Kotsuke no Suke seine Diener zu allen Tempeln und Altären, daß die Priester um die Vertreibung der Dämonen beten möchten. Allein die Geräusche wurden wie vorher allnächtlich vernommen. Als der elfte Monat des Jahres wiederkehrte, wurden die Erscheinungen menschlicher Gestalten in den Gemächern der Dame immer häufiger und immer schrecklicher. Die Geister überhäuften sie mit Spott und heulten ihr entgegen, daß sie gekommen wären, sie zu holen. Darüber fingen alle Frauen an zu schreien und fielen in Ohnmacht, und dann verschwanden die Geister gewöhnlich wieder unter lautem Hohngelächter. Dies trug sich eine Nacht nach der andern zu, und selbst bei Tage zeigten sich die Erscheinungen manchmal. Die Krankheit der Herrin aber wurde täglich schlimmer, bis sie endlich in der letzten Minute des Jahres vor Gram und Angst starb. Nun fing der Geist Sogoros und der seiner gekreuzigten Frau an, Tag und Nacht dem Herrn Kotsuke no Suke selber zu erscheinen. Sie schwebten durch sein Zimmer und glotzten ihn mit ihren roten flammenden Augen an. Den Dienstleuten standen vor Entsetzen die Haare zu Berge. Sobald sie aber nach den Geistern schlagen wollten, wurden ihre Glieder wie gelähmt und weder Hände

noch Füße gehorchten ihnen. Kotsuke no Suke zog sein Schwert, welches über seinem Bette hing. Allein jedesmal schwanden dann die Geister, um sofort in einer noch schauerlicheren Gestalt wider zu erscheinen, bis auch er endlich nach Erschöpfung seiner Kräfte und seines Mutes von Angst überwältigt wurde. So geriet der ganze Haushalt in Verwirrung. Mystische Religionsgebräuche und Zauberformeln wurden Tag für Tag von den Priestern über Kohlenfeuer abgehalten und ununterbrochen Gebete ausgesprochen. Aber die Erscheinungen wiederholten sich nur um so häufiger, und von ihrem Aufhören war nichts zu merken.

Nach dem fünften Jahre der Schoho wurde die Benennung der Zeitperiode in Keian geändert, und während des ersten Jahres Keian fuhren die Geister fort, im Palaste zu spuken. Sie erschienen nun auch im Zimmer von Kotsuke no Sukes ältestem Sohne, wobei sie sich mit noch mehr Schauerzeichen umgaben als vorher. Auch wenn Kotsuke no Suke sich anschickte, zum Schlosse des Schoguns zu gehen, hörte man sie ihr Rachegeschrei in der Vorhalle des Hauses erheben.

Endlich versammelten sich die Verwandten der Familie und die Mitglieder des Haushaltes und hielten Rat miteinander. Sie sprachen dem Herrn Kotsuke no Suke ihre Meinung darüber aus, daß gewöhnliche Mittel keinesfalls hinreichen würden, die Geister zu bannen. Man müsse dem Sogoro eine Kapelle erbauen und ihm göttliche Ehren erweisen. Erst dann würden die Erscheinungen wirklich weichen. Nachdem Kotsuke no Suke die Sache sorgfältig überlegt und seine Einwilligung gegeben hatte, wurde Sogoro unter dem Namen Sogo Daimijo heilig gesprochen und ihm zu Ehren eine Kapelle errichtet. Nachdem man ihm göttliche Verehrung dargebracht hatte, wurden diese entsetzlichen Erscheinungen nicht mehr wahrgenommen, und der Geist Sogoros blieb ruhig auf immer.

Im zweiten Jahre der Periode Keian am elften Tage des zehnten Monats, als man das Fest feierte, an welchem man das erste Feuer auf dem Herde anzündet, kamen die verschiedenen Daimijos und die bedeutendsten Hatamotos auf das Schloß des Schoguns zu Jedo, um ihre Glückwünsche bei dieser Gelegenheit darzubringen. Während der Zeremonien hatte der Herr Hotta Kotsuke no Suke mit Sakai Iwami no Kami, dem Herrn des Schlosses von Matsumoto in der Provinz Schingschiu, einen blutigen Streit, dessen Ursache unbekannt blieb, und Sakai Iwami no Kami, obgleich er von einer tapferen und edlen Familie abstammte, erhielt dabei eine so schwere Wunde, daß er am folgenden Tage im Alter von 43 Jahren starb. Infolgedessen wurde seine Familie gestürzt und entehrt. Der Herr Kotsuke no Suke hatte das große Glück, aus dem Schlosse zu entkommen. In sein eigenes Haus gelangt, bestieg er ein tüchtiges Pferd, Namens Hira-Abumi und floh zu seinem Schlosse Sakura in Schimosa, und legte den Weg dorthin, welcher ungefähr 60 Meilen beträgt, in sechs Stunden zurück. Als er vor dem Eingange des Schlosses angekommen war, rief er mit lauter Stimme der inneren Wache zu, die Tore zu öffnen und

gab ihrem Anruf die Erwiderung, er sei Kotsuke no Suke, der Herr des Schlosses. Da die Wache ihren Ohren nicht trauen wollte, schickte sie zum Rat, unter dessen Aufsicht das Schloß stand, und dieser stürzte heraus, um sich zu überzeugen, daß die Person, welche Einlaß begehrte, wirklich der Gebieter selber sei. Sobald er Kotsuke no Suke erkannte, ließ er die Tore öffnen, und da es ihm über die Maßen wunderbar schien, sagte er:

„Bist du es wirklich, mein Gebieter? Welcher seltsame Zufall bringt dich zu so später Nachtzeit, zu Pferde und allein ohne einen einzigen Begleiter hierher?"

Mit diesen Worten ließ er Kotsuke no Suke herein, welcher auf die besorgten Fragen seiner Leute über die Ursache seiner plötzlichen Erscheinung antwortete:

„Wohl mögt ihr euch wundern. Ich hatte heute im Schlosse zu Jedo einen blutigen Streit mit Sakai Iwami no Kami und stach ihn nieder. Man wird mich bald verfolgen, laßt uns deshalb die Festung in Verteidigungszustand setzen und uns auf einen Angriff vorbereiten."

Als sein Hausgesinde dies hörte, geriet das ganze Schloß in Aufregung. Zu gleicher Zeit waren auch die Leute in Kotsuke no Sukes Palast in Jedo in größter Sorge, da sie nicht wußten, wohin ihr Herr geflohen sei, bis endlich ein Bote von Sakura seine Ankunft daselbst berichtete.

Als der Streit innerhalb des Schlosses von Jedo und die Flucht Kotsukes ruchbar geworden, wurde er des Verrates angeklagt und man sandte Soldaten aus, ihn tot oder lebendig zu fangen. Midsuno Setsu no Kami und Goto Jamato no Kami wurden mit der Ausführung dieses Befehles beauftragt, und sie machten sich am dreizehnten Tage des zehnten Monats auf. In der Stadt Sasai angekommen, sandten sie einen Herold mit folgender Botschaft ab:

„Weil Kotsuke no Suke den Sakai Iwami no Kami im Schlosse zu Jedo getötet hat und ohne Erlaubnis zu seinem eigenen Schlosse entflohen ist, wurde er des Verrates angeklagt, und wir, die wir durch Bande des Blutes und der Freundschaft mit ihm verbunden, sind beauftragt, ihn zu verhaften."

Der Herold richtete diese Botschaft an den Rat des Kotsuke no Suke aus, welcher seinen Herrn damit entschuldigte, daß er toll geworden sei, worauf er die beiden Edelleute bat, sich für ihn zu verwenden. Goto Jamato no Kami ließ darauf den Rat zu sich fordern und beredete sich im geheimen mit ihm, wonach der letztere sich verabschiedete und nach dem Schlosse Sakura zurückkehrte.

In der Zwischenzeit war im hohen Rate zu Jedo entschieden worden, daß, weil Goto Jamato no Kami und Midsuno Setsu no Kami mit Kotsuke no Suke verwandt seien und aus diesem Grunde Schwierigkeiten haben möchten, so wolle man ihnen zwei andere Edelleute mit dem Befehl zu Hilfe schicken, daß sie bei irgendwelchen Unannehmlichkeiten sogleich Nachricht nach Jedo senden sollten. Zufolge dieses Befehles

waren die beiden Edelleute eben bereit, am 15. des Monats mit 5000 Mann nach Sakura abzumarschieren, als ein Bote von diesem Orte kam, welcher dem Gorodschu folgenden Bescheid von den beiden Edelleuten, die ihnen vorangegangen waren, brachte:

„Den Befehlen seiner Hoheit des Schogun gemäß, begaben wir uns am 13. Tage dieses Monats zum Schlosse von Sakura und leiteten eine gründliche Untersuchung der Sache ein. Es ist wahr, daß Kotsuke no Suke sich des Verrates schuldig gemacht hat, aber er hat seinen Verstand verloren. Seine Diener haben Ärzte herbeigerufen, und er befindet sich in einer Behandlung, welche seine Vernunft allmählich wieder herstellen und seinen Geist vom Schlaf erwecken wird. Zur Zeit, da er den Sakai Iwami no Kami erschlug, war er für seine Handlung nicht verantwortlich, und er wird sein Verbrechen aufrichtig bereuen, sobald er es erkennen kann. Wir haben ihn gefangen genommen und werden Deiner Befehle gewärtig sein. Durch diese Zeilen wollten wir Dir kund geben, was wir getan.

(Gezeichnet): Goto Jamato no Kami,
Midsuno Setsu no Kami.

An den Gorodschu im 2. Jahre Keian 2. Monats, 14. Tages."

Dieser Bericht erreichte Jedo am 16. des Monats und wurde vom Gorodschu gelesen, nachdem sie das Schloß verlassen hatten. Infolge der Aussage über Kotsuke no Sukes Tollheit erhielt die zweite Expedition Gegenbefehl, und folgende Instruktionen wurden von Goto Jamato no Kami und Midsuno Setsu no Kami gesandt:

„Bezüglich der Angelegenheit des Hotta Kotsuke no Suke, des Herrn des Schlosses von Sakura in Schimosa, dessen Streit mit Sakai Iwami no Kami im Innern des Schlosses von Jedo mit Blutvergießen endete, — ist dieses strafwürdigen Verbrechens halber und seiner Mißachtung der Heiligkeit des Schlosses wegen der Befehl erlassen, daß Kotsuke no Suke als Gefangener in einer mit Netzen überspannten Sänfte nach Jedo gebracht werde, damit man seine Sache dort aburteile.

Im 2. Jahre Keian, 2. Monats.

(Unterzeichnet vom Gorodschu.)

Gleich nach Empfang dieser Depesche wurde Hotta Kotsuke no Suke in eine Sänfte gesetzt, die mit einem Netz von grüner Seide bedeckt war, unter strenger Bewachung der Diener jener beiden Edelleute nach Jedo geführt und nach Ankunft in der Hauptstadt der Obhut des Akimoto Tatschima no Kami überantwortet. Alle seine Untergebenen wurden ganz in der Stille zerstreut und man befahl, die Tore seines leeren Schlosses zu öffnen und es der Obhut des Midsuno Iki no Kami zu überlassen.

Endlich begann Kotsuke no Suke zu fühlen, daß er den Tod seiner Gemahlin und seine eigenen gegenwärtigen Unglücksfälle nur als

eine gerechte Strafe für Sogoros und seiner Frau und Kinder Ermordung zu betrachten habe, und ihm war zumute wie einem, der aus einem schweren Traume erwacht. Nacht und Morgen brachte er, von Reue erfüllt, dem heiligen Geiste des verstorbenen Pächters Gebete dar. Er bekannte sein Verbrechen, beklagte es und tat das Gelübde, daß, wenn seine Familie vor dem Untergange bewahrt und wieder in ihre Gerechtsame eingesetzt werden sollte, er sich am Hofe des Mikado für den Geist Sogoros verwenden wolle, daß diesem von nun an zu Kijoto mit noch größerer Ehrfurcht gehuldigt und daß die Feier seines Namens auf alle folgenden Generationen überliefert werde. Demzufolge geschah es, daß der Geist Sogoros in seiner Rachbegier nachließ, und da er aufhörte, die Hottafamilie heimzusuchen, so erhielt Kotsuke no Suke im ersten Monat des vierten Jahres Keian eine Vorladung zum Schogun, und nachdem ihm Vergebung zuteil geworden, machte man ihn zum Herrn des Schlosses Matsujama in der Provinz Dewa mit einem Einkommen von 20000 Kokus.

Im selben Jahre am 20. Tage des 4. Monats gefiel es dem Fürsten Ijemitsu, im 48. Jahre von seinem Leben zu scheiden, und da wurde Kotsuke no Suke, — mag es dem barmherzigen Gemüte des Fürsten zu danken sein oder der großmütigen und göttlichen Vermittelung des heiligen Sogoro, — zum Besitze des Schlosses Utsu no Mija in der Provinz Schimotsuke befördert mit einer Einnahme von 80000 Kokus, und sein Name wurde in Hotta Hida no Kami umgeändert. Dazu erhielt er sein ursprüngliches Schloß Sakura mit einem Einkommen von 20000 Kokus ebenfalls zurück, also daß kein Zweifel darüber obwalten kann, daß der heilige Sogoro sich wieder vollständig mit ihm ausgesöhnt habe. Zum Lohne für alle diese Gunst wurde die Kapelle Sogoros so herrlich ausgeschmückt, daß sie glänzte gleich einem Edelsteine.

Es ist unnötig zu sagen, in wie großer Anzahl die Bauern der Güter der Familie Hotta zu der Kapelle hinströmten, und was auch für Glücksfälle den Leuten zuteil wurden, sie schrieben es alles diesem Gotteshause zu, und die Andächtigen verrichteten dort Tag und Nacht ihren Gottesdienst.

---

5. Die Mischvölker Hinterindiens.

(Das Delta der Mongoloiden.)

Die Kulturgeschichte hat sich selten und mit verhältnismäßig sehr geringem Erfolg mit Hinterindien beschäftigt. Das Land scheint höchst undankbar für solche Studien, — nicht etwa weil wir keine Mitteilungen über historische Vorgänge oder kulturelle Verschiebungen hätten, sondern vielmehr gerade, weil diese Mitteilungen zu mannigfaltig sind. Die Kulturverschiebungen haben so häufig stattgefunden, daß das Älteste immer vom Alten, das Alte vom Jüngeren, das Jüngere vom Neuen zurückgedrängt wurde, ehe es recht selbständige Formen anzunehmen reif war. Es ist eigentlich niemals ein Volk hier ganz festgewachsen, wenigstens nicht im Sinne Ägyptens oder Babyloniens, geschweige denn gar in dem Chinas. Die Mischung ist so bunt, das Bild so farben- und formreich, daß sich uns als Hauptmerkmale des hinterindischen Kulturlebens Bewegung und Mischung zu erkennen geben.

Die beiden Indien sind die typenreichsten Gebiete Asiens. Negroide, Mongoloide und Arioide haben sich vielfach gemischt und haben immer neue Mischtypen hervorgebracht. Im Innern Hinterindiens wohnen die primitiveren, an der Küste die kultivierteren und auf seiner Südspitze die beweglichsten unter allen seefahrenden Völkern Asiens.

Gerade hier muß ich daran erinnern, daß wir nicht Kulturgeschichte schreiben, sondern Kulturkunde betreiben. Wir haben es uns nicht zur Aufgabe gesetzt, die Folgeformen historisch zu gliedern, sondern die Erscheinungsprodukte nach ihrem geographisch notwendigen Werden und Sein zu verstehen. Und da eben erscheint uns Hinterindien als das bewegungsreichste Land der alten Welt.

Hinterindien ist nach keiner Seite von festen Linien begrenzt. Das Quellland seiner Ströme ist sehr gebirgig, und in jenen Gebirgen wohnen allerdings wohl die älteren Völker und Kulturtypen Ostasiens; das Land ist aber auch hier nicht abgesperrt, und weder nach China noch nach Vorderindien hin begrenzt eine Wüste oder ein Himalaya seine Zugänge. Die meisten hinterindischen Völker müssen zu den Mongoloiden gerechnet werden; es sind Varianten der Mongoloiden. Interessant ist der Übergang nach China zu. Die Grenze der Bewohnerschaft ist hier jedenfalls stark verschoben worden, und diese Verschiebung ist bezeichnend für die heutige Form der hinterindischen Kulturvölker. Das ältere China muß in der Region der

in das gelbe Meer und in das ostchinesische Meer abfließenden Ströme gesucht werden.

Mitten durch das Land zieht sich von der Provinz Jünnan südlich der Quellen des Yang tse Kiang nach Osten ein Ausläufer des Himalaya, der die beiden wichtigen Provinzen Kuang tung und Kuang si nördlich begrenzt. Das war vielleicht die Südgrenze der alten nördlichen Kulturstation China. Später kamen wohl die eben genannten Provinzen zum Reiche, so daß die Grenze über den Si kiang hinweg verschoben wurde, und in der dritten Periode griff dann die Kultur in das Sing ka=tal hinüber und eroberte das östliche Hinterindien, das Mekongtal usw. Das Übergreifen der nordchinesischen Kultur nach dem Süden ist in historischer Zeit erfolgt. So wurde der größte Teil der hinterindischen Küstenstaaten allmählich dem Chinesentum gewonnen. Wir sehen aus den nachfolgenden Beschreibungen, daß die hinterindischen Staatsformen je näher sie an China geographisch heranreichen, desto mehr diesem östlichen Mutterlande entsprechen, während vom Westen her über den Ganges und Brahmaputra die indische Kultur und der Buddhismus Einzug hielt.

Ich sagte eben „Mutterland". Das Wort kann sich nur auf neuere Zeit und jüngere Kulturformen beziehen. Im übrigen muß aber Hinterindien durchaus als ein eigenes und selbständiges Gebiet betrachtet werden. Denn wohl sind es Mongoloide, welche nach Hinterindien hineindrangen, welche die ältere negroide Bevölkerung verdrängten und ihr auf solche Weise neue Kraft zuführten. Im übrigen aber ist die Zuführung chinesischer und indischer Kultur für Hinterindien weniger bedeutungsvoll geworden, als Hinterindien durch Schöpfung einer seefahrenden Kultur für die Welt ward. Was Hinterindien in seiner großen Masse heut in seinen Kulturstaaten birgt, das ist mongoloider und arioider Abklatsch; diese Staaten sind Schattengebilde; es sind verzerrte Schattenbilder des Abends und der Untergangszeit. Im Gegensatz hierzu, zu dieser kümmerlichen Abgeflachtheit stellt das, was Hinterindien als Eigenes der Welt gegeben hat, eine der großartigsten Leistungen der Kulturgeschichte dar. Denn von Hinterindien zog auf jeden Fall jene gewaltige Überseekultur aus, deren Formen wir in der Abteilung Ozeanien in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung zu verstehen suchen. Und es ist sicher, daß oben in den Gebirgen Hinterindiens unter den etwas bärenmäßigen, d. h. ungeschliffenen Völkern Verwandte der Träger jener alten Kulturform wohnen.

Vorwärtsschauend sehen wir von Malakka aus die malaiisch=polynesische Völkerwanderung über die gewaltigen Meere des Ostens und Westens hinziehen, im Westen auf Madagaskar eine Station gründend, die noch heute besteht, im Westen der armen Osterinsel ihren Stempel einprägend, im Süden Neuseeland befruchtend und im Norden sich auf Hawai niederlassend. Das sehen wir und das wissen wir. Aber ob damit wohl alles gesagt ist?

Wohl nicht! Nur auf den Inseln hat sich die Sprache dieser welt=

meerfahrenden Mongoloiden erhalten können. Sicher hat auf den Inseln die Strömung nicht Halt und Kehrt gemacht, und es hieße alle kulturgeographischen Tatsachen leugnen, wollte man annehmen, daß nur auf den Inseln sich die Kultur erhalten konnte, daß sie nicht einst aber auch die Küsten der großen Festländer gesegnet und befruchtet hat, daß sie hier aber im abschleifenden Werdegange der inner-festländischen Vorgänge bis zur Ursprungsunkenntlichkeit umgebildet wurde. Erkennen wir sie heute nicht so deutlich auf den Festländern wie auf den Inseln, dann heißt das noch lange nicht, daß sie die Gestade nicht besiedelt habe.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, erscheint uns Hinterindien weit eher wie ein Mutterland als China. Wer weiß es, ob nicht einst von hier aus die Quellströmung in die meisten anderen Kulturkolonien Asiens, Afrikas und vielleicht auch Amerikas gegangen ist. Das ist keine Phantasieidee. Der Gedanke als solcher stützt sich auf die Tatsache, daß kein einziges Gebiet der gesamten Erde eine derartig zur Seefahrt und Kulturausdehnung geeignete geographische Struktur aufweist wie Hinterindien. In dem Einleitungskapitel zur Abteilung Ozeanien sind die vier Grundbedingungen der ozeanischen Ausbreitungsmacht und des Beginns der Weltschiffahrt aufgeführt. Und als ersten Punkt müssen wir die erziehende Kraft der Halbinsel betonen. An keine Halbinsel der Welt schließt sich ein derartig glückliches Inselmeer an, wie an die Halbinsel Malakka Indonesien.

Sollte es wahr sein und sollte die Kulturgeographie diese Erkenntnis festhalten und verfolgen, dann wird es sich vielleicht herausstellen, daß nicht nur Japan einst aus hinterindischen Meeren seine Mythologie und eine ältere Kultur, sondern daß auch China die Grundsteinlegung seines mächtigen Baues durch hinterindische Seefahrer und Kolonisten erfahren hat.

Kolonisten! — das heißt nicht Seepiraten und das heißt auch nicht Kauffahrer. Wer die alten Kulturen verpflanzte und an den Ufern dieser alten Meere ansiedelte, der muß nicht nur ein guter Seefahrer gewesen sein, der den Weg in die Heimat zurückfand und so lange eine Verbindungsstraße aufrecht erhielt, bis die Kultur in den Kolonien selbständig geworden war, sondern der muß auch ein Anbauer gewesen sein, ein Mann, der mit der Frucht die Triebkraft einer höheren Kultur in die Erde senkte.

Vermochte das der Hinterindier?

Man sucht heute das Ursprungsland des Reises in Hinterindien. Die Hinterindier pflanzen heute, wo sie hinkommen, sofort den Reis oder eine andere Frucht an. Dadurch unterscheiden sie sich von den Chinesen, die nur Handel treiben. Und diese Erscheinung läßt mich in den Hinterindern das ältere Kulturvolk erkennen.

Derart betrachtet, erscheint Hinterindien wie das Delta des Mongoloidentumes. Aus dieser Mündung strömten in jüngerer Zeit die eigentlichen Malaien, in älterer Zeit die Polynesier. Wie weit diese

Kulturwellen die Gestade des Festlandes einst bespülten, wissen wir noch nicht. Wir haben aber das feste Zutrauen zur Wissenschaft, daß sie uns über die Bedeutung dieser sicherlich immensen Tatsachen einst aufklären wird.

Staatswesen der Annamiten (zumal in Tongking).

Nach de la Bissachère*) um 1810.

Asien, das gegenwärtig unserm Europa fast in allen Wissenschaften und Künsten nachsteht, ist ebenfalls in der Organisation seiner Regierung weit hinter uns zurück geblieben, und Tongking hat völlig das Gepräge des Weltteils, in dem es liegt. Die Tongkinesen haben, als Abkömmlinge der Chinesen, bei der Trennung von diesem Volke, die Regierungsform beibehalten, ohne das zu erwägen, was des Lobes oder Tadels würdig sein könnte, noch auf die Veränderungen zu achten, welche die örtliche Lage und die besonderen Vorteile Tongkings notwendig machten.

China erkennt für Tongking nur eine unvollkommene Unabhängigkeit an, zufolge eines abgeschmackten Vorurteils, nach welchem der Kaiser von China sich ein unumschränktes Souveränitätsrecht über die ganze Oberfläche der Erde anmaßt und in anderen Herrschern nur Statthalter sehen will, welchen er wegen der Entfernung der Länder die Regierung der Nation anvertraut. Seine Rechte über Tongking beruhen nicht bloß auf Einbildung, seine Ansprüche haben einen tieferen Grund. Die Beherrscher von Tongking haben sich bis auf die neueren Zeiten Könige genannt, ein Titel, der in Asien eine Art von Abhängigkeit anzeigt. Der gegenwärtige Herrscher, der sich Kaiser nennt, ist in China noch nicht in dieser Würde anerkannt. Er hat wie seine Vorgänger China gehuldigt und ist mit der Herrschaft über seine Staaten vom chinesischen Kaiser belehnt worden.

Diese Belehnung wird mit einer großen Feierlichkeit erteilt. Der Kaiser von China schickt nach Tongking einen Mandarin, der mitten in einer großen Volksversammlung vor anderen einen erhabenen Sitz einnimmt, dann die Bewillkommnung des Königs annimmt, die mit der einem Obern schuldigen Niederwerfung erfolgt. Darauf erhebt sich der Mandarin und bekleidet den König mit dem königlichen Schmuck, läßt ihn sich auf einen höheren Sitz, als der seinige ist, setzen und erwidert ihm alle die Ehrenbezeigungen, die er von ihm empfangen hat. Darauf leisten ihm seine Untertanen den Eid der Treue, und er bekommt von dem chinesischen Kaiser das Siegel als das Zeichen seiner Macht. Ungeachtet dieser Beweise von Anhängigkeit ist dieser Fürst doch unumschränkter Herr in seinen Staaten.

Die Staatsverfassung in Tongking ist nach dem gleichen Geiste

*) „The present State of Tunquin, Cochinchina, Cambogia, Tsiampa, Laos and Lactho.“ London 1811.

eingerichtet wie im Kaisertum China. Das Staatsrecht ist von dem Naturrecht hergeleitet; die Nation wird als eine große Familie angesehen und die ganze Macht als eine väterliche. Der Kaiser ist der Vater des Staates; jeder Mandarin ist der Vater der Provinz; jeder öffentliche Beamte hat die Macht, die seiner Stufenfolge und seinem Range entspricht. Der Familienvater ist eine Privatobrigkeit, der die Gerichtsbarkeit hat über alle ihm entsprungenen Wesen, die seine Familie ausmachen.

Zu Anfang eines jeden Jahres wird diese hierarchische Abhängigkeit feierlich durch einen Eid bestätigt, den die Mandarinen dem Kaiser, die niederen Mandarinen den oberen, die bloßen Bürger den öffentlichen Beamten, die Frauen, Kinder und das Gesinde dem Hausvater leisten. So wird von den ersten Augenblicken des Daseins an die Lehre der Unterwürfigkeit erteilt, und in allen gesellschaftlichen Verbindungen ist man solche schon gewöhnt. Die kindliche Ehrfurcht vermischt sich mit dem politischen Gehorsam, befestigt und heiligt ihn, während die Regenten, die in ihrer Macht den Stand der Väter sehen, zur Annahme gleicher Gesinnung aufgefordert werden. Die Einleitung der Gesetze trägt immer das Gepräge der Gesinnung des Herrschers, und die Abfassung der meisten dieser Gesetze geben hiervon Beweise.

Indessen genügen doch noch so weise, so menschenfreundliche und so wohltätige Einrichtungen nicht, um das Unglück und die Unterdrückung des gemeinen Volkes zu hindern, weil die höchste Macht, die keine bestimmte Grenze hat, natürlicherweise sich weiter auszubreiten sucht, und weil die Vollstrecker dieser Macht, da sie nicht genug unter Aufsicht stehen, sie zur Befriedigung ihres Eigennutzes anwenden.

Dieser Staat ist eine unteilbare Monarchie und in der männlichen Linie erblich, wobei man auf das Recht der Erstgeburt sieht. Doch hat der Monarch das Recht, diese Ordnung abzuändern und sich einen Nachfolger zu wählen, wenn diese Wahl nur auf eins seiner Kinder fällt, das aus einer feierlichen Ehe entsprungen ist.

Die Macht des Monarchen ist durch keinen gesellschaftlichen Vertrag eingeschränkt und demnach despotisch. Kein Stand der Bürger, keine verbundene Gesellschaft hat das Recht, die Befehle des Regenten durch seine Beistimmung zu betätigen. Es gibt keine große Gewalt, deren Besitzer nicht damit von dem Fürsten belehnt und derselben nicht wieder beraubt werden könne.

Das Volk ist auf Verlangen des Fürsten zu dem Kriegsdienste verpflichtet. Ohne seine Erlaubnis darf kein Untertan aus dem Reiche gehen und kein Fremder hineinkommen.

Um diese Macht unwiderstehlich zu machen, ist das Tragen von Waffen, sogar des Seitengewehrs, — doch mit Ausnahmen, die sich auf örtliche Umstände oder persönliche Rücksichten beziehen, — allgemein untersagt. In den Ländern, in denen die Elefanten nicht heimisch sind, kann nur der Regent solche besitzen, weil dieses Tier zum Kriege

gebraucht wird. Es ist hiermit ebenso wie mit den Kanonen in Europa.

Der Despotismus wird durch die Formen gemildert, welchen die Bekanntmachung des höchsten Willens unterworfen ist. Er wird gemäßigt durch verschiedene Einrichtungen, von denen einige sogar einen demokratischen Anschein haben. Es wird kein Befehl des Kaisers bekannt gemacht, der nicht vorher im höchsten Rat überlegt ist, bei dessen Sitzungen der Gerichtshof der letzten Instanz, das Regierungskollegium und der Kaiser immer zugegen sind. Der Kaiser allein hat daselbst eine entscheidende Stimme. Übrigens hört er alles an, was ihn aufklären und seine endgültigen Bestimmungen beeinflussen kann. Die Befehle enthalten außer dem Namen des Kaisers die Erwähnung der Beratung in diesem großen Rate. Das verleiht ihnen mehr Achtung in den Augen des Volkes und deutet gleichzeitig an, daß diese Gesetze oder Befehle das Resultat reiflicher Überlegung sind.

Eine sehr auffallende Einrichtung in einem despotischen Staat ist, daß die Repräsentanten der Gemeinden ein Recht der Gesetzgebung über ihre Mitbürger in allem dem, was die Polizei betrifft, ja sogar ein Recht der Gerichtsbarkeit für die letzte Instanz zur Ausführung ihrer Verordnungen haben. Außerdem ist es eine sehr schätzbare Einrichtung, die sich auch leicht mit dem Despotismus vereinigen läßt, daß jeder Untertan des Kaisers das Recht hat, Vorschläge für Verbesserungen in der öffentlichen Ordnung, die er für nützlich hält, ihm einzureichen. Diese Memoriale sind der Aufsicht des Rates unterworfen, und wenn sie nützliche Vorschläge enthalten, so läßt der Rat Abschriften davon machen, die er an die Mandarinen schickt, damit sie ihnen zur Belehrung dienen, oder er führt die vorgeschlagenen Verbesserungen durch erläuternde Verordnungen wirklich aus.

Die Nation ist in einen zweifachen Rang eingeteilt: in den königlichen, der eine Art von Adel bildet, und in den gemeinen, der aus der Volksmasse besteht. Unter dem Namen des königlichen werden alle begriffen von den Prinzen des kaiserlichen Hauses und den Mandarinen an bis zu den gemeinen Soldaten. Der Adel ist persönlich und mit dem Titel und den Verrichtungen verbunden. Der Sohn des Mandarins gehört zur Klasse der Gemeinen und hat vor ihnen keine anderen Vorzüge, als die ihm ein größeres Vermögen, eine bessere Erziehung und das Andenken an das, was sein Vater war, geben.

In der kaiserlichen Familie, aber nur bis zu dem Neffen des Kaisers, ist der Adel erblich. Weiter gibt diese Verwandtschaft nicht mehr den Rang des Prinzen, obgleich sie immer Ehrfurcht oder doch wenigstens Achtung sichert.

Es gibt zwei Klassen von Mandarinen, die eine vom Soldatenstande, die andere vom Gelehrtenstande. Ihr Rang ist gleichbedeutend. Die vom Soldatenstande haben zwar den Vorsitz; aber die Gelehrten haben mehr Einfluß auf das Schicksal des Volkes. In beiden Klassen

rechnet man sieben Stufen. Zu der ersten Stufe der Mandarinen vom Soldatenstande gehören vier große Mandarinen, welche die vier Säulen des Staates heißen und bei feierlichen Gelegenheiten den Kaiser umgeben, der erste zu seiner Linken, der andere vor ihm, der dritte zu seiner Rechten und der vierte hinter ihm. Alle diese vier Mandarinen kommandieren jeder eine Armee und schlagen zu den Offiziersstellen vor. Es wird noch ein fünfter großer Mandarin erwählt, der aber mehr einen hohen militärischen Rang, als ein wirkliches Amt hat.

Die sieben Stufen der Mandarinen vom Soldatenstande gehen zum Kapitän abwärts.

Obgleich die Soldaten alle zum Kriegsdienste verpflichtet sind, werden sie doch nicht alle dazu gebraucht. Manche dienen zum Zwange, den die Befehle der Justiz und die Verordnungen der Regierung nötig machen, und manche verrichten sogar, unerachtet sie zu dem königlichen Range gehören, in den Häusern der Mandarinen häusliche Geschäfte, welche aber, entsprechend der hohen Würde der Personen, welchen sie dienen, für vornehmer gehalten werden.

Der Kaiser hat im Innern seines Palastes eine Garde von Männern, die man die goldenen Säbel nennt, weil der Griff ihrer Säbel mit diesem Metalle überzogen ist. Wenn der Kaiser einen Mann von Ansehen arretieren lassen oder irgend eine Handlung von besonderer Wichtigkeit ausüben will, so trägt er sie einem oder zweien von diesen Garden auf, welche, wenn sie den Griff ihrer Säbel zeigen, die schnellste Unterwerfung unter die Befehle, die sie überbringen, erhalten.

Wenn sie der Kaiser in die Provinzen schickt, erhalten sie einen kleinen Stab von Elfenbein, der mit Zeichen der kaiserlichen Gewalt versehen ist. Diese kaiserlichen Boten erscheinen zunächst vor dem Mandarinen, der die Provinz regiert, in der dieser Befehl ausgeführt werden soll, und dieser leistet, nachdem er auf den Knieen die Befehle des Kaisers empfangen hat, jeden Beistand zu ihrer Ausführung.

An der Spitze der gelehrten Mandarinen stehen vier Männer. Der erste ist der Erhebung der Einkünfte des Staates vorgesetzt; der andere hat die Aufsicht über den Schatz und die Ausgaben; der dritte besorgt die Aushebung der Kriegsleute und ihre Unterhaltung, und der vierte sorgt für den Bau der Festungen und der Schiffe. Was die untergeordneten Mandarinen anbetrifft, so sind sie in dem ganzen Staate verteilt und üben daselbst einen Teil der kaiserlichen Macht aus. Es gibt auch gelehrte Mandarinen ohne irgend ein obrigkeitliches Ansehen, eine Art von Doktoren, welche die Moral lehren, die Lehre des Konfuzius erklären und eine gelehrt scheinende Sprache annehmen.

Der Vorzug der königlichen Verwandten besteht in der Freiheit von allen Abgaben für sich, ihre Frauen und Kinder. Die Soldaten genießen diese Freiheit bloß für ihre Person. Außer den Freiheiten, die der Mandarin besitzt, wird ihm durch die Regierung eine gewisse

Menge Reis geliefert, und er hat zum willkürlichen Gebrauch Soldaten, die er zu einem persönlichen Dienste verwendet oder die er vom Soldatendienste gegen eine Vergeltung befreit.

Er genießt auch Ehrenbezeugungen, die seinem Range angemessen sind, und die in der Art der ihm schuldigen Begrüßung, in dem Schnitte und Farben seiner Kleidung, seines Palankins, seines Sonnenschirms und in dem Recht auf Elefanten zu reiten, bestehen.

Die Klasse der gemeinen Leute enthält vorzüglich Bauern, Künstler, Fischer usw. und hat kein Vorrecht, sondern nur die Rechte, die damit verbunden sind, daß sie zur Nation gehören. Sie bildet politische Gesellschaften, die man Gemeinden nennt und die in den Versammlungen ihrer Mitglieder für ihre gemeinschaftlichen Vorteile Sorge tragen. Jeder Bewohner dieser Gemeinden hat das Recht, seine Stimme zu geben, sobald er 18 Jahre alt ist; dies ist auch das Alter für den Soldatendienst, so daß die bürgerlichen Rechte und Pflichten gleichzeitig anfangen. In diesen Gemeindeversammlungen werden die Vorzüge durch das Alter bestimmt. Wenn ein Bürger der Gemeinde einen großen Dienst erwiesen oder ihr ein beträchtliches Geschenk gemacht hat, genießt er das Recht des Vorsitzes. Es muß ihm aber durch die einmütige Stimme aller Mitglieder zuerkannt sein.

Diesen Gemeinden oder vielmehr ihren Vorstehern ist eine gesetzgebende und gerichtliche Macht erteilt. Sie wählen sich Vorsteher, welche nach der Mehrheit der Stimmen ernannt werden und haben Häuser, wo sie ihre Versammlungen halten. Sie verteilen die Abgaben unter die Bürger und halten bestimmte Kassenvorräte zur Bestreitung der gemeinschaftlichen Ausgaben. Es gibt Gemeinden, die beträchtliche Güter besitzen, von denen ein Teil erblich ist, während der andere Teil in Domänengrundstücken besteht, die so verliehen sind, daß sie nicht veräußert werden können.

Die Gemeinden verteilen diese Ländereien unter die Mitbürger und überlassen ihnen für die Bezahlung einer jährlichen Pacht auf gewisse Zeit deren Genuß. Die Alten bestimmen den Preis.

Nicht nur eine jede nahe beieinander wohnende Gesellschaft macht eine Gemeinde aus, sondern auch große Städte sind in Quartiere eingeteilt, deren jedes eine Gemeinde darstellt.

Ungefähr ein Zehntel der Einwohner von Tongking hat keine andere Wohnung als auf dem Wasser. Obgleich ihre Gemeinden von den Landgemeinden getrennt sind und ihre Regierung ebenfalls nicht davon abhängt, so haben sie doch die gleiche Einrichtung und Verwaltung.

Tongking ist in zwölf und Cochinchina in elf Provinzen eingeteilt. Diese Provinzen sind sehr ungleich an Ausdehnung, Volksmenge und Reichtum. Jede von ihnen hat ihre eigenen Hauptmannschaften, die wieder in Kreise, diese in Ämter und die Ämter in Gemeinden zerfallen. Diese Abteilungen und Unterabteilungen sind zur Verwaltung der Justiz und zur Verteilung der Abgaben nicht durchaus gleich.

Für jedes Amt finden sich zwei Mandarinen, einer vom Soldaten-

stande und ein gelehrter, welche die Gerichtsbarkeit verwalten und die Befehle der Regierung zur Ausführung bringen, Soldaten ausheben, die Abgaben verteilen und für ihre Ablieferung sorgen müssen. Der militärische Mandarin hat das Siegel, der gelehrte die Untersiegelung. Ihre Übereinstimmung ist zur Entscheidung der Angelegenheiten nötig. Sie sind von gleichem Ansehen, und wenn der militärische Mandarin vor dem gelehrten vorangeht, so hat doch dieser auf der andern Seite wegen der Überlegenheit seiner Kenntnisse ein großes Übergewicht. Auch hat er den Vorzug, daß die, welche Recht suchen, zu ihm ihre Zuflucht nehmen und Geschenke bringen, um ihn sich günstig zu stimmen.

Obgleich Cochinchina ein von Tongking abgesonderter Teil ist, so hat man doch dessen Gesetze und Regierung beibehalten. Diese Regierungsform ist bis auf einige geringe Ausnahmen auch den übrigen Staaten des Kaisers gemein. Aber in den Ländern, wo die Einwohner ein wildes Leben führen, beruht die Macht des Kaisers auf einem bloßen Namen. Die Einwohner von Tsiampa sind ihren Nachbarn und ihrem Oberherrn unbekannt; auch diejenigen in Laos, welche hordenweise umherziehen, entgehen der öffentlichen Gewalt, und diejenigen dieser Horden, welche bestimmte Wohnplätze haben und politische Gesellschaften ausmachen, sind nur in geringem Grade unterworfen. Ein großer Teil der Einwohner von Lac-tho wird in Distrikte eingeteilt, die unter erblichen Oberhäuptern stehen und oft grausame Kriege unter einander führen. Die Sieger zerstören die Dörfer der Besiegten und rotten einen großen Teil ihrer Einwohner aus, ohne daß sich der Beherrscher von Tongking, der auch für den ihrigen anerkannt wird, in diese Kriege mischt; er stellt sich, als wenn er nichts davon wüßte. Sogar wenn eine von den Parteien seinen Schutz nachsucht, unterläßt er es doch oftmals, Truppen dahin zu schicken, zumal die Soldaten den größten Widerwillen haben, in diesem Lande Krieg zu führen. Da das Wasser daselbst ungesund ist, fallen die Fremden, die nicht daran gewöhnt sind, in Krankheiten und kommen um. Da ferner die Bergbewohner dieser Gegenden zu ihrer Verteidigung gegen die wilden Tiere den Gebrauch der Feuergewehre kennen, so bedienen sie sich derselben in den engen Wegen, die ihnen allein bekannt sind, schießen daselbst die Kriegsleute nieder, die man gegen sie schickt, und es gelingt ihnen, die Armee durch Überfälle und Scharmützel zu Grunde zu richten.

Lange Zeit hindurch ist in Tongking und in Cochinchina die souveräne Macht despotisch gewesen, ohne tyrannisch zu sein. Die sanften Sitten haben die Gesetze ergänzt, das Volk beschützt und die Ungerechtigkeiten und Verbrechen des Throns verhütet. Seitdem aber dieses Land durch die bürgerlichen Kriege beunruhigt und unglücklich ward, hat der wütende Parteigeist die Mäßigung und Billigkeit der Regierung verdrängt. In diesen Kriegen ist das Land den größten Plagen und Grausamkeiten ausgesetzt gewesen, und nachdem der Friede wieder hergestellt und der Thron befestigt ist, hat die Not-

wendigkeit, eine neue Herrschaft durch große Gewalt zu sichern, Verbindungen zwischen den Ländern zu eröffnen, die einen Oberherrn anerkennen, und der Drang, sich gegen die Staaten zu schützen, welche ein großer Zuwachs an Macht gefährlich gemacht hat, lästige Maßregeln für die Völker notwendig gemacht. Es sind große Straßen angelegt und Grenzplätze nach europäischer Art befestigt worden. Die Anzahl der Truppen ist selbst zu Friedenszeiten vermehrt und der Kriegsdienst regelmäßiger eingerichtet worden, woher auch die Vermehrung der Frondienste, Auflagen und aller öffentlichen Abgaben gekommen ist.

Diese Erschwerung des Schicksals des Volkes ist ein Übel, das nur eine Zeitlang drückt, woraus indes in der Folge große Vorteile entspringen. Da aber die Gegenwart größeren Eindruck macht, als der Blick in die Zukunft, so ist die Zuneigung der Untertanen gegen den Regenten vermindert worden. Übrigens legt sich der regierende Fürst, seitdem er die Früchte seiner Siege eingeerntet hat, weniger auf Regierungssorgen, sucht weniger den Kriegsleuten zu gefallen und hat mehr Geschmack an eitlen Vergnügungen gefunden. Er hat seine Residenz zu Phu-xuam in Cochinchina genommen und macht nur von Zeit zu Zeit Reisen nach Tongking, einem Staate, der weit wichtiger als Cochinchina ist, und dessen Einwohner sich über die Abwesenheit ihres Regenten, sowie auch über die den Cochinchinesen bewilligten Vorzüge, welche Mandarinenstellen in Tongking zum Nachteil der Eingeborenen erhalten, beklagen. Die Unzufriedenheit der Gemüter verdient eine ernstliche Aufmerksamkeit. Doch ungeachtet der Spuren der Unzufriedenheit haben die Standhaftigkeit der Regierung, die weise und wachsame Polizei, der gut gezogene und folgsame Soldatenstand, die Ehrfurcht gegen einen siegreichen Fürsten und ein Gefühl, das mächtiger und gebieterischer ist als durch Gesetze erteilte Rechte die Untertänigkeit und die Überzeugung von der Unmöglichkeit einer erfolgreichen Empörung im Volke erhalten.

Da die Gesetze, die Regierung und ihre Verwaltung von diesem Volke im Prinzip hochgeschätzt werden, so sieht man ein, daß es sich weniger über die Staatseinrichtung und über die Regierung als über ihre Verwaltungsform zu beklagen hat, — daß das Unglück der Untertanen weniger von dem Grade der Macht, die dem Regenten eingeräumt ist, als von dem Mißbrauche dieser Macht, weniger von dem Regenten selbst, als von den Verwesern seines Ansehens herrührt; und zum Beweise hierfür dient, daß in den Provinzen, die von rechtschaffenen und aufgeklärten Mandarinen regiert werden, die Bedrückungen der untergeordneten Mandarinen verhütet oder aufgehoben werden und das Volk im Wohlstande lebt und ein glückliches Los genießt.

Das politische System der Regierung in ihren auswärtigen Verhältnissen zeugt von einem großen Mißtrauen. Der Kaiser weiß gar wohl, daß China nie vergessen wird, daß Tongking ein Teil seines Kaisertums darstellt, und die Zeichen der Unabhängigkeit, die er ge-

geben hat, sind keineswegs geeignet, dem Kaiser von China günstigere Gesinnungen einzuflößen. Indessen unterhält er nach dem Plane seiner Vorgänger trotz aller beständigen Vorkehrungen, sich gegen diese furchtbare Macht zu verteidigen, Handelsverbindungen mit ihr, die für beide Staaten vorteilhaft sind und das gute Vernehmen befestigen. Von den benachbarten Nationen, den Siamesen und Malaien, hat er wenig zu hoffen und zu fürchten. Was die Europäer anbetrifft, scheint es, daß er, seitdem er ihrer Hilfe nicht mehr sehr bedarf, ihnen nicht mehr sehr günstig gesinnt ist.

Überhaupt scheint der Hof das politische System fast aller asiatischen Höfe anzunehmen: Ein Mißtrauen gegen alle andern Staaten, viel Arglist in seinen Verträgen, wenig Zuverlässigkeit in Ausführung seiner Verpflichtungen, sobald der Eigennutz dagegen ist und mehr Schlauigkeit als wahre Politik. Er ist gegen die Europäer, als Angehörige von Mächten, denen stärkere Hilfsmittel zu Gebote stehen und welche die ihnen bewilligten Vorrechte nur gar zu leicht mißbrauchen, behutsam.

Tagebuchblätter eines in Siam weilenden Gesandten.

Nach John Crawfurd*) (1822).

5. April. — Auf den 8. dieses hatte uns der König eine Audienz zugesichert, wozu aus Vorsicht schon heute das Zeremoniell unserer Einführung vorläufig bestimmt wurde. Es wurde ausgemacht, daß wir mit einer Barke bis etwa zum Palaste fahren und von da auf Palankins (Tragsesseln) oder in Sänften weiter gebracht werden sollten. Ich würde, nach dem in den übrigen Landesteilen allgemein eingeführten Gebrauche, Elefanten vorgezogen haben; mußte aber in der modernen Hauptstadt, wo solches nur einigen der obersten Staatsbeamten gestattet ist, darauf verzichten. Sich der Reitpferde zu bedienen, war, wie wir fanden, nicht würdig genug.

Die Erörterung dieser Fragen gab uns einen sehr sprechenden Beweis der sonderbaren und überspannten nationalen Eitelkeit der Siamesen. Diese halbnackten, sklavischen Barbaren haben die Vermessenheit, sich als das erste Volk der Welt, und jede einem Fremden erwiesene Dienstleistung als eine Herabwürdigung ihrer selbst zu betrachten. Hierfür sprechen vielfältige, während unseres Aufenthaltes in Siam gemachte Erfahrungen, und auch bei der heutigen Veran-

---

*) „Tagebuch der Gesandtschaft an die Höfe von Siam und Cochinchina." 1831. — John Crawfurd, der lange Zeit englischer Gesandter in Java gewesen war, hatte vom englischen Generalgouverneur Indiens den Auftrag erhalten, günstige Vorrechte für die englische Kauffahrt in Hinterindien zu erzielen und in Siam zum Beispiel eine Herabsetzung der Einfuhrabgaben für die englischen Kaufleute vertragsmäßig durchzusetzen. Seine lebendige Schilderung der Verhältnisse am siamesischen Hofe gehört zum Besten, was aus diesem Gebiete geboten worden ist.

lassung konnten wir nur mit der größten Schwierigkeit die Hofbeamten von ihrer Widerspenstigkeit ab und dahin bringen, uns einige Träger für unsere Sänften zu bewilligen.

Ich hatte wegen der dem König bei unserer Vorstellung zu erweisenden Huldigung manche Verlegenheit befürchtet; aber im ganzen wurde diese Angelegenheit ohne große Schwierigkeiten geordnet, weil die siamesischen Hofbeamten von ihrer Seite fürchteten, daß auch wir Anstoß geben möchten, wenn wir darauf beharrten, unsere eigenen Gebräuche zu befolgen und auf die ihrigen nicht einzugehen. Endlich wurde festgesetzt, daß wir bei dem Eintritt nach unserer Sitte eine Verbeugung machen, uns dann auf der für auswärtige Gesandtschaften bezeichneten, gewöhnlichen Stelle niederlassen, dem Könige selbst unsere Huldigung dadurch erweisen sollten, daß wir beide Hände gefaltet vor die Stirn hielten und daß wir sorgfältigst darüber wachen sollten, weder die Füße noch sonst einen Teil der unteren Körperhälfte dem geheiligten Auge Sr. siamesischen Majestät sichtbar zu machen.

7. April. — Ich empfing gestern abend eine dringende Einladung des Prah-klang, ihn ohne alle Zeremonien in seinem Hause zu besuchen, weil er mir Mitteilungen von höchster Wichtigkeit zu machen habe, und weil ich mir zum unverbrüchlichen Grundsatz gemacht hatte, sorgfältig alles zu meiden, was in der gegenwärtigen Stellung der Gesandtschaft irgend störend werden könnte, so gab ich diesem Wunsche nach und besuchte ihn heute morgen in Begleitung des Herrn Finlayson. Er wünschte vor der Audienz zu wissen, welche Gegenstände wir für den Ehrgeiz der siamesischen Regierung gegen jene Handelsbegünstigungen bieten könnten, welche das Reich (Siam) der britischen Nation vielleicht bewilligen würde und verlangte eine bestimmte Antwort, ob für den Fall eines Vertrages mit dem General-Gouverneur von Indien, den siamesischen Schiffen durchaus keine Hindernisse beim Kauf und Verladen von Waffen und Kriegsmunition in englischen Häfen in den Weg gelegt werden würden.

Wir erwiderten hierauf, daß die englische Regierung den Ankauf von Waffen und Kriegsmunition den Siamesen so lange ohne allen Anstand bewilligen würde, als letztere mit den Freunden und Nachbarn Englands in Frieden wären. Weil dieses nun zu deutlich auf die Burmesen hindeutete, so nahm der Dolmetscher Anstand an dem Vortrag und gab mir halblaut zu verstehen, daß nach siamesischen Ansichten eine jede Anspielung auf einen Nationalfeind als unschicklich erachtet werden würde, aus welcher Äußerung sich der ewige und unversöhnliche Haß ermessen läßt, welchen diese beiden Staaten gegen einander nähren.

Das Begehren der Siamesen, sie mit Feuergewehren zu versehen, das sich doch mit den Grundsätzen einer strengen Neutralität nicht recht vereinigen ließ, war der Punkt, auf welchen sie während der Negotiation den größten Wert setzten, und ich mußte bedauern, daß ich hierüber mit nicht hinlänglicher Vollmacht versehen war. Der

Minister verriet in dem Gefolge einer vertraulichen Unterredung über Handelsgeschäfte Klugheit und Kenntnis. Aber seine Ansichten waren mehr die eines unternehmenden Kaufmanns, als die eines Staatsmanns. Er bedauerte, daß seine Handelsspekulationen nach Bengalen den gewünschten Gewinn nicht abgeworfen; was aber durchaus kein Wunder war, da die Reise 18 Monate dauerte und er die Güter selbst an seine vaterländischen Agenten in Kalkutta konsigniert hatte, welche daselbst nur eine sehr untergeordnete Rolle im Handel spielten. Er verweilte dann bei den verschiedenartigen Produkten, welche Siam dem fremden Handel darbietet, und versicherte, daß die Kaffeepflanzungen nur auf die durch die Amerikaner gegebenen Anordnungen zum Anbau dieser Bohne unternommen worden seien. Noch ehe ich mich von ihm beurlaubte, kam er wiederum auf seinen Lieblingsgegenstand — ihn mit Waffen zu versorgen — zurück, worauf ich die schon oben berührte Antwort gab.

Ich erhielt heute morgen Nachricht davon, daß die Chinesen sich sehr angelegentlich bemühten, den Zweck unserer Gesandtschaft in ein recht nachteiliges Licht zu stellen. Sie sollen gesagt haben, daß die Engländer jetzt mit glatten Worten kämen und vorgäben, nur Handelsverbindungen aufzusuchen; bald würden sie um die Bewilligung einer Faktorei anhalten, dann um Erlaubnis bitten, einen Wall darum aufzuführen, den sie nachher mit Kanonen sichern wollten, um mit der Besetzung des ganzen Landes zu endigen, wie sie dieses schon bei mehreren ähnlichen Gelegenheiten getan hätten. Zu erhöhter Glaubwürdigkeit dieser Einlispelung beriefen sie sich noch darauf, England habe im gegenwärtigen Augenblick keinen Krieg in Hindostan und folglich eine beträchtliche Armee, welcher es an Beschäftigung gebreche, zu seiner Disposition. Es läßt sich hierbei keineswegs in Abrede stellen, daß die Geschichte unserer Besitzeserweiterungen in Indien den benachbarten Nationen Stoff zur Eifersucht und einen Vorwand abgeben, auch unsere löblichsten Absichten und Unternehmungen in ein nachteiliges Licht zu bringen.

8. April. — Zur Vollziehung der auf heute anberaumten Feierlichkeit unserer Vorstellung bei dem Könige verließen wir morgens um ½8 Uhr schon unsere Wohnung, um uns nach dem Palaste zu verfügen. Der Hof sandte für die Herren der Gesandtschaft eine zwölfruderige Barke, deren Ruderknechte sämtlich Scharlachlivree hatten, eine andere für unsere an 20 Mann starke indische Dienerschaft, und in einem langen Boot fuhren die Sepoys von der Eskorte, weil wir ausdrücklich eingeladen waren, daß unsere Dienerschaft und Eskorte sich dem Zuge anschließen müßten. Gegen 9 Uhr landeten wir unter den Mauern des Palastes, wo sich eine unzählige Menschenmasse versammelt hatte, diesem Schauspiele zuzusehen. Zu unserer Bequemlichkeit wurden wir in Hängematten nach dem Palaste getragen, die an einer Stange befestigt, mit gestickten Teppichen versehen waren und nach der Landessitte nur von zwei Mann getragen wurden. Die Handhabung dieser schwankenden Tragbahre war etwas schwierig,

und unsere Unbeholfenheit dabei gab dem Pöbel Stoff zur Belustigung.

Nachdem uns die Eskorte an dem Landungsplatze salutiert hatte, schloß sie sich dem Zuge an. Durch die erste Pforte gelangten wir auf einen freien, großen Platz, den das Volk aber ganz überflutete. Derselbe führte unmittelbar zur zweiten Pforte, wo einfache Glieder siamesischer Soldaten Spalier zu unserem Durchgang bildeten. Diese hatten ein groteskes Aussehen, da ihr Kostüm weder asiatisch, noch europäisch, sondern ein sonderbares Gemisch von beiden war. Ihre Uniform bestand aus einer weiten, vorne zugeknöpften Jacke von grobem Scharlachtuch, kleinen Pumphosen, welche kaum bis zum Knie reichten und einem Hut mit niedrigem runden Kopf und breitem Rande, der mit roter Farbe oder Firnis eingefaßt war. Der Stoff war von Rhinozeroshaut, welche hiebfest ist. Ihre Waffen waren Musketen und Bajonette, die gleich den Hüten dick mit rotem Firnis überzogen waren. Mehrere derselben hatten keine Ladestöcke und schienen überhaupt in schlechtem Zustande zu sein.

An dem zweiten Torwege stiegen wir aus unseren Hängematten herab und ließen die Eskorte, deren weitere Begleitung nicht zugestanden wurde, zurück. Wir mußten hier auch unsere Degen ablegen, da es jedermann, ohne irgend eine Ausnahme, verboten wäre, sich dem Innern des Palastes bewaffnet zu nähern. Aus dieser Pforte traten wir in einen Gang, an dessen beiden Seiten sich Schuppen und unter jedem derselben eine Kanone des schwersten Kalibers befanden, während, wie vordem, siamesisches Militär Spalier schloß. Ein wenig seitwärts von dem Gange wurden wir in einen Saal geführt, welcher mindestens die ungewöhnliche Länge von 80—90 Fuß bei 40—50 Fuß Breite hatte. Ich halte denselben für den Sitzungssaal des obersten Gerichtshofes, welcher jedoch nicht allzu häufig besucht zu sein scheint, da Tauben, Schwalben und Sperlinge in den Hohlkehlen genistet hatten und furchtlos ein- und ausflogen; es ist Vorschrift, sie nicht zu stören. Hier sahen wir auch zum erstenmal zehn mit Schabracken belegte Elefanten.

Es waren Teppiche für uns zum Sitzen bereit gelegt, und wir wurden gebeten, die Aufforderung, vor dem Könige zu erscheinen, abzuwarten. Es währte jedoch nicht über 20 Minuten, bis wir in den Audienzsaal eingeführt wurden. Jener Teil des Palastes war, wie die früheren, von einer neugierigen und lauten, dabei aber nicht unartigen Menschenmasse angefüllt. Viele Offizianten mit weißen Stäben in der Hand wehrten dem Zudrange des Volkes, und zwei derselben gingen als Herolde vor uns her. Wir kamen nun zu der dritten und letzten Pforte, hinter welcher der Hauptpalast liegt; ein Gebäude mit einem hohen, spitzigen und mit Zinn belegten Turme, von welchem der Audienzsaal und ein geräumiger Tempel des Buddha abgesondert sind.

Hier wurden wir nun ersucht, unsere Schuhe auszuziehen und unsere indische Dienerschaft zurückzulassen; nur den vier englischen

Gliedern der Gesandtschaft wurde erlaubt, weiter zu gehen. Nach meinem früheren Vorbehalt sollten unsere Dolmetscher wenigstens in der Nähe zuhören dürfen, auch wenn sie bei der Audienz selbst nicht sollten zugelassen werden; allein in dem Gedränge wurden sie zurückgestoßen und konnten uns nicht folgen. Bei unserm Eintritt in diese Pforte stießen wir auf eine Bande von nicht weniger als 100 Musikanten, die sich gleichfalls in Reih und Glied zu unserem Durchgang aufgestellt hatten und deren Instrumente in Trommeln, Pauken, messingenen Flöten und Flageoletts bestanden.

Der Türe des Audienzsaales gegenüber war ein ungeheuer großer, aus vielen Stücken zusammengesetzter chinesischer Spiegel angebracht, der als Schirm dazu diente, das Innere des Hofstaates unseren Augen zu verbergen. Kaum hatten wir diesen Ort betreten, als ein lauter Tusch von Blasinstrumenten ertönte, welchen ein schallendes Geschrei oder vielmehr ein Geheul begleitete, das, wie wir später erfuhren, die Ankunft seiner Majestät verkündete. Wir gingen auf der rechten Seite des Schirmes hinein, nahmen nach früherer Übereinkunft unsere Hüte ab und machten eine ehrfurchtsvolle Verbeugung nach europäischer Sitte.

Jeder Winkel des großen Saales war buchstäblich derart mit auf den Knieen liegenden Hofbeamten überfüllt, daß man wahrhaft Mühe hatte, nur einen Schritt vorwärts zu tun, ohne auf einen von ihnen zu treten. Die Rangordnung erkennt man bei solchen Gelegenheiten an der größeren oder geringeren Entfernung von dem Throne; an die Prinzen, welche nächst den Stufen desselben sitzen, schließen sich die obersten Staatsbeamten, und so folgen sie sich in absteigender Ordnung bis auf die letzte Klasse, welcher der Zutritt noch gestattet ist.

Wir setzten uns ein wenig vorwärts vor dem Schirm, und machten gemeinschaftlich mit den Hofbeamten drei Verbeugungen gegen den Thron. Diese Unterwürfigkeitsbezeigungen bestanden in einem dreimaligen Aufheben der gefalteten Hände nach dem Kopfe, indem man zugleich die Stirn damit berührte. Hätten wir die siamesischen Formalitäten ganz genau beobachten wollen, so hätten wir den Oberleib bei jeder Verbeugung zur Erde neigen und den Boden jedesmal mit der Stirn berühren müssen. Ich glaubte, daß der uns angewiesene Platz, obgleich kein sehr ausgezeichneter, doch der höchste, den man uns zuzugestehen beabsichtigte, war. Wir hatten aber kaum unsere Verbeugung gemacht, als wir gebeten wurden, weiter vorzutreten und auf dem halben Wege zum Throne unsere Plätze einzunehmen. Es war dieses ohne Zweifel ein Kunstgriff unserer Begleiter, uns zuerst eine geringere, und später erst eine ehrenvollere Stellung anzuweisen, bloß um uns zu mehr Ehrenbezeigungen zu veranlassen, als wir zuerst nachgegeben hatten; denn kaum hatten wir uns zum zweiten Male niedergelassen, als der ganze Hofstaat drei nachträgliche Verbeugungen machte, in die auch wir uns zu fügen aufgefordert wurden, um nicht den Schein der Unhöflichkeit auf uns zu laden.

Der Audienzsaal war wirklich wohlproportioniert, ungefähr

80 Fuß lang, halb so breit und 30 Fuß hoch. Zwei Reihen schöner, hölzerner Säulen (zehn in jeder Reihe) führten zu dem Throne, welcher an dem oberen Ende aufgeschlagen war. Die Wände und die Decke waren mit glänzendem Scharlach bemalt, die Karniese der ersteren vergoldet, und die letztere war dick mit reich vergoldeten Sternen besetzt. Zwischen den Pfeilern hingen mehrere schöne englische Kronleuchter von geschliffenem Glas, und das Ganze würde geschmackvoll gewesen sein, hätte man nicht an den Pfeilern auch elende blecherne Lampen aufgehängt, deren ganzer Wert wahrscheinlich nur darin bestand, daß sie ausländisch und aus Batavia eingeführt waren.

Der Thron nahm mit dem, was dazu gehört, die ganze obere Breite des Saales ein. Jener war durchaus vergoldet, beinahe 15 Fuß hoch, und glich an Form und Aussehen mehr einer schönen Kanzel. Ein paar goldgewirkte Vorhänge mit gelbem Grund bedeckten die ganze hintere Wand des Saales, den Thron ausgenommen, über den sie aber auch gewöhnlich gezogen zu werden scheinen, wenn keine Audienz erteilt wird. Vor der Front des Thrones erheben sich vom Fußboden vergoldete Schirme in mancherlei Gestalten. Es sind dieses Reihen von Baldachinen, die sich nach oben zuspitzen und manchmal 17 Reihen übereinander bilden. Der König sah auf seinem Thron mehr einer Statue in einer Nische als einem lebendigen Wesen ähnlich. Er trug ein weites Gewand aus Goldstoff mit sehr weiten Ärmeln. Sein Haupt war kahl, und er hatte weder eine Krone, noch sonst eine Bedeckung; er hatte aber einen goldenen Stab oder Zepter neben sich liegen.

Das Äußere des Audienzsaales an und für sich, die zur Erde gebeugte Stellung der Hofoffizianten, die Haltung des Königs und das herrschende Stillschweigen gewährten in der Tat einen sehr imposanten Anblick und erinnerten uns mehr an einen Tempel, wo die versammelte Menge religiöse Gebräuche verrichtet, als an das Audienzzimmer eines weltlichen Monarchen.

Der König schien zwischen 50 und 60 Jahren alt zu sein, von untersetzter Statur und zur Korpulenz geneigt. Seine gemeinen Gesichtszüge zeigten die bekannte Indolenz und Schwäche seines Charakters, worüber wir jedoch mit Bestimmtheit nicht urteilen konnten, teils wegen der zu weiten Entfernung von dem Throne, teils des Halbdunkels wegen, in welches er, um desto größeren Effekt zu machen, gesetzt war.

Zur linken Seite des Thrones waren die tragbaren Geschenke des General-Gouverneurs aufgestellt. Ein Sekretär las das Verzeichnis derselben vor, und ich zweifle keinen Augenblick, daß man sie entweder für einen Tribut oder für ein Opfer ausgegeben hat, obgleich ich darüber keine Beweise erlangen konnte. Trotz des gegebenen bestimmten Versprechens wurde der Brief des General-Gouverneurs dennoch weder vorgezeigt noch vorgelesen.

Die Worte, welche Se. Siamesische Majestät an uns zu richten

die Herablassung hatten, wurden in einem ernsten, abgemessenen und orakelmäßigen Tone gesprochen. Einer der obersten Staatsbeamten übertrug sie einer Person unteren Ranges und diese wieder dem Ko-chai-sahak, der hinter uns war und sie uns auf malaiisch verdolmetschte. Nach der uns gegebenen Übersetzung lauteten diese Fragen: „Der General-Gouverneur von Indien (in siamisch wörtlich: der Lord, oder Gouverneur von Bengalen) hat Sie nach Siam gesandt — was ist Ihr Auftrag?“ Wir gaben als Antwort in wenig Worten einen Umriß der verschiedenen Gegenstände unserer Gesandtschaftsreise. — „Sind Sie mit Vorwissen des Königs von England hierher gesandt?“ Wir erörterten hierauf, daß wegen der großen Entfernung Englands die politischen Verbindungen mit den entlegenen ostindischen Nationen dem Ermessen des General-Gouverneurs von Indien pflegten anheimgestellt zu werden. „Ist der General-Gouverneur von Indien ein Bruder des Königs von England?“ Unsere Antwort war, daß der General-Gouverneur von Indien seit seiner frühen Jugend der persönliche Freund seines Monarchen gewesen, allein kein Bruder desselben sei.

Nun kamen der Reihe nach noch folgende Fragen: „Wie weit sind der König und der General-Gouverneur im Alter verschieden?“ „Befand sich der General-Gouverneur bei Ihrer Abreise von Bengalen wohl?“ „Wohin gedenken Sie von Siam aus zu reisen?“ „Haben Sie friedliche Absichten gegen alle Länder, die Sie besuchen?“ „Werden Sie zu Wasser oder zu Lande von Sai-gun nach Turan gehen?“ „Liegt es auch in Ihrem Plan, Hue, die Hauptstadt von Cochinchina zu besuchen?“

Nachdem wir alle Fragen beantwortet hatten, schlossen Se. Majestät mit der folgenden Äußerung: „Ich bin erfreut, eine Gesandtschaft des General-Gouverneurs von Indien bei mir zu sehen. Was Sie mir weiter zu sagen haben, teilen Sie dem Minister, Suri-wung-kosa mit. Was wir besonders von Ihnen bedürfen, sind Schießgewehre.“

Se. Majestät hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als wir einen Schall vernahmen, gleichwie wenn man mit einem Stabe an ein hölzernes Getäfel anschlägt, worauf sich sogleich die Vorhänge zu beiden Seiten des Thrones, durch einen verborgenen Mechanismus in Bewegung gesetzt, schlossen. Unmittelbar darauf ertönten, wie bei unserm Eintritt die Blasinstrumente und das wilde Geschrei. Die Hofleute warfen sich auf das Angesicht nieder und taten sechs Fußfälle. Wir verbeugten uns stehend dreimal.

Sobald der Vorhang das Antlitz Se. Majestät verborgen hatte, erhoben sich die Hofleute zum erstenmal von der Erde und baten uns, es uns nun bequem zu machen, uns frei umzusehen und die glänzende Pracht und Herrlichkeit des Hofes zu bewundern. — Dies waren fast die Worte, deren sich der Dolmetscher bediente.

Während unserer Audienz war ein starker Regenschauer erfolgt, welcher noch immer anhielt, weswegen Se. Majestät einen jeden von

uns mit einem kleinen Schirm beschenken und uns einladen ließ, die Merkwürdigkeiten des Palastes mit Muße in Augenschein zu nehmen. An der Türschwelle des Audienzsaales sahen wir, wie Hof und Straße außerordentlich naß und schmutzig durch den Regen geworden waren. Wir verlangten also natürlich unsere an der letzten Pforte ausgezogenen Schuhe, die uns aber in Gnaden verweigert wurden, weil, nach der Versicherung unserer Begleiter, selbst die ersten Prinzen vom Geblüte die geheiligte Halle, in welcher wir uns jetzt befänden, nur barfuß betreten dürften. Es würde unpolitisch gewesen sein, unser Mißvergnügen zu äußern oder Gegenvorstellungen zu versuchen. Wir stellten uns also, als fügten wir uns heiter in den unziemlichen Gebrauch und schritten zur Befriedigung unserer Neugierde.

Die größte Merkwürdigkeit, worauf unsere Aufmerksamkeit gerichtet wurde, waren die weißen Elefanten, von denen man auch in Europa weiß, daß sie allenthalben, wo die Religion des Buddha herrscht, verehrt, ja selbst angebetet werden. Da der gegenwärtige König deren sechs unterhielt und keiner seiner Vorfahren diese Zahl je besessen hatte, so betrachtete das Volk diesen Umstand als eine sehr günstige Vorbedeutung seiner Regierung. Vier derselben, welche man uns sehen ließ, übertrafen wirklich in der Weiße ihrer Farbe all meine Erwartungen, zumal sie sämtlich mehr oder weniger fleischfarben waren, was bei den wenigen dünnen Haaren des Elefanten der durchschimmernden Haut beizumessen ist. Sie waren weder krank noch schwächlich, noch verrieten sie sonst irgend ein körperliches Gebrechen. Selbst der kleinste von ihnen hatte eine Höhe von 6½ Fuß. Nach eingezogenen Erkundigungen stammten sie sämtlich teils aus dem Königreiche Lao oder Kamboja, nicht einer derselben aus Siam selbst oder den ihm unterworfenen malaiischen Provinzen. Namentlich von den letzteren ist ja bekannt, daß darin nie ein weißer Elefant geworfen worden ist.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Seltenheit des weißen Elefanten die Ursache des Ansehens ist, das er genießt. Die Länder, in welchen er gefunden wird und in welchen überhaupt die Elefanten am vollkommensten und am meisten geachtet sind, sind zugleich die, wo die Religion des Buddha und der Glaube an eine Seelenwanderung herrscht. Nichts natürlicher daher, als der volkstümliche Glaube, daß die Seele irgend einer mächtigen Person auf ihrem Wege zur Vollkommenheit in dem so seltenen Körper eines weißen Elefanten ihren Sitz aufgeschlagen habe. Dieser Glaube ist gang und gäbe, und demgemäß hat jeder weiße Elefant den Rang und den Titel eines Königs unter einem eigentümlichen, diese Würde bezeichnenden Namen, z. B. „der reine König“ oder „wundervolle König“ usw. Ein Jesuit, der über diesen Gegenstand schrieb, erzählt uns mit einiger Naivität, daß selbst Se. Majestät der König von Siam den weißen Elefanten nicht reitet, weil der weiße Elefant ein ebenso mächtiger König als er selbst sei.

Jeder von denen, welche wir sahen, hatte seinen besonderen Stall und keiner weniger als zehn Wärter. Die Fangzähne der männlichen Elefanten, — denn es waren männliche und weibliche Tiere vorhanden — waren mit goldenen Ringen geziert. Sämtlich hatten sie ein Netzwerk von goldenen Ketten um die Köpfe und auf dem Rücken ein kleines gesticktes Samtkissen.

Bei aller Verehrung, welche man den weißen Elefanten in vielerlei Hinsicht erweist, scheinen diese dennoch in Siam vor jeweiligen Korrektionsstrafen nicht geschützt zu sein; denn man schilderte zwei derselben als so bösartig, daß es gefährlich sei, sie vorzuführen. Einer der Wärter bohrte einem andern Elefanten mit einem scharfen Eisen in den Fuß, bis das Blut kam, obgleich das einzige Verbrechen Se. Majestät darin bestand, ein Bündel Pisangs zu stehlen oder wenigstens wegzuschleppen, ehe die Erlaubnis hierzu erteilt war.

In den Stallungen der weißen Elefanten zeigte man uns zwei Affen, welche, wie die Wärter versicherten, die ihrer Obhut anvertrauten königlichen Majestäten gegen alle Krankheit schützten. Sie waren schneeweiß, von beträchtlicher Größe und langgeschwänzt. Auch waren sie völlig gesund und schon lange eingefangen. Aber wir wurden doch gewarnt, sie zu necken, weil sie mürrischer und boshafter Natur seien. Man hatte beide in den Wäldern von Pisiluk, ungefähr zehn Tagereisen den Menam hinauf, gefangen.

Von den weißen Elefanten wurden wir zu der weit größeren Zahl ihrer Brüder geführt, welche das Unglück hatten, aschgrau geboren zu sein, und darum zur Arbeit und rauher Behandlung verdammt waren. Uns fielen dieselben weder durch ihre Größe noch durch ihre Schönheit auf. Allein unsere Indier, welche sich besser darauf verstanden als wir, versicherten uns, daß sie alle diejenigen Eigenschaften, welche von Kennern bewundert werden und die der edelsten Rasse dieses Tieres eigen sind, in hohem Grade besäßen.

Am meisten fielen uns solche auf, welche teilweise, besonders am Kopf und Rüssel weiß waren. Einer von diesen, welcher seinen abgesonderten Stand hatte, war acht Fuß hoch und vollkommen symmetrisch gebaut. Derselbe war mit mehreren der weißen Elefanten in den Waldungen von Lao gefangen worden. Derjenige Elefant, den Se. Majestät gewöhnlich zu reiten pflegten, wurde unter den übrigen gezeigt. Er war hoch und gut dressiert, aber nicht besonders oder doch weniger auffallend schön.

Ein Blick auf den Marstall Ihrer Siamesischen Majestät reichte hin, um unsere Neugierde zu befriedigen. Er bestand aus einigen Kleppern, welche von den östlichen Inseln hierher gebracht waren, und aus einer kleinen Zucht von Pferden, angeblich aus der chinesischen Provinz Yunan. Es waren auch noch einige schlechte, alte Rosse von den westlichen Inseln vorhanden. Eines derselben, sagte man uns, war noch ein Geschenk des Herrn Light, des ersten Gouverneurs der Prinz Wallis-Insel.

Im Vorbeigehen wurden wir zugleich eingeladen, die schon früher

erwähnten großen Kanonen in Augenschein zu nehmen, etwa sieben bis acht Stück, die ohne Lafetten dalagen und bloß die Neugierde in Anspruch nahmen. Einige hatten eine Länge von 18 Fuß, eine übertrieben dicke Metallwand bei nicht mehr denn 9 Zoll Kaliber, waren aber dem Anscheine nach mit vieler Genauigkeit gegossen. Jede derselben hatte eine mit silbernen Charakteren eingelegte Inschrift, welche nach der uns gegebenen Aufklärung die dazu erforderliche Ladung an Pulver bezeichnete; aber, soviel wir verstehen konnten, hielten diese Kanonen durchaus keine Vergleichung mit einigen von denen aus, welche Fürsten Hindostans hatten gießen lassen, so wie sie auch in Arbeit und Größe denen nicht gleich kamen, welche wir später in Cochinchina sahen.

Von hier aus wurden wir zu dem großen Tempel des Gautama geführt, welcher gleich allen siamesischen Tempeln aus einem Viereck bestand, in welchem ein Haupttempel mit verschiedenen Nebentempeln eingeschlossen war. An allen Seiten ging man unter Arkaden, in welchen die Wände mit siamesischen Tapeten behängt waren, deren Gemälde die Abenteuer des Rama darstellen. Dies ist ein Lieblingsgegenstand der buddhistischen Nationen. Der Haupttempel war ein geräumiges, viereckiges Zimmer, mit einer Art von Altar, der ungefähr acht Fuß hoch und mit einer Menge goldener Figuren des Buddha in seiner gewöhnlich sitzenden Stellung verziert war, an einem Ende. Mitten unter diesen Figuren befand sich noch eine andere Figur der gleichen Gottheit aus einem grünen ungefähr 18 Zoll hohen Stein. Nach Angabe unserer Begleiter sollte es ein Smaragd sein; allein er glich weder diesem noch einem andern Edelstein, da er trotz aller Politur matt und undurchsichtig war. Wir konnten der Sache nicht auf den Grund kommen, dürfen ihn aber nicht ohne Wahrscheinlichkeit für einen farbigen chinesischen Malachit halten.

Ich gebe keine zergliederte Beschreibung dieses Tempels. Doch kann ich mich der Bemerkung nicht enthalten, daß der erste Anblick eines siamesischen Tempels einen starken Eindruck auf uns machte; denn wir konnten den Umfang der Gebäude, die Mühsamkeit der Arbeiten und die kostbaren Materialien unmöglich betrachten, ohne von dem Gefühle ergriffen zu sein, daß wir uns unter einem zahlreichen Volk befanden, welches bedeutende Fortschritte in der Zivilisation gemacht habe, und von einer despotischen Regierung und einer abergläubischen Geistlichkeit beherrscht wurde.

Nachdem wir diese königlichen Merkwürdigkeiten in Augenschein genommen, wurden wir in den Saal zurückgeführt, in welchem die Vorstellung stattfand, und wo für uns ein Mahl von getrockneten Früchten und siamesischen Konfitüren, die mit größter Eleganz serviert wurden, bereit stand.

Nach eingenommenem Mahle traten wir unsern Rückweg an, wurden mit denselben Feierlichkeiten und Ehrenbezeigungen wie bei unserer Ankunft begrüßt und trafen gegen Mittag in unserer Wohnung ein, so daß die ganze Zeremonie nicht über 4 ½ Stunde dauerte.

Kaum zu Hause angelangt, kamen Hofbeamte mit einer artigen Botschaft, brachten uns einen ansehnlichen Transport siamesischer Konfitüren, zwischen 20 und 30 Körbe getrockneter Früchte und chinesischen Backwerks und benachrichtigten uns zugleich, daß uns der Minister Suri-wung-kosa diesen Nachmittag besuchen würde, weil er den Befehl erhalten, uns in unserer eigenen Wohnung ein Fest zu geben und dabei die Honneurs zu machen.

Gelegentlich dieses Besuches lernten wir eines der auffallendsten und grillenhaftesten Vorurteile der Siamesen kennen. Diese Menschen haben die äußerste Furcht davor, daß etwas über ihrem Kopfe vorgeht, daß ihnen der Kopf berührt werde, daß sie in eine Lage kommen, welche ihre Person in eine physisch unter anderen befindliche Stellung bringen kann. So z. B. gehen sie unter keiner Brücke durch, noch betreten sie die unteren Zimmer eines Hauses, wenn die oberen desselben bewohnt sind, aus welchem wichtigen Grunde ihre Häuser sämtlich auch nur ein Stockwerk haben. Unsere Wohnung, welche ursprünglich zu einem Lagerhause bestimmt gewesen, hatte aber zwei Stockwerke, in deren oberes man aber nur durch eine aus dem unteren angebrachte beschwerliche Stiege mit Falltür gelangen konnte; dieser Umstand beunruhigte den Minister sehr. Ein Mann von seinem Rang und seiner Würde durfte, wie man ernsthaft geltend machte, nicht zugeben, daß Fremde auf der Decke über seinem Haupte einhergingen, ohne in der öffentlichen Achtung wesentlich zu verlieren.

Dieses wichtige Bedenken nun zu beseitigen, wurde eine Leiter an die äußere Wand des Hauses gesetzt, auf welcher Se. Exzellenz ihre „Auffahrt" um 3 Uhr nachmittags, ungeachtet sie zu solcher Unternehmung weder durch Leichtigkeit noch Gewandtheit des Körpers geeignet waren, glücklich vollführten. Die eingeborenen Christen von portugiesischer Abkunft hatten eine sehr reichliche Mahlzeit nach europäischer Sitte bereiten lassen. Der Herr Minister setzte sich zwar zu Tische, ohne aber etwas zu genießen; wogegen sein Sohn und sein Neffe, zwei junge Leute, desto mehr bei allen Leckerbissen, die ihnen vorgesetzt wurden, zugriffen. Man bemerkte auch nicht die geringste orientalische Abneigung gegen irgend eine Gattung von Speisen, denn Schweine- und Ochsenfleisch, Wildbret und Geflügel wurden im Überfluß aufgetragen, und es war nichts wahrzunehmen, was darauf hingedeutet hätte, daß wir in einem Lande waren, wo das Töten von Tieren mit Abscheu betrachtet und selbst als ein Verbrechen bestraft wird. Der Grund liegt darin, daß die Siamesen sich keinen Skrupel daraus machen, die ihnen vorgesetzten animalischen Speisen zu genießen und entweder so vorsichtig sind, nicht weiter nachzufragen, oder nach ihrem eigenen Bekenntnis zufrieden sind, wenn sie selbst kein Blut vergossen haben.

Der Minister tat über Tische mehrere Fragen über öffentliche Angelegenheiten. Er fragte: „Ob dem Könige von England Bericht über unsere Gesandtschaft erstattet werden würde?" worauf ich ihm erwiderte, daß von allen Verhandlungen des indischen Gouvernements

genaue und reguläre Berichte nach England gegeben würden. Nach dieser Erklärung fragte er spitz: „Ob der König von England nach ihm erstatteten Berichte über das Resultat unserer Gesandtschaft ein Schreiben an den König von Siam erlassen würde?“ Ich erwiderte darauf, daß der König von England für die Regel den General-Gouverneur von Indien durch Vollmacht zu seinem Stellvertreter gemacht habe, daß aber, wenn der König von Siam besonders wünschen sollte, ein unmittelbares Schreiben zu empfangen, ich nicht zweifle, daß es alsobald werde abgesandt werden. Es kann in keinen Zweifel gezogen werden, daß diese und ähnliche Fragen, welche schon bei der Audienz vorkamen, von dem Stolze der siamesischen Regierung eingegeben waren, welche offenbar abgeneigt war, eine Verbindung auf dem Fuße der Gleichheit mit dem delegierten indischen Gouvernement zu pflegen und eine direkte mit dem Souverän gern gesehen haben würde.

Die eigentlichen Verhältnisse der ostindischen Companie sind den Fürsten im hinteren Indien durchaus fremd, und wenn es anginge, eine Erklärung zu versuchen, so würden sie dennoch nie begreifen können, wie eine so ausgedehnte politische Gewalt einer Gesellschaft von Kaufleuten überlassen werden kann. Selbst die Eingeborenen von Hindostan, welche sich sehr häufig der Benennung „Company“ bedienen, verbinden damit keinen weiteren Begriff, als den der Regierungsgewalt, oder der obersten durch die Engländer ausgeübten politischen Autorität.

Suri-wung-kosa äußerte nun seine völlige Überzeugung, daß wir nach der uns von Sr. Majestät heute morgen gewährten Aufnahme recht zufrieden sein würden, Siam besucht zu haben; er setzte hinzu: „Sie sind nun im Begriffe, auch andere Länder zu bereisen und nach der Behandlung, welche Sie daselbst finden, werden Sie am besten die ehrenvolle Aufnahme würdigen können, die Sie an dem Hofe von Siam gefunden haben.“ Der Minister bat uns nun, zu vermerken, daß Se. Majestät in Zukunft die Kosten der Unterhaltung der Gesandtschaft bestreiten würde. Es wurde darauf sehr ostentativ eine silberne Schale mit 240 Ticals (ein Tical ist eine Silbermünze, deren Wert etwa zwei und eine halbe Mark beträgt) auf den Tisch gesetzt und ich ersucht, dies Geld als die bestimmte Bewilligung auf einen Monat für das gesamte Gesandtschaftspersonal anzunehmen. Ich bin überzeugt, daß die Armseligkeit dieser Summe, welche keine zwei Tage für die Bedürfnisse unseres Personals ausreichte, den siamesischen Beamten nicht auffallen konnte, daß sie im Gegenteil glaubten, uns ein recht freigebiges Geschenk gemacht zu haben; so filzig und ärmlich werden die Beamten, selbst die von dem obersten Range nicht ausgenommen, besoldet, und so groß ist mit einem Wort die Armut der Regierung und des Volkes!

Ich bemühte mich, auseinanderzusetzen, daß wir sämtlich von unserer Regierung reichlich und freigebig bezahlt, ja, daß es unsern öffentlichen Beamten selbst verboten sei, Geld von Fremden oder

eine Bezahlung für Verrichtungen im öffentlichen Dienst anzunehmen. Wollten wir aber gegen einen uralten Gebrauch nicht verstoßen und keinen Anstoß erregen, so mußten wir in Zukunft die Gabe Sr. Siamesischen Majestät annehmen, weil ein Geschenk, welches auch der Wert oder die Natur desselben sein mag, von Sr. Majestät verliehen, die damit begnadigte Person auf eine so erhabene Stufe stellt, daß das Volk die ausgeschlagene Annahme für nichts weniger als ein förmliches Majestätsverbrechen betrachten würde.

Suri-wung-kosas Benehmen während des ganzen Besuches war eben nicht sehr einnehmend; es zeigte Kälte, war aber ohne Würde und Anstand. Gegen seine untergebenen Begleiter war er gemein und vertraulich. Es waren dieses meistens Christen und Mohammedaner, deren Lage nicht sehr beneidenswert war; denn die ersteren, darunter die portugiesischen Dolmetscher und selbst der Hafenintendant, bedienten uns bei Tische wie Lakaien; die letzteren waren gezwungen, sich zu stellen, als freuten sie sich über Sr. Exzellenz fade Scherze, die sich auf ihr Vorurteil gegen Schweinefleisch und Wein, — welche zu genießen er in sie drang, — erstreckten.

17. April. — Die eingetretenen Feiertage, das beliebte Zaudern der Siamesen in allen Stücken und, wie ich nicht zweifle, auch die Abneigung der Regierung, auf den Gegenstand einzugehen, verzögerten die Eröffnung der Unterhandlungen bis gestern, wo wir die erste Konferenz mit dem Prah-klang hatten. Diese sowohl wie alle späteren fanden abends von 8—10 Uhr statt, welche Stunden bei den Siamesen die übliche Zeit für Verhandlungen und Staatsangelegenheiten sind. Der Minister versicherte, daß der König die Natur des Ansuchens des General-Gouverneurs von Indien wohl verstehe, daß er aber wünsche, daß wir den Umfang von dessen Begehren ganz genau auseinandersetzten, worauf wir zur Antwort gaben, der General-Gouverneur von Indien wünsche im allgemeinen, daß die Abgaben auf den europäischen Handel erleichtert und der Verkehr in jeder Beziehung so frei und sicher gestellt werden möchte, daß er sich für beide Teile angenehm gestalte.

Dieses Ansinnen stimmte jedoch keineswegs mit den Wünschen des siamesischen Unterhändlers überein, welcher der Unterredung sogleich eine andere Richtung gab. Er sagte, wie es keinem Zweifel unterliege, daß es um so besser sei, je mehr Schiffe nach Siam kämen, er war aber hierfür so besorgt, daß er wünschte, wir möchten uns förmlich verbindlich machen, daß jährlich nicht weniger als vier kommen würden. Ich erwiderte, daß es etwas schwierig sei, eine bestimmte Zahl anzugeben, daß ich aber nicht im geringsten bezweifelte, es werde selbst eine weit größere Zahl, als die, deren er erwähnte, eintreffen, wenn der Verkehr auf einen sicheren und leichten Fuß gestellt würde.

Zur Rechtfertigung der Forderung bemerkte der Prah-klang, daß die Siamesen bereits vor zwei Jahren einen Handelsvertrag mit den Portugiesen abgeschlossen und darin die Abgaben der Einfuhr von

acht auf sechs Prozent herabgesetzt hätten, daß aber dennoch bis jetzt kein einziges portugiesisches Schiff nach Siam gekommen, es also gewissermaßen eine Schande für ihre Regierung sei, daß sie ganz vergeblich einen solchen Vertrag abgeschlossen habe. Meine Erklärung hierauf war, daß, da den Siamesen die Handelsquellen der englischen Nation nicht unbekannt seien, sie mit derselben eine ähnliche Gefahr nicht zu befürchten haben könnten.

Der Prah-klang versicherte nun, daß ein Brief als Antwort auf jenen des General-Gouverneurs von Indien angefertigt und darin angeführt werden sollte, daß die dem englischen Handel in Siam bewilligten Begünstigungen dessen Agenten persönlich und deutlich erklärt werden würden. Er glaubte, daß dieses dem Zweck vollkommen entspräche — eine Bemerkung, welche sehr deutlich die Abneigung des Hofes zeigte, in irgend ein besonderes Arrangement einzugehen oder sich durch einen schriftlichen Vertrag zu binden.

Ich erwiderte hierauf, daß nach dem bei uns eingeführten Geschäftsgange, Verhandlungen dieser Art nur schriftlich als genügend abgemacht betrachtet würden, worauf er mir entgegnete: „Der General-Gouverneur von Indien hat Sie in seinem Briefe an den König als seinen Repräsentanten angegeben, und folglich gilt das, was wir Ihnen sagen, ebensoviel als wenn wir es ihm geschrieben hätten.“ Ich beharrte auf meinem Einwand, und er schloß mit den Worten: daß ein geschriebenes Dokument, wie ich es verlange, gegeben werden solle.

20. April. — Wir hatten vieles von den sonderbaren Gebräuchen gehört, welche bei der Beerdigung stattfinden, und gestern brachte ein großer Teil von uns den Vormittag damit zu, einem Begräbnis beizuwohnen. Die Körper der Siamesen jeden Standes werden, mit wenigen Ausnahmen, auf einem Scheiterhaufen, auf einem Hofe des einen oder des andern Tempels, verbrannt. Einige dieser Tempel sind für diesen Zweck beliebter als andere. Man versicherte uns, daß, wenn wir nach dem Tempel Tan-le-na, welcher auf dem linken Ufer und eine Strecke abwärts des Stromes liegt, gehen wollten, wir sicher seien, diese Begräbniszeremonien täglich zwischen 12 und 3 Uhr sehen zu können. Wir gingen deswegen gestern dorthin und trafen um 12 Uhr an Ort und Stelle ein, als die Zeremonien eben ihren Anfang nahmen.

Der den Leichnam bergende Sarg stand auf der Bahre unter einigen Feigenbäumen, deren es eine Menge in den Höfen oder Gärten der Tempel gibt. Selbige werden von den Siamesen hochverehrt und stehen bei ihnen in derartigem Ansehen, daß das Abhauen eines solchen stets wie ein Kirchenraub und, gleich dem Schlachten eines edleren Tieres, wie ein grobes Verbrechen gegen die Religion betrachtet werden würde. Doch ist die geheiligte Feige auf Siam nicht ebenso schön mit ausgebreiteten Ästen und schattig, sondern „ihr Wert“, wie Knox von denselben Bäumen auf Ceylon sagt, „besteht hauptsächlich in ihrer Heiligkeit.“

Der Sarg und die Bahre waren zusammen wenigstens sieben Fuß hoch, und statt auf ein trauriges Begräbnis hinzudeuten, hatten sie ein sehr gefälliges, frisches Ansehen. Die Bahre war mit weißem Tuch behängt, der Sarg selbst mit goldenem Gewebe auf rotem Grund und der Deckel mit Goldborten geziert. Über dem Sarg stand ein Baldachin von weißem Tuch, ringsum mit Girlanden von frischen Jasminblumen geschmückt. Die Bahre und der Sarg hatten außer diesen Ornamenten auch noch Karniese von frischen Pisangzweigen, welche auf eine sinnreiche Art ausgeschnitzt waren. —

Die verschiedenen Teile der Begräbniszeremonie wurden durch die mißtönende Musik einer messingenen Oktavpfeife, eines Gongs und zweier Trommeln eingeleitet. Der erste Teil der Feierlichkeit bestand im Ablesen von Gebeten. Dies tat ein Priester von 23 oder 24 Jahren und zwar von einer Kanzel unter einem hölzernen Schuppen im Hof. Die Gebete waren in der Balisprache abgefaßt und wurden von Palmblätterstreifen abgelesen. Ein kleiner Kreis von Personen, zum größten Teil weiblichen Geschlechtes, saß auf einer Plattform unter der Kanzel, und jedes Individuum hatte eine Kerze vor sich. Sie waren weder ernsthaft noch aufmerksam und verstanden höchstwahrscheinlich nicht ein Wort von der Vorlesung, die ungefähr eine halbe Stunde lang dauerte.

Während dieses Teiles der Zeremonie war der Hof des Tempels mit Talapoins (Priestern) jeden Alters angefüllt, die jedoch auf die Feierlichkeiten, welche wenige Schritte von ihnen stattfanden, nicht die geringste Aufmerksamkeit verwendeten. Im Gegenteil entfernten sie sich davon, stellten sich um uns herum und legten einen Grad von Neugierde, Vertraulichkeit und Zudringlichkeit an den Tag, wie er uns noch niemals vorgekommen war. Es lag jedoch in ihrem Benehmen keine absolute Grobheit, wenigstens nicht, soviel wir bemerken konnten, die Absicht, uns zu beleidigen.

Nachdem die Gebete verlesen waren, wurden die Priester aufgefordert, ihre Rolle zu beginnen. Am Kopfende des Sarges war ein Stück weißes Tuch von wenigstens 20 Fuß Länge befestigt. Dieses ergriffen sie und stellten sich dabei zu beiden Seiten auf, um ihre kurzen Gebete zu murmeln. Nachdem dieses vorüber war, wurde der Sarg und die Bahre entblößt und das Tuch, mit welchem sie bedeckt gewesen waren, als Geschenk unter die Talapoins verteilt.

Der nächste Teil der Zeremonie bestand in dem Waschen des Körpers. Dies wurde von einem der weltlichen Diener des Tempels verrichtet, der von jeder Leiche 1 Tical erzielt. In diesem Falle verdiente er ihn sicherlich, denn der Körper hatte bei einer Temperatur von über 96° schon vier Tage lang gelegen und gab deshalb einen abscheulichen Geruch von sich.

Der Verstorbene war ein Mann von etwa 60 Jahren gewesen, der ziemlich hoch über den untersten Rang im Leben stand. Seine Söhne, Töchter und Verwandte waren bei der Leichenfeierlichkeit zugegen und nahmen an den verschiedenen Ritualien tätigen Anteil.

Ihr Verhalten war ernst und anständig, aber nicht eine Spur von Trauer an ihnen zu bemerken, ausgenommen an einem einzigen Individuum, welches man wohl den Hauptleidtragenden nennen konnte. Dieses war nämlich ein junges Frauenzimmer von 18 oder 20 Jahren, und, wie uns gesagt wurde, die Lieblingstochter des Verstorbenen. Die war in tiefer Trauer, hatte dementsprechend ihren Kopf abrasieren lassen und war in Weiß gekleidet. Sie saß vor der Bahre und begann, als sie die Leiche erblickte, bitterlich zu weinen und zu schluchzen, mit einem Wort, sie schien von tiefer Trauer ergriffen zu sein.

Auf die Bahre wurde eine Schicht nasse Erde gelegt und über diese ein Haufen trockenes Brennmaterial, dieses bildete nun den Scheiterhaufen. Hierin unterschied sich die Leichenfeierlichkeit von derjenigen eines geringeren Mannes; denn bei gewöhnlichen werden die Leichname bloß auf einer niedrigen Erdterrasse verbrannt, die ganz in der Nähe lag und auf welcher man noch mehrere vernachläßigte Aschenhaufen solcher gemeinen Leute bemerken konnte.

Nachdem der Scheiterhaufen auf diese Weise vollendet worden war, wurde der Leichnam wieder in den Sarg gelegt und dreimal von den Söhnen und Schwiegersöhnen des Verstorbenen um den Scheiterhaufen getragen. Ihnen folgte die Lieblingstochter und stieß laute Wehklagen aus. Nun wurde die Leiche auf den Scheiterhaufen gesetzt. Eine Menge Wachskerzen und kleine Stäbchen wohlriechenden Holzes wurden jetzt unter die Beistehenden verteilt. Ein Priester zündete unter Aussprechung eines Gebetes den Scheiterhaufen an. Ihm ahmten die andern nach und unter diesen auch wir, denn man hatte uns Kerzen gereicht und uns ganz besonders gebeten, an der Feierlichkeit teilzunehmen. Sobald die erste Flamme emporgestiegen war, begann die Tochter an einige Bettler, meistenteils aus alten Weibern bestehend, die weiß gekleidet waren, im Tempel wohnen und den Priestern niedere Dienste leisten, kleine Geldstücke zu verteilen. Die männlichen Verstorbenen nahmen zugleich eine höchst seltsame Zeremonie vor: sie banden nämlich ihre Kleider in ein Bündel, stellten sich auf beide Seiten des Scheiterhaufens und warfen nun ihre Kleider sechsmal über den Scheiterhaufen, wobei große Sorgfalt angewendet wurde, daß kein Bündel zur Erde falle. Den Zweck dieser Handlung konnten wir nicht erfahren, auch gab es wahrscheinlich keine vernünftige Erklärung. Damit endete die Feierlichkeit; die Verwandten blieben bei dem Scheiterhaufen, bis die Leiche verzehrt war.

26. April. — Wir wurden des Nachts durch das Geschrei eines Menschen erweckt, welcher im Hofe des Prah-klangs unmittelbar unter unsern Fenstern körperlich gezüchtigt wurde, und heute morgen hörten wir, daß es unser Dolmetscher gewesen sei. Er hatte unterlassen, den Verkauf von vier Lampen anzuzeigen, in welche sich der König auf eine unerklärliche Weise verliebt hatte, und dies war das Vergehen, für welches er Prügel erhielt. Er kam am Tage zu uns, und als wir ihn wegen der unverdienten Züchtigung bedauerten, antwortete er

bloß, daß er und die andern Christen nichts als Geduld nötig hätten, um in einem Lande, das ihnen zum Los geworden sei, eine solche Behandlung zu ertragen. Diese Menschen sind bei alledem Abkömmlinge der portugiesischen Eroberer Indiens, und vielleicht fließt in den Adern manches von ihnen das Blut eines Di Gama oder eines Albuquerque, Männer, bei deren Namen schon die Monarchen des Ostens zittern.

27. April. — Dies war ein Tag von einiger Feierlichkeit im siamesischen Kalender, nämlich derjenige, an welchem die Könige von Siam ehedem gewohnt waren, gleich den chinesischen Kaisern entweder religiöse Zeremonie oder als ein Beispiel landwirtschaftlicher Betriebsamkeit für ihre Untertanen den Pflug zu führen. Dieser Gebrauch ist schon seit langer Zeit abgekommen und einem anderen gewichen, der, um wenig davon zu sagen, von weit geringerer Würde ist. Die Feierlichkeit fand zwei englische Meilen von Bangkok statt, und ich muß bekennen, daß wir nicht zeitig genug davon benachrichtigt waren, um gegenwärtig zu sein. Ein Siamese, der oft dabei gewesen war, teilte mir indessen folgende Beschreibung mit.

Es wird für diesen Fall jemand gewählt, der den König repräsentiert. Dieser Tagesmonarch führt den Namen Piya-Pun-li-teb oder König der Landwirte. Er steht in der Mitte eines Reisfeldes nur so lange auf einem Fuß, als ein gewöhnlicher Landmann an Zeit braucht, um mit dem Pflug eine kreisförmige Furche um ihn herum zu ziehen. Muß er sich auf den andern Fuß stützen, ehe der Kreis noch vollendet ist, so gilt dies als ein sehr unglückliches Wahrzeichen, und die Strafe für den König der Landwirte soll nicht allein in dem Verlust seiner eintägigen Würde, sondern auch seines Ranges, von welcher Beschaffenheit derselbe sein möge, und was noch schlimmer ist, in der Einziehung seines Eigentums bestehen. Die nominelle Autorität dieser Person dauert vom Morgen bis zum Abend. Den ganzen Tag über sind die Kaufläden geschlossen; nichts darf gekauft oder verkauft werden, und wird gegen dieses Gebot dennoch ein Handel abgeschlossen, so verfallen die Gegenstände desselben dem Könige der Landwirte.

Eine andere Zeremonie soll mit dem Pflügen verbunden sein. Proben der hauptsächlichsten Früchte der Erde werden auf einem Felde gesammelt. Alsdann wird ein Ochse um dieselben mit gehöriger Freiheit herumgeführt, und dasjenige Produkt, welches er sich zum Futter auswählt, gedeiht vermöge der Autorität dieses Versuches im folgenden Jahr am wenigsten und bedarf deshalb ganz besonderer Sorgfalt der Landwirte. —

Der Umstand, welcher die Bestrafung des christlichen Dolmetschers herbeigeführt hatte, wurde uns diesen Morgen erklärt und war von solcher Beschaffenheit, daß er den König von Siam und seinen Hof in ein sehr lächerliches, wo nicht nachteiliges Licht stellte. Suri-wung-kosa, der Prah-klang, hatte Sr. Majestät neun Paar kleiner kugelförmiger Lampen gezeigt, die zum Verkauf ausgeboten worden waren,

und die hatten dem König sehr gefallen. Es ereignete sich aber, daß, bevor der Kauf gänzlich abgeschlossen war, zwei Paar an jemand anders verkauft wurden. Der König vermißte die Lampen, geriet darüber in den heftigsten Zorn und drohte allen Ministern um ihn herum mit der Bastonnade, wenn die Lampen nicht herbeigeschafft würden. Auch unser Freund, der Prah-klang, sollte für seinen Anteil 100 Hiebe bekommen, und der König sagte ihm allen Ernstes, wenn er auch ein Verwandter sei, (— was wirklich der Fall war, —) solle ihn dies doch nicht schützen. Wir erfuhren, daß er dieser Strafe nur dadurch entgangen sei, daß er dem König so lange aus dem Wege gegangen sei, bis sein Zorn sich gelegt habe.

Die Minister meinten, daß Herr Silveira, der portugiesische Konsul, welcher dem Hofe Geld schuldig war, in die Sache verwickelt gewesen sei. Er wurde deshalb geholt, ins Gefängnis gesetzt und unwürdig behandelt. Einer der Minister drohte ihm sogar mit körperlicher Strafe. Ganz Bangkok war über die Lampen zwei Tage lang in einer Art von Aufregung, deren Wert etwa vier Pfund Sterling betragen mochte. Endlich entdeckte man sie im Besitz einer alten Frau, die nach dem Palast eilte und sie als ein Geschenk anbot, indem sie gleichzeitig behauptete, daß sie dieselben zu diesem Behuf gekauft habe.

Der Monarch, der solchen Zornanfällen ausgesetzt war, ist nun der unumschränkte Herr über das Leben und Vermögen von nicht weniger als 5000000 Menschen. Man muß ihm indessen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bekennen, daß sich das Land unter seiner Verwaltung wohlbefand, daß er sich sehr selten grausamer Handlungen schuldig gemacht hat, und daß man im ganzen ihn allgemein für einen der mildesten Könige hielt, die seit 150 Jahren in Siam regiert haben.

Notizen über das Mönchsleben in Siam.

Nach A. Bastian*) (1863).

Den lokalen Verhältnissen Bangkoks gemäß unternehmen die Mönche ihren täglichen Bettelgang hauptsächlich zu Wasser, und des Morgens früh sieht man lange Reihen von Gondeln, in denen die heiligen Persönlichkeiten durch ihre Schüler von Haus zu Haus gerudert werden. Die weniger Begünstigten müssen sich selbst forthelfen und haben dann ihren Almosentopf vorn im Boote stehen, um darin die Gaben zu empfangen. Die beliebten Prediger oder Äbte brauchen nicht weit zu gehen, da es ihre Verehrer nie ermangeln lassen und sich nur um die Ehre streiten, ihnen ein delikates Frühstück ins Haus schicken zu dürfen. Solche, die für ein Anliegen sich dorthin begeben, sind darauf bedacht, eine Auswahl der feinsten Lecker-

*) „Reisen in Siam.“ Jena 1867, H. Costenoble. — Dient sehr zur Charakteristik der westlichen Einflüsse Vorderindiens.

bissen mitzubringen, so daß infolge dieser guten Pflege die Heiligsten gewöhnlich auch die Fettesten sind.

Bei verschiedenen Zeremonien des gewöhnlichen Lebens ist es Sitte, die bekannten Priester eines Klosters zu sich einzuladen, die dann am Ende des ihnen vorgesetzten Gastmahls einige Choräle abzusingen pflegen. Auch nach dem Palast werden sie häufig für Weihen gerufen.

Die sicherste Besuchszeit, um die Mönche in ihren Zellen zu treffen, war für mich spät des Nachmittags, da sie den ganzen Vormittag mit dem Empfangen und Verzehren der Eßgaben beschäftigt sind, bis ungefähr gegen Mittag, wann sie sich zur Siesta hinlegen und den Schlaf bis zur Annäherung der Abendkühle fortsetzen.

Statt des Rosenkranzes bedienen sich die Mönche auch der Tiu, kleiner Holzstückchen, die im Boot des Klosters aufgehangen werden, um die Zahl der rezitierten Verse zu bemerken. In Hinterindien ist die Priesterkleidung gelb oder rötlichgelb, aber die lamaistische Scheidung in eine gelbe und rote Sekte ist dort unbekannt.

Der Phra-Sangkharat hat Jurisdiktion über die Geistlichkeit der nördlichen Provinzen, der Phra-Vanarata in den südlichen. Schwere Priesterverbrechen werden den aus Geistlichen zusammengesetzten Gerichtshöfen überwiesen. Auf die beiden höchsten Würdenträger folgt der Rang der beiden Vorsteher von Klöstern.

Solche, die die Pali-Examinationen in den ersten drei Tagen bestanden haben, erhalten den Titel Barien vierter Klasse oder Barien chattawa und werden vom Könige beschenkt. Solche, die vier Tage lang richtig übersetzt, werden zu Barien dritter Klasse oder Barien tri erhoben (mit monatlichem Gehalt von 6 Tikal). Solche, die fünf Tage aushalten, sind Barien zweiter Klasse oder Barien to (mit monatlichem Gehalt von 8 Tikal), und die glücklichen Kandidaten von sechs Tagen erwerben den Rang eines Barien erster Klasse und werden außerdem ehrenvoll erwähnt. Eine durch sieben Tage bestandene Examination verschafft 10 Tikal Monatsgehalt und der achte Tag hinzugefügte Ehren, während der erfolgreich aus der Examination des neunten Tages Hervorgegangene zu dem ersten Rang aufsteigt, als Barien Ek, mit monatlichem Gehalt von 12 Tikal.

In Cochinchina werden drei Grade unterschieden, der Tu-tai oder Baccalaureatus, der Houing-cou oder Lizentiat und der Tien-si oder Doktor. Das Examen für den letzteren muß in der Hauptstadt abgelegt werden. Früher konnten an diesen dreijährigen Examinationen im Pali sowohl Mönche als Laien teilnehmen und sich um den Titel Barien (Magister) bewerben. Damit war ein Gehalt verknüpft, der den Marken (Jot) entsprechend stieg. Die Laien, die die Probe bestanden, wurden meistens von dem Könige bei den verschiedenen Klöstern angestellt, um dort die Novizen zu unterrichten. Bei diesen Prüfungen bilden drei Palmenblätter ein Phra-Jot, und wer es bis zu vier Phra-Jot bringt, hat Anspruch auf ein Gehalt. Fleißige Studenten mögen sich bis zu acht Phra-Jot aufarbeiten. Nach den

Gesetzen wäre niemand zum Studieren verpflichtet, bemerkt ein siamesischer Schriftsteller, aber aus Zuneigung für die heilige Religion habe der König in den Gartenanlagen der Klöster Lehrer angestellt, von denen man Unterricht empfangen könne.

Im Phra-Monthien des Vat-Kheo stehen ungefähr 20—30 Schränke, jeder 150 Bände enthaltend, die aus Palmblätterbündeln aufgebunden und mit Zeug umwickelt sind, während sich der Titel auf einer äußeren Schnur angefügt befindet, um auch ohne Öffnen lesbar zu sein. Diese religiöse Bibliothek des ersten Königs ist der Hut des Phaya Pariyattithammada anvertraut, der die Schlüssel aufbewahrt. Ich fand ihn unter einem Pavillon des an den Tempel stoßenden Gartens, wo er einige Priester unterrichtete. Man sieht jeden Vormittag eine kleinere oder größere Anzahl derselben in den inneren Hallen des Klosters, wo sie neben einem Lesestand, der die Palmbücher des Pali trägt, auf Teppichen oder Matten umherliegen und meistens um einen Lehrer gruppiert sind, der den Text erklärt. Ich habe oft im Vorbeigehen von diesen Stunden profitiert, indem ich mich auf einige Zeit zu ihnen gesellte.

Die Lek Vat (Tempelssklaven) leben in dem Kloster oder, wenn sie verheiratet sind, in der Nähe desselben. Sie haben alle die schmutzige Arbeit zu tun, müssen die Pagode rein halten und bei Annäherung der Festtage aufputzen. Ihr Dienst ist ein erblicher, der vom Vater auf den Sohn übergeht, und sie werden im allgemeinen verachtet und als eine untergeordnete Klasse des Volkes betrachtet. Wenn Schuldner niemanden finden können, der für sie eintritt, so werden sie zuweilen von dem Könige aufgekauft und dem Lek Vat zugewiesen. Den Klöstern werden von Verdienstsuchern Hühner oder auch andere Tiere geweiht, die dort unverletzt leben.

In dem Khanburi genannten Distrikt wird ein vielbesuchter Pilgerplatz für Buddhas Sterbebett ausgegeben, und haben die Priester einen dortigen Felsblock mit Goldschaum überklebt und mit den daraufgelegten Zeugen und Teppichen in solcher Art bedeckt, daß er in der Form dem vermeintlichen Sarkophage gleicht. Außerdem hat man in der Nähe eine Stelle mit der des Scheiterhaufens identifiziert, auf der Buddhas Leiche verbrannt wurde und dadurch den Pilgern ihre saure Arbeit ebenso erleichtert, wie in der jerusalemischen Kathedrale, wo sich das Grab, der Salbungsstein, die Höhle, der Fels, alles in der bequemsten Entfernung unter einem Dache beisammenfindet, obwohl die heiligen Väter dort leider nicht unter einen Hut zu bringen sind.

Wenn es für den Bau einer neuen Pagode der Reliquien bedarf, so werden dieselben entweder von den nördlichen Städten geholt, oder in den Ruinen zerstörter Klöster gesucht oder durch die Meditation verdienstvoller Männer in einem Lotus erzeugt. Um die Reliquien als echte zu prüfen, werden sie geschüttelt und mit etwas Zitronensaft beträufelt. Sie müssen dann dem Auge völlig unschädlich sein, wenn sie während einiger Tage unter den Augenlidern getragen werden. Die Reliquien der größten Sorte sind bohnengroß und goldfarbig.

Die Mittelsorte, etwa wie ein durchgebrochenes Reiskorn, ist in der Farbe grüner Juwelen. Die kleinste Sorte ist senfkorngroß und an Farbe wie eine vertrocknete Phikunblume.

Industrieritter verfertigen falsche Reliquien und lassen sie ausgraben, wie in Italien griechische Statuen. Im Norden Siams behauptete ein Priester, eine Offenbarung gehabt zu haben, daß die Beichte strenger einzuführen sei, und forderte das Volk auf, einen Baum niederzuhauen, worauf sich seine Sendung bestätigen würde. Man fand im Innern des Stammes eine Schachtel mit einer Rolle, die gleichfalls die Beichte anbefahl, doch gelang es den Behörden, den Priester zu dem Geständnis zu bringen, daß er selbst dieses Dokument vor mehreren Jahren dort verborgen und gewartet habe, bis der Baum herangewachsen sei.

Wenn die siamesischen Schulkinder lesen zu lernen anfangen, wiederholen sie die Worte, ohne sie zu buchstabieren, und nur die Worte von mehreren Silben unterscheidend. Wenn die Schüler anfangen, die heiligen Palibücher zu lesen, so weihen sie die ersten Palmblätter einer der Götterfiguren des Klosters. Der Novize verpflichtet sich, die 10 Sila (Vorschriften) der Gebote zu halten.

Sich für den Eintritt in das Kloster vorbereitend, bringt der Knabe Verehrung dar mit der Formel: „Möge Buddha jeden mit seinem Lichte erleuchten, das Wohl der Wesen fördern." Wenn der Knabe, nachdem er am Tage seines Klostereintrittes noch einmal alle weltlichen Freuden genossen hat, in vollem Schmucke dasitzt, so treten seine Verwandten zu ihm heran und erinnern ihn, daß es jetzt, wo er die Kinderschuhe auszieht, nicht länger passend für ihn sein würde, sich in solchen bunten Tand zu kleiden. Da alles Bestehende vergänglich sei, so müsse er von jetzt an sein Sinnen nur darauf richten, in der Religion Phra-Phutthi-Chaos solche Verdienste zu erwerben, die allen Wechsel überdauern. Bei der Ordination wird der Kandidat nicht nur gefragt, ob er frei von körperlichen Gebrechen, sondern auch, ob er ein Mensch und kein Drache sei.

Wenn die Zellen eines Klosters für die Zahl der eintretenden Mönche nicht ausreichen sollten, so nehmen diese einen provisorischen Aufenthalt, bis Verdienstsuchende ihnen Wohnungen gebaut haben. Die Schulknaben kochen zuweilen im Kloster oder wärmen ihren Lehrern die erbettelten Speisen auf, was die Mönche selbst nicht tun dürfen. Zuweilen sieht man die jüngeren Mönche sich mit Tischlerarbeit unterhalten. Im Durchschnitt bilden solche, die lesen und schreiben können, die Mehrzahl.

Die weiblichen Geistlichen oder Nonnen leben in kleinen Hüttchen, die ihnen fromme Laien neben den Klöstern bauen, um dort für die Mönche die Küche zu besorgen und sie sonst zu bedienen. Sie sind der Mehrzahl nach alte Frauen, besonders Peguerinnen; doch treten auch zuweilen jüngere für einige Tage in diesen Stand, um ihrem Tugendkapitel ein Sümmchen zuzufügen oder vielleicht alte Schulden abzubüßen.

---

6. Die Arioiden Vorderindiens.

Das große Problem der Abstammung der Arier und aller arierartigen Völker, der Arioiden, ist noch nicht gelöst und wird auch in dem Sinne, wie es heute gestellt wird, nie gelöst werden. Die arischen Stämme, deren westliche Verwandte heute Europa bewohnen und Europa zu der Halbinsel umgestaltet haben, von der aus sich eine einheitliche Kultur über die ganze Erde hinzieht, und deren östliche Stämme als Hindu in Vorderindien einst eine Heimatstätte gefunden haben, treten in die Geschichte als Nomadenvölker ein. Ihre erste größere Kulturleistung schwankt zwischen Griechenland und Persien. Die Griechen waren das erste seefahrende Volk unter den Arioiden, das uns bekannt geworden ist, und die Perser haben das erste große Landreich gegründet. Beide Völker waren die Erben der Semitoiden, welche ihre Kraft aus der lebendig fließenden Kulturquelle Babylonien zogen und als Seefahrer im Mittelländischen Meere Kolonien und Staaten gründeten.

Eine eingehendere Betrachtung der Arioiden sowie der Semitoiden soll nicht in der Kulturkunde, sondern in der geographischen Kulturgeschichte folgen. Wir können uns deswegen hier kurz halten und brauchen nur die wesentlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund zu schieben.

Den Arioiden gehörte als Kraftspeicher das iranische Hochland in Asien an. Inwieweit die Nomadenbewegung sich über den Kaukasus hinweg in die Steppen des heutigen Rußland erstreckte oder aus den letztgenannten Gebieten sich nach Asien ergoß, entzieht sich vorläufig unserem Wissen. Jedenfalls waren die alten Arioiden Nomaden. Sie verfügten über den Besitz des Wagens; und hierin dokumentiert sich schon im ersten Dämmern der historischen Zeit ein höherer Besitz und die Anlehnung an ein gewisses Ackerbauerntum. Die alten wandernden Arioiden waren Helden; es scheint mir, als ob sie es waren, die den Begriff des Reiterhelden und Ritters geschaffen hatten. Denn sie sind die Dichter des großen Volksepos, und alle die gewaltigen poetischen Stammessagen, über welche die Nachbarn der Arioiden verfügen, sind nichts anderes als nach ihrer Art umgewandelte Dichtungskeime arioiden Ursprunges. Die Arier, die nach Indien zogen, haben in der Mahabarata ihr größtes Heldenepos geschaffen. Ähnliche Dichtungen besaßen die alten Perser, und was man dem alten Homer an Dichtung zuschrieb, gehört in dieselbe Gruppe. Heldengesänge hatten die alten Germanen Europas. Und wenn die Nachbarn im Norden,

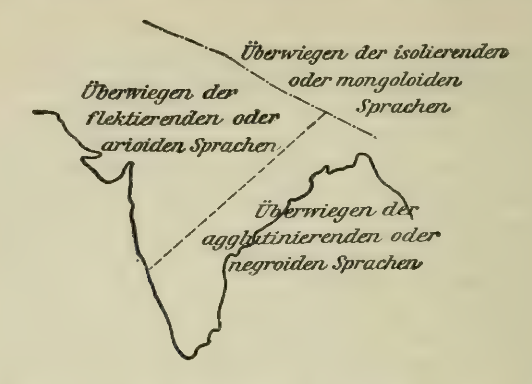
die Finnen ihr Kalevala, die Mongolen ihr Lied vom Bogda Gesser Chan und Ähnliches auch die Türkvölker dichteten, so erscheint das wie eine Nachbildung nach arioidem Muster, erlernt an den Grenzen des Nomadentumes zweier Kultur- und Rassengruppen. Die großen Volksdichtungen der Arioiden und Mongoloiden unterscheiden sich dadurch, daß bei der ersteren die Anlehnung an die Natur und ein großartiges Heldentum naturwüchsige Schöpfungen, verständlich in ihrem Ursprung und klar in ihrem Ausdruck, geschaffen haben, während die entlehnenden Mongoloiden, je weiter sie vom Quelle dieser arioiden Dichtkunst wohnten, allerhand magischen und schamanistischen Kram hineingemischt haben, der uns erkennen läßt, daß der organische Aufbau bei ihnen nicht wohl entstanden sein kann. Ob die Arioiden ihrerseits diese Schöpfung gezeitigt haben, kann uns hier nicht beschäftigen, da diese Frage so weit in die Urgeschichte reicht, daß eine Beantwortung heute noch nicht möglich scheint.

Absichtlich wurde dieser Charakterzug der arioiden Kultur in den Vordergrund geschoben. Es ist damit eine große produktive Kraft erwiesen, die wir bei den Mongoloiden, wenigstens bei den Nomadenstämmen dieser Gruppe, vergeblich suchen würden. Damit rücken aber die Arioiden von vorne herein in ein höheres Stadium, welches auch vollständig dem wesentlichen Unterschiede des arioiden regenarmen Steppengebietes und des entsprechenden Gebietes der Mongoloiden entspricht. Nicht so dürr, nicht so einförmig, nicht so riesenweit dehnt sich das Wandergebiet, welches die arioide Art produziert hat, aus. Viele fruchtbare Täler, welche zur Ansiedelung mahnen, durchschneiden ihre Hochsteppen und Gebirge.

So ist denn ein großer Unterschied zwischen der Einwanderung der Mongoloiden in China und der Einwanderung der Arioiden in Vorderindien. Die zentralasiatischen Nomaden stürmen als kulturarme Gesellen heran, die Arioiden wandern begabt mit einer Religion, mit einem festgebildeten Ackerbauwesen und innerlich organisiert nach Gruppen in Hinterindien ein.

Also dies ist ein großer Unterschied. Wir werden aber trotzdem auch wieder die Kultur der einwandernden Arioiden in Indien nicht zu hoch bemessen dürfen; sicherlich trafen die einwandernden Stämme eine höhere Kultur an, als man vielleicht im allgemeinen anzunehmen geneigt ist. In den Epen der Wanderzeit wird die Kultur der Altansassen nicht zu weit in die Höhe geschoben worden sein, und es ist deshalb sehr zu bemerken, wenn auch diese alten Lieder von Hunderten von Burgen reden, in denen die Ureinwohner wohnten, wenn sie jenen allerhand Schätze zuschreiben und von gegliederten Staatswesen wenigstens Andeutungen machen. Die Arier haben in Hinterindien sicher sehr vieles vernichtet und vieles von dem alten Besitze der Ureinwohner angenommen, das wir heute vielleicht direkt als arisches Gut ansehen. Ja, wir wissen ja nicht einmal, ob diese berühmte Einwanderung die erste Wanderschaft der Arioiden nach den beiden Indien darstellt.

Betrachten wir eine schematische Kartenskizze der Sprachenlagerung in Indien, so sehen wir drei Gruppen der Verwandtschaft. Von diesen gehörte nur die nordwestliche, die Gruppe der flektierenden Sprachen, den Arioiden an. Die nordöstliche der isolierenden Sprachen

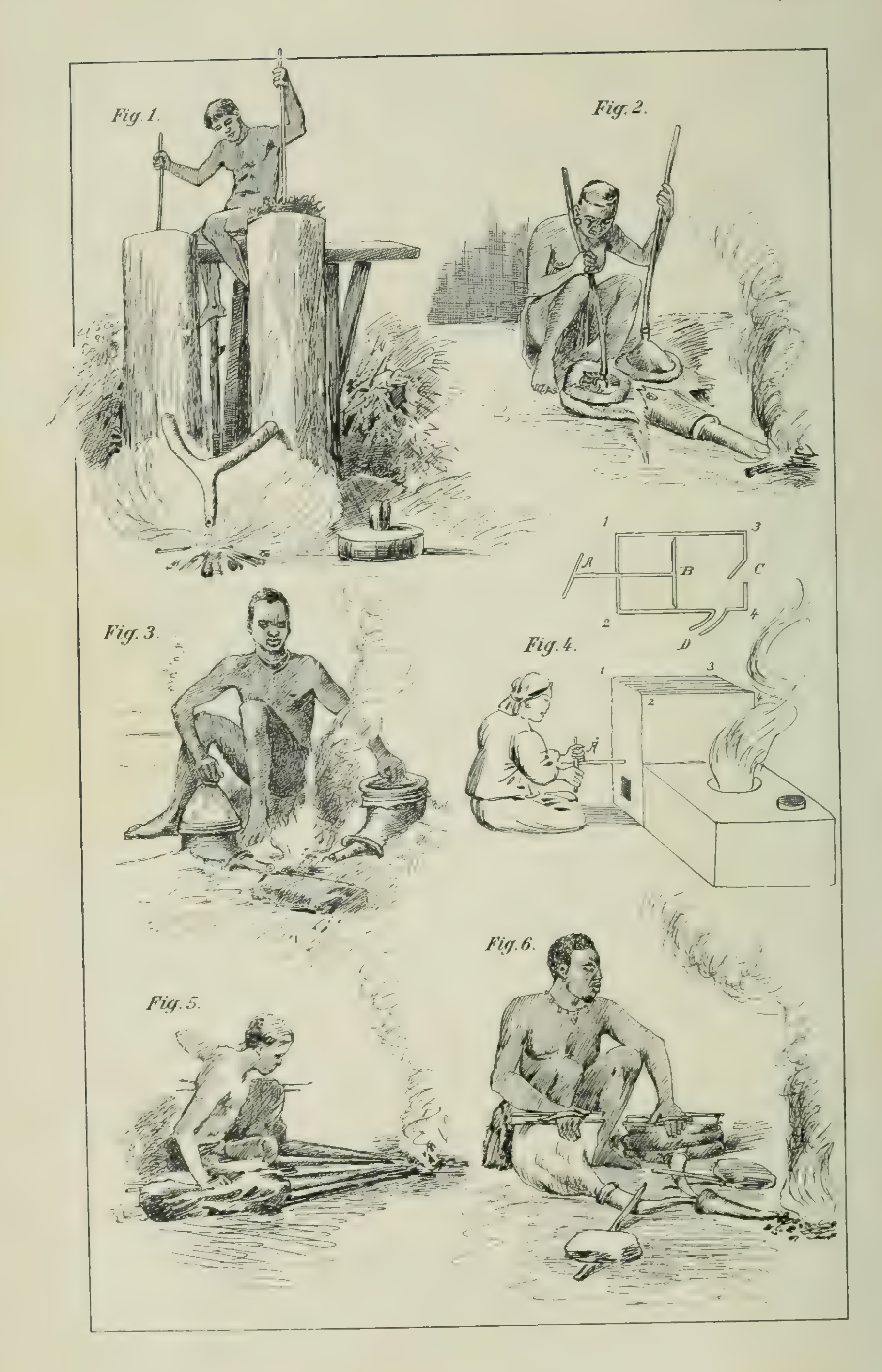


muß zu den Mongoloiden-Einflüssen gerechnet werden, während die agglutinierenden Sprachen des Südostens mit der noch heute hier weit ausgedehnt lebenden Gruppe der Drawida-Völker, negroiden Nachkömmlingen, in Zusammenhang gebracht werden müssen.

Historische Daten und die Betrachtung der Religion, sowie der Kasteneinteilungen sollen der geographischen Kulturgeschichte nicht vorweggenommen werden. Ich will nur einige Worte noch dem heutigen Zustande der indischen Völker widmen.

Das Kulturland Indien war nicht denselben Einflüssen ausgesetzt wie China. Seltener, eigentlich nur einmal im größeren Maßstabe, brach eine Nomadenwelle nach Indien herein. Das war der Ansturm Timur Beg's. Deshalb fehlt den Indern die zähe Tragkraft der Chinesen. Die Inder waren sich selbst und dem Ausgleich mit den Drawida überlassen, und die Inder sind als alteingesessenes Ackerbauernvolk dementsprechend gar weich und widerstandsschwach geworden. Es fehlte den Indern eben der Segen einer kräftigeren Regeneration.

Ein Wort noch den Wechselbeziehungen indischer Kultur im Rahmen ostasiatischen Werdeganges. Nachfolgend ist eine Skizze der Verbreitung der verschiedenen Formen des Blasebalges eingefügt worden. In Hinterindien ist der Schmiedeblasebalg ein Röhrenwerk mit Stempel und natürlichem Ventil. Ihm schließt sich ein entsprechender Kastenzylinder bei den Chinesen an. Der Unterschied zwischen beiden beruht nur darin, daß der eine steht und der andere liegt. In die gleiche Gruppe gehören die meisten südafrikanischen Blasinstrumente. Dagegen sehen wir in Innerasien im Norden, sowie im Westen den eigent-


Fig. 1.
Fig. 2.
1
3
A
B
C
2
4
D
Fig. 3.
Fig. 4.
1
3
2
4
A
Fig. 5.
Fig. 6.

Die wichtigsten Gebläseformen Asiens und Afrikas.

(Vergleiche die umstehend im Text aufgenommene Karte.)

I. Gruppe: Blasezylinder.

Fig. 1. Malaiischer Blasezylinder. (Nach altem Kupfer.) — Festabschließende Federpolster werden in zwei Holzröhren abwechselnd auf- und niedergestoßen.

Verbreitung auf dem Kärtchen mit ▥ bezeichnet.

Fig. 2. Der südafrikanische Blasezylinder. (Nach Zeichnung von Oskar Baumann.) — Die Stöcke des malaiischen Blasezylinders sind noch erhalten. An Stelle der Federpolster sind zwei Ledersäcke getreten.

Verbreitung auf dem Kärtchen mit ▤ bezeichnet.

Fig. 3. Der nordafrikanische Blasezylinder. (Nach Harnier.) — Auch die Stöcke der früheren Polsterstempel sind wie diese verschwunden.

Verbreitung auf dem Kärtchen mit ⬚ bezeichnet.

Fig. 4. Der ostasiatische Blasezylinder. (Nach koreanischer Zeichnung.) Der Zylinder ist nicht wie die malaiischen ein stehender, sondern ein einzelner liegender. Mit dem Griff A wird der Stempel B heraus- und hereingeschoben, beim Herausziehen bei C (in einem Klappenventil) Luft aufnehmend. Das Ventil schließt sich beim Hereinstoßen des Zylinders und infolgedessen wird die Luft durch den Ausgang D in die Feuerung, die daneben liegt, gedrückt.

Verbreitung auf dem Kärtchen mit ▨ bezeichnet.

II. Gruppe: Blasebälge. (Zwei Ledersäcke zum Öffnen resp. Schließen und Aufziehen resp. Niederdrücken mit der Hand.)

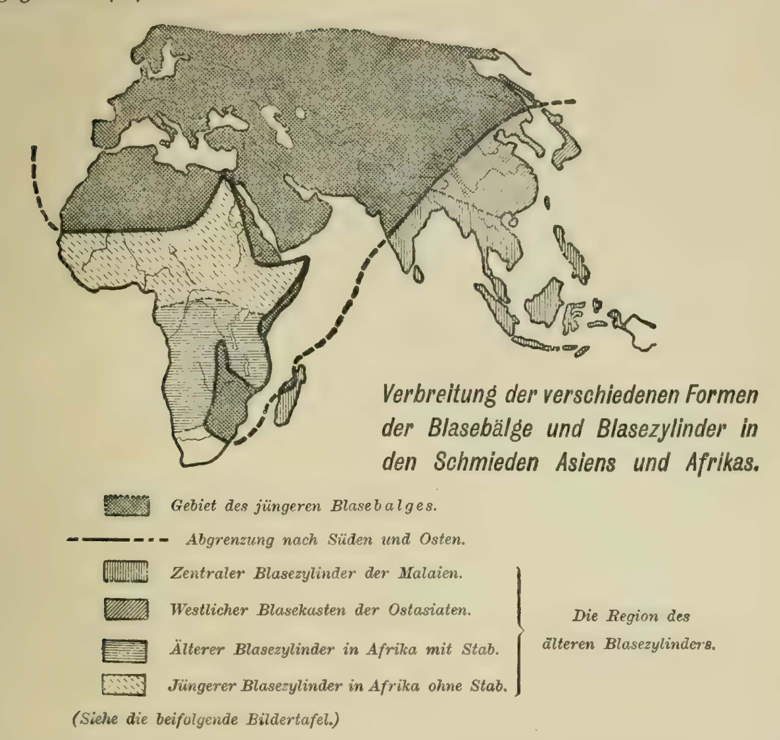
Fig. 5. Der asiatische Blasebalg, im vorliegenden Falle der Jakuten, das nördlichste Vorkommen dieser Form. (Nach Sjeroschowski.)

Fig. 6. Der Zulu. (Nach Wood.)

Verbreitung auf dem Kärtchen mit ▩ bezeichnet.



lichen Balg heimisch. Es ist derselbe Blasebalg, den heute noch die Zigeuner führen.



Verbreitung der verschiedenen Formen der Blasebälge und Blasezylinder in den Schmieden Asiens und Afrikas.

(Siehe die beifolgende Bildertafel.)

Der Unterschied des Systems wird jedem an der Hand der beifolgenden Tafel klar werden. Die Verbreitung ist eine sehr charakteristische: Wir sehen die Einheit des östlichen Asien, bei provinziell separater Entwickelung. Die Völker aus dem Innern und die Arier vor allen Dingen brachten aber ein eigenes Gut, das die ältere Form in Vorderindien jedenfalls weit, etwa bis in jene Gegenden, wo heute noch die Drawida wohnen, zurückgedrängt hat.

Die Bewohner von Kafiristan (die Siaposch).

Nach Mounstuart Elphinstone*) (1808).

Das Land des Kaffers (oder Kafirs) nimmt einen großen Teil der Kette Hindu-Kusch, und einen Teil von Belud Dag ein: Er wird begrenzt im Nordosten von Kaschkar, im Norden von Badakschan und im Nordwesten von Kundus in Balk. Im Westen hat es Inderab und Khost, auch

*) „Geschichte der Englischen Gesandtschaft an den Hof von Kabul.“ 1817. — In die nördlichen Täler zurückgedrängt, hat in den Siaposch sich ein Stamm der alten „wilden“ Arier, der Typus vor dem Herabsteigen in die älteren Kulturländer, erhalten.

in Balk und das Kohestan Kabuls; im Osten dehnt es sich auf eine große Strecke gegen den Norden von Kaschmir aus, wo die Grenze nicht hinreichend bekannt ist. Dies ganze Alpenland besteht aus Schneegebirgen, tiefen Fichtenwäldern und kleinen, aber fruchtbaren Tälern, die eine große Menge von wilden und gezogenen Weintrauben hervorbringen und Schaf- und Rinderherden nähren, während die Berge mit Ziegen bedeckt sind. Das Getreide steht sowohl in Hinsicht auf Wichtigkeit als Überfluß dem Vieh nach. Die gewöhnlichen Arten sind Weizen und Hirse.

Die Wege sind nur für Fußgänger brauchbar und werden oft von Strömen und Flüssen durchschnitten, worüber hölzerne oder schwebende Brücken führen, die an Stricken von Weiden oder einem anderen biegsamen Baume befestigt sind. Alle Dörfer, von welchen ich gehört habe, sind an dem Abhange des Berges gebaut, so daß das Dach eines Hauses die Straße bildet, die in das darüber befindliche führt; dies soll die beständige Gewohnheit im Lande sein. Die Täler müssen gut bevölkert sein; das des Kamotschichen-(Caumojee)Stammes enthielt wenigstens 10 Dörfer, und der Hauptort Kamdaisch bestand aus 500 Häusern.

Das Volk selbst hat keinen allgemeinen Namen, sondern jeder Stamm seinen besonderen; diese Stämme teilen sich nicht nach der Abstammung, sondern nach der geographischen Lage, denn jedes Tal ist im Besitze eines besonderen Stammes. Die Mohammedaner vermengen sie alle unter dem Namen des Kaffers oder Ungläubigen und nennen ihr Land Kafristan. Sie nennen auch eine Abteilung von ihnen Siaposch (schwarzgekleidete) oder Tor Kaffers (schwarze Ungläubige) und eine andere Spin Kaffers (weiße Ungläubige). Beide Beiwörter sind von ihrer Kleidung entlehnt, denn alle Kaffers zeichnen sich durch die Schönheit und Helle ihrer Farbe aus, aber die von der größten Abteilung tragen eine Art Kleidung von schwarzen Ziegenfellen, während sich die andern in weißen Kattun kleiden.

Es gibt verschiedene Sprachen unter den Kaffers, aber sie haben sämtlich viele Worte gemeinschaftlich und eine große Ähnlichkeit mit dem Sanskrit. Sie haben alle das Eigentümliche, daß sie nach Stiegen (20) statt nach Hunderten zählen, und daß ihre Tausende, die sie mit dem Persischen und Puschtuischen Namen ausdrücken, aus 400 oder 20 Stiegen bestehen. Alle diese Beobachtungen passen auch auf die Laghmanische oder Deggahnische Sprache, die ein kafferscher Dialekt zu sein scheint und vermuten läßt, daß die Laghmaner und die Degganer zum Islam bekehrte Kaffers sind. Ich stelle mir vor, daß die Bewohner des Kabulschen Kohestan denselben Ursprung haben, besonders da der Name Kohestan allen neu bekehrten Kaffers gegeben wird. Diese Ableitung ihrer Sprache scheint der Abstammung der Kaffers von den Griechen sehr ungünstig, und ihre Sagen geben uns keine bestimmte Nachricht von ihrem Ursprunge. Die allgemeinste und allein glaubliche Erzählung ist, daß sie von den Mohammedanern

aus der Nähe Kandahar's vertrieben wurden und verschiedene Wanderungen von Ort zu Ort machten, ehe sie ihre jetzigen Wohnplätze erreichten. Sie sagen, daß sie aus vier Stämmen bestanden, die Kamose, Heilar, Seilar und Kamotsche hießen, von denen die drei ersteren den Islam annahmen, aber der vierte seinen alten Glauben behielt und sein Geburtsland verließ.

Ihre Religion gleicht keiner anderen, mit der ich bekannt bin. Sie glauben an einen Gott, den die Kaffers von Kamdaisch „Imra" und die von Tsokui „Dagan" (Dagun) nennen; aber sie verehren auch viele Götter, die, wie sie sagen, große Männer aus alten Zeiten darstellen, welche sich zum Besten ihrer Verehrer bei Gott verwenden. Deren Bilder sind aus Holz oder Stein und stellen immer Männer und Frauen dar, bald zu Pferde und bald zu Fuß. Mullah Natschib hatte Gelegenheit, die Künste zu erfahren, wodurch der Eintritt in das Kaffersche Pantheon erlangt wird.

In dem öffentlichen Saal des Dorfes Kamdaisch war ein hoher hölzerner Pfeiler, auf welchem eine Figur saß, die in der einen Hand einen Speer, in der andern einen Stab hielt. Dies Götzenbild stellte den Vater eines der großen Männer des Dorfes vor, der es sich in seinen Lebzeiten errichtete, nachdem er sich das Recht durch verschiedene Feste, die er dem ganzen Dorfe gab, erkauft hatte. Es war dies nicht das einzige Beispiel von Menschen, die um solcher Ursache willen vergöttert und ebenso sehr als irgend eine andere Gottheit verehrt wurden. Die Kaffers scheinen in der Tat die größte Wichtigkeit auf Tugenden der Freigebigkeit und Gastfreiheit zu legen; diese verschaffen den leichtesten Zutritt zu ihrem Paradiese, das sie Barrei le Bula nennen, und die entgegengesetzten Laster sind die sichersten Wegweiser zum Barrei Daggar Bula oder zur Hölle. Die Leichtigkeit der Vergötterung muß die Zahl der Götter sehr groß machen; allein viele müssen auf ihren Stamm beschränkt sein, denn es läßt sich nicht erwarten, daß diejenigen, die nie an ihren Gelagen teilgenommen haben, sie verehren werden. Daher scheinen die Götter von Kamdaisch ganz von denen von Tsokui verschieden zu sein; obgleich heute nur eine Gottheit beiden gemeinschaftlich ist, gibt es wahrscheinlich mehrere, die vor ihrer Trennung von den Kafferschen Stämmen gemeinschaftlich vergöttert worden sind. Die Hauptgötter oder Helden von Kamdaisch sind 1., Bagisch, der Gott des Gewässers; 2., Mani, der Illsch, das ist „das böse Grundwesen", aus der Welt vertrieb; 3., Marrar, 4., Arram, 5., Parsu, 6., Gesch, 7., Sieben Brüder, namens Paradik, die goldene Leiber hatten und aus einem goldenen Baum entstanden waren; 8., Parron, sieben goldene Brüder von derselben Art; 9., Kumeie, die Mullah Natschib die Frau Adams nennt; 10., Dissani, Frau des Gisch; 11., Duhi, 12., Saritschu und 13., Nischti.

Die der Tsukuer sind Mande, vielleicht der vorhin erwähnte Mani, Maraist, Marrasuri und Indertschi, der vielleicht der Hindusche Gott Inder oder Indra mit dem hinzugefügten indischen Titel tschi sein mag. Dhanpat Roy behauptet ganz fest, daß die Kafferschen Götzen-

bilder den Hindugott Seddaschö darstellten und immer einen Dreizack führten, der das Kennzeichen dieses Gottes ist. Er sagte auch, daß sie einige ihrer Götter Schi Mahadö nennten und dieselben Worte als einen Gruß untereinander gebrauchten, aber diese Umstände stimmen mit anderen Nachrichten nicht überein, und da Dhunpat Roy selbst eingestand, daß die Kaffers Rindfleisch essen, so scheint es unwahrscheinlich, daß sie eine so genaue Ähnlichkeit mit den Hindu haben. Alle Nachrichten versichern auch, daß sie ihre Götzen mit Blut besprengen, und selbst mit dem Blut der Kühe, was sich mit der Religion der Hindu nicht vereinigen läßt, und daß das Feuer zu jedem religiösen Gebrauch gefordert wird.

Mullah Natschib war bei einer Gelegenheit dieser Art zu Kambaisch zugegen; es war ein Opfer an Imra und dasselbe ward an einem besonderen Orte nahe am Dorfe verrichtet, wo ein steinerner Pfosten stand, der nach des Mullah Beschreibung einige Ähnlichkeit mit dem Hinduschen Sinnbild des Mahadö gehabt zu haben scheint. Ein Feuer war vor demselben angezündet, durch welches Mehl, Butter und Wasser an den Stein geworfen wurden. Endlich ward ein Tier geopfert und das Blut durch das Feuer an den Stein gesprengt. Ein Teil des Fleisches ward verbrannt und ein Teil von den zahlreichen Anwesenden gegessen, die in verschiedene Gebete des Priesters einstimmten und seine andächtigen Gebärden nachahmten. Ein Gebet war um die Ausrottung der Muselmanen.

Das zum Opfer gebrauchte Holz, das Mullah Natschib Katschar nennt, ward nach Dhanbat Roy von den Kaffers Kesopuri Thup genannt. Es ist ein Stein, vier Fuß hoch und etwa von der Breite eines tüchtigen Mannes, in die Höhe gestellt. Dies ist der Imrtan oder heilige Stein, und hinter demselben nach Norden ist eine Mauer. Dies ist der ganze Tempel. Der Stein stellt Gott dar. Sie sagen: „Er steht statt seiner, hat aber seine Gestalt nicht.“ Südlich vom Imrtan brennt ein Feuer aus Kantschar, einer Fichtenart, die grün daraufgeworfen wird, hauptsächlich um vielen Rauch zu geben. Ein Mann, dessen Eigenname Malik und dessen Titel Ota ist, steht vor dem Feuer und hinter ihm in einer Reihe die Andächtigen. Zuerst wird ihm Wasser gebracht, womit er seine Hände wäscht. Er nimmt etwas in die rechte Hand, wirft es dreimal durch den Rauch oder die Flamme auf den Imrtan und sagt jedesmal: „Sutsch“, d. h. rein. Dann nimmt er wieder etwas Wasser, und indem er einige Worte wiederholt, die bedeuten: „Nimm dieses Opfer an!“ usw., gießt er es in das linke Ohr des Opfertieres, das zu seiner Rechten steht. (Mullah Natschib sah zwei Opfer, eines an Gott und eines an ein Idol.) Wenn das Tier nun seinen Kopf zum Himmel aufhebt, wird es für ein gutes Zeichen gehalten und gewährt große Zufriedenheit. Hierauf gießt er Wasser ins rechte Ohr, dann auf die Stirn und zum viertenmal auf den Rücken. Jedesmal wird einmal „Sutsch“ gesagt. Er wirft etwas Holz in die Flamme, nimmt eine Handvoll trockenes Weizenmehl und wirft es durch das Feuer an den Stein. Dieses Mehl sehen

sie als einen Teil Gottes an, und dann wirft der Ota zwei Handvoll Ghi in das Feuer; auch dies ist ein Teil von Gott. Bei keiner von diesen Zeremonien sagen sie Sutsch, aber nun ruft der Priester mit lauter Stimme „Hi!", und nach ihm sagen die Teilnehmer und er dreimal „Hi Amatsch!", d. h. „Nimm es an". Dies begleiten sie jedesmal mit einer Bewegung. Sie legen die ausgebreiteten flachen Hände auf die Außenseite ihrer Knie, und indem sie dieselben in einer ausgestreckten Stellung erheben, sagen sie: „Hi Amatsch."

Der Priester tötet nun die Ziege mit einem Messer, und indem er in beide Hände das Blut auffängt, läßt er ein wenig ins Feuer fallen und wirft das übrige durch das Feuer auf den Imrtan oder den Götzen, im Fall ein Götze vorhanden ist, und wiederum folgen drei „Hi Amatsch!" Nun wird der Kopf nach der linken Seite abgedreht und ins Feuer geworfen, aber es folgt kein „Hi Amatsch". Darauf wird Wein in eine Schale gebracht, und der Priester tröpfelt ein wenig davon ins Feuer, wirft das übrige durch dasselbe (auch der Ghi wird aus einer Schale geworfen) und ruft dreimal „Hi Amatsch!" Nun betet der Priester zu Gott: „Bewahre uns vor Krankheit, vermehre unsere Güter, töte die Muselmanen! Nach dem Tode nimm uns auf in Bure le Bula!" und drei „Hi Amatsch!" werden gesprochen. Alsdann führt der Priester einen Pascha oder eine von einem Geist besessene Person herbei und stellt sie vor sich, die, nachdem er ihren Kopf in den Rauch gesteckt und in demselben geschüttelt hat, ihre Augen zum Himmel richtet und wie vorher betet. Der Priester und die Anwesenden sagen dreimal laut „Hi Amatsch". Hierauf führt jeder die Finger an beiden Händen zum Munde und küßt sie, dann zu den Augen und endlich zum Kopf.

Jetzt entfernen sich alle und setzen oder legen sich an einem Ort nieder. Sie setzen jetzt das Blut des Opfers mit etwas Wasser aufs Feuer, und wenn dies ein wenig gekocht hat, legen sie das Fleisch hinein, das halbroh herausgenommen und verzehrt wird. Ist das Opfer aber eine Kuh, so wird sie verteilt, und jeder trägt das Seinige nach Hause. Der Priester erhält in beiden Fällen einen doppelten Anteil. Während des Mahls schlürfen sie etwas Wein mit Wasser gemischt, der von demjenigen, der das Opfer gibt, besorgt wird. Jetzt werden die Knochen verbrannt. Die Umstände sind dieselben, wenn das Opfer für ein Götzenbild ist. Das einzige dieser Art, das Mullah Natschib sah, ward dem Kumei gebracht, einem Idol, in einiger Entfernung südlich vom Dorfe auf einer schwer zugänglichen Höhe, und deswegen begnügten sie sich, diese Dinge gegen dasselbe zu werfen. Sie halten keine Kebla (die Richtung der Mohammedaner bei den Gebeten), und das Gesicht ihrer Idole ist nicht nach einer besonderen Himmelsrichtung gewendet; aber Mullah Natschib konnte nicht sagen, ob in allen Imrtans und Imramas die Anwesenden immer nach Norden sehen.

Die Siaposch haben erbliche Priester, die aber keinen besonderen Einfluß besitzen. Es gibt auch Personen, die sich eine Eingebung von

irgendeinem höheren Wesen dadurch verschaffen können, daß sie ihre Köpfe über den Rauch eines Opfers halten; allein diese stehen nicht in besonderer Achtung.

Sie verabscheuen Fische, halten aber kein anderes Tier für unrein und essen Rind-, Hammel- und Bärenfleisch und alles, was sie sonst noch erhalten können. Obgleich sie an allen Tagen opfern, wenn es ihnen gefällt, so gibt es doch gewisse bestimmte Feste, die unter den Kamotschern von Kambaisch stattfinden und von denen Mullah Natschib glaubt, daß sie allgemein sind. Einige derselben sind merkwürdig, aber keines gleicht einem Fest, mit dem ich bekannt geworden bin, eines ausgenommen, bei welchem die Kaffers Asche aufeinanderwerfen, wie die Hindus eine Art Puder während des Huhli.

Die Feste sind oft mit einem Opfer und immer mit einem Schmause begleitet. Bei einem zünden die Knaben Fackeln aus einer Art Fichten an und tragen sie vor ein Götzenbild, wo sie dieselben niederwerfen und verbrennen lassen. Bei einem andern verstecken sich die Weiber außerhalb des Dorfes und die Männer suchen sie. Wenn sie gefunden werden, verteidigen sich die Weiber mit Gerten, werden aber endlich von den Männern fortgeführt. Einige sagen, daß jede Frau, wie sie kommt, von irgend einem Mann weggeführt wird.

Ihre andern Gebräuche sind weniger mit der Religion verbunden. Ein neugeborenes Kind wird nebst seiner Mutter nach einem zu diesem Zweck außerhalb des Dorfes gebauten Hause gebracht. Hier bleiben beide 24 Tage, während welcher Zeit die Mutter für unrein gehalten wird. Nach dem Verlauf der 24 Tage werden Mutter und Kind gebadet und mit Tanz und Musik nach dem Dorfe zurückgebracht. Wenn das Kind einen Namen erhalten soll, wird es an die Brust der Mutter gehalten, während ihm die Namen seiner Vorfahren vorgesagt werden, und sie geben ihm denjenigen, wobei es zu saugen anfängt.

Das Alter der Verheiratung ist für die Männer das zwanzigste bis dreißigste und für die Weiber das fünfzehnte oder sechszehnte Jahr. Zum Anfang der Bewerbung schickt der Bräutigam einige feine baumwollene Zeuge, die mit bunter Wolle verziert sind (Afghanische Arbeit), nebst einigen andern Putzsachen der künftigen Braut; er schickt auch die Erfordernisse zu einem Fest an den Vater des Mädchens und dessen Verwandten. Dieser Abend wird mit Schmausen zugebracht, und am folgenden kommt der Bräutigam zu seiner Braut, die in dem Schmuck, den er ihr gegeben hat, gekleidet ist. Der Vater fügt ein seidenes Tuch und einige andere Zieraten und Kleidungsstücke für die Braut hinzu und schenkt eine Kuh und vielleicht einen Sklaven dem Bräutigam. Das Mädchen wird alsdann mit einem Korb auf ihrem Rücken, der in Honig eingemachte Früchte und Walnüsse, und wenn die Familie es aufbringen kann, eine silberne Tasse enthält, herausgeführt. Auf diese Weise geht sie zum Hause ihres Bräutigams, vom ganzen Dorf mit Singen und Tanzen begleitet. Einige Tage hernach empfängt der Vater den Preis seiner Tochter, der bisweilen bis auf 20 Kühe steigen soll. Die Priester haben keinen Teil an der

Zeremonie. Die Frauen verrichten alle lästigen Arbeiten, und Dhanpot Roy sagt, daß sie auch das Land bearbeiten. Vielweiberei ist erlaubt. Die Weiber werden nicht eingeschlossen.

Außer ihren Weibern haben die reichen Kaffers männliche und weibliche Sklaven. Diese sind alle Kaffers, denn sie machen in ihren Kriegen mit den Muselmanen keine Gefangenen. Einige werden von Stämmen erbeutet, mit denen sie im Kriege sind, und andere von denen gestohlen, mit denen sie in Frieden leben; aber der größere Teil besteht aus Leuten des eigenen Stammes, da es sehr gewöhnlich ist, daß mächtige Große sich der Kinder der Schwächeren bemächtigen und sie entweder an die Mohammedaner verkaufen oder zu ihrem eigenen Bedarf behalten. Jemand, der seine Verwandtschaft verliert, wird bald zum Sklaven gemacht. Die Sklaven indessen, die im Stamme zurückbehalten werden, werden nicht schlecht behandelt, obgleich sie nicht auf demselben Fuße mit den freien Gliedern der Familie stehen, zu der sie gehören.

Die Leichengebräuche der Kaffers sind von denen anderer Völker sehr verschieden. Wenn eine Person stirbt, wird sie mit ihren besten Kleidern angetan und auf einem Bette ausgestellt, worauf neben sie ihre Waffen gelegt werden. Einige Verwandte tragen sie hinaus, während die übrigen um dieselbe tanzen und singen. Die Männer stellen ein Lustgefecht an, die Weiber klagen. Von Zeit zu Zeit wird die Leiche niedergesetzt, und die Weiber weinen über dieselbe. Endlich wird sie in einen Sarg verschlossen und in freier Luft unter dem Schatten von Bäumen oder an einem anderen passenden Orte niedergesetzt. Jedes Begräbnis schließt mit einem Schmause, und einmal im Jahre wird ein Fest zum Andenken des Verstorbenen gegeben und etwas Speise für seine Manen hingestellt, die aufgefordert werden, herbeizukommen und teilzunehmen. Es ist erwähnt worden, daß einige nach ihrem Tode zum Range der Götter gelangen. Es gibt noch ein anderes Mittel, um sich ein fortdauerndes Andenken zu sichern, die Errichtung eines Tors neben der Seite des Weges. Es ist nur ein einfaches Gebäude, das aus vier Balken und einigen Ellen Mauerwerk besteht und von keinem Nutzen ist; aber es wird nach dem Gründer genannt, und der Genuß dieser Ehre muß durch viele Gelage an das Dorf erkauft werden. Eine sonderbare Nachricht gibt Dhanpot Roy von ihren Beileidsbezeigungen. Wer einen andern besucht, der einen Verwandten verloren hat, wirft, wenn er ins Haus tritt, seine Mütze auf die Erde, zieht dann seinen Dolch, und indem er die Hand der Leidtragenden ergreift, läßt er ihn aufstehen und eine Zeitlang mit ihm im Zimmer herumtanzen.

Ich habe nur wenige Nachrichten von der Regierung der Kaffers. Es ist ungewiß, ob sie anerkannte obrigkeitliche Personen haben. Sind sie vorhanden, so haben sie wenig Macht, da alles durch Beratschlagung unter den Reichen entschieden wird. Es scheint bei ihnen wie bei den Afghanen Blutrache zu gelten, und ich weiß von keiner anderen Gerechtigkeitspflege. Sie haben keine eigenen Titel, sondern

den eines Chan von den Afghanen für ihre Reichen entlehnt. Ihr Vermögen besteht hauptsächlich in Vieh und Sklaven. Ein Reicher in Kamdaisch besaß ungefähr 800 Ziegen, beinahe 300 Ochsen und 8 Gesindesklaven.

Die ganze Kleidung der gemeinen Leute unter den Liposchen Kaffers ist aus vier Ziegenfellen zusammengesetzt, von denen zwei eine Weste und zwei eine Art Unterrock bilden. Die Haarseite der Felle ist nach außen gekehrt; die oberen Felle bedecken nicht die Arme. Das Ganze wird mit einem ledernen Gürtel befestigt. Sie gehen barhaupt, bis sie einen Mohammedaner getötet haben, und scheren die Köpfe bis auf einen langen Büschel auf dem Scheitel und zwei Locken über die Ohren. Sie rupfen auch das Haar von ihrer Oberlippe, ihren Wangen und Nacken, tragen aber vier bis fünf Zoll lange Kinnbärte. Die Wohlhabenden und die in der Nähe der Afghanen Wohnenden haben ein Hemd unter ihrer Weste und im Sommer macht das Hemd ihre ganze Kleidung aus, was bei den Frauen immer der Fall ist. Die Vornehmen tragen keine Ziegenfelle, sondern baumwollenes oder schwarzes, härenes Zeug, einige auch die weißen Decken, die in dem benachbarten Lande Kaschkar gewebt werden. Die Decken werden wie die holländischen Mäntel angelegt, gehen bis auf die Knie hinab und sind mit einem Gürtel befestigt. Zur Kleidung gehören ferner auch baumwollene Hosen, die wie ihre Hemden mit Blumen in roter und schwarzer Wolle benäht sind. Die Hosen sind am Ende aufgeschlitzt, so daß sie eine Art Franse bilden. Wollene Strümpfe oder vielmehr wollene Binden, die rund um die Schenkel gebunden sind, und bei den Kriegern Halbstiefel aus weißem Ziegenfell, vollenden den landesüblichen Anzug.

Die weibliche Kleidung ist von der männlichen wenig unterschieden; aber die Frauen tragen ihre Haare geflochten und auf dem Scheitel des Kopfes befestigt. Sie schmücken sich mit silbernen Zieraten und vielen Kaurimuscheln. Die Jungfrauen tragen eine rote Binde rund um ihren Kopf. Beide Geschlechter haben Ohrringe, Ringe um den Nacken und Armringe, die bisweilen von Silber, öfter aber aus Zink oder Kupfer hergestellt sind. Dieser Schmuck wird während einer Trauer abgelegt; die Männer legen sie mit vieler Zeremonie und kostspieligen Festen nach Eintritt in das Alter der Mannbarkeit an. Die ehrenvollen Auszeichnungen in der Tracht der Männer werden hernach erwähnt werden.

Die Häuser des Kaffers sind aus Holz und haben gewöhnlich Keller, in denen sie ihren Käse, zerlassene Butter, Wein und Essig aufbewahren. In jedem Hause ist eine hölzerne Bank, mit einem niedrigen Rücken an die Wand festgemacht. Sie haben Stühle, die wie Trommeln gestaltet und in der Mitte dünner als an den Enden sind, und Tische von derselben Art, nur größer. Die Kaffers können teils aus Gewohnheit, teils wegen ihrer Kleidung nicht wie andere Asiaten sitzen, und wenn sie gezwungen sind, auf der Erde zu sitzen, strecken sie ihre Schenkel wie andere Europäer aus. Sie haben auch Betten,

die aus Holz und rindsledernen Riemen gemacht sind. Die Stühle sind aus Flechtwerk.

Die Nahrung des Kaffers besteht hauptsächlich in Käse, Butter und Milch mit Brot oder eine Art von Talgpudding. Sie essen auch Fleisch, das sie halb roh lieben, und die Früchte: Walnüsse, Trauben, Äpfel, Mandeln und eine Art schlechter Aprikosen, die wild wächst. Sie waschen ihre Hände vor dem Essen und fangen immer mit einem Gebet an. Beide Geschlechter trinken Wein im Übermaß. Sie haben drei Arten, roten, weißen und schwarz gefärbten, außer einer sehr starken Art von der Dicke eines Gallerts. Sie trinken den Wein sowohl rein als gemischr aus sehr großen silbernen Tassen, die den kostbarsten Teil ihrer Habe ausmachen. Sie trinken während ihrer Mahlzeiten und werden durch diesen Genuß munter, aber nicht zänkisch. Sie sind äußerst gastfrei. Die Leute eines Dorfes kommen einem Fremden entgegen, nehmen sein Gepäck von denen, die es tragen, und führen ihn mit vielen Bewillkommnungen in ihr Dorf. Hier muß er jeden Mann von Ansehen besuchen, und in jedem Hause wird er zum Trinken und Essen genötigt.

Die Kaffers haben viele Muße; sie jagen ein wenig, aber nicht soviel wie die Afghanen; ihr Lieblingsvergnügen ist der Tanz. Ihre Tänze sind im allgemeinen schnell, und sie bedienen sich vieler Bewegungen. Sie ziehen ihre Schultern in die Höhe, schütteln ihre Köpfe und schwingen ihre Streitäxte. Alle Geschlechter und Alter tanzen. Bisweilen schließen Männer und Frauen abwechselnd einen Kreis, wobei sie sich einige Zeit mit verschlungenen Händen um die Spielleute bewegen; dann springen alle vorwärts und vereinigen sich in einem Tanz. Sie tanzen mit vieler Heftigkeit und stampfen den Boden mit Gewalt. Die einzigen Instrumente sind eine Trommel und eine Pfeife, aber die Träger begleiten sich oft mit der Stimme. Ihre Muisk ist im allgemeinen lebhaft, abwechselnd und wild.

Eine ihrer vornehmsten Eigentümlichkeiten ist ihr beständiger Krieg mit den Mohammedanern, die sie verabscheuen. Die Muselmanen fallen häufig in ihr Gebiet ein, um Sklaven fortzuführen, und haben ein- oder zweimal größere Unternehmungen gegen die Kaffers unternommen. Vor 30 Jahren etwa war, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, ein allgemeiner Kreuzzug gegen sie. Der Chan von Badakschan, wenigstens einer der Fürsten von Baschkar, der Padschah von Kuner, der Bas von Batschaur und einige Jusoffeische Chans vereinigten sich bei dieser Gelegenheit und kamen im Herzen des Kafferschen Landes zusammen; aber ungeachtet dieses Erfolges waren sie außer Stande, sich zu behaupten, und waren gezwungen, das Land nach beträchtlichen Verlusten zu räumen.

Die Waffen der Kaffers sind ein Bogen, ungefähr $4^1/_2$ Fuß lang und mit einer ledernen Sehne, und leichte Pfeile von Rohr, deren mit Widerhaken versehene Spitzen sie bisweilen vergiften. Sie tragen auch einen Dolch von besonderer Gestalt an der rechten Seite und ein scharfes Messer an der linken, wobei sie gemeiniglich einen Flinten-

stein und etwas Rinde von besonderer Art mit sich führen, die vortrefflichen Zunder gibt. Sie haben auch angefangen, den Gebrauch des Feuergewehrs und der Schwerter von ihren afghanischen Nachbarn zu erlernen. Sie ziehen bisweilen öffentlich aus, ihre Feinde anzugreifen; aber ihre gewöhnliche Art, Krieg zu führen, besteht in Überraschungen und Hinterhalten, und sie setzen sich denselben Unglücksfällen aus durch Vernachlässigung der Wachen bei der Nacht. Sie unternehmen oft entfernte und schwierige Züge, wozu sie wegen ihrer natürlichen Gewandtheit und Tätigkeit sehr geschickt sind. Wenn sie verfolgt werden, spannen sie ihren Bogen ab, gebrauchen ihn als einen Springstock und machen ungeheure Sätze von Felsen zu Felsen.

Mullah Natschib sah die Leute von Kambaisch gegen einen andern Stamm ausziehen. Die Reichen trugen ihre besten Kleider, und einige legten schwarze mit Kauris geschmückte Binden an, eine für jeden Muselman, den der Träger getötet hatte. Sie sangen, wie sie auszogen, ein Kriegslied, worin die Worte vorkamen: Tschera hei, Tschera hei, Marasch. Er erfuhr, daß sie, wenn es ihnen gelingt, einen Feind unvorbereitet zu überfallen, ein lautes Pfeifen hören lassen und ein Lied singen, dessen Chorus ist: „Aschro u Aschro." Bei solchen Gelegenheiten töten sie alles; aber ihr größter Ruhm ist, Muselmanen niederzumachen. Ein junger Kaffer ist verschiedener Vorrechte beraubt, bis er diese Tat verrichtet hat, und verschiedene Auszeichnungen sind erfunden, um ihn zu ermuntern, dieselben so oft zu wiederholen, als es in seiner Macht steht.

Bei den feierlichen Tänzen am Fest des Namminat trägt jeder eine Art Turban, worin für jeden Muselman, den er getötet hat, eine Feder steckt. Die Zahl der Schellen, die er bei dieser Gelegenheit um seinen Unterleib trägt, ist nach demselben Grundsatz bestimmt, und es ist keinem Kaffer, der nicht seinen Mann getötet hat, erlaubt, seine Streitaxt im Tanz über dem Kopf zu schwingen. Diejenigen, die Muselmanen erschlagen haben, werden von ihren Verwandten besucht, mit Glückwünschen überhäuft, haben hernach ein Recht, eine kleine rote Mütze, oder vielmehr eine Art Kokarde, am Kopf gebunden, zu tragen, und die viele getötet haben, können eine hohe Stange vor ihren Türen aufrichten, worin Löcher sind, in welchen ein Nagel für jeden Mohammedaner, den der Eigner getötet, und ein Ring für einen jeden, den er verwundet hat, angebracht wird. Bei solchen Aufmunterungen, sie zu töten, ist es nicht wahrscheinlich, daß die Kaffers oft mohammedanische Gefangene machen. Es hat sich dieser Fall aber bei der Verteidigung des eigenen Dorfes zuweilen ereignet, und sie veranstalteten dann mit vielem Triumph ein Fest und töteten den unglücklichen Gefangenen mit vieler Feierlichkeit oder opferten ihn vielleicht ihren Götzen.

Bisweilen herrscht indessen Frieden oder Waffenstillstand mit den Mohammedanern. Ihre Art, ein Bündnis zu schließen, ist ebenso sonderbar als ihre Weise, Krieg zu führen. Sie töten eine Ziege und bereiten das Herz, beißen die Hälfte ab und geben das Übrige dem

Mohammedaner; dann beißen sich beide Parteien sanft einander in die Gegend des Herzens und der Vertrag ist geschlossen.

Obgleich durch die Verfolgungen der Mohammedaner zu solcher Wut erbittert, sind die Kaffers im allgemeinen ein harmloses, wohlwollendes und gutherziges Volk. Obgleich sie leidenschaftlich sind, lassen sie sich doch leicht besänftigen. Sie sind lustig, scherzhaft, lachen gern und sind überhaupt von einem geselligen und heiteren Charakter. Selbst gegen die Muselmanen sind sie freundlich, wenn sie diese als Gäste aufnehmen, und obgleich Mullah Natschib einmal von den Kaffers vor einem betrunkenen Mann aus ihrem Volke sich verbergen mußte, ward er doch nie von einem seiner Sinne mächtigen Manne wegen seiner Religion bedroht oder beleidigt.

Sabitri.

Nach der Bearbeitung Reuleaux's*).

In den friedvollen Zeiten des indischen Königstums, als Frömmigkeit die Menschen verband und Rechtschaffenheit das häusliche Glück erhielt, als Yudhischtra der Gerechte (ein König aus dem Geschlecht der Pandava) durch Vorschrift und Beispiel die festen Regeln sittlichen Wandelns einprägte, da herrschte in der Landschaft Madra ein frommer, wahrhaftiger, weiser und wohlwollender König mit Namen Assvapati (der Rosse Meister).

Lange Zeit hindurch waren ihm keine Kinder beschieden, was ihn tief bekümmerte. Als er nun inne ward, daß der Abend seines Lebens täglich näher rückte und noch immer kein Zeichen der Erfüllung seines Wunsches erschien, beschloß er, eine große Götteranrufung zu veranstalten, um einen Sohn und Erben zu erflehen, und brachte von da ab täglich 10000 Opfergaben dar, um der Göttin Sabitri (ein Name der Gattin Civas; der Name bedeutet die Beständige, Standhafte, auch die Standhaftigkeit), von welcher er die Gnade erhoffte, zu gefallen.

So vergingen mehrere lange und peinvolle Jahre. Da geschah es, daß eines Tages die Göttin Sabitri plötzlich vor ihm erschien in der Gestalt eines schönen Weibes und ihm sagte, sie sei bereit, ihm irgend eine Gnade, um die er bitten möchte, zu gewähren, weil sie Wohlgefallen gefunden an seinen strengen Bußübungen, sowie an der Reinheit seines Herzens, der unwandelbaren Festigkeit seines Gelübdes und dem festen, unerschütterlichen Glauben an sie. Wie zu erwarten, flehte er um eine Anzahl von Söhnen, indem er beteuerte, daß das Leben des Mannes ohne Nachkommen nur ein Wirrsal sei, welches den vorübergehenden Sonnenschein des Segens zu drückender Düsterkeit verdunkele.

Die Göttin antwortete, daß sie diesen seinen Herzenswunsch vorausgekannt und den Weltschöpfer (Brahma) befragt habe, auf welche Weise

*) „Eine Reise quer durch Indien.“ Berlin 1884, Allg. Ver. f. dtsche Literatur. — Ein Beispiel der altindischen Dichtkunst.

am besten der Wunsch verwirklicht werden könne. Durch seine Gnade werde er bald durch eine Tochter beglückt werden, die in jeder Beziehung eines so frommen und tugendreichen Vaters würdig sein werde. Sie werde der Leitstern für die Augen aller Prinzen sein; ihr Reiz werde erstrahlen weit und breit. Nachdem sie so gesprochen, verschwand die Göttin; der König kehrte darauf zu seiner Hauptstadt zurück.

Nach kurzer Zeit ward die älteste Königin gesegneten Leibes und gebar nach Ablauf der Zeit eine Tochter von fleckenloser Schönheit. Der König und seine Brahminen gaben ihr den Namen Sabitri nach der Göttin, welche die Gnade gewährt hatte. Tag für Tag wurde die Prinzessin schöner und schöner und entfaltete sich bald zu herrlicher Jugendblüte. Jeder, der ihre wie vom Bildner geschaffene Gestalt und ihre einnehmende Erscheinung sah, glaubte, daß in der lieblichen Jungfrau eine der Himmlischen, die Verkörperung der Lieblichkeit selbst, zur Erde herniedergestiegen sei. So schön aber war sie, daß kein Prinz, mochte er noch so groß und ausgezeichnet sein, es wagte, unaufgefordert um ihre Hand zu werben.

Der König Assvapati aber gedachte nun, seine einzige Tochter, da sie in der vollen Frische ihrer Jugend stand, mit einem dieser Ehre Würdigen zu vermählen. Indes, es fand sich aus dem angegebenen Grunde kein fürstlicher Bewerber ein. Zuletzt erhielt auf ihre Bitte die Prinzessin die Erlaubnis, selbst eine passende Wahl zu treffen. Um ihr hierzu behülflich zu sein, gestattete der Vater ihr, einige seiner weisesten Räte mit auf die Reise zu nehmen, deren Erfahrung und Ratschläge sie in der so schwierigen Aufgabe in Anspruch nehmen könne. So reiste sie denn ab auf einem goldenen Wagen, begleitet von den ergrauten Räten, unter den Segenswünschen der Priester des Hauses. In der Fremde und Weite zog sie durch manchen fremden Landstrich, unterließ auch nicht, auf ihrem Wege die Einsiedeleien verehrungswürdiger alter Rischi zu besuchen, welche in Gottesbetrachtungen versunken waren.

Nach einiger Zeit, als der König, den Staatsgeschäften obliegend, eben mit dem ruhmvollen Weisen Narada Rates pflog, kehrte Sabitri mit ihren Räten von der Pilgerfahrt zurück. Als die Prinzessin ihren Vater mit dem großen Rischi Narada im Gespräche fand, beugte sie ihr Haupt in gebührender Ehrfurcht vor dem würdigen Weisen und ihrem hochgeliebten Vater. Nachdem die ersten freudevollen Begrüßungen nach so langer Trennung ausgetauscht waren, hob Narada an: „O König, wohin war deine Tochter gegangen, woher kommt sie? Hohe Zeit wäre es, sie einem ihrer würdigen Prinzen zu vermählen!“ „Ehrwürdiger Rischi,“ erwiderte der König, „ich habe sie auf Reisen gesandt mit einigen meiner weisesten Räte, um nach einem edlen Prinzen umzuschauen, welcher mit körperlicher Schönheit die seltensten Gaben der Weisheit, des Mutes, der Frömmigkeit und der Tugend vereinigen möchte; nun höre aus ihrem eigenen Munde, wie weit sie in ihrer heiligen Sendung Erfolg gehabt.“ Dann forderte er Sabitri auf, ihnen zu berichten, wen sie zum Gatten gewählt. Sabitri,

gehorsam ihres verehrten Vaters Geheiß, antwortete mit dem Wohlanstand ihrer Jahre und ihres Geschlechtes: „Mein Vater, ein frommer König, Dyumutsen mit Namen, beherrschte früher das Königreich Sala (eine Landschaft im nördlichen Indien). Aber wenig Tage nach seiner Thronbesteigung erblindete er auf beiden Augen. In dieser Zeit war sein einziger Erbe ein Kind. Verräterische Feinde benutzten seine Blindheit und das zarte Alter des Knäbleins, um in das Reich einzufallen und die Herrschaft an sich zu reißen. Der entthronte König zog sich mit seiner geliebten Gemahlin und dem Söhnlein in einen nahen Wald zurück, wo sie in Verzicht auf alle Freuden dieser schlechten, undankbaren Welt ein stilles Leben der Gottesbetrachtung führten. So wohnten sie zwischen den Einsiedeleien ehrwürdiger, weiser Männer, welche mit Freuden den Knaben auferzogen und in sein Gemüt die Saat der guten Sitten und der Gottesfurcht streuten. Er wurde in jeder Beziehung meinesgleichen, und ihn habe ich zu meinem Gatten erkoren. Sein Name ist „Satyawana" (der Wahrheitsliebende).

Als er dies vernommen, wandte sich der weißhaarige Rischi Narada zum König: „O Fürst, ich muß mit Kummer sagen, daß deine Tochter unglücklich in ihrer Wahl gewesen, indem sie in Unbedachtsamkeit den tugendhaften Satyawana zum Gatten erkor." Bewegt forschte der König: „O großer Rischi, besitzt Satyawana die edlen Eigenschaften der Tapferkeit, der Klugheit, des Verzeihens, der Frömmigkeit, der Ehrfurcht, der Freigebigkeit und der Kindesliebe?" Narada erwiderte: „Satyawana ist dem Surya (Sonnengott) gleich in fleckenloser Ruhmwürdigkeit, ist weise wie Vrihaspati (der Regent des Planeten Jupiter, der Lehrer der Götter), voll Duldung wie die Erde."

Weiter fragte der König: „Verehrt der Prinz ernstlich die Götter, wandelnd auf den Pfaden der Rechtschaffenheit? Ist er schön, liebenswert und hoher Sinnesart?"

„O König," entgegnete Narada, „gleich Ratideva (ein historischer König, dem besondere Freigebigkeit nachgerühmt wird), Sankritis Sohn, ist der schöne Satyawana freigiebig, gleich Civi, dem Sohne Ucinaras liebt er die Götter und die Wahrheit, hohen Sinnes ist er wie Yayati (Civi und Yayati, beide aus derselben Dynastie wie Ratideva). Alle die frommen alten Rischi und andere gute Menschen sind überzeugt, daß Satyawana brav, mild, bescheiden, wahrheitsliebend, treu seinen Freunden, hochherzig, fromm und aufrichtig in Gottesfurcht ist." „O ehrwürdiger Rischi," sagte der König, „du hast alle guten Eigenschaften genannt, welche die Menschheit veredlen; wolle mir denn sagen, was ihm mangelt!" Narada erwiderte: „Eines ist es, was ausreicht, alle seine Tugenden aufzuwägen: sein Leben auf Erden ist kurz; sein Schicksal ist nur, noch ein Jahr zu leben vom heutigen Tage an."*)

---

*) Narada ist ein Sohn Brahmas und steht mit den Göttern des indischen Olymps in steter Beziehung. Er erfährt von ihnen öfter die künftigen Schicksale der Menschen, bringt auch ihre Botschaften aus dem Paradies auf die Erde. Wegen dieser

Als der König diese schreckenvolle Weissagung Naradas vernommen, versuchte er alles, seiner Tochter die verhängnisvolle Verbindung auszureden, allein alle seine Bemühungen erzeigten sich als vergeblich. Sabitri blieb fest und standhaft bei ihrem gegebenen Wort und entgegnete furchtlos, sie könne trotz der unglückverheißenden Voraussagung, nach welcher der indischen Ehefrau die Schrecknisse früher Witwenschaft drohten, ihr verpfändetes Jawort nicht zurückziehen und ihr Herz einem andern Wesen auf Erden schenken.

Da rief Narada aus: „O König, ich sehe, daß deine Tochter treu ihrem Versprechen, fest in ihrem Gelöbnis und standhaft in ihrer Liebe und Anhänglichkeit für Satyawana ist. Niemand wird vermögen, sie vom Pfade des Rechten abzulenken. Laß denn das seinesgleichen nicht habende Paar durch den heiligen Bund der Ehe vereinigt werden." Der König antwortete: „O großer Rischi, unabänderlich ist dein Wort; was du eben gesagt hast, ist richtig und recht. Da du mein Guru bist, so will ich tun, was du mir zu tun anbefohlen." „Des Himmels reinster Segen sei mit euch allen," sagte Narada und ging von dannen.

Nunmehr richtete der König sein Augenmerk darauf, daß die Hochzeitsfeier seiner geliebten Tochter nach Gebbühr mit Glanz und Pracht vor sich gehen könne.

So wurde denn Assvapatis schöne Tochter nach dem Brauche mit Satyawana, dem Sohne des blinden alten Königs Dyumutsen, vermählt. Für eine Weile erfreute sich das glückliche Paar aller Segnungen der ehelichen Gemeinschaft in dem wonnigen und stillen Landaufenthalt, der dem geschäftlichen Gedränge der Menschen entrückt und so geeignet war für fromme Betrachtungen. Sabitri freilich wußte sehr wohl, daß, wie von Bidhata (Vorsehung) vorherbestimmt, diesem kurzen, flüchtigen Glück bald langes und peinvolles Leiden folgen und sie beide vielleicht vernichten werde.

Woche nach Woche und Mond nach Mond rollten so dahin. Da rückte der vorher verkündete Tag, an welchem der schreckliche Spruch über Satyawana gefällt werden sollte, heran; und als Sabitri nun inne ward, daß nur noch vier Tage fehlten, das schreckliche Jahr zu vollenden, wohl Satyawanas letztes Lebensjahr, an dessen Ende Yama's (des Todesgottes) verhängnisvolle Fackel vor ihrem Geliebten auflodern würde, krampfte ihr Herz bei dem Gedanken zusammen. Um den furchtbaren Spruch abzuwenden, unterging sie nun ein strenges Gelübde, in dreitägigem ununterbrochenem Fasten und Beten bestehend, wobei sie alle Inbrunst eines gottergebenen Herzens zu den Füßen der Allmacht aushauchte. Ihr Schwäher Dyumutsen, überwältigt von der sich erhebenden Flut ihres Kummers, versuchte, sie von einem so anstrengenden Bußgelöbnis abzumahnen, aber seine Zureden waren gänzlich ohne Erfolg. Mit unbeugsamer Ausdauer blieb sie bei ihrem

Beziehung wird er von manchen dem Hermes oder Merkur parallel gestellt, auch der indische Merkur genannt. Merkwürdig ist, daß ihm auch die Erfindung der Laute, wie dem Hermes die der Leier, zugeschrieben wird.

Entschluß stehen und ergab sich ruhig in die Schickungen einer weisen und gnadenreichen Vorsehung.

Ihre innere Bewegung und das stete Fasten machte sie hinfällig und schwach, und die prophetischen Worte Naradas quälten ihren Geist wie ein unheilkündendes Gesicht. Unmöglich aber ist es, die heftigen Kämpfe zu schildern, welche in ihr vorgingen, als endlich der Schreckenstag erschien und damit der unvermeidliche Ratschluß des Schicksals, nach welchem ihr lieber Gatte für immer zu leben aufzuhören habe, erfüllt werden sollte. Nachdem sie im heiligen Strome gebadet, brachte sie den Göttern Räucherungsopfer und warf sich zum Zeichen tiefer Ehrfurcht auf den Boden nieder, zu den Füßen sowohl der alten Einsiedler als ihres Schwähers und ihrer Schwiegermutter, welche ihrerseits die innigsten Segenswünsche über sie aussprachen. Als die Stunde des Mahles kam, bat man sie, einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, da sie nun drei Tage in einemfort gefastet; jedoch sie weigerte sich, erfüllt wie sie war von inbrünstiger Hingebung, vor Sonnenuntergang irgendwelche Speise zu sich zu nehmen.

Da sah sie, wie ihr Gatte sich bereitete, zum Walde zu gehen mit Axt und Korb, um Früchte und dürres Holz zu holen. Sabitri bat, ihn begleiten zu dürfen; indessen teils in Vorahnung einer ihm drohenden Gefahr, teils aus warmer Zärtlichkeit für sie wollte er sie gern zu Hause lassen, denn ihre Füße seien zu zart, in der dornigen Wildnis zu wandern, zumal sie körperlich jetzt so schwach sei. Aber alle seine Ermahnungen nicht achtend, rief sie aus: „O mein geliebter Herr, ich bin nicht im mindesten schwach vom Fasten, deine Gegenwart ist meine stärkste Stütze. Ich kann nimmer glücklich sein ohne dich, darum habe nicht taube Ohren für die dringenden Bitten deines schon Trost bedürftigen Weibes, dessen Schicksal mit dem deinigen durch einen Knoten verknüpft ist, den keine irdische Gewalt zerreißen oder zerschneiden könnte.“ Satyavana sah sich endlich genötigt, ihren Bitten nachzugeben, und bat sie, von seinem Vater und seiner Mutter zu dem Weggange die Erlaubnis einzuholen. Diese wurde mit dem größten Widerstreben erteilt. Nach Empfang ihres Segens und gewappnet mit der himmlischen Gnade, verließ das unglückliche Paar sein liebliches Heim, um in den wilden Forst zu gehen. Beim Dahinwandern richtete Satyavana, dunkel dessen bewußt, was ihn befallen sollte, an sein liebendes Weib die folgenden zärtlichen Worte: „O teure Sabitri, sieh, wie die Natur lächelt in all ihrer Schönheit, wie die Gefilde sich geschmückt haben mit duftenden Blumen und schattigen Baumgruppen und weithinziehendem lebendigem Grün, wie lieblich und friedlich das Bächlein dahinfließt mit sanftem Gemurmel, wie die Wirbler des Waldes ihre süßen Töne furchtlos erschallen lassen, wie der Pfau lustig hüpft, wie der Hirsch munter dahinspringt, und über alles dieses, wie die Stille der Schöpfung den Geist zu frommen Betrachtungen einladet.“

Während Sabitri aufmerksam auf ihres Gatten bewundernde Schilderung der Natur lauschte, schwoll ihr das Herz in die Kehle, aber ihr

Auge ward nicht von einem einzigen Tränentropfen befeuchtet. Sie folgte ihrem Gatten als ein treues, gehorsames Weib.

Nach einiger Zeit traten sie in den Forst, wo Satyavana, nachdem er seinen Korb mit Früchten verschiedener Art gefüllt, anhub, mit der Axt die verdorrten Äste von den Bäumen zu hauen. Die Anstrengung übermannte ihn aber bald, und er empfand ein schweres Gefühl in seinem Kopf. Langsam kam er heran zu seinem teuern Weibe und sagte: „O vielgeliebte Sabitri, ich fühle einen stechenden Kopfschmerz, der mehr und mehr quälend wird, mich ganz ohnmächtig macht und beinahe mein Herz bricht. Ich vermag ihn nicht länger zu ertragen; doch ich hoffe, durch einen lindernden Schlaf bald Wohlsein und Kraft wiederzugewinnen."

Als sie ihres Gatten herzerschütternde Worte vernommen, setzte sie sich nieder auf den Boden und legte Satyavanas Haupt in ihren Schoß. Doch wie das Geschick es geordnet, wurde er bald völlig bewußtlos. Als Sabitri dies bemerkte, verlor sie nicht die gewohnte Geistesgegenwart. Im Verlaß auf die unbegrenzte Gnade einer über alles herrschenden Vorsehung erwartete sie still und gefaßt die verhängnisvolle Stunde, wo der Schatten des Todes für immer ihren geliebten Satyavana überdecken sollte — ein Geschick, welches sie zu teilen entschlossen war. Mit einem Mal, nach einer kleinen Weile, glaubte sie eine schreckliche Gestalt zu erblicken, in roten Gewändern und der Sonne ähnlich lichtfunkelnd, die sich langsam näherte, eine Kette in der Hand. Es war keine Täuschung ihrer Sinne. Der leibhaftige Yama stand zur Seite Satyavanas und blickte starr auf ihn hin.

Kaum hatte ihn Sabitri gesehen, als sie das Haupt ihres Gatten von ihrem Schoß auf die Erde legte und zitternden Herzens ihn anredete: „Gottähnliches Wesen, deine himmlische Gestalt und majestätische Erscheinung besagen deutlich, daß du ein Gott unter Göttern bist. Lasse dich herab, dich zu erkennen zu geben und deinen Geist zu mir zu wenden."

Yama gab zur Antwort: „O Sabitri, du bist rein und standhaft in Gottesfurcht und Erbauungsgedanken; darum will ich nicht anstehen, dieser dringenden Frage Genüge zu leisten. Ich bin Yama, ich komme hierher, um deinen toten Gatten hinwegzunehmen, da seine Erdentage erfüllt sind." Auf dieses sagte Sabitri: „O König, ich hörte immer, daß deine Boten die Gestorbenen von der Erde holen; warum kommst du denn selber?"

Yama erwiderte: „O liebliche Sabitri, dein vortrefflicher Gatte besaß zu seiner Lebenszeit manche guten Eigenschaften und ragte hervor durch seine Rechtschaffenheit. Es war deshalb nicht schicklich, meine Boten zu senden, ihn zu holen. Drum komm ich selbst." Indem er so sprach, zog Yama mit Gewalt die fingergroße Seele aus Satyavanas Leib. Des belebenden Geistes beraubt, wurde der tote Körper regungslos, blaß und bleich, und Yama schritt fort nach Süden (der Eingang der indischen Unterwelt liegt nach Süden, nach dem heißen Äquator hin). Ihm folgte, um die Früchte ihres Gelöbnisses zu ge-

winnen, die keusche Sabitri mit traurigen Blicken und schwerem Herzen. Als Yama dies bemerkte, verwies er es ihr und befahl ihr, heimzukehren und die Bestattungsfeier für ihren Gatten zu begehen. Sabitri aber erwiderte, sie wolle dahingehen, wohin immer ihr Gatte gebracht werde; ihr Gehen werde wegen ihrer Gebete zu dem Allmächtigen, wegen ihres festen Glaubens an ihren geistigen Führer, wegen der feierlichen Erfüllung ihres heiligen Gelöbnisses und auch wegen Yamas Gnädigkeit frei und unbehindert sein. „O König der Unterwelt,“ sagte sie, „neige in Gnaden dein Ohr dem Gebete einer Flehenden. Der, so nicht bis zur vollständigen Bemeisterung seiner Stimme gelangt ist, sollte nicht in den Wald kommen, um dort häusliches oder eines Forschenden oder eines Büßers Leben zu führen. Nur die, welche wirklich ihre Leidenschaften bezähmt, können die Bedingungen der vier Lebensweisen erfüllen. Von diesen vier ist die des häuslichen Lebens sicherlich die beste, denn sie begünstigt am meisten die Erwerbung von Wissen und Weisheit und die Pflege von Frömmigkeit und Tugend. Meinesgleichen wünschen kein anderes Leben zu führen, als ein häusliches.“

„Nun kehre heim, o schöne Sabitri; ich bin erfreut über deine weisen Bemerkungen und bin gewillt, dir eine Gnade zu gewähren, nur nicht das Leben deines Gatten!“ rief Yama aus. Sabitri antwortete: „O König, sei gnädig gewogen, meinem blinden Schwäher sein Augenlicht wiederzugeben und ihn stark zu machen wie die Sonne oder das Feuer, daß er befähigt werde, sein Königreich wiederzugewinnen und mit Kraft zu regieren.“ Yama gewährte das Gnadengeschenk und ermahnte sie, heimzukehren nach dem ermüdenden Tage. Sabitri indessen sagte zur Erwiderung: „O tugendreicher König, ich fühle nicht Ermüdung noch Beschwer, solange ich bei meinem Gatten bin; denn ein Gatte ist die Stärke und Stütze seines Weibes, und das Weib teilt ihres Gatten Wohl und Wehe. Wohin du auch deshalb meinen Gatten tragen mögest, werden meine Schritte dir folgen, dem treuen Hunde gleich. Unsere erste Begegnung mit dem Guten und Rechtschaffenen führt zum Wachstum von Vertrauen und Güte, was stets fruchtbar an segensreichen Folgen ist.“ Worauf Yama erwiderte: „O gedankenreiche Frau, deine Worte sind Wohltat meinem Herzen, sie sind reich an Urteil und gutem Sinn. Gern will ich dir eine andere Gnade gewähren, nur nicht das Leben deines Gatten.“ „Gestatte mir denn, o tugendreicher König, um hundert wackere Söhne für meinen Vater zu bitten, der der Söhne nicht hat,“ sagte Sabitri.

„Ich gewähre die Gabe,“ sagte Yama, „nun aber, da alle deine Wünsche erfüllt worden, höre auf, mir länger zu folgen. Sehr weit bist du von deines Schwähers Behausung entfernt; kehre schleunigst nun heim.“

Sabitri antwortete: „O tugendreicher König, wir sind geneigt, in die Rechtschaffenen mehr Vertrauen zu setzen als in uns selber; ihre Güte vergilt reichlich unsere Liebe und Achtung.“ Yama sagte: „Ich bin hocherfreut durch deine erbauliche Rede, und bin geneigt, dir noch-

mals eine Gnade zu gewähren." Sabitri, die von Dank erfüllt war für die verschiedenen ihr bereits gewährten Geschenke, erkühnte sich diesmal, um die Wiedererweckung ihres Gatten sowohl als um hundert kraftvolle, weise und tugendhafte Söhne für ihn zu bitten, die dem Lande zum Ruhm und der Menschheit zur Zierde gereichen möchten.

„Sei es so," sagte Yama freundlich und verschwand.

Die Bengalen.

Nach Emil Schlagintweit*).

Bengalen, seit der Mitte des 14. Jahrhunderts unter mohammedanischen Herrschern stehend und Bangalah genannt, hieß in den altindischen Schriften Banga von dem es bewohnenden Hauptvolke. Die alten Arier hatten die Provinz sich selbst überlassen; im Gesetzbuche des Manu aus dem vierten vorchristlichen Jahrhunderte wird noch die Ganga als Ostgrenzfluß des arischen Volkes bezeichnet; ein Hauptstamm der Gegenwart in den Küstendistrikten westlich der alten Ganga, der Tschandala, galt ihnen sogar als Inbegriff verabscheuungswürdiger Menschen und mußte gemieden werden. Jedem Hörer eines Sanskrit-Kollegs ist bekannt, daß mit Tschandala der Sohn einer Brahmanenfrau bezeichnet wird, deren Ehegatte ein Sudra (niederste Kaste) war; sie alle sollen aus den Städten vertrieben werden, dürfen sich darin über Tag nicht blicken lassen, sollen nur Kleider Verstorbener anlegen, nur mit rostigem Schmucke von Eisen sich zieren. Den Mörder eines Brahmanen erwartet in seinem nächsten Erdenwallen die Geburt als Tschandala. Man hatte wohl angenommen, daß der Name ursprünglich einem eigenen Stamme eigen war, aber erwartet, daß er im Geltungsgebiete des Kastenwesens als verächtliche Bezeichnung sich fortgeerbt habe; da stellte die Volkszählung von 1872 fest, daß sich ihr Name in Bengalen nicht nur erhielt, sondern von 1658441 Menschen mit Stolz getragen wird, ohne ihn hinter einer andern ehrenvolleren Bezeichnung zu verbergen.

Der Tschandala-Sündenbock der altindischen Kastentheorie ist nichts anderes als der Name des Volkes jenseits des Grenzflusses Ganga, das man seiner Zahl und Körperstärke wegen fürchtete. Über eine Million dieser Leute sitzt östlich von Kalkutta hinüber bis zum Grenzgebiete gegen Burma; dort haben sie im Delta des Ganges und Brahmaputra mitten in den Sümpfen, die von Verzweigungen dieser vereinigten Ströme gespeist werden, Erhöhungen von zwei bis drei Meter zusammengeschaufelt und darauf ihre Heimstätte gebaut. In der heißen Jahreszeit, wenn die kleineren Flußbetten bis auf den Grund austrocknen, leiden die Tschandala Durst und sind zufrieden mit Wasser, das selbst in irdenem Geschirre in kurzer Zeit von den sich entwickelnden Pilzen grün sich färbt. In der Regenzeit über-

*) „Indien in Wort und Bild." Bd. I. Leipzig 1880, Schmidt & Günther. — Wertvoll sind die Angaben über die Tschandala, das verdrängte Volk. — Im übrigen haben wir hier den heutigen Zustand der arischen Völker in Indien vor uns.

flutet das Wasser die ganze Gegend; die Erdhügel ragen als Inseln heraus, bis auch zu ihnen das Wasser emporsteigt und das Vieh wochenlang bis an den Bauch im Wasser steht. Abgemagert zum Skelett tritt das Vieh in die heiße Jahreszeit über, viele Stücke sind gefallen, der Tschandala aber dauert aus, seine im Ruderdienste geübte Muskulatur ist entwickelt. In schwierigen Lebenslagen wissen sich diese Leute leichter zu helfen als ihre dünkelhafteren Nachbarn. Ganz besonders übertreffen sie die Brahmanen an Wahrheitsliebe. Im Kreise Faridpur haben die Tschandala die Überlieferung bewahrt, daß sie einst um Dakka angesiedelt waren, aber ihre Heimat infolge des Fluches eines heiligen Brahmanen verlassen mußten. Den Hinduismus vertauscht der Tschandala fortdauernd leicht mit dem Islam. Der Islam herrscht vor. Übertritte sind an der Tagesordnung und der Einfluß der Brahmanen in Abnahme.

Es ist ein Werk der hinduisierenden Brahmanen-Kolonien, die hier seit 1000 nach Christus einzogen, daß die Provinz eine arische Sprache, das Bengali, spricht, dessen Wortschatz zu neunzehn Zwanzigsteln, d. i. mehr als in jeder anderen arisch-indischen Volkssprache, dem Sanskrit entnommen ist. Die Bengalisprache reden 40 Millionen Indier. Ihre Grenzen liegen westlich bei Kischengadsch, östlich von Assam; nördlich ist es vom Tibetischen begrenzt, südlich reicht es bis ans Meer. Vorarisches Blut wiegt vor; die eingesprengten weißen Kasten sind deutlich Nachkommen arischer Kolonisten. Die Hautfarbe des Bengali ist dunkel; einige haben dicke Lippen wie ihre urwüchsigen Nachbarn im nördlichen Burma. Andere haben kurzes wolliges Haar wie die Garo, die der vorgeschobenste Posten der zentralasiatischen Völker sind, welche über Tibet nach Indien einbrachen und heute an der Südostbiegung des Brahmaputra herab bis Maimensing sitzen; im Westen herrscht das lange struppige Haar vor, wie es der Bhuiya trägt. Ureigen ist Unterbengalen, daß man sich nach dem Bade die Glieder mit Öl einreibt, um den Körper widerstandsfähiger gegen das Liegen auf dem mit Feuchtigkeit gesättigten Boden zu machen. Der Haut gibt dies ein fettiges glattes Aussehen.

Als Menschenschlag ist der Bengali mit 1,62 Meter Größe unter dem Mittel der Hindurasse; sein Körperbau ist zart, seine Bewegung langsam. Die Nahrung trägt an dieser geringen Entwickelung viel Schuld; die unteren Klassen nähren sich fast ausschließlich von Reis, und die Arbeitsleistung von Menschen, deren Nahrung einzig Reis bildet, ist gering. Es gehört zu den Märchen der oberflächlichen Reisebeschreibungen, daß Ostasiaten bei ausschließlicher Reisnahrung fast ebenso viel leisten wie die europäischen Arbeiter bei Fleischnahrung. Der Chinese weiß, daß ein Arbeiter, mit Reis genährt, höchstens 15 Tage lang schwere Arbeit verrichten kann; er setzt deswegen der Kost zur Zeit der Ernte Schweinefleisch zu. Der Bengale enthält sich sogar des Genusses von Eiern, nimmt aber als Zuspeise zu Fleisch gern Fische; die Fischerkasten betragen 6% der Gesamtbevölkerung.

Unter der Jahrtausende langen Bedrückung durch die herrschen-

den Klassen, anfangs der Brahmanen, später der Mohammedaner, litt der Charakter der Bengali. Mut und Tatkraft kennt der Bengali selbst gegen persönlichen Angriff nicht; die vielen Millionen Bengali stellen zur englischen Eingeborenen-Armee keinen Mann; was Bengalenarmee heißt, rekrutiert sich aus den westlich anstoßenden Hindu redenden Distrikten. Ebenso zog er sich in seinem angeborenen Widerwillen gegen alle militärische Disziplin vom Polizeidienste zurück, seit eine straffere Manneszucht herrscht. Diesen Mangel an Mannesmut und die damit verbundene Unlust zu strammem Dienste ersetzt große Geschmeidigkeit, gepaart mit feiner Menschenkenntnis. Durch Dienstbeflissenheit weiß sich der Bengali beliebt und durch große Versprechungen andere sich willig zu machen, aber er ist nicht verlegen in Ausreden und schreckt vor Lüge, selbst Meineid nicht zurück; um einen verhaßten Gegner mittels des Gesetzes zu verderben, werden ihm Verbrechen angedichtet und die Zeugen so gut eingelernt, daß selbst geübte englische Richter getäuscht wurden. Als Untertan lebt der Bengali gesetzmäßig; erst bittere Not und unerträgliche Bedrückung bringen Aufstände hervor. Einen solchen erlebte im Sommer 1873 Pabna, ein Distrikt nordöstlich von Kalkutta am linken Gangesufer, wo eine reine Ackerbaubevölkerung mit der hohen Dichtigkeit von 13098 Menschen auf die deutsche Quadratmeile (238 auf den Quadratkilometer) angesiedelt ist. Die Beamten der Grundherren hatten den Pächtern nicht einmal mehr den Nahrungsbedarf gelassen und Zuschläge erhoben; den Angriffen und Drohungen der verhaßten Mittelspersonen machte die Polizei sofort ein Ende, aber es kennzeichnet den erleuchteten Geist der englischen Regierung, daß eine Proklamation den passiven Widerstand als berechtigt erklärt, zur Beschwerdeführung auffordert und nur vor Zusammenrottungen und Anwendung von Gewalt warnt.

Als Kaufleute sind die Bengali von den Rassen im westlichen Indien überflügelt. Der Exporthandel ist in den Händen der Europäer und Parsi, die hier eine Kolonie von 1219 Köpfen bilden. Im Binnenhandel und Lokalgeschäft sind tongebend die Marwari (790 Köpfe stark), kaufmännische Einwanderer auf Zeit aus Ratschputana.

Auf die Landesverwaltung von ganz Indien gewannen Bengali einen Einfluß wie keine andere indische Nation; insbesondere wußten ihre Brahmanen und die Schreiberkasten, die unter den Mohammedanern emporgestiegen waren, die neuen Ideen sich nutzbar zu machen, welche mit den Engländern ins Land kamen. Hier früher als irgendwo sonst brach sich die Überzeugung Bahn, daß ein Mann mit Schulkenntnissen sich besser nährt als der Ungebildete. Die Anregung, Schulen zu gründen, fand so viel Anklang, daß wiederholt die Tempel der Dorfgottheit als Lehrsäle hergegeben wurden. Eltern in besseren Verhältnissen schicken ihre Söhne gerne in die höheren Schulen, und die Knaben befleißigen sich des Studiums. Als Juristen wie als Gelehrte sind die Bengali scharfe Denker, die Advokaten am obersten Gerichtshofe in Kalkutta sind vortreffliche Redner. Zur Aus-

bildung für den höheren Verwaltungsdienst gingen Bengali häufig nach England; 1874 war es ein Brahmane von dort, der in Cambridge unter allen Studenten die besten Noten errang. Schattenseiten sind in der Praxis geringer Fleiß; in entlegenen Orten oder Stationen mit ungesundem Klima nimmt der Bengali keine Anstellung. Für Bestechungen sind sie in niederen Diensten so zugänglich wie andere. Mit Mehrung der Schulen beginnen sie überall aus den Bureaus außerhalb des eigentlichen Bengalens verdrängt zu werden; nur in der Intendantur wiegen sie noch vor.

Den Gegensatz zu diesen Fortschritten unter den Männern bildet die Stellung der Frauen. Der Inder, sei er Hindu oder Muselman, hält die Aufgabe der Frau für erfüllt, wenn sie ihn mit Kindern versieht und sie großzieht. In Männergesellschaft wird die Frau nicht geduldet; ihre Bildung ist so vernachlässigt, daß die Zählung der des Lesens und Schreibens kundigen Mädchen und Frauen 1872 in Kalkutta nicht einmal 3% unter Verheirateten und knapp 6% unter Mädchen feststellte; in den Landstädten der nächsten Umgebung fanden sich unter 17000 Mädchen und Frauen erst sechs mit Schulbildung und weiter im Innern fehlten in den Tabellen alle Einträge. Der junge Gatte ist schon sehr fortschrittlich gesinnt, wenn er mit der Frau häusliche Angelegenheiten bespricht, sie beim Lesen der heiligen Schriften anwesend sein läßt, sie überhaupt als seinesgleichen behandelt und nicht stummen Gehorsam fordert. Selbst solche Frauen dürfen aber den Mann nicht zärtlich beim Vornamen nennen und nehmen ihr Mahl nach dem ihrer Gebieter, wenn ihnen nicht ausdrücklich in Gegenwart ihres Mannes zu essen gestattet wird. Das Ereignis, daß in Madras 1874 ein reicher Hindu bei dem Korso am Seestrande im Wagen sich mit seiner Frau zeigte, wurde in allen Blättern gefeiert. Hindu von Rang bezeichneten wiederholt die Eisenbahnen für ihre Familien unbenutzbar, weil man dabei seine Weiber in der Öffentlichkeit sehen lassen müsse. Einige Hindureisende verfielen auf den Gedanken, die Palkis (Sänften), in welchen die Frauen dicht verschleiert zur Einsteigstation getragen wurden, mit den Insassen auf einen Güterwagen zu stellen. In Oberbengalen fing einmal das Linnen, mit welchem solche Palkis zum Schutze gegen die Hitze belegt waren, durch Funken aus der Lokomotive Feuer, ein Kind verbrannte, aber größere Wehklage erregte, daß die Schönen frei dem Auge der Umstehenden sich zeigen mußten. Bei diesem Anlaß kam als weiterer und in den Augen solcher Inder gewichtiger Einwand gegen die Bahnen zutage, daß man an bestimmte Abfahrtzeiten gebunden und dadurch verhindert sei, dem Rate der Haus-Astrologen über die günstige Zeit zum Beginne der Reise zu folgen. Im genannten Falle hatte der Brahmane den ganzen Zwischenfall auf Rechnung ungünstigen Horoskopes gesetzt, und aus gleichem Anlasse trabt mehr als ein hoher Inder mit seinem Gefolge neben der Bahn einher, statt sich ihrer zu bedienen, so sehr er gleich den niederen Kasten der bequemen Reisegelegenheit wegen die Bahnen schätzt.

Hohe Feiertage und ein Volksfest für die Eingeborenen sind die Durga-Pudscha-Festlichkeiten (Dasara im westlichen Indien genannt), welche im Monate Aswin (oder Ende September, anfangs Oktober) zu Ehren von Siwas Gemahlin Kali, auch Durga (die schwer Zugängliche) genannt, abgehalten werden. Das Fest dauert zehn Tage und bringt den europäischen Beamten Gerichtsferien ein, denn alle Geschäfte ruhen, niemand kommt zum Amt. Sechs Tage sind vorbereitende, der Haupttag ist der letzte Tag; Zweck und Inhalt des Festes ist Darbringung von Gaben an die Werkzeuge des täglichen Gebrauches. In den ersten Tagen bringt der Landmann Wagen, Pflug, Haue, Sichel usw. auf einen Haufen und streut ihnen Weihrauch und Blumen, legt vor sie Früchte, Reis und Getreide hin, wirft sich dann selbst auf die Erde, murmelt Sprüche und bringt dann die Geräte an ihren Platz zurück. Ebenso stellt die Frau ihre Körbe, die Reismühle, den Zylinder zum Quetschen des Reises und die Kochgeschirre zusammen und bringt ihnen Verehrung dar. Dasselbe tut der Maurer mit Kelle und Richtscheit, der Zimmermann mit Beil, Hammer, Hobel und Hohleisen, der Barbier mit seinem Rasiermesser, der Schneider mit Nadel und Schere, der Weber mit Webstuhl, der Koch mit seinen Messern und Löffeln. Der Soldat ehrt seine Waffen und Fahnen, der Artillerist die Kanone und bittet um Treffer. Am siebenten und achten Tage besucht man fleißig die Tempel, empfiehlt sich den Hausgöttern und den besonders erwählten Schutzheiligen durch Opfer. Der neunte und zehnte Tag sind den Volksfesten bestimmt. Am glänzendsten sind diese Feste in den Residenzen regierender Fürsten und Titular-Radschas. Am neunten Tage bildet dort das Schlachten eines Büffels den Glanzpunkt; entweder ist er trunken gemacht und wird, wenn freigelassen, von einer großen Menge von Verfolgern getötet, oder er ist zahm, und dann versetzt der Festgeber selbst den tödlichen Schlag mit seinem Schlachtschwerte. Am zehnten Tage läßt in Vasallenstaaten der Kriegsherr Geld unter die Truppen verteilen und zieht unter Hörnerklang und Trommelwirbel zur Parade aus. Sind die Salven abgefeuert und die Parade abgenommen, so entwickelt sich ein äußerst lebhaftes Volksfest; die Reiter führen Wettrennen aus, das Volk andere Spiele und von seinen Zelten aus ergötzt sich der Hof an dem bunten Schauspiele. Abends wird der Festplatz mit farbigen Laternen geschmückt und werden Feuerwerke abgebrannt. Alle Südasiaten sind große Feuerwerkskünstler und verstehen es, in magischer Beleuchtung feuerspeiende Berge, feurige Menschen und Tiere, Sonnen- und Mondfinsternis vorzuführen. Feuerwerkskörper sind in jeder größeren indischen Stadt zu haben. Der Flammensatz des bengalischen Feuers (eine Mischung von Mehlpulver mit Holzkohle und Schwefel- und Kupferpräparaten) wird jetzt auf der ganzen Welt hergestellt.

In Kalkutta werden am Durga-Pudscha-Feste Bilder der Göttin Kali umhergetragen; die Göttin ist dabei mit reich vergoldeter Krone und mit Juwelen behangen. Die Reformpartei in Kalkutta feiert

Der Prunk des kultivierten Nomaden.



Der Luxus des Großmoguls in Nordindien.

Nach einem Kupfer der „Allgemeinen Historien" (um 1750).

diese Tage an Stelle der abergläubischen Gebräuche durch Kinderfeste, in denen Spiele und turnerische Übungen abwechseln.

Die Hindu verbrennen ihre Toten, begraben sie oder werfen sie in den Fluß; die Mohammedaner begraben sie. Die alten Inder verbrannten den Leichnam, und nach den Religionsvorschriften mußten die Wischnuiten ihre Toten verbrennen, die Siwaiten und die Lingaiten sie begraben. Die religiösen Kenntnisse der Hindu sind aber gering; weniger die Sastras oder heiligen Bücher als der Gebrauch am Orte des Todes oder unter der Kaste, der man zugehört, und Aberglauben bestimmen die Art der Totenbestattung. Kinder unter acht Jahren werden jederzeit begraben, ebenso alle an Blatternkrankheiten Gestorbenen, da man annimmt, daß sich die Göttin, die solchen Tod bewirkte, am Leichnam gütlich tue und hofft, daß sie gesättigt ihr Mordwerk einstelle.

Laute Wehklage der Weiber macht der Nachbarschaft kund, daß ein Sterbender in Nöten liegt. Die Verwandten eilen ins Sterbehaus, eine Lampe wird am Kopfende des Sterbenden entzündet, sein Mund mit Wasser ausgewaschen und, während ein Teil der Umstehenden den Hausgöttern Opfer darbringt, der zugezogene Brahmane oder Tempelpriester Gebete spricht und dem Kranken den mitgeteilten Spruch ins Ohr flüstert, zwingen andere dem Sterbenden ein Gericht aus Milch, Buttermilch, Honig, Syrup und eine Banane, die Frucht des Pisangbaumes ein, und bewirken durch den Genuß dieser zur Reise in das Jenseits als unentbehrlich erachteten Dinge meist ein vorzeitiges Erlöschen der Lebensgeister. Im Stalle wird eine Kuh losgebunden, bei Brahmanen und hohen Herren auch mit Blumen und Geschmeide, das selbst von Gold ist, verziert und zum Sterbenden geführt. Diesem gibt man den Schweif in die Hand in der Vorstellung, daß ein solches heiliges Tier die Seele am Ufer der Baitarani, des Styxflusses, erwarte und sie glücklich über diesen feurigen Grenzfluß zum Himmel geleite. Noch ehe der Tod eintritt, wird mit fieberhafter Eile alles zur Totenfeier hergerichtet; denn erst, wenn die irdischen Überreste bestattet sind, dürfen die Angehörigen Nahrung zu sich nehmen. Ist der Tod eingetreten, so wäscht man den Verstorbenen und bedeckt den Körper mit reinem Linnen; nur das Gesicht bleibt frei. Der Haussohn oder in dessen Ermangelung der nächste männliche Verwandte badet und läßt sich den Bart scheren.

Verbrennen des Leichnams gilt als Kennzeichen des Hinduismus. Die Waldbewohner nehmen die Totenverbrennung an, sobald Brahmanen ihre religiösen Führer werden. Das Verbrennen wird außerhalb der Ortschaften vorgenommen, in der Nähe des Meeres, eines Flusses oder Teiches. In Kalkutta heißen davon die von Mauern umschlossenen Verbrennungsplätze Ghas, Quais. Der Tote wird auf einer Bahre (aus Bambusröhren mit Querhölzern verbunden) von Verwandten oder Lohndienern zum Verbrennungsplatze getragen. Man nimmt dabei nicht immer den Weg durch die Türe, sondern schlägt einen Ausgang in die Flachwand, wenn der Tag im Kalender als ein

ungünstiger angemerkt ist oder wenn das Haus so angebaut ist, daß der Wirtschaftshof gequert werden müßte. Der erste Leidtragende schreitet der Bahre mit entblößtem Haupte voran, in der Hand den irdenen Topf haltend, in welchem die Zündmasse zur Entzündung des Verbrennungsfeuers angemacht ist.

Der Tote wird über offenem Feuer verbrannt. Vier Pfähle sind zur Stütze des Verbrennungsmateriales in den Boden gerammt; aus Holz und getrocknetem Kuhdünger ist der Scheiterhaufen aufgebaut. Ist der Tote aufgelegt, so schließt der erste Leidtragende den Mund mit einem Tuche und beschwert es mit etwas Reisbrei, umgeht den Scheiterhaufen dreimal und legt Sandelholz auf die vier Ecken. Der beigezogene Priester sagt Sprüche her, und der Haupttrauernde legt Feuer an den Holzstoß. Diener halten ihn durch Lockern mit Stöcken, Anfachen des Feuers mit Wedeln, Beträufeln mit Öl in hellodernder Flamme. In zwei bis drei Stunden ist der Leichnam zu Asche verbrannt, und zwar vollkommener, wenn er (wie in Südindien) in Lehm gewickelt ist. Sonst geschieht dies häufig sehr ungenügend, so daß Geier noch an den Resten sich gütlich tun. Sind alle Zeremonien erfüllt, so begeben sich die Leidtragenden in den nahen Fluß oder Teich zu einem Bade, ehe sie in das Sterbehaus zurückkehren. Dort gießt man Öl in die Sterbelampe, die über der Stelle brennt, auf welcher der Tod eintrat.

Der nächste Tag vereinigt die Trauergesellschaft wieder auf dem Verbrennungsplatze. Sind Schädel und Gebeine gesammelt, so werden sie mit Milch gewaschen, mit Honig und Öl eingerieben und auf Pisangblätter gelegt, die mit Butter bestrichen sind. Sodann bringt man diese Überreste in ein an der Sonne getrocknetes irdenes Gefäß und wirft dieses in das Wasser. Nach einem Gebete im Tempel, wobei der Name des Verstorbenen laut ausgesprochen wird, verfügt sich der erste Leidtragende unter einen schattigen Baum oder an den Rand eines Flusses und stellt einen formlosen Stein hin. Man glaubt, daß der Schatten des Toten zehn Tage auf Erden verweile und daß die Seele in diesen Stein fahre, bis von Yama, dem Herrn über die Toten, auf den Bericht seiner Diener hin über ihre künftige Bestimmung entschieden ist. Täglich werden vor dem Steine Gebete verrichtet, und täglich wird die landesübliche Nahrung davor hingestellt. Es gilt als Zeichen günstigen Endbescheides über die Toten, wenn Krähen das Futter annehmen. Am zehnten Tage wird der Stein ins Wasser geworfen. Einige Kasten trauern noch weitere zwanzig Tage.

Soll der Tote begraben werden, so bringt man ihn gern in sitzende Stellung mit unterschlagenen Beinen und setzt hierzu den Leichnam an die Wand, noch ehe die Starre eintritt. Als Beerdigungsplätze werden die Ufer der Flüsse herausgesucht; am liebsten bestattet man den Toten innerhalb des Überschwemmungsgebietes. Die Grube wird zu seicht, nur metertief ausgehoben. Schakale und Geier spüren dem Aas nach und scharren den Toten aus, so daß der verwesende Körper die Luft verpestet. In der Regenzeit unterwühlt

Wasser den Boden, und die steigenden Fluten führen in hochheiligen Flüssen, wie dem Ganges, große Mengen von Kadavern und formlosen Körpermassen den Mündungen zu. Die Regierung erwägt Gesetze zur Anlage ordentlicher Friedhöfe. Sonst war es gebräuchlich, den Toten sofort dem Flusse zu übergeben, statt ihn zu begraben. Noch Ende der fünfziger Jahre wurden in Kalkutta jährlich 5—6000 Hindu in den heiligen Ganges geworfen, und in Bengalen ist solche Bestattungsweise in Hospitälern wie Gefängnissen noch heute üblich, aber die Behörden dringen immer entschiedener auf Abstellung dieses gesundheitsschädlichen Herkommens. Die Trauergebräuche nach der Beerdigung sind dieselben wie die für die verbrannten Angehörigen.

Das religiöse Leben der Singalesen.

Nach Robert Percival*) (1800).

Die Religion der Bewohner Ceylons macht einen der hervorstechendsten Züge in dem Gemälde derselben aus, denn sie hat den wesentlichsten Einfluß auf ihre Sitten und auf alle Verhältnisse ihres Lebens. Es gibt kein Volk, das in einem höheren Grade von abergläubischer Furcht gequält wird. In allen ihren Handlungen werden sie durch Anzeichen und Vorbedeutungen geleitet; diese bestimmten von ihrer Geburt an das ganze Schicksal ihres Lebens. Sobald ein Kind auf die Welt kommt, haben die Eltern nichts Eiligeres zu tun, als einen Astrologen herbeizurufen, um von ihm zu erfahren, ob dasselbe bestimmt sei, glücklich oder unglücklich zu werden. Erklärt der Astrolog, daß es zum Unglück geboren ist, so geschieht es sehr häufig, daß sie dem Elende, das in Zukunft auf dasselbe warten soll, dadurch zuvorkommen, daß sie es sogleich ums Leben bringen. Wenn sie des Morgens ausgehen, so geben sie ängstlich Achtung, was für ein Gegenstand ihnen zuerst aufstößt, und je nachdem dieser nach ihrer Meinung von guter oder schlechter Vorbedeutung ist, je nachdem prophezeien sie ihrem Vorhaben einen günstigen oder ungünstigen Erfolg.

Ein Weißer oder eine Frau mit einem Kinde werden für vorzügliche glückliche Anzeigen gehalten. Allein einem Bettler oder einer ungestalteten Person zu begegnen, ist in ihren Augen ein schrecklicher Unfall, und wenn sie es nur immer möglich machen können, so lassen sie alsdann das Geschäft, um dessenwillen sie ausgegangen sind, für diesen Tag liegen. Ich habe auf Spazierritten, die ich des Morgens zu machen pflegte, häufig eine lange Reihe von Singalesen gesehen, die alle mit der größten Behutsamkeit einer in des andern Fußstapfen traten und ängstlich abwarteten, was für eine Anzeige dem vordersten zuerst aufstoßen würde. Ich war ihnen als Europäer immer ein erfreulicher Anblick.

*) „An Account of the Island of Ceylon, containing its History, Geography, Natural History, with the manners and Customs of its various Inhabitants." London 1803. — Dies ist eingefügt, um ein Bild der Vermischung edlen indischen Buddhatumes mit den fatalistischen und verwirrten Glaubensformen der Südvölker zu geben.

Dieser ängstliche Aberglaube, der die Seelen der Singalesen fesselt und verwirrt, ist größtenteils eine Wirkung des Klimas, worin sie leben. Man sollte glauben, daß die Eingeborenen nach und nach daran gewöhnt werden müßten, wenn die Gewitterstürme so häufig in Ceylon wüten. Allein das Rollen des Donners ist zu schrecklich und die ungesehenen Wirkungen des Blitzes zu furchtbar, als daß sich nicht jemand, der nicht wenigstens einige Kenntnisse von den Ursachen dieser Naturerscheinungen besitzt, von aller Furcht vor denselben jemals ganz losmachen könnte. Die armen Ceyloner halten diese Gewitter für Strafgerichte des Himmels und glauben, daß sie von den Seelen schlechter Menschen, die abgeschickt wären, um sie zu quälen und für ihre Sünden zu bestrafen, verursacht würden. Die Menge von Gewittern, die bei ihnen ausbrechen, halten sie für einen Beweis, daß ihre Insel der Herrschaft von bösen Geistern übergeben ist, und es ist für sie ein höchst trauriger Gedanke, daß der nämliche Ort, wo einst Adam gewohnt habe und wo der Sitz des Paradieses gewesen sei, jetzt ein so schreckliches Schicksal haben muß.

Dieser Idee, daß böse Geister die Herrschaft der Insel in Händen haben, huldigen jedoch die Ceyloner nicht allein, sondern die Malabaren und übrigen Inder sind ihr ebenfalls ergeben, weil sie ebensowenig wie jene die häufigen Gewitter, die hier herrschen, begreifen können; ja, sogar bei den Holländern, die auf der Insel wohnen, hat diese Meinung allgemein Eingang gefunden.

Die Feinde, von denen sich die Ceyloner umschwebt glauben, sind ohne Zahl. Jede Krankheit und jeder Unglücksfall, der sie trifft, ist eine unmittelbare Wirkung böser Dämonen. Dahingegen jedes Glück, das ihnen widerfährt, oder jeder gute Erfolg einer Unternehmung ihnen geradezu aus der Hand des wohltätigen Gottes zufließt. Um sich gegen die Macht der unteren Gottheiten, die sie sämtlich für böse Geister, ihre Gewalt aber keineswegs für unwiderstehlich halten, zu schützen, tragen sie Amulette von allen möglichen Arten und wenden eine Menge Zaubermittel an, um die Hexereien und Verzauberungen, von denen sie auf allen Seiten umringt zu sein glauben, unwirksam zu machen.

Diese Chimären haben sich der Seelen der Singalesen von Kindheit an mit einer solchen Gewalt bemächtigt, daß sie auch bei Erweiterung ihrer Kenntnisse und selbst bei der Überzeugung, daß es eine Torheit ist, dennoch nicht imstande sind, sich ganz davon loszumachen. Viele sogar unter denen, die sich zum Christentum bekehrt haben, werden noch immer von ihrer ehemaligen Furcht gemartert und sehen mit Betrübnis und Neid auf die Geistesstärke der Europäer, mit der dieselben diesem täuschenden Blendwerk den Zugang zu ihren Seelen verschließen. Sie sind überzeugt, daß es bloße Vorurteile sind, und doch können sie sich von den marternden Wirkungen derselben nicht befreien. Diejenigen hingegen, die zu Colombo und in anderen Städten der Insel leben, in denen sie Gelegenheit haben, das Beispiel der Europäer zu benutzen, haben es doch nach und nach

dahin gebracht, daß sie wieder ziemlich viel Ruhe der Seele besitzen. Manche unter ihnen gehen sogar so weit, daß sie ihren unteren Gottheiten offene Fehde ankündigen. Es ist jedoch überhaupt nichts Ungewöhnliches bei den Singalesen, daß sie, wenn ihre Wünsche nicht erfüllt werden, oder wenn sie, ungeachtet ihrer wiederholten Gebete, von einer Reihe ungünstiger Zufälle betroffen werden, sich mit ihren Gottheiten herumzanken, sie schelten und sogar ihre Bildnisse mit Füßen treten.

Desto unglücklicher sind aber die armen Bauern, die in den gebirgigeren Gegenden des Landes und in einer beträchtlichen Entfernung von unseren Kolonien wohnen. Diese sind in keinem Augenblicke ihres Lebens von der quälendsten Furcht vor diesen bösen, sie überall umschwebenden Dämonen frei. Ihre Einbildungskraft ist so voll von diesen Vorstellungen und wird so sehr dadurch zerrüttet, daß sie nicht selten darüber in Narrheit verfallen. Ich habe selbst mehrere singalesische Wahnsinnige gesehen, und wenn ich mich nach der Ursache, wodurch sie ihres Verstandes beraubt worden sind, erkundigte, so war es immer ein Übermaß von abergläubischer Furcht, das sie in diesen unglücklichen Zustand versetzt hatte.

Der Aufklärung der Ceyloner und der Befreiung von ihrer abergläubischen Furcht werden hauptsächlich durch den Eigennutz ihrer Priester Hindernisse in den Weg gelegt; denn diese verstehen die Kunst, sich die bösen Geister dienstbar zu machen, vortrefflich. Damit das Obst nicht gestohlen wird, hängt das Volk gewisse plumpe Figuren ringsum in dem Baumgarten auf und weiht diese so den bösen Dämonen, worauf selten ein eingeborener Ceyloner es wagen würde, um irgend einen Preis derart geschütztes Obst auch nur anzurühren. Aber auch der Eigentümer kann es nicht eher genießen, bis diese Weihe wieder aufgehoben ist. Er trägt zu diesem Zweck einen gewissen Vorrat desselben in die Pagode, und alsdann heben die Priester, die das Mitgebrachte für sich behalten, den Zauber, der auf dem übrigen liegt, auf. Sollte es einmal geschehen, daß nach verrichteter Weihung ein Teil des Obstes von einem weniger gewissenhaften Nachbar dennoch gestohlen würde, so brechen sie in lächerliche und zügellose Verwünschungen gegen die bösen Dämonen aus, die niederträchtig genug gewesen wären, das ihrer Obhut anvertraute Pfand nicht zu erhalten.

Diese Furcht und die daraus hervorgehenden Zeremonien machen den wichtigsten Gegenstand ihrer Verehrung übernatürlicher Wesen aus. Worin aber eigentlich das Wesentliche ihrer Religion besteht, davon besitzen weder die Europäer noch sie selber einen deutlichen Begriff. Viele haben behauptet, es wäre mit einiger Abweichung in Form und Name die Religion der Hindu. Allein wenn wir der Einbildungskraft freies Spiel lassen, so ist nichts leichter, als Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen Religionen aufzufinden. In einem Punkte stimmt sie mit dieser sowohl als mit der christlichen überein, nämlich in der Anerkennung eines einzigen höchsten Wesens, das

alle Dinge erschaffen hat und regiert. Daß sie aber bei der Anbetung eines einzigen höchsten Wesens, das mächtiger als alle übrigen ist, dennoch zu gleicher Zeit auch Dämone, Tiere und sogar Produkte der Erde göttlich verehren, ist ein Beweis von der wunderbaren Verwirrung, die in ihren Religionsbegriffen herrscht.

Nur die untergeordneten Dämonen werden von den Ceylonern für böse gehalten, und daher fürchten sie sich vor denselben weit mehr als vor den mächtigeren Gottheiten, die nach ihrer Meinung bloß Glück und Segen über sie ausgießen. Sie nehmen nämlich außer dem einzigen höchsten Wesen, das sie als den Schöpfer und Regierer Himmels und der Erden verehren, und außer den bösen, sie zu quälen bestimmten Dämonen, noch eine Menge von unteren Gottheiten an. Diese letzteren, die beständig über sie wachen, halten sie für die Seelen von verstorbenen guten Menschen und die Dämonen für die Geister der schlechten. Von beiden glauben sie daher, daß sie mit Erlaubnis des höchsten Wesens handeln.

Der Gott, der diesem höchsten Wesen an Würde zunächstkommt, ist ihr Budduh, der Erlöser der Seelen. Nach den allgemeinen Traditionen war Budduh ursprünglich der Geist eines guten Menschen, der noch einmal auf die Erde herabgeschickt wurde, und nachdem er eine unzählbare Menge tugendhafter Handlungen verübt hatte, und in 199 verschiedene Gestalten verwandelt worden war, wieder in den Himmel hinaufgestiegen ist, wo er sich jetzt unablässig bemüht, seinen Verehrern Verzeihung auszuwirken. Die Zeit, in der die Verehrung Budduhs in Ceylon eingeführt worden ist, wird von den Ceylonern ungefähr auf 40 Jahre nach der christlichen Zeitrechnung angegeben. Damals, sagen sie, sei zwischen den Braminen und den Anhängern des Buddismus, der bis zu jener Zeit von einer der religiösen Sekten auf dem festen Lande vertreten wurde, ein heftiger Streit entstanden, in dem die Braminen den Sieg davongetragen und die Buddisten gezwungen hätten, sich auf die Insel Ceylon zu flüchten. Ursprünglich sollen die Buddisten eine Sekte von Mönchen oder vielmehr von Eremiten gewesen sein, die ein herumwanderndes, einsiedlerisches Leben geführt, sich der strengsten Keuschheit geweiht, allen irdischen Dingen, sowie allem Eigentum entsagt und sich in der alleräußersten Armut bloß mit Handlungen der Frömmigkeit abgegeben hätten.

Die Priester Budduhs sind in Ceylon die vornehmsten unter allen. Sie führen den Namen Tirinanxen und stehen am Hofe von Kandi in dem höchsten Ansehen, denn die meisten Geschäfte gehen durch ihre Hände. Der König hat keine Gewalt über sie, sondern muß sie immer durch Schonung ihrer Freiheiten und Erteilung aller Arten von Auszeichnungen bei gutem Willen zu erhalten suchen. Für diese Behandlungsart haben sie sich aber auch bei mehreren Gelegenheiten dankbar erwiesen und ihm teils dadurch, daß sie Unruhen und Empörungen in seinem eigenen Lande wieder beilegten, teils auch dadurch, daß sie das Volk aufmunterten, ihm in seinen Kriegen gegen die Holländer bereitwillig beizustehen, wesentliche Dienste geleistet.

Diese Klasse von Priestern steht in einem solchen Grade von Achtung und Verehrung, daß ihre Personen für heilig gehalten werden. Der König von Kanti darf, so uneingeschränkt auch sonst seine Gewalt ist, sie sogar auch dann, wenn sie sich gegen ihn selbst in eine Verschwörung eingelassen haben, weder am Leben noch auf irgend eine andere Weise strafen. Sie besitzen das Recht, ihre Obern selbst zu wählen, und ihr Oberpriester oder Erzbischof besitzt die Macht in allen Religionsstreitigkeiten den entscheidenden Ausspruch zu tun. Das Korps der Tirinanxen wird von dem Könige aus den Edelleuten des Landes erwählt, und folglich besitzen sie sämtlich schon an und für sich und ohne Rücksicht auf ihre geistige Würde eine gewisse Gewalt und einen nicht unbedeutenden Einfluß. Die tiefe Ehrfurcht und die Ehrenbezeugungen, die ihnen überall erwiesen werden, sind Beweise der großen Abhängigkeit, worin sie das Volk zu erhalten wissen. Alle Stände beugen sich vor ihnen. Wenn sie sich niedersetzen, so finden sie stets ihre Stühle mit einem weißen Tuche bedeckt, und wohin sie gehen, wird immer das breitere Ende eines Talipotblattes vor ihnen hergetragen. Dies alles sind aber Vorrechte von der äußersten Wichtigkeit, die sonst niemand als dem Monarchen zukommen. Auch sind die Tirinanxen von allen Arten von Abgaben befreit. Dagegen aber sind sie gewissen Einschränkungen und Regeln unterworfen und dürfen unter anderem weder Wein trinken, noch sich mit dem andern Geschlecht abgeben. Von diesem Zwange können sie sich zu jeder Stunde losmachen, denn es steht bei ihnen, wann sie wollen, aus dem Orden wieder auszutreten.

Ihr Anzug besteht in einem langen und weiten Stücke gelben Tuches, das über die linke Schulter geworfen und um den Leib durch einen Gürtel von dem nämlichen Tuche befestigt wird. Die rechte Schulter, die Arme, der Kopf und die Füße sind vollkommen nackt. In der einen Hand tragen sie einen buntgemalten Stab und in der andern einen Sonnenschirm, der aus dem breiten Ende des Talipotblattes besteht.

Die Tempel Budduhs sind größer und prächtiger als die aller übrigen Gottheiten, wobei jedoch zu bemerken ist, daß sie dem höchsten Wesen niemals Tempel errichten, noch auch dasselbe unter irgend einem Bildnisse darstellen. In den Tempeln Budduhs aber sieht man viele menschliche Figuren, die wie die Priester dieses Gottes gekleidet sind, und vielerlei, zum Teil sehr sonderbare Stellungen haben. Manche sitzen mit kreuzweis übereinandergeschlagenen Beinen und haben wie die Weiber lange buschige Haare um den Kopf herumhängen; andere liegen der Länge nach auf der Erde. Im Innern der Insel sah ich eine ungeheure Figur, die über 20 Fuß lang war, in der Höhle eines Felsens liegen.

In dem Innern von Ceylon bestanden alle Ruinen von Pagoden und Tempeln, die ich zu sehen bekam, aus gehauenen Steinen und waren von einer weit vorzüglicheren Arbeit als die in den ebenen Gegenden der Insel. Mehrere waren noch sehr gut erhalten, und

wenn man sie mit den in neuerer Zeit aufgeführten Tempeln vergleicht, so offenbart sich, daß die Ceyloner entweder in älteren Zeiten einen weit höheren Grad von Kultur besessen haben, oder daß die Inseln von einem ganz andern Volke als gegenwärtig bewohnt worden war. Denn dieses Volk hatte es darauf angelegt, alle Monumente der Kunst und eines früheren Glanzes, deren sich die unglücklichen Eingeborenen zu erfreuen hatten, so viel als möglich war, zu vertilgen. Diese Barbaren begnügten sich auch nicht damit, die geweihten Gebäude der Ceyloner einzureißen und zu zerstören, sondern sie unternahmen es sogar, auch die Materialien, woraus sie bestanden, die gehauenen Steine und Säulen, an die Seeküsten zu transportieren und dort aus ihnen Festungswerke zu erbauen, mit deren Hülfe sie die Fesseln, die sie den vormaligen Eigentümern dieser Materialien schon angelegt hatten, noch verstärkten.

Die Tempel der unteren Gottheiten sind elend, armselig und größtenteils nur von Lehm und Holz erbaut. Eigentlich sind es nur Hütten, die ein Stockwerk hoch sind, keine Fenster haben und mit Kokosbaumblättern bedeckt sind. Über der Türe dieser häßlichen Gebäude ist gewöhnlich eine Stange mit einer Art von Fahne aufgesteckt, und bei derselben sieht man den ganzen Tag über ununterbrochen einen Priester sitzen. In dem Innern derselben findet man die allerlächerlichsten Bilder. Außer Götzenbildern von aller Art gibt es darin, auch Abbildungen von wilden Tieren und Vögeln, Stücke von geweihten Waffen und mehrere äußerst unanständige männliche und weibliche Figuren.

Die Priester der unteren Gottheiten sind zwar ebenso wie die Tirinanxen gekleidet, allein man kann sie doch sehr leicht von diesen an dem geringen Grad von Ehrfurcht, der ihnen vom Volke erwiesen wird, unterscheiden. Man trifft sie überall auf ihren Wanderungen durch die Insel an, und sie sind, ganz wie die von der nämlichen Klasse in Indien, faule, unverschämte Vagabunden, die das Recht haben, ohne selbst zu arbeiten und etwas Nützliches zu treiben, durch Erpressungen vom Volke ein gutes, gemächliches Leben zu führen. Die Einwohner wissen selbst recht gut, was für ein schlechtes Gesindel diese Priester sind, aber dessen ungeachtet versorgen sie dieselben reichlich mit allem, was sie verlangen; denn die abergläubische Furcht hat sich ihrer Seelen zu sehr bemächtigt, als daß es einer unter ihnen wagte, sich diesem geistlichen Joche zu entziehen. Auch werden bei den Ceylonern alle religiösen Anstalten bloß durch diesen Aberglauben erhalten; denn regelmäßige Stiftungen sind nicht bei ihnen vorhanden. Die Kandier haben dagegen zur Unterhaltung ihrer Priester und Tempel, besonders derer Budduhs, einige Strecken Landes bestimmt und bezahlen außerdem noch besondere Abgaben für diesen Zweck. Allein die Priester der unteren Gottheiten haben hieran keinen Anteil, und es ist ganz ihrer eigenen Geschicklichkeit überlassen, sich und ihre Tempel, so gut sie können, zu unterhalten.

Dies tun sie jedoch mit dem größten Erfolg, denn da alle Arten

von Krankheiten als unmittelbare Beweise des göttlichen Zornes gehalten werden, so glauben die Einwohner, nur durch die Priester und in den Tempeln Mittel gegen sie zu finden. Daher sieht man die letzteren täglich von einer Menge Kranker umringt, die durch ihre Gebete die beleidigte Gottheit zu versöhnen hoffen; auch unterlassen sie niemals, durch ein Geschenk, das sie auf den Altar niederlegen, ihren Gebeten den gehörigen Nachdruck zu geben. Die Priester überreichen diese Geschenke erst mit gewissen Zeremonien der Gottheit und legen sie dann zu eigenem Gebrauch beiseite.

Da die Priester, ihren Gesetzen nach, niemals den Tempel verlassen dürfen, ehe nicht andere des nämlichen Ordens ihre Stelle wieder einnehmen, werden die von frommen Kranken dargebrachten Opfer zu jeder Zeit pünktlich angenommen, während zugleich eine andere Abteilung der Priester in dem Lande herumzieht und von den Einwohnern freiwillige Beiträge einsammelt. Die Jahreszeit der Krankheiten ist folglich die eigentliche Erntezeit für die Priester. Außer mehreren anderen Geschenken pflegt der Ceyloner, wenn er sein Übel für einigermaßen gefährlich hält, dem bösen Geiste, von dem er sich gequält glaubt, gewöhnlich auch einen Hahn zu opfern. Das Tier bleibt in diesem Falle, um unterdessen gehörig gemästet zu werden, noch so lange in seinem Hause, bis es dem Jaddese oder Priester gelegen ist, es in den Kovel oder Tempel abzuholen. Vor einem besonderen Feste sieht man die Priester von Dorf zu Dorf gehen und die geopferten Hähne abholen. Sehr häufig bekommen sie dann mehrere Dutzend auf einmal.

Mittwoch und Sonnabend sind in jeder Woche zwar eigentlich die bestimmten Tage, an denen die Tempel besucht werden, allein die Kranken finden sich täglich von allen Seiten in denselben ein; auch werden zur Ehre ihrer Gottheiten, und um ihre Gunst zu erwerben, noch mehrere besondere Festtage gefeiert; im Monat Juni, am Neumond, findet ein solches Fest in den Tempeln auf der ganzen Insel statt, und es strömen dabei eine Menge Menschen in die Pagoden. Jedoch ist hierzu niemand gezwungen, und da überhaupt die Ceyloner, solange ihre Furcht nicht dabei ins Spiel kommt, in Religionssachen äußerst gleichgültig sind, so bleiben viele von ihnen bloß, weil es ihnen nicht behagt, von dieser Feier weg. Zu Kandi wird dieses Fest mit dem allergrößten Pomp gefeiert, und der König wohnt demselben, umgeben von dem ganzen Glanze seines Hofes, in Person bei. Bei dieser Gelegenheit, bei der er gemeinschaftlich mit seinem ganzen Volke die Gottheiten anbetet, bringt er demselben auch sein jährliches Opfer dar.

Die großen Feste zu Ehren Budduhs werden jedoch nicht in den Tempeln, in denen er gewöhnlich verehrt wird, gefeiert, sondern auf einem hohen Berge und unter einem geweihten Baume. Dieser Berg heißt Hammalleel oder Adamsberg. Er ist einer der höchsten auf der Insel und liegt ungefähr 50 englische Meilen nordostwärts von Colombo. Von dem Gipfel dieses Berges soll nach einer Tradition Adam den letzten Blick auf das Paradies geworfen haben, ehe er es auf

immer verließ. Den Fleck, wo in jenem Augenblick sein Fuß stand, will man noch jetzt in einem daselbst befindlichen Eindrucke finden, der zwar einem männlichen Fußstapfen ähnlich, aber mehr als noch einmal so groß ist. Nach diesem letzten Abschiedsblicke soll der Vater des Menschengeschlechtes auf das feste Land Indien, das damals noch mit der Insel zusammengehangen habe, hinübergegangen sein. Allein kaum habe er die Adamsbrücke zurückgelegt, so sei das Meer hinter ihm übergetreten und habe ihm jede Hoffnung auf Rückkehr auf ewig abgeschnitten. Der Ursprung dieser Tradition mag sein, welcher er wolle, sie scheint sich doch auf ihre frühesten Relegionsbegriffe zu gründen, und sie würde sich wahrscheinlich ihnen nicht so tief eingeprägt haben, wenn sie nicht ursprünglich eine von ihren Religionslehren gewesen wäre. Ich habe mich häufig über diese Tradition von Adam bei Eingeborenen aus verschiedenen Klassen erkundigt, und alle haben mir bestimmt versichert, daß die Sache vollkommen begründet sei. Als Beweis dafür führten sie mir alte Sagen und Prophezeiungen an, die schon seit Jahrhunderten bei ihnen im Umlauf seien.

In einem Felsen nahe an dem Gipfel des Berges sieht man auch noch eine große Kette, die ein Werk Adams sein soll. Sie scheint allerdings in einem entfernten Zeitalter hier angebracht worden zu sein, allein, durch wen und warum es geschehen ist, kann man bei den verwirrten und mit Aberglauben untermischten Überlieferungen der Eingeborenen unmöglich mehr herausbringen. Der Berg ist außerordentlich steil und schwer zu besteigen. In der Nähe des Gipfels müssen sogar an manchen Stellen die Eingeborenen, wenn sie ihrer Andacht wegen hinaufgehen, sich der Seile und Ketten, die mit Klammern an den Felsen befestigt sind, bedienen, um mit Lebensgefahr hinauf zu gelangen. Gewöhnlich geschieht dies äußerst beschwerliche Hinaufsteigen in der Nacht, denn bei der übermäßigen Hitze des Tages wäre es ganz unmöglich. Der Gipfel besteht aus mehreren großen, ganz ebenen Felsen, die reichlich mit Wasserquellen versehen sind.

Für diesen Berg als den ursprünglichen Wohnort Adams haben nicht nur die Eingeborenen in Ceylon, sondern eine Menge von Menschen von mancherlei Kasten und Religionen durch ganz Indien die höchste Verehrung, und viele von ihnen besitzen auf demselben besondere, für ihre Religionsübungen bestimmte Plätze, zu denen sie in gewissen Jahreszeiten förmliche Wallfahrten anstellen. Auch die römisch-katholischen Geistlichen haben aus dem Volksaberglauben zur Verbreitung ihrer eigenen Lehre Vorteil zu ziehen gewußt, und eine Kapelle, die sie auf dem Berg erbaut haben, wird jährlich von einer großen Menge Christen von der portugiesischen und malabarischen Rasse besucht.

Auf diesem Adamsberge wird das große Fest Budduhs gefeiert. Die Singalesen strömen von der Küste in ungeheurer Menge dahin, und es finden sich auch sehr viele Kandier daselbst ein. Diese scheinen entweder aus Furcht von der Anwesenheit der Fremden oder aus einem Begriffe von größerer Heiligkeit das große Fest lieber in dem Schatten

des Bogahabaumes zu feiern, der bei Annarodgburro, einer alten Stadt in dem nördlichen Teile des kandischen Staates, steht. Der Zutritt zu diesem Heiligtume ist lediglich den Untertanen des Königs gestattet.

Dieser Bogahabaum ist nach der Überlieferung plötzlich aus einem sehr entfernten Lande herbeigeflogen und hat sich selbst an dem Orte, wo er jetzt steht, gepflanzt, um dem Gott Budduh zum Schirm und Obdache zu dienen. Unter seinen Zweigen hat auch dieser, solange er auf der Erde wandelte, gewöhnlich geruht. An diesem heiligen Orte liegen 90 Könige begraben, die sich alle durch die Tempel und Bildnisse, die sie dem Budduh errichteten, der Aufnahme in die Wohnung der Seligen würdig gemacht haben. Sie werden jetzt sämtlich als gute Geister abgeschickt, um über das Wohl ihrer Nachfolger zu wachen und sie besonders davor zu schützen, daß sie unter die Botmäßigkeit der Europäer gebracht werden. Denn dies halten sie für ein solches namenloses Unglück, daß sie nicht aufhören, die Götter um dessen Abwendung anzuflehen. Rings um den Baum sind für die Frommen, die hierher reisen, eine beträchtliche Anzahl von Hütten erbaut, und da von diesem heiligen Orte alle Arten von Unreinlichkeiten entfernt werden müssen, so sind besondere Leute angestellt, die ihn beständig kehren und reinigen, und zugleich auch den Priestern bei Verrichtung der heiligen Zeremonien an die Hand gehen müssen.

Wegen des Vorzuges, den Budduh dem Bogahabaume vor allen andern gegeben hat, wird derselbe überhaupt von den Ceylonern für heilig gehalten. Überall auf der ganzen Insel, wo er gefunden wird, sind eigene Leute angestellt, die ihn warten und pflegen und vor Dürre und Beschädigung schützen müssen. Die Nachfolger Budduhs haben für diesen Baum die nämliche Verehrung wie die Braminen für den Bananenbaum.

So vielerlei religiöse Zeremonien und abergläubische Gebräuche aber auch bei den Ceylonern walten, so sind sie doch bei weitem nicht so fromme Eiferer, wie es bei den meisten Sekten auf dem festen Lande der Fall ist. Sie scheinen mehr durch Furcht als durch wahren Eifer angetrieben zu sein und meistens bekümmern sie sich nicht eher um Religionsangelegenheiten, als bis sie krank werden oder sich dem Ende ihres Lebens nähern. Daher muß es ihnen desto mehr aufgefallen sein, daß die Portugiesen sie mit so vieler Härte zur Annahme ihrer Religion zwingen wollten, da bei ihnen selbst nicht eine Spur von solchem Eifer zu finden ist. Sie sehen es nicht allein nicht ungern, wenn Europäer oder überhaupt Leute anderen Glaubens in ihre Tempel gehen und ihre Zeremonien mit ansehen, sondern sie halten es vielmehr für eine besondere Ehre, die ihnen erwiesen wird. Wenn man sie wegen ihres Aberglaubens zur Rede stellt, so geben sie gerne zu, daß ihre Furcht höchst albern ist, allein sie glauben, daß es ihnen unmöglich ist, sie abzulegen, und halten sogar jeden Versuch, sich davon loszumachen, für gefährlich, und sie fürchten, daß sie alsdann sogleich der Rache der bösen Geister preisgegeben würden. Den christlichen Priestern oder

Missionaren ist es zwar oft geglückt, unseren Religionslehren bei ihnen Eingang zu verschaffen, allein niemals sind sie imstande gewesen, den Aberglauben, den sie von der Wiege an eingesogen hatten, gänzlich auszurotten.

Zu meinem großen Erstaunen bemerkte ich während meines Aufenthaltes auf der Insel, daß die Ceyloner auch Rosenkränze tragen, und an denselben geradeso, wie man es in katholischen Ländern sieht, indem sie auf den Straßen gehen, Gebete hermurmeln. Als ich die ersten sah, glaubte ich, die, welche sie trugen, wären zur christlichen Religion bekehrt, allein bei näherer Nachfrage erfuhr ich, daß sie noch sämtlich eifrige Verehrer Budduhs wären. Die Gebete, die sie an ihren Rosenkränzen hersagen, haben durchaus keine Ähnlichkeit mit denen der Katholiken, sondern beziehen sich lediglich auf ihren Glauben und sollen gegen den Einfluß der bösen Geister schützen.

Die Anhänger Budduhs glauben fest an die Unsterblichkeit der Seelen und an deren Wanderung in verschiedene Körper, ehe sie in das Nirwana oder die Region der Ewigkeit aufgenommen werden. Die Seelen der Gerechten werden jedoch nach ihrer Meinung unmittelbar nach ihrem Tode zu Göttern erhoben, und ihre alten Propheten und guten Könige üben schon während der ganzen seit ihrem Tode verflossenen Zeit die mit diesem hohen Range verbundene Gewalt aus, wogegen die Seelen der schlechten und boshaften Menschen, besonders aber die der ungerechten Tyrannen und gottlosen Priester in die Körper von wilden Tieren, Schlangen und anderem Ungeziefer fahren.

Sie sind gestrenge Anhänger der Lehre der Prädestination und glauben, daß jedem Menschen sein besonderes Schicksal, es sei günstig oder ungünstig, schon von seiner Geburt an bestimmt und es für ihn ganz unmöglich sei, demselben auszuweichen oder es abzuändern. Durch Zaubermittel und Besprechungen jedoch glauben sie die Unglücksfälle, die in das Los eines Menschen verflochten sind, vermindern zu können, und eine beträchtliche Erleichterung hoffen sie sich vorzüglich durch Almosengeben zu verschaffen. Aus diesem Grunde sind die Ceyloner äußerst wohltätig gegen die Armen und halten es für einen ausgezeichneten Beweis von Güte des Herzens, daß sie ihren Priestern Geschenke und ihren Bettlern Almosen geben. Die in unserm Dienst stehenden Singalesen, die ihren wilden Charakter größtenteils verloren haben, liefern in dieser Hinsicht oft sehr merkwürdige Beispiele einer außerordentlich guten Denkungsart. Daß sie einen Teil ihrer täglichen Nahrung beiseite legen, um sie unter die Armen zu verteilen, ist etwas sehr Gewöhnliches, und so wenig Mitleiden die Indier sonst gewöhnlich mit fremden Armen zu haben pflegen, so wird doch ein Singalese niemals einen Malabaren oder Mohren, der ihn um Hülfe bittet, abweisen. Zuweilen erstreckt sich ihr Mitleiden sogar bis auf das Tierreich, und es ist bei ihnen eine fast allgemein beobachtete Sitte, daß sie während der Dauer gewisser Feste sich selbst das Verbot auflegen, kein lebendiges Geschöpf ums Leben zu bringen, sondern nur von Pflanzen und Obst zu leben.

Bei ihren Begräbnissen finden keine religiösen Feierlichkeiten statt. Es wird allerdings behauptet, daß sie zu seiner Zeit den Gebrauch gehabt hätten, ihre Toten und besonders die Leichname der Vornehmen zu verbrennen. Sollte jetzt noch in irgend einem Teile der Insel dieser Gebrauch obwalten, so muß er doch äußerst selten und nur in den entlegensten Gegenden derselben vorkommen, denn ungeachtet meiner vielfältigen Nachforschungen habe ich nie etwas davon erfahren können. Da jedoch bei mehreren Kasten auf der Koromandel- und Malabar-Küste der Gebrauch, die Toten zu verbrennen, allgemein eingeführt ist, so könnte dieses vielleicht zu einem Beweise dienen, daß es ehemals auch in Ceylon üblich gewesen sei. Heutzutage sind, soweit ich nur immer auf der Insel herumgekommen bin, die Leichenbegängnisse überall äußerst einfach und von den unsrigen nur wenig verschieden. Der Leichnam wird nämlich in eine Matte oder in ein Stück Tuch eingewickelt und an einen einsamen, unangebauten Ort gebracht, wo man ihn ganz still zur Erde bestattet.

---

7. Die Semitoiden Arabiens an der Grenze Afrikas.

Die dritte regenarme Region Asiens führt ihrer längsten Ausdehnungstendenz nach nicht in den Erdteil hinein, sondern nach Afrika hinüber, denn die arabische, die nubische, die lybische Wüste und die Sahara stellen einen ausgedehnten Gürtel der Regenarmut, des Nomadismus und nomadischer Völkerwanderung dar. Das Rote Meer, das Asien von Afrika hier trennt, ist keine unüberschreitbare Kluft, da am Sinai eine Brücke geboten ist. Es mögen ja manchesmal die Afrikaner die hereindrängenden Semitoiden zurück und in das Rote Meer gedrängt haben, im allgemeinen ist aber ein Hauptsymptom semitoiden Wesens heutzutage das siegreiche Vordringen der Araber in Afrika. Im Norden sehen wir in den Aulad Soliman ein typisches Arabervolk. Nach dem Kongo zu dringen die Scharen der Sklaven- und Elfenbeinhändler unentwegt vorwärts, und wie weit auch Berbervölker und abessinische Stämme, so die alten Ätiopier, den Semitoiden in Kultur und Art ähnlich sind, das zeigt uns das beigefügte Bild aus dem Kampfe der Blutrache bei den Bogos zur Genüge.

Als typisches Produkt der regenarmen Steppe und Wüste erscheinen uns Sitten, wie sie nachstehend in den Räubereien der Araber geschildert werden. Das sind nicht vorübergehende Züge, das ist uralter Besitz. So haben sicherlich schon, wenn auch noch nicht in gleich ausgebildeter Weise, die Semitoiden ausgesehen, die die Kulturstätten des Altertums bedrohten. Kein einziges Volk ist uns übrigens auf der Erde von Kindheit auf kulturgeographisch so oft geschildert worden wie das Hirtentum der alten Semitoiden. Und in den Nachkommen Abrahams sehen wir so recht das Treiben und die Entwicklungsgeschichte eines vom Ackerbauerntume zur Ansiedlung übergehenden semitoiden Stammes.

Die Wirkung des semitoiden Nomadismus nach Asien hinein ist nicht annähernd so bedeutungsvoll anzuschlagen, wie diejenige der Mongoloiden. Sie nähert sich aber derjenigen der Arioiden. Gaben sie doch der Welt zwei mächtige Religionen, deren jüngere, der Mohammedanismus, eine charakteristische Ausbreitung in Asien erfahren hat (siehe nachfolgende Kartenskizze). Am Mohammedanismus können wir etwa die Einwirkungssphäre der Semitoiden abschätzen, soweit nicht Europa in Betracht kommt. Wohl pilgern die Verehrer Mohammeds heute weit nach Asien hinein, wohl ist ein großer Teil Indonesiens heute schon dem Mohammedanismus erobert worden; nirgends aber dringt er so siegreich vor wie in Afrika. In dem Teile Afrika und zwar in dem Abschnitte: „Aus

dem Tagebuche eines Haussakaufmannes“ ist die Ansicht eines deutschen Gelehrten über den Wert des Mohammedanismus für das Geistes-



Verbreitung des Mohammedanismus in Asien.

leben des Wanderers geboten worden. Aus diesem Geist ist der Mohammedanismus entstanden, in diesem Geiste lebt er weiter; in diesem Geiste würde er sich heute noch Riesengebiete der Erde erobern können, wenn nicht das Christentum, die größere Schöpfung der Semitoiden, ihm hindernd in den Weg treten würde.

Im Gebiete der Semitoiden lagern zwei alte Kulturstätten: Babylonien und Ägypten. Für beide Fälle werden wir annehmen dürfen, daß die Semitoiden nicht Gründer, sondern daß sie oder ihre Nachkommen und Verwandten vom Hochland stammende, kraftstrotzende Erben waren, die das Gut aus alternden Händen entgegennahmen. Aber beide Kapitel semitoider Größe mögen in der geographischen Kulturgeschichte ihre Würdigung erfahren.

Räubereien der Araber.

Nach Johann Ludwig Burckhardt*) (1815).

Die Araber kann man eine Räubernation nennen, deren Hauptgeschäft im Plündern besteht, worauf beständig ihre Gedanken ge-

*) „Bemerkungen über die Beduinen und Wahaby“ Weimar 1831. — Diese Schilderungen sind außerordentlich wertvoll für das Verständnis der treibenden Kraft und erziehenden Übung des Nomadentumes.

richtet sind. Aber wir müssen mit dieser Handlungsweise nicht die Begriffe von Verbrechen verbinden, wie wir es bei Straßenraub, bei Einbruch oder bei Diebstahl in Europa zu tun gewohnt sind. Der arabische Räuber betrachtet sein Gewerbe als ein ehrenvolles, und der Name haramy (Räuber) ist einer der schmeichelhaftesten Titel, welchen man einem jungen Helden nur beilegen kann.

Der Araber beraubt seine Feinde, seine Freunde und seine Nachbarn, sobald sie sich nicht in seinem eigenen Zelte befinden, wo ihr Eigentum geheiligt ist. Im Lager oder unter befreundeten Stämmen zu rauben, ist nicht ehrsam für einen Mann, jedoch haftet wegen einer solchen Handlung, die in der Tat täglich vorkommt, kein Makel auf ihm. Aber der Araber rühmt sich hauptsächlich, wenn er seine Feinde berauben und ihnen durch Diebstahl nehmen kann, was er mit offener Gewalt nicht hätte bekommen können. Die Beduinen haben die Räuberei mit allen ihren Zweigen in ein vollständiges und regelmäßiges System gebracht, welches viele interessante Einzelumstände bietet.

Wenn ein Araber auf Raub ausgehen will, nimmt er ein Dutzend Freunde mit sich. Sie kleiden sich alle in Lumpen. Jeder nimmt einen sehr mäßigen Vorrat von Mehl und Salz und einen kleinen Wasserschlauch mit. Mit diesen spärlichen Vorräten beginnen sie zu Fuße eine Reise von vielleicht acht Tagen. Die Haramy oder Räuber sind nie zu Pferde. Wenn sie gegen Abend in die Nähe des Lagers kommen, welches der Gegenstand ihrer beabsichtigten Unternehmung ist, so werden drei der kühnsten nach den Zelten gesendet, wo sie um Mitternacht anlangen müssen, eine Zeit, wo die meisten Araber schlafen. Die andern warten ihre Rückkehr in kurzer Entfernung vom Lager ab.

Von diesen drei Männern hat jeder sein angewiesenes Geschäft. Einer von ihnen stellt sich hinter das Zelt, welches beraubt werden soll und versucht die Aufmerksamkeit der nächsten Wachthunde zu erregen. Diese greifen ihn sogleich an. Er flieht, und sie verfolgen ihn sehr weit vom Lager, welches auf solche Weise von diesen gefährlichen Wächtern befreit wird. Ein anderer von den Dreien, welcher emphatisch den Namen el haramy führt, geht jetzt auf die Kamele zu, welche vor dem Zelt auf ihren Knieen liegen und zerschneidet die Stricke, mit welchen ihre Beine gefesselt sind. Er läßt hierauf so viele aufstehen, als er wünscht. Es muß hier bemerkt werden, daß ein unbeladenes Kamel ohne das geringste Geräusch aufsteht und fortgeht. Er führt dann eines der weiblichen Kamele aus dem Lager, und die andern folgen wie gewöhnlich.

Der dritte Gefährte (der Kayde) stellt sich unterdessen an den Zeltpfahl, welcher die „Hand" genannt wird und hält über den Eingang des Zeltes einen langen schweren Stock bereit, jeden niederzuschlagen, der etwa herauskommt, und dadurch dem Haramy zum Fortkommen Zeit zu verschaffen. Ist der Raub gelungen, so treiben die Haramy und der Kayde die Tiere in einige Entfernung vom Lager. Alsdann faßt jeder eins der stärksten Kamele am Schwanze und zieht

an demselben mit aller Kraft, worauf die Kamele zu galoppieren beginnen und die Männer mit sich fortziehen, während die andern Kamele nachfolgen. Nachdem sie den verabredeten Platz erreicht haben, beeilen sie sich, den Mostambeh zu finden, der unterdessen zu tun gehabt hat, sich gegen die Hunde zu verteidigen. Oft ereignet es sich, daß auf diese Weise an 50 Kamele gestohlen werden. Die Räuber reisen nur des Nachts und kehren in forcierten Märschen nach Hause zurück. Dem Anführer der Gesellschaft und den drei Hauptmatadoren wird ein Extraanteil an der Beute zugestanden.

Sehr verschiedenartige Folgen sind aber mit dem Fehlschlagen eines solchen Planes verbunden. Wenn ein Nachbar des angegriffenen Zeltes den Haramy und Kayde gewahr wird, so weckt er seine Freunde, sie umzingeln die Räuber, und wer zuerst einen von ihnen ergreift, macht ihn zu seinem Gefangenen oder Rabiet. Die Gesetze der Beduinen in Bezug auf den Rabiet sind sehr sonderbar und ein Beweis des Einflusses, welchen ein durch viele Generationen bestandenes Herkommen, wenn es auch nicht mit Religion in Verbindung steht, über die stolzesten Charaktere unter den wildesten Söhnen der Freiheit auszuüben vermag. Der Rabat oder derjenige, welcher den Rabiet ergreift, fragt seinen Gefangenen, was er hier zu tun habe, und diese Frage wird in der Regel mit einigen Schlägen auf den Kopf begleitet. „Ich kam, um zu rauben, Gott hat mich zu grunde gerichtet“, ist die Antwort, welche gewöhnlich gegeben wird. Der Gefangene wird dann in das Zelt geführt, wo die Gefangennehmung eines Haramy große Freude verursacht. Die nächste Handlung des Rabat besteht nun darin, das Zelt von allen Zeugen zu reinigen. Dann bindet er dem Gefangenen, das Messer in der Hand, Hände und Füße und ruft dann die Leute seines Stammes herbei. Einige derselben oder der Rabat selbst sagt dann zu dem Haramy: neffa, d. h. tue Verzicht, und der Haramy, welcher eine Fortsetzung der Prügel befürchtet, antwortet: beneffa, d. h. ich tue Verzicht.

Diese Zeremonie gründet sich auf die alte Sitte des Dakheil, welches ich hier erklären will. Es ist gesetzlich unter den Arabern, daß, sobald eine Person mit wirklicher Gefahr von einer andern bedroht wird und irgend einen dritten Araber erreichen kann, und sei es auch der Bruder des Angreifers, oder wenn er einen leblosen Gegenstand berührt, den der andere in seinen Händen hat oder mit welchem ein Teil seines Körpers in Berührung steht, oder wenn er ihn auf die Weise erreichen kann, daß er ihn anspuckt oder einen Stein auf ihn wirft und zugleich ruft „ich bin dein Schützling“, so ist er nicht länger einer Gefahr ausgesetzt und der dritte genötigt, ihn zu verteidigen. Dieses ist indessen selten nötig, denn der Angreifer läßt sogleich von ihm ab. So würde auch der Haramy dasselbe Privilegium in Anspruch nehmen können, wenn er eine Gelegenheit dazu fände. Deshalb verlangen die ins Zelt tretenden Personen, daß er entsagen soll, nämlich dem Privilegium des Dakheil, und seine Antwort ist immer: „ich entsage“, worauf er nun nicht mehr den

Schutz eines Dakheil in Anspruch nehmen kann. Aber diese Entsagung ist nur für den Tag gültig, wo sie gemacht wird; denn wenn dieselben Personen den nächsten Tag ins Zelt treten, so ist dieselbe Entsagungsform notwendig, und sie wird in der Regel wiederholt, so oft eine Person ins Zelt tritt.

Damit der Haramy nicht leicht entkomme oder der Dakheil eines anderen werde, wird in den Boden ein Loch gegraben, in welches er gelegt wird. Seine Füße werden mit Ketten auf den Boden befestigt, seine Hände gebunden und sein geflochtenes Haar an zwei Pflöcken auf beiden Seiten seines Kopfes befestigt. Einige Zeltpfähle werden alsdann quer über dieses Grab gelegt und über dieselben Getreidesäcke und andere schwere Gegenstände, so daß nur eine kleine Öffnung für das Antlitz des Gefangenen übrig bleibt, durch welche er Atem zu schöpfen imstande ist.

Wird das Lager abgebrochen, so wird über den Kopf des Haramy ein Stück Leder befestigt; man setzt ihn dann mit gebundenen Beinen und Händen auf ein Kamel. In dem neuen Lager wird ebenfalls zu seinem Gefängnis ein Loch gegraben. So lebendig begraben gibt der Gefangene nicht alle Hoffnung auf, zu entkommen. Dies beschäftigt seine Seele beständig, während der Rabat bemüht ist, von ihm das höchstmögliche Lösegeld zu bekommen. Gehört der Räuber einer reichen Familie an, so sagt er nie seinen eigenen Namen, sondern behauptet, daß er ein armer Bettler sei. Wird er erkannt, was gewöhnlich der Fall ist, so muß er als Lösegeld sein ganzes Eigentum an Pferden, Kamelen, Schafen, Zelten, Vorräten und Gepäck zahlen. Beharrt er dabei, Armut vorzuschützen und seinen wahren Namen zu verbergen, so währt seine Gefangenschaft manchmal sechs Monate. Alsdann gestattet man ihm, seine Freiheit um einen mäßigen Preis zu erkaufen, oder es kann ihm auch das Glück zum Entkommen behülflich sein. Lange bestehende Gebräuche unter den Beduinen sind Fluchtversuchen sehr förderlich.

Gelingt es ihm aus dem Loche, welches man sein Grab nennen kann, einem Manne oder einem Kinde ohne die oben erwähnte Form der Entsagung ins Gesicht zu spucken, so gilt das soviel, als habe er einen Beschützer und Befreier berührt, oder wenn ein Kind ihm ein Stück Brot gibt, so spricht der Haramy das Privilegium an, mit seinem Beschützer gegessen zu haben. Gehört nun auch diese Person zu des Rabats nahen Verwandten, so wird doch sein Recht auf Freiheit anerkannt, die Riemen, mit welchen sein Haar gebunden war, werden mit einem Messer zerschnitten, seine Fesseln abgenommen und er in Freiheit gesetzt.

Manchmal findet er Mittel, sich von seinen Ketten loszumachen, während der Rabat abwesend ist. In diesem Falle entflieht er des Nachts und flüchtet sich in das nächste Zelt, wo er sich zum Dakheil der ersten Person erklärt, welcher er begegnet und auf diese Weise seine Freiheit erlangt. Dieser Fall tritt aber selten ein, denn der Gefangene bekommt stets nur eine spärliche Portion Nahrungsmittel,

so daß ihn seine Schwäche in der Regel verhindert, eine außerordentliche Kraftanstrengung anzuwenden.

Aber seine Freunde befreien ihn entweder durch offene Gewalt oder durch folgende List. Ein Verwandter des Gefangenen und meistenteils seine eigene Mutter oder Schwester, wird, als ein Bettler verkleidet, als ein armer Gast von irgend einem Araber des Lagers aufgenommen, in welchem der Haramy gefangen gehalten wird. Nachdem sie das Zelt seines Rabat erforscht hat, begibt sie sich des Nachts in dasselbe mit einem Knäuel Bindfaden in ihren Händen, nähert sich dem Loch, in welchem er liegt, und läßt das eine Ende des Bindfadens auf das Antlitz des Gefangenen fallen, sich Mühe gebend, es ihm in den Mund zu bringen, oder sie befestigt den Bindfaden an seinem Fuße. Dadurch wird er nun gewahr, daß Hülfe vorhanden ist.

Die Weibsperson zieht sich nun zurück und wickelt so lange den Bindfaden ab, bis sie ein benachbartes Zelt erreicht. Dann weckt sie den Eigentümer desselben und redet ihn mit folgenden Worten an: „Siehe auf mich bei der Liebe, welche du zu Gott hegst und zu dir selbst, dieser ist unter deinem Schutze.“ Sobald der Araber die Absicht dieses nächtlichen Besuches begreift, steht er auf, wickelt den in seinen Händen befindlichen Bindfaden zu einem Knäuel auf und gelangt auf diese Weise zu dem Zelte, in welchem sich der Haramy befindet. Er erweckt nun den Rabat, zeigt ihm den Faden, den der Gefangene noch immer festhält und erklärt, daß letzterer sein Dakheil sei. Der Haramy wird nun von seinen Fesseln befreit, der Rabat bewirtet ihn wie einen neuangekommenen Gast und läßt ihn unangetastet abreisen.

Was ich hier erzähle, ist nichts weniger als romanhaft oder erdichtet. Alle diese Tatsachen sind wörtlich wahr, und die meisten unternehmenden Räuber unter den Arabern können aus ihrer eigenen Erfahrung Belege dazu geben.

Der Rabiet wird manchmal auch auf eine andere Weise befreit. Sein Freund bleibt im Lager, bis die Araber ihre Zelte aufgeschlagen, wobei der Gefangene, auf ein Kamel gebunden, samt dem Gepäck der Familie fortgenommen wird. Sein Freund benutzt alsdann eine Gelegenheit, das Kamel, welches den Gefangenen trägt, von den anderen Kamelen der Familie abzusondern und es zu irgend einem Araber zu treiben, welcher der Beschützer und Befreier des Rabiet wird.

Ist indessen kein Mittel ausfindig zu machen, das Entkommen des Gefangenen zu bewirken, so muß er endlich einige Bedingungen hinsichtlich seines Lösegeldes eingehen. Es wird eine Summe festgesetzt, und meistenteils ist es der Fall, daß sich unter dem Stamme des Rabat einige Ansiedler vom Stamme des Rabiet befinden, welche für den Betrag der Summe Bürgschaft leisten. Er wird dann diesen Freunden übergeben, und einer von ihnen begleitet ihn nach Hause und nimmt das festgesetzte Lösegeld in Kamelen oder anderen Gegenständen in Empfang, die er pünktlich dem Rabat überliefert. Kann der befreite Räuber unter seinen Freunden den ganzen Betrag des

Lösegeldes nicht zusammenbringen, so ist er durch seine Ehre verpflichtet, sich wieder in die Hände des Rabat zu begeben und dessen Gefangener zu werden. Man hat nur wenig Beispiele, daß der Rabiet sich geweigert habe, zu bezahlen oder zurückzukehren.

Kann der Freund, welcher Bürgschaft geleistet hat, vom Rabiet keine Zahlung erlangen, so muß er den Rabat aus seinem eigenen Vermögen befriedigen. Aber er kann eine schwere Strafe auf seinen falschen Freund werfen, — eine Strafe, welche so gefürchtet ist, daß die Araber sich sehr selten derselben aussetzen. Der Bürge braucht bloß den andern als einen Treulosen unter allen Zweigen seines Stammes (nämlich des Bürgen) anzuzeigen, so kann die angezeigte Person, wenn sie nachher in Frieden oder in Krieg zu einem Zelte dieser Nation kommt, das Privilegium eines Gastes oder eines Dakheil nicht in Anspruch nehmen, sondern der Gastfreund darf ihm selbst sein ganzes Eigentum abnehmen. Dieser Anspruch hört erst auf, wenn der Treulose die gestohlenen Güter wiedergibt. Sein Gewissen oder sein eigenes Interesse bestimmt ihn endlich zu einem Entschluß; aber er kann weder von dem Scheich gezwungen, noch durch Zureden seiner eigenen Familie dahin gebracht werden, das Eigentum wieder zurückzugeben. In dem eigenen Stamme des Treulosen hat der Boag (der auf dem Haupt des Verratenen ruhende Fluch) keine Wirkung, obschon man den Mann verachtet, daß er sich den Boag zugezogen hat.

Wenn der Vater einer Familie oder ein Sohn sich auf einen Raubzug zu begeben entschlossen ist, so erwähnt er davon, wie gefährlich auch dieselbe immer sein möge, nichts gegen seine zurückbleibenden nächsten Freunde und Verwandte, sondern gibt seiner Schwester oder seiner Frau bloß den Auftrag, für einen Vorrat von Mehl und Salz in einem kleinen Beutel zu sorgen. Auf jede Frage über den Zweck dieser Reise antwortet er entweder: „Das ist nicht eure Sache", oder gibt die Lieblingsantwort der Beduinen: „Ich gehe, wohin mich Gott leitet."

Ein Vater, dessen Sohn zum Rabiet gemacht worden ist, opfert oft sein ganzes Eigentum als Lösegeld auf, weil er es als eine Ehre betrachtet, daß sein Sohn ein Haramy ist, und der Hoffnung Raum gibt, daß er ihm bald durch das Resultat einer glücklichen Expedition den Verlust ersetzen werde.

Der Rabiet wird manchmal ohne Lösegeld oder auch für ein sehr mäßiges in Freiheit gesetzt. Dies geschieht gewöhnlich, wenn sein Leben durch die Gefangenschaft in Gefahr kommt; denn stirbt er in den Fesseln, so kommt sein Blut aufs Haupt des Rabat. Ein großmütiger und freigebiger Araber verachtet es, seinen Feind auf die oben beschriebene Art zum Gefangenen zu machen, aber die Fälle dieses Edelmutes sind nicht sehr zahlreich. Die Araber nähern sich nie einem feindlichen Lager zu Fuße, oder in kleinerer Zahl anders, als wenn sie auf Raub ausgehen. Wollen sie einen offenen Angriff machen, so kommen sie auf Pferden oder Kamelen. Wenn ihr An-

griff fehlschlägt, so werden sie als ehrliche Feinde und nicht als Räuber betrachtet, nämlich ausgezogen und geplündert, aber nicht gefangen genommen. Begegnet dagegen ein Araber einem unbewaffneten Feinde, so weiß er gleich, daß dies ein Haramy ist, der mit der Absicht zu rauben kommt, und er hat deshalb ein Recht, ihn zum Rabiet zu machen, vorausgesetzt, daß er ihn an einem Ort ergreift, von welchem es noch möglich ist, ihn bis zu Sonnenuntergang in sein Lager zu bringen oder die Zelte eines befreundeten Stammes mit ihm zu erreichen.

In diesem Falle gilt die Voraussetzung, daß der Feind die Absicht gehabt habe, diese Nacht das Lager zu berauben. Ist aber der Ort, wo der Feind angetroffen wird, über eine Tagereise vom Lager entfernt oder so weit, daß ein Marsch während des übrigen Tages (von der Zeit des Zusammentreffens bis Sonnenuntergang gerechnet) das Lager nicht erreicht, so ist er nicht berechtigt, ihn zum Rabiet zu machen, sondern muß ihn als einen gemeinschaftlichen Feind behandeln. Weiber werden nie als Rabiet gefangen gehalten.

Sollte ein Mann in dem Augenblick ergriffen werden, wo er eben seinen gefangenen Freund oder Verwandten befreien will, so wird er selbst zum Rabiet gemacht, vorausgesetzt, daß er unmittelbar aus der Wüste kommt. Ist er aber in einem Zelte des Lagers als Gast empfangen worden oder hat er nur etwas Wasser getrunken oder sich in einem der Zelte niedergesetzt und den Gruß ausgesprochen Salam aleyk (Friede sei mit euch!), so muß er von dem Eigentümer des Zeltes beschützt werden, obgleich sein hochsinniges Unternehmen fehlgeschlagen ist.

Wenn nach vollbrachter Tat die Haramy auf dem Rückwege mit ihrer Beute von den Arabern des geplünderten Stammes oder den Freunden derselben eingeholt werden, so werden ihnen die gestohlenen Kamele wieder abgenommen, gehen aber in das Eigentum dessen über, der sie abnimmt und werden dem ersten Besitzer nicht zurückgegeben. Wer bei dieser Gelegenheit einen Haramy ergreifen kann, behandelt ihn als einen Rabiet.

Während des Raubens werden die Haramy manchmal gewahr, daß sie entdeckt sind oder daß der Tag bald anbricht, was sie in Gefahr bringt, oder daß einer aus ihrer Gesellschaft unfähig ist, ihnen zu folgen. In diesen Fällen geben sie die Unternehmung gänzlich auf, gehen in eins der Zelte, wecken die schlafenden Bewohner derselben und erklären: „Wir sind Räuber und wünschen von unserm Unternehmen abzustehen.“ „Ihr seid in Sicherheit!“ ist die Antwort. Es wird sogleich ein Feuer angezündet, Kaffee gemacht und den Fremden ein Frühstück vorgesetzt; sie werden so lange Zeit bewirtet, als sie nur zu bleiben wünschen. Bei ihrer Abreise erhalten sie hinlänglichen Vorrat, um die Heimat erreichen zu können. Sollten sie unterwegs auf eine feindliche Partei des Stammes stoßen, den sie zu berauben die Absicht hatten, so ist ihre Erklärung: „Wir haben in diesem oder in jenem Zelte Salz gegessen“ — ein Paß, welcher ihnen Sicher-

heit verschafft. Jedenfalls würde sie das Zeugnis ihres Wirtes aus den Händen jedes Arabers, sowohl seines eigenen als irgend eines befreundeten Stammes erlösen.

Sollten dagegen die Haramy, nachdem sie gastfrei von ihrem Beschützer bewirtet worden sind, so niedrig gesinnt sein, auf ihrer Rückreise andere Araber des feindlichen Stammes zu berauben, so sind sie des Privilegiums des Dakheil verlustig. Das beraubte Individuum wendet sich an ihren Wirt, der sogleich einen Boten an den Scheich vom Stamme des Räubers sendet und das gestohlene Eigentum zurückfordert, weil es gegen die Gesetze der Ehre und Gerechtigkeit gestohlen sei. Geben die Haramy die Beute heraus, so ist alles abgemacht. Weigern sie sich, so begibt sich ihr voriger Wirt auf den Weg zu ihnen und bringt das kupferne Gefäß mit, aus welchem sie gegessen haben, als sie seine Gäste waren. Wenn er zum Zelte des Scheichs dieser Räuber kommt, versammelt sich der ganze Stamm. Er sagt den Haramy: „Dies ist das Gefäß, aus welchem ihr gegessen habt (das Zeichen des gewährten Schutzes, als ihr in Gefahr wart); gebt deshalb das gestohlene Vieh heraus.“ Fügen sie sich, so ist die Sache noch freundschaftlich abgemacht; weigern sie sich aber, so ergreift der Araber das Gefäß und sagt öffentlich zu ihnen: „Ihr seid Treulose und sollt überall als solche angezeigt werden.“ Die Wirkungen dieser Erklärung sind den oben erwähnten im Falle des Boag oder des treulosen Benehmens ähnlich.

Beim Friedensschlusse zwischen den beiden Stämmen, wenn die beiden Scheichs gegraben und begraben haben, bleibt alle Schuld der Treulosigkeit zwischen Individuen auf beiden Seiten, selbst nach dem Frieden, gültig, und die Wirkungen des Boag hören nie auf, bis alles vollständig ausgeglichen ist.*)

Die Aufnahme eines Dakheil ist ganz willkürlich; sie kann verweigert werden, was aber selten der Fall ist. Die Araber sagen, daß der Dakheil oder der Mann, welcher um Schutz bittet, den um Schutz Angesprochenen überrumpelt, und daß letzterer sich kein Verdienst dadurch erwerbe, seine Bitte zu gewähren. Aber bei manchen Gelegenheiten wird das Recht des Dakheil nur teilweise gewährt. Wenn in der Schlacht, wo eine Metzelei stattfindet, ein verfolgter Feind Gelegenheit finden kann, den Schutz eines Arabers in Anspruch zu nehmen, der vielleicht ein Freund des Verfolgers ist, so kann ihm der Araber antworten: „Ich beschütze dein Leben, aber weder dein Pferd, noch dein Eigentum“, und diese Gegenstände fallen folglich dem Verfolger zu.

Weibsleute, Sklaven und selbst Fremde können einen Dakheil aufnehmen. Sie führen ihn augenblicklich zu ihren Angehörigen und

*) Wenn nach einem Kriege die Häuptlinge unter Einwilligung aller Familienhäupter Frieden schließen, geschieht dies unter der Bedingung, daß alle Ansprüche auf Blutrache und auf Ausgleichung der Privatschulden beiderseitig vollkommen fallen gelassen werden. Solche Friedensschlüsse kennzeichnet der Volksmund mit dem Satze: „Die Scheichs haben gegraben und begraben“.

zwar: eine Weibsperson zu ihrem Vater, ihrem Ehemann oder ihren Verwandten, — ein Sklave zu seinem Herrn, — und ein Fremder zu seinem Gastwirt.

Ich habe schon bemerkt, daß der Rabiet durch Berührung irgend einer Person unter gewissen Umständen sich zum Dakheil derselben erklären kann. Es versteht sich aber auch, daß niemand durch willkürliche Berührung des Rabiet denselben befreien könne. Dies ist eine notwendige Vorsicht des Gesetzes, weil der Mann, welchem der Gefangene angehört, in seinem eigenen Stamme immer einen geheimen Feind hat, der sich Mühe geben würde, ihn um das Lösegeld zu bringen. Er muß deshalb beständig auf seiner Hut sein und entweder seinen Gefangenen zwingen, dem Privilegium des Dakheil zu entsagen, oder er muß allen Gästen den Zutritt verwehren. Der Rabat kann, wenn er mit Geschäften überhäuft ist, seinen Gefangenen der Sorge eines vertrauten Freundes übergeben, welcher letzteren in seinem eigenen Zelte bewacht und für seine Mühe als Vorausbezahlung ein weibliches Kamel bekommt.

Sollte jemand den Dakheil eines andern verletzen oder belästigen (ein Fall, der selten vorkommt), so würde der Kadi (der Richter) das ganze Eigentum eines solchen Frevlers nicht für ausreichend halten, ein solches Vergehen wieder gut zu machen, welches weit größer ist, als wenn er den Beschützer selbst verletzt. Um deshalb zu bezeichnen, daß der Dakheil eines zweiten von einem dritten beleidigt worden ist, sagt der Araber: „Mein Grund und Boden ist aufgerissen oder mit Füßen zertreten worden, meine Ehre ist verletzt worden."

Bis hierher wäre von den Räubereien die Rede gewesen, welche bloß in feindlichen Lagern begangen werden. Die Araber beschränken sich in diesem Punkte jedoch nicht allein auf die Zelte ihrer Feinde, sondern berauben auch oft Leute ihres eigenen oder irgend eines befreundeten Stammes. Wird ein solcher Räuber auf der Tat ergriffen, so verliert er nach dem alten Gesetz seine rechte Hand; aber das Herkommen gestattet ihm statt dessen fünf weibliche Kamele an die Person zu zahlen, die er zu berauben beabsichtigte. Diejenigen, welche solche Räubereien an ihren Freunden begehen, werden nie zum Rabiet gemacht.

Die Geschichte der Aulad Soliman im nördlichen Afrika.

Nach Gustav Nachtigall*) (1874).

Mit hohem Interesse und bewunderndem Erstaunen erfüllten mich die Schicksale dieses winzigen Araberstammes, die Rolle, welche derselbe einst in seiner Heimat zu spielen vermocht, und die Umwälzungen, welche er auf fremder Erde mitten unter feindlichen Stämmen in

*) „Sahara und Sudan, Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika." Bd. II. Berlin 1881, Paul Parey. — Eine wertvolle Schilderung des Raub- und Nomadenlebens eines arabischen Stammes in Nordafrika.

einem ausgedehnten Teile der südlichen Sahara und sogar in den relativ dicht bevölkerten Sudanländern hervorgebracht hatte. Schon Barths Erzählungen aus dem Anfange der fünfziger Jahre gewähren interessante Einblicke in das Leben und Treiben der Aulad Soliman, und wenn uns einerseits die Roheit und Gewissenlosigkeit der wüsten Räuber abstoßen und anwidern muß, so zwingt uns andererseits ihre unerschöpfliche Lebens- und Tatkraft zu rückhaltloser Anerkennung. Während Heinrich Barth vor mehr als 20 Jahren ihre Auflösung als unmittelbar bevorstehend bezeichnete, herrschen dieselben noch jetzt, trotz ihrer kleinen Zahl, über ungeheure Gebiete.

Die ursprünglichen Sitze der Aulad Soliman liegen in Fezzan und in der Umgebung der großen Syrte. Während des Winters und Frühjahrs weideten sie ihre Kamelherden in den Steppen nahe dem Meeresufer und lagerten hie und da in den Flußtälern, welche sich von Westen her jenem großen Meerbusen zuwenden. Im Sommer zogen sie dann in die Oasen Fezzans, in denen sie Dattelpflanzungen besaßen, um die Ernte einzuheimsen.

Der Stamm setzte sich zusammen aus den Abteilungen der Dschebair, Miaissa, Scheredat und Hewat, von denen die erst- und letztgenannten in Semnu und Temenhint ansässig waren, während die andern beiden Familien sich in die Dattelhaine der Oase Sebha teilten. Die Gesamtzahl aller scheint nie sehr groß gewesen zu sein; ihre Streitmacht erreichte wohl kaum jemals die Zahl von 1000 Reitern. Macht und Ansehen verdankten sie ihrer Tatkraft und Zähigkeit, der Überlegenheit ihrer Führer und der ritterlichen Treue, mit der sie stets zu den zahlreichen, schwächeren Nachbarn standen, die sich ihnen verbündeten oder unterordneten.

Die frühere Geschichte des Stammes ist nicht frei von ernsten Zerwürfnissen und blutigen Streitigkeiten im eigenen Innern, welche zu tiefen Spaltungen führten und weitreichende Folgen hatten. So brach einst zur Zeit der Regierung des Vorgängers von Jusef Pascha ein geringfügiger Streit zwischen den Kindern der Dschebair und denen der Hewat zu Semnu aus, welcher durch die Teilnahme der Erwachsenen zu ernstlichem Zwiste führte. Die Hewat riefen die Scheredat von Dschedid in Sebha herbei und besiegten mit ihrer Hilfe die Dschebair, während die Miaissa zu Qarda (ebenfalls in Sebha gelegen) noch keine Kenntnis von diesen Ereignissen hatten. Die Dschebair räumten infolge ihrer Niederlage Semnu und zogen sich unter ihrem Häuptling Seif en-Nasr nach Norden bis an das Tarhunagebirge zurück.

Hier nahm der Häuptling Abd el-Hadi, welcher die umwohnenden Stämme unter seiner Führung vereinigte, die versprengte Abteilung der Aulad Soliman, welche die edelsten Familien des Stammes umfaßte, gastfreundlich in seinen Weidebezirken auf. Doch bald verwandelte sich das freundschaftliche Verhältnis in offene Feindschaft, als Seif en-Nasr die Beweise eines unerlaubten Verhältnisses zwischen seiner Frau und seinem gastlichen Beschützer erhalten hatte. Ohne

Rücksicht auf die Geringfügigkeit seiner Streitkräfte griff der kühne Dschebair-Chef zu den Waffen gegen den Schänder seiner Ehre, wurde begreiflicherweise leicht besiegt und verlor in dem blutigen Treffen nicht allein manchen wackeren Stammesgenossen, sondern auch zwei seiner Brüder, Mohammed und Srhir. Auf seinem Rückzuge gen Süden wurde er von Abd el-Hadi verfolgt und im Wadi-Bei noch einmal gründlich aufs Haupt geschlagen. Während er darauf eiligst nach Fezzan entfloh, stieß er zu Bu N'dscheim auf die übrigen Abteilungen der Aulad Soliman, welche ihren Weideplätzen in der Syrtengegend zuzogen.

Das Unglück der Dschebair ließ die frühere Feindschaft vergessen. Alle kehrten nach Fezzan zurück, um sich zu einem energischen Zuge gegen die Tarhunastämme zu rüsten. Noch war kein Jahr verflossen, als sie ihr Vorhaben erfolgreich ausführten, und bei dieser Gelegenheit fand Abd el-Hadi zu el-Hasba auf dem Abhange des Tarhunagebirges den Tod.

Aus dieser Zeit datiert das hohe Ansehen des Stammes und seines Führers. Die benachbarten schwächeren Stämme ordneten sich allmählich der Leitung Seif en-Nasrs unter, und dieser erkannte bald die Herrschaft Jusef Paschas kaum noch formell an, so daß er auf Anstiften des letzteren durch Meuchelmord aus dem Wege geschafft worden sein soll. Er hinterließ zwei Söhne, Rhet und Hamed, — ein dritter, Abd el-Dschlil, war schon vorher gestorben oder, wie manche behaupten, von dem tripolitanischen Pascha ebenfalls getötet worden —, welche alsbald den Tod des Vaters zu rächen suchten und im Distrikte von Mesrata ein großes Blutbad in dem Stamme anrichteten, aus dem der Mörder Seif- en-Nasrs hervorgegangen war.

Jusef Pascha suchte darauf in anderer Weise den Stamm unschädlich oder sich sogar teilweise dienstbar zu machen. Es gelang ihm, den Ehrgeiz Rhets zu erregen, indem er ihm eine gewisse Oberherrschaft über die Stämme, welche in der Gegend der großen Syrte weideten, einräumte. Derselbe kam sogar nach Tripolis und wurde daselbst mit Beweisen ehrender Freundschaft und mit Geschenken überhäuft. Als aber Scheich Rhet versuchte, für den Oberherrn die jährlichen Abgaben von den Stämmen jener Gegenden einzutreiben und eine militärische Kolonne von Tripolis zu seiner Unterstützung kam, zieh man ihn des Verrates an den gemeinsamen Interessen, und die eigenen Stammesgenossen, die Scheredat und Hewat, überfielen ihn eines Tages. Schwer verwundet begab er sich nach Tripolis, während sein Bruder Hamed mit Hilfe der Tripolitaner sich gegen die feindlichen Stämme wendete und sie bis in den Gebirgsbezirk Dschebel trieb. Der plötzliche Tod Rhets, der in Tripolis nach seiner völligen Genesung eintrat und einem Verrate Jusef Paschas zugeschrieben wurde, machte seinen Bruder zum Chef des Stammes, aber auch zum unversöhnlichen Feinde des tripolitanischen Gewalthabers.

Neben Hamed trat an die Spitze der Dschebair und Miaissa sein Neffe Saadi, ein Sohn des soeben erwähnten Abd el-Dschlil Ibn Seif

en-Nasr. Beide hoben die Macht und das Ansehen des Stammes zu bedeutender Höhe, während die hinterbliebenen Söhne Rhets namens 'Omar, 'Abd el-Dschlil, Seif en-Nasr, Rhet und 'Omar es-Srhir noch im Kindesalter standen. Die meisten Stämme von Beni Ulid bis Benghazi waren ihre gehorsamen Verbündeten, und unter diesen waren damals die nennenswertesten die Dschawazi. Gleichwohl hatten Hamed und Sa'adi keinen großen Erfolg gegen Jusef Pascha, denn als dieser eine militärische Kolonne gegen die aufrührerischen Araber unter dem Befehle seines Sohnes Mohammed Bei aussendete, vermochten dieselben nicht nur den offenen Kampf nicht aufzunehmen, sondern verstanden sich sogar dazu, zwei Geiseln als Bürgen ihres künftigen Gehorsams zu stellen: die Aulad Soliman den genannten Sa'adi und die Dschawazi einen Edelmann namens el-Masri.

Als diese von dem treulosen Mohammed Bei auf dem Heimwege ermordet worden waren, griffen die Araber wieder zu den Waffen und ereilten den verräterischen Heerführer, dem es aber gelang, nach einem unentschiedenen Gefechte ohne den Anschein der Flucht Tripolis zu erreichen. In diesem Gefechte fand Scheich Hamed den Tod. Noch in demselben Jahre rüstete Jusef Pascha eine neue Expedition aus, welche zur See nach Benghazi geführt wurde und die vereinigten Araberstämme bei Dscherdes besiegte. Diese flohen nach Ägypten, wo Mehemed 'Ali zwar die Dschawazi freundlich aufnahm, aber den Aulad Soliman aus Besorgnis vor ihrer ruhe- und zügellosen Natur nur einen kurzen Aufenthalt gestattete.

Kurz vor dieser Zeit hatte el-Muqni der Herrschaft der Aulad Mohammed in Fezzan ein Ende gemacht und im Namen seines Herrn Jusef Pascha die Regierung übernommen. Von Ägypten zurückgewiesen, eilten auf diese Nachricht die tatendurstigen Araber gen Murzuq, um den unberechtigten Regenten aus ihrer Vaterstadt zu vertreiben.

Wir sehen nun, wie Mohammed Tscherkes, ein Mamluck Jusef Paschas, dem bedrängten Muqni zu Hilfe kommt, die Araber in einem Treffen zwar nicht besiegt, doch auch selbst unbesiegt bleibt und sie in schmachvollem Verrate zu Temsawa, wo er mit ihnen die Friedensbedingungen feststellen soll, durch die Ermordung der erwachsenen Männer auf lange unschädlich macht. Die Kinder männlichen Geschlechts aus der Häuptlingsfamilie werden als Geiseln nach Tripolis geführt, wo sie Jusef Pascha freundlich aufnimmt und erziehen läßt.

Die Zahl derselben war indessen vermindert worden durch den Tod des älteren 'Omar und vermehrt um Sa'adi, den Sohn des ermordeten gleichnamigen Enkels Seif en-Nasrs.

Während so die Dschebair und Miaissa auf lange Zeit gänzlich machtlos geworden waren, wurden die Scheredat und Hewat, einst von ihren Bruderstämmen in den Gebirgsdistrikt getrieben, bald von einem ähnlichen Schicksal ereilt. Mohammed Bei wußte sie durch trügerische Worte in ihre ursprünglichen Sitze an der großen Syrte

zurückzulocken und verfuhr dort ähnlich mit ihnen, wie Mohammed Tscherkes mit ihren Stammesgenossen in Fezzan verfahren war. Damit war der ganze Stamm für fast zwei Jahrzehnte von dem Schauplatze gleichsam verschwunden.

Doch die Tradition blieb, und die heranwachsende Generation richtete die Augen hoffnungsvoll auf den künftigen Häuptling 'Abd el-Dschlil, der mit seinen Brüdern und mit seinem Neffen am Hofe von Tripolis aufwuchs. Derselbe gewann die Gunst Jusef Paschas und tat sich als junger Mann bei den kriegerischen Unternehmungen hervor, welche damals von Fezzan aus auf weite Entfernungen nach Süden hin unternommen wurden. Fünf dieser großartigen Raubzüge wurden in die Tubuländer, nach Kanem, ja bis Baghirmi hinein ausgeführt. Jeder derselben dauerte etwa ein Jahr und war von einem Jahre der Ruhe gefolgt. Die beiden ersten befehligte el-Muqni, den dritten der Mameluck Mohammed el-Ahmar, der mit jenem verschwägert war, den vierten leiteten el-Muqni und 'Abd al-Dschlil gemeinschaftlich und der fünfte wurde von dem letztgenannten allein geführt.

Aus diesen Zeiten stammt der Haß der Sudanbewohner gegen die räuberischen Araber, und damals lernten die Aulad Soliman den natürlichen Reichtum jener Striche kennen, welche sie zu ihrem Adoptiv-Vaterlande wählten, als ihr wechselvolles Schicksal sie aus der Heimat vertrieb. Noch sah ich Greise unter ihnen, welche an allen diesen Expeditionen teilgenommen hatten, deren Augen leuchteten, wenn sie von den Zeiten erzählten, in denen sie in der Heimat eine glänzende, wenn auch unglückliche Rolle gespielt hatten, und die an der Schwelle des Grabes nur den einen Wunsch hegten, noch einmal die Heimat wiederzusehen und ihr ruheloses Haupt in vaterländischer Erde zu betten.

Wie später 'Abd el-Dschlil einige Zeit ruhig als Distriktschef zu Sebha in Fezzan lebte, ohne die Vergangenheit und die erlittene Unbill zu vergessen, bis der Stamm wieder zu alter Pracht erblüht war; wie er dann trotz seiner persönlichen Ergebenheit gegen Jusef Pascha mit den Seinen die Waffen ergriff, um alten Verbündeten der Urfilla beizustehen und das eigene Rachegefühl zu befriedigen; wie er bald alle Landschaften bis zum Wadi Beni Ulid erobert hatte und von hier aus die Machthaber in Tripolis ängstigte; wie er zu dieser Zeit die Türken sich in Tripolis festsetzen sah, und 'Abd el-Dschlil 12 Jahre lang die Herrschaft in Fezzan behauptete: das alles gehört in die Geschichte Fezzans. Das Gefecht der Fezzaner gegen die Türken bei el-Baghla endigte das abenteuerliche Leben des ritterlichen Araberhäuptlings. Zum Tode getroffen versammelte er die Ältesten seines Stammes und beschwor sie, sich der Rache der unversöhnlichen Türken durch eine selbstgewählte Verbannung zu entziehen. Er erinnerte sie an die gemeinschaftlichen Kriegszüge gen Süden und riet ihnen, in der dattelreichen Tubulandschaft Borku mit den üppigen Kamelweiden Bodeles und des Bahar el-Ghazal in der Nähe, eine neue, der ursprünglichen ähnliche Heimat zu suchen.

Zuerst folgten die Leute Seif en-Nasrs, der selbst, wie auch sein Bruder Rhet, nicht mehr am Leben war, dem Rate des gefallenen Führers, während die Übrigen sich noch in Barka hielten. Nach einigen Jahren verließen auch diese die Heimat, und jetzt haust fast der ganze Stamm seit ungefähr einem Menschenalter nördlich vom Tsadsee. Die zuerst in Besitz genommene Landschaft Borku, allzu-weit einerseits von Fezzan, andererseits von Bornu, auf deren Märkte die industrielosen Araber für die Beschaffung von Kleidung und Getreide angewiesen blieben, hatten sie bald verlassen, um sich in Kanem festzusetzen, in dessen südlichsten Teile Getreidekultur und Rindviehzucht blüht, während dichtbewaldete Täler und steppenartige Ebenen in den übrigen Teilen ausgezeichnete Weiden zur Kamelzucht darbieten und die Bornumärkte nahe genug sind, um die nötigen Kleidungsstücke und Tauschwerte zu liefern. Damals war Scheich Mohammed, der Sohn 'Abd el-Dschlils, Häuptling des Stammes.

Es war eine harte Zeit, die ihrer Niederlassung in Kanem folgte. Als Erbfeinde und Eindringlinge gehaßt und gefürchtet, hatten sie ein aufregendes Leben unablässiger Kämpfe zu ihrer Verteidigung, zum Erwerbe und zur Befestigung ihrer Macht zu führen. Mit einer bewundrungswürdigen Zähigkeit und Unternehmungslust bekriegten sie nacheinander alle Stämme, welche zwischen dem Tsadsee und der Südgrenze Tibestis einerseits und zwischen der Bornustraße und der von Benghazi nach Wadai führenden andererseits wohnen, und leisteten dies alles mit einer Macht, welche 500 Reiter und ebenso viele Krieger zu Fuß nicht überstieg. Unermüdlich fand man sie, bis zur Dattelernte in Borku, bald im Kampfe mit den zahlreichen Stämmen des Bahar el-Ghazal, bald auf einer Reise zu den Märkten in Bornu oder den Haussastaaten. Die kräuterreichen Niederungen von Egei und Bodele mit ihrem Reichtum an brakigem Wasser, beliebte Sammelplätze der kamelzüchtenden Stämme der südöstlichen Wüste, vereinsamten mehr und mehr, denn was von den rücksichtslosen Arabern seit ihrer Ankunft dort geraubt wurde, spottet jeder Berechnung.

Wüste und Steppe mußten ihnen das Lieblingsbesitztum, die Kamele, liefern, und der nahe Sudan mit seiner seßhaften Bevölkerung bot ihrer Raubsucht manchen für jene Gegenden reichen Fund an Silber, Bernstein, Korallen und Baumwollenstoffen. Die Gerüchte von ihren erfolgreichen Beutezügen drangen, durch die Entfernung in das Fabelhafte vergrößert, in die Heimat und führten ihnen abenteuerlustige und beutegierige Landsleute von der Grenze Ägyptens bis Tripolis und Fezzan zu, welche sich zeitweise an ihren Unternehmungen beteiligten. Urfilla, Qedadifa, Ferdschan, Dschawazi, Megariha scheuten die mühe- und entbehrungsvolle Wanderung, die lange Trennung von Heimat und Familie nicht und erschienen als vorübergehende Bundesgenossen im fernen Süden, um nach einigen Jahren beutebeladen heimzukehren.

In wenigen Jahren war der Kamelreichtum der südlichen Tubu,

der Bewohner des Bahar el-Ghazal und der Nordgrenzen Wadais sichtlich gemindert, und die Aulad Soliman begannen, kühn gemacht durch ihre Erfolge, ihre Augen auf die an den besten Kamelen der Welt so reichen Tuarik zu richten. Unter diesen waren es besonders die südöstlichen Stämme, vorzugsweise die Kelowi, welche ihnen reiche und bequeme Beute versprachen, da dieselben den Salztransport aus den unerschöpflichen Gruben von Kawar in die Landschaften der westlichen Wüste und die volkreiche Gegend zwischen Tsadsee und Niger mittels Karawanen, die Tausende von Kamelen zählen, fast ausschließlich besorgen. Bald wurde Kawar und die diese Oase umgebende Wüste ein beliebtes Ziel der arabischen Freibeuter, und es erscheint begreiflich, daß dieselben in einer kurzen Reihe von Jahren dort an 50 000 Kamele geraubt haben sollen.

Diese verlockende Quelle der Bereicherung drohte jedoch verderblich zu werden. Die Tuarik übertreffen alle Stämme, mit denen die Aulad Soliman bis dahin, und nicht immer ohne Mühe, fertig geworden waren, weit an Zahl und kriegerischem Sinn, und im Jahre 1850 brachten dieselben eine Macht von ungefähr 7000 Streitern, auf Pferden und Kamelen beritten, zusammen und zogen gegen die kecken Feinde nach Kanem. Gerade zu jener Zeit war die Mannschaft der Aulad Soliman durch die Rückkehr zahlreicher Bundesgenossen aus Norden in ihre Heimat fast um die Hälfte geschwunden.

In dem Wadi Kaine, wie dies Tal von den Arabern genannt wird, oder Enneri Medeli, wie es bei den Daza heißt, überfielen die Tuarik die Horde, welche in der Tiefe des Tales lagerte, ohne sich auch nur durch die in Zeiten der Gefahr übliche Befestigung eines Dorngeheges — Zeriba genannt — gesichert zu haben. In dem Dickicht des Talgrundes konnten die Überfallenen weder Pferde, noch Feuerwaffen zur Geltung bringen, und zu Fuß und im Handgemenge ist der Araber ein ungeschickter Gegner. Bald hatten die Feinde, welche zumeist mit Schwert und Dolchmesser bewaffnet waren, in dem von ihnen gesuchten Handgemenge einen vollständigen Sieg errungen. Der Vater meines Reisegefährten Hazaz erzählte mir an Ort und Stelle dieses blutigen Kampfes, an dem er selbst teilgenommen hatte, daß damals nur etwa 20 Reiter entkommen seien. Aus der Häuptlingsfamilie fielen sieben Mann, unter denen sich Mohammed Ibn 'Abd el-Dschlil, der damalige Scheich des Stammes, befand. Die Frauen und Kinder wurden von den Tuarik verschont, und diejenigen unter ihnen, die frei geboren und erst spät in Gefangenschaft gekommen waren, sämtlich ohne Lösegeld ausgeliefert.

Zum zweiten Male innerhalb eines halben Jahrhunderts war fast die ganze waffenfähige Mannschaft des Stammes, jedenfalls die Blüte derselben, vernichtet. Man kann sich nicht wundern, daß Barth, als er kurz darauf Kanem besuchte, den gänzlichen Untergang der Aulad Soliman voraussehen zu müssen glaubte, denn er sah sie in ihrer numerischen Schwäche aufs neue bedrängt von den meisten Stämmen Kanems, welche nach dem Siege der Tuarik mit frischer

Hoffnung den Kampf gegen die fremden Unterdrücker wieder aufgenommen hatten. Doch die Lebenskraft und die Elastizität des merkwürdigen Stammes bewährte sich aufs neue glänzend. Die Regierung von Bornu nahm damals seine Reste in ihren besonderen Schutz, versah dieselben mit Pferden und Waffen und suchte sie als Grenzwächter gegen den mit wachsendem Mißtrauen betrachteten Nachbarn Wadai zu verwerten. Um die Bande der Dienstwilligkeit und Ergebenheit fester zu knüpfen, zog Scheich 'Omar den jugendlichen Rhet, dem als Sohn Seif en-Nasrs und Neffen 'Abd el-Dschlils nach Mohammeds Tode die Häuptlingswürde zugefallen war, für einige Zeit an den Hof von Kuka. Als derselbe dann, etwa 20 Jahre alt, reich beschenkt und ausgerüstet mit Pferden und Waffen zu den Seinen nach Kanem zurückkehrte, blieben seine Mutter und einige Frauen und Töchter der angesehensten Männer des Stammes, gewissermaßen als Bürgen für den gesetzlichen Sinn und die Dienstwilligkeit der Ihrigen, in der Hauptstadt Bornus zurück.

Während der nun folgenden schwierigen Zeit wäre dem Stamme ein klügerer Kopf und eine festere Hand notwendig gewesen, als solcher Scheich Rhet, ein junger Mann ohne Erfahrung, ohne besondere Intelligenz und ohne persönliches Ansehen, ihm bieten konnte. Noch existierte zwar ein Bruder 'Abd el-Dschlils, der jüngere 'Omar, welcher dem Stamme sehr wertvoll hätte werden können; aber seine Natur wich gänzlich von der seiner Stammesgenossen ab. Er war von Jugend auf dem räuberischen Treiben seiner Genossen abhold gewesen und hatte sich stets mit Vorliebe religiöser Übungen befleißigt, so daß er allgemein der Murabid genannt wurde. Ein eigentümliches Geschick verurteilte den braven und milde gesinnten Mann mit all seinem Sehnen nach Ruhe, Gesetzlichkeit und Studium zu einem langen Leben inmitten von Kampf, Raub und Mord. Erst an seinem späten Lebensabend, kurz vor meinem Aufenthalte bei seinen Stammesgenossen, gelang es ihm, sich von diesen loszumachen, seine Scheu vor den Türken zu überwinden und in seiner Heimat den lang ersehnten Frieden zu finden.

Bei allem Mangel an hervorragenden Führern und trotz der großen Zahl der Feinde und der eigenen numerischen Schwäche überwand der lebenskräftige Stamm dennoch die kritische Zeit. Bald vermochte er wieder einige hundert Reiter und ebensoviel Krieger zu Fuß ins Feld zu stellen, schloß Frieden mit den Tuarik, gewann wieder mehr und mehr Terrain in Kanem und konnte seine Herrschaft in Borku wie früher behaupten. Kaum ein Jahrzehnt später finden wir die Aulad Soliman als Bundesgenossen eines Regierungsprätendenten in Wadai, freilich mit Mißerfolg, gegen den König dieses Landes ziehen, und nach weiteren 10 Jahren sah ich sie wieder unbedingt herrschen in dem ganzen weiten Gebiete, das den Schauplatz ihrer Taten vor der Niederlage durch die Tuarik gebildet hatte, ebenso gefürchtet, aber auch freilich ebenso gehaßt als zur Zeit ihrer höchsten Blüte. Noch immer zogen sie rastlos umher, und selten auf fried-

lichen Pfaden. Je mehr die Steppen Kanems und die früher so kamelreichen Niederungen von Egei und Bodele vereinsamten, je mehr die Kanembu sich auf die Inseln des Tsadsees zurückgezogen und die Daza sich ihnen unterwarfen oder nach Bornu auswanderten, desto weiter und mühevoller wurden ihre Raubzüge, und sogar im Norden von Dar For sind sie gesehen worden.

Doch was ist Zeit und Raum für einen Sohn der Wüste? Ein Jahr ist für ihn wie ein Monat, wie eine Woche, wie ein Tag. Wo es Kamele gibt, da fühlt er sich zu Hause, wo ihre Nahrung wächst, dahin zieht es ihn, und wo er Zelt und Hütte aufschlägt, da ist seine Heimat. Man betrachte das ungeheure Gebiet, welches diese Araber ruhelos von Süd nach Nord, von Ost nach West durchstreichen, das sie mit Pulver und Blei beherrschen, aus dem Treue und Glauben, Friede und Sicherheit gewichen sind, und das der friedliche Reisende nur in Begleitung dieser gesetzlosen Freibeuter durchwandern kann, und staune!

Von den alten Helden waren derzeit nur wenige übrig geblieben. Die meisten ruhten im Grabe; einige hatten sich in der verflossenen Unglückszeit in friedlicher Handelstätigkeit nach Bornu zurückgezogen, und den alten Bu Alaq habe ich als Ratsherrn am Hofe von Kuka kennen gelernt. Die jüngere Generation hielt unter ihrem jugendlichen Häuptling 'Abd el-Dschlil, dem Sohne Mohammeds Ibn 'Abd el-Dschlils, der nach dem frühen Tode des jugendlichen Scheich Rhet an die Spitze des Stammes getreten war, an den alten Traditionen fest, wuchs in der Verachtung bürgerlicher Arbeit auf und fand ihren Lebenszweck in der Beraubung und Verfolgung ihrer dunkler gefärbten Nachbarn. Ihre Vorfahren hatten wenigstens einst in der Umgebung von ebenbürtigen Feinden ritterlichen Sinn geübt und aus dieser Zeit eine gewisse Treue und Wortfestigkeit bewahrt, doch die neue Generation drohte allmählich zu einer Bande gewöhnlicher Räuber herabzusinken. Während man noch jetzt in Tripolis und Fezzan überall das Lob der früheren Aulad Soliman ertönen und ihren Scheich 'Abd el-Dschlil oft als Beispiel von Tapferkeit, Großmut und Treue rühmen hört, blicken die Alten des Stammes selbst mit Schamgefühl auf den Mangel an Ritterlichkeit und die kleinliche Habgier ihrer Kinder und Kindeskinder.

Blutrache und Sklaverei unter den Bogos im Norden Abessiniens.

Nach Werner Munzinger*) (1858).

Die Botmäßigkeit hat ihren Ursprung in kriegerischer Unterwerfung oder in der Hülflosigkeit vereinzelter Einwanderer gegenüber einem starken, eng verwandten Volke. Es ist durch die lebendig erhaltenen Stammbäume eine leichte Sache, den Tigre nachzuforschen.

*) „Sitten und Recht der Bogos“. Winterthur 1859. — Die hier geschilderten Sitten folgen Anschauungen, die uns aus dem alten Testament vertraut sind. „Im

Tigre bedeutet einen Mann von äthiopischem Ursprunge, der das Tigre spricht. Wir finden unter den Tigre einige Familien, die, von undenklichen Zeiten botmäßig, mit der Familie Gebre Terkes hier eingewandert sind. Andere fanden sich im Lande vor, und, machtlos, der Invasion zu widerstehen, erkauften sie die Duldung mit schleuniger Unterwerfung. Die Bogos scheinen sich auf sehr friedliche, schonende Art des Landes bemächtigt zu haben und unähnlich den Normannen und anderen europäischen Eindringlingen, erlauben sie sich keinen Angriff auf das Bodenrecht, so daß die Nachkommen der alten Ureinwohner noch immer sich im Besitz des meisten Landes befinden. Die dritte Klasse bilden ausländische Familien, die, mit ihrer Heimat aus irgend einem Grunde unzufrieden oder flüchtig, im Lande der Bogos sich bleibend niederlassen und sich unter deren Schutz stellen, was noch immer vorkommt.

Ein Mitglied der Familie Boas*), so arm und schwach er auch werde, wird nie Tigre; er schöpft in der Gesamtheit seiner Familie die Kraft der Unabhängigkeit. Ein Tigre, wenn auch noch so mächtig und reich, wird nie Schmagilli werden, weil er in die Verwandtschaft der Bogos hineinwachsen müßte. Und dies ist nicht wohl möglich, weil die Tigre von ganz heterogenem Ursprung zusammengewürfelt sind, während die Schmagillis sich alle des gleichen Vaters rühmen. Überdies ist der Druck so gering, daß an eine Revolution nie zu denken ist.

Jede der zwei Kasten hat ihr altes Recht behalten, was aber nur wenige Unterschiede zur Folge hat. Die Rechte des Schmagilli sind an sich mehr nominell und nur in ihren Folgen wichtig. Ihre Vernachlässigung führt zu Ansprüchen von seiten des Herrn, die in der Länge der Zeit zu unerschwinglichen Summen ansteigen. Kommt eine gute Gelegenheit, sucht sich der Herr bezahlt zu machen, und der in die Enge getriebene Tigre ist oft gezwungen, sich, um die Schuld zu tilgen, als leibeigen anzuerkennen.

Die Bogos sind große Freunde alter wurmstichiger Prozesse. Die kleinste Rechtssache führt auf Jahrzehnte zurück und wird oft verwickelter als der Wallensteinsche Prozeß. Alte Ansprüche werden nie vergessen und erben sich auf die Kindeskinder fort. Wer keine Ansprüche hat, erfindet deren; zuerst im geheimen ausgestreut, gibt man ihnen erst nach langer Verjährung Gewicht, und die grundlose Sache gewinnt am Ende den Schein der Wahrheit. Die Leibeigenschaft bei den Bogos hat meist diesen unklaren Ursprung.

Im Land der Bogos finden sich kaum 200 Leibeigene; die meisten

---

Blute sein" — das heißt eine blutige Sache in Rechnung stellen und über sie nach gleichem Verfahren abrechnen, — das kennen wir als Blutrache, als den Satz „Zahn um Zahn &c." Die semitische Blutrache, die semitische Form der Botmäßigkeit, des Kinderverkaufes &c. sind es, die wir hier antreffen. Es sind Sitten altarabischer Abstammung.

*) Die Bogos nennen sich selbst Boas gor, d. i. Boas Söhne, wenn auch nichts über die Person dieses uralten Stammvaters bekannt ist.

sind Landeskinder, von freien Eltern geboren, einige in Hungersnot von den Eltern verkauft, andere Opfer des Faustrechtes, der kleinste Teil von Leibeigenen gezeugt, und man würde in strenger Justiz von wenigstens der Hälfte nachrechnen können, das sie ohne allen rechtlichen Anspruch geknechtet worden sind. Hülflose Waisen, deren Vater irgend etwas verbrochen hat oder haben soll, entgehen selten diesem Los.

Während die einheimischen Sklaven sehr spärlich sind, kann man nachrechnen, daß die Ausfuhr nach dem Ausland früher ziemlich bedeutend war. Die beständigen Blutzwiste zwischen den Bogos und ihren Nachbarn führten zu gegenseitigem Kinderraub. Was man in diesen Kriegen und Räubereien von Frauen und Kindern erbeutete, wurde sogleich nach dem Ausland verkauft.

Ich führe als Beispiel an, daß Ad Bula, ein Zweig der Takue, und Ad Barot in Keren seit 30 Jahren „im Blut sind" (eine Fehde der Blutrache ausfechten). Trotz der Ermüdung der beiden Parteien ist die förmliche Versöhnung unmöglich, weil von seiten Ad Barots vielleicht 20 der ersten Häuptlinge gefallen sind, während Ad Bula an Toten mehr als 30 Männer und an verkauften Weibern und Kindern vielleicht 80 Köpfe verloren hat. Und dem Leser wird es seltsam vorkommen, wenn er hört, daß Ad Barot für das edle Blut sich noch nicht genugsam gerächt glaubte. Kinderdiebstahl war bis auf die neuesten Zeiten das beliebteste Gewerbe der Helden dieses und der benachbarten Stämme. Ich muß hinzufügen, daß in unseren Zeiten die Bogos dieses schändliche Handwerk ganz aufgegeben haben.

Wir betonen, daß die Leibeigenschaft dieses Landes mit der Sklaverei in Amerika und in Asien nichts gemein hat, und wir fügen hinzu, daß die hiesigen Verhältnisse für das ganze Sudan und Habesch gelten. Die Sklaverei in Amerika ist eine Spekulation und wird dadurch sehr hart und grausam. Die der Türken und Araber gibt gute Diener und schöne Frauen und ist daher viel milder. Die Leibeigenschaft unserer Länder ist ebenso entwürdigend, bringt aber dem Herrn wenig Nutzen. Der männliche Sklave lebt für sich und macht sich gewöhnlich zum Räuber. Die Sklavin, bei der Unmöglichkeit zu heiraten, lebt fast ebenso unabhängig. Der Herr hat freilich immer einen kleinen Gewinn von ihrem Verdienste. Wir finden sogar Sklavenfamilien, die untereinander heiraten, Vermögen haben und nur dem Namen nach leibeigen sind. Verkauf einheimischer Sklaven ist sehr selten und geschieht nur, wenn der Sklave anfängt, die Pflichten gegen seinen Herrn allzusehr zu vernachlässigen. Und selbst dem Verkaufe kann sich der Leibeigene durch Domizilsveränderung leicht entziehen.

Erlaube man uns hier eine kurze Abschweifung. Die europäischen Mächte haben schon längst den Sklavenhandel in Acht erklärt und endlich selbst die langsamen Türken und Ägypter zu ihren Ideen bekehrt. In Massaua ist der Ferman für Abschaffung der Sklaverei zweimal verlesen worden. Dessenungeachtet ist die Ausfuhr der

Sklaven nach Arabien so groß wie früher. Englische Kreuzer haben sich nie konsequent der Sache angenommen. Es ist wahr, daß die ägyptischen Häfen der Sklaverei verschlossen sind, wenn auch Ausnahmen, in Kisten verpackt, die ägyptische Polizei nicht beunruhigen (wovon ich Augenzeuge gewesen bin). Ein Kreuzer im südlichen Roten Meer würde dem ganzen Sklavenhandel in einem Monat das Leben abschneiden, da die Mohammedaner eine verunglückte Spekulation ein zweites Mal nicht gern versuchen. In Chartum und im Sudan hat man die Abschaffung längst verkündet und teilweise durchgeführt, aber auf eine sehr rücksichtslose Weise, die dem befreiten Sklaven wenig Nutzen bringt. In Abessinien endlich hat sich der Negus Theodoros der Abschaffung der Leibeigenschaft angenommen; doch haben ihn die ewigen Kriege mit den Gallas verhindert, seine Edikte durchzuführen. Das letzte Jahr nahm er der großen Karawane in Gotscham wohl 3000 Gallasklaven ab, die er getauft in ihr Vaterland zurückschickte. So kann man sich immerhin auf Fortschritt Hoffnung machen. Überdies ist die Abschaffung der Sklaverei in Abessinien und seinen Nachbarländern keine schwere Sache, da die Herren damit wenig materiellen Verlust haben würden.

Zur Beleuchtung des über den unklaren Ursprung der hiesigen Leibeigenschaft Gesagten will ich hier eine Geschichte erzählen, die in der neuesten Zeit vorgefallen ist und deren Zeugen und Mitspieler noch am Leben sind.

In Keren lebte ein Mann, namens Feit, von Hibdoys Söhnen, der fünf Töchter und zwei Söhne hatte. Die älteste war an einen Mann von Ad Demat versprochen; doch war die Heirat noch nicht vollzogen, als die Verlobte, auf Holz ausgehend von einem Tiger zerrissen wurde. Nach der Landessitte trat die nächstgeborene Tochter in das Eheversprechen ein; doch traf sie und so die dritte und vierte dasselbe unglückliche Los, so daß am Ende von den fünfen nur die jüngste übrig blieb, namens Bakita. Der unglückliche Vater, der für sie dasselbe Los fürchtete, kaufte sie mit einer Herde Kühe von dem Versprechen los. Kurze Zeit nachher wurde sein ältester Sohn Gebil auf einer Reise nach Barka von den Beni Amer überfallen; seine Gefährten retteten sich durch die Flucht; er allein hielt Stich und zog zum Zeichen, daß er die Flucht verschmähe, seine Sandalen aus. Da die zahlreichen Feinde ihm von vorne nichts anhaben konnten, schlich sich einer derselben von hinten an ihn heran und stieß ihm die Lanze in den Rücken. Sein Tod wollte seine liebende Schwester um den Verstand bringen; zweimal suchte sie sich zu erhängen, wurde aber jedesmal zum Leben zurückgerufen. Und die Mutter, ihr zärtliches Herz kennend, nahm ihr auf dem Totenbett den Schwur ab, nie mehr, was auch kommen möge, an Selbstmord zu denken.

In dieser Zeit hielt sich in Ona ein Mann auf, namens Muaß, Abomenets Sohn; sein Vater hatte sich, mit seinem Vaterstamme Detschuk entzweit, hier angesiedelt. Der junge Muaß gewann die Tochter Feits lieb und erhielt sie zur Ehe. Die ersten Jahre ver-

gingen gut; die junge Frau gebar zwei Knaben. Doch kamen böse Zeiten; Muaß hatte nichts als ein paar Ziegen, und als der Hunger groß wurde, nahm der rohe Vater keinen Anstand, seine zwei Kinder, trotz dem Flehen der Mutter, nach Barka zu verkaufen. Auf dies hin nahm die unglückliche Frau ihr letztes Kind, ein eben geborenes Mädchen, und rettete sich nach Keren in ihr Vaterhaus. Sieben Jahre lebte sie getrennt von ihrem Manne, der es aber an Bitten und Drohungen nicht fehlen ließ, um seine Frau zurückzubekommen, und so mußte sie sich entschließen, zu ihm zurückzukehren; vielleicht war auch ihre Jugendliebe noch nicht ganz erloschen.

Muaß lebte in Ona unter dem Schutze Schekais, Mesmers Sohn. In Zeiten der Hungersnot hatte er von einem Manne Getreide geliehen, das zurückzuerstatten er keine Mittel hatte. Von dem Gläubiger bedrängt, riet ihm ein böser Freund, sich zum Leibeigenen Schekais zu erklären; sein Gläubiger würde ihm nichts mehr anhaben können, und für seine Person würde ihm sein Herr ohne alle Mühe die Freiheit schenken. Der unbesonnene Muaß glaubte einen guten Rat erhalten zu haben und erklärte sich im Mohäber als Leibeigenen Schekais, und dieser letztere säumte keinen Augenblick, dessen Schuld zu berichtigen. Doch mochten es die Leute von Betschuk nicht leiden, ihren wohlgeborenen Verwandten leibeigen zu sehen. Muaß' Bruder brachte zehn Kühe zu Schekai und kaufte Muaß damit frei. Doch beanspruchte Schekai auch den Loskaufpreis für dessen Tochter, trotzdem sie in den Zeiten seiner Freiheit geboren war, wurde aber abgewiesen. Außer den zehn Kühen erhielt Muaß ein Kleid, um die Bürgschaft zu befriedigen; doch, anstatt es diesem zu übergeben, verschwendete er es auf andere Weise. Sein früherer Herr und die Bürgschaft drängten ihn wiederholt, diese übrige Schuld zu tilgen; aber ohne Erfolg. Muaß hatte sich in dieser Zeit zu der Klasse angesiedelter Fremden gestellt, die, unter dem Schutz eines angesehenen Häuptlings stehend, von Raub leben und Daurai (Vagabund) genannt werden. Der arme Ziegenhirte war ein tapferer Mann geworden, und sein friedliches Gewerbe hatte er gegen Raub und Krieg vertauscht, und durch seinen verzweifelten Mut machte er sich weit bekannt und gefürchtet. Es konnte nicht fehlen, daß sich zwischen ihm und Schekai Streit über gemachte Beute erhob. Schekai forderte seinen Anteil als Schutzherr; der übermütige Muaß wies ihn schnöde ab, so daß die Entzweiung vollständig wurde; Schekai schwur, sich an Muaß' Kindern zu rächen. Muaß siedelte sich in Dschuffa bei Reti Nureddins Sohn an.

In diesen Tagen begab es sich, daß ein armer schwächlicher Mann, von Betschuk gebürtig, nach Dschuffa kam, um Wolldecken zu verkaufen. Die zügellosen Söhne Retis machten den Anschlag, ihn im geheimen nach dem nahen Barka zu verkaufen; der törichte Muaß wurde mit in den Plan gezogen. Der Gast wurde in seines Landsmannes Haus einquartiert; des Abends kamen die Helfer und banden den nichts ahnenden, müden Alten und verstopften ihm den Mund. Um Mitternacht bekam der arme Mann Durst; man öffnete ihm den Mund, und

die Frau reichte ihm eine Schüssel Milch. Doch kaum fühlte er sich frei, als er aus voller Kraft wiederholt um Hilfe rief. Muaß ergriff ihn, um ihn zum Schweigen zu bringen, an der Kehle; seine Hand war zu nervig; der schwächliche Mann fiel lautlos tot auf den Boden. Nachbarn, die auf den Hilfeschrei herbeieilten, wurden mit der Versicherung beruhigt, daß Muaß sich mit seiner Frau gestritten habe. Der Leichnam wurde in der Nacht an einem einsamen Ort eingescharrt.

Reti, der von dieser Tat erst am Morgen Kunde erhielt, bekam große Angst, von Betschuk um das Blutrecht belangt zu werden. Er wandte sich an Muaß und flehte ihn an, das Blut auf sich zu nehmen und nach Barka auszuwandern. Von ihrer Seite versicherten die Leute von Betschuk ihren Landsmann Muaß völliger Straflosigkeit, wenn er die Tat auf die wahren Urheber, die Söhne Retis, werfe. Muaß lehnte aus schlecht verstandenem Ehrgefühl die Gnade ab, rühmte sich öffentlich der Tat und rettete so Reti vor der Blutrache. Reti gab ihm das Geleit zu Bejet in die Ad Ali Bakit. Die Leute von Betschuk ergriffen Muaß' Bruder und zogen ihn für das Blut in Rechenschaft. Doch erwogen die Ältesten im Dorfe, daß im Fall ihr rebellisches Kind Muaß selbst den Feind gegen sein Vaterland führen sollte, sein Bruder sicherlich auf ihrer Seite kämpfen und sterben würde, und erklärten ihn von aller Blutschuld frei. Um die Verwandten des Gemordeten zu befriedigen, begnügte man sich, ihnen fünf der Familie Muaß gehörige Grundstücke und fünf Kühe zu übergeben.

Seitdem blieb Muaß unter dem Schutz Bejets mit Frau und Kind in Barka und ging zum Islam über, während seine Frau sich nie entschließen wollte, den Glauben ihrer Väter zu verlassen. Muaß machte sich in diesen Jahren seiner früheren Heimat durch Räubereien furchtbar und entwendete unter anderem zwei vornehme Kinder von Keren, die er nach dem Gasch verkaufte; so setzte er sich auch mit der Verwandtschaft seiner Frau ins Blut. Die Verwandten der geraubten Kinder sandten, um sich zu rächen, an Bejet, ihnen seinen Schutzbefohlenen preiszugeben, und endlich verstand sich dieser verräterische Schutzherr um den Preis von 50 Kühen dazu, Muaß' Blut ungerächt zu lassen. Dieser letztere hatte von diesem Vertrage keine Ahnung.

Im Jahre 1850 besuchte Muaß mit einer Getreidekarawane die Senhet; er hielt sich mehrere Tage in Keren auf, ohne belästigt zu werden. Mit der Karawane nach dem Barka zurückkehrend, machte er in dem nahen Bogu den Vorschlag, an einem schattigen Platz die Abendkühle abzuwarten. Die Gefährten, die von bösen Anschlägen Wind hatten, machten Vorstellungen; doch erwiderte der kühne Muaß, daß ein Mensch nicht ewig leben könne. Er legte sich von den andern etwas entfernt im Schatten nieder. In diesem Augenblick näherten sich die Bluträcher, zwei Männer von Keren. Der eine ergriff Muaß' eigene Lanze und stieß sie dem Nichtsahnenden in die Brust. Muaß zog sich die Lanze aus dem Leib und hatte sich kaum auf seinen Gegner

gestürzt, als der andere ihn mit einem Schwertstreich zu Boden streckte. Der Leichnam wurde auf dem Platze begraben, doch so nachlässig, daß ihn die Hyänen des Nachts ohne Mühe ausgraben konnten.

Die Witwe verweilte einige Zeit in Barka und gebar einige Monate nach ihres Mannes Tode ein Mädchen, das Hadgu, d. i. seine Verlassenschaft, genannt wurde. Muaß hatte von mütterlicher Seite in den Marea mächtige Verwandte, das sogenannte Beit Tesfai, die auf die Kunde von Muaß' Tode die Witwe einluden, mit ihren Kindern zu ihnen zu kommen. Ebenso schickte Muaß' Bruder zu ihr, sich mit den Kindern bei ihm in Betschuk niederzulassen. Doch die ratlose Frau, die nicht glauben konnte, daß das Land ihres Vaters ihr oder ihren Kindern etwas anhaben würde, hielt es für das Beste, nach Keren zurückzukehren. Doch hatte sie sich da kurze Zeit aufgehalten, als Claudius Schekais Sohn, die Ansprüche seines Vaters hervorholend, ihre ältere Tochter als seine Leibeigene in Anspruch nahm, und da die Waise keinen Fürsprecher fand, nach seinem Haus in Ona abführte. So vollendete sich der Racheschwur Schekais. Die Mutter entschloß sich mit ihrem letzten Kinde zu ihrer Tochter nach Ona überzusiedeln. Doch den Tag, da sie, ihr Kind auf dem Rücken, sich dahin aufmachte, trat ihr Beri Retis Sohn in den Weg und verbot ihr, das Kind mit sich fortzunehmen; denn er betrachtete es als leibeigen. Der verzweifelten Mutter half kein Flehen und Jammern. Beri behauptete, das Kind sei für die Schuld des Vaters, der mit seinen Verwandten von Ad Hadembes in Blut gestanden sei, verantlich. Die Einrede, daß durch Muaß' Tod sein Blut erloschen, daß Beri persönlich, anstatt sein Blutfeind zu sein, ihm eher für den alten Dienst verbunden sei, half nichts. Die Mutter wandte sich an den Schutzherrn der Kinder, Tedros Mahmuds Sohn. Doch dieser, durch seine Frau Beris Schwager, ließ seinen Schützling im Sich. Das Kind wurde für das Blut des Vaters leibeigen erklärt und im Jahre 1852 unter dem Vorwand, es zu den Herden zu schicken, nach den Ad Ali Bakit geschickt und durch Bejets Vermittlung in das untere Barka verkauft.

So war die Rache vollendet, der Schuldige getötet, die unschuldigen Waisen zu Sklaven gemacht. Die trostlose Mutter lebte seitdem mit ihrer ältern Tochter zusammen; die jüngere ist in Barka spurlos verschwunden. Doch um zu zeigen, daß Gott in seiner Barmherzigkeit über die Opfer der menschlichen Bosheit wacht, muß ich beifügen, daß die ältere Tochter seitdem von der Leibeigenschaft losgekauft worden ist und die vielgeprüfte Mutter später bessere Zeiten gesehen hat, die sie vielleicht die alten Wunden vergessen machen.

Verlag von **Friedrich Brandstetter** in **Leipzig.**

Als ein **Gegenstück** zu den Grubeschen Geschichtsbildern, in welchen vorzugsweise die **politische** Geschichte (Fürsten und Staatengeschichte) zur Darstellung gelangt, ist in gleichem Verlage ein Werk erschienen, das sich die Aufgabe gemacht hat, die Geschichte des deutschen Volks ausschließlich in Beziehung auf Handel und Verkehr, auf Kunst und Wissenschaft, auf Sprache und Sitte u. s. w. der Beobachtung zu unterziehen.

Es sind dies:

Bilder aus der deutschen Kulturgeschichte.

Von

Albert Richter.

Zweite Auflage.

2 Bände. 66½ Bog. Mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt.

Geh. 10 M., eleg. in 1 Bd. geb. 11.50 M.

In diesem Werke wird das materielle, wie das geistige Leben des deutschen Volks in anschaulich gehaltenen, mit reichem Detail ausgestatteten Bildern vor die Augen der Leser geführt und zwar unterstützt durch stattliche Illustrierung, welche dem Werk nicht nur einen Schmuck zu verleihen, sondern, da die Illustrationen meist alten Originalen nachgebildet sind, auch ein tieferes Eindringen in die Kulturverhältnisse der Vorzeit zu ermöglichen und das Verständnis des Textes zu fördern bestimmt ist.

Statt weiterer Auseinandersetzung über den Inhalt des Buches, das namentlich der heranwachsenden Jugend aufs wärmste empfohlen zu werden verdient, möge hier nur das Inhaltsverzeichnis des ersten Bandes folgen.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 08 10 04 011 3